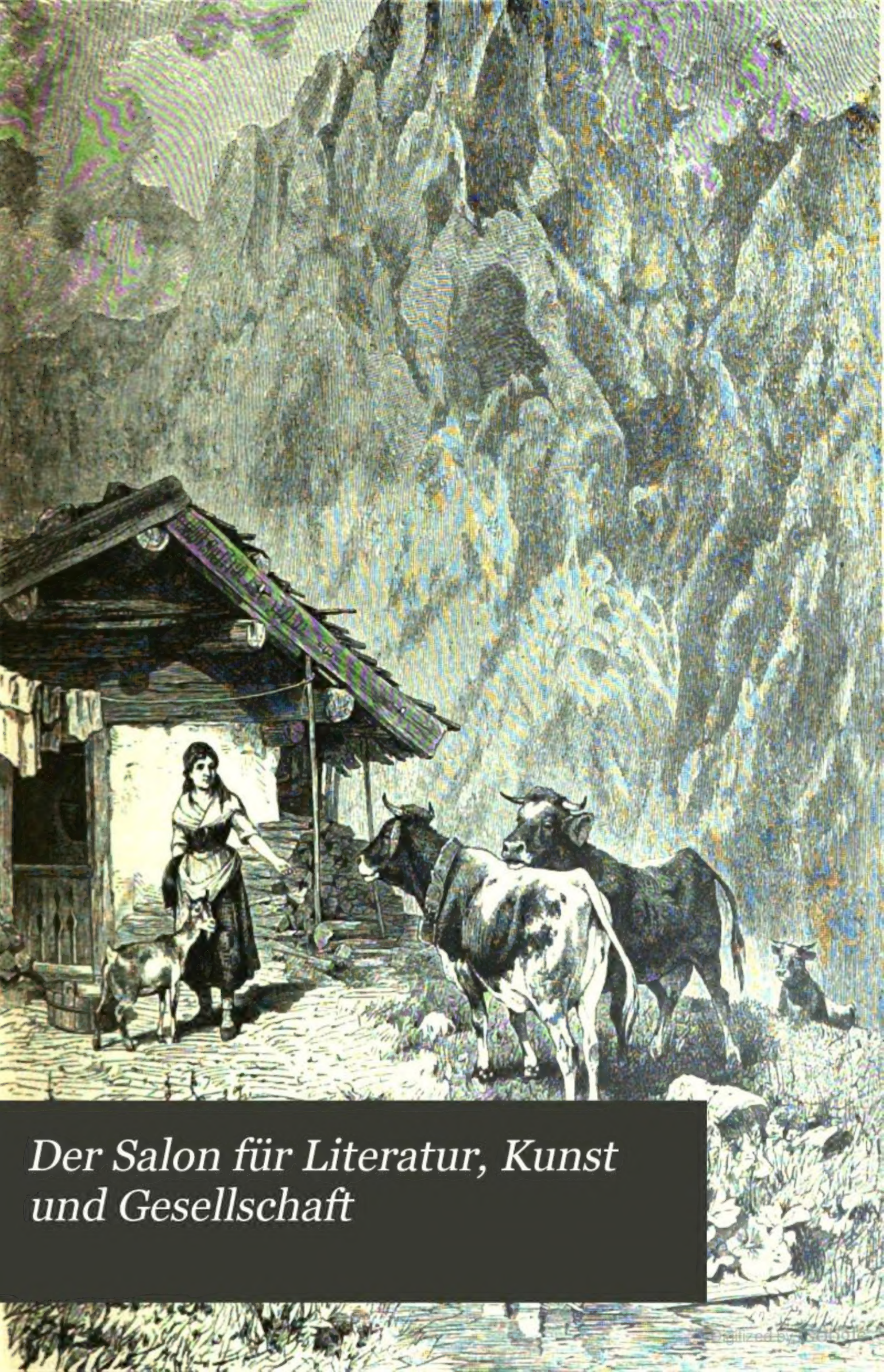


Der Salon für Literatur, Kunst und Gesellschaft

Digitized by Google

FOUNDED
Hackley Public Library.
MUSKEGON, MICHIGAN
MAY 25TH 1888.

THE U[illegible]CHIGAN LIBRARIES Digitized by Google

Der Salon

für Literatur, Kunst und Gesellschaft.

Herausgegeben

von

A. H. Payne.

Band I. 1885.

Neudnitz bei Leipzig,
Verlag von A. H. Payne.
1885.

Digitized by Google

N. Campus
AP
30
S17
1885
v. 1

Faculty ... Library

15418 A

Digitized by Google

Inhalt des ersten Bandes.

	Seite
Das Charfreitagskind. Geschichte aus dem Egerland. Von F. Schanz	1
Shelley's Schwiegermutter. Die Begründerin der Frauen-Emanzipationsfrage. Von Mathilde Blind	20
Gedicht. Von C. F. Stuart	41
Ohne Heim. Novelle von Eduard Müller-Gauger	42. 146
Seltsame Bücher und Bücher-Philister	56
Auf Helgoland. Reiseblätter eines Unbekannten. Von C. F. Stuart	66
Malaria. Gedicht von Hermann Friedrichs	90
Gedichte von Max Vogler und Frida Schanz	91
Zur Charakteristik der „guten alten Zeit"	92
Gedichte von Max Vogler und Egon Rail	97
Der Goldfisch. Ein Bild aus dem Leben von A. W. Gellrich	121
Viktor Emanuel II. als Coeur-König. Von Dr. H. Th. Traut	137
Gedicht von Hermann Friedrichs	145
Der Cid der südslavischen Volkspoesie. Von S. Singer	162
Das Urbild der Madame Angot. Historische Novellette von E. von Schwarz-Norberg	170
Die erste Weltumsegelung. Kulturhistorische Skizze von Rudolph Müldener	193
Gedichte von B. Jaenisch, Alfred Friedmann, Paul Barsch, Egon Rail	207
Der Liebesbriefträger wider Willen. Von Hermann Friedrichs	241
Zum Holberg-Jubiläum	265
Gedichte von Frida Schanz	274
Von der hansischen Flandernfahrt. Von Erwin Ertel	279
Zwei Festtage. Aus dem Spanischen von Emil Jonas	293
Das moderne englische Zeitungswesen. Von Leopold Katscher	312
Der Obotrit. Von A. Engel	324
Ohne Königin kein Spiel. Humoreske von Hildebrandt-Strehlen	361
Marc Aurel als Herscher und Philosoph. Eine historische Charakeristik von Moritz Brasch	371
Hedwig. Gedicht von C. F. Stuart	377
Christfestgebräuche in England. Von Boehnke-Reich	378
Trösteinsamkeit in der Christnacht. Gedicht von Ludwig Soyaux	383
Aus der Gesellschaft. Original-Novelle von Ferdinand Schiffkorn	385. 519
Gegen den Tod kein Kraut gewachsen ist. Von Oberstabsarzt I. Kl. Dr. August Dyes in Hannover	412
Warum? Gedicht von Karl Henckell	422
Geständniß. Gedicht von Alfred Friedmann	423
Ein Spaziergang durch Metz. Von Arthur Mennell	424
Wahres Gold! Erzählung aus dem Zeitalter Ludwig XIV. Von Hans von Spielberg	433
Ein moderner Epiker. Von Dr. Adolf Kohut	447
Orchidea. Von Frida Schanz	481
Reinhold Lenz. Eine Studie von Dr. Emil Traut	488
Gedichte. Von Martin Greif	502

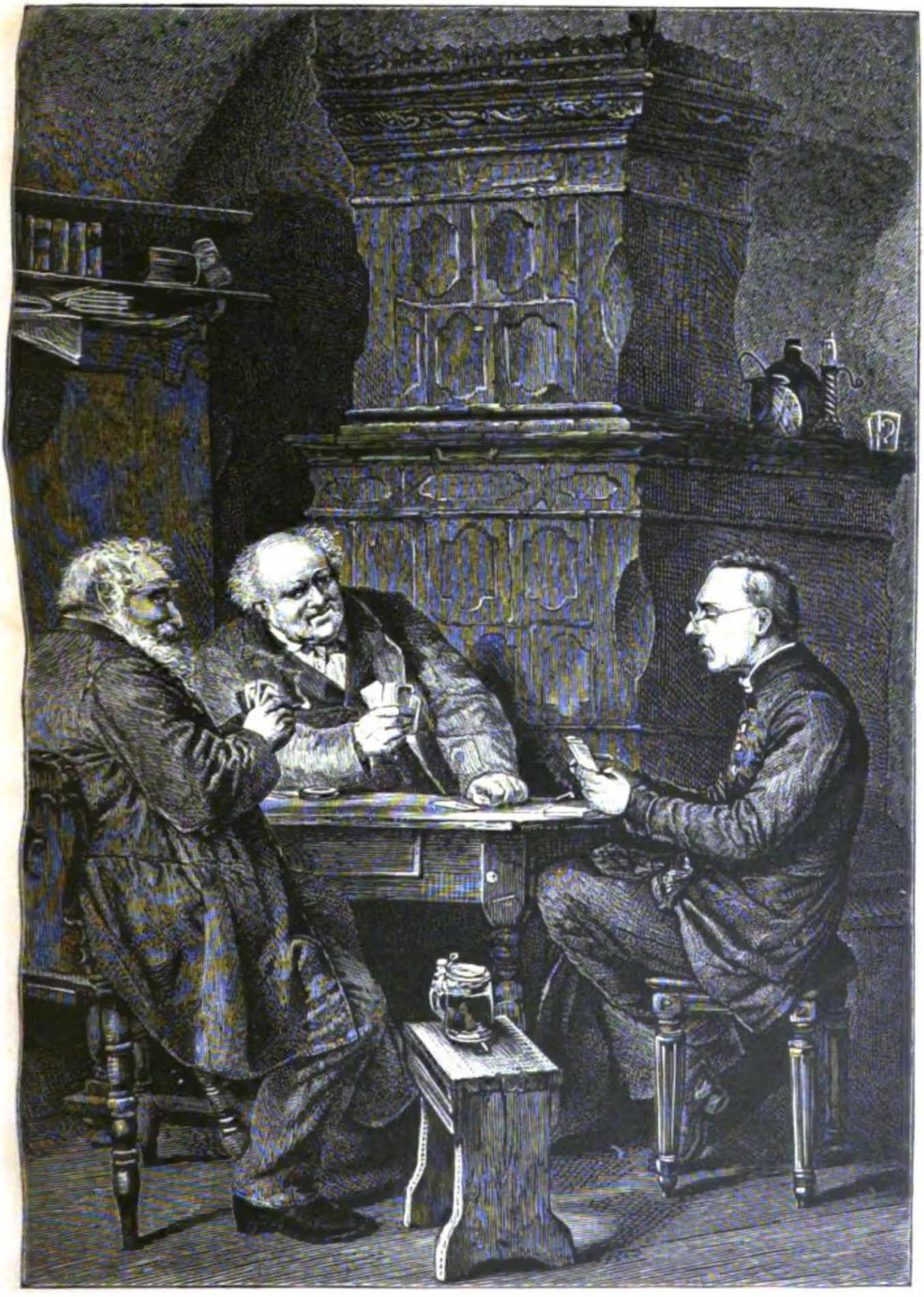
Digitized by Google

Seite
In die Marmarosch! Von Paul Dehn 503
Gedicht. Von Gg. Schaumberg 539
Maria Stuarts letztes Gebet. Uebersetzt von C. Spielmann 540
Das Edelthongut. Ein Gedenkblatt zum 200jährigen Geburtstage Böttchers. Von Dr. H. Boehnke-Reich 541
Physiognomische Briefe. Von E. Redenhall 550
Brunhilde. Von Johannes Bohne 554
Karl von Braunschweig und die Nemesis 566
Standbilder. Von B. von Suttner (B. Oulot) 601
Marie Geistinger. Ein Künstlerbild von Dr. Adolf Kohut 609
Lebenslauf. Gedicht von Alfred Friedmann 617
Die Poesie der Sinnsprüchen und Devisen. Von W. de Porta 619
Auf dem Meere. Gedicht von Julius Hoefft 630
Meran 631
Verdammniß. Gedicht von Leo Hanin 644
Türkisches Frauenleben und Freiheitsbestreben. Von Ludmilla 645
Palingenesie. Gedicht von Hermance Potier 654
Im letzten Semester. Humoreske von Otto Krüger 655
Am Kamin 98. 210. 337. 451. 574. 693
Neueste Moden 113. 233. 353. 473. 593. 713

Kunstblätter.

Ein Kleeblatt. Nach dem Originalgemälde von Eduard Grützner.
Die Familie Braun. Originalzeichnung von Friedrich Specht.
Das Katzenfrühstück. Nach dem Originalgemälde von Rud. Epp.
Auf der Alm. Nach dem Originalgemälde von Ernst Meißner
Aller Anfang ist schwer. Nach dem Originalgemälde von Emma Müller.
Eine Königsfamilie auf der Jagd. Originalzeichnung von Friedrich Specht.
B. E. Neßler.
Ein verlockender Vorschlag. Nach dem Originalgemälde von Heinrich Weber
Gute Kameraden. Nach einem Originalgemälde von A. Grueber.
Hecht-Alligatoren. Nach einer Originalzeichnung von Jean Bungartz.
Der Einsiedler von Dreilinden. Nach einer Originalzeichnung von C. Rechlin.
Ein Schäfer-Idyll. Nach dem Originalgemälde von B. Weishaupt.
Unerwartetes Weihnachtsgeschenk. Nach dem Originalgemälde von Gust. Igler.
Im Keller. Nach dem Originalgemälde von F. Vinea.
Morgentoilette. Nach dem Orinalgemälde von Gust. Igler.
Der Sonntagsjäger. Nach dem Originalgemälde von Karl Naumann.
Die kleine Mama. Nach dem Originalgemälde von Heinr. Hirt.
Rauchs Grabdenkmal der Königin Louise.
Steinerne Rinne und Teufelsbrücke im Harz.
Bei der Großmama Nach dem Originalgemälde von Berthold Woltze.
Malerpech. Originalzeichnung von F. Lossow.
Der kleine Befehlshaber.
Wilhelm Busch
Ein musikalischer Genuß.

Digitized by Google



Ein Kleeblatt.

Nach dem Originalgemälde von Eduard Grützner.

Digitized by Google

Digitized by Google

Das Charfreitagskind.

Geſchichte aus dem Egerland.

Von F. Schanz.

Den munteren Liebaubach, der von den ſchönbewaldeten Höhen des Tepler Gebirges in maleriſchen Windungen zur Eger fließt, begleitet zur Rechten ein zwiſchen hohem ſaftigen Ufergras hinſtreichender Fußpfad; an einer Stelle, wo die fichtenbewachſenen Thalwände weit auseinander treten, trennt ſich derſelbe von dem kleinen Gewäſſer und führt nach der gutgehaltenen Landſtraße, welche die Hauptſtadt Böhmens mit der rauchſchwarzen Feſte Eger verbindet.

Auf dem Bretterſteg, welcher an der Stelle jener Thalerweiterung über die Liebau führt, ſtand an einem Nachmittag im Vorfrühling eines längſt verfloſſenen Jahres ein ſchmucker, junger Bauer, zu deſſen hoher, kraftvoller Geſtalt und friſcher Geſichtsfarbe die dunkle, reiche Tracht der Egerländer trefflich ſtand.

Fahlgrauer Himmel ſpannte ſich über der ſtillen, farbloſen Landſchaft aus, deren Regloſigkeit nur der rauhe Schrei einer nach Norden flatternden Krähenſchaar und das Murmeln der Wellen unterbrach.

Auch auf dem jungen Geſicht, das ſich über das Geländer des Stegs nach der Tiefe des ſchmalen, mit mooſigen Steinen ausgefüllten Wellenbettes neigte, lag trüb und ſchwer wie Märzengewölk der Ausdruck einer mißmuthigen, drückenden Stimmung. Mit dem Nebelgrau des Himmels konnte dieſe aber wenig zu ſchaffen haben, denn die umwölkte Stirn blieb auch dann noch finſter und gedankenvoll, als ein flüchtiger Goldſtrahl der verhüllten Sonne durch den Dunſt brach und einen Augenblick lang die ganzen geheimnißvollen, zarten Vorbereitungen des Lenzes, die ſchwellenden Knoſpen an Baum und Strauch, die ſilbergrauen Kätzchen an den Weiden und die feinen Spitzen der jungen Grashalme gleichſam entſchleierte und enthüllte.

Ein Pfiff und Hundegebell aus dem nahen Gehölz ließ dem Verſtimmten endlich den Kopf erheben.

„Der Jägerandres!“ ſagte er halblaut und ſtand einen Augenblick zögernd, ob er einer Begegnung mit dem luſtigen Schulkameraden ausweichen oder mit dieſem vereint in der nahen Waldſchenke Ver-

Digitized by Google

gessen seines Aergers suchen sollte. Ein guter, freundlicher Gedanke erhellte plötzlich seine scharf und markig geschnittenen Züge. Er überschritt vollends den Steg und ging nun auf ebenem Wiesenpfad schnell, fast hastig der Landstraße zu. Als er etwa hundert Schritte zurückgelegt hatte, konnte er sich nicht enthalten, sich nach dem umzuwenden, dem er so hurtig aus dem Wege geeilt.

In demselben Augenblick aber, da er den lockigen Kopf wandte, trat zwischen dem niederen Gestrüpp, das die Grenze des Forstes bildete, ein Mann im grauen, grünverzierten Jagdrock hervor, der unter dem Gekläff der beiden gefleckten Bracken, die neben ihm her sprangen, den Namen des jungen Bauern: „Vinzi", ein paar Mal laut und hell ausrief.

Unschlüssig blieb dieser stehen.

„Kehrst Du heut' 'leicht nicht in der Waldschenke ein?" rief ihm der junge Jäger mit weithin klingenden Brusttönen zu.

„Heut' nicht!" entgegnete jener in einem Ton, der unter dem Drucke seines Mißmuths so gepreßt klang, daß der lustige Jägerbursch ihm lachend zurief:

„Oho, kommst wohl aus der Charfreitagsmesse, Vinzi, daß Du gar so quergelaunt bist?"

Empfindlicher hätte keine Neckerei den Bauer treffen können, als diese. Ohne ein Wort zu erwidern, wandte er sich um und schritt nun eilig, als brenne ihm der Boden unter den Füßen, nach der Landstraße zu. Erst als der Föhrenwald, der zur Seite derselben begann, ihn den Blicken des Jägers entzog, hemmte er seine eiligen Schritte, ließ den Kopf, den er vorhin trotzig erhoben, aufs neue sinken und verfiel so allmählich in dieselbe gedankenvolle Träumerei, die ihm vorhin angesichts des schwatzenden Bächleins den Sinn beherrscht hatte.

Wer hieß den Jägerandres sein Witzgeschoß aber auch nach dem wundesten Punkt seiner Laune richten? Und wer hieß ihm selbst heut' an einem Charfreitag, diesem von jedem katholischen Christenmenschen mit Scheu und ahnungsvollem Mißtrauen betrachteten Tag, den Ritt nach der Stadt unternehmen, auf dem — Gott sei's geklagt! — sein schönstes Roß auf dem holprigen Pflaster stürzen und sich so schwer verletzen mußte, daß er nun gezwungen war, es vielleicht wochenlang beim Wundarzt zu lassen, jetzt, wo die Bestellung der Felder ihm das Thier fast unentbehrlich machte?

War er durch die Ereignisse früherer Jahre nicht schon genugsam gewarnt? Hatte er nicht an einem Charfreitag seinen Vater verloren und später an einem Charfreitag seine mit den Ersparnissen des Winters gefüllte Scheune durch Brand eingebüßt? — —

Hätte die ärgerliche Stimmung, die den jungen Bauern heut' überfiel, sich mitten im Treiben und Schaffen des Tages eingestellt, so wäre sie durch Arbeit, vielleicht auch durch ein paar derbe Worte sicher schnell zu bannen gewesen; jetzt aber, da sie ihn allein, thatlos, gleichsam widerstandslos traf, übte sie eine förmlich unheimliche Gewalt über ihn aus; zäh und düster wie ein dunkler Schleier legte sie sich über seine Augen und über sein Herz; und über alle seine Gedanken spann sie ihre fahlen Schattenfäden. Wie arm und werthlos erschien ihm nun auf einmal alles, was er sein eigen nannte: das

Digitized by Google

freundliche Gut im Thalgrund, die Felder, deren Früchte er freilich mit mancher Mühe dem einstigen Waldboden abrang, die Fichtenpflanzungen am Berge, die mit so gar langsamem Wachsthum seine Arbeit lohnten, die Ställe mit den Kühen und Pferden, von denen er heute sein liebstes verloren, — und endlich, da seine Stimmung ihn fester und fester umspann — selbst sein Weib, das schlanke, feingebaute Weib, deren Lächeln doch, wenn sie jetzt an seiner Seite geschritten wäre, sicher das ganze Spinnengewebe seiner üblen Laune wie mit einem Zauberschlag zerrissen hätte, wie es schon so oft geschehen war.

Langsam ging er bei seinen unerquicklichen Betrachtungen weiter, kein freundliches Gefühl, keine Hoffnung und Sehnsucht lockte ihn mehr zum Eilen.

Da erscholl plötzlich, gleichsam der thörichten Selbstqual Vinzis zum Hohn, aus der Ferne ein lustiges Schellengeläut, Peitschenknallen und übermüthiges Gelächter. Wie verwundet kehrte er sich um und sah nun auf der Höhe der Landstraße, auf der er langsam und unvermerkt thalein geschritten, ein kleines, schmuckes, staubumwirbeltes Gefährt, das ein mit rothen Bandschleifen geschmückter Grauschimmel ihm in scharfem Trab näher und näher brachte.

Mit raschem Blick hatte Vinzenz die Insassen des blaugestrichenen Steierwägleins, den rothbäckigen, strammen Bauer und das flachshaarige Weib an dessen Seite, erkannt.

Mit gleichgiltigem Nicken erwiderte er den lachenden Gruß, den ihm die beiden Leute sandten, während das kleine Gefährt schnell an ihm vorbeirollte.

Die junge Frau schien es zumal eifrig darauf abgesehen zu haben, den ernsten Zügen des Wanderes ein Lächeln abzustehlen.

Mit einem schallenden Gelächter, bei dem die kräftigen weißen Zähne zwischen ihren frischrothen Lippen zum Vorschein kamen, hielt sie ein zwischen Tüchern und Schleiern hervorlugendes, winziges Menschenkindlein, das sie sorgsam im Arme gehalten, hoch in die Höhe, und während Vinzenz mit verdrießlichem Murmeln beschäftigt war, den Staub abzuschütteln, womit das flinke Gespann seinen Staatsrock überdeckt hatte, hörte er noch aus der Ferne den Zuruf: „Steig auf, Vinzi, und komm mit zum Kindtaufsschmaus!“

Mit einer unbeschreiblichen Miene von Zorn und Verachtung beantwortete der verstimmte Wanderer das Geheiß.

In dem Gelächter der Fröhlichen, das ihm noch lange in den Ohren klang, lag für ihn ein neuer Anstoß zu Charfreitagsbetrachtungen.

Das junge Weib, deren harte Züge der Mutterstolz jetzt verschönte, könnte sammt der reichen Aussteuer und dem klingenden Brautschatz, die sie dem Steinwälder-Sepp ins Haus gebracht, sein eigen sein, wenn er sie gewollt hätte.

Und wie gern hatte er sie einst gewollt.

Wie einleuchtend war ihm der Gedanke erschienen, mit den Segnungen ihrer Mitgift seiner durch manchen Unstern der verflossenen Jahre herabgekommenen Wirthschaft emporzuhelfen!

Wie hatte ihm damals die Freundlichkeit geschmeichelt, womit sie, die reichste Bauerntochter der Gegend, ihn den lustigsten und schmucke-

Digitized by Google

sten der jungen Burschen, beim Tanz und Kirchgang vor allen andern ausgezeichnet!

Mit welcher heimlichen, schadenfrohen Genugthuung hatte er bemerkt, wie der „Steinwälder", der ihm seine Ueberlegenheit in Geld und Gut so oft und bitter fühlen ließ, ihm nun den vielumworbenen Mädchen gegenüber nachstehen und weichen mußte!

Ja, sicher wäre sie jetzt sein eigen, und sein Tannenhof könnte es mit des Steinwälders Gut wohl in jeder Beziehung aufnehmen, wenn nicht plötzlich die Erscheinung eines Mädchens auf seinem Lebensweg aufgetaucht wäre, die ihn darüber aufgeklärt hätte, daß es außer Berechnung und Schadenfreude noch etwas Besseres und Gewaltigeres giebt, was Mann und Weib fürs Leben aneinander kettet!

Von dem Tage an, da er das schöne Schulmeister-Bärbele aus Hochbirk, dem ärmsten Dorfe des Gebirgs, zum ersten Mal gesehen, war ihm der Gedanke an die reiche Frau schier widerlich und unfaßbar erschienen.

An einem Samstag Abend war das, da er bei den Holzfällern schaffte und sie von der Stadt heimkehrte, wohin sie die feinen Spitzenarbeiten zu liefern pflegte, die ihre fleißigen Finger zu fertigen wußten.

Das Bild des Mädchens mit dem feinen, von dicken braunen Zöpfen umwundenen Köpfchen auf dem schlanken zierlichen Hals wollte ihm nicht wieder aus dem Sinn und der Stolz, mit dem sie seine ersten, etwas kecken Annäherungen zurückwies, machten ihm ihre eigenartige Lieblichkeit nur noch reizender und anziehender.

Jetzt war sie sein.

Allen Verhältnissen zum Trotz hatte er sie heimgeführt. Das Entzücken, mit dem er ihre erwachende Liebe zu ihm beobachtet, hatte ihn gleichsam geläutert und erhoben; mit starkem, schönen Muth hatte er die niederen, kleinlichen Einwände übersehen, welche der Bauernstolz und die Bauernklugheit sich gegen die Regungen seines Herzens erhoben hatte.

Freudig und hoffnungsreich war er am Hochzeitsmorgen an ihrer Seite dahingeschritten. Das Bewußtsein, daß sie die Schmuckeste sei im ganzen Egerland und daß der schöne Glanz, der in ihren feuchten Augen schimmerte, Liebe, tiefe Liebe zu ihm bedeute, hatte ihn über alle Zukunftsbefürchtungen getröstet, selbst über alle Verdrießlichkeiten jenes fahlen Herbsttages, an welchem außer der seinen noch die Hochzeit des Steinwälders mit der reichen Toni gefeiert ward.

„Bleib Du mir nur gut, so wird alles gut!" hatte er gesagt, als er, nachdem ihre Leute nach beendetem Festmahl wieder heim ins Gebirge gegangen, allein mit ihr im sauberen, blumengeschmückten Hause war, in das von fernher die Fiedeln und Flöten aus der Schenke ertönten, wo der Steinhöfer heute jedem, der gern schmauste, tanzte und trank, einen fröhlichen Tag bereitete.

Sie war ihm gut geblieben; und doch war nicht alles gut. So deutlich wie heute hatte er es noch nie gefühlt.

Ein verschuldetes Gut durch Arbeit in die Höhe zu bringen, ist gar schwer, und um so schwerer ist es, bei dem mühseligen Ringen frohen Muthes zu bleiben, wenn dem Strebenden ein lachender, vom Glück begünstigter Nebenbuhler im Wege steht.

Digitized by Google

Ja, wäre der Hof des Steinwälders nicht am andern Ende des Dorfes gewesen und hätte Sepp ihm nicht bei jeder Gelegenheit seinen Reichthum so protzig und prahlerisch fühlen lassen, so wäre alles leichter gewesen.

Trübselig schritt Vinzenz weiter. Die Landstraße, auf der er sich der Heimat näherte, führte ihn jetzt durch das „Pfarrholz", ein Stück schöngehaltenen Fichtenwaldes, dessen Saum von frisch knospendem Brombeergestrüpp und blühenden Schlehen gar schön umrahmt war. Plötzlich flatterte aus dem Dornbusch an seiner Seite zwitschernd und flügelschlagend ein winziges Vöglein empor; ein Strahl, der vor dem Sinken der Sonne hell und goldig das Gewölk durchbrach, streifte sein graues Gefieder und das Federkrönlein, das sein Köpfchen schmückte.

Nahe am Boden aber, zwischen dem stachlichen Gezweig und dem sprossenden Waldgras sah der Bauer ein kleines aus Halmen zierlich geflochtenes Nest, in dessen Grunde drei feine, mit blaßrothen Pünktchen übersäete Eier lagen.

Eine Ideenverbindung, die wohl ein guter Geist zur guten Stunde hergestellt, zauberte dem jungen Mann angesichts dieser rührenden kleinen Vogelhäuslichkeit ein Bild vor die Seele, vor dem alle Schatten erblaßten, die er während des langen, einsamen Wanderns selbstquälerisch heraufbeschworen.

Ach, eins war doch sein; eines, das sein finsterer Groll vor kurzem auch zu schwärzen gestrebt, das ihm aber jetzt mit einem Male lieb und rein, hoch über all' dem leidigen Grämen stand: ein Weib, um das ihn der Steinwälder imgrunde, wenn er am spöttischsten lächelte, am heißesten beneidete.

Wie vornehm und fein ist sie gegen das flachshaarige Bauernweib, das sich ihm vorhin in ihrem prahlerischen Mutterstolz gezeigt!

Ach, in kurzem, in einer Woche vielleicht schon lachte ihm auch solch' ein Büblein in der Wiege. Wie schön wird das Bärbele sein, wenn die Freude ihre jetzt schmal gewordenen Wangen färbt!

Rüstig trabte Vinzenz nun auf einmal landein; er war wie ausgetauscht; von einem Dornstrauch, der ihm seine mit Blüten beschneiten Zweige entgegenstreckte, brach er sich ein Sträußlein und steckte es an den Hut, und den zwei rothbäckigen Jungen, die am Eingange seines Heimatdorfes im Staub der Landstraße spielten, warf er lachend ein paar neue blinkende Kreuzer zu, die ihm ein jubelndes Dankgeschrei eintrugen.

Nun schritt er auf dem Fahrwege, der von der Landstraße ablenkte, zwischen grünumrankten Hecken dem Tannenhofe zu, dessen freundliches Wohnhaus mit seinem spitzen, rothen Ziegeldach, sich von den drei Edeltannen, die hinter ihm emporragten, traulich und einladend abhob.

Eine schöne, graugefleckte Katze, die über den Hof schlich, kam, den Schweif rollend, auf ihn zu und rieb ihr weiches Fell schmeichelnd an seinen Knieen, und der große, kraushaarige Hund, der vor der Thür an der Kette lag, erhob ein schallendes Freudengebell in das der Schäferspitz, der aus der Gesindestube herausschoß, mit gellendem Kläffen einstimmte.

Inmitten all' des Lärms erschien eine alte Frau auf der Schwelle des Hauses, deren einfache, mehr städtische als ländliche Tracht im

d by Google

Verein mit dem schwarzen Seidentüchlein, das sie um das reiche, ergrauende Haar geschlungen trug, ihrer vollen und staatlichen Gestalt etwas Feines und Ehrwürdiges verliehen. Der Ausdruck ihres Gesichtes aber und der dunklen Augen, mit denen sie dem Bauer entgegenspähte, erschien ängstlich und demüthig, obgleich sie sich Mühe gab, durch ein munteres Lächeln ihren Zügen das Gepräge freudiger und zuversichtlicher Laune zu geben.

„Grüß Gott, Vinzi!" rief sie dem Bauern zu, der mit mehr verwundertem, als erfreuten Blick ihren Gruß erwiderte.

„Führt Euch der Weg auch einmal daher, Schwiegermutter?" sagte er, nachdem er die Hand geschüttelt, die sie ihm bot, „oder — es ist doch nichts geschehen bei uns im Haus?"

Mit einem Lächeln, das wohl schelmisch sein sollte, aber wehmüthig und traurig ausfiel, erwiderte sie:

„Geschehen, Vinzi? Nein — oder doch, ja wie Du's nimmst; etwas recht Gutes und Schönes ist geschehen. Rath einmal, Vinzi!"

Forschend sah der Bauer in ihr Gesicht, das unter seinem Blick förmlich erröthete. Plötzlich zuckte ein ahnungsvolles Verständniß über seine wettergebräunten Züge.

„Ein Kind, ein Bub', Mutter — gelt?" sagte er unter freudigem Lachen, indem er die Hand der Schulmeisterin aufs neue ergriff. Dann aber, schneller als es gesagt und gedacht werden kann, glitt ein finsterer Ausdruck, ein Schreck, ein Schauder gleichsam, über sein leuchtendes Gesicht, und, indem er mit der Hand das Zeichen des Kreuzes machte sagte er.

„Du Herrgott! — und heut' am Charfreitag. Arm's, arm's Würmle, arm's klein's Bübele Du!"

„Ach, Vinzenz", sagte die Frau, indem sie mit überquellenden Augen in sein verstörtes Antlitz sah. „Gesagt muß es ja einmal sein. Du hast Dich wohl sehr auf einen Buben gefreut?"

„Nun, und — —" sagte der Bauer gespannt, fast drohend.

„Unser Herrgott hat's halt anders gemacht und Dir ein Mädle in die Wiege gelegt, ein gar fein's Dingerl, wie ein Knosperl schaut's heraus aus seinem weißen Bettchen, so schön hab' ich noch keins g'sehn. Willst Du Dir's nicht einmal anschaun?"

Die letzten Worte sprach sie laut, mit von Thränen rauher Stimme, denn Vinzenz hatte sich mit einer trotzigen Bewegung von ihr hinweg und nach dem Hofe zugewandt.

„Gleich", sagte er, indem er unbeirrt über das große Geviert des Hofes nach dem Stalle zuschritt. „Jetzt hab' ich erst noch nach anderem zu schaun, ich komme schon noch zurecht da drinnen — —"

Das übrige verlor sich in unverständlichem Gemurmel. Die Frau, die noch immer unbewegt in der Hausthür stand, faltete tief erbleichend die Hände und schickte einen Blick voll innigen Flehens zum Himmel.

Kein Strahl aber antwortete ihr von oben; tiefer und tiefer senkte sich das graue Gewölk und die Stimme der Abendglocken, die durch die dicke regenschwere Luft von fern herübertönte, klang schmerzvoll und bang wie ein Grabgeläut.

Leise und langsam ging die Frau endlich über den Hausflur nach dem Zimmer zurück, aus dem sie gekommen war.

Digitized by Google

Nickend und lächelnd beugte sie sich über die kleine buntbemalte Wiege und setzte sich dann schweigend neben das Lager der jungen Frau, welche, ohne ein Wort der Frage mit großen, glänzenden, ausdrucksvollen Augen in ihr Gesicht sah.

Die Dämmerung im Zimmer, welche die schönen Linien des todtblassen Gesichtes verschleierte und verwischte, ließ doch noch die Form des feinen Kopfes, die dunklen Haarwellen, die das Rund der Stirn umrahmten und die zwischen den zartothen Lippen hervorblitzenden Zähne erkennen.

Als der Bauer nach einer Viertelstunde ins Zimmer trat, hatte das Dunkel des Abends sich völlig über das junge Angesicht gebreitet. Er sah weder die Thränen, die an den zuckenden Wimpern perlten, noch die Arme, die sich ihm, wie um Liebe und Vergebung flehend entgegenstreckten. Mürrisch trat er an das winzige Bett seines Kindes und sagte nach einigen täppischen und verdrießlichen Versuchen, die Händchen des armen jungen Wesens im Dunkeln zu streicheln:

„Mußt halt schauen, wie Du durch's Leben kommst, da Du schon einmal da bist, Du Charfreitagskind!"

Durch das weltferne, waldumschlossene Gebirgsdorf, aus dem sich Vinzenz, der Tannhofbauer sein Weib geholt, bewegte sich etwa drei Jahr nach der Geburt des so mürrisch begrüßten Kindes ein langer, trauriger Zug nach dem Friedhof. Der beklemmende Duft der Weihrauchwolken, welche die den Sargträgern voranschreitenden, weißgekleideten „Aufwartbuben" durch beständiges Schwenken der Weihgefäße erzeugten, bildete mit dem frischen, süßen Hauch der lenzzartigen Blumenkränze, die den einfachen, schwarzen Sarg schmückten, jenes durchdringende Duftgemeng, das sich den Nerven und dem Gedächtniß der Leidtragenden so zäh und quälend einzugraben pflegt.

Unter der großen Schaar von Leuten, die dem Sarge folgten, war außer den neugierigen Kindern wohl keiner, der nicht mit Rührung und Bedauern der todten Schulmeisterin gedacht hätte, die man zur letzten, kühlen Ruhe trug. Daß sie, die so rüstig und kraftvoll schien, ihrem Manne, der vor einem halben Jahre gestorben war, so schnell nachfolgen werde, hätte keiner gedacht!

Das war freilich ein harter, harter Schlag für das Bärbeli, der ihr vielbeneidetes Glück, Tannhofbäuerin geworden zu sein, einigermaßen aufhob und sie der Zuneigung ihrer ehemaligen Genossinnen, denen sie ihre Heirat entfremdet hatte, wieder näher brachte.

Wenn Unglück den Weg zu den Herzen bahnt, so mußte ihr freilich ein jeder aus tiefstem Herzen gut sein, der armen Frau, die unter erschütterndem Schluchzen das blasse Gesicht wieder und wieder in das thränennasse Tüchlein barg. In der That gab sich ein jeder Mühe, ihr Trost zuzusprechen, als sie nach der kurzen Feierlichkeit, während der man den Sarg in das Erdreich senkte, gebrochen an der klaffenden Oeffnung des Grabes niedergesunken war. Da sie aber auf keins der beruhigenden Worte eine andere Antwort hatte, als ein trübes schmerzliches Kopfschütteln und neue, immer heißer hervorquellende Thränenströme, so wandten sich die mitleidigen Frauen und Mädchen, eine nach der andern von ihr ab.

Digitized by Google

„Sei still, Bärbele, Dir bleibt ja noch so gar vieles, was Dich freuen kann", sagte die alte Krämerin, die letzte, die die Weinende verließ, beim Gehen.

„Was Dich freuen kann, so gar vieles, was Dich freuen kann", wiederholte das schluchzende Weib, indem sie sich mit einem Ausdruck tiefen Jammers über den Rand des Grabes neigte, gleichsam als wolle sie die Todte, die einzige, die sie verstanden, zum Zeugen der unendlichen Bitterkeit anrufen, die ihr aus jenen gutgemeinten Worten entgegenquoll.

Während des langen Heimwegs, den sie endlich in der Abenddämmerung antrat, mußte sie unwillkürlich mitten in ihrem tiefen, tiefen Leid wieder und wieder an die Worte der Alten denken.

Fröstelnd trotz der lauen Maienluft, die von Süden wehte, hüllte sie sich in das schwarze Tuch, während sie durch die harzduftenden Wälder und blumigen Wiesen, durch die der nächste Pfad führte, ihre Heimat, dem Tannenhofe, zuschritt.

Als sie daheim anlangte, war es schon spät und still. Der Wind strich flüsternd durch das Gezweig der Tannen, die Hunde rührten sich an der Kette, bellten ein paar Mal kurz auf, um gleich wieder zu verstummen, als sie den Tritt, der sie emporgeschreckt, als den der Bäuerin erkannten. Die schmalen Wangen der schlanken Frau glühten vom eiligen Lauf und dem vielen heißen Weinen und das dunkle Brusttuch hob und senkte sich unter den raschen heftigen Schlägen ihres Herzens.

Auf der Schwelle der Kammer, deren Thür sie eilig und lautlos öffnete, stand sie still und sandte einen schnellen, fragenden Blick durch das dämmernde Gemach! Eine Magd erhob sich schlaftrunken von der Seite des kleinen Bettes, das in der Ecke des Raumes stand und aus dessen Kissen sich beim Eintritt der Bäuerin ein helles, lockiges Kinderköpfchen emporgehoben hatte.

Mit ein paar schnellen Schritten war Bärbele an der Seite der Kleinen, streichelte ihr Gesicht und Händchen und flüsterte mit dem eben noch so schmerzlich verzogenen Mund tausend schmeichelnde Koseworte, welche die Kleine mit einem hellen und glücklichen Lachen erwiderte.

Die Magd machte sich indeß allerlei im Zimmer zu schaffen, um ihre Munterkeit zu beweisen. Sie legte die Röckchen des Kindes zusammen, räumte ein paar im Wege liegende Spielsachen hinweg und zündete dann die kleine, zinnerne Lampe an, die sauber und blank geputzt auf dem Gesimse stand.

„Ist der Herr noch nicht heimgekommen?" fragte Bärbele nach einer Weile.

„Schon vor drei Stunden", entgegnete die Magd. „Er schaffte lange auf dem Boden und in den Ställen; jetzt, denk' ich, ist er in die Schenke gegangen."

Seufzend erhob sich das junge Weib, löste unter fortwährendem, leisem Geplauder mit dem Kinde die schweren Trauerkleider, zog den linnenen Arbeitsrock und das wollene Mieder an und wandte sich dann aufs neue zum Gehen.

„Bleib Du noch bei dem Mariele, bis es schläft", sagte sie zu

Digitized by Google

der Magd, „ich werde noch einmal nachschaun, ob in den Ställen alles in Ordnung ist."

Als sie nach einer halben Stunde zurückkehrte, waren Magd und Kind in friedlichen Schlummer versunken. Lächelnd weckte sie die Dirne, um sie in ihre Kammer zur Ruhe zu schicken.

Das Mariele aber, das so hold lächelnd wie ein Engel in den groben Kissen lag, küßte sie zärtlich und behutsam auf die weißen Wangen, dann kniete sie, von schmerzlichen Gedanken übermannt, an dem Bettchen nieder, stützte ihren Kopf an die harte Pfoste und schluchzte leis und leidenschaftlich in sich hinein.

Eine lange Stunde verging, ehe der schwere Tritt des heimkehrenden Vinzi sie emporschreckte. Lärmend und polternd trat der Bauer in das Gemach.

„Nun, bist Du auch schon daheim?" sagte er so rücksichtslos laut, als wolle er der bittenden Geberde spotten, mit der Bärbele auf das friedlich schlummernde Kind deutete.

„Ja, Vinzenz", sagte sie sanft, indem sie die letzten Thränen aus ihren Augen trocknete. „Es war gar schad', daß Du nicht mitgehen konntest, der Mutter wird's im Himmel droben leid gethan haben."

„Das Geschäft geht vor", sagte der Bauer kurz. „Wer verdienen will, darf keinen Markt versäumen um einer Leich' willen."

„Freilich, freilich", begütigte sie. „Hast Du denn die Ochsen gut verkauft? Es war doch solch' ein Staatsvieh —"

Ein höhnisches Lachen schlug ihr entgegen.

„Verkauft um ein Spottgeld nur, um sie nicht wieder heim zu treiben und weil ich morgen den Juden bezahlen muß, daß er mich unter dem Dache läßt. Jetzt bin ich grad' schon neugierig, wie lang es der Steinwälder noch treiben wird, seine besten Ochsen für den halben Preis wegzugeben, um mir den Handel zu verderben. Der freilich kann's aushalten; aus vollem Säckel wirthschaftet sich's leicht."

Ein bedeutungsvoller, feindseliger Blick glitt zu dem Weibe hinüber. Sie aber sah ihn nicht oder mochte ihn nicht sehen. Mit gewinnendem Lächeln schritt sie hinter den Sessel, auf den der Bauer niedergesunken war, löste ihm die geballten Hände, auf die er die gefurchte Stirn gestützt und sagte demüthig und weich:

„Geh, Vinzi, verzag' doch nicht gleich! Heuer, wo die Saaten so schön stehen und das Vieh so gar prächtig gedeiht, muß doch einmal ein Anfang werden zum Bessergehen. Gar zu viel darf man auch nicht verlangen vom Herrgott. Siehst, mir hat er doch gerad weh genug gethan, da er mir die Mutter genommen und doch denk' ich, wir müßten ihm alle Tag' und Stund' danken. Mir ist's schier wie ein Wunder, daß er uns das Kind gerettet hat und g'sund werden läßt"

Gleichmüthig hatte der Bauer ihr zugehört; die letzten Worte aber brachten ihn um alle Fassung.

„G'sund?" sagte er, indem er aufstand und die Pfeife, die er eben in Brand stecken gewollt, so laut und heftig zu Boden schleuderte, daß sie zerbrach und daß das Kind im Schlafe wie verwundet aufschrie. „G'sund? Ein Krüppel ist sie und bleibt sie ihr Leben lang, ein Krüppel mit einem lahmen Fuß, dem die Buben nachspotten, wenn er sich sehen läßt."

Digitized by Google

Entsetzt sah Barbara in seine zornigen Mienen.

„Vinzenz", sagte sie ernst, „schau, daß Dich Gott nicht noch ärger straft. Hast Du's vergessen, durch wessen Schuld das Mariele gefallen ist und sich die schönen g'sunden Glieder gebrochen hat? Ich hab' Dir nie einen Vorwurf g'macht, bei Gott —"

„Und gut wär Dir's auch nicht bekommen, das", entgegnete er zitternd vor Zorn. „Willst Du nun mich dafür anklagen, daß sie am Charfreitag zur Welt kam und dadurch vom Anfang an zum Unglück bestimmt war? Daß ich sie zu mir auf den Wagen hob und um sie zu halten, die Zügel fallen ließ, als grad' des Steinwälders Schimmel am Thor vorübersauste und mir die Pferde scheu machte, das alles geschah nur, weil's geschehen mußte, weil noch keiner froh und heil geblieben ist, der an einem Charfreitag geboren wurde!"

„Und daß Du mir so lange nichts davon sagtest, daß sie gefallen war", schluchzte die Frau, „daß ich nicht verstand, warum sie wimmerte und weinte und auf einmal nicht mehr laufen konnte, nachdem sie's so schnell gelernt hatte, daß ich zögerte den Doktor herbeizuholen, bis es zu spät geworden und das zerbrochene Beinchen nie, nie mehr gerad' und g'sund zu machen war — — das war kein Unglück, Vinzi, sondern —"

„Schweig", schrie der Bauer, indem er mit funkelnden Augen dicht vor sie hintrat: „willst Du Dir wagen, mich hier zu schulmeistern, wo ich der Herr bin? Hab' ich nicht genug Schaden und Gespött ertragen, seit mir's einfiel, Dir nachzulaufen? Bist Du nicht zufrieden hier und mit mir, so geh' doch heim, woher Du gekommen, und nimm es mit, Dein Charfreitagskind!"

Mit einem Fluch öffnete er die Thür, die er donnernd hinter sich zuschlug, um das Lager auf dem Boden aufzusuchen, wo er während des Kindes Krankheit geschlafen, um das herzzerreißende Wimmern nicht zu hören, das die Schmerzen dem kleinen, fiebernden Mund entpreßten.

Thränenlos, aber todtenbleich, hatte Bärbele sich indeß wieder an des Kindes Bett gesetzt. Sie hielt dessen kleine warme Hand zwischen ihren Fingern und sah mit starren großen Augen zur Decke auf, wo der Wiederschein der flackernden Lampe seltsam bewegte Lichtringe ins Dunkel malte.

Ein mächtiges Gefühl der Verlassenheit war mit einem Male über sie gekommen, klar und scharf empfand sie es, was sie ihrem eigenen Herzen bisher zu verschweigen gesucht: daß sie allein war, ganz, ganz allein auf der Welt mit dem hilflosen Kinde, daß der Mann, den sie so wahr und warm geliebt, ihr so fern stand, so feindselig fern, wie ein Mensch auf dieser Erde, wo wir alle Brüder sind, dem andern nur stehen kann!

„Geh doch hin, woher Du gekommen bist!" tönte es ihr in bösem Spott an das Ohr. Ach, auch das war ja nun für sie verloren: das traute, stille Haus im Gebirge, das der wilde Wein und das Bohnengerank so schön umkleidet, das freundliche weiße Zimmer mit dem weißen, knirschenden Sand, mit jenem Fensterplatz, wo sie als Mädchen über die mühsame Arbeit gebeugt immer gesessen hinter den Rosenkraut- und Goldlackstöcken, während des Vaters freundliche Stimme

Digitized by Google

aus dem Schulzimmer zu ihr herübergetönt und der Mutter flinke stille Geschäftigkeit die kleine Wohnung mit einer so eigenen, traulichen Stimmung erfüllt hatte.

Ach, und wenn der Tod ihr die Jugendheimat auch nicht zerstört hätte, durfte sie sich denn in seinen Frieden flüchten? War sie nicht durch einen heiligen Schwur an den Mann gebunden, der ihr so namenlos weh that? War es nicht ihre Pflicht, in Geduld und Liebe bei ihm auszuharren trotz allem und allem, was er ihr angethan? Mußte sie nicht durch unermüdlichen Fleiß die Armuth auszugleichen suchen, die er ihr zu so hartem Vorwurf machte?

Mit ängstlicher Hast klammerte sich das verzagende Herz an das Gefühl der Pflicht als an den einzigen und letzten Halt.

Lange nach Mitternacht war es, als die Frau sich endlich aus dem schweren Banne ihrer Gedanken emporwand und ihre müden Glieder zu kurzer Rast auf das harte Lager streckte.

Halb im Wachen und halb im Traum glaubte sie das liebe Gesicht der todten Mutter mit seinen tröstenden Augen neben sich zu sehen; unter Thränen sich ermunternd, richtete sie den schmerzenden Kopf empor und rief in heißem, leidenschaftlichem Weh: „Ach hilf mir, hilf mir Mutter, daß ich es ertrage!“

Durch die engen Vorstadtstraßen einer durch rüstigen Gewerbfleiß ausgezeichneten Mittelstadt Böhmens eilte an einem fahlen Novemberabend ein Weib, das ein in ein dunkles Tuch gehülltes Kind auf dem Arm und ein Bündel in der Hand trug.

Der erste Schneefall, den der seit Wochen trübe Himmel der farblosen Erde sandte, wirbelte in den Lüften, und die großen Flocken, die wie blendendweiße Vöglein sich in lustigem Spiel zu jagen schienen, flatterten naßkalt und zerrinnend auf den Boden und gegen das Antlitz der Wandernden.

Hier und da blieb einer der Passanten, von denen heute jeder eiliger als sonst seinem Heim zustrebte, stehen und sah der eilig Dahinschreitenden nach, unwillkürlich betroffen von dem zarten Gesicht mit dem vom Frost brennend roth gefärbten Wangen und von der prächtigen geschmeidigen Gestalt.

Vor einem schmalen, hochstöckigen Haus, über dessen Thür ein rothes Lämpchen unter einem kleinen Gottesbilde brannte, blieb die Frau stehen und suchte die im Dämmerlicht verschwindende Hausnummer zu entziffern. Aufathmend schritt sie dann über die ausgetretene Schwelle, setzte das Kind hinter der Thür auf den Boden und sagte, indem sie ihm die weichen, feuchten Löckchen aus der Stirn strich: „Da sind wir, Mariele; nun weine aber nicht mehr; wenn Du brav bist, schickt uns die Frau Muhme gewiß nicht wieder fort!“

Sorgsam schüttelte sie dann die eisigen Tropfen von ihrer eigenen Kleidung und stieg, nachdem sie das Kind wieder auf den Arm genommen, vier der schmalen, dunklen Treppenabsätze empor. Nach Athem ringend blieb sie dann vor einer der kleinen Thüren stehen, die sie im Scheine des spärlichen, aus einer Dachluke hereinfallenden Lichtes zu erkennen vermochte. Nach langem Zögern erst zog sie an der

Digitized by Google

verrosteten Klingelschnur, worauf das Geläut eines heiseren Glöckchens und das Geräusch langsamer, schlürfender Tritte innen hörbar wurde.

Eine alte Frau mit schneeweißem, saubergeglättetem Haar, die im Rahmen der Thür erschien, sandte aus klugen hellen Augen einen forschenden Blick auf die Fremde, welche stumm und mit seltsam gespanntem Gesichtsausdruck vor ihr stand.

„Bärbele", rief sie dann, indem sie die Hände in frohem Staunen zusammenschlug, „bist Du's denn wirklich? Ja, wer das gedacht hätt', daß ich Dich noch einmal wiedersehen sollte! Und das ist sie wohl, das Mariele mit dem lahmen Füßle, von der Du mir einmal geschrieben?"

„Ja, Muhme, das ist sie", entgegnete Barbara, und wir kommen Dich bitten, ich und mein Mariele, ob Du uns nicht ein Lager geben möchtest für diese Nacht."

„Ja, wird's denn auch gut genug sein bei mir?" sagte die Alte, indem sie die Gäste in das kleine Zimmer führte, in dessen Dämmerlicht ein prasselndes Herdfeuer rothe, zuckende Lichter streute. „Mein Bett geb' ich Euch gern, und eine gute Suppe zur Nacht will ich Euch auch kochen. Ach, Du mein Herrgott, ist das Kind schön!" unterbrach sie sich selbst, als die kleine Oellampe, die sie beim Sprechen angezündet, ihren trüben Schimmer auf das holde, verwundert dreinschauende Kindergesichtchen warf. „So lieb schaut ja das wächserne Christkindl nicht aus in unsrer Kirchen!"

Da die Bäuerin, die müde und abgespannt auf die Herdbank gesunken war, nicht gleich Antwort gab, fuhr die Alte fort:

„Jetzt fällt mir's auch ein, weshalb Du mit dem Kind wirst herein 'kommen sein, den weiten Weg daher. Zum „Christkindl" werdet ihr halt einkaufen wollen, gelt, Bärbele? Ist denn der Bauer auch mit da?"

Die junge Frau, die unter dem Druck der feuchten Hüllen, die ihren Körper umgaben, ein paar Mal leis in sich hineingeschaudert hatte, hob jetzt wie nach schnellem Entschluß den gesenkten Kopf und sagte, indem sie der Alten fest in das freundliche Antlitz schaute:

„Einmal muß es ja gesagt sein, Muhme: ich bin für immer fort von daheim. Es ging nicht länger mit uns beiden. Dem Bauer ist wohler so und mir auch. Ich will nun schaun, daß ich hier Arbeit finde und Brod für mich und das Kind."

Die Alte, eine entfernte Verwandte des todten Schulmeisters, die Barbara, ihr Pathenkind, seit deren Verheiratung nicht wieder gesehen, hatte das Glück derselben — von ihrem engen, düstern Dachkämmerlein aus — stets als einen ungetrübten Himmel betrachtet; sprachlos vor Ueberraschung sank sie nun neben der Bäuerin auf die Bank, faßte deren Hände und sagte:

„Ja, versteh ich Dich denn recht, Bärbele? Davon gegangen bist Du ihm? Und für immer sagst Du? Ja, aber — ich kenn' Dich ja gar nicht wieder. Bist ja sonst so still und verträglich gewesen. Weshalb habt Ihr Euch denn entzweit?"

„Ach glaub' mir's, glaub' mir's, Muhme", sagte Bärbele, die tapfer an ihren Thränen schluckte, um sich der qualvollen Beichte standhaft und schnell zu entledigen, „glaub' mir's — —"

Digitized by

„Weiter kam sie nicht, ein krampfhaftes Weinen erfaßte ihren von Müdigkeit und Gram gebrochenen Körper und indem sie bebend vor der Alten niedersank und ihr Haupt in deren Schoß barg, stöhnte sie nur noch leise mit schwindender Stimme: „Es ist zu hart und zu schwer — zu hart — zu schwer —"

Mit Mühe gelang es der Alten, sie zu beruhigen. Auch das Kind, das seine Aermchen um den Hals der Mutter schlang, bat sie mit herzzerreißenden Klagen, still zu sein.

„Das erzählst Du mir alles ein andermal, Herzle", sagte die Muhme, deren letzte Spur von Entrüstung in Theilnahme zerschmolzen war. „Jetzt steh nur auf, daß ich Euch ein Süpple kochen kann, da schau nur, wie Du das Kind erschreckt hast, ganz blaß ist es geworden!"

Liebreich richtete sie die Knieende empor, strich ihr das wirre schöne Haar glatt und ging dann mit einer so lauten Geschäftigkeit an die Zubereitung des schlichten Mahls, daß es schien, als wolle sie ihre eigene Bewegung unter dem Klirren der Teller und Töpfe verbergen und zugleich dem leis schluchzenden Weibe Zeit lassen, sich ungestört zu fassen.

Als die dampfende Suppe dann auf den Tisch und die blanken Zinnteller vor den Hungernden standen, schwatzte sie traulich und unbefangen von ihrem Alleinsein, den bangen Winterabenden und dem langgehegten Wunsch, mit einem lieben, verwandten Menschen zusammen zu wohnen und zu leben.

„Wenn Dir's Ernst wäre, Bärbele, eine Zeit lang in der Stadt zu bleiben, so ließ Dir der Wirth gewiß gern das Kämmerchen nebenan ab. Eng ist's, aber für Euch zwei reicht's aus, und wenn Dir's manchmal recht trüb vorkommt, so mußt' halt denken, daß es im Winter überall nicht schön ist. Wir können dann beieinander sitzen und Du schüttest mir Dein Herzle aus, wenn ich klöpp'le und Du Deine Spitzen nähst."

Unter Thränen lächelte Barbara ihr zu. Die vernünftigen Worte, die behagliche Wärme des Zimmers, die herzhafte Abendkost, die den erfrorenen und erschöpften Körper aufrichtete, das alles gab auch dem gebeugten Herzen neue Frische und Spannkraft.

Als das müde Kind nach beendeter Mahlzeit auf dem Lager der Alten zur Ruhe gebettet war, saßen die beiden Frauen noch lange plaudernd zusammen. Barbara erzählte der alten Freundin nun gefaßt und ruhig all' das tiefe Weh, das sie in den sieben Leidensjahren ihrer Ehe, namentlich aber in der Zeit seit des Kindes Geburt erfahren hatte.

„Schon dem Mariele wegen, das so frühzeitig lernte, verständig ins Leben zu schauen, durfte ich nicht länger daheim bleiben. So oft sie mich mit den großen verwunderten Augen anschaute, wenn der Bauer im Zorn über seine Wirthschaft mich mißhandelte, sagte ich mir's, daß es eine Sünd' sei, das Kind so zu verderben. Vielleicht hätt' ich's trotz alledem ertragen, wenn dies letzte nicht dazu gekommen wäre. Daß er aber anfing sich an dem Kind zu vergreifen, an diesem armen, schuldlosen Gottesengel, das kann ich ihm nie und nie

Digitized by Google

verzeihen, das hat mein Herz auf immer von ihm losgerissen, und Gott weiß, wie fest es einst an ihm hing!"

„Es wird den Weg zu ihm schon auch zurückfinden", sagte die Alte begütigend. „Was sich so aus reiner Liebe zusammengethan, wie ihr beide, das kann sich nicht für alle Ewigkeit scheiden. Laß es gut sein, Schatz. Daß Du ihm gezeigt hast, wie Du Ernst machen kannst, schadet nichts. Wenn man aber alt wird, so wird man weitsichtig und wenn ich mich nicht arg täusche, so seh' ich in der Ferne nach all' dem Leid ein neues Glück für Euch beide. Der Bauer müßte doch gar kein Herz haben, wenn er solch' ein Weib nicht wieder holen wollt'!"

„Ach, Muhme, er hat auch kein Herz, und es kann nie, nie wieder gut werden. Denn das Kind wird er nie leiden wollen, es war ihm von seiner Geburt an ein Dorn im Aug', und ist's ihm jetzt noch viel mehr, da es durch seine Schuld zum Krüppel geworden ist!"

„Laß nur unsern Herrgott auch ein Wörtle dreinreden", sagte die Alte, die am Ende ihrer Weisheit war. „Wenn unsereins sich vor Kreuz und Leid nicht auskennt, so weiß er doch gar gut, wo er hinauswill. Jetzt komm aber, Bärbele, leg Dich nieder und schlaf gesund; in der Nacht sieht alles noch einmal so trüb und grau aus!"

Wenn das Herz nicht frei ist und der Kopf nicht hell, so ist der Trost eines gesunden Schlafes gar selten bei der Hand.

Das empfand nicht nur Barbara, sondern auch der Tannhofbauer in jener Nacht.

Mürrisch darüber, daß sein Weib, die sich sonst ohne Widerrede seinem herrischen Willen beugte, trotz seines „Nein!" darauf bestanden hatte, heute mit dem Kind in den nächsten Flecken zum Markt zu gehen, war er am Abend aus dem Wald heimgekehrt, wo er Brennholz für den Winter geschlagen hatte.

Wie unheimlich und unwohnlich war es in der großen Wohnstube ohne das Weib! Die Schwarzwälderuhr in der Ecke pochte so laut, wenn niemand im Zimmer schaffte und durch den Lärm von Tritten und Worten ihr Geräusch übertönte. Dazu wollte das Feuer, das die Magd im Herde angezündet, nicht brennen, und das feuchte Reisig, das sie übereinander geschichtet hatte, verbreitete einen häßlichen Qualm in dem kalten, dämmernden Gemach.

Nun konnte sie doch wahrlich heimkommen und nach dem Rechten sehen!

Verdrossen ging Vinzenz aus einem Winkel in den andern, stand dann wieder lange am Fenster, strich mit dem Aermel über die angelaufenen Fensterscheiben und lugte ins Schneegestöber.

Selbst sein gewöhnlicher Abendgang nach der Schenke war ihm heut' verleidet; er mußte doch da sein, wenn sie wiederkam und ihr's kräftig vorhalten, wie sehr es ihn verdroß, daß sie gerad' heute, wo er es durchaus nicht gewollt hatte, nach dem Markte gemußt! Das konnte er doch wenigstens von ihr verlangen, die ihm kein Staubkörnchen ins Haus gebracht, daß sie sich drum kümmerte, ob Feuer im Ofen prassele an solch' einem wilden Abend!

„Ob sie das sind?" sagte er spähend, so oft die Hunde anschlugen.

Digitized by Google

Doch nein, sie kamen nicht. Nun schlug die Schwarzwälderin schon zehn. „Sollte ihnen etwas geschehen sein? Vielleicht dem Kind? Aber solch' eine Thorheit auch, heut' das Mädel mit hinauszunehmen, mit dem sie sonst immer so zimperlich that!

Verschmerzen würde man sie am Ende können, das Unglückskind!" meinte er endlich, als er sich nach der verdrießlichen Entdeckung, daß es für die Schenke nun doch auf alle Fälle zu spät sei, aufs Lager streckte.

„Glück hat mir das Weib auch nicht auf den Hof gebracht, seit aber das Kind da ist, ging der Unstern erst recht auf; was ich Gutes von der Heirat hatte, büßt' ich ein seitdem; vorher war ich doch noch gern zu Haus, und das Weib gehörte doch mein; jetzt gehört sie dem lahmen Kind, sie sieht und hört nichts anderes mehr; da nehm' es einer übel, wenn man unwirsch wird und ihr's manchmal entgelten läßt, wenn die Sorgen drücken!"

Ach, Sorgen drückten ihn, den heißblütigen Mann, der nun, da er endlich im Schlummer Rast gefunden, mit einem Gesichtsausdruck auf dem groben Kissen lag, der vielmehr von Bitterkeit und Kummer, als von Rohheit und Verderbtheit sprach. Der blasse Mondstrahl, der durch das zerflatternde Schneegewölk und die trüben Scheiben hindurchglitt, zeichnete einen trotzig fast herb verzogenen Mund und eine gefurchte Stirn ins Dunkel, welche im Vergleich zu dem schönen blonden Haarsträhn, der eigenwillig darüber fiel, seltsam alt aussah.

Jede Furche dieser Stirn hatte ihre Geschichte. Sorge und Enttäuschung hatten die meisten eingegraben, aber auch der Trotz hatte das seine gethan, jener thörichte Bauerntrotz, der auf eine begangene Schuld Unrecht auf Unrecht häuft, ehe er sie sich eingesteht, der das weiche Mahnen des Herzens, das um Liebe und Vergebung fleht, mit harten Anklagen und Ungerechtigkeiten gegen andere zu übertäuben sucht.

Sicher war es etwas mehr, als die Lust, die Heimkehrende unwirsch zu empfangen, was den Bauer in jener Nacht so oft aus dem Schlaf emporschreckte, was ihn immer wieder ans Fenster trieb und bei jedem Gebell der Hunde hoch auflauschen ließ, was ihn endlich am andern Tag, da die Seinen noch immer nicht heimgekehrt, so rastlos vom Hof ins Dorf und vom Dorf in den Wald zu eilen zwang, was ihn in der dritten Nacht, die er allein in dem verödeten Hause verbrachte, unwiderstehlich nöthigte, die rauhen Hände zu falten und was ihn endlich, als nach Verlauf einer Woche ein Brief von Bärbeles Muhme ihn den Aufenthalt und den festen Entschluß seines Weibes kund that, ein so eigenthümliches Stöhnen entpreßte, das fast wie ein unterdrücktes Schluchzen klang.

Mit diesem einem Schmerzenslaut war aber auch jede Aeußerung einer Klage oder eines Bedauerns vorbei. Nicht einmal der verletzte Stolz, daß sein Weib das Leben an seiner Seite so gern und leicht mit dem harten Brod der Fremde vertauscht, zeigte sich in seinen Mienen. Lachend und pfeifend, wie er's seit Jahren nicht gethan, ging er auf dem Hofe umher und durch's Dorf und den, der ihn etwa spöttisch nach seiner Frau sagte, wußte er mit so kecker Miene zurück-

Digitized by Google

zuweisen, daß schließlich außer dem Steinwälder, der sich nicht leicht werfen ließ, keiner übrig blieb, der eine Neckerei gewagt hätte.

So keck und unbekümmert die Miene aber auch war, die er den Leuten gegenüber zur Schau trug, so wenig suchte er die Gelegenheit, sie aufstecken zu müssen. Früher als sonst kehrte er jetzt abends aus der Schenke heim, obwohl ihn nichts nach Haus lockte, und erleichtert, wie nach schwerer Arbeit athmete er auf, sobald er allein war.

Einmal, als er im Schnee das Stück Wegs entlang trabte, das vom letzten Dorfhause nach seinem Gehöft führte, glaubte er die Gestalt eines Weibes, das eine Bürde auf dem Arme trug, vor sich herschreiten zu sehen.

„Sagt ich's nicht immer, daß sie Buß' thut und heimkommt?" rief er fast laut, indem eine tiefdunkle Blutwelle erwärmend durch seine Wangen schoß.

Das Weib aber, daß sich beim Klang seiner Stimme lauschend umgewandt, war nicht Bärbele, wie er gemeint, sondern eine braune, schlanke Zigeunerin, die sich von ihrer Truppe verirrt hatte und Vinzi nun flehend die Hand entgegenstreckte. Mit einem Fluch wollte er an ihr vorbei, da rührte sich das kleine Packet auf ihrem Arm und ein mageres Kindergesicht sah ihn mit großen, traurigen Augen an.

Welch' ein Wunder den harten Mann plötzlich gerührt, wer weiß es? Das Zigeunerweib sah sprachlos bald auf ihn, bald auf das große, blitzende Silberstück, das er ihr in die Hand hatte gleiten lassen und rief ihm mit erhobener Stimme noch tausend überschwengliche Segenswünsche nach, als seine hohe Gestalt längst im Dunkel verschwunden war.

Ein andermal, als der Schnee kurz nach Weihnachten gethaut, wollte er früh auf's Feld, um nach der jungen Wintersaat zu schauen, als der Postbote ihn am Thore aufhielt.

„Jesus Maria", rief er, als das große Schriftstück entfaltet, das dieser ihm eingehändigt, „der Nazi todt, der alte Ohm und das Gütle nun mein droben im Gebirg!"

Mit hochrothem Gesicht stand er eine Minute später auf der Schwelle des Zimmers.

„Da Bärbele, schau — das Glück —"

Aber mit einem Auflachen, das für eine Freudenäußerung fast zu scharf klang, sank er im nächsten Augenblick auf den Holzschemel am Tisch, stützte die Stirn auf die harten Fäuste und stierte lange auf das Papier, das er vor sich ausgebreitet.

Als er sich später erhob und gewahrte, daß ein frischer Tropfen in einer Ecke des Blattes die Buchstaben verwischt hatte, lachte er auf's neue auf.

„Jetzt fallt mir's auf einmal ein, warum das Glück einmal mein Hausthürl gefunden hat", sagt er, „das macht g'wiß, weil das Charfreitagskind draußen ist!"

Dreizehn Wochen später mahnte der Sterbetag des Heilands, der diesmal in eine sonnige, laue Aprilwoche fiel, den Tannenhäuser auf's neue unwiderstehlich an sein Kind.

„Heut' ist es sieben Jahre her, daß das Würmle ankam", sagte

Digitized by Google

er sich, als er am späten Nachmittag vom Gebirge heimkehrte, wo er das hübsche Gütchen, das er von dem todten Ohm geerbt hatte, zu seinem nahen Einzug einrichtete. Den Tannenhof hatte er verkauft; denn da er sich umsonst gemüht, während der letzten acht Jahre einen Theil des Kapitals abzuzahlen, daß er darauf geliehen und auch die Zinsen nur unter schweren Sorgen zusammengebracht hatte, so strebte er vor allem danach, baares Geld in die Hand zu bekommen und so seiner Verpflichtungen ledig zu werden.

„Droben im Gebirg' hat mir's allweil besser gefallen, als dahier", sagte er sich selbst zum Trost, so oft ihm eine Art von Bedauern wegen des schnellen Verkaufs überschlich, „und frohe Tage hab ich hier auch nur gar wenig gehabt."

„Ob es das Weib wohl erfahren hat, daß mir's jetzt besser geht?" sagte er sich unwillkürlich, als die Charfreitagsglocken und die Stille des Alleinseins ihm ihr Bild mit den Erinnerungen vergangener Tage klar und licht vor die Seele zauberten. „Wenn sie das gewußt hätt', so wär ihr das Davongehen am Ende doch vergangen!"

Während der letzten Worte trommelte er mit den Fingerknöcheln so laut gegen die Fensterscheiben, als wolle er das selbst nicht hören, was er da vorbrachte und was er im Grunde nicht einmal glaubte.

Nun verglühte die Frühlingssonne hinter den dunklen Tannen. Vom Hofe aus, auf dem er in seltsamer Unruhe auf und ab ging, sah er nach Westen, wo hinter dem leis schaukelnden Gezweig ein flammender Brand zu lodern schien.

Plötzlich zog ein vor seinem Thore haltendes Gefährt seine Aufmerksamkeit von dem prächtigen Schauspiel ab. Das war des Steinwälders lichtblauer Steierwagen, der noch nie hier Halt gemacht! Unwillkürlich zog ihn doch die Neugierde näher hin.

„Da halt mir einmal die Zügel, Vinzi", rief ihm der Bauer zu, „daß ich Dir's herunterheben kann, was ich unterwegs gefunden und was Dein gehört."

Schnell, wie um einer Neckerei noch zur rechten Zeit zu entgehen, kehrte sich Vinzenz ab, als plötzlich der Ton einer dünnen, klagenden Kinderstimme, die hinter ihm drein: „Vater, Vater!" rief, ihm den trotzigen Kopf aufs neue umzuwenden zwang.

Nun hatte der Steinwälder seinen Fund schon selber auf die Erde gesetzt. Das war sie, sein Mariele, das Charfreitagskind!

„Ich fand sie droben beim Kirchle am Weg; sie konnte nicht weiter mit ihrem lahmen Fuß und dem heißen Kopf!" rief der Steinwälder, indem er die Zügel anzog und sein klapperndes Wäglein weiterlenkte.

Der Tannhof-Vinzi aber, der einen Augenblick lang wie erstarrt auf ihn und auf das Kind geschaut, kniete lachend und weinend neben demselben auf der thaufeuchten Erde. Er streichelte die Löckchen, die sich aus dem dünnen, schwarzen Tuche stahlen, die heiße Stirn und die kleinen, schmalen, durchsichtigen Hände. Sprechen konnte er nicht, der starke Mann, aber es war nicht Trotz, was ihm jetzt die Brust beklemmte, sondern innerste Bewegung.

Das Kind aber, das unter den ungewöhnten Liebkosungen seine Scheu vor dem Vater vergaß, schluchzte mit matter Stimme an seinem

Digitized by Google

Halse: „Ach Vater, komm mit, die Mutter stirbt! Im Schlaf schreit sie immer so laut nach Dir, da bin ich heimlich fortgegangen und wollte Dich holen. Gelt, Du kommst mit?“

Zehn Minuten später rollte des Bauern schnellstes Gefährt auf der Landstraße dahin. Das Kind war trotz seines schmerzenden Köpfchens nicht zu bewegen gewesen, bei der Magd auf dem Tannhof zurückzubleiben und saß nun neben dem erregten Mann auf dem schmalen Kutscherſitz; es schmiegte sein fieberndes Gesicht an ihn und flüsterte immer und immer wieder: „Nun wird sie g'wiß wieder g'sund!“

Zwei Stunden lang gings in scharfem Trabe auf der Landstraße fort. Die Ebereschen und Kastanien zur Seite des Wegs regten ihr junges, lenzduftiges Laub im Wind, der warm und weich aus Westen wehte, und die silberne Mondsichel, die im tiefen Blau des Himmels stand, strömte ihr mattes Licht über die glatte Straße und den Thau der Wiesen aus.

Nun bog der Fahrweg zur Rechten ab; ein weißer Meilenstein bezeichnete die Stelle.

Mitten in dem schmalen Wege aber, in den der Wagen jetzt gelenkt, ward zwischen den Stämmen der Bäume plötzlich eine hohe, eilig vorwärts schreitende Gestalt den Blicken Vinzis sichtbar.

Sollte das wieder das verirrte Zigeunerweib sein, das dem Bärbele so glich?

Doch nein; diesmal war sie's selbst; jetzt sah er ihr weißes Gesicht deutlich im Mondschein; und auch sie sah ihn, ihn und das Kind, denn hochaufathmend blieb sie stehen, während er mit lautem Zuruf die Pferde zum Halten zwang, legte beide Hände aufs Herz und sagte in einem Tone, als sei sie nie in Zorn und Groll und Bitterkeit von ihm gegangen und als habe er ihr nie durch seine Rohheit so reichen, reichen Grund dazu gegeben.

„Das lohnt Dir Gott, Vinzi, daß Du sie mir bringst; ich dank' Dir's tausendmal und werd' Dir's nimmer, nimmermehr vergessen!“

„Nun komm aber g'schwind und sitz auf“, entgegnete Vinzi, „das Würmle braucht — scheint mir — ein warmes Bett nach dem vielen Gelauf, und Du schaust auch aus, als kämst Du nimmer weit mit Deinen Kräften —“

Unschlüssig stand Barbara neben dem Wagen. Mit ihm fahren, heim zu ihm, der ihr so namenlos weh gethan, der sie morgen vielleicht wieder mit Spott und Schande vom Hofe jagte — nein, nimmermehr!

Ernst und traurig streckte sie die Arme aus.

„Komm Du zu mir, Mariele, wir finden schon ein Dach!“

Leis wimmernd aber schüttelte das Kind sein Köpfchen.

„Sie will nicht, Du siehst es ja“, sagte der Bauer, „nun besinn' Dich nicht länger, und komm, Bärbele!“

Unter Thränen lachend reichte er ihr die Hand.

„Einmal muß ja aller Unfriede ein Ende haben.“

Nun saß sie wieder neben ihm wie in alten, guten Tagen; die Hand, die sie ihm beim Aufsteigen gereicht, ließ er nicht los; auf des Kindes Schoß, das mit wimmernden Schmerzenstönen aufs neue eingeschlafen war, ruhten ihre verschlungenen Finger.

Digitized by Google

Auf des Bauern Fragen erzählte Barbara nun all' den bittern Schmerz der letzten Zeit: die Noth des Winters, die Krankheit, die sie angepackt und endlich das Schlimmste von allem: das Verschwinden des Kindes, das ihrem matten, gebrochenen Körper die Kraft verliehen, vom Krankenbett weg und hierher zu eilen, bis wohin die Spuren des armen Geschöpfes und ihr ängstliches Fragen von Dorf zu Dorf sie geführt hatte.

„Ach, Vinzi, wenn sie's nur nicht durch eine recht schwere Krankheit zahlen muß, daß ihr gutes Herzle uns wieder zusammengeführt; Schau nur, wie ihr Kopf brennt! Gelt, Vinzi, Du fahrst recht schnell, daß sie zur Ruh kommt!"

Wie im Fluge ging es dahin, während das Kind, von kalten Fieberschauern geschüttelt, mit geschlossenen Augen kaum hörbar vor sich hinstöhnte.

Nun hielt der Wagen in dem Hof.

Dem Bauer schlug das Herz vor unaussprechlicher Freude, als er dem jungen Weib vom Sitz herunterhalf und sie ins Haus geleitete. Fest und sorgsam hielt sie das Kind in den Armen, das nun zu klagen aufgehört und die Augen fest im Schlummer geschlossen hatte.

Da stand das Bettchen noch im Winkel, in dem es sonst geschlafen. Behutsam legte sie es darauf und wollte ihm die Tücher und Röckchen lösen, ohne es dabei zu erwecken.

„Herr Gott, Vinzi!" schrie sie auf einmal laut und gellend auf.

„Ja, was giebt's denn, Bärbele?" entgegnete er erschrocken, indem er ihre schwankende Gestalt liebreich umfaßte.

Sie vermochte es ihm nicht zu sagen; eine Ohnmacht hatte ihren erschöpften Körper in Reglosigkeit versenkt.

Als er sich aber über das kleine Lager neigte, sah er es selbst.

Da lag es, das Charfreitagskind, weiß und still, mit lächelndem Mund und starren, eisigen Gliedern.

Der Friedensengel, der die Wiedervereinigten über die Schwelle des Hauses geleitet, hatte seine kleine Seele mit hinaufgenommen, wo sie mit Freuden begrüßt ward, obgleich sie am Charfreitag kam!

Digitized by Google

Shelley's Schwiegermutter.

Die Begründerin der Frauen-Emanzipationsfrage.

Von Mathilde Blind.*)

Wir mögen der gegenwärtigen Bewegung, den Frauen gewisse Berufsprivilegien und politische Rechte zu gewähren, freundlich oder feindlich gesinnt sein, oder auch einfach gleichgiltig gegenüberstehen, so ist es immer schon vom historischen Gesichtspunkt aus interessant zu wissen, daß es Mary Wollstonecraft war, welche in England zuerst die Kühnheit besaß, ihre Stimme zu Gunsten ihres Geschlechts zu erheben.

Gewiß trug die französische Revolution, welche die Grenzsteine der Gesellschaft nach allen Seiten hin verrückte und ihren unwiderstehlichen Einfluß auf die denkenden Geister einer ganzen Generation geltend machte, in diesem Falle wie in so vielen anderen mächtig dazu bei, daß man nun anfing, über einen Zustand nachzudenken, den man in gewöhnlicheren Zeiten mit derselben ruhigen Ergebung zu betrachten geneigt gewesen wäre, mit der man etwa die Veränderungen der Jahreszeiten und den Wechsel von Tag und Nacht ansieht. Und in der That fehlt es nicht an Belegen, die uns beweisen, daß die Frage der politischen und gesellschaftlichen Stellung der Frauen die fortgeschrittensten Geister der Zeit eifrigst beschäftigte. So bemerkt Condorcet in seiner „Esquisse d'un tableau historique des progrès de l'esprit humain":

„Die vollständige Zerstörung der Vorurtheile, welche eine Ungleichheit der Rechte zwischen den zwei Geschlechtern herbeigeführt haben, würden wir als einen jener progressiven Schritte des menschlichen Verstandes betrachten, die auf das allgemeine Wohlbefinden der Gesellschaft einen höchst wichtigen Einfluß ausüben."

---

*) Miß Blind ist eine hervorragende englische Schriftstellerin. Ihre Gedichte („Poems", 1866, und „St. Oran & other poems", 1881) gehören zu den besten der zeitgenössischen Literatur Englands. Sie hat u. a. für die „Tauchnitz Edition" eine Shelley-Ausgabe veranstaltet. Die englische Uebersetzung von D. F. Strauß' „Alter und neuer Glaube" stammt ebenfalls aus ihrer Feder. Das vorstehende Lebensbild veröffentlichen zu können, freut uns doppelt, denn die Verfasserin gilt für eine Autorität in Shelley-Sachen, und dann nimmt sie an der Frauenbewegung jenseits des Kanals einen leitenden Antheil. Die Red.

Einen noch populäreren Ausdruck fand der Gedanke darin, daß eine Versammlung von Frauen an die französische Nationalversammlung eine Petition richtete (Requête des dames à l'Assemblée nationale 1791), in welcher sie politische Gleichberechtigung mit den Männern beanspruchten. Um dieselbe Zeit erschien Mary Wollstonecrafts „Vindication of the Rights of Women" (Vertheidigung der Frauenrechte), welche ihre Anregung theilweise ohne Zweifel von demselben mächtigen Impulse empfing.

Mary Wollstonecraft Godwin, die Frau des berühmten Verfassers von „Political Justice" (Politische Gerechtigkeit) und die Mutter von Mary Shelley, der Frau des berühmten Dichters, wurde am 27. April 1759 geboren. Ihr Vater, ein Mann von äußerst unregelmäßiger Lebensweise, scheint mit seiner Familie ein wahrhaftes Zigeunerleben geführt zu haben, denn er wechselte mit seiner Frau und seinen zahlreichen Kindern den Wohnort so häufig, daß Mary nicht imstande war, ihre Geburtsstätte auch nur mit annähernder Gewißheit zu ermitteln. Obgleich Wollstonecraft von seinem Vater, der ein Fabrikant in Spitalfields gewesen war, ein bedeutendes Vermögen geerbt hatte, so gelang es ihm doch, es durchzubringen, so daß er in seinem Alter nicht bloß knapp an Mitteln war, sondern bis an den Hals in Schulden steckte.

Leute, die sich gerne tiefsinnigen Spekulationen hingeben, mögen darüber grübeln, inwieweit die herkömmlichen Vorstellungen von der erblichen Oberherrschaft des Mannes in dem geschäftigen Gehirne der kleinen Mary erschüttert worden sein mochten, wenn sie sah, wie ein Mann von schwachen, aber heftigem Temperamente die bedeutend empfindsamere Gattin und Mutter mit unbestrittener Gewalt beherrschte, wie er dieses Weib ohne irgend welchen vernünftigen Zweck, und nur der Laune des Augenblickes folgend von einem Orte zum andern schleppte und wie er diese vielduldende Frau geradezu mit körperlicher Züchtigung bedrohte. Mary selbst, ein ernstes aber heftiges und äußerst empfindliches Kind, erhielt oft Schläge von der Hand ihres Vaters; aber diese Schläge anstatt sie zu überzeugen, regten sie nur zu kühnem Widerstande an, während sie den sanften Ermahnungen der Mutter niemals den Gehorsam versagte. Dabei genoß sie eine mangelhafte, unregelmäßige Erziehung, indem sie je nach den Umständen bald die Schule besuchte, bald eine Zeit lang zu Hause blieb.

Das Ereigniß, welches zuerst die Glut von Marys Natur entfachte und entflammte, war die Bekanntschaft mit Fanny Blood, einem Mädchen von achtzehn Jahren, die um zwei Jahre älter als sie war. Die Freundschaft mächtiger Naturen — deren Sympathien sich infolge ungünstiger Umstände lange Zeit nicht frei entfalten konnten — besitzt zuweilen etwas von dem Charakter eines glühenden und ausdauernden Enthusiasmus. Von solcher Art war auch die Freundschaft, welche Mary jetzt für ein Wesen fühlte, welches in ihren Augen die Personifikation alles Guten, Klugen und Schönen war. Es drängt uns bei diesem Gemälde jugendlicher Freundschaft ein wenig zu verweilen, welches von einem Leben fortgesetzten Kampfes, edler Selbstopferung und tragischen Kummers mit anmuthigem Reize absticht. Der erste Eindruck dieser Freundin, von dem uns William Godwin in sei-

Digitized by Google

nem rührenden „Memoir" einen wunderlichen Bericht giebt, ist zu charakteristisch für die damalige Zeit, als daß wir daran achtlos vorbeigehen sollten. Es war die Zeit, wo „Werther" Europa begeistert hatte und wo eine Treibhausgesittung und das Prahlen mit Empfindsamkeit allgemein vorherrschte.

Daß ein sechzehnjähriges, leicht erregbares Mädchen, dem der Werther im Kopfe steckt, in einer anmuthigen jungen Frau, die einem Schwarm von Geschwistern Butterbrod aufstrich, das wahre Ebenbild der unsterblichen Lotte gefunden, daß es entzückt von diesem Anblicke, „Gelübde ewiger Freundschaft geschworen" habe, mag so manchem ein halbverächtliches Lächeln entlocken und war wohl nur der Ausdruck einer überspannten Empfindung, wie sie das Zeitalter charakterisirt, doch diese leidenschaftliche Empfänglichkeit für Eindrücke, die in demselben Augenblicke, wo sie wirken, auch schon idealisirt werden, diese verschwenderische Ueberfülle der Erregung ist eben jene Eigenschaft, welche, wenn sie gereift ist, den Menschen befähigt, für ein bestimmtes Prinzip alles zu wagen, alles zu opfern.

Nicht als ob die unter so romantischen Auspicien entstandene Freundschaft bloß der Ausfluß einer überströmenden Empfindung gewesen wäre, sie wurde vielmehr die mächtigste Anregung für die Entwickelung Marys. Die Talente Fannys beschränkten sich nicht darauf, Butterbrod aufzustreichen, und es scheint, daß sie thatsächlich seltene Vorzüge besessen und durch ihre künstlerische Begabung ihre Eltern und zahlreichen Geschwister durch geraume Zeit erhalten habe. Die junge Dame, die sich durch übermäßiges Arbeiten aufrieb, malte nicht bloß unermüdlich Gemälde (wahrscheinlich Miniaturgemälde), die ihr die Woche nur etwa zehn Schilling einbrachten, sie rieb sich auch die Farben selbst, und einer ihrer Neffen versichert uns, daß ihr Glanz sich bis heute erhalten, jedenfalls ein Beweis, daß sie solid und gewissenhaft gemalt habe.

Mit neunzehn Jahren verließ Mary das väterliche Haus, um bei einer alten grillenhaften Wittwe als Gesellschafterin zu leben. Die reiche Dame, die nichts besaß, womit sie ihren Geist beschäftigen konnte, fand ein lebhaftes Vergnügen daran, immer neue und sinnreiche Mittel zu erfinden, um ihre Gesellschafterinnen zu quälen und sie durfte sich rühmen, daß ihre Opfer immerwährend wechselten. Trotzdem gelang es der energischen und umsichtigen Mary, sich durch kluges Verhalten nicht nur ihre Stellung erträglich zu machen, sondern der alten Frau auch die Lust zu benehmen, immer neue Gesellschaftsdamen um sich zu sehen und sie blieb thatsächlich durch volle zwei Jahre bei ihr. Sie verließ sie endlich, als sie die Nachricht erhielt, daß es mit der Gesundheit ihrer Mutter immer rascher abwärts gehe.

Während der langen Krankheitsdauer der letzteren erwies sich Mary als eine sorgsame Pflegerin und sie wiederholte in späteren Jahren gern die letzten Worte der Mutter: „Ein wenig Geduld und alles wird vorüber sein." Als wirklich alles vorüber war, verließen die Mädchen das väterliche Haus für immer; es hatte aufgehört, ein passendes Heim für sie zu sein. Der Vater verheiratete sich bald darauf zum zweiten Mal; doch kam er immer tiefer in Schulden hinein

Digitized by Google

und nahm so ordinäre Gewohnheiten an, daß eine seiner Töchter, als sie ihn viele Jahre später einmal erblickte, beim Anblicke seines gespenstigen und anwidernden Aussehens unwillkürlich zurückfuhr.

So war denn Mary im Alter von einundzwanzig Jahren nicht bloß darauf angewiesen, sich selbst zu erhalten; es drückte sie auch die Sorge für die zwei jüngeren Schwestern Everina und Eliza. Everina übernahm bald darauf die Leitung des Hauswesens des ältesten Bruders Eduard; der Rechtsanwalt war. Mary suchte ihre Freundin Fanny in Walham Green auf und machte sich der Familie nützlich, indem sie Frau Blood in ihren Näharbeiten half, während Eliza einen gewissen Bishop heiratete. Die Ehe erwies sich, wahrscheinlich wegen der Unverträglichkeit des Temperaments der beiden Gatten, als eine höchst unglückliche. Mary, welche die Schwester im Wochenbette besuchte, empfand einen heftigen Schmerz, als sie wahrnahm, daß diese durch die häuslichen Unruhen fast zum Wahnsinne getrieben war. Um die Vernunft des armen Lieschen zu retten, überredete Mary zuletzt die Schwester zu dem verzweifelten Schritte, ihren Gatten heimlich zu verlassen. Der kühne Plan wurde reiflich bedacht und an einem kalten Tage im Januar 1784 stahl sich Frau Bishop, nachdem sie einen letzten ängstlichen Blick auf ihr kleines Kind geworfen, in Begleitung der treuen Mary leise wie ein Dieb aus dem Hause. Als sie draußen waren, stiegen sie in eine Kutsche und aus Furcht verfolgt zu werden, benutzte Mary die Vorsicht, diese bald mit einer zweiten zu vertauschen, welche sie dann beide in Hackney bei einer Frau Dodd gegenüber dem Gasthof zur Sirene wohlbehalten absetzte. So aufgeregt war der Zustand des flüchtenden Weibes, daß sie während der Fahrt den Hochzeitsring in Stücke gebissen hatte. Eine Zeit lang hielten sich die Schwestern sorgfältig versteckt; sie zitterten bei dem Schalle jedes vorbeifahrenden Wagens und fuhren ängstlich zusammen, so oft jemand an die Thüre klopfte, da sie fürchteten, daß Herr Bishop sie entdecken werde, denn wie sich Mary kräftig ausdrückt: „Ich würde eher einem Löwen gegenübertreten können; so oft sich die Thüre öffnet, erwarte ich, daß er keuchend eintreten werde. Ich wünsche fast, ich hätte einen Mann, denn ich brauche jemanden, mich zu stützen; Lieschen schaut jetzt sehr verstört aus."

Nachdem der älteste Bruder, der Anwalt, mehrere vergebliche Bemühungen gemacht hatte, um die Schwester zu bewegen, daß sie zu ihrem Gatten zurückkehre, wurde die Scheidung erwirkt; sie scheint auch diesen Schritt niemals bereut zu haben, obgleich sie nicht wenig zu leiden hatte unter all' der Trübsal, welche gewöhnlich das Loos der Gouvernanten ist. Das „arme Lieschen" scheint, was auch die Sünden ihres Gatten gewesen sein mögen, ein sehr lebhaftes Temperament gehabt zu haben, welches ihr gar manchen Ort unerträglich heiß machte. So mußte denn von Zeit zu Zeit Mary Wollstonecraft, die es so gut verstand, Freunde zu erwerben, ihren ganzen Einfluß aufbieten, um ihr eine neue Stellung zu verschaffen und die Schwester, weit entfernt sich dankbar zu erweisen, kehrte bei jeder Gelegenheit einen Geist voll kleinlichen Grolls, Trotzes und Eifersucht hervor, was unsere Bewunderung für die Großmuth Marys noch vermehrt.

Digitized by Google

Die Schwestern beriethen nun, womit sie sich ihren Lebensunterhalt erwerben sollten. Sie hatten dabei nicht unter vielen Beschäftigungen zu wählen. Sich mit Weißnäherei beschäftigen oder Gouvernante werden, war alles, was die Gesellschaft der hochbegabten Mary Wollstonecraft zu thun erlaubte. Mit der Weißnäherei hatte sie es bereits versucht und es war ihnen nicht gelungen, nun beschlossen sie, in Gemeinschaft mit der talentvollen Fanny in Kewington eine Schule zu errichten. Bald war dieselbe von ungefähr zwanzig Zöglingen besucht und um das kleine Einkommen zu erhöhen, wurden auch zwei Damen mit ihren Kindern als Kostgängerinnen aufgenommen. Da die Freundin immer leidender wurde, so lag die ganze Leitung der Schule auf Marys Schultern und ihre Energie und Begabung als Erzieherin befähigten sie, die Anstalt durch zwei und ein halb Jahre aufrecht zu halten.

In der Zwischenzeit war Fannys Gesundheit vollständig erschüttert worden und der Aufenthalt im Süden Europas schien das einzige Mittel zu ihrer Genesung zu sein. Da machte ihr nun Mr. Hugo Skeys, der sie lange geliebt — sich aber aus irgend einem unbekannten Grunde niemals erklärt hatte — einen Heiratsantrag und sie nahm denselben an. Da ihn sein Geschäft nach Lissabon führte, so zog er nach der Hochzeit mit seinem Weibe dahin. Die Luftveränderung hatte indessen jene wohlthätigen Folgen nicht, die man sich versprochen und Mary, die um ihre schwindsüchtige Freundin sehr beängstigt war, beschloß, sie ohne Rücksichtsnahme auf ihre eigene Zukunft während der Krankheit zu pflegen. Sie überließ die Schule der Obhut der Frau Bishop, reiste nach Lissabon und kam hier an, ach! um einem sterbenden Weibe den letzten Freundschaftsdienst zu erweisen. Nach einem kurzen Aufenthalte in Lissabon kehrte Mary, die den Verlust ihrer Jugendfreundin tief betrauerte, nach England zurück und fand hier ihre Schule, deren Gedeihen einzig und allein ihren anstrengenden Bemühungen zu verdanken war, dem tiefsten Verfalle entgegengehend. Sie that ihr Möglichstes, sie wieder zu heben; da sich ihre Anstrengungen jedoch als vergeblich erwiesen, nahm sie die angebotene Stelle einer Erzieherin bei den Töchtern des Lord Kingsborough in Irland gerne an.

Die leichtsinnige Lebensweise der hochgestellten Damen, in deren Mitte sich nun Mary bewegte, war ihr von Herzen widerwärtig und sie pries sich glücklich, daß sie nicht das Unglück gehabt habe, als „Dame von Stand" geboren zu werden. Ihre Beschreibung der Sitten der Modedamen, deren hochfahrendes und kokettes Wesen in ihren „Frauenrechten" so scharf getadelt wird, war wohl das Resultat der hier gemachten Erfahrungen. Sie sehnte sich nach einer ihr genehmeren Gesellschaft und da sie eine solche nicht fand, so widmete sie sich gänzlich ihren Zöglingen und pflegte sie, als sie am Fieber erkrankt waren, mit liebevoller Zärtlichkeit, die Mutter aber stattete den Kindern nur gelegenheitlich einen Besuch ab und theilte dann ihre Aufmerksamkeit zwischen diesen und ihren Hunden. In einem Briefe an ihre Schwester schreibt Mary Wollstonecraft über Lady Kingsborough: „Du wirst zugeben, daß es sehr absurd und lächerlich ist, zu sehen, wie eine Frau ohne alles Gemüth Thiere liebkost und sich einer kindlichen

Digitized by Google

Ausdrucksweise befleißigt; doch eine hochgestellte Dame ist für mich eine neue Gattung von Thieren."

Obgleich Mary Wollstonecraft kaum ein Jahr bei der Familie des Lord Kingsborough verweilte, so zeigte doch schon ihre älteste Schülerin Margareta eine so warme Zuneigung für sie, daß die Mutter zuletzt eifersüchtig wurde und anläßlich einer Reise nach London eine Gelegenheit vom Zaune brach, um das Verhältniß mit ihr zu lösen. Margareta, spätere Lady Mountcashel, behielt nicht nur ihr Lebelang diese Anhänglichkeit für ihre Lehrerin; sie erstreckte sie auch auf Godwin und andere Familienmitglieder. Der Lebenswandel dieser Dame, der in der Folge viel zu wünschen übrig ließ, ist oft als ein Beweis für die demoralisirenden Anschauungen angeführt worden, welche ihr Mary Wollstonecraft eingeflößt haben soll. Diesen Irrthum zu widerlegen, genügt ein Blick auf ihre Korrespondenz und ihre später veröffentlichten Werke, welche durchwegs den Geist der Frömmigkeit, Selbstverleugnung und hoher Moral athmen; wenn an ihnen etwas zu tadeln ist, so ist es nur, daß sie zu sehr nach der trivialen Moral der Jugendschriften riechen. Nichts ist daher unwahrscheinlicher, als daß sie in einem elfjährigen Mädchen unlautere Vorstellungen erweckt habe und nichts wahrscheinlicher, als daß der leichtfertige Ton, der in der Familie gang und gäbe war, und den Mary Wollstonecraft so sehr beklagte, ihren Charakter geschädigt habe.

Im Herbste des Jahres 1788 war Mary Wollstonecraft wieder einmal darauf angewiesen, sich einen Lebenserwerb zu verschaffen. Jetzt nun faßte sie den Entschluß, sich der Literatur zu widmen und wie sie sich richtig ausdrückt „die erste einer neuen Gattung" zu werden. Wohl konnte sich England gar mancher Schriftstellerinnen rühmen, wie dies die Namen von Mrs. Barbauld, Miß Burney, Mrs. Inchbald, Mrs. Radcliffe, Mrs. Opie ꝛc. beweisen. Doch keine von ihnen hatte sich mit demselben unabhängigen Geiste entschlossen, die Literatur als ihren Beruf zu erfassen. Mit Ausnahme von Mrs. Inchbald, welche Schauspielerin war, waren es lauter Damen, die ihr eigenes Heim hatten und mehr als Dilettanten, denn als Schriftsteller von Beruf schrieben.

Wir glauben nicht in die gewöhnliche Schwäche der Biographien für ihren Gegenstand zu verfallen, wenn wir einen Funken wahren Heroismus darin erkennen, daß eine Frau ohne finanzielle Mittel, ohne einflußreiche Bekanntschaft, ja selbst ohne den Vortheil einer guten Erziehung nicht bloß den an und für sich genügend schweren Kampf mit dem Leben aufnimmt, um sich eine Unabhängigkeit zu verschaffen — jene Unabhängigkeit, welche, wie sie sich ausdrückt „ich mir immer erwerben werde, indem ich meine Bedürfnisse einschränke, und sollte ich auch auf einer öden Haide leben müssen" — daß sie auch den viel schwierigeren Kampf um Prinzipien aufnimmt, welche so neu und erschreckend sind, daß derjenige, der sich zu ihrem Anwalte macht, erwarten muß, den Vorwurf der Verruchtheit auf sich zu ziehen.

Und wer ist die Frau, die den seltenen Muth hat, eine solche Laufbahn einzuschlagen? Hat sie eine Aehnlichkeit mit dem Wesen, welches man sich unter der Verfasserin der „Frauenrechte" unwillkürlich vorzustellen geneigt ist? O könnte der Leser das wunderbare

Digitized by Google

Porträt Mary Wollstonecraft sehen, welches Opie gemalt hat und das sich in dem Besitze ihres Enkels Sir Percy Shelley befindet — könnte er das liebliche Antlitz sehen, mit den sanften, fesselnden Augen, den Wangen voll Grübchen, den vielfach ineinander gewundenen üppigen braunen Seidenhaaren, die ein in seinen Umrissen ausgesprochen weibliches Gesicht umwallen! Ein ungewöhnlicher Grad von Festigkeit und Energie prägt sich deutlich in dem Munde und Kinne aus und damit harmonirt gleichwohl die kindliche, fast flehende Sanftmuth ihres Gesichtsausdrucks. Nicht weniger anziehend waren, wenn wir William Godwin Glauben schenken dürfen, die Manieren dieser merkwürdigen Frau, an deren Lächeln voll bezaubernder Milde, wie unser Gewährsmann versichert, sich alle, die sie kannten, noch wohl zu erinnern wissen und das ihr die vollste Zuneigung fast eines jeden gewann, der es zu sehen Gelegenheit hatte.

Dies war die Verfasserin einer Abhandlung, der ersten in englischer Sprache, über einen Gegenstand, welcher in unseren Tagen eine so glühende Parteianhänglichkeit und einen so heftigen Wioerstreit erweckt hat. Doch bevor Mary sich an diese Abhandlung machte, verlebte sie die Jahre 1791 und 1792 in emsiger, stetiger und bescheidener literarischer Arbeit. Als Mary zum ersten Male den Plan faßte, sich ihren Lebensunterhalt durch die Feder zu erwerben, suchte sie bei Mr. Johnson, dem bekannten Verleger radikaler Schriften, Rath. Derselbe hatte bereits ihre „Gedanken über die Erziehung von Mädchen" herausgegeben, eine Broschüre, die sie mit der Absicht geschrieben hatte, mit dem Erträgnisse derselben die Eltern Fanny Bloods zu unterstützen. Johnson, der von Marys Begabung ungemein große Stücke hielt, erwies sich als ein unschätzbarer Freund, und wer weiß, wie schwer es dem einsamen Weibe angekommen wäre, ihren Lebenskampf ohne Hilfe inmitten einer sorglosen Menge auszufechten, wenn sich jener Buchhändler ihrer nicht freundlich, fast väterlich angenommen hätte. Johnson war es, der sie fortwährend mit Stoff für literarische Arbeiten versorgte, er war es auch, unter dessen Dach sie verweilte, bis er für sie eine andere Wohnung, nicht weit von seinem Comptoir, gefunden hatte, und in dessen Hause sie die Bekanntschaft vieler der hervorragendsten Männer und Reformatoren ihrer Zeit machte.

Nachdem Mary Wollstonecraft die schriftstellerische Laufbahn einmal eingeschlagen hatte, unternahm sie bereitwillig jede Arbeit, die ihr in den Weg kam. Sie übersetzte mehrere Werke aus dem Französischen und Deutschen, wie beispielsweise Neckers „Religiöse Anschauungen", Lavaters „Physiognomik" und Salzmanns „Elemente der Moral", verfaßte ein Sammelwerk „The French Reader" und schrieb viele Abhandlungen für „The Anlytical Review". Früher schon hatte sie eine Geschichte mit dem Titel „Mary" geschrieben, in welcher sich Anklänge an ihre Freundschaft zu Fanny finden — obgleich der Charakter des kranken Mädchens in vielen Beziehungen von dem wirklichen ihrer Freundin abweicht. Dieses kleine Werk, welches Godwin wegen der Wahrheit und Zartheit der darin ausgesprochenen Empfindungen sehr hoch schätzte, überströmt zu sehr von Moral und Sentimentalität, als daß moderne Leser ihm Geschmack abgewinnen könnten. Ihr erstes Originalwerk in dem neuen Heim war ein Band „Geschichten aus dem

Digitized by Google

wirklichen Leben" für Kinder. In der That, diese Geschichten sind der Wirklichkeit entnommen, einer schrecklichen Wirklichkeit, und die mit unbeugsamer Wahrheitsliebe geschriebene Schilderung der schmerzlichsten Lebensereignisse im Zusammenhalte mit den feinen und zuweilen furchtbaren Illustrationen von Blake muß einen nachhaltigen Eindruck auf die Einbildungskraft der jungen Leser gemacht und ihre Sympathien den Armen und Unterdrückten zugewendet haben.

Durch mehrere Jahre war Mary Wollstonecraft so vollauf damit beschäftigt, sich ihren Lebensunterhalt zu verdienen, daß ihr nur wenig Zeit für selbstständige Arbeiten übrig blieb. Nicht als ob sie viele Bedürfnisse gehabt hätte; ihre Lebensweise um diese Zeit war vielmehr von spartanischer Einfachheit; allein die Sorge um eine große Familie ruhte auf ihr, da sie nicht bloß sich selbst erhielt, sondern auch ihren Geschwistern behilflich war, sich eine Lebensstellung zu erwerben. Sie ließ den Schwestern eine bessere Erziehung zukommen und schickte Everina sogar nach Paris, damit sie sich die Kenntniß der französischen Sprache aneigne; von den Brüdern brachte sie den einen, welcher nach Amerika auszuwandern beabsichtigte, bei einem Gutspächter unter; einen anderen schickte sie nach Woolwich, um ihn für die Marine ausbilden zu lassen. Auch ihr Vater hing in den letzten Jahren seines Lebens ganz von ihrer Unterstützung ab, da sein Sohn, der Anwalt, sein Vermögen so schlecht verwaltet hatte, daß er seine ganze Habe verlor.

Das Erscheinen ihrer Antwort auf Burkes „Gedanken über die Revolution" im Jahre 1790 und der „Vertheidigung der Frauenrechte" im Jahre 1791, machte auf einmal eine berühmte Frau aus Mary Wollstonecraft.

Mary Wollstonecrafts „Vertheidigung der Frauenrechte", welche das zweifelhafte Privilegium genossen hat, in der Phantasie der Leserwelt als eine terra incognita der kühnsten Umsturzideen in Bezug auf die Stellung der Frauen zu gelten, unterscheidet sich erheblich von den Werken, die heutzutage über denselben Gegenstand zu erscheinen pflegen. Verglichen mit den Forderungen, welche zu Gunsten des weiblichen Geschlechtes von John Stuart Mill und anderen aufgestellt worden, sind die von Mary Wollstonecraft vertheidigten Rechte von höchst bescheidener Art, und nur wenige ihrer Ansprüche, die hauptsächlich auf die bessere Erziehung der Frauen Bezug haben, würden von erleuchteten Männern unserer Zeit bestritten werden. Vieles, was sie in dieser Beziehung wünschte, ist sogar schon thatsächlich verwirklicht worden: so zum Beispiel in England, indem man an den Universitäten von London, Oxford und Cambridge Abtheilungen für Damen errichtete und ihnen die akademischen Grade zugänglich machte.

Mary Wollstonecrafts Abhandlung könnte vielleicht mit mehr Recht „die Pflichten" als „die Rechte" der Frauen benannt werden. Am beredtsamsten ist nämlich die Verfasserin, wo sie von den Frauenpflichten spricht; sie nimmt für die Frauen gewisse Rechte in Anspruch, unter denen sie das Recht auf eine durchwegs tüchtige Erziehung als das Hervorragendste hinstellt, damit dieselben ihren mannigfaltigen Pflichten als Gattinnen und Mütter, Schwestern und Töchter gehörig zu entsprechen in der Lage seien. Sie kann niemals scharf genug die

Digitized by Google

irrigen Anschauungen über Frauenerziehung verdammen, wie sie Rousseau und andere populäre Schriftsteller dieser Zeit befürworten, und mit dem ganzen Enthusiasmus eines weiblichen John Knox eifert sie gegen die Künste der Koketterie und alle die „losen Stücke" der Leichtfertigkeit, welche der Verfasser des „Emil" als das non plus ultra der weiblichen Vorzüge hingestellt hat. Der ernste schottische Reformator selbst hätte dem Eifer Beifall spenden müssen, mit welchem Mary Wollstonecraft die Fehler und Thorheiten ihres Geschlechts angreift, und er hätte sich gefreut über die Glut, mit welcher sie die Frauen beschwört, die Liebeleien nicht als das Auf und All der menschlichen Existenz zu betrachten, vielmehr eingedenk zu sein, daß der Lebensplan, welcher uns befähigt, etwas Kenntnisse und Tugenden in die andere Welt mitzubringen, am besten dazu geeignet ist, uns Zufriedenheit auf dieser Welt zu verschaffen.

Man kann sagen, daß die Grundidee, welche das Werk durchzieht, darin besteht, daß die Frauen gleich den Männern vorerst als vernünftige Geschöpfe betrachtet werden sollten, deren Verstandskräfte, wenn sie gehörig entwickelt werden, sie befähigen, sich ohne fortwährenden männlichen Beistand einen Weg durchs Leben zu bahnen; daß somit ihre Erziehung auf soliden Prinzipien beruhte, und nicht bloß, wie es damals allgemein üblich war, zur Verzierung diene. Infolge dieser Anschauungen spricht sie sich dahin aus, daß anstatt „der Sittlichkeit ein Geschlecht zu geben" in der Absicht die Frauen verlockender zu machen, ihre Tugenden, wenn nicht dem Grade so doch der Art nach, die gleichen sein sollten. Denn wenn sie auch zugiebt, daß die Frauen andere Pflichten zu erfüllen haben, als die Männer, so weist sie doch nicht ohne Sarkasmus darauf hin, daß es menschliche Pflichten sind, und daß daher „die Prinzipien, welche die Erfüllung derselben regeln sollten, die gleichen sein müssen."

So viel, was ihre Neuerungen betrifft. Weit entfernt von dem Wunsche, (den man ihr zum Vorwurfe gemacht hat) das Institut der Ehe abzuschaffen, wird sie niemals müde, ihrer Achtung für das Familienleben als „die Grundlage für fast alle geselligen Tugenden" Ausdruck zu geben.

Wenn Mary Wollstonecraft die Behauptung aufstellte, daß die Frauen, falls sie nur gehörig unterrichtet würden, geschützt davor wären, aus Furcht vor der Verlassenheit Ehen mit widerwärtigen Männern zu schließen, oder von gutherzigen Verwandten abzuhängen, denen sie gar oft zur Last fallen, daß sie es auch nicht nöthig hätten, sich als schmählich behandelte Gouvernanten, und verachtete Putzmacherinnen und Modistinnen kümmerlich ihr Brod zu verdienen; oder wohl auch noch tiefer in der Wagschale der Gesellschaft zu sinken, daß sie dann vielmehr imstande wären, in den verschiedensten Handelszweigen Dienste anzunehmen, sich als Beamten und Handwerker zu erhalten oder sich wohl auch der Heilpflege zu widmen: so hatte sie die Lektion, die sie anderen einzuprägen wünschte, in der harten Schule der Erfahrung gelernt und der Same, den sie ausstreute, ist in späteren Tagen reichlich aufgegangen.

Als ein Seitenstück zu den „Frauenrechten" kann man Mary Wollstonecrafts „Frauenkränkungen" betrachten. Denn obgleich dieses

Digitized by Google

Buch ein Roman ist, den sie in den letzten Jahren ihres Lebens geschrieben und der bei ihrem Tode unvollendet blieb, so enthält es doch in der Form einer Geschichte nichts anderes, als eine Schilderung der Prüfungen, der Leiden und der Kränkungen, welchen die Frauen infolge der Rechtsbeschränkungen, denen sie unterliegen, ausgesetzt waren und zum Theil noch ausgesetzt sind. Was die Originalität der Erfindung, die Tragik der Ereignisse und den Schwung des Stils betrifft, ist es zweifellos das beachtenswertheste und reifste ihrer Werke; auszusetzen wäre dagegen, daß für einen Roman die moralische Tendenz zu stark hervorsticht, die Methode zu generalisirend ist und gar manche Situationen für den Geschmack des modernen Lesers geradezu abstoßend wirken. Doch bei allen seinen Fehlern ist es ein Werk, das durch die schonungslose Wahrheit, mit welcher es die eiternden Wunden der Gesellschaft bloßlegt, durch den unerschütterlichen Muth, mit welchem es die Unbilden, die die Schwachen von den Starken zu erleiden haben, an das Tageslicht zerrt, durch den feurigen Enthusiasmus, mit welchem es für die stummen Verworfenen seine Stimme erhebt, Viktor Hugos „Les Misérables" verglichen werden darf. Wäre die schöpferische Kraft und künstlerische Begabung der Verfasserin der Fruchtbarkeit der Erfindungsgabe und Wärme des Gefühls gleichgekommen, so besäßen wir in ihren „Frauenkränkungen" das in seiner Art vorzüglichste Werk.

Im nachstehenden geben wir eine nothwendigerweise nur kurze Skizze von Mary Wollstonecrafts Plänen zur Verbesserung der Stellung der Frauen. Die Reformen, für die sie eintrat, lassen sich in folgende Punkte zusammenfassen:

Die Frauen sollen dieselben Erziehungsvortheile genießen wie die Männer.

Es ist ihnen ein weiterer Kreis von Beschäftigungen, so z. B. der Handel, die Gewerbe und wissenschaftliche Berufe, zu eröffnen.

Verheirateten Frauen soll das Eigenthumsrecht in demselben Maße wie den Männern zustehen, wie dies wohl auch in allen civilisirten Ländern Europas mit Ausnahme von England der Fall ist.

Es soll verheirateten Frauen, deren Gatten eine zügellose Lebensweise führen, leicht gemacht werden, eine Trennung zu erwirken.

Im Falle einer Scheidung sollen beide Ehegatten in Bezug auf das Recht, die Kinder bei sich zu behalten, gleich behandelt werden.

Die Männer sollen gesetzlich verhalten sein, für ihre unehelichen Kinder Sorge zu tragen.

Und (was die Tugendhaften vielleicht mehr entsetzte, als alle ihre sonstigen Doktrinen) sie sollen auch verpflichtet sein, die Frau, welche sie verführt haben, zu erhalten.

Fügen wir noch hinzu, daß sie weiteres bemerkt: „die Frauen sollten ihre eigenen Abgeordneten haben und nicht willkürlich regiert werden, ohne daß ihnen der geringste Antheil an den Berathungen der Regierung eingeräumt wird;" diese Bemerkung wirft sie jedoch nur so gelegentlich hin, denn sie fürchtet offenbar, daß man darüber in ein helles Lachen ausbrechen werde.

Eine weitere Reform, vielleicht die weitreichendste von allen, die sie befürwortet, und die bis zu einem gewissen Grade in unseren

Schulen bereits verwirklicht wurde — ist ihr großer Plan der nationalen Erziehung ohne Unterschied des Standes und des Geschlechts. Einige ihrer Bemerkungen über diesen Gegenstand verdienen noch heute citirt zu werden.

Die Regierung errichte Schulen, in denen Knaben und Mädchen zusammen unterrichtet werden. Die Schule für die jüngeren Kinder von fünf bis neun Jahren müssen allen Klassen der Gesellschaft gleich zugänglich sein, Knaben und Mädchen, Reiche und Arme müssen sich hier begegnen. Um die Unterscheidungen der Eitelkeit vorzubeugen, sollten alle gleichgekleidet sein und alle verbunden werden, sich derselben Disziplin zu unterwerfen oder die Schule zu verlassen. Das Schulhaus sollte von einem großen Gartengrund umgeben sein, in welchem sich die Kinder nützlich beschäftigen könnten; denn in diesem Alter sollten sie nicht länger als eine Stunde nacheinander zu einer sitzenden Beschäftigung angehalten werden. Die Erholungszeit müsse jedoch ganz dem Dienste des Elementarunterrichts dienstbar gemacht werden. Vieles unterhält und bildet den Geist aus, wenn es als eine Art Schaustück vorgeführt wird, was Kindern, wenn es in seinen Prinzipien trocken dargestellt wird, gänzlich verständnißlos ist. So z. B. die Botanik, Mechanik und Astronomie. Lesen, Schreiben, Arithmetik, Naturgeschichte und einige einfache Experimente in der Physik könnten den Tag ausfüllen; diese Studien dürften jedoch den gymnastischen Uebungen in der freien Luft niemals Eintrag thun. Die Grundbegriffe der Religion, Weltgeschichte, Kulturgeschichte und Politik könnten gesprächsweise in der socratischen Form beigebracht werden.

Nach dem Alter von neun Jahren sollten dann die Mädchen und Knaben, welche zu häuslichen Arbeiten oder mechanischen Gewerben bestimmt sind, in eine andere Schule gebracht werden, wo sich der Unterricht, soweit als möglich, dem künftigen Berufe jedes einzelnen anzupaßen hätte. Kinder beiden Geschlechts sollten des Morgens noch immer zusammen bleiben, am Nachmittage dagegen sollten die Mädchen eine Schule besuchen, wo sie in den weiblichen Arbeiten Unterricht empfingen, während die jungen Leute von höherer Begabung oder die mit Glücksgütern gesegnet sind, nunmehr in einer anderen Schule unterrichtet werden könnten.

Mädchen und Knaben noch immer zusammen? höre ich einige Leser fragen. Ja. Und Ich befürchte keine schlimmeren Folgen, als daß zuweilen frühzeitig eine gegenseitige Zuneigung Platz greifen würde, welche, während sie auf den moralischen Charakter der jungen Leute den besten Einfluß hätte, mit den Anschauungen der Eltern nicht übereinstimmen würde, denn es wird, wie ich fürchte, noch eine ziemliche Weile dauern, bis die Welt so erleuchtet ist, daß Eltern bloß darum besorgt sind, ihre Kinder glücklich zu machen und ihnen erlauben, sich ihre Gefährten für das Leben selbst zu wählen."

Und diese Theorie wurde, vergessen wir dies nicht, vor beinahe einem Jahrhundert vorgetragen.

Doch obgleich die in der „Vertheidigung der Frauenrechte", befürworteten Reformen nach den Vorstellungen des neunzehnten Jahrhunderts weder erschreckend, noch umsturzbezweckend sind, so stießen sie doch zu der Zeit, wo sie zuerst verkündigt wurden, auf heftigen Wider-

Digitized by Google

ſtand. „Gentleman's Magazine“ läßt ſich hierüber im November 1778, wie folgt, vernehmen:

„Gewiß ſollten Eltern und Vormünder mit dem liebevollſten Ernſt im Namen des Vaterlandes, in ihrem eigenen Namen und im Namen ihrer theuerſten Hoffnungen mit aller menſchlichen und göttlichen Inſtitutionen junge weibliche Leſer vor ſolchen Schriften wie die von Mary Wollstonecraft Godwin warnen und hüten, wenn ſie in ihnen eine Neigung bemerken, ihr Werk durchzuleſen.“

Nach dem Erſcheinen der „Frauenrechte“ glaubte Mary Wollstonecraft berechtigt zu ſein, das Syſtem der ſtrengen Sparſamkeit, das ſie bisher befolgt hatte und das ſie zuletzt ſoweit trieb, daß ſie unter anderem kaum jemals thieriſche Koſt genoß und nur Kleider von den gröbſten Stoffen trug, in einem gewiſſen Umfange zu modificiren. Zu Michaeli 1791 bezog ſie daher ein Haus in Store Street, welches mit größerem Komfort eingerichtet war, als ſie ſich bisher erlaubt hatte; und wählte in ähnlicher Weiſe auch ihre Kleidung mit Rückſicht nicht nur auf die Dauerhaftigkeit, ſondern auch auf die Schönheit.

Um dieſe Zeit war ihr beſter Freund, der Maler Heinrich Fuſeli, Profeſſor der Malerei an der königlichen Akademie. Er war ein Mann von Geiſt und hatte die Gabe bezaubernder Konverſation, einer Konverſation, wie ſie ſie bisher noch wenig Gelegenheit gehabt hatte, zu genießen. Godwin ſelbſt theilte uns in ſeiner gewöhnlichen Offenheit mit, daß das Vergnügen, welches ſie in dem Verkehre mit jenem Manne empfand, allmählich zu etwas der Liebe ſehr Verwandtem geführt habe; und man hat hierüber ſehr viel vages und unzuverläſſiges Zeug zuſammengeſchwatzt, das dann auch in Knowles' „Leben Fuſelis“ Aufnahme gefunden hat. Wie wenig die Angaben dieſes Buches Glauben verdienen, beweiſt der Umſtand, daß in demſelben von Mary Wollstoncrafts Aufenthalt in Bath die Rede iſt, die hier, von Vergnügungen aller Art umgeben, durch viele Jahre gewohnt haben ſoll, während ſie in der That und Wahrheit nur einen Monat als Gouvernante in Lord Kingsboroughs Familie hier verlebte.

Nach dem oben erwähnten Gerüchte verband Mary Wollstonecraft mit ihrer Reiſe nach Frankreich hauptſächlich den Zweck, dieſe unglückliche Neigung zu bekämpfen; in Wirklichkeit ſcheint ſie jedoch dazu mehr durch das enthuſiaſtiſche Intereſſe gedrängt worden zu ſein, welches ſie den Ereigniſſen entgegenbrachte, die damals in jenem Lande ſtattfanden. Gewiß war es für eine Frau ſehr gewagt, in einer ſolchen Zeit ganz allein bis in das Herz des revolutionären Frankreichs vorzudringen. Im Dezember 1792, kurz vor dem Prozeſſe und der Hinrichtung Ludwigs XVI. kam ſie in Paris an und während ihres Aufenthalts daſelbſt, der mit wenigen Unterbrechungen über zwei Jahre dauerte, war ſie Zeugin der erſchütterndſten und ſchrecklichſten Vorfälle der franzöſiſchen Revolution. Kurz nach ihrer Ankunft erklärte Frankreich England den Krieg und ihre Stellung als engliſche Unterthanin war mit beträchtlichen Unannehmlichkeiten, ja mit thatſächlicher Gefahr verbunden. Sie ſelbſt erklärte, wenn ſie in ſpäteren Jahren an dieſe Zeit zurückdachte, Worte könnten die Gefühle nicht beſchreiben, welche die Scenen, denen ſie in Frankreich beiwohnte, in ihr unaufhörlich wachriefen — es war eine Art unbeſtimmten

Digitized by

Schreckens. Jeder Tag brachte eine erstaunliche Veränderung — bald eine That von erhabenem Heroismus — bald eine Geschichte, von Blut und Eisen, bis es schien, als ob die hergebrachte Ordnung der Dinge ein Ende nehmen wolle. Wie tief die Hinrichtung der zweiundzwanzig Girondisten, die die Guillotine bestiegen, und dabei die Marseillaise sangen, Mary Wollstonecraft erschütterte, ersehen wir aus einer Anekdote, die wir in der Biographie von Mr. Opie vorfinden. „Sie saß allein, als Imlay hereinkam und sagte: „Sie haben wohl die traurige Neuigkeit von heute noch nicht gehört?" „Was giebt es? Ist Brissot hingerichtet worden?" „Nicht nur Brissot, auch einundzwanzig außer ihm." Unter ihnen konnte sie das Antlitz manches theuern Bekannten aus der jüngsten Zeit hinaufbeschwören; doch bevor sie sich noch eines bestimmten Eindruckes bewußt war, sank sie leblos zu Boden." Während ihres Aufenthalts in Frankreich schrieb Mary Wollstonecraft „Historische und moralische Betrachtungen über den Ursprung und die Fortschritte der französischen Revolution", von welchem Werke sie jedoch nur den ersten Band vollendete, der mit der Rückkehr Ludwig XVI. nach Paris im Jahre 1789 endigt. Für ein Werk, das eine Engländerin an Ort und Stelle geschrieben, zeigt es eine beachtenswerthe Tiefe der Anschauungen, wie auch großen Scharfsinn und Freisinnigkeit — Eigenschaften, die umsomehr hervorstechen, wenn man sich erinnert, daß ein so großer Liberaler wie Burke um diese Zeit seine berühmte Dolchscene im Unterhause aufführte. Diese Geschichte ist noch immer lesenswerth, wenn man auch die etwas langwierigen moralischen Reflexionen, die durch das ganze Buch zerstreut sind, nicht mit Unrecht tadeln mag.

Doch ein Ereigniß von mehr privater Natur, als die eben berührten, sollte jetzt einen mächtigen Einfluß auf ihr Schicksal gewinnen. Dieses Ereigniß war die Bekanntschaft mit Mr. Gilbert Imlay, einem Amerikaner, der damals in Paris wohnte und den sie einige Monate nach ihrer Ankunft wiederholt im Hause eines gemeinsamen Freundes antraf. Imlay war früher einmal Hauptmann in der Armee der Vereinigten Staaten gewesen; später wurde er Beamter bei der Urbarmachung von Grund und Boden in den westlichen Kolonien und zuletzt ließ er sich in Spekulationen ein, deren Natur bisher nicht bestimmt festgestellt worden ist, die aber, wenn man nach Marys Frage: „Soll ich von Alaun oder Seife sprechen?" urtheilen darf, mit der Einführung der Seife durch amerikanische Blockadeschiffe unter Umgehung der englischen Kreuzer im Zusammenhange gestanden, zu sein scheinen. Doch worin auch immer Imlays Geschäfte bestanden haben mögen, er war jedenfalls ein Mann von anständigem Aeußern und einnehmenden Manieren, und es ist eine seltsame Laune der Natur, daß die Frau, welche ihr Geschlecht so häufig tadelt, weil es gewöhnlich von Männern mit oberflächlicher Bildung und nicht von solchen voll inneren Gehalts angezogen werde, selbst dem Zauber unterlegen ist, den sie so oft beklagte. In einem Schreiben an die Schwester über Imlay, beschreibt ihn Mary als „einen höchst würdigen Mann, der mit einer ungewöhnlichen Zartheit des Herzens und Lebhaftigkeit der Empfindung ein gesundes Verständniß und ein glückliches Temperament verbindet, wie man dies selten trifft. Da er zudem in dem

Digitized by Google

Die Familie Braun.

Originalzeichnung von Friedrich Specht.

Digitized by Google

K C S

Innern Amerikas aufgewachsen, ist er auch ein ganz ungekünstelter Naturmensch.

Nach einem kurzen Verkehre, währenddessen sie miteinander innig vertraut wurden, schlossen sie eine engere Verbindung unter sich, ohne indessen, soweit man das beurtheilen kann, in den Stand der Ehe zu treten.

Niemand jedoch, der die Briefe Marys an Imlay gelesen hat, wird sich der Ueberzeugung verschließen können, daß sie diese Verbindung als eine der heiligsten Art betrachtete. Besäßen wir nicht diese Briefe, so voll Leidenschaft und Pathos, die in jeder Zeile Treue und Liebe athmen, so könnten wir uns von dem Genius Mary Wollstonecrafts nur eine verhältnißmäßig kalte und schattenhafte Vorstellung machen. In diesen Herzensergießungen allein, die bald von unaussprechlicher Zärtlichkeit überfließen, bald in Vorahnung der kommenden Leiden erbeben und dann wieder „die Qualen verschmähter Liebe" beredt schildern, enthüllt sich uns ganz das sanfte, edle, zärtliche Wesen des Weibes. Der Stil und die Sprache selbst, in welcher diese Briefe abgefaßt sind, glühen von Leben und Kraft, wie dies in solchem Maße bei keinem ihrer sonstigen Werke der Fall ist. Im allgemeinen leiden ihre Schriften eigentlich, wie hoch wir auch ihr Verdienst anschlagen mögen, an allen jenen Fehlern, welche dem achtzehnten Jahrhunderte eigenthümlich sind, an voreiligen Generalisirungen, abgenutzten moralischen Reflexionen und einem überschwänglichen Gebrauch von, wie uns heute dünkt, etwas hochtrabenden Sentenzen. Der Stil dieser Briefe dagegen ist immer einfach, sachgemäß, voll von Feuer und wahrer Empfindung und es ist kein übertriebenes Lob, wenn wir sie, was die von Leidenschaft durchglühte Schönheit betrifft, mit welcher die Freuden und Leiden eines im höchsten Maße sensitiven Gemüthes dargestellt werden, den berühmten „Werthers Leiden" vergleichen.

Bis jetzt war noch alles Freude in diesem Frühlinge der Liebe, als Mary im Frühsommer des Jahres 1793 von dem einsamen Hause in Neuilly sich auf den Weg zu machen pflegte, um ihrem Geliebten bis zu einer der Barrièren bei Paris entgegenzugehen. Mit einem Herzen, voll von Zärtlichkeit und Vertrauen auf „die Güte und den Werth" Imlays, gab sie im Juli oder August dieses Jahres ihre Wohnung in Neuilly auf und zog nach Paris, um hier mit ihm als seine Frau zu leben.

Es sind in diesem Punkte die mannigfaltigsten Anschauungen aufgestellt worden und Mr. Regan Paul scheint aus verschiedenen Ursachen, wie z. B. dem Umstande, daß die Heiratsgesetze eben damals von der republikanischen Regierung für kurze Zeit suspendirt worden waren, und der Thatsache, daß Imlay in einer späteren Zeit Mary zu Geschäftszwecken eine Urkunde einhändigte, in welcher er sie als seine Frau bezeichnete — der Meinung zu sein, daß ihre Verbindung einer gesetzlichen Ehe gleichgekommen sei. Diese Anschauung wird bis zu einem gewissen Grade auch durch Godwins Behauptung unterstützt, Mary habe sich für berechtigt gehalten, vom amerikanischen Gesandten ein Zeugniß zu erlangen, sie sei das Weib eines Eingeborenen dieses Landes. Es ist nun zweifellos, daß ein amerikanischer Unterthan im Hause des Gesandten mit voller gesetzlicher Wirkung eine Ehe hätte

schließen können, da im Jahre 1792 in Frankreich die Civilehe eingeführt wurde.

„Die Praxis", sagt Stony, „hat die Ehen anerkannt, welche von fremden Unterthanen in dem Hause des Gesandten desjenigen Landes, dem sie angehören, geschlossen werden. Und die Anschauung, welche sich für die Giltigkeit solcher Ehen ausspricht, ist so allgemein, daß es keineswegs unwahrscheinlich erscheint, es würde auch vonseiten englischer Gerichtshöfe, wenn sie zu einer Entscheidung hierüber berufen wären, eine derartige Ehe als rechtsgiltig erkannt werden."

Doch um eine giltige Ehe zu schließen, hätten die Personen, die mit einander vereinigt zu werden wünschten, eine Erklärung dieses Inhalts in Gegenwart von Zeugen abgeben müssen, während wir nur hören, daß Mary den Namen Imlay annahm und einen Trauschein zu erhalten strebte. Wir erfahren nicht einmal, ob Imlay sie zur Gesandtschaft begleitete und ob sie das Zeugniß, das ihr wahrscheinlich infolge des Krieges zwischen England und Frankreich zu ihrer Sicherheit als eine Art Paß dienen sollte, wirklich erhielt. Wäre dem anders gewesen, so würde Godwin, von dem man annehmen muß, daß er die näheren Umstände des Falles gekannt habe, schwerlich die Behauptung aufgestellt haben, es sei keine gesetzliche Ehe geschlossen worden; ja er führt sogar die Gründe an, welche die Abschließung der Ehe verhinderten. Der maßgebendste Grund scheint der gewesen zu sein, daß Mary Anstand nahm, den Mann ihrer Liebe in ihre pekuniären Verlegenheiten hineinzuziehen; umsomehr als Imlays Vermögensverhältnisse infolge seiner Spekulationen sehr schwankend, seine Aussichten höchst ungewiß waren. Der Edelmuth ihrer Gesinnung, der keine Schranken kannte, verleitete sie zu der Anschauung, daß das Opfer ihrer eigenen Lebensstellung im Vergleiche zu der Gefährdung der Stellung des Geliebten nicht in die Wagschale falle. Vielleicht wirkte auch die wilde revolutionäre Aufregung, die damals alles beherrschte, auf ihre ohnehin sehr empfängliche Natur und erweckte in ihr die Anschauung, daß das Individuum berechtigt sei, sich über das gesellschaftliche Gesetz hinwegzusetzen.

Da sie die Tiefe von Imlays Zuneigung nach ihrer eigenen beurtheilte, so glaubte sie, es sei endlich mit ihrem Leben des Kampfes und der tödtlichen Einsamkeit für immer vorüber und die weiblichen Eigenschaften ihres Wesens entfalteten sich frei in der Atmosphäre des eigenen Heims. Doch nur wenige Monate, nachdem sie sich zusammen in Paris niedergelassen, verließ Imlay, dessen unruhige Gemüthsstimmung sich bald enthüllte, diese Stadt und begab sich nach Havre, um hier irgend ein Geschäft abzuwickeln. Mary, die zurückblieb, ertrug seine Entfernung eine Zeit lang mit Gelassenheit und machte ihm nur zeitweilig scherzhafte Vorwürfe. Gegen Ende des Jahres holte Mary ihren Imlay in Havre ein und hier gebar sie im Mai 1794 eine Tochter, welcher sie in Erinnerung an die verlorene Freundin den Namen Fanny gab. Eine kurze Zeit scheint das Paar glücklich miteinander gelebt zu haben; doch schon im Herbste desselben Jahres reiste der Mann nach London, wo, wie er sagte, seine Anwesenheit durch mehrere Monate dringend nothwendig war, um die Geschäfte durchzuführen, in welche er sich eingelassen hatte. Mary kehrte nach

Digitized by Google

Paris zurück. Doch ein Monat nach dem anderen verstrich, zärtliche Erwartung machte dem Weh aufgeschobener Hoffnung Platz und der Vater ihres Kindes, das während dieser Zeit ihr einziger Trost war, kam noch immer nicht zurück. Da bricht sie in den nicht zu unterdrückenden Schrei aus:

„Komme zu mir, theuerster Freund, Gatte, Vater meines Kindes! Alle diese zärtlichen Bande machen in diesem Augenblicke mein Herz glühend und trüben meine Augen . . . ich will es Dir nur gestehen, daß ich oft, wenn ich mit meiner kleinen Tochter spiele, die ich so innig liebe, von tiefster Betrübniß erfaßt werde, daß Du nicht hier bist, um es mit anzuschauen, wie sich ihr Geist entfaltet und sich in ihrem kleinen Herzen zärtliche Gefühle zu regen beginnen! Dies scheint mir das wahre Vergnügen zu sein und doch lässest Du Dir es entgehen, um Vergnügungen nachzujagen, an denen wir uns niemals erfreuen werden."

Doch Imlay war ebenso taub gegen die Stimme der Pflicht, als die der Liebe, obgleich er sich in seinen Briefen noch immer gerne auf den Liebenden herauszuspielen scheint, so wenn er schreibt: „Geschäfte allein haben mich von Dir zurückgehalten. Komme zu jedem beliebigen Hafen und ich will hinabeilen zu meinen zwei lieben Mädchen, mit einem Herzen, das ganz von ihnen erfüllt ist" und so das unglückliche Weib fortwährend zwischen Hoffnung und Liebe gespannt hält. Mary fühlte sich natürlich veranlaßt, ihm nach London nachzureisen, wo sie durch mehrere Wochen vom April bis zum Juni 1795 verweilte. Jetzt, wo sie wieder einmal dem Manne, dessen Charakter sie sich in ihrer Einbildungskraft unbewußt umgemodelt hatte, von Angesicht zu Angesicht gegenüberstand, konnte sie sich die bittere Wahrheit nicht länger verhehlen, daß sein Herz ihr entfremdet war und daß die langersehnte Zusammenkunft anstatt Freude nur Täuschung und unaussprechlichen Kummer mit sich führte. Doch unglücklich, wie sie sich nun fühlte, hielt sie noch immer den Glauben aufrecht, Imlay werde doch schließlich in seine frühere Zärtlichkeit zurückfallen oder doch mindestens den Wunsch hegen, sei es auch nur um seines Kindes willen, mit ihr zusammenzuleben. In der Hoffnung, dadurch dem gewünschten Ziele näher zu kommen, erbot sich Mary in Imlays Interesse nach Norwegen zu reisen, um hier gewisse zweifelhafte Schulden und Gelder einzutreiben, die von einem Prozesse abhingen, der die Anwesenheit eines verständigen und durchwegs vertrauenswürdigen Menschen erforderte. Um sie zu diesem Zwecke zu verwenden, gab ihr Imlay eine Vertretungsvollmacht, mit welcher er Mary Imlay „seine beste Freundin und Frau" ermächtigte, „alle seine Geschäfte ausschließlich zu führen und zu leiten."

Eines schönen Tages im Juni machte sich also Mary mit einer Kinderwärterin und einem kleinen Mädchen auf den Weg nach Schweden und Norwegen. Da sie zufällig auf einem Schiffe reiste, das nach Elsinor ging, so mußte sie auf der Mitte des Weges in der Nähe der norwegischen Küste ein Boot besteigen, um auf diese Weise ans Ufer geführt zu werden. Beim Landen befand sie sich auf einer einsamen Felsenküste und nur eine rauhe Hütte verrieth die Nähe von Menschen. Da sie ohnehin von Krankheit und Kummer erschöpft war,

Digitized by Google

so überwältigte sie das Gefühl ihrer verlassenen Stellung so sehr, daß sie besinnungslos auf dem öden Felsen zu Boden fiel und sich erst nach einer Viertelstunde von ihrer Betäubung erholte.

Nichtsdestoweniger wirkte die Luftveränderung, die Aufregung der Reise und die praktische Thätigkeit, der sie sich nothgedrungen hingab, wohlthätig auf ihre Gesundheit und ihren Geist. Von hier schrieb sie ihre „Briefe aus Norwegen", die ursprünglich an Imlay gerichtet waren und später mit Hinweglassung aller Stellen, die sich auf persönliche Verhältnisse bezogen, veröffentlicht wurden. Sie gehören zu den fesselndsten, wenn nicht zu den größten ihrer Werke und erfreuten sich zur Zeit ihres Erscheinens einer ausgebreiteten Popularität. Ueberreich an scharfen Beobachtungen von Volk und Land und an schönen Schilderungen sind sie gewissermaßen, von einem gedämpften, aber nicht zu unterdrückenden Gefühle durchzogen, das ihnen einen eigenthümlichen Reiz verleiht.

In einem Briefe an Imlay aus dieser Zeit schreibt sie:

„Ich wünsche, daß wir zusammenleben könnten, denn ich möchte, daß Du Dich gewöhnst, gegen meine arme Tochter zärtlich zu sein. Ich kann den Gedanken nicht ertragen, daß sie allein in der Welt zurückbleiben oder bloß von Deinem Pflichtgefühl geschützt werden solle. Nächst dem Streben, sie zu erhalten, ist es mein ernstester Wunsch, Deine Ruhe nicht zu stören. Ich habe im Leben nichts mehr zu erwarten und wenig zu befürchten. Es giebt Wunden, die niemals geheilt werden können; doch kann man sie in Ruhe eitern lassen, ohne sich zu kratzen ... Ich habe wenig Grund, nach den grausamen Enttäuschungen, die mein Herz zerrissen haben, einen Schatten von Glück zu erwarten; doch das Glück meines Kindes scheint davon abzuhängen, daß wir zusammen bleiben."

Im Herbste 1795 kehrte sie nach England zurück und als Imlay sie bei der Landung nicht erwartete, da drängte sich ihr endlich die traurige Ueberzeugung von ihrer verlassenen Stellung mit unwiderstehlicher Kraft auf. Es währte auch nicht lange, daß sich ihre schlimmsten Befürchtungen erfüllten. Sie machte die Entdeckung, daß Imlay mit einer Schauspielerin ein Verhältniß angeknüpft hatte und die Erklärungen, die nun folgten, waren so peinlicher Natur, daß sie ausruft, sie würde lieber einen tausendfachen Tod erleiden, als eine Nacht wie die letzte! So empfindlich und schrecklich war der Umschwung ihrer Gefühle, als sich ihr die schonungslose Wahrheit enthüllte; so tief entmuthigt fühlte sie sich bei der Wahrnehmung, wie weit die Kluft zwischen dem Manne der Wirklichkeit und dem ihrer Vorstellung sei, daß sie unter dem Einflusse dieser unerträglichen Angst, die ihren Geist „in einen Zustand des Chaos" versetzt hatte, den Beschluß faßte, ihrem Leben ein Ende zu machen.

Nachdem sie Imlay einen herzzerreißenden Brief geschrieben und die letzten Anordnungen bezüglich ihres Kindes getroffen hatte, machte sie sich in einer stürmischen Nacht auf den Weg nach Putney, hier ging sie im strömenden Regen eine Zeit lang auf der Brücke auf und ab, bis ihre Kleider ganz durchnäßt waren und sprang dann in die Themse hinab. Sie sank indessen nicht gleich, verlor bald die Besinnung und wurde aus dem Wasser gezogen (wir wissen nicht auf welche

Weise) bevor das Leben noch ganz aus ihr geschwunden war und allmählich zu einem peinlichen Bewußtsein ihrer Leiden zurückgebracht.

Bald nach der Vereitlung ihres tragischen Vorhabens machte sie sich mit verzweifelter Energie von ihrer Leidenschaft frei. Imlays Anerbietungen, sie mit Geld zu unterstützen, wies sie stolz zurück und erklärte ihm in einem der letzten Briefe, den sie an ihm richtete: „Ich verlange keinen so gemeinen Trost und will ihn auch nicht annehmen. Ich habe nie etwas verlangt, als Dein Herz, nun dieses für mich verloren ist, hast Du mir nichts mehr zu geben."

Wieder einmal hatte sie sich zum Kampfe um das Dasein zu stärken und diesmal mußte sie auch für ihr Kind sorgen. Allerdings hatte sich Imlay erboten, für seine Tochter eine Summe Geldes anzulegen, wovon die Interessen zu ihrer Erhaltung verwendet werden sollten; allein weder Kapital noch Interessen wurden jemals bezahlt.

Um sich wieder literarisch beschäftigen zu können, war Mary Wollstonecraft gezwungen in die Londoner Gesellschaft zurückzukehren und sie erweiterte bald um ein Bedeutendes den Kreis ihrer Bekanntschaften. Es war wahrscheinlich um diese Zeit, wo, wie sie in einem Briefe an Miß Alderson bemerkt, „sie leider der Gegenstand der Beobachtung" geworden ist, daß ihr verschiedene, sehr vortheilhafte Heiratsanerbietungen gemacht wurden. In welchem Lichte sie jedoch eine Heirat aus Selbstinteresse betrachtete, kann man aus einem Briefe entnehmen, in welchem sie entrüstet über das, was sie als eine Beleidigung ihrer Würde auffaßt, dagegen protestirt. Das Schreiben ist so charakteristisch für ihren stolzen unabhängigen Geist, daß wir es hier citiren und wir fühlen uns dazu umsomehr veranlaßt, als die Bände, aus denen wir auch schon im bisherigen einige Auszüge gebracht haben heutzutage fast gar nicht mehr zu bekommen sind.

Als Antwort auf den ihr von jemandem betreffs eines Freundes, gemachten Heiratsvorschlag bricht sie in den Ausruf aus:

„Mein Herr! Ich bin arm und verlassen. Doch ich habe einen Geist, der sich nie beugen und auch nie indirekte Wege einschlagen wird, um ein Ziel zu erreichen, das er verachtet; ja, wenn es um das Leben zu erhalten nothwendig wäre, gegen meine Grundsätze zu handeln, so würde der Kampf bald vorüber sein. Ich kann alles ertragen, nur nicht meine eigene Verachtung.

Um es kurz zu sagen, die bloße Annahme, ich könnte einen Augenblick lang daran denken, des Lebensunterhalts halber meine Person preiszugeben, ist für mich eine Beleidigung, denn mir, die ich das Rechte und Unrechte abstrakt beurtheile und mich gegen die Vorwürfe meines Herzens und Verstandes niemals mit Worten und lokalen Anschauungen vertheidige, erscheint eine solche Heirat nur von diesem Gesichtspunkte aus."

Die Freunde, zu denen sie sich in dieser Zeit am meisten gesellte, waren Mr. und Mrs. Twies, Miß Alderson (die spätere Mrs. Opie), Mrs. Inchbald, Mr. Holcroft und William Godwin. Den letzteren hatte sie einige Jahre früher kennen gelernt. Sie traf ihn zum ersten Male eines Abends im November 1791 bei Johnson in Gesellschaft von Thomas Paine, dem Verfasser der berühmten „Menschenrechte". Godwin, der gekommen war, um Paine zu sprechen, verwickelte sich in

Digitized

eine Diskussion mit Mary Wollstonecraft, und es traf sich, daß sie fast in allen Punkten verschiedener Anschauung waren, so daß er in seiner offenen Weise bemerkte: „Natürlich hörte ich sie sehr häufig, während ich Paine zu hören wünschte."

Nach Marys Rückkehr aus Norwegen trafen sie sich wieder von Zeit zu Zeit und obgleich Godwin durch die Lektüre der „Briefe aus Norwegen" nicht nur ihre Begabung als Schriftstellerin, sondern auch ihre weiblichen Vorzüge viel höher schätzen lernte, so entwickelte sich ihre Freundschaft doch erst im April 1796 zu einer innigeren Vertraulichkeit.

William Godwin, dessen aufrichtige und zärtliche Zuneigung auf die letzten Monate des vielbewegten Daseins von Mary Wollstonecraft einen scheidenden Glanz werfen sollte, hatte um diese Zeit den Gipfelpunkt seines Ruhms erreicht. Geboren im Jahre 1756 hatte er sich nach einem Leben voll rastloser literarischer Arbeiten der verschiedensten Art, durch die Veröffentlichung der „Politischen Gerechtigkeit" im Jahre 1793 und „C. Williams" im Jahre 1794, einen Platz unter den hervorragendsten Schriftstellern seiner Zeit errungen.

In seinem Privatleben bemühte sich William Godwin, sein Betragen soweit als möglich in Uebereinstimmung mit seinen Grundsätzen zu bringen. Sein Charakter scheint eine seltsame Mischung von Enthusiasmus und Gesetztheit, von wahrer Menschenliebe „angekränkelt von der Blässe" seiner frostigen Philosophie und einer so schonungslosen Wahrhaftigkeit, daß sie fortwährend gegen die von der Gesellschaft geforderte Schicklichkeit verstieß, gewesen zu sein. Höchst sparsam in seinen Ausgaben, soweit sie ihn selbst betrafen, erachtete er sich nach seinen Anschauungen für verpflichtet, alles Geld, das er nur entbehren konnte, zum Nutzen derer zu verwenden, die dessen nöthiger bedurften als er. Da er nun der Meinung war, daß er der Gemeinschaft am besten dienen könne, wenn er sich solchen Arbeiten widme, die nur das Resultat mühseliger und unlohnender Forschungen sein konnten, so war er bestrebt, sich auf die einfachsten Bedürfnisse des Lebens zu beschränken.

Um diese Zeit war es, wo er durch einen Zufall mit der Frau näher bekannt wurde, die so sehr geeignet war, mit ihm zu sympathisiren. eine tiefe Zuneigung für sie faßte und sie erwidert fand. Seine Anschauungen über die Ehe waren so revolutionär als möglich; er betrachtete es als ein Unrecht, ja als unmoralisch, sich eine Person zu eigen zu machen, wie es bei der Ehe geschieht, da, wie er glaubte, Liebe wie Freundschaft in genauem Verhältnisse zu dem moralischen und intellektuellen Werthe einer Persönlichkeit stehen sollten.

Bei ihrer Verbindung nahmen sie daher auch anfangs Umgang von den gesetzlichen Formen, doch schon nach wenigen Monaten, wie es scheint, faßte Godwin seinem Weibe zu Liebe den Beschluß, in diesem Punkte von seinen philosophischen Theorien abzuweichen. Die Trauung fand sohin am 29. März 1797 statt, doch wurde dieselbe erst tief im April allgemein bekannt. Die Verbindung von zwei so ausgezeichneten Personen, gab in gewissen Kreisen Anlaß zu verschiedenen Auslegungen, freundlichen wie unfreundlichen. Mehrere Damen, von denen einige wahrscheinlich nur zu sehr für den „philosophischen

Godwin" eingenommen waren, über welchen Miß Alderson erst kurz vorher in einem Briefe bemerkt hatte „er ist um vieles liebenswürdiger, als er jemals war" steiften sich nun plötzlich auf ihre Würde und erachteten es für nothwendig, ihre Verbindung mit Mary Godwin abzubrechen, mit welcher sie, so lange sie Mrs. Imlay hieß, auf dem freundschaftlichsten Fuße gestanden waren. Solche kleine Verdrießlichkeiten vermochten indessen die neugeschaffene Ruhe nicht auf lange Zeit zu stören.

Der eigenthümlichen Anschauung huldigend, daß verheiratete Leute nicht fortwährend beisammen bleiben sollten, hatte Godwin in der Nähe ihres Hauses ein geräumiges, helles Zimmer gemiethet, wo er einen großen Theil seiner Zeit verbrachte. Der Hauptzweck, den er damit verband, war zweifelsohne der, während der Stunden seiner literarischen Arbeiten so wenig als möglich gestört zu sein. Es ist jedoch sehr fraglich, ob er seine Absicht erreichte. Denn wenn auch durch dieses Mittel der Redseligkeit von Mann und Frau wirksam vorgebeugt wurde, so verbrachten sie doch wahrscheinlich vielmehr Zeit damit, sich gegenseitig fortwährend und über alle möglichen Gegenstände Briefe zu schreiben (zuweilen nicht weniger als sieben im Tage), als sie für eine ganz ausgiebige Konversation gebraucht hätten. Lady Shelley besitzt viele bisher nicht gedruckte Schreiben dieser seltsamen Korrespondenz und es ist uns in liebenswürdiger Weise gestattet worden, eines derselben zu veröffentlichen. Dasselbe rührt offenbar aus der Zeit ihrer ersten Liebe her und ist geeignet, uns eine lebhafte Vorstellung zu gewähren, wie munter und bezaubernd Marys Briefstil war, so lange sie durch glücklichere Umstände in fröhliche Stimmung versetzt wurde.

Das Schreiben Mary Wollstonecrafts an Godwin lautet:

1. Juli 1796.

Ich übersende Dir den letzten Band der „Héloise", denn wenn Du ihn nicht hast, könntest Du vielleicht danach begehren. Du ersiehst aus dieser Bemerkung, daß ich Dir nicht so viel Philosophie zutraue, wie unser Freund und ich wünsche, Dich gleichzeitig daran zu erinnern, daß Du, wenn Du mir in Versen schreibst, Dir nicht die leichteste Aufgabe, meine Vorzüge zum Stoffe wählest, sondern bei Deinen eigenen Gefühlen verweilst. Das heißt, laß mich Dein Herz aus der Vogelperspektive beschauen. Ich bitte Dich inständigst, mache mich nicht zu einem Schreibpulte — falls Du nicht offen anerkennst, „behext" zu sein.

Hierüber werde ich nach dem Stile beurtheilen, in welchem die Lobsprüche fließen; denn ich glaube bemerkt zu haben, daß Du ohne Sinn und Verstand Komplimente machst, sobald Du nicht weißt, was Du sagen sollst.

Deine ergebene Mary.

Die wichtigste Arbeit, mit welcher sich Mary während ihres ehelichen Lebens beschäftigte, waren die „Frauenkränkungen", deren wir bereits früher erwähnt haben und Godwin hatte wohl ohne Zweifel Grund zu seiner Behauptung, wenn sie gelebt hätte, würde die Welt wenig Anlaß gehabt haben, sich über eine Erschlaffung ihres Fleißes zu beklagen.

Doch ach! als der heißeste Kampf vorüber war, und sich ihr die Aussicht auf ein Leben voll nützlicher Arbeiten und ungetrübten häuslichen Glücks eröffnete, da war auch schon das Ende nahe.

An einem Mittwoch, den 30. August gebar sie eine Tochter, dieselbe Mary, die so viel von dem Genius ihrer Mutter erbte, an welche Shelley in der Widmung zu seiner „Empörung des Islam" die schönen Zeilen richtet:

They say, that thou wert lovely from thy birth,
Of glorious parents thou aspiring Child.
I wonder not, for one then left the earth
Whose life was like a setting planet mild
Which clothed thee in the radiance undefiled
Of its departing glory.

Doch noch einige Tage einer langwierigen Krankheit waren der Mutter beschert, einige Tage der tödtlichsten Ungewißheit für den unglücklichen Godwin, der kaum einmal das Bett seines Weibes während der zehn Tage verließ, wo ihr Leben in jedem Augenblicke zu verlöschen drohte. Alles, was die Geschicklichkeit der ausgezeichnetsten Aerzte, die liebende Sorgfalt der Freunde, die hingebungsvolle Pflege des Gatten thun konnten, um ein so kostbares Leben zu retten, wurde gethan; doch alles war vergeblich und am 10. September gab sie ruhig ihren Geist auf.

Sie wurde im Friedhofe der Old St. Poncraskirche zur Erde bestattet; die zärtliche Sorge der Verwandten hat indessen seither sowohl ihre Ueberreste, als auch die von William Godwin an einen anderen Ort überführen lassen. Beide ruhen jetzt in demselben Grabe, wie ihre Tochter, Mrs. Shelley, unter einer einfachen grauen, dicht mit Epheu bedeckten Steinplatte auf dem stillen, grünen Friedhof von Bournemouth.

Geboren in einem Zeitalter unvergleichlicher Geistesthätigkeit, wo die Menschen das Bewußtsein hatten, plötzlich zu einem Geiste der Freiheit und Macht erwacht zu sein, und die göttliche, obschon täuschende Hoffnung nährten, ihre Zeit und ihr Geschlecht seien berufen, die Gesellschaft vom Grund auf neuzugestalten, betheiligte sich Mary an der Arbeit jener Zeit, indem sie beredt darthat, daß, soll ein wahrer Fortschritt erzielt werden, die Frauen vernünftig erzogen und durch ihre gesellschaftliche Stellung befähigt werden müssen, an der Hebung des Wohls der Menschheit mitzuwirken. Obgleich ihre Schriften heute nur wenig gekannt und gelesen sind, ist der sie beseelende Geist dennoch in hohem Grade zu einem Theil unseres Zeitgeistes geworden und gar manche ausgezeichnete Männer und Frauen führen jetzt viele der Theorien aus, die Mary vor fast einem Jahrhundert zuerst aufgestellt hat.

Digitized by Google

Laßt glauben mich —

Warum? — laßt mir den schönen Glauben,
Daß alles ist, was mir es scheint,
Daß, wer die Hand mir drückt, mich liebe
Und nie ein Heuchler sei und Feind.

Laßt glauben mich, daß die so heiter,
So sorglos rings ich plaudern seh',
Auch glücklich sind und daß ihr Lachen
Nicht nur verhüllen soll ihr Weh.

Laßt glauben mich, daß noch es Treue,
Noch Edelmuth und Tugend giebt;
Daß alle Frauen reine Engel
Und wieder ebenso geliebt.

Laßt glauben mich und laßt mich hoffen,
Daß meines Strebens Ideal
Trotz allem, was mich hemmt und hindert,
Ich doch erringen kann einmal.

Ich weiß es wohl, daß wie vorm Winter
Ein Blatt um's andere erfriert,
Im Menschenleben eine Hoffnung
So um die andre sich verliert.

Ich weiß es wohl, wie viel zu ringen,
Wie viel zu dulden hat das Herz,
Bis es im Grabe Ruhe findet
Von seinem Kampf und seinem Schmerz.

Und dennoch laßt mir meinen Glauben,
Mit dem ich heiterer als ihr
Zufriedener und leichter trage
Das Loos, das mir geworden hier.

Und der, wenn ich in Furcht und Zweifel,
Mein Selbstvertrauen wieder hebt,
Und ohne den ich kaum oft wüßte
Wofür ich eigentlich gelebt.

C. F. Stuart

Digitized by Google

Ohne Heim.

Novelle von Eduard Müller-Hauger.

Es war an einem Sommerabend des Jahres 1875. Ein schweres Gewitter hatte sich über dem thüringer Landstädtchen P. entladen. Wer in die Theatervorstellung zum Schießhaus hinausgegangen war, das ein paar hundert Schritte entfernt an der Landstraße liegt, die sich zum Gebirge hinzieht, mußte das Unwetter vorüberlassen, ehe er den Heimweg antreten konnte. Der Wirth hielt das Thor ausnahmsweise geschlossen, um den rothbraunen Wassern, die aus Gräben und Rinnsalen quollen und die Chaussee überfluteten, den Eintritt in die Hausflur zu wehren. Der Regen hatte die fingerdicke Schicht alter und neuer Theater- und Konzertzettel auf der Holztafel, die als Plakatanzeiger dient, durchweicht, und der Sturm riß einen nach dem andern, zuerst den der „Griseldis" der heutigen Vorstellung, ab und wirbelte sie in den Straßenschmutz.

Im Theatersaal war es still. Den herabgelassenen Vorhang der kleinen ambulanten Bühne beleuchteten sechs Oellampen. Auf der ersten Stuhlreihe saßen fünf Personen; ein junger Forstbeamter und einige Stühle davon ein Herr und eine Dame mit zwei kleinen Kindern. Sie bildeten das Publikum. Im Hintergrund des Saales, der Bühne gegenüber, dämmerte der Abend, und ganz am Ende in dem Alkoven, der als Büffet benutzt wird, war es dunkle Nacht.

Hier verhandelten im Flüsterton der Wirth des Schießhauses und der Direktor der reisenden Gesellschaft.

„Ich kann es meinen Mitgliedern wirklich nicht zumuthen, vor einem solchen leeren Haus zu spielen."

„Thun Sie, wie Sie wollen. Ich meine nur, wenn es sich in P. erst herumgesprochen hat, daß Sie ein paar Mal nicht zum Spielen gekommen sind, kommt niemand mehr heraus. Sie kennen die P.'er nicht. Sie sind zu eigen."

„Das scheint so. Ich biete alles mögliche auf, aber es wird nicht anerkannt. Was soll man schließlich noch geben, wenn auch Griseldis im Stich läßt? Mit „Griseldis" habe ich überall volle Häuser erzielt."

Digitized by Google

„Sie haben nicht die richtigen Leute. Das P.'er Publikum liebt das Feine. Aber das Fräulein Matkoffska hat ein zu freies, gewöhnliches Auftreten. Eh' Sie die nicht wegschicken, wird es nicht besser."

„Ich bitte Sie, wie kann ich die Matkoffska wegschicken! Sie hat in der jüngeren Herrnwelt überall ihre Verehrer. Sehen Sie unsern zukünftigen Herrn Oberförster dort sitzen — wenn alle ausbleiben, er kommt gewiß. Und in erster Linie kommt auch er der Matkoffska wegen."

„Ach, bilden Sie sich doch so was nicht ein. Herr Brückmann ist ein anständiger Mann, der nach Ihren Berliner Schminktöpfen und Schnürleibern nicht fragt. Er hat oben in W. ein Mädchen sitzen, das Stieftöchterchen der Frau Bergräthin, an dem weiß er, was er hat. Ein gebildetes Fräulein, sie war in der Residenz Lehrerin in der Kinderschule und ein hübsches, frisches, gesundes Mädchen. Dort hat er sie kennen gelernt. Vor vierzehn Tagen hat er die Stelle beim Förster in W. bekommen und gleich ist sie auch von der Schule weg und hinauf zu ihrem Vater nach W. Wenn sie nicht schon verlobt sind, muß es in diesen Tagen geschehen. Nein, Verehrter, da machen Sie sich 'mal keine falschen Hoffnungen."

„Nun, mir kann's gleich sein. Aber — mich wundert, daß das Publikum nicht ungeduldig wird, denn der Beginn der Vorstellung hat sich um eine halbe Stunde verzögert. Wir müssen uns entschließen. Verlangen Sie, daß ich spiele?"

„Thun Sie, was Sie nicht lassen können."

„Sehen Sie her, das ist meine Einnahme: eine Mark. Es ist die Mark vom Herrn Förster. Die anderen Herrschaften sind Freiberger, die Wirthsleute des Regisseurs Kaminsky. Wenn Sie darauf bestehen, daß ich spiele, lege ich zwei Mark d'rauf, indem ich Ihnen die Miethe für den Saal mit drei Mark bezahle. Wenn ich nicht spiele, würden Sie mir jedenfalls die Miethe erlassen müssen und ich gebe dem Herrn Förster seine Mark zurück.

„Meinetwegen, passen Sie aber auf, er schenkt sie Ihnen, oder ich müßte Herr Brückmann nicht kennen."

„Ich nehme sie sehr einfach nicht an, denn ich vergebe mir als Direktor niemals etwas."

Wenige Minuten später rollte der Vorhang in die Höhe, und der Direktor theilte einem verehrten Publikum ganz ergebenst mit, daß die heutige Vorstellung infolge der Ungunst der Witterung ausfalle. Beim letzten Wort war der Saal vom Blitz taghell erleuchtet und unmittelbar darauf krachte ein betäubender Donnerschlag auf das Dach des Hauses nieder. Hinter den Coulissen kreischte eine weibliche Stimme. „Matkoffska!" rief der Direktor verweisend, runzelte die olympischen Brauen und rollte gegen Brückmann die Augen, während der Vorhang sich senkte. Ein kurzer Wortwechsel im Verschlag, helles Gelächter, dann war wieder alles still.

Brückmann war bei dem Namen Matkoffska emporgeschnellt, als habe man ihn aufgerufen. Erst als gelacht wurde, kehrte er der Bühne den Rücken und schritt sichtlich erleichtert die Reihen der leeren Stühle hinauf. Der Ausfall der Vorstellung befreite ihn von einer übergroßen Spannung.

Digitized by Google

„Wo hatte ich nur meine Gedanken", murmelte er, „daß ich wie angenagelt auf meinem Stuhl sitzen blieb? Ich hätte mir bei einem flüchtigen Umblick im Saal doch sagen müssen, daß heute nicht gespielt wird. Oder verlange ich, daß sie für mich spielen? Von einer glaube ich's, von ihr bin ich's sogar fest überzeugt. Sie hat mich zu oft angesehen; sie lacht mir immer zu. Aber was nun anfangen? Sollte ich heute darauf verzichten müssen, sie zu sehen?"

„Bitte, wollen Sie mir erlauben, Ihnen das Eintrittsgeld zurückzuerstatten. Eine Mark, wenn's gefällig ist", redete ihn jemand im ungewissen Halbdunkel des seitlichen Säulenganges an.

„Behalten Sie", antwortete Brückmann kurz und barsch.

„Mit verbindlichstem Dank." Die unbestimmten Konturen des dunklen Ehrenmannes verschwammen vollends im Schatten.

Der andere Theil der Zuschauer, die Wirthsleute des Regisseurs Kaminsky, hatten sich in eine der unteren Gaststuben zurückgezogen. Brückmann suchte die dunkelste Stelle im Saal und stellte sich daselbst auf den Anstand. Der Vorhang der Bühne war mittlerweile wieder emporgezogen worden. Ein Arbeiter drehte die Lampen aus bis auf eine. Wie das Unwetter draußen tobte, so tobte ein Sturm in Brückmann. Das Herz klopfte ihm ängstlich in der Brust. Es war ihm zu Muth, als begehe er ein Unrecht.

„Die Matkoffska!" Jede Fiber an ihm war gespannt; er stand athemlos. Sie gaukelte über die Bretter. Haltung und Gang waren nachlässig, leichthin, unbesorgt. In ihrer Art die Schleppe zu tragen lag so viel Geringschätzung, eine so absichtliche Verachtung des guten Anstands wie nur möglich. Als fröstle sie, drückte sie das kleine runde Kinn behaglich immer tiefer in das lose umgeschlungene, seidne Halstuch. Wie sie so hinträllerte, blieb sie mit der Schleppe an einem Nagel hängen. Es gab einen Riß. Sie unterbrach ihr Trällern auch nicht einen Augenblick, hakte das Kleid los und fegte weiter. Sie war so ganz anders, wie junge Damen sind. Sie war nicht Mädchen, nicht Frau, nicht Kind, sie hatte von allen etwas und dazu noch ein wenig von einem halbwüchsigen, kecken Tertianer. Sie taugte nicht für P. und vielleicht für keinen Fleck dieser Erde. Nur im Rahmen von zwei Coulissen, einer Rampe und einer Sofitte war sie möglich, verständlich. Alles das sagte sich Brückmann, alles war ihm klar, ihr Wesen, ihre Manieren forderten seinen Unmuth, seinen männlichen Ernst heraus. Er hatte ihre ausgelassene Laune, ihre Zweideutigkeiten im Spiel nie leiden mögen. Diese Künste schien sie jedoch gedankenlos, rein mechanisch zu üben, für andere, für die große Menge, die dergleichen liebt. Für ihn allein hatte sie einen kindlichen, unschuldigen Blick; ihm allein verrieth sie ein tiefes Weh, so oft sie ihm das wahrhaft idealschöne Madonnengesicht zuwendete. Alle ihre Eigenheiten erschienen ihm so entschuldbar, so verzeihlich und liebenswerth zugleich, ihre ganze Persönlichkeit übte einen so starken, unwiderstehlichen Reiz auf ihn aus, daß er sie nicht beurtheilen und nicht verurtheilen, daß er nur noch wünschen konnte, ihr immer nah zu sein.

„Du Himmel im Thal" sang sie mit ihrer bestrickenden Altstimme, indem sie den Saal durchschritt.

Brückmann trat hinter dem Pfeiler vor. Sie erschrak anfangs.

Digitized by Google

Als er aber einige entschuldigende Worte sprach und sie keck ihm unter die Augen trat, um seine Züge zu mustern, lachte sie hell auf, sagte, sie freue sich die Ehre zu haben und redete ihn bei seinem Namen an. Er fand nicht Zeit, sich darüber zu wundern, denn sie trat zum Fenster, nach dem Wetter auszuschauen und das Gespräch nahm seinen schnellen Fortgang. Ehe er einem Gedanken Worte verleihen konnte, hatte sie ihn bereits ausgesprochen, ehe er ein Wort sprach, hatte sie deren zehn gesprochen. Das Gefühl, schwerfällig zu sein, diesem verwöhnten Weltkind keine Unterhaltung bieten zu können, peinigte ihn je länger je mehr, und zuletzt verstummte er gänzlich. Er lächelte nur kaum noch über ihre schlagfertigen Witze, ihre komische Verzweiflung angesichts der eingeregneten Situation. Um so begieriger sog er das Parfüm ein, das sie ausströmte. Es war nicht weicher, süßer Blumenduft; es war ein neuer, unvergleichlicher Wohlgeruch, etwas, das die Sinne aufregt, verwirrt, ohne sie zu befriedigen; ebenso wie Brückmann in ihrem Gespräch keine Befriedigung fand. Ihre Redewendungen waren ungewöhnlich, sie regte tausenderlei an und warf es wieder beiseite; es war ein ruheloses Jagen nach immer neuem. Bald reckte sie sich, als sei sie eben dem Ruhelager entstiegen, bald wankte sie wie schlaftrunken auf ihren Füßchen und streifte dabei Brückmann, der mehr als einmal in Versuchung stand, seinen Arm um ihre Taille zu legen. Aber stets fürchtete er, sich lächerlich zu machen und ihren Spott herauszufordern. Er spielte in seinen Augen ohnedies eine lächerliche traurige Rolle. Vollends verwirrt stand er da, als sie ihm plötzlich die Hand reichte und gute Nacht sagte. Er wußte nur so viel, daß er nicht gesonnen war, von der Matkoffska zu scheiden. So kam's, daß er die Hand, die ihm geboten wurde, rasch ergriff und festhielt. Sie versuchte sich loszumachen. Umsonst! Sie bat ihn, die Hand freizugeben. Umsonst! Sie probirte mit der andern Hand, die einzelnen Finger des Jägers abzulösen. Dabei stand sie unmittelbar vor ihm, den Rücken nach ihm zugewandt. Er fühlte ihren weichen Nacken an seiner Brust. Sie stampfte trotzig und lehnte sich zuletzt nach vergeblichen Anstrengungen, zwischen Lachen und Weinen, an ihn an. Er fühlte ihren warmen Athem wehen, umfing sie mit dem freien Arm und blickte ihr forschend ins Gesicht. Ihre dunklen, großen Augen waren starr auf ihn gerichtet. Er unterschied deutlich die schwarzen Striche, die die Künstlerinnen unter den Augen anbringen. Ihr Gesicht leuchtete seltsam; sie mußte die Schminke nicht sorgfältig beseitigt haben oder sie hatte übermäßig viel Puder aufgelegt. Strebte sie ihm entgegen oder zog sie ihn an der Hand zu sich hinab; er wußte in den nächsten Augenblicken nichts mehr von sich: nur seine Lippen fühlte er auf den ihrigen. Dann fuhr er zurück. Es war ein seltsamer Kuß gewesen. Er wunderte sich, daß alles still um sie herum war. Es hätte blitzen und donnern müssen, meinte er. Das Herz pochte ungestüm in der Brust; oder war es das Gewissen? Recht wohl war ihm nicht zu Muthe.

Das Wetter hatte zu toben nachgelassen. Die Wolken zertheilten sich. Noch einmal wurde es ein wenig hell. Er blickte gerade auf ihre Lippen und bemerkte unterhalb des Mundes ein schwarzes Fleckchen. Es mußte zur Schminkkunst gehören; aber nie war es ihm so

Digitized by Google

aufgefallen, wie jetzt. Nun bemerkte er auch zwei verschiedene Nuancen von Roth auf ihren Lippen, ein helleres, natürlicheres und ein tieferes, lebhafteres, künstliches. Immer hatte ihm während ihres Spiels der feurigrothe Mund besonders gut gefallen.

„Sie dürfen Ihren Mund nicht mehr schminken, Fräulein Matkoffska — mir zu Liebe!"

Sie drückte ihm heftig die Hand, umhalste und küßte ihn. Ihm war es, als wirke ein Gift auf ihn ein, verderblich, aber süß, unendlich süß. Zwischen Schauern der Wonne und der Furcht hielt er das bebende Mädchen in seinen Armen.

Da regte sich im Dunkel des Büffets etwas. Erschrocken fuhren beide auseinander. Unschlüssig, was er beginnen sollte, fühlte er sich von ihr an der Hand zum Saale hinausgezogen. Sie stiegen die Treppe hinab und standen einen Moment am Fenster still. Es regnete nicht mehr. Aber der Himmel war immer noch schwärzlich umzogen.

„Begleiten Sie mich?"

„Ja."

„Ich gehe voraus."

Als er die Treppe zur Hausflur hinabschritt, war sie bereits verschwunden.

„Wollen Sie mir meine Flinte herausgeben, Herr Wirth", rief Brückmann in die Wirthsstube hinein.

„Sie werden doch heute nicht mehr schießen wollen, Herr Förster", erwiderte jener von innen.

„Es ist immer gut, wenn man seine Waffe bei sich hat."

„Nicht immer, Herr Förster."

„Zum Beispiel?"

„Wenn das Wild den Schuß nicht werth ist. Hier ist Ihre Flinte. Bitte."

Brückmann eilte auf der Chaussee einem dunklen Punkt in einiger Entfernung nach. Frauen vom Wald, die auf dem Heimweg begriffen waren, kamen ihm entgegen. „Wenn das Wild den Schuß nicht werth ist." Er ging auf die andere Seite der Chaussee hinüber, damit sie ihn nicht erkennen sollten.

Wo der Seitenweg rechts einbiegt, an dem die ersten Häuser von P. inmitten anmuthiger Gärten liegen, erwartete ihn die Matkoffska. Sie hing sich an seinen Arm. Da er nicht sprach, schwieg sie auch.

Nun stand er vor der Hausthür eines niedlichen Häuschens, die sie geöffnet hatte. Eben begann es wieder zu regnen. Wenn ich sie nicht liebte, dürfte ich eintreten, dachte er. So aber ist es unrecht an ihr, an mir und an einer dritten Person gehandelt. Als hätte sie seine Gedanken errathen, drückte sie ihn an sich und flüsterte:

„Nur wenn Du mich liebst, darfst Du eintreten."

Er küßte sie, statt Antwort zu geben.

„Aber Sie werden naß, das kann ich nicht dulden."

Mit diesen Worten zog sie ihn in ihr Zimmer. Ihm war, als habe er einen Fehltritt begangen. Wenn dieses Mädchen nicht gerade die Matkoffska gewesen wäre, hätte es angehen mögen. Aber gerade

Digitized by Google

die, über welche die Leute den Kopf schüttelten; die alle Welt, alles was Sitte und sonst hergebracht ist, zu verachten schien, die ihre Schleppe stolzer wie die reichste Fabrikantenfrau ihre Robe auf dem Ball trug, die so nichtswürdig lachen und dreinblicken konnte; die sich in P., auf dem Land, unter Ackerbürgern und Bauern ein Schönheitspflästerchen auf die Wange schminkte. Ein bängliches Zagen beschlich ihn. Er hatte das Gefühl, als habe er sich über zu viel hinweggesetzt, da er ihre Schwelle überschritten; als habe er die Hoffnung hinter sich gelassen, auf ein Stück Lebensglück verzichtet. Er unterschied das Parfüm schärfer als vorher.

Sie zündete Licht an. Auf dem Tisch, dem Bett und dem Sopha war ein chaotisches Durcheinander von Garderobestücken, Toilettegegenständen, Rollen, Noten, Schmuck, Theemaschine und Geschirr. Sie räumte ein wenig auf, doch ohne sonderlichen Erfolg, und sobald sie dies wahrnahm, ließ sie alles stehen und liegen und setzte sich neben ihn.

Er schien keine Augen mehr für sie zu haben, seit er die Photographie eines kleinen, niedlichen Husaren auf dem Tisch entdeckt hatte. Er stellte dies Bild dicht vor sich hin, und wunderbar ordneten sich seine Gedanken, indem er dasselbe betrachtete. So hoch die Flut der widerstreitenden Empfindungen in ihm getobt hatte, so glatt, so ruhig floß jetzt ein Gedanke aus dem andern. Er stand jetzt einem Manne gegenüber, der ihn als Eindringling in sein Gebiet zur Rechenschaft zu ziehen schien; einem Mann gegenüber konnte er sich vertheidigen, fand er sich selbst wieder.

Die Matkoffska sah sich dieses stumme Spiel, diesen Gedankenaustausch der beiden Herren eine Weile mit an; dann legte sie das Bild mit dem Gesicht auf den Tisch, lächelte kalt und lehnte sich wie beleidigt in die Sophaecke zurück, wobei sie die Arme verschränkte.

Aber am Jäger hatte sie damit nichts gewonnen. Seine Stirn legte sich in krause Falten und er schwieg beharrlich. So verstrich die erste Viertelstunde im trauten tête-à-tête mit der Matkoffska. In der That, er hatte sich manchmal die Situation anders ausgemalt. Wenn ihm früher einer gesagt hätte, er würde bei der Matkoffska kalt und förmlich im Zimmer sitzen, so hätte er ihn gewiß einen Narren geheißen. Und jetzt wurde er von Minute zu Minute kühler. Seit er die Schwelle ihres Zimmers betreten, war jede intimere Berührung wie abgeschnitten.

„Auf Ihrer Seele lastet etwas", begann die Matkoffska mit tiefer, seelenvoller Stimme. „Darf ich es nicht wissen?"

„Ich weiß nicht, was Sie meinen."

„Sie sind zu ernst für einen jungen Mann. Wollen Sie wissen, was ich gedacht habe, wenn ich Sie durch das Guckloch des Vorhangs betrachtete? Ich dachte, der muß schwere, trübe Erfahrungen in der Liebe gemacht haben. Sie thaten mir so unendlich leid, besonders wenn mir der Gedanke kam, Sie könnten durch die Erbärmlichkeit, den Betrug einer einzelnen Verworfenen den Glauben an uns alle verloren haben."

Die letzten Worte sprach sie zögernd; ein Seufzer hob ihre Brust auf einen Augenblick.

Digitized by Google

„Wie kamen Sie darauf? Mich hat noch niemand betrogen. Umgekehrt könnte es eher der Fall sein", setzte er gleichfalls mit einem Seufzer hinzu.

Die Matkoffska fuhr ein wenig empor, ohne daß er es bemerkt hätte, denn er blickte sie nicht an. Brückmann fuhr nach einer Pause fort:

„Was würden Sie von dem Mann denken, der ohne Gewissensbisse an einem guten, braven, treuen Mädchen Verrath übt, der mit kaltem Blut ihr Vertrauen täuscht? Würde Ihnen ein solcher Mensch sympathisch sein? Gewiß nicht. Sie vermöchten nicht, ihm Ihre Liebe zu schenken, denn woher sollte Ihnen das Vertrauen zu ihm kommen? Müßten Sie nicht fürchten, über kurz oder lang wie jene arme, gute, unschuldige, edle Person betrogen zu werden?"

Während er diese Worte sprach, hatte er, ohne es zu beabsichtigen, das Bild des schmucken Husaren wieder aufgestellt. Er bemerkte nicht, daß alles Blut aus den Wangen der Matkoffska gewichen war, daß sie mit gläsernen, ausdruckslosen Augen an die Decke starrte. Erst nachdem ihm ihr langes Schweigen aufgefallen war, blickte er sie an. Sie erhob sich sofort und verschwand im Nebenzimmer. Er war im Zweifel darüber, ob das Thränen gewesen waren, was in ihren Augen schimmerte.

Nach einigen Minuten tiefer Stille war es ihm, als höre er Schluchzen. Er eilte ins Nebenzimmer und fand die Matkoffska auf der Erde liegen, den Kopf über die Arme auf den Stuhl gelegt. Seine Bemühungen, ihr aufzuhelfen, waren vergeblich.

„Lassen Sie mich an der Erde liegen, ich verdiene es in Ihren Augen doch nicht besser", rief sie mit von Thränen erstickter Stimme. „Gehen Sie, verlassen Sie mich, Sie haben mich tödtlich beleidigt. Gehen Sie zu dem guten, braven, treuen, edlen Mädchen, die Sie um einer Verworfenen willen betrügen wollten, denn mehr bin ich doch nicht in Ihren Augen."

„Wann hätte ich so etwas ausgesprochen?"

„Es auszusprechen werden Sie sich wohl hüten, es auszusprechen sind Sie zu feig, wie alle Männer. Aber gedacht haben Sie es. O ich kenne Ihre Gedanken nur zu gut", rief sie in einem Ausbruch wilder Leidenschaft, indem sie die Thränen gewaltsam zurückpreßte. „Ich bin Ihnen nichts wie die fahrende Schauspielerin, von der man nicht schlecht genug denken kann, der man im Dunkeln auflauert, mit der man zu gehen sich vor den Leuten genirt."

Brückmann war ein zu gerader, ehrlicher Mensch, um dem aufrichtigen Schmerz mit einer Lüge begegnen zu können. Ja, er hatte so von ihr gedacht, wie sie ihm vorwarf, und schwieg, vor Schreck erblaßt.

„Mit dem Mädchen, das Sie zu betrügen im Begriff stehen" fuhr sie fort, „heucheln Sie ein großmüthiges Mitleid. Daß Sie aber mich in erster Linie betrügen, das kommt Ihnen gar nicht bei. O wie gut, daß ich Ihr falsches Herz erkannt habe. Sie haben keine Ahnung von dem Stolz eines Mädchens, und wenn dasselbe auch eine Schauspielerin sein sollte. Ich bitte Sie inständigst, verlassen Sie mich."

Und doch war Brückmanns Anwesenheit gerade jetzt nothwendig, denn die Matkoffska sank in Ohnmacht und wäre mit dem Kopf auf

Digitized by Google

den Boden aufgeschlagen, wäre er nicht zu ihr niedergekniet und hätte sie unterstützt. Er trug sie zum Sopha, reichte ihr Wasser und lauschte ihren Athemzügen. Als das Mädchen so bleich, so hilflos und verlassen vor ihm lag, kam das Gefühl des wahrsten, innigsten Mitleids über ihn. Eine Thräne rollte in den Bart; damit bat er ihr seine Schuld ab, küßte ihr Stirn und Augenlider, sah noch ein seliges Lächeln über die verhärmten Züge fliegen und schlich leise zum Haus in die stille Nacht hinaus.

Der Weg führte ihn am Schießhaus vorbei. Die Fenster waren dunkel; der Wirth war mit den Seinigen schon schlafen gegangen. „Wenn das Wild den Schuß nicht werth ist.“ Diese Worte schliefen nicht in Brückmann, sie machten ihm vielmehr zu schaffen die ganze Nacht durch.

So urtheilt die Welt, die kalte, herzlose. Sie beurtheilt ein jedes Ding nach dem Schein. Wir sprechen das Urtheil der Welt nach, bis das Leben uns eines Tages an das Schmerzenslager einer Existenz führt, die durch das lieblose Urtheil der Menschen gemartert und gefoltert wird. Dann stehen wir beschämt da und ärgern uns, daß wir jenes Vorurtheil gedankenlos nachschwatzten, daß wir richteten, wo wir hätten prüfen sollen.

Der Donner rollte in den Bergen. Tief hingen die Gewitterwolken. Das Auge des nächtlichen Wanderers konnte die Grenzlinie vom Kamm des Gebirges nicht unterscheiden. Himmel und Erde flossen ineinander und die Wolken, die sich droben übereinander thürmten, schienen die Berge selbst zu sein, die ins Riesenhafte wuchsen.

Das Grollen des Donners, der Absturz der steilen Bergwand, das Tosen und Schäumen des angeschwollenen Baches, alles paßte zu der Stimmung, in der Brückmann seine dunkle Straße zog.

„Wie ich den Wirth zum Schießhaus hasse, daß er mich mit seinem Geschwätz vergiften wollte. Bin ich nicht ein Mann, habe ich nicht das Recht, mir ein selbstständiges Urtheil zu bilden? Mit Eurem verdammten eilfertigen Rath, Ihr unberufenen Alltagsschwätzer, könnt Ihr einen Mann zum Narren machen? Aber ich sage mich von Euch los, ich stehe auf eigenen Füßen, ich will ein Mann, d. h. gerecht und billigdenkend sein, und will Euren schändlichen Verleumdungen Trotz bieten, Sühne geben, wo ich unrecht gethan, und der Welt beweisen, daß ich den Muth besitze, nach meinem eigenen Gutdünken zu handeln, wenn es auch zehnmal Euren verdrehten Ansichten, Euren kurzsichtigen, grundfalschen Urtheilen zuwider ist.“

Er hatte inzwischen die Höhe erreicht. Der Sturm, der über den Schloßbergskopf raste, faßte jetzt auch Brückmann. Er mußte dem wilden, entfesselten Element sich mit voller Brust entgegenwerfen, wollte er nicht von dem Wirbel erfaßt und fortgeführt werden. Dieses Ringen um Schritt und Tritt ward ihm aber zu hoher Lust. Die Windsbraut fand ihren Weg bis zur nackten Brust und schmiegte sich an den starken Mann. Blitz folgte dem Blitz; der Wald lag im schroffen Wechsel von tagheller Beleuchtung und undurchdringlichem Dunkel. Der Himmel gab den trotzigen Gedanken des Wanderers die Feuertaufe. Brückmann glaubte sich selbst nicht zu verstehen, wenn er

Digitized by

nicht seine Gedanken in das allgemeine Getöse um ihn herum mit Macht und Wucht hineinrief:

„Ich bin frei, wer ist so frei wie ich? Ich kenne nur eine, drunten im Thal, die sich über das Gerede der Schwächlinge, der gesellschaftlichen Sklaven hinwegsetzt. Es ist ein kleiner, trotziger, herziger Feuergeist, der die Laune gehabt hat, sich in Frauenkleider zu stecken, um die unfehlbare, bürgerliche Ehrbarkeit zu necken. Sie darf mir das schwarze Fleckchen am Mund nicht verschminken; es ist das Erkennungszeichen für die Geister der Freiheit, das Muttermal ihrer direkten Abstammung von der herrlichen großen Natur, die mich jetzt, da ich geraden Wegs von ihrer Tochter komme, mit liebenden Mutterarmen umfängt. Ich danke Dir, daß Du mich Dein Kind draußen inmitten der abtrünnigen, thörichten Menschengemeinde finden ließest, und ich schwöre Dir, sie zu beschützen und zu beschirmen, als Dein getreuer Forstwart. Wie sie mich umbraust, wie sie mir die Brust mit göttlichem Muth erfüllt, die Herrliche, Erhabene, Einzige. Ja, stähle mich, den Kampf aufzunehmen. Sie haben Deinem verlassenen Kinde drunten schon arg zugesetzt, sie zupfen, wo sie nur können, an der vollen Rose, die Buben, um sie zu entblättern, und sie ist nur ein Weib. Aber ich bin stark; was sie verhärmt, verbittert, in Ohnmacht hingestreckt, es soll mir nichts anhaben. Wie die knorrige Eiche dort steh' ich dem Sturm, der mich erwartet."

In demselben Moment taumelte er zurück und fiel ein Stück davon zur Erde. Der Boden schien sich vor ihm gespalten zu haben, um das Feuer des Himmels zu empfangen. Ein furchtbarer Donnerschlag, ein entsetzliches Gepraſſel hatte die Luft erschüttert. Langsam verhallte der Donner im Gebirge. Die Felsen gaben ihn im Echo weiter, als Brückmann aus seiner Betäubung sich aufrichtete. Weiße Holzsplitter lagen ringsumhergestreut; ein Blitz hatte die mächtige Eiche gespalten. Brückmann nahm einen kleinen Splitter zu sich. In ihm war es seltsam still geworden. Er war erschüttert und ruhig zugleich. Matt an allen Gliedern schleppte er sich zum Forsthaus am Oberstein, klopfte den ihm befreundeten Kreiser heraus und sank, geborgen und versorgt mit einer Erfrischung, in tiefen Schlaf.

Als er andern Tags auf Fußsteigen die südlichen Abhänge des Waldes durchschritt, stand die Sonne schon gegen Mittag. Er hatte gegen seine Gewohnheit lange geschlafen, und als er sich erhoben, war das Gefühl der Mattigkeit doch nicht von ihm gewichen. Im Kopf war es ihm wüst; die Augen schmerzten ihn, und mehr im Traum wandelnd als in wachem Zustand, gelangte er ins Thal hinab, das der Lubenbach durchfließt. Die Wasser hatten arge Verheerungen angerichtet; das Felsgeröll, das sie droben abgelöst und mit sich geführt hatten, lag hier unten im Grund und bedeckte an einigen Stellen den saftigen Rasen. Aber die Sonne lachte wieder hell und freundlich und milderte das Bild der Zerstörung. Auf die schwarze Nacht war ein strahlender Tag gefolgt.

Die Buchen lichteten sich, die blauen jenseitigen Berge des Thales schwammen im Duft heran, die weißen Häuschen von W. lugten zwischen den Hügeln, um welche der Ort im Halbkreis sich zieht, hervor. Als der Jäger den Waldesrand erreicht hatte, stand er unwillkürlich

Digitized by Google

still. Vor ihm senkte sich eine Wiese lang und breit zu den ersten Häusern hinab. Schmetterlinge gaukelten über die duftigen, bunten Blumen. Das Geräusch des industriellen Treibens drang nur gedämpft herüber. Kerzengerade stieg der bläuliche Rauch aus den Essen. Kinder spielten auf den Treppen vor den Thüren. Drüben überm Hügel trug eine Arbeiterfrau ihrem Mann das Mittagessen in den Wald. Und unten am Ende der Wiese war ein junges Mädchen beschäftigt, Wäsche aufzuhängen. Auf diesen Punkt richtete der Jäger sein Hauptaugenmerk. Er warf sich ins Waldgras, stützte den Kopf auf die Hand und beobachtete das Mädchen lange. Sein scharfes Auge unterschied jede Einzelheit ihres Gesichtes, ihres Anzugs, jede Bewegung, und das um so besser, als ihm jeder Zug des Mädchens bekannt war. Es war Marie, die Tochter des Bergraths. Sie blickte wiederholt nach der Straße hinaus. Sie erwartete ihn und er, anstatt ihr entgegen zu eilen, lag im Dämmer der Buchen und betrachtete sie und ihr Sehnen mit trübem Blick. Ihre Begegnung erschien ihm nicht gar eilig; sie war ja beschäftigt, hatte eine Arbeit; sie verstand ja so gut, sich etwas zu schaffen zu machen, und hatte immer etwas zu denken und zu sorgen. Freilich war sie reizend in ihrer Art, sich abzumühen für andere. Das hellfarbige Hauskleid umschloß auch heute ihre kräftigen, runden Glieder, vom Hals bis zu den Füßen glatt und schlicht, und legte vor der vollen Brust und an den Hüften nicht die kleinste Falte. Die einfachen ledernen Hausschuhe schienen mit ihren Füßen verwachsen zu sein, seit sie wieder bei ihrem Vater war und von früh bis spät im Haus wirthschaftete. Auch der ungeschmückte breitkrämpige Strohhut, den sie mit einem schwarzen Band unterm Kinn festband, war nichts Ungewöhnliches an ihr; denn so sah man Bergraths Marie wieder wie einst auf dem Hof, auf dem Markt, im Garten und beim Heumachen auf der Wiese. Wie energisch, wie bestimmt und geschickt war jede Bewegung an ihr; wie stand ihr alles zu Gesicht, was sie that, und wie geschickt that sie alles. Es lohnte sich schon, ihr bei der Arbeit zuzusehen; man konnte Lebensmuth und Lebenslust daraus schöpfen. Wie sie sich zum Wäschkorb bückte, wie sie sich auf die Fußzehen stellte und wie ihre ganze Gestalt sich reckte, um die Waschleine zu erreichen; welch' ein reizendes, anmuthiges Formenspiel war das für das Auge des Mannes, der wußte, daß ihr treues, edles, großes Herz, bei all' dem Thun und Lassen nur für ihn schlug.

Aber dem Jäger war heute nicht zu helfen. Er raffte sich mühsam auf, murmelte etwas wie „besser ich sage es ihr vorher, als andere Leute sagen es ihr nachträglich", und schritt quer über die Wiese auf Marie zu. Sie hatte ihn sogleich erblickt, als er aus dem Walde trat. Am liebsten wäre sie ihm so rasch wie möglich entgegengelaufen. Aber es waren um diese Zeit so viele Leute auf allen Wegen und Stegen; sie war überdies erst wieder in den Ort gekommen, mancher hatte sie verändert, städtischer gefunden, sie wollte niemand Gelegenheit zu falscher Beurtheilung geben. Deshalb ließ sie den Jäger ruhig an sich herankommen, und ging ihm dann zwei Schritte entgegen, ihm die Rechte zum Gruß bietend.

„Du kommst jetzt erst zurück? Wo bist Du so lange geblieben?"

„Auf'm Oberstein. Und was treibst Du da in der Mittagschwüle?"

Digitized by

„Ist es heiß? Ich hänge Wäsche auf wie Du siehst. Die Chaussee habe ich nicht aus dem Auge gelassen. Und nun blicke ich einmal zufällig nach dem Wald hin, und gleich trittst Du heraus. Ist das nicht Glück?“

„Wo sind Röschen und Louise und warum helfen sie Dir nicht bei der Arbeit?“

„Die jungen Mädchen haben keine Zeit. Röschen spielt Klavier, Louise hat französische Stunde und ich —“

„Und Du machst den Aschenbrödel des Hauses, wie gewöhnlich.“

„Weil es mir so gefällt“, sagte sie mit völlig verändertem Ton und wendete sich wieder der Arbeit zu.

Ein harter Zug legte sich um ihren Mund; es war, als habe ihr Auge die Farbe verändert; wenigstens war es nicht mehr blau; der Blick war verschleiert, düster geworden.

Brückmann stand eine Weile, als überlege er, als suche er noch etwas, was er ihr sagen wollte.

„Kannst Du heute Abend, wenn es dunkelt, einen Gang mit mir machen? Nur ein Stückchen, den Wiesenweg drunten am Bach, sollst Du mich begleiten; eine kleine Strecke, so weit Du willst; ich habe Dir etwas zu erzählen.“

„Abends kann ich nicht abkommen.“

„Warum nicht? Es ging doch sonst.“

„Ich habe versprochen, Martha Wendel bei der Aussteuer-Näherei behilflich zu sein. Heute Abend wollen wir anfangen. Du weißt, sie heiratet im Frühjahr.“

„Also hat es noch Zeit. Sage ihr ab und komm'.“

„Es geht wirklich nicht. Sieh, ich habe es ihr einmal versprochen, und wenn ich nicht komme, könnte sie denken, ich wollte striken. Anna Schilling kommt auch und wenn wir mit Marthas Wäsche fertig sind, gehen wir zu Anna und helfen ihr an ihrer Aussteuer.“

„Und wie lange kann das dauern?“

„Ein paar Wochen können freilich darüber hingehen.“

„Und das thust Du alles für andere und bist so uneigennützig, an Dich und mich nicht zu denken?“

Marie erröthete, bückte sich nieder, pflückte Enzian, Thymian und Pechnelke, legte die Blumen zum Sträußchen zusammen und sagte etwas leise dabei:

„Ich freue mich, daß meine Freundinnen Bräute sind. Wir sind immer glücklich, wenn wir zusammensitzen. Ich war ohnedies lange von ihnen getrennt, und bald genug reißt das Schicksal uns wieder auseinander.“

Brückmann wurde ungeduldig, der warme Brodem, der in der Mittagsglut den würzigen Gräsern entstieg, erschwerte ihm das Athmen. Er reichte ihr rasch die Hand.

„Nun dann ein andermal. Leb' wohl.“

Ihr Blick drohte wieder sich zu verschleiern. Sie kämpfte sichtlich gegen ein aufwallendes Gefühl. Brückmann war schon zehn Schritte von ihr entfernt, als er seinen Namen rufen hörte; langsam kehrte er zu Marie zurück.

„Komm' doch heute im Lauf des Tages zu uns. Papa hat erst

Digitized by Google

gestern gefragt, warum Du nicht täglich einmal, sei's auch nur auf ein paar Minuten, bei uns eintrittst."

„Was ich nicht durchführen kann, fange ich lieber gar nicht an. Ich weiß, wie Du zu Deiner Stiefmutter stehst. Mit anzusehen, wie Du nicht an Deinem Platz bist, kann ich nicht. Komme ich seltener, kann sie sich leichter einmal zusammennehmen."

Das Mädchen erbleichte; ihre Bewegungen wurden unruhig, ihre Sprache hastig, sie redete sich in einen Eifer hinein, den man für gewöhnlich nicht an ihren Worten wahrnahm.

„Früher — früher war das Verhältniß zu meiner zweiten Mutter allerdings nicht das richtige. Das hat sich aber mit den Jahren geändert. Namentlich seit ich von Haus weg gewesen bin. Es lag die Schuld zum Theil auch an mir, ja wohl, hauptsächlich wird sie an mir gelegen haben. Jetzt ist sie so gut zu mir, ach so gut, jetzt habe ich sie erst schätzen, erst verstehen und lieben gelernt. Nein, komm so oft Du willst. Du wirst sehen, daß uns die Tage, die Wochen in ungetrübter Heiterkeit hinfließen, daß kein Mißton unser harmonisches Familienleben stört. Ich war ein eigenes Ding von klein auf. Mit den Jahren ist mir erst die Erkenntniß gekommen, daß ich Fehler, mindestens ebenso viel und mehr als andere Menschen habe, die mir früher verhaßt waren, die ich wegen ihrer Fehler kränken und beleidigen zu dürfen glaubte. Aber sobald mir die Erkenntniß gekommen war, wurde es auch besser mit mir. Ich hatte einen heftigen, zum Theil einen bösen Willen. Ich trotzte aller Welt, meiner zweiten Mutter besonders. Von meiner Heimat, von meiner Familie sagte ich mich los; auf eigenen Füßen wollte ich stehen, keinen Menschen mehr brauchen, nur um allen besser trotzen zu können. Unter fremden Menschen, in anderen Verhältnissen machte ich eine harte Schule durch. Ich hatte wenigstens meinen Willen. Aber da ich nicht die rechte Art hatte, wurde ich auch nie meines Lebens recht froh. Weil ich nicht von den rechten Trieben der Menschenliebe mich leiten ließ, befriedigte mich auch meine Thätigkeit als Lehrerin nicht. Die Schwermuth, der Lebensüberdruß kamen über mich — ach, ich will nicht daran denken, es waren düstere, traurige Zeiten. Erst als die Reue, die Einsicht kam, daß ich so nicht hinleben dürfe, kam wieder Licht in mein Inneres. Ich lernte Dich in der Residenz kennen. Alles wurde mir auf einmal leichter; was ich früher nie gekannt, Sehnsucht nach meiner Familie stellte sich ein, die Menschen wurden mir wieder lieb, es begann ein neues Leben für mich. Als Du nun hierher zum Förster kamst, nahm ich es wie ein Geschenk des gütigen Geschicks auf, wie einen Wink, daß ich zu den Meinen zurückkehren sollte. Nein, schmäle nicht auf meine Mutter. Ich bin ja so glücklich, für meine Familie arbeiten zu können, nichts ist mir zu viel, alle Pflichten will ich auf mich nehmen, denn mir ist, als hätte ich so viel gutzumachen, daß ich nicht zeitig genug aufstehen kann und daß der Tag für meine süßen Mühen länger sein müßte."

Zwei Tropfen hingen an ihren Wimpern. In den Händen hielt sie das Blumensträußchen, andächtig, wie eine Büßerin das Kreuz des Rosenkranzes. Dem Jäger lief ein Schauer über den Leib, da er sie so erblickte. So rein, so unnahbar war sie ihm nie erschienen. Ihre

Digitized by Google

Züge hatten sich wieder belebt. Er sah wie das Blut unter der feinen, zarten Haut über Wangen, Kinn, Hals und Brust sich ergoß. Er sah ihre Brust auf- und niederwogen. Das Leben dieses Wesens lag so klar vor seinen Augen; da war keine Falte ihres Herzens, die nicht in diesem edlen, ernsten und doch lieblichen Antlitz zum Ausdruck kam, kein Gedanke, der nicht auf dieser schönen Stirn klar und deutlich geschrieben stand. Und wie fühlte er sich heute so eigen, so unwerth, so fremd diesem Wesen gegenüber! Sie erschien ihm begehrenswerth, aber nicht mehr für ihn bestimmt. Eine wilde Leidenschaft, die er früher nie für sie empfunden, erwachte plötzlich in seinem Herzen. Und wenn sie sich auch gesträubt hätte, sie mußte ihn jetzt, gleich auf der Stelle, küssen. Er nahm ihr das Blumensträußchen mit Ungestüm aus der Hand, umfing sie mit dem andern Arm, und preßte sie heftig an sich. Sie erwiderte zwar seinen Kuß, drängte ihn aber gleich wieder von sich, flüchtete eine Strecke von ihm weg und hielt sich mit den Fingern die Schläfen, als könne sie durch einen Druck ihrem tobenden Blut gebieten.

Der Jäger rief ihr noch ein Lebewohl zu und schritt eilig über die Wiese der Straße zu.

Marie machte sich unverzüglich an der Wäsche zu schaffen, blickte dabei aber unverwandt dem Davoneilenden nach. Sie konnte heute nicht schnell genug fertig werden, denn sie dachte, ihr Geliebter würde so früh wie möglich ins Haus ihrer Eltern kommen, wie sie ihn gebeten hatte, und sie müsse sich sputen, um ihn nicht auf sich warten zu lassen.

Sie hatte sich umsonst gesputet. Brückmann ließ sich an diesem Tag nicht mehr im Haus des Bergraths sehen. Es war auch umsonst, daß sie gegen die Freundinnen wortbrüchig wurde und anderthalb Stunden später, als verabredet war, bei ihnen eintrat; sie hatte bis zur vollen Dunkelheit vergebens auf den Wiesenweg drunten am Bach hinausgespäht; kein Jäger war weit und breit zu erblicken gewesen.

Als sie bei den Freundinnen saß, war sie still und verschlossen. Sie vermochte sich an den fröhlichen Gesprächen derselben heute zum ersten Mal nicht zu erfreuen. Da sie durchaus wahrhaft war, wurde sie um die Illusion ärmer, die sie all' die Zeit her gehegt hatte: sie könne sich ganz selbstlos, ganz uneigennützig am Glück anderer erfreuen. Der Gedanke verließ sie nicht, Deine Freundinnen sind glücklicher als Du, Dein Glück ist schwankend, ungewiß, es fehlt etwas an Deinem Glück, was, weißt Du nicht und darum ängstigt es Dich mehr, als es Dich froh macht.

Auch ins väterliche Haus kehrte sie heute nicht gerne zurück. Es überschlich sie ein Zagen, ein Bangen. Die Räume kamen ihr heute so düster, so öde vor. Sie schloß sich, wie von Furcht ergriffen, auf ihrer Stube ein, öffnete das Fenster und lauschte in die Nacht. Auch der Lubenbach, der drüben auf der andern Seite der Straße fließt, rauschte heute so ganz anders wie sonst; so melancholisch, so klagend. Die Nebel stiegen gespenstisch rings aus den Thälern auf und verhüllten die Berge. Die Lichter in den Häusern glimmten gleich trüben Flämmchen, die eine dicke, stickige Luft verlöscht.

Digitized by Google

So lag sie die halbe Nacht am offenen Fenster und horchte auf den Tritt der verspäteten Wanderer. Sie kannte sonst nur zu gut seinen Schritt; schon weithin wußte sie, daß es nicht der seinige war, und je näher die Schritte der fremden Männer kamen, desto größer wurde die Qual und der Schmerz, daß der Eine, Erwartete nicht erschien, ihr sein Gute Nacht zuzurufen. Absichtlich täuschte sie sich zuletzt, um nur die Hoffnung, die dahinzusterben drohte, zu nähren, so lang wie nur irgend möglich. Die Gewißheit, daß er es nicht war, kam ja stets noch zeitig genug. Ueber diesem traurigen Spiel schlief sie auf dem Stuhl am Fenster ein.

Dem Jäger war die Entscheidung nicht leicht geworden, wohin ihn Gewissen und Liebe riefen. Von Zweifeln geplagt, war er mit einbrechendem Abend zum Kamm des Gebirges emporgestiegen, hatte mit Lust die Lichtchen vieler Ortschaften, unter anderen auch P's., die in den nördlichen Vorlanden des Thüringer Waldes liegen, im Dämmer flimmern sehen, und war dann bei dem Kreiser am Oberstein schlafen gegangen, es dem Zufall überlassend, nach welcher Seite, nach Norden oder nach Süden, ihn die erste Morgensonne abrufen werde.

Im Traum erhielt er die Weisung. Er sah die Matkoffska in einem leichten Gewand zu seinen Füßen sitzen. Der blendend weiße Nacken und der Hals waren entblößt. Ihr Haar war nicht aufgekämmt und ringelte gleich schwarzen Schlangen über ihren Nacken, ihre Wangen gleichfalls zur Hälfte bedeckend. Wie durch einen schwarzen Schleier warf sie ihm seltsam verstrickende Blicke zu. Er sah ganz deutlich die Fältchen um die Augen, die immer entstanden, wenn sie dieselben beim Lachen zusammenkniff; sah auch die Reihen der tadellosen kleinen Perlenzähne. Trotz des Lächelns hatte ihr Gesicht einen so unaussprechlich leidenden Zug. Je schärfer er hinblickte, desto schwächer wurde das Lächeln. Wehmuth und Schmerz schien sie zu überwältigen, sie wendete ihr Gesicht leichenblaß von ihm ab, verdeckte es vollends mit ihren langen, dunklen Haaren, und rang die Hände verzweiflungsvoll nach ihm hin. Er wollte helfen, aber er lag wie in Banden und konnte sich nicht rühren. Da drehte sie ihm das Gesicht wieder zu, und da war es ihm, als lache sie hinter der Maske der herabfließenden Haare. Er wollte mitlachen und konnte auch das nicht; es war ihm als krampften sich die Krallen eines wilden Thieres in sein Herz. Er griff nach seiner Flinte, legte auf die Matkoffska an; aber sofort war das Bild verschwunden, und ein höhnisches Lachen hallte von der Decke des Zimmers herab. (Schluß folgt.)

Seltsame Bücher und Bücher-Philister.

I.

Die Tinte des Gelehrten und das Blut der Märtyrer haben im Himmel gleichen Werth; — so stehts im Koran. Und es muß eine tiefe Wahrheit sein, denn warum würden sonst so viele es unternehmen, sich im Gegensatze zu den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung auf unblutige Weise, wenn auch nicht unsterblich, doch selig zu machen, wenigstens in ihrer Einbildung? Wie wäre sie überhaupt zu erklären, „die schwarze Flut, die ungehemmt weithin die Lande überschwemmt“, vor der auch kein Gegenstand des menschlichen Handelns, Dichtens und Trachtens sicher bleibt? Aber sie ist nun einmal das fünfte Element, die Tinte; Bücher regieren die Welt und die Presse ist und bleibt die Artillerie der Gedanken! Kann es Wunder nehmen, daß, unerschöpflich wie die Gedanken, auch unerschöpflich die Gegenstände schriftstellerischer Thätigkeit sind? Nicht nur seitens der, ihrer Phantasie freien Lauf gebenden Dichter, sondern auch der ans Reelle gebundenen Historiker und Philosophen. Besang doch schon Vergil den Culex, Ovid den Pulex, Tronto: Staub, Mist und Nachlässigkeit; also sprach Hutten das Lob des Fiebers, Melanchthon das der Ameise, Agrippa und Passeratus lobten den Esel und das Nihil, Scaliger die Gans, Marcianus den Rettig, Majoragius den Koth, Caleaginus den Floh, Heinsius die Laus, Scribanius die Fliege. Professor Francheville, am Hofe Friedrichs des Großen beliebt, verherrlichte in einem langen didaktischen Gedichte den Seidenwurm, was dem Könige unendlichen Anlaß zum Spott gab. Als Erasmus 1509 zu London im Hause des Thomas Morus sein berühmtes „Lob der Narrheit“ herausgab, ward er dazu hauptsächlich angeregt durch die römische Literatur aus dem Zeitalter der Renaissance unter Julius II. und Leo X., die er in Rom selbst kennen gelernt hatte und die nicht nur an Seltsamkeit der Stoffe, sondern auch an Frivolität alles bis hier Dagewesene überbot. Damals hatte Paul Cortese seine Abhandlung „über gelehrte Menschen“, Valerianus sein Werk: „Vom Unglück der Schriftsteller“, Franzesco Achilli sein Gedicht: „Ueber die Stadt-

Digitized by Google

poeten" verfaßt. Daß der sonst geistreiche Sannazar neben seiner „Christias" und der Ekloge „über die Dichtkunst" auch Lobgedichte auf den „Seidenwurm" und das „Schachspiel" zusammenreimte, mochte noch hingehen; schrieb doch auch Magnus Gottfried Lichtwer ein weitläufiges Epos über „das Recht der Vernunft"; kaum zu rechtfertigen ist aber des großen Venetianers ferneres, auch längst der verdienten Vergessenheit anheimgefallenes Epos: de partu virginis, welches die Reihe der christlichen Epen, die mit Klopstocks Messiade schließen, eröffnete; zwanzig lange Jahre soll er daran gearbeitet haben. Es begeisterte später auch in Deutschland zu Nachahmungen, wohin man rechnen mag: „Das neue Testament, in deutsche Reime gebracht und geschrieben durch mich, Friedrich, Grafen von Oettingen, 1607." Dieselbe Zeit, welche Sannazars Poem von der Jungfrau mit Begeisterung aufnahm, begrüßte noch mehr Fracostro's Lob-Gedicht auf jene Krankheit, der damals Franz I. von Frankreich und Ulrich von Hutten erlegen waren. Sannazar bekannte, daß sein eigenes Epos, jene Arbeit auch von zwanzig Jahren, durch den Schäfer Siphylus besiegt worden sei und selbst der scharfe Kritiker Scaliger nannte jenes ein „göttliches Gedicht". Seine Vaterstadt Verona errichtete Fracostro eine Ehrenstatue! Sein Rivale war Strascino, der gleichfalls zur Zeit Julius II. blühte und dessen schönes Gedicht „Von der Venerie" Imperia aus Ferrara mit der Laute begleitete. Sie war die erste Courtisane ihrer Zeit und hatte, wie unsere Quelle sagt, vielleicht selbst den Stoff zu seinen Epos geliefert. Die ganze Monsignorenwelt, schreibt er weiter, war trunken an den Strahlen dieses Sterns; herrliche Vasen und Möbel verbreiteten einen solchen Glanz in ihrem Salon, daß der edle spanische Botschafter eines Tages dort einen Bedienten ins Gesicht spie, weil er keine andere Stelle für dieses Bedürfniß entdecken konnte! Daß der berühmte Thomasius eine „Universalgeschichte der menschlichen Weisheiten und Thorheiten" 1693 herausgab, hatte gewiß triftige Gründe; 1766 hielt es Dourx zu Amsterdam für nöthig, sie durch eine historisch-philosophische Abhandlung: „Ueber die vorzüglichsten Lächerlichkeiten der verschiedenen Völker" zu vervollständigen. Was lag nun näher, als eine Geschichte der Repräsentanten dieser Lächerlichkeiten, „der Hofnarren", die Flögel im Jahr der französischen Revolution zu Leipzig erscheinen ließ? Lächerlichkeiten und Narren erzeugen Lachen und so kann es nicht Wunder nehmen, daß auch das Lachen seine Geschichte erhielt: in der „historia ludicra", ein Verzeichniß bedeutender Männer, so sämmtlich vor Lachen gestorben sind, von Textor 1756 zu Basel herausgegeben. Dr. Jadig, Leibarzt von Jerome Napoleon in Kassel, ergänzte 1811 diese Leistungen nun noch durch seine „Gelascopia, sive divinatio ex risu" oder Skala des Lachens. „Was hat man", schreibt Professor Josua Eisenlein in seiner Vorrede zu Buttler's Hudibras, „nicht schon für seltsame Bücher von Poeten und Gelehrten ersonnen und fabrizirt. Von Poeten oder Gelehrten, die arm oder unglücklich gewesen, von solchen, die über 70 oder 80 Jahre alt geworden, von anderen, die an ihrem Geburtstage verschieden, oder die ihren Tod vorhergesagt, oder deren Tod zu früh angekündigt worden; z. B. handelt Baumeister: (Exercitationes academia, Leipzig 1741). „Von denen Gelehrten, so es nicht können von sich

Digitized

geben. Es fehlt nur noch, daß man jetzo Listen liefere von solchen, die gerne Stockfische gegessen oder Warzen auf der Nase gehabt." Wir werden sehen, was hier noch geleistet ist. War das Werk von Textor ein tief gefühltes Bedürfniß, um wie viel mehr noch die zahlreichen Versuche und Abhandlungen über: „Die deutsche National-Neigung zum Trunke." Oben an steht Petersens bezügliche Geschichte derselben, die 1782 zu Leipzig herauskam und mehrere Auflagen erlebte. Ihm waren indeß schon mehrere kompetente Autoren auf diesem Gebiete vorangegangen, wie z. B. Obsonäus 1592 mit seinem Traktat: de arte bibendi, ein damals viel gelesenes und auch sehr zeitgemäßes Werk, weil das Reichskammergericht, wie uns J. J. Moser erzählt, von seinen Assessoren forderte, „daß sie nicht bloß die Prozeß- und die Reichsgesetze inne haben, sondern auch die Kunst des Trinkens verstehen müßten, um vorkommendenfalls dem Kollegium keine Schande zu machen." Indeß auch spätere Zeiten hielten derartige ernst gemeinte Anleitungen nicht für überflüssig, wie der 1811 in Stuttgart erschienene, für jede Jahreszeit, ja jeden Tag Rath ertheilende „Almanach für Weintrinker" beweist; zahlreicher ähnlicher, meist scherzhafter Schriften nicht zu gedenken. Wie mit dem Wein und dem Trinken, so war's auch mit dem Tabak und dem Rauchen und Schnupfen; die erste ausführliche Schrift darüber erschien 1664 anonym zu Utrecht, enthielt Geschichtliches, Satire und Lobsprüche über den Tabak, insbesondere eine Deklamation gegen das Rauchen, die kein geringerer als König Jakob I. von England unter dem Titel „Misokapnos oder der Rauchfeind" losgelassen hatte. Taschenbücher für Tabakraucher kamen, nach Analogie jenes Wein-Almanachs, zu Anfang dieses Jahrhunderts noch mehrere heraus. Welche menschliche Leidenschaft oder Angewohnheit ist überhaupt ihrem Geschichtschreiber oder Philosophen entgangen? Selbstredend am allerwenigsten die Liebe. In jeglicher Form, von jeglicher Seite, wie wir schon gesehen haben, wurde sie beleuchtet und gefeiert. Wessel, der Gozzo der Dänen, that dieses durch sein Lehrgedicht: Liebe ohne Strümpfe, eine kostbare Parodie der vielen excentrischen Tragödien seiner Zeit. M. Kempis schrieb 1666 zu Leipzig eine historisch-philosophische Abhandlung über „die Küsse", ein ungeheuer gelehrtes Werkchen, dessen Hauptgegenstand jedoch der Kuß des Judas ist. Noch gelehrter schrieben Hekelius und Herrenschmiedius darüber in ihren „Osculoquüs"; letzterer quälte sich mit einer von Kempis vergeblich versuchten definitio ab und definirte — unglücklich genug — duorum amantium inter se mutua inhäsio! Auch der unvermeidliche Almanach blieb nicht aus: Aphorismen über den Kuß von Spiritus asper, Leipzig 1807, mit zehn herzigen Kupfern! Minder galant und sicherlich den Zorn unserer Leserinnen erregend ist aber die 1766 in Paris erschienene Abhandlung: Der Gebrauch der Alten, seine Geliebte zu schlagen! Es war das eine alles Ernstes von der Akademie gestellte Aufgabe, und sie ist, Dank der sorgfältigen Studien von dem nicht bekannt gewordenen Verfasser, so glücklich gelöst, daß man sagen kann: materiam superat opus. Ueber Frauen und Jungfrauen, junge wie alte, existirt eine wahre Sündflut von gelehrten wie ungelehrten Dissertationen aus philosophisch-geschichtlichen Schriften. Als eine der merkwürdigsten ist bekannt: Haleys' philosophisch-historisch-

Digitized by Google

moralischer Versuch über alte Jungfern, Leipzig 1786 in drei (!) Bänden, deren letzter damit endet, daß die „alternde Schwesterschaft" dem Schutze der Ritter vom blauen Hosenbande empfohlen wird. Ob die Frauenzimmer Menschen oder nicht, war überhaupt eine noch bis in unser Jahrhundert fortgesetzte Streitfrage. Picander schrieb einen Beweis: daß sie wirklich Menschen; Justus Wallfisch einen Beweis: daß sie keine Menschen. Picander siegte. „Denn da im ersten Brief an den Thimoteus steht, sie werden aber selig werden durch Kinderzeugen", so treffen wir, da in diesem Motive der Seligkeit die Frauen sich niemals lässig zeigen, sie dereinst im Himmel wieder, woraus hervorgeht, daß sie sogar mehr als Menschen zu sein scheinen." So kanns denn auch nicht Wunder nehmen, daß alles, was mit dem Wesen, Dichten und Trachten, selbstverständlich der Kleidung der Frauen zusammenhängt, Gegenstand tiefer historischer wie philosophischer Studien gewesen ist. Noch 1753 erschien zu Dresden eine ganz ernsthaft gemeinte Geschichte des Frauenzimmerschuhes. Am berühmtesten ist geworden des selbst so berühmten Salmasius Kommentar über das Haar der Frauen, der an die bekannte Stelle im Kapitel XI des ersten Briefes an die Korinther anknüpft, Leiden 1544. Wir entnehmen daraus, daß zu seiner Zeit der Kopfputz des schönen Geschlechts so sinnreich geformt war, daß jeder, der sich einer Dame näherte, ihr gleich an der Haube ansehen und sich darnach richten konnte, ob sie verehelicht, Wittwe oder Jungfrau sei. Des Salmasius Kommentar verhielt sich aber zugleich „de Cesarie virorum", über das Haupthaar der Männer und gab zweifelsohne die Veranlassung, daß auch deren schönste Zierde, der Bart, seinen Biographen fand; Schelle heißt der Unsterbliche, der 1797 nach französischem Muster schrieb, wozu aber schon 100 Jahre früher ein Namensvetter des berühmten Präsidenten der französischen Republik Thiers durch eine „Histoire des Perucques" den Weg gebahnt hatte. Unzertrennlich von den Perrücken in Ideen wie in Form aber sind die Zöpfe, und wer kann sie nennen hören, ohne zugleich Lichtenbergs zu gedenken, ihres unvergleichlichen Kommentators! Seine naturwissenschaftliche Klassifikation dieser Abzeichen hat zu vielen Nachahmungen Anlaß gegeben, die berühmteste ist wohl die „Monachologie", worin die sämmtlichen geistlichen Orden nach dem Linné'schen Systeme klassifizirt sind. Sie rührt her von Ignatz, Edler von Born, der zur Zeit Josephs II. in Wien lebte. Unter dem Vorwande, Studien zu einem Heiligengemälde zu machen, schickte der Schelm einen Maler in die Klöster, der dann unter den Mönchen sich die prägnantesten Physiognomien aussuchte und kopirte.

* * *

Von den Zöpfen nun, um auf diese zurückzukommen, ist es nicht weit bis zu denen, die sie tragen, zu den Philistern, die ihren Plutarch fanden in Clemens von Brentano. Er findet die ehrsame Zunft zerstreut in allen Welttheilen, in allen Ständen und Fakultäten, nirgends aber mehr, als im Lehrstande, der auch noch jetzt die ergiebigste Pflanzschule dafür und beständig bestrebt ist, das Sprichwort wahr zu machen: „je gelehrter, desto verkehrter". Und recht hat er. Denn wer waren größere Philister, als jene Wolkenperrücken, jene „Ungeheuer von Gelehrsamkeit", die mehr schlechte Bücher schrieben, als sie gute lasen,

Digitized by Google

jene Polyhistoren, die der Sentenz von Fausts Famulus Wagner nachlebten: „Zwar weiß ich viel, doch möcht ich alles wissen.“ War es geistreich, oder vielmehr bodenlose Nüchternheit, wenn Sieur de la Motte sich sein halbes Leben damit abquälte, die 16,000 unsterblichen Hexameter Homers auf 4600 französische Alexandriner zu reduziren? War er ein Philosoph oder ein Philister, jener holländische Gelehrte, der die Worte der Bibel zählte und fand, daß ihrer gerade 3,566,430 seien, daß der Name „Jehovah“ darin 6855 Mal, das Wort „Und“, womit bekanntlich im Hebräischen fast jeder Satz anfängt, 46,227 Mal, das Wörtchen „flugs“ aber nur einmal darin vorkomme? Philister und nichts weiter waren jene Versuche Cardones, bandwurmlange Gedichte zu schreiben, in denen der Buchstabe r nicht vorkommen durfte, auch die Panards, alle seine Trinklieder nur in Form eines Weinglases zu verfassen!

„Maulesel mit dem Gepäck der Alten beladen“, so bezeichnete Swift jene Pedanten, die alles Ernstes untersuchten und bogenlange Abhandlungen darüber schrieben, wie groß wohl das Faß des Diogenes gewesen, wie schwer die Keule des Herkules gewogen habe, ob Aeneas mit dem rechten oder linken Fuße ans Land getreten, wie sich Achilles genannt habe, wo er als Mädchen auf Chios gelebt, ob die Hausthüren der alten Römer sich inwendig oder auswendig geöffnet, ob die alten Griechen ihre Eierkuchen mit Speck oder Butter gebacken? Eben dahin gehören jene Scholastiker, die wie Scotus Lombardus, Occam und wie viele andere noch spitzfindig untersuchten, wie viel Chöre der Engel es gäbe, welche Tänze sie tanzten, welche Instrumente sie spielten, wie viele Federn und von welcher Farbe der Erzengel Rafael in seinen Flügeln trage, welcherlei Schuppen der Drache St. Michaels am Schwanze gehabt; ob man mit Bier, Branntwein, Essig und Apfelmost nicht eben so gut kommuniciren und taufen könne, als mit Wein, resp. Wasser, und ob ein Esel, der zufällig Kommunicirwein oder Taufwasser trinke, nicht mindestens Anspruch darauf habe, in die Vorhölle zu kommen? Denn so ganz und gar könne er doch der Unsterblichkeit nicht entgehen! War es wirklich etwas Anderes, als philiströser Humbug, wenn Albert von Bollstädt, 1282 Bischof von Regensburg, in seinem Text zu den Sentenzen des Peter Lombardus ernstlich die Fragen ventilirte, ob Adam, als ihm Gott eine Rippe nahm, Schmerzen empfunden, ob Eva bloß aus seinen knöchernen oder auch aus seinen fleischigen Theilen erschaffen, ob Adam am Auferstehungstage mit 23 und Eva mit 25 Rippen erscheinen werde? Auf ähnliche Abwege gerieth selbst der H. Thomas von Aquin mit seiner Abhandlung über den Zustand unseres Körpers nach der Auferstehung. Hier drängt sich ihm die inhaltsschwere Frage auf, wie es denn solchen ergehe, deren Leiber von Menschenfressern verzehrt und so unsichtbar gemacht worden seien. Er beantwortet sie mit großem Scharfsinn dahin: daß die von Antropophagen verspeisten Theile eines menschlichen Körpers nicht verloren seien, denn der Mensch gäbe bekanntlich einen großen Theil der Speisen wieder ab und das sei ohne Zweifel bei einem verzehrten menschlichen Körper die eigentliche Substanz, auf diese allein aber komme es nur an.

Die Verspottung der christlichen Lehren und Gebräuche selbst fand

Digitized by Google

einen eifrigen Meister in dem Erzpriester Ruitz von Hita, der um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts in Spanien lebte und als Vorläufer von Rabelais bezeichnet werden kann. Er dichtete einen Krieg zwischen Herrn Karneval (Don Carnal) und Frau Fasten (Donna Quaresma), worin die Fastengebote lächerlich gemacht und ohne Bedenken heidnische Götter, wie Venus und Amor ins Feld geführt wurden. Das Non plus ultra auf diesem Gebiete aber hat der Vicomte Evaristo Desiré de Parny geleistet in seinem: La guerre des Dieux, eine Parodie der Iliade, welche die Eroberung des Olymps durch die christlichen und die Vertreibung der heidnischen Götter aus demselben zum Gegenstande hat. Noch unter der Regierung Louis Philipps wurde ein Buchhändler, der eine neue Auflage dieses zwar geistreichen, aber äußerst schlüpfrigen und gotteslästerlichen Gedichtes versuchte, mit 10,000 Francs bestraft! Selbst der große König von Preußen, der Philosoph auf dem Throne, betrat dieses Gebiet der Satire; er verfaßte, wie uns D. Thiebault in seinen Memoiren über den damaligen preußischen Hof erzählt (cf. II., pag. 46), einen „Heiligen Kommentar über die Eselshaut" und (cf. I., pag. 50) ein Gedicht über den Ursprung der Polen von einem Orang-Utang!

II.

Am allermeisten hat die philiströse Gelehrsamkeit von jeher sich selbst gefeiert. Noch vor Ende des fünfzehnten Jahrhunderts schrieb, wie gesagt, Paolo Cortese eine weitläufige Abhandlung: de hominibus doctis. Obenan aber stehen die seltsamen Schriften von Dr. Götz in Lübeck (1708), der Abhandlungen schrieb über solche Gelehrte, die Schuster oder Schneider gewesen, die Anton geheißen hatten, die unverehelicht geblieben, die erfroren oder ertrunken waren. Am berühmtesten ist sein Werk geworden: „De sutoribus eruditis, vel gelehrten Schustern". In echt pedantischer Weise theilt der Verfasser die Personen, über die er sprechen will, in folgende drei Klassen. „Ich werde erwähnen", sagt er, „die Gelehrten, deren Väter Schuhmacher gewesen, dann diejenigen, welche erst Schuhmacher geworden und dann sich zu den Wissenschaften gewandt, und endlich jene Schuster, die zu den Gelehrten gezählt sein wollen". Von den Angehörigen der zweiten Klasse verdienen dem Verfasser zufolge vorzüglich gelobt zu werden: Alfenus Varus, der römische Konsul, von dem Horaz in den Satiren sagt:

— — — — — — Alfenus vafer omni
Abjecto instrumento artis, clausaque taberna
Sutor era.

Benedict Balduin, welcher ein Buch über die Fußbekleidung der Alten schrieb, Valerius Herberger, Samuel Friedrich Lauterbach, M. Joachim Westphahl, evangelischer Theolog zu Rostock, M. Christoph Jünger, Professor zu Meißen. Zu den Gelehrten, welche des Schuhmacher-Handwerks kundig gewesen sind, ist der Sophist Hippias zu zählen, der sich alle Kleidungsstücke selbst gemacht, der Philosoph Simon von Athen; ferner Johann Baptista Gellus, Schuster und Mitglied der Akademie zu Florenz, ein ausgezeichneter Lateiner, der bekannte Hans Sachs, Jacob Böhme aus Görlitz, der Engländer Fox, von dem man

Digitized

zu sagen pflegte: „wenn die Bibel verloren ginge, könnte sie aus Fox' Munde restaurirt werden". Bruno Lamberts, „ein von Gott gelehrter Schuhmacher zu Wittmund in Ostfriesland", und Peter Treisel, „ein von Gott erleuchteter Schuhmacher aus Danzig". Soweit der selige Götz, welcher zum Schlusse seiner „Observationes" sich noch gewaltig ereifert über die Laien, die der heiligen Gottes-Gelehrsamkeit ins Handwerk pfuschen und ihnen ein donnerndes Ne sutor ultra crepidam! (Schuster, bleib bei deinem Leisten!) zuruft.

Wir setzen voraus, daß der gelehrte Verfasser die Päpste Urban IV. und Johann XXII. richtig in die erste Klasse eingereiht hat, wohin nach ihm auch noch Cimarosa, der holländische Geschichtschreiber Jan Wagenaar und vor allen Jean Baptist Rousseau gehören; wir setzen ferner voraus, daß er dem Bilderstürmer Leo, dem Isaurier, die ihm gebührende Stelle in der zweiten Klasse angewiesen. In dieselbe Kategorie gehört die Idee Baillats, ein Werk zu versuchen „über solche Gelehrte, die etwas hatten schreiben wollen", und noch mehr jene Sisyphus-Arbeit, der sich Leukfels unterzog, durch seine Sammlung „Historischer Nachrichten über 55 Gelehrte", die sämmtlich im 55ten Lebensjahre gestorben waren! Da verfuhr doch weit vernünftiger Klotz mit seiner „Geschichte derjenigen Autoren, denen ihre Werke verderblich geworden" (Leipzig 1728), und noch mehr der lobsame Greifenberger Magister Christoph Tschanteren mit seiner 1722 erschienenen „Historische Nachricht von gelehrten Leuten, die sich zu Tode studirt, bestehend in drei unterschiedlichen Theilen, davon der erste aus der Historie allerhand Exempel unserer und anderer Religionen vorstellt; der zweite die Causas Physicas oder natürlichen Ursachen des frühzeitigen Todes obenerwähnter Gelehrten untersuchet und der dritte die Quæstionem moralem oder hierbei vorkommende Sittenfrage, ob und in wie fern mit dergleichen unmüßigem Studiren gesündigt worden?" — „bescheidentlich erörtert". Die Hauptschrift in diesem Sinne ist indessen die von Pierrius Valerianus, „Vom Unglück der Gelehrten", wozu, wie Ferdinand Gregorovius berichtet, diesem die schreckliche Katastrophe des „Sacco di Roma" den Stoff bot. Ein Geistesverwandter von Götz und Tscherner lebte noch in unserem Jahrhundert, es war der Gelehrte Abbate Francesco Cancellieri unter Pius VII. in Rom. Vor seiner Feder war absolut nichts sicher, auch die allerwidersprechendsten Themata nicht. Er schrieb über die Leibärzte der Päpste und — über den Stich der Tarantel, über die Sitte, dem Papst den Fuß zu küssen, ehe noch auf seinem Pantoffel ein Kreuz gestickt war; — und über Männer, welche ein außerordentliches Gedächtniß hatten, oder welche ihr Gedächtniß verloren hatten u. s. w.

Nach Zünften eingetheilt, behaupten nächst den Scholastikern die Juristen den ersten Rang unter den Bücherphilistern. Von ihrer Dialektik ist eigentlich gar nichts verschont geblieben; was nur Gegenstand des menschlichen Handelns, Begehrens und Empfindens gewesen, ist ihrer Feder verfallen. Die zufälligsten Rechtsbeziehungen gaben Anlaß zu den weitläufigsten Dissertationen. So Böttticher: vom Schattenrecht (Halle 1739); Einsiedel: vom Fingerrecht (Leipzig 1715); Wißmann: vom Farbenrechte (Leipzig 1683); Voigt: vom Recht der Augen (Leipzig 1724). Da Augen schön sein können, wenn man weint und die

Digitized by Google

Schönheit mit Thränen ungleich häufiger Recht bekommt als mit Gründen, so war es ganz natürlich und in der Ordnung, daß Ritter zu Halle 1717 eine Abhandlung veröffentlichte, de eo, quod justum est circa pulchritudinem (was in Betreff der Schönheit Rechtens); zweifelhafter als die Rechte, welche die Schönheit verleiht, sind jedenfalls die, welche der Schlaf giebt, und so hat der gemüthliche Bruder des Todes denn auch zwei Kommetatoren gefunden: Wedekind zu Erfurt 1692 und Steger daselbst 1710, beide „de jure Dormientium". Um vom Schlafe zum Leben wieder überzugehen, so war und ist es ganz in der Ordnung, daß, was zum Leben berechtigt ist, auch seine Rechte angebahnt findet: Wildvogels 1745 zu Helmstädt gedruckte Abhandlung über die Rechte ungeborener Kinder hat gewiß ihre volle Berechtigung, ob aber auch Seyfferths Abhandlung: De jure hominis bicipitis: Rechte eines zweiköpfigen Menschen (Wittenberg 1750), müssen wir dahingestellt sein lassen. Das berühmteste Werk dieser Art ist jedenfalls das des namhaften Pandektisten Johann Leyser: Discursus politicus de polygamia unter dem nervösen Titel: „Das Mark aller Länder". Es war vornehmlich zur Zeit der großen sächsischen Juristenwirthschaft, zur Zeit der „brutalia juris", als eine förmliche Sündflut der seltsamsten Abhandlungen ausbrach, gleichsam um das Bacon'sche Weisthum über die Juristen: Plerumque ex vinculis sermocinantur, auch für Deutschland wahr zu machen. Gleich als ob die Thiere Rechtssubjekte wie die Menschen wären, erhielt fast jede Gattung ihren Rechts-Kodex; Killmar: de jure apum, vom Bienenrechte, Jena 1711; Pegius: Recht der Tauben und Hühner, Regensburg 1725; Starke: de jure phasionorum, eorumque banno, vom Rechte der Fasanen und Fasangehege, Wittenberg 1752. Die Hunde und mit ihnen die Hundstage bekamen eine förmliche Literatur; zuerst der eben erwähnte Pegius, dann Klüver: de jure canum (Stade 1711); Traut: de eo, quod justum circa dies caniculares; Wildvogel über dasselbe Thema, Jena 1744. Bekanntlich wird der gelungenste Versuch, dieses juristische Seciren einfacher Rechtsverhältnisse lächerlich zu machen, Goethe zugeschrieben, nämlich die vielfach aufgelegte, neuerdings von Dr. Scabellicus in Heibronn (Verlag von Henniger) wieder herausgegebene Dissertatio juridica de eo quod justum est, circa spiritus familiares feminarum, hoc est Pulices. Der neue Herausgeber hat jedoch nachgewiesen, daß Goethe nicht der Verfasser, sondern daß es der Professor ordinarius, juris utriusque Otto Philipp Zaun Schliffer ist, der 1729 zu Marburg starb. „Nach Gegenstand und Behandlungsweise", sagt er, „gehört diese Dissertation in das Gebiet der sogenannten „eleganten Jurisprudenz." Wissenschaft und Romantik gehen Hand in Hand, Leben und Poesie, Ernst und Scherz, finden sich darin gepaart. Das Werkchen ist ein vortreffliches Handbüchlein der Rechtswissenschaft, eine Art von Examinatorium, woraus ein junger Jurist viel lernen kann, ein angenehmes Unterhaltungsbuch für einige müßige Stunden." Verwandt mit der Tendenz dieser Dissertation waren folgende gleichzeitig erschienene Schriften: Politische Schnupftabaksdose für die wächserne Nase der Justiz, in sich fassend juristische Streitfragen, mit satirischer Feder entworfen; Jacob Ayrer: Historischer Processus juris, in welchem sich Lucifer über Jesum darumb, daß er ihm die Hölle zerstört,

Digitized by Google

eingenommen, die Gefangenen daraus erlöſet und hingegen ihnen Lucifern gefangen und gebunden habe, auf das allerheftigſte beklaget. Diejenigen, welche Goethe jenes Werkchen zuſchreiben, erzählen, daß ihm Veranlaſſung dazu gegeben habe eine zu Leipzig erſchienene Diſſertation eines gewiſſen Siber: De hirco, aquam benedictam bibente; ob ein Bock, der Weihwaſſer getrunken, mit dem Tode zu beſtrafen ſei? — Setzten aber die Handlungen unvernünftiger Thiere ſchon den juriſtiſchen Scharfſinn oft in Verlegenheit, wie viel mehr noch die mitunter ſo raffinirt ausgedachten Handlungen der Menſchen? So war es gewiß nicht ohne triftigen Grund, daß Dr. Menken 1736 ernſtlich die Frage unterſuchte, ob jemand mit ſeiner eigenen Haut bezahlen könnte und darüber die Diſſertation ſchrieb: De tergo subsidiario. Daß die Maulſchellen und Ohrfeigen, ferner das Zeter-Geſchrei eine juriſtiſche Beleuchtung erfuhren durch Franci: dissertatio de alapis, sive colaphis und Frieſe: de clamore violento (Halle 1743 und Greifswald 1715) hatte ſeine unzweifelhafte Berechtigung; ebenſo mußte jeder gebildete Menſch wiſſen, wie er ſich zu verhalten habe, wenn er höflich behandelt wurde, wenn ihm Glückwünſche dargebracht wurden: daher Dr. Henke, Wittenberg 1734: De eo, quod justum est circa vota novi anni; vom Recht der Neujahrswünſche! Das Betteln iſt bekanntlich in allen geſitteten Ländern verboten und darum war es höchſt nothwendig zu unterſuchen, ob das Umherreichen des Klingelbeutels unter dieſen Begriff falle, eine Aufgabe, die Lairiz glücklich löſte: De oblationibus, quâ fiunt ecclesiâ per sacculum sonantem. Seine Abhandlung erſchien 1705 zu Jena; die von Ekard 1719 zu Leipzig herausgegebene über den „Beutel ohne Naht", de sacco sine Sutura, ſcheint eine Ergänzung zu ſein. Um dem Mißbrauch mit unnützen Redensarten entgegen zu treten und andererſeits zu beweiſen, daß was vernünftige Menſchen ſprechen, auch vernünftig gedacht ſei, verfaßte der ſchon erwähnte Strykius ſeinen: Tractatus juridicus de Etcætera, von der Klauſul „Und ſo weiter". Am zeitgemäßeſten von allen war damals jedoch offenbar Langguths Abhandlung: Ueber die juriſtiſche Windmacherei, De ostentatione juridica, Leipzig 1727. Sie beugte gleichwohl nicht vor, daß das Uebel, dem ſie ſelbſt entwachſen, nicht noch weiter um ſich griff, bei jenen Juriſten zumal, die in ihrem Namen ſchon den Beruf zu finden glaubten, über ein beſtimmtes Rechtsthema ſchreiben zu müſſen, die nomen et omen zu haben wähnten. So Fiſcher, Straßburg 1719, über das Recht zu fiſchen; Leucht vom Licht- und Fenſterrecht, Nürnberg 1726; Lämmermann vom Lämmerrecht, Helmſtädt 1724; Müller über das Mühlenrecht, Jena 1687; Biermann über das, was in Anſehung eines Betrunkenen Rechtens, Altdorf 1742. Dieſer letzte Beitrag zu den Rechtsverhältniſſen, welche unſere nationale Erbſünde hervorruft, mochte noch als der gerechtfertigſte erſcheinen. Hatten doch die Reichsgeſetze, insbeſondere die Reichs-Abſchiede von 1512 und 1595 die ſchärfſten Verordnungen wider das Trinken und Zutrinken erlaſſen, was, wie uns Carpzow in ſeiner „Praxis criminalis" (Band III., p. 327) verſichert, die Edelleute nur anfeuerte, einander um ſo fleißiger zuzutrinken, mit dem Zuruf: „Es gilt Dir des Reiches Abſchied wider das Zutrinken". Da mußten denn ſchon „Jura poculorum" ſorgfältig definirt werden, wie

Digitized by Google

Das Katzenfrühstück.

Nach dem Originalgemälde von Rud. Epp.

Digitized by Google

Digitized by Google

Marl 1619 zu Jena that, dem gleichzeitig ein anonymer Multibibus mit einem „Jus potandi ium omnibus solennintatibus et controversis occurrentibus secundum jus civile discussis", vorarbeitete. Oenogythopoli 1688. Die Reichsabschiede aber nahm dann speziell in Schutz Keßler: de immoderata ad bibendi consuetudine. Vom übermäßigen Zutrinken, Jena 1668.

Daß mit dem übermäßigen Wein- und Zutrinken auch eine der natürlichsten Folgen davon, die grande et noble maladie des Podagra ihre gebührende Rücksicht, ihre wohlverdiente Anerkennung fand, war selbstverständlich. Pirkheimer, der bekannte Rath Kaiser Maximilians I., der jahrelang davon heimgesucht war, machte seinen Leiden in humoristischer Weise Luft, durch eine: Apologia s. laus podagræ!

Kehren wir zum Schluß nochmals zurück zur ecclesia militans. Diese leistete von jeher das meiste und barockeste auf ihrem Gebiete, namentlich im Reformations-Zeitalter. Schriften, welche die Auswüchse der Mode bekämpften, wie des General-Superintendenten Andreas Meusel „Verwahrung und Warnung wider den zerluderten, zucht- und ehrverwegenen, pludrichten Hosenteufel" konnte man sich gefallen lassen, weniger die Art und Weise, wie die „Streittheologen" der damaligen Zeit ihre dogmatischen Spitzfindigkeiten zum Austrage brachten. Der Jesuit Georg Scherer eröffnete 1588 den Kampf mit dem „lutherischen Bettlermantel" in Knittelversen; worauf Jacob Heerbrand, Kanzler in Tübingen, „die Ausklopfung des zusammengeflickten lutherischen Bettlermantels" edirte. Dann kam von jesuitischer Seite wieder „Rettung der Jesuiten Unschuld gegen den Giftspinner Lucas Osiander". Dieser, Hofprediger in Stuttgart, dem damaligen „theologischen Augapfel Gottes" hatte die Jesuiten mit seiner „Warnung vor den Jesuiten und blutdürstigen Anschlägen und bösen Praktiquen" herausgefordert. Der Schimpfprozeß spann sich darauf fort durch Replik, Triplik, Quadruplik, bis Osiander mit seinen „Ursachen, warum diese päpstlichen Schalksnarren keiner ferneren Antwort werth", das von beiden Seiten ziemlich unsauber durchgeführte Verfahren zeitweilig schloß. Dann aber nahm es Heilbrunner, lutherischer Pfarrer zu Lauingen, mit seinem „Jesuwider-Spiegel" wieder auf. Gebet-Bücher, wie „Die christliche Handpistole", „Geistliche Hosenträger, um Seele und Körper zusammenzuhalten", „Der geistliche Hammer zur Gnadenthüre" u. s. w., waren überall im Schwunge, bei den Protestanten noch mehr, wie bei den Katholiken. Letzteres Buch hatte sogar eine fürstliche Verfasserin, Sophie Elisabeth, Reichsgräfin Penz, eine natürliche Tochter Christians IV. von Dänemark. Freilich wurde sie weit übertroffen von des Prediger Georg Beyers oder Bavarus „geistlicher Schlafhaube mit tröstlichen Sprüchen heiliger Schrift zusammengenäht und mit glaubwürdigen Historien und feinen Gleichnissen zierlich gästeppet, sowohl auch mit heilsamen geistlichen Kräutern, die zum sanften Todesschlaf dienen, gefüttert". Görlitz 1608.

Und hiermit wollen wir auch unseren Lesern angenehme Ruhe wünschen, freilich nicht für immer.

Digitized by

Auf Helgoland.

Reiseblätter eines Unbekannten.

Von C. F. Stuart.

Von Amsterdam nach Hamburg. Nordseefahrt. Seekrankheit.

Was ist seekrank? Paul Lindau könnte vielleicht darüber Auskunft geben. Man muß es erfahren haben, um es zu wissen und trotzdem weiß man es nachher ebensowenig; gewiß ist die Seekrankheit der aller menschlichen Würde am unwürdigste, allen menschlichen Hochmuth am meisten demüthigende Zustand. Man lacht und scherzt darüber im Gefühl des sicheren Bodens unter den Füßen . . . Ich selber, neugierig, lachte mit — bis zu jenem Tage . . . .

„Versuchen Sie zu schlafen!“ tröstete mich der Kapitän mitleidig und klinkte die Thüre hinter sich zu, mich meinem Schicksal überlassend. Ja, versuchen Sie zu schlafen! Und ich zählte auf hundert, auf zweihundert und weiter; ich schlief nicht ein. Der Schlaf ist taub, wenn man nach ihm ruft, wie sein Bruder Tod. Wo er weiß, daß ein einsamer Kranker sich nach ihm sehnt, stiehlt er sich fort . . . und schleicht sich in eine Mitternachtsgesellschaft, da man munter und liebenswürdig sein und Witze machen soll; in das stille Zimmer des Gelehrten, wo derselbe, über ungelösten logischen Widersprüchen grübelnd, sich gegen ihn sträubt . . . heimlich blickt er ihm über die Schulter, nimmt ihm die Feder aus der müden Hand und drückt ihn sacht in den Stuhl zurück. Nichts ist, das ihn verräth, sogar die alte Uhr an der Wand tickt leiser und leiser.

Gewiß es war ein wohlgemeinter Rath: „Versuchen Sie zu schlafen . . .“ Man vergißt sich ja im Schlaf. Aber neben an das dumpfe Arbeiten der Maschine, das Anschlagen und Schurfen der Wellen von draußen an die dünnen Schiffsplanken und dann wieder der plumpe Polterschritt eines Matrosen auf Deck, das Schleifen der Taue.

Es giebt Menschen, die nie seekrank werden — man sagt es — deren Magen in wahrhaft bewunderungswürdiger stoischer Gleichgiltigkeit, wie zum Trotz, dieses ewige Hin und Her und Auf und Ab des Schiffes ertragen kann; wer jedoch gesund ist, muß seekrank werden,

Digitized by Google

sobald er einmal einige Stunden auf offener See zugebracht hat. Man weiß nicht einmal: ob die Seekrankheit ihren Sitz im Magen oder im Gehirn*) hat. Unsere Doktoren sind auch noch nicht über alles einig: so wenig vielleicht, wie die Archäologen und Schliemann.

Es muß in der That ein erhebendes Gefühl sein, wenn man mit aller Spitzfindigkeit und mit dem verblüffendsten Scharfsinn nachgewiesen, daß irgend ein aufgefundenes Gerippe einem vorsündflutlichen Saurier angehört und ein roher Zufall den unwiderlegbaren Beweis aufbringt, daß dasselbe von einem gewöhnlichen Pflugochsen stammt.

Aehnliche Anfälle von Seekrankheit kommen zuweilen auch auf dem Festlande vor, meist in Universitätsstädten und zwar nicht nur unter den Studenten, sondern auch unter Gelehrten, Professoren, unter Dichtern und Philosophen. Letztere wissen sich freilich zu entschuldigen, die Drehung des Erdballs gefühlt zu haben, der ja ebenso nur ein leichtes Schiff im Ocean des Alls, mit dem Mond als Nachtlaterne im Takelwerk ist; die Vergangenheit nennen sie Schraube und Steuer, und die Zukunft den Bug. Hierin ist wohl auch die Ursache zu finden, warum so wenig Poeten sich behaglich fühlen in ihrem Dasein. Anstatt sich in irgend einem windsicheren Winkel ein warmes gemüthliches Plätzchen zu suchen, drängen sie sich ohne Plaid oder Mantel sogar, soweit wie irgend möglich vor, um ja zuerst die sich enthüllende Ferne zu sehen. Und überdies hat ein Poet immer eine feiner angelegte Natur und sein Magen zieht, trotz allem Pessimismus, eine Gänsepastete der ordinären Bürgerkost, ohne jegliche Wahl vor, obgleich man erstere weder in den Berliner noch in den Leipziger Volksküchen bekommt, wo man im allgemeinen viel ihrer Freunde: wie Rezensenten und Journalisten antrifft.

Im Rücken immer mehr und mehr verschwindend, verliert sich der Strand in der Ferne, ringsum die weite offene See, die vorüberrauschenden, übereinander schäumenden Wogen, in der Ferne die weißen Schaumlinien schlangenartig hin und her rollend, darüber eine Schaar grauweißer Möven mit rastlosem Flügelgeflatter. Die Sonne hinter blassen, weiterjagenden Wolken, das gleiche, fahle, unbestimmte Licht, kein anderer Laut, kein Ton, als das Geschiebe der Wogen — wer so das Meer zum ersten Male sieht — ein nie stilles Wasserall — nur Himmel und Wasser! Es macht einen unvergeßlichen, erhabenen, öden Eindruck. Wie ein Ahnen der Unendlichkeit zuckt es durch die Brust und wie ein leises Schauern vor dieser Grabruhe der Ewigkeit!

Θάλαττα! Θάλαττα! Der allsommerliche Wunsch so mancher zehntausend armer Bureaukraten, die hinter ihrem angeschraubten Aktenpult von Hochzeitsreisen, Nordseebadeleben träumen, wie Gefangene hinter vergitterten Fenstern mit der Aussicht auf Dächer und Hofräume. Und mit den leuchtendsten Farben tauchen all' die halbvergessenen Zaubersagen der Jugend wieder auf, ihnen winkend und grüßend: Die Perlenkönigin in ihrem Muschelschiff, Robinson, Hero und Leander, Enoch Arden. Bimini und Heines kleine Lieder klingen

*) Das letztere ist bereits mit nahezu an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit nachgewiesen. Die Red.

Digitized by Google

wie Musik dazu in das lauschende Herz. Und in stolzem Zuge schwimmen sie vorüber mit flatternden Wimpeln, die Flotten der Phönizier, der Hellenen, der Carthager, in schwankenden Nachen Cäsar, Kolumbus durch die Meerflut drängend im tollen Wahn eine Welt entdecken zu wollen.

Selbst die Seekrankheit dünkt sie interessant in ihrem stillen Zimmer; und welch' majestätischer Anblick: Das Meer vom Sturme aufgewühlt, mit haushoch einander übertosenden Wogen.

Wer es erlebt: inmitten Zorn und Empörung in einer zerbrechlichen Nußschale . . . wie elend, wie erbärmlich ist da der Mensch, wie lächerlich mit seinem Gebet und seinem Fluch, wie ohnmächtig mit seiner überklugen Schlauheit, seinem ganzen Talent, mit all' seinem Genie. Verhöhnt von den ihn umkreisenden Möven! Was kann er gegen eine in Unordnung gerathene Naturgewalt, gegen die rohe elementare Kraft, die vernunftlos seine ganze Allwissenheit verschüttet? Was ist der Mensch? Dieses hochmüthige, herrschsüchtige Geschöpf, das sich die Macht über den Erdball anmaßt. Wie steht er da rathlos, zitternd, verzweifelnd. Warum? Aus Angst, aus Furcht! Aus Angst vernichtet zu werden, aus Furcht sterben zu müssen. Und warum zittert er vor dem Tode? Weil man ihm Verstand gegeben in seinen Kopf — Verstand, daß er sich unglücklich und elend fühlen kann — soll — muß!

So ging es jenem Papste einst, als Galilei den Erdball ins Wanken brachte und die Ketten der Unwissenheit, in denen er gefesselt, zerriß. Vergebens suchte er mit einem letzten Veto, gegen seine Ueberzeugung, seine Herrschaft zu retten, zitternd als ihn die Erkenntniß seiner Ohnmacht überkam. Ich darf hier wohl eine Stelle aus einem alten Schauspiel anführen, deren ich mich erinnere:

„Das wußte Papst Urban damals recht gut
Und daß er Galilei eingekerkert,
Das war kein Wahn, war nicht Unwissenheit,
War List, war Furcht, die seine Seele faßte —
Er fühlte wohl, wenn er's nicht lang schon wußte,
Daß Galilei Recht und daß der Erdball nur
Ein winz'ger Stern wie andere im All,
Er wußte wohl, daß diese Lehre zwar
Nicht Gott vom Throne stürze, aber ihn,
Und seines Papstthums eitle Herrschermacht."

In dumpfer Gleichgiltigkeit verharrte ich auf meinem kleinen Sopha und wagte mich kaum zu rühren; mehr träumend als wachend, von den tollsten Hirngespinnsten umgaukelt. Mir war, als sei ich längst todt und läge im Grabe. Die Rede, die man mir gehalten, hatte ich nicht gehört, zuweilen aber vernahm ich leise leichte Schritte, das Rauschen eines Kleides und ich meinte, ein frischer Blumengeruch dränge zu mir — es war wohl meine Mutter, die Blumen auf mein Grab trug. Ich wüßte nicht, was es anders gewesen sein möchte. Sie sind ja schon todt, die mich geliebt einst und gekannt. Nur sie hat alle überlebt. Meine alte Mutter, mit ihrem stillen milden Gesicht, in das Zeit und Schicksal so manche Furche gegraben, mit ihrem bleichen, weißen Haar und den großen lichten Augen. Nein, ich wüßte

Digitized by Google

nicht, wer sonst mir Blumen bringen sollte. Hedwig? ich bin ja selbst hinter ihrem Sarge hergegangen, dort in dem fremden Lande — in Paris. Und mit einem Mal ward es stille und stille, ich hörte nichts mehr, bis wie in regelmäßigen Zwischenräumen ein langsames Zittern an mein Ohr hallte, als ob es die vorüberrauschenden Jahrzehnte und Jahrhunderte seien.

Es war Abend geworden, die Sonne ohne irgend ein Abendroth in grauen Wolkenmassen untergegangen. Blasse Nebelflüge wallten wie Dämmerung über die ruhiger gewordene See hin — der Wind, der ziemlich stark gewesen, hatte sich gelegt. Man raffte die ausgespannten Segel ein und steuerte langsam nördlichen Kurses weiter. Die Nebel hatten freies Spiel und sanken jetzt glatt auf die Wasserfläche nieder, sich dann wieder aufhebend und zerrinnend. Das war ein eigenthümlicher, interessanter Anblick und da ich mich wieder etwas erholt hatte und mir die frische Luft wohl that, blieb ich noch auf Deck. Ringsum Todtenstille, nirgends ein Licht, ein Schimmer, nirgends ein Laut, als das eintönige Anschlagen der Wellen an die Planken und zuweilen der Ruf des Lootsen vom Steuer her.

Es ist etwas Finsteres und Ernstes und verlangt Selbstvertrauen, Menschenleben in seine Hand gegeben zu wissen. Und ein Lootse hat ein mühevolles, schweres Amt, obschon seinen Ruhm kein Konversationslexikon der Nachwelt überliefert. Was weiß ein Philosoph von Gefahr, der sich sein Leben lang einschließen kann in seine vier Wände, der vor nichts zu bangen braucht, als eines Lapsus wegen einmal ausgezischt zu werden oder einen Zuhörer zu haben, der klüger ist als er und seine Weisheit widerlegt, und der kein größeres Unheil anrichten kann, als etwa in gedankenvoller Zerstreuung das Tintenfaß über seinen Vortrag zu schütten und so die Welt aus Unachtsamkeit um sein Evangelium zu betrügen.

Tag für Tag aber bleibt der Lootse am Steuer in gespannter Aufmerksamkeit bei Sonnenschein und bei Sturm, wenn der Professor furchtsam sich auf seine Stube zurückzieht und die Vorlesung absagen läßt. In der großen Tragikomödie der Weltgeschichte sind trotz allem die Gelehrten nur die Regisseure, Maschinisten und Dekorationskünstler. Und es kommt vor, daß der Mond bei Tag scheint und die Sonne einmal zu ihrer gewöhnlichen Untergangszeit aufgeht, daß die Coulissen etwas defekt geworden, daß eine Thüre, durch welche der Held abzugehen hätte, verschlossen ist und bei seinem Rütteln die ganze Wand einzustürzen droht, ferner daß eine Scene übersprungen wird, daß die Musik nicht im rechten Augenblick einfällt, die Aufmerksamkeit von irgend welcher Ungehörigkeit abzulenken, und daß das Publikum trotz bestvertheilter Claque nicht applaudiren will. Und es kommt vor, zum Schrecken der Regisseure und des Souffleurs, daß ein Querkopf den Text vergißt und aus dem Stegreif weitermacht; ob es nun paßt oder nicht, die Zuschauer jubeln ihm zu und nennen ihn Genie. Aber die Regisseure in den Coulissen sind in Verzweiflung. Und wieder mag es geschehen, daß ein Dummer den Klugen spielen will und die grauenhafteste Verwirrung anrichtet. So liegt die Weltgeschichte in einer jeden einzelnen Hand und man braucht weder Kaiser noch Kanzler zu sein. Wer hat es ausgesonnen, durch welche

Digitized by Google

Kette von Unwahrscheinlichkeiten der größte Umsturz im heimlichsten Arbeitsleben eines Tagelöhners seinen Ursprung gehabt. Der Haß aber, die Bosheit, der Neid, vielleicht auch die Freundschaft legt ihn einem unglücklichen Fürsten oder einem bemitleidenswerthen Minister als geschicktes Falsifikat ins Portefeuille.

Man sagt es gäbe keinen Zufall, ob nun in gutem oder bösem Sinne. Warum? Weil man ihn nicht definiren kann. Was ist der Zufall? Was man so nennt? ein logisch genaues Ergebniß irgend welcher Ursachen — aber jede Ursache hat selbst wieder eine Ursache: der eine sagt: der Zufall ist Gott. Der andere, es giebt keinen Gott. Der Zufall — ich nenne ihn das Schicksal. Der vierte fragt, was ist Schicksal? Muhammed hat beides: Allah und das Schicksal, das letztere ist Allahs Kunst. So ist es wieder Gott. Und doch treibt der Zufall oft das lächerlichste, unwürdigste Spiel mit den Menschen.

Am andern Tag.

Weit offener, lichtblauer Himmel, fern am Horizont kleine weiße Wölkchen gleich einem Zug von wilden Schwänen und das Meer rings blitzend und flammend in der wundersamsten Farbenspiegelung.

Ob Frühling? ob Herbst? woran sollte man es erkennen? kein Baum, kein Strauch, kein Vöglein, das ein Lied sänge. Wohin das Auge sehen möchte, wie gestern die gleiche, wellende Fläche. Als ob das Schiff auf derselben Stelle geblieben, losgelöst von allem, von Vergangenheit und Zukunft, selbst von der Gegenwart. Es giebt keine Zeit da über den Wassern. Weder heut noch gestern noch morgen. In der Welt und doch außer ihr. Ich denke zurück: was ich erlebt, was ich gedacht und gethan — es ist mir, als ob ich es nur gelesen hätte irgendwo in einem Buch, wie anderes. Diese zeitlose Umgebung macht mich mir selbst fremd. Ich horche hinaus und lausche, wie um den Glockenschlag einer Stunde zu vernehmen, aber nichts — nur die wellende Wasseröde und der flammende Sonnenschein. Seit Jahrhunderten und Jahrtausenden so und immer noch wiederum nach Jahrtausenden — unverändert.

Nach Tisch sollten wir in die Elbe einlaufen und gegen Abend in Hamburg ankommen. Es war ein freundlicher Mann, der Kapitän; er freute sich, daß ich von meiner Seekrankheit hergestellt war und erzählte mir von Holland, seiner Heimat.

Schlauköpfe, sagte er, seien auf den Einfall gekommen, die Wassertümpel und kleineren Seeen trocken zu legen — auszupoldern und auf solche Weise neues fruchtbares Land für den Staat zu gewinnen. So wolle man nun auch die alte Zuidersee zu Land machen, wodurch eine ganze Provinz geschaffen würde. Nur über das Wie des letzteren Planes und über die Aufbringung der Geldkosten sei man noch nicht einig. Wahrlich, wäre der Gedanke nicht so verflucht gescheidt, wäre man schon längst an seine Ausführung gegangen und hätte Rothschild im Interesse der Sache um etliche zinslose Anleihen ersucht.

Der Kapitän schüttelte den Kopf und sagte, das wäre unmöglich.

Trotzdem machte ich ihm den Vorschlag, sein Seefahren aufzugeben, durch irgend einen spitzfindigen Diplomaten sich mit der

Digitized by Google

holländischen Regierung und mit den andern betheiligten und unbetheiligten Großmächten ins Einvernehmen zu setzen, aber ja England nicht zu vergessen: und die Unterhandlungen zum Bau einer internationalen Röhrenleitung zu beginnen, welche durch Belgien oder Deutschland, Frankreich, über die Pyrenäen durch Spanien und von Gibraltar unterseeisch nach Algier führte und sich von da in die Wüste Sahara ergösse. Ueber kurz oder lang wird man diese doch schiffbar machen mit Hilfe des Mittelmeers.

Aktionäre, fuhr mein Kapitän fort, dem der Vorschlag einzuleuchten schien, würde man bald gewonnen haben. Man könnte zugleich auch in direkter Verbindung eine Röhrenschifffahrt einrichten. Nur die Unterwassersetzung der Sahara däuchte ihm als etwas zwecklos. Auch, meinte er, würde es bald am nöthigen Sand fehlen, und den Journalisten und Schriftstellern ging der Streusand aus.

Er war lange in Deutschland herumgereist; bis er plötzlich einmal seine Sachen zusammengepackt und nach Amerika gefahren war, wo er sein Glück, nach dem er gesucht, auch gefunden, freilich ebenso schnell wieder verloren. Er war um nichts reicher zurückgekommen, als er hinübergegangen. „Aber", setzte er hinzu, „die Erinnerung an gute Tage ist auch schön."

Das Heimweh war es, das ihn wieder zurückgeführt. Es ist ein ödes, reizloses Land, Holland für den verwöhnten Reisenden. Nichts, das dem Auge Abwechselung bietet, weite Wiesen von zahllosen, kaum fließenden Kanälen durchkreuzt, zuweilen ein Gehöfte, ein paar Windmühlen, kein Wechsel, keine Veränderung, kein Hügel, kein Berg, ein Land, da man einen Maulwurfshaufen meilenweit im Umkreis sieht, wie mir einmal jemand versicherte.

„Der Lärm, das Getriebe New-Yorks Tag und Nacht, erzählte er, wurde mir zuwider mit einem Mal und doch hatte ich selber so lange mit gehastet; es war das Heimweh, das mich plötzlich überfiel: Heimweh nach den stillen, melancholischen Landschaften meiner Heimat. Trotzdem aber frage ich mich zuweilen: warum ich nicht drüben geblieben bin in der jungen, kraftstolzen Welt, wo Arbeit, Energie, Mühe wenigstens noch einen Lohn findet, wo Narrheit und Genie noch Wunder hervorbringt.

Amerika! Wie viel Tausende sind drüben schon zugrunde gegangen, betrogen von ihren Träumen und Hoffnungen, und wie mancher ist zurückgekehrt in seine alte Heimat, mit müdem gebrochenem Herzen. Man weiß das alles: man weiß, daß es nur wenig besser ist, man weiß, daß man auch „überm Meer" arbeiten muß und nicht unthätig reich wird; man kennt das Schicksal armer Unglücklicher. Und trotzdem alle Jahre dieselbe Auswanderung, trotzdem alle Jahre wieder so viele, die es unwiderstehlich hinüberlockt und hinüberzieht. Aber was das ist, was diesen unbezwingbaren Reiz ausübt, hat man noch nicht ersonnen. Es giebt wohl hundert Antworten auf diese Frage.

Lassen Sie mich eine nennen, die der Grund ist vielleicht dessen, was mich selbst hinübergeführt. Man kann sich emporarbeiten in Amerika, man kann zu Geld und Ehren kommen, leichter als in Europa, weil keine Arbeit eine Schande ist, im Gegensatz zu Deutschland, wo man, ohne studirt zu haben, nichts Hervorragendes werden kann.

Digitized by

Am Ende nur, weil man allein ist, weil man keine Freunde und keine Verwandten hat, die sich entehrt fühlen würden und beleidigt in ihrem aristokratischen Stolzgefühl, wenn sie einen Träger ihres Namens eine Handarbeit verrichten sähen. Nennen Sie mir in Deutschland einmal einen derartigen Selfmadman, wie man sie in Amerika überall findet, wenn man Leute darunter versteht, die sich nicht nur Geld zusammengeschachert und Orden und Ehren nachträglich gekauft, sondern Leute, die sich vom Schuhputzer zum Senator, zum Präsidenten aufgerungen. Freilich gehört auch dazu ein wenig Genie, nicht allein Zufall und Glück; aber es giebt Fesseln, die selbst ein Genie nicht zersprengen kann.

Und in unserem lieben Europa? Wo ist je einem Arbeiter, einem Tagelöhner Aussicht gegeben, sich irgendwie Ansehen, Geld und Geltung verschaffen zu können? Was er einmal ist, bleibt er sein Lebtag. Und seine Kinder? Selten hat er die Mittel ihnen eine ordentliche Schulerziehung zu geben, seine Kinder werden, was der Vater war: Tagelöhner, Arbeiter, und leben weiter von der Hand in den Mund, da sie es kaum anders wissen. Ihr Vater war Arbeiter, was können sie weiter werden? Dieses Bewußtsein, dessen sich freilich so viele nicht einmal klar sind, lähmt den Ehrgeiz, untergräbt den Glauben an ein eigenes Können, Besser-Können, an ein gewisses Lebensrecht: die Gewohnheit und die Gewöhnung ist's, die mit eisernem Druck sie niederhält.

Gewiß ist es das, was so manchem seine Heimat verbittert und ohne das drüben, wo man ihn nicht kennt, nicht weiß wer er ist, was er bisher gethan, wo man nicht danach fragt, was sein Vater gewesen — die Zukunft sich in froheren Farben zeigt. Nicht der leidige Gelderwerb allein — nicht die Hoffnung reich zu werden, so gut noch in Europa das Geld adelt: Der Ehrgeiz, die Ehrsucht."

„Sie werden mir kaum Recht geben können", schloß der Kapitän; „was ich sagte, war nur eine Antwort von Hunderten auf die ungelöste Frage: Warum Amerika immer wieder so viele Opfer hinüberlockt. Sie gilt bei dem einen, bei dem andern nicht. Und wenn bei niemand, galt sie einst bei mir; dies allein war es, was mich meine Sachen zusammenpacken hieß, daß ich mich plötzlich wie in Fesseln fühlte und mich nach Freiheit sehnte, und ich hatte mich nicht getäuscht. Ich habe nur eine Unvorsichtigkeit begangen, die ich mir mein ganzes Leben nicht verzeihen kann: Ich bin einmal zu ehrlich gewesen. O! Warum mußte ich „Nein" sagen, da ein Kopfschütteln genügt hätte."

Cuxhaven! Noch eine vierstündige Ueberfahrt, wenn das Wetter günstig; bei widrigem Wetter dauert es wohl länger und bei Sturm, wenn das Meer allzusehr erregt, unterbleibt die Ueberfahrt nach Helgoland ganz; wahrscheinlich infolge irgend etlicher Ersuche von vorsorglichen Lebensversicherungsgesellschaften.

So kommt es denn mitunter vor, daß man tagelangen Aufenthalt in Cuxhaven hat und hinlänglich Zeit, alle Merkwürdigkeiten zu besichtigen. Ein Humanitätsfreund hat, derartige Gelegenheit vorausahnend, in der Nähe ein Hotel und Gasthaus eingerichtet, mit Aussicht auf das Meer, so daß man in seinem Zimmer mit größter Ge-

Digitized by Google

müthsruhe den Sturm sich austoben lassen und auf Sonnenschein warten kann.

Weiter läßt sich eigentlich von Cuxhaven nicht viel mehr sagen. Es ist jedermann aus den Kinderjahren bekannt, daß Robinson hier nicht bei einem Unwetter jenen Goldklumpen verloren hat, den er als Erinnerung in seine Vaterstadt mitbringen wollte. Es wäre interessant zu wissen, wohin derselbe im Lauf der Zeit von den Wellen gespült worden ist. Am Ende lohnt es sich, ihn aufsuchen zu lassen; ich glaube kaum, daß Defoës Nachkommen oder Anverwandte Robinsons selbst noch Erbansprüche zu erheben berechtigt wären. So nahe der eigenen Küste hätte Deutschland das begründetste Strandrecht und man könnte denselben zum Ankauf von Kolonien verwenden oder zur Ausrüstung einer Expedition zum Zweck der Entdeckung eines sechsten Erdtheils, da ja, wenn nicht durch irgend welche Kolonisation bald Abhilfe geschaffen wird, Deutschland infolge seiner Uebervölkerung einem sicheren Verderben entgegengeht, wie plötzlich unsere Volkswohlvertreter von allen Seiten her behaupten und denen in zahllosen Broschüren von allen möglichen und unmöglichen Pfarrern und Rabbinern beigepflichtet wird.

Wenn doch der biedere Münchhausen noch lebte! Oder warum geht man nicht an eine praktische Ausführung von Jules Vernes großer Flugfahrt nach dem Mond. Wenn es einigen Waghälsen erst gelungen wäre, auf unserem bleichen Erdtrabanten Fuß zu fassen, so wäre eine telegraphische und telephonische Verbindung ja bald hergestellt. Was fehlte, erfände man schnell. Und unseren Astronomen und Astrologen wäre Gelegenheit geboten, die Erde einmal in anderer Perspektive zu betrachten. Der Auswanderung wäre eine neue Welt erschlossen. Und von welch' unermeßlicher Bedeutung wäre das für unsere Archäologie!?

Cuxhaven selbst ist ein kleiner Ort mit einer einzigen Hauptstraße, die im Bogen das Städtchen durchzieht. Trottoirs oder Asphaltwege wird man in Cuxhaven vergeblich suchen. Doch macht es einen eigenthümlich kontrastirenden Eindruck, wenn man direkt von Hamburg und seinen sechsstockhohen Häuserstraßen kommt. Ueberall zwischen den Häusern und ihren oft bis an den Boden herabhängenden Dächern große schattende Bäume, die mit ihrem Geäste, die Sturmwinde auffangen, die vom Meer herbrausen und so die leichten strohgedeckten Häuschen zu ihren Füßen schützen. Alles in ländlichster Einfachheit und Einsamkeit. Den Fremden, der durch die krummen Straßen geht, überkommt ein seltenes Gefühl: wie des „Daheimseins" und im Schutze dieser rauschenden Bäume möchte er Rast machen, fern, vergessen von der draußen weiter tobenden Welt. Ein leises Sehnen, wie diese Leute da, zufrieden zu sein in ihrer täglichen Arbeit und den Abend vor der Thüre sitzend zu verplaudern.

Nein! Ich liebe unsere Großstädte nicht, so schön ihr Luxus, so schön ihre Pracht auch sein mag! Es ist alles doch nur Täuschung und auf Täuschung berechnet.

Es war in Brüssel, daß ich einmal einem alten Manne begegnete, der mir erzählte, in seinem ganzen Leben, in etwa fünfundfünfzig bis sechzig Jahren nicht aus Brüssel hinausgekommen zu sein. Als

Digitized

ich ihn fragte, ob er nie das Verlangen gehabt oder die Neugier, einmal zu sehen, was außerhalb von Brüssels Vorstädten sei, antwortete er lächelnd: Nein, niemals! Ich weiß nicht, soll ich das bewundern oder den Mann bemitleiden. Ist das — Weisheit oder Stumpfsinn?

Endliche Abfahrt nach Helgoland!

Eine schlanke, graziöse Frauengestalt zog mein Blick auf sich, halb über das Geländer gebeugt, sah sie den schäumenden Wellen zu. Unter einem kleinen Sammethut quollen einige Flechten des herrlichsten, dunkelsten Haares hervor. Und hinter der hohen weißen Stirne — welche Gedanken mochten sich da bergen. Ob ich sie errieth! Was mochte es gewesen sein, das so seltsam aus den schönen Augen leuchtete, was die zarte, beringte Hand auf der Rampe leise zittern machte?! Wer mochte sie sein?

Es kam mir plötzlich, als ob ich diese Gestalt schon gesehen hätte — wie es zuweilen geht. Ich sann und sann, ich konnte es nicht finden; vielleicht einmal in einem Traum? vielleicht auf einem Bild? ich wußte es nicht mehr. Und doch: sie glich Deiner Mutter, Hedwig, wenn ich mich erinnere, als Dein Vater starb, damals als ich sie und Dich zum letzten Mal sah.

An der Treppe, die in den Salon hinabführt, saß eine romanhafte Gräfin in eifrigem Gespräch mit einem neben ihr stehenden Herrn, gleich einer Primadonna, die die Bühne verlassen, mit lebhaften Gestikulationen jedes ihrer Worte begleitend, obschon ihr Begleiter, seinen zerstreuten Antworten nach, kaum zuhörte. Ein schöner Mann mit schwarzem Vollbart, blassem, interessanten Gesicht, doch machte er mir den Eindruck des richtigen maskirten Romanschurken, wie er etwa Marlitts Ideal ist.

In den Salon unten hatte sich des Zuges wegen das zartere Geschlecht zurückgezogen. Da war vornehm und weniger vornehm — reich und weniger reich — grand-monde und demi-monde. Dumas' Cameliendame ist ja längst ins Deutsche übersetzt und in Berlin wissen die Händlerinnen ebensogut wie in Paris, ob sie für eine Pfirsiche drei oder einen Groschen verlangen können.

Zwei Professoren unterhielten sich oder disputirten vielmehr über einige Stellen in Homers Lied vom Zorne Achilles; zufällig gerieth ich mit ihnen ins Gespräch. Sie hatten einst zusammen studirt, waren beide an mittleren Gymnasien vorläufig provisorisch angestellt und hatten ebenso auch ihre philosophische Weisheit und ihren sprachwissenschaftlichen Scharfsinn in etlichen Broschüren bei Teubner und Weidmann der Welt klar gelegt. Der eine, wie er mir mit großer Selbstgenugthuung erzählte, arbeitete zur Zeit an einer neuen Ausgabe sämmtlicher griechischer und römischer Klassiker, Nach-Klassiker — wie auch Nicht-Klassiker von Alpha bis Omega und zwar mit Anmerkungen. Auch hatte er von Schillers Gedichten eine derartige kommentirte Schulausgabe veranstaltet.

Wir lasen Schiller einst im Gymnasium in einer ebensolchen Ausgabe mit Anmerkungen. Ein jede Verszeile wurde vom Professor mit den lächerlichsten Fragen zerlegt und zersetzt und dann wieder im Zu-

Digitized by Google

sammenhang mit anderem erklärt: eine Methode, die eitel Tollheit ist. Wenn Schiller eine solche verunstaltete Ausgabe seiner Gedichte zu Händen bekommen, würde er schweigend das Haupt geschüttelt haben über Deutschlands Jugend, seinen Erklärern aber in einem Epigramm seinen verbindlichsten Dank ausgesprochen haben. Dann hatte ich einmal eine Strafe erhalten: weil ich auf die Frage des Professors, was bei der und der Strophe eigentlich unnöthig wäre, meinem verlegenen Nebensitzer allzu hörbar zugeflüstert: die Anmerkungen. In jener Stunde damals, in dem verschlossenen Schulzimmer habe ich mir einen unversöhnlichen Haß gegen alles, was Anmerkungen heißt, ins Herz geschworen.

So sprach ich denn mit über Homer, Herodot, Sophokles, den Verfall Griechenlands, die Römerherrschaft und die römische Literatur, weiter über Kirchenväterlatein, Mönchschriftstellerei, über philologische Untersuchungen über die Edda und das Nibelungenlied; wir kamen auf Martin Opitz von Boberfeld und schließlich auf die Neuzeit. Ein Freund des einen hatte kürzlich einen Band ausgewählter Gedichte veröffentlicht, worüber das deutsche Literaturblatt sich dahin aussprach, daß der verehrte Leser betreffender Rezensionen dem Herrn Verfasser jener Gedichte ohne Zweifel Recht geben muß, wenn derselbe die Frage: Was ist Kritik? definirt: So einer sich was Dummes denkt, wo man ihm was Gescheidtes schenkt. Rezensent hat gewiß diese liebenswürdige Wahrheit übersehen — wollen? Ad exemplum.

Der andere, dessen Namen ich bei gegenseitiger Vorstellung sofort wieder vergessen, war ein mittelgroßer Mann mit blassem, ausdruckslosem Gesicht. Ich fragte ihn, was er von unserer neueren Belletristik halte, über die so viele den Kopf schütteln. Er antwortete: „Wenn man derselben ihren Lauf ließe, würde sie sich schon einen Weg bahnen. Wenn es genug geregnet hat — hört es von selber auf.“ Er gestand mir dann allmählich, er arbeite selber an einem Roman, dessen Titel etwa: „Eine Antwort“ sein würde. Der Held sei ein ägyptischer Säulenheiliger, benamst Georgios, der von einer neunundneunzig Fuß hohen Säule durch Predigten das zweifelgequälte Volk zu sich bekehren wolle, das zu seinen Füßen im Wüstensand seine Zelte aufgeschlagen. In der That sei ihm dies auch schon theilweise gelungen, so daß es begeistert auf die Kniee falle, wenn er die Stimme erhebe. Weitere Kapitel handelten dann von Hieroglyphen, Obelisken und Pyramiden. Auch träten einige Mumien auf, die die seltsamsten Dinge berichteten und als eitel Schwindel erklärten, für dessen Wahrheit einige der gelehrtesten Gelehrten der Neuzeit eingetreten wären. Er war mit einemmal gesprächig geworden und vertraute mir sogar, daß er noch einen zweiten Entwurf vorhabe, den eines streng historischen Romans, der sich gleich so in jenen ersten umwälzungsreichen Jahrhunderten des Christenthums abspiele, nur im Abendlande, als Gegensatz zu dem ersten. Er gedenke denselben in altdeutschen Stabreimen abzufassen, sei aber augenblicklich noch mit Feststellung der historischen Einzelheiten beschäftigt und mit Aufsuchung alter Runen und Zaubersprüche.

Ich erlaubte mir die Frage, wie es ihm möglich sei, zu gleicher Zeit sich für Süd und Nord zu begeistern.

Ein feines Lächeln flog über sein Gesicht, als er antwortete:

d by Google

„Das ist nicht so unmöglich, wie Ihnen wohl auf den ersten Augenblick dünken mag. Den Schauplatz bietet die Geschichte von selbst und die Hauptsache ist, die Uebersicht, die Perspektive nicht zu verlieren. Zuerst setze ich eine kleine historische Abhandlung auf, von welcher ich alles irgend entbehrliche streiche und etwa entstehende Lücken mit einer kleinen Anmerkung ausfülle. Alsdann füge ich einzelne Sätze und Abschnitte ein, zuweilen einige Sentenzen oder Aphorismen und so baut sich alles unmerklich von selbst auf. Das ist mein Geheimniß. Ein jeder hat so seine eigene Mache, wie es ihm am leichtesten fällt. Was der Kritiker Originalität nennt."

Neugierig fragte ich: bis wann man einen Roman erwarten dürfte.

„Ich hoffe", sagte er, „das Manuskript bis September so weit fertig zu stellen, daß mit dem Druck der ersten Bogen begonnen werden kann. Auch ist ja immer noch eine Durchsicht nothwendig. Mein Verleger drängt mich jetzt schon ungeduldig zur Eile, des Weihnachtsgeschäftes wegen. Ich thue, was ich kann. Mir selber ist es um dies Weihnachten am Ende weniger zu thun. Es giebt dann und wann Stunden und Tage, da man ohne jegliche Ursache verdrießlich ist und mißgelaunt und keine Lust hat zu arbeiten. Und wenn man es doch ertrotzen will: entschlüpft irgend eine unglückliche Malice der Feder, irgend eine zu gewagte Behauptung und die Rezensenten finden derlei mit einem bewunderungswürdigen Scharfsinn heraus. Wer es weiß, wie neidige Journalisten mit der absichtlich gehässigen Kritik einem das Frühstück verbittern können, — wer das weiß!"

„Ich trage mich schon lange mit der Idee", sagte ich, „ob man denn Kritik und Rezension nicht ganz abschaffen könnte, eine Neuerung, die gewiß allenthalben Anklang fände, wie es sowohl im Interesse der Schauspieler als auch der Autoren läge, dem Theaterpublikum lieber das Zischen und Pfeifen zu verbieten, als den Hervorruf."

„Es wäre allerdings nicht ohne", stimmte mir der Professor aufmerksam bei, „wenn man die Kritik ganz vom Halse hätte; aber man verlöre dabei eben den Hervorruf, und wie soll ein Schriftsteller dann bekannt werden; jedoch ist es ein Gedanke, über welchen sich nachdenken ließe. Vielleicht könnte uns Rudolf Gottschall helfen oder Paul Lindau."

„Glauben Sie —", hier wurde unsere Unterhaltung, bei der wir allmählich auf das Deck gestiegen, durch plötzliche Rufe unterbrochen: Helgoland in Sicht! — Helgoland wie schön! — wie niedlich!

Ja, da tauchte es empor in der Ferne, mit seinen scharfkantigen Felsen sich immer mehr abhebend gegen den lichten Himmel. Ein sonniges Märchen, inmitten der ernsten, lautlosen Einsamkeit des Meers! Wie ein Traum, wie die Erfüllung eines geliebten Wunsches! Wie die „Insel seines Glückes" dem einsamen Schiffbrüchigen in blauverschleierter Zukunft lockt und winkt. Beneidenswerth, wenn ihn nicht ein neuer Sturm überfällt, ehe er noch im Hafen sich bergen konnte, wenn nicht die Fluten seinen leichten Nachen bei Nacht und Nebel an der Küste zerschellen, nach der er gesteuert.

Roth ist das Land,
Weiß der Sand,
Und grün die Kant,
Das ist das Wappen von Helgoland!

Digitized by Google

Endlich! seufzt mancher Mund — noch eine kurze Ueberfahrt auf dem herankommenden Ruderboot und man ist froh, wieder festen Grund und Boden unter sich zu fühlen, so schön selbst die Fahrt gewesen ist.

Es hat immer einen eigenthümlichen Reiz, dies: sich einem Ziele nähern, ein Ziel erreichen. Dies endliche Ankommen, wenn man es schon lange in der Ferne gesehen hat. Ich selbst aber ziehe es vor, mich überraschen zu lassen: ich mag diese Landstraßen und Chausseewanderungen nicht, wenn ich einen anderen Weg finden kann.

An der Landebrücke, wie an allen größeren und kleineren Bahnhöfen des In- und Auslands auf dem Perron dieselbe Empfangsfeierlichkeit, gerührte Freunde, Verwandte, Bekannte, von welchen man unbewitzelt und -bespöttelt durch die vielgenannte Lästerallee geleitet wird. Das erste ist wohl, sich nach einer Wohnung umzusehen, wem nicht schon zum voraus ein Zimmerchen bestellt ist, und zwar hat man die Wahl zwischen dem Unter- und Oberland, was sich im Grunde ziemlich gleich bleibt; wer seine Zelte unten aufgeschlagen, steigt, um spazieren zu gehen, hinauf, wer oben wohnt, kommt herunter. Die einzige Verbindung zwischen diesem Oben und Unten bildet die bekannte große Treppe, die sich nicht „umgehen" läßt, und dieses Treppensteigen gehört für den, der zur Kur gekommen, mit zur Kur, für andere, die des Vergnügens halber da sind, mit zum Vergnügen.

Ich sagte meinen beiden Professoren bis auf weiteres Lebewohl — man begegnet sich auf Helgoland doch immer wieder — um mich erst etwas häuslich einzurichten und zur Orientirung einen Gang über die Insel zu machen.

Wie viel hatte man mir nicht schon in den Knabenjahren von diesem kleinen Nordseeeiland erzählt, wie viel hatte ich nicht schon in meiner Schulzeit über Helgoland gelesen, das ganz besonders mein Interesse erregt, da ich einmal gehört, es werde immer kleiner und kleiner, das Meer spüle mit gefräßiger Zunge immer mehr ab und werde es einmal in seinen Fluten begraben, wie es die Insel schon vor zweihundert Jahren auseinandergerissen. Seitdem war es mein heimlicher Wunsch, dieses seltsame Helgoland zu sehen; waren doch auch in meiner Knabenzeit in unseren Briefmarkensammlungen diese viel seltener als China und hatte ich einmal in einer unserer Auktionen fünf Groschen für eine einzige Marke, die übrigens noch häßlich gestempelt war, bezahlt. Wir hatten damals unsere Briefmarkenbörse so gut wie Benoiton fils, obschon wir uns um die große Politik nicht das Geringste bekümmerten, im Gegensatz zu jenem Naseweis Sardou's.

Helgoland gehört noch nicht zu Deutschland, obschon man kein englisches Geld dort findet und nur deutsch gesprochen wird. Die Helgoländer selbst haben ihre eigene, zum Theil unverfälschte friesische Sprache, lernen aber von kleinauf deutsch und nebenher englisch. Helgoland gehört zur Zeit zu England, was viele meiner lieben Reichsangehörigen entweder nie gewußt oder lang vergessen zu haben scheinen, da fast jeder dritte, vierte Brief auf der Post, als ungenügend frankirt, Strafporto zahlen mußte.

Vom Aussteigeplatze gelangt man durch die schon genannte Läster-

Digitized by Google

allee, dem Lieblingsspazierweg der Haute-volée, in die Hauptstraße und hat sofort Gelegenheit, alle sehenswerthen besseren Gebäude der Reihe nach zu betrachten. Rechts zuerst der Musikpavillon, der Kaffeetrichter, wo man nach Tisch bei den Klängen des neuesten Wiener Walzers seinen Kaffee trinkt und die frische Seeluft einathmet, was man Kur nennt. Das Badehaus mit seinen verschiedenen Bureaus, als da Lesekabinet und Telegraphenamt. Die Post, einige Schritte weiter, mit freundlichem Eingang durch Gärten, schreibt Bädeker. Auf der linken Seite kleine niedliche Hotelchen, dann rechts die Apotheke und derselben vis-à-vis die Erwartung und Enttäuschung mancher, mit seinen so oft unheimlich leeren Sälen: das Kurhaus inmitten einiger äußerst dürftiger und zusammengetretener Anlagen. Weiterhin kreuzt die Straße die Bindfadenallee, wo die einzigen, aber auch nur wie Göttinger-Würstchen dicken Bäume mit dem schwindsüchtigsten Aussehen stehen.

Noch einige Schritte und man ist am Fuße der großen Treppe. Man darf sich keine halsbrecherische, schwindelerregende Wendelstiege vorstellen, es ist ein breiter bequemer Aufweg, den man zur Noth hinaufreiten könnte, wenn es überhaupt Pferde in Helgoland gäbe. Da aber doch die hundertundneunzig Stufen manchen ermüden könnten, sind in zwei Absätzen schöne braun und grün angestrichene Ruhebänke angebracht, darüber ein Plakat etwa des Inhalts: das verehrte Badepublikum werde darauf aufmerksam gemacht, daß die grünen Bänke für die Gäste bestimmt seien, die braunen dagegen seien zum Gebrauch der Insulaner und wolle man darauf sehen, daß diese Bestimmungen eingehalten werden. Ein Anschlag, der jedenfalls auf großes Zartgefühl der betreffenden hochlöblichen Behörde schließen läßt.

Alle Gebäulichkeiten und dergleichen, was unten keinen Zweck oder keinen Platz gehabt, findet man oben, wie: Leuchtthurm, Kirche, Kirchhof; des weiteren: einige verrostete Kanonen und Böller, auf der Nordspitze auch ein kleines Pulvermagazin.

Ein Adreßbuch von Helgoland existirt meines Wissens nicht. Der Uebersichtlichkeit halber hat der englische Gouverneur, wahrscheinlich unter Beihilfe eines Professors der Botanik und eines liebenswürdigen Apothekergehilfen, all' den engen Gäßchen, Sträßchen, Treppchen und Winkelchen einen Namen gegeben, den man auf blinkblanker Tafel an jeder Ecke angeschlagen sieht.

Ich erinnere mich nicht mehr, ob ich es gehört oder gelesen habe: Ein Hamburger Kaufmann stehe in Unterhandlung mit der Königin Viktoria, Helgoland als Privatbesitzthum zu erwerben, nicht um ein Monako daraus zu machen, sondern als kleines Geschenk für seine Braut. Man hatte darüber Glossen gemacht. Aber warum sollte er es nicht, wenn er es bezahlen kann; darf doch Madame Mackay auch ihre Launen haben — und es sind in Hamburg schon dümmere Ideen ausgeheckt und ausgeführt worden. Giebt es etwas Eigenartigeres, etwas Anmuthigeres, als diese kleine Felseninsel, so lieblich still und einsam, inmitten dem leuchtenden und rauschenden Meer, wie ein glückliches Märchenland, wohin man sich, des Umtriebs müde, flüchten kann?! Und welche Braut würde Nein sagen, wenn man ihr ein solch' Geschenk böte: Komm mit, Du sollst Königin dort sein, über kein großes, aber

Digitized by Google

ein zufriedenes Fischervolk, wo wir niemand brauchen zu unserem Glück, wo man mit all' den Balltoiletten, mit all' den Bureauröcken die drückende Maske abnehmen kann, zu welcher jeden sein Stand und dessen Rücksicht zwingt, wo man einmal allein sein kann, ohne daß Neid und Neugier und Eifersucht mit scheelem Auge zuschaut, wo man wie ein Kind wieder sorglos im Sande spielen darf, Muscheln suchen und sich freuen über deren bunten Glanz; wo man lachen und singen darf und im Grase liegen stundenlang in den blauen Himmel träumend und den vorübersegelnden Wolken zuschauend, sorglos um gestern oder morgen, fern von allem, was an Kummer und Verdruß mahnen könnte.

Ja, man muß sich erst gewöhnen an dies stille Leben und die Zufriedenheit, wenn man mitten aus der Hast des Festlandes und des Stadtlebens kommt, noch verstimmt und ermüdet, man muß sich erst gewöhnen an die weite, sonnüberflammte Ruhe, ohne den künstlichen Lebens- und Treibapparat unserer Gegenwart, ohne Pferde und Wagen, ohne Eisenbahnen, ohne Telegraphendrähte, ohne Gaslaternen, auch ohne Zeitungen zuweilen und man vermißt nichts: weder die langweiligen Soiréen und steifen Bälle, noch die Ausstellungen aller Art und Muster; am Ende nicht einmal seine gemüthliche Stammkneipe.

Und es gab eine Zeit auf Erden, da es überall so war, überall so schön und sonnig. Es gab eine Zeit, da der Mensch noch mit sich selbst zufrieden war, und sich genug thun konnte. Es gab eine Zeit und sie brachte Männer und Helden hervor, da man noch nicht so klug und weise war, wie heutzutage, da Könige und Philosophen vor einem Steinbild knieen konnten und zu einem Steinbild, als ihrem Gott, beteten, das ihnen Erhörung gab. Wer hat jene Götter zu Götzen gemacht? wir, die Urenkel jener Heiden! Es gab eine Zeit, da der einzelne noch was galt und gelten konnte und da es doch ein gefügter und geordneter, glücklicher Staat war. Jetzt? was gilt der einzelne, der, wenn er sich emporringen will, eine Hand zu Boden schlägt. Wessen Hand? vielleicht jene, die einst bei Belsazars Gastgelage die Worte an die Wand schrieb: Mene mene tekel upharsin, der einzelne geht zu Grund für das Allgemeine. Nicht Fürsten regieren mehr nach eigenem unbeugsamem Willen. Ideen bekriegen sich, Ideen, den Hermelinmantel um die Schulter, tragen das Geschick des Erdballs — Ideen, mächtige, herrliche Ideen, aber das Leben des Einzelnen gilt nichts.

Und ob er glücklicher ist, der Mensch von heute? mit all' seinem Wissen, mit all' seinen Errungenschaften, mit all' seiner Kenntniß und Gewalt über die Natur und ihre Kräfte?! Ob er glücklicher ist, als vor tausend und tausend Jahren? Nicht in jenen dumpfen Zeiten, jenen Zweifelperioden. Nein, die Welt wird sich ihr Schicksal selber schaffen, sobald sie ein Extrem erreicht; welches das sein wird, weiß ich nicht, weiß niemand. Er ist unsern Enkeln beschieden, jener große Krach!

Ich kenne einen Mann, der Himmel und Erde durchforscht hat, aus Wissensdurst und Wissensgier, allem entsagend, was andere als Lebensglück erstreben wollten und erstrebt haben. Er ist alt darüber geworden; nicht daß er sich ein in seine Kammer verschlossen, er hat

Digitized by Google

alles mitgemacht, was man „Leben“ nennt. Er hat gehofft, geglaubt und geliebt. Jedoch nur um es erfahren zu haben, nur zum Studium und deshalb ohne wie andere Genuß oder Zufriedenheit dabei gefunden zu haben. So ist er alt geworden, müd und kränklich; künstliche Arzneien und Gifte müssen sein entschwindendes Leben noch halten, Tag für Tag. Er lebt noch und hat dies seiner Wissenschaft zu danken; wenn leben nicht todt heißt, so kann doch jede Minute, die leiseste Erschütterung das flackernde Licht verlöschen. Seine Weisheit ist die Krücke, die ihm noch weiterhilft, wie lange? Vielleicht trotzdem länger, als Du und ich leben.

Jugend! Kindheit! wo sind sie hin, jene Tage? Warum sind sie nicht mehr? Was ist denn anders geworden? Viel — alles. Warum aber kann ich mich nicht mehr freuen wie damals, über eine duftende Blume, über einen entflatternden Schmetterling? Warum kann ich nicht mehr so lachen wie damals? Ueber nichts!? Warum ist alles so anders?

Wie oft muß ich voll Mitleid den bleichen Kindern unserer Großstädte nachsehen, wenn sie die Straßen hingehen, mit dem Wesen eines gereisten, weltmüden Mannes und andere wieder eitel, geckenhaft, die kleinen Händchen in Handschuhe gezwängt, parfümirt, ein Spazierstöckchen zwischen den Fingern drehend. Gleich Nippfigürchen aus den Salons ihrer stolzen Mütter. Woche um Woche in denselben Straßen, ohne Abwechselung zwischen Menschen und Häusern, das ganze verdorbene Treiben des Gassenvolks vor Augen. Sie wissen nichts von blauem Himmel, von Wäldern und Wiesen.

Wenn ich dann zurückdenke meiner eigenen Kindheit! An unsern Garten auf dem Berg oben, da Vater und Mutter mit uns spielten und lachten. Unser Garten, mit dem weiten Blick auf das Städtchen im Thal unten mit seinen hochragenden Kirchthürmen und seinen spitzen Giebeldächern und zwischen jedem Hause grüne Linden und Kastanien. Und in der Ferne der Fluß und Berge und Wälder. Und wenn sich das Schulzimmer nachmittags schloß, sprangen wir hinaus in den Wald, in die nahen Steinbrüche und bauten Moosshütten, wo wir Versammlungen abhielten, und mit parlamentarischer Wichtigkeit über unsere Schulfragen beriethen.

Die Helgolander Jugend treibt sich nacktfüßig und nacktarmig am Strand umher, die Jungen spielen in dem aufgewühlten Sand und waten den anschäumenden Wellen entgegen, prügeln sich zur Abwechselung einmal, zum Vergnügen einiger gelangweilter Bummler. Es ist unglaublich, mit welcher Waghalsigkeit diese Kinder da herumirren und trotzdem geschieht nie ein Unglück. Freilich wären da sofort ein Dutzend Retter zugegen, da die Fischer, wenn sie nicht draußen bei der Arbeit sind, müßig am Strand zwischen ihren eingezogenen Booten sitzen und rauchen. Der Haushalt, mit allem was er in sich begreift, ist den Frauen überlassen, wohl der größte und ermüdendste Theil der ganzen Lebensarbeit und dennoch finden sie immer noch Zeit ein kleines Blumen- und Gemüsegärtchen vor dem Hause zu besorgen und zu pflegen. Selbst um das Vieh, um die Schafe müssen sich die Frauen kümmern. Früh mit Tagesgrauen sind sie schon an der Arbeit, dieselben zu melken und umzupflöcken, daß ihnen nicht das nöthige Futter abgeht.

Digitized by Google

Und doch sind sie immer zufrieden und ich hörte nie von Streit oder Klage. Ich habe nachgesucht und nachgefragt, ob irgend ein Gesetz über Ehescheidung existirt, man antwortete mir nicht wenig stolz, das kommt nie vor und alte Leute haben es nicht erlebt.

Vielleicht sind es die Stürme, die jahraus, jahrein die Insel umtoben und die Menschen dort in ihrer Einsamkeit enger aneinander schließen und auf Glück und Eintracht anweisen, die rauhen Stürme, die das Lockgeschrei des Festlandes: „Divorçons! divorçons!“ verwehen und übertoben, ehe es auf die Insel dringt. Und schmuggelt es eine Zeitung mit ein, wird es übersehen oder kaum beachtet. Es war wie ein Mißton in den schönen heitern Tag, als ich einmal einen Zolaschen Roman eigenthümerlos auf der Düne im Sande fand. Trotz aller Mühe konnte ich mich nie mit diesem Realismus und Naturalismus befreunden. Ich las die begeistertsten Rezensionen und Essays und legte sie ermüdet beiseite. Nur die eine Frage möchte ich beantwortet gefunden haben: Welchen Werth hat dies alles? Welchen Werth kann dies alles haben?

Ich höre Mephistopheles' höhnisches Lachen, wenn er diese Blätter im Buch der Menschheit umwendet, da sich dieselben ihm verschrieben, ohne sogar einen Gegendienst zu verlangen.

Die Weltgeschichte ist das Weltgericht.

Und in den Augen der Nachwelt — müssen wir nicht vor unsern Kindern und Enkeln und Enkelskindern erröthen, wenn wir als Memoiren unserer Zeit diese Literatur hinterlassen? Nicht Zola — er hat seine Rechnung gefunden — aber seine Leser, wir, die wir ihn rezensirt, die ihn zu dem gemacht haben, was er ist, wir selbst sind die Betrogenen zuletzt.*)

Nicht Zola, das Ziel, an das er gekommen, hat er vielleicht nie gewollt. Skandal machen, war wohl sein erster Zweck und sich einen Namen verschaffen. Aber wer in einen Sumpf watet, geräth immer tiefer hinein. Zuerst haben ihn seine Genossen, seine Anhänger, seine Freunde in „la joie de vivre“ zum Philosophen gemacht; was er freilich deshalb noch nicht ist, wenn er es auch selbst glaubt. Es gehört, sagte mir einst ein Journalist, in der That eine Art von Stumpfsinn dazu, mit solcher Konsequenz, ohne jeden Wechsel einen Band nach dem andern zu schreiben, mit immer demselben Apparat und demselben Inhalt.

Oder träumte Zola von Bocaccios' Nachruhm? Ob er darauf hoffen kann? Wie lange wird es noch dauern, wenn dies Jahrhundert abgelaufen, der Realismus seiner selbst überdrüssig, sich zum Ekel geworden; wenn die Zeitungen einmal Zolas Nekrolog gebracht haben und wenn man ihm ein Denkmal gesetzt in Paris? Ich maße mir keine Prophetengabe an, doch glaube ich, daß unsere Jugend, die das alles zehn und zwanzig Jahre früher in die Hände bekommt denn wir, gerade deshalb umso früher nach etwas anderem greifen wird. Und Zola und Guy de Maupassant können in verstaubter Stille in den Fächern eines Antiquars über ihren Mimenruhm einander trösten.

*) Mit diesen und den weiteren Auslassungen über Zola können wir uns nicht einverstanden erklären. Die Red.

Digitized by

Was weiter kommt, wird mir wohl nicht mehr zu erfahren beschieden sein und ich stelle es der Sorge der Nachwelt anheim. — — —

Er war ein froher, immer zufriedener Mensch, Literat, Journalist, in geweihten Stunden auch Dichter; durch die Biographie eines alten im Irrenhause gestorbenen Komponisten hatte er sich bekannt gemacht, dann war er auch noch jung und dachte wohl zuweilen: Wer weiß, was aus mir noch wird. Ich will es dem Zufall überlassen. Sein Name war Fridolin Löwe. Ich begegnete ihm einmal nachts am alten Leuchtthurm, als er „Beleuchtungseffekte" studirte. Es war eine wunderschöne Nacht mit dem seltsamsten Naturspiel, auf der einen Seite der lieblichste Mondschein und zur Rechten ein Gewitter, dessen Donner in lautem Echo über das Meer hinrollte.

Nach einigen bewundernden Einleitungsworten geriethen wir in ein weitläufiges Gespräch über Naturerscheinungen überhaupt, über Helgoland, über uns selbst und fanden durch beiderseitige Bekanntschaft mit einem Herrn von Waldenberg, einem alten Reiteroberst, genug Anknüpfungspunkte, insbesondere aber durch dessen eigenthümliche Konvenienzehe, in deren Vorgeschichte wir beide eingeweiht waren. Ein anderes Mal trafen wir uns auf dem Ball im Konversationshause wieder. Er versicherte mir — und ich führe dies nicht als meine persönliche Erfahrung an, daß die jungen Hamburgerinnen alle sehr schwer tanzen, wahrscheinlich meinte er, hätten sie zu viel Geld in der Tasche. Es war ein origineller „Geselle", dem ein paar Aepfel als Mittagstisch genügten und der trotz seines knappen Verdienstes, wie man sagt: schon weit herumgekommen. Ein Schwärmer, ein Idealist, die das Leben etwas von oben herunter behandeln: ich bin doch immer noch besser; und wie natürlich sprach er zumeist von seinem Beruf, von Büchern und Zeitungen.

„Es ist nicht mehr wie vor hundert Jahren", so ließ er sich aus, „daß ein Dichter für etwas höheres, als ein gewöhnlicher Sterblicher angesehen wird. Was ist ein Dichter heutzutage? Ein kluger Mann, der weiß was Mode ist, was das Publikum will und was nach seinem Geschmack ist. Wenn er noch etwas klüger ist und ihm hinlänglich andere Mittel zur Verfügung stehen, macht er eine Mode. Aber dazu muß man einmal Professor sein, zum zweiten einen Fürsten zum Gönner haben und zum dritten etwas „flunkern" können. Seitdem die Dichter Schnurrbärte tragen, wie gewöhnliche Handwerksleute, seitdem wird auch ihre Kunst immer mehr zum Handwerk. Was vor hundert Jahren das beneidenswerthe Glück einzelner Bevorzugter war, Literatur, Poesie, ist jetzt Gemeingut. Die Muse, damals eine stolze heilige Göttin, ist zur Dirne*) geworden. Ein jeder glaubt ihre Liebe gehöre ihm, weil sie ihm die Hand bietet und ihm zulächelt. Wo ist der Homer unserer Siege von 1870—71? Der preußische Generalstab. Die literarische Schuhmacherei nimmt immer größeren Umfang an. Ein jeder hat sich einen Leisten zusammengesetzt und bleibt demselben Spruch wortgemäß bis zu seinem Tode treu. Ich weiß es wohl", fuhr er fort, „es war von jeher so: und ein jedes Genie ging noch an sich zugrunde: Goethe wurde zuletzt so mystisch, daß er

*) Na, na! So schlimm ist's doch wohl nicht! Die Red.

Digitized by Google

manches selbst nicht mehr verstand, was er geschrieben. Schiller verfiel seinem Pathos, seiner Rhetorik. Jean Paul seiner Wortfechterei, Herwegh, Freiligrath ihrem politischen Kampfe, Lenau seinem Wahnsinn, Heine seiner Ironie, seinem Sarkasmus, Just. Kerner seinem Somnambulismus, Möricke seiner Idyllerei, Reuter seinem „Optimismus". Und von den lebenden: wie sie alle heißen, hat ein jeglicher sein eigenes Feld, das er bebaut, so lange es eben tragen will. Und wenn sich ein anderer einmal einen Uebergriff erlaubt, wird er von dem betreffenden, in dessen Gebiet er eingedrungen, mit einer Schaar von Anhängern und Rezensenten überlärmt und in die Flucht getrieben."

Ich erlaubte mir eine Bemerkung gegen diese wenig erbaulichen Zustände, wie er sie schilderte.

„Ja", antwortete er, „das Publikum will wissen, woran es ist, wie eine Hausfrau wissen muß, wo sie Zucker und Honig, wo sie Salz oder Senf oder Nürnberger Lebkuchen zu kaufen hat. Unsere Zeit ist nun einmal so, sie will nichts Großes, sie will niemand den Kranz zuerkennen. Jeder ist voll Neid gegen den anderen. Wie viel Schriftstellerverbände haben wir nicht?! In jedem etliche Tausend Einwohner zählenden Hauptstädtchen konstituirt sich ein Journalistenverein nach besonderen Statuten und Ordnungen. Warum haben wir nicht eine Akademie, wie unsere liebenswürdigen Nachbarn jenseits der Vogesen? Hätten wir nicht „Mitglieder" genug. Eine Akademie, die ein entscheidendes Urtheil über gut und schlecht abzugeben imstande wäre, die eine Orthographie bestimmte und in welche aufgenommen zu werden eines jeden höchstes Ziel und Streben. Ist Deutschland zu groß? Nein! Aber die Zentralisation des ganzen geistigen Lebens in einer Stadt ist unmöglich und undenkbar in Deutschland. Und trotzdem lese ich immer mit einer gewissen Wehmuth und mit dem heimlichen Wunsch, wäre es doch bei uns ebenso, die verlockenden Berichte des „Figaro" von Banketten, Einladungen und Ovationen, mit welchen tagtäglich jene Akademiker und auch so manche Nichtakademiker in der Seinestadt geehrt werden. Und wie zauberhaft klingt es, wenn ein Verleger bei solch' einem Bankett zu Ehren des Jüngsten der Vierzig, Fr. Coppée, an jeden der Anwesenden einen Bon auf eine Prachtausgabe des Severo Torelli vertheilen läßt; eine solche Reklame ist unsern deutschen Verlegern etwas zu gewagt! Weiter haben wir Journale und Zeitungen: beste, bessere, gute und schlechte, zahllos wie der Sand am Meer. Das Bild des Journalisten, wie man es aus unseren Zeitungen erhält, ist etwa so: ein schweigsamer Mann mit nachdenklichem Gesicht, langsam jeden Satz vor- und rückwärts überlegend, ehe er ihn zu Papier bringt; in der Regel etwas Pessimist, immer nachsinnend, wie er die Ueberreste seiner Studienkenntnisse am vortheilhaftesten verwende; schwerfällig, sich meist mit Selbstanklagen herumtreibend, daß sein Beruf ein verfehlter, daß seine Arbeit eine ihn erniedrigende ist. Und so kommt es auch, daß er, nie mit sich selbst zufrieden, nie recht froh, an allem etwas zu bemerken und zu tadeln findet. Der französische, Pariser Journalist dagegen, wie dessen Bild dem Leser aus seiner Lektüre entgegentreten mag: gaminartig die Hände in den Hosentaschen durch die Straßen schlendernd. Wo es etwas

Digitized by Google

giebt, sei's mit Gewalt, sich vordrängend, unbekümmert um Gott und Welt, ohne die peinliche Rücksicht, jemand zu beleidigen, wenn ihm ein Witz einfällt, im Gegentheil sich mit irgend einer Parenthese rächend, wenn ein Theaterdirektor an ihm vorbeigegangen, ohne zu grüßen; klüger, listiger als Tout-Paris und in der Politik, weiß er sich stets den Anschein zu geben, als sei er über alles in Ilium und außer Ilium besser unterrichtet als Ferry selber, als hätte er seine direkte Kabelverbindung mit dem Pekinger Hof und hänge es nur von ihm ab, ob Krieg oder Frieden. Und wenn ihm mitunter eine Dummheit in die Feder kommt, macht er sich mit dem unschuldigsten Gesicht über sich selber lustig und bringt in irgend einem niegelesenen Winkel der folgenden Nummer eine Berichtigung mit dem Motto: Errare humanum est. Er will nicht, daß seine Ansicht untrüglich schon von vornherein die des Publikums ausdrücken soll, wie so viele unserer deutschen Journalisten, die sich als „Vertreter der öffentlichen Meinung" fühlen, er schreibt seinen Artikel nicht hinter geschlossenen Läden in grauender Morgenfrühe oder müder Mitternachtszeit, sondern in einem Café auf dem Boulevard, im Bois de Boulogne mit Bleistift auf die Rückseite alter Briefe oder eines Theaterzettels, ohne zu ändern und zu korrigiren. Und abends tanzt er auf dem Ball der Baronin R...., intriguirt mit, stimmt mit ab, witzig, geistreich und begnügt sich nicht, wie der deutsche Journalist, dem man eine Einladungskarte gesandt, einsam die Hände auf dem Rücken in philosophischer Schweigsamkeit in einem ruhigeren Nebenzimmer auf- und abzugehen."

„Aber Sie vergessen", entgegnete mein „Professor vom Dampfschiff", der uns auf der Promenade begegnet und mit weiter gegangen war, „Sie vergessen, daß unsere Leser auch ganz andere sind. Giebt es doch Leute, welche allabendlich ihr Blatt förmlich wissenschaftlich umarbeiten und dem armen Leitartikelschreiber die verwegensten Gedanken und Absichten unterschieben, die derselbe nie zu denken gewagt. Und dann möchte ich diese lediglich auf Gegenseitigkeit beruhenden Ovationen und dergleichen Feste und Toaste mehr eine Komödie nennen, in der alle sich ihrer Freundschaft versichern und sich die Hände drücken, da aber im Geheimen jeder gerne den andern niederringen möchte. Es ist die alte Kontraktformel: „Lobst Du mich, so lobe ich Dich", durch welche sich dieser große Vertrauensbund organisirt und vereint wenigstens an das Ziel kommt, das der einzelne nie erreicht." — — —

Schlechtes Wetter trübt diese Idylle Helgolands, schlechtes Wetter, was man darunter versteht: Regen, Wind, Sturm, Nebel. Besonders Regenschirme sind auf Helgoland die überflüssigste Begleitung da der Wind dieselben unbarmherzig umstülpt oder unversehens mit über die Felsen entführt, daß sie unrettbar verloren sind. Es giebt nichts Schrecklicheres, als anhaltenden Regen in einem Seebad; je länger der Regen, je länger die Gesichter, je einförmiger der wolkenverhangene Himmel, um so eintöniger die Unterhaltung, der man sich nicht einmal durch einen Spaziergang entziehen kann und in der Leihbibliothek findet man nur etliche komische Romane aus dem vorigen Jahrhundert und einige inkomplete Erzählungen der seligen L. Mühlbach oder Fanny Lewald.

Zuweilen wagt man doch einen kurzen Bummel, irgend einen

Digitized by Google

nichtsahnenden Bekannten heimzusuchen und mit ihm von alter Freundschaft zu plaudern. Es giebt ja Leute, denen es ein Vergnügen macht, beim traurigsten Regenwetter im Freien umherzulaufen und die sich an den grauen Wolken, dem rieselnden Regen freuen können, wie andere über Sonnenschein. Ich selber, mit vierzehn, fünfzehn Jahren, fand Gefallen daran, mich auf diese Art ausregnen zu lassen und, vielleicht nur, um es nachher im behaglichen Zimmer um so gemüthlicher zu finden. Wenn ich heute solche Exkursionen wagen wollte, trüge ich den langwierigsten Katarrh davon.

Doch machen solche Regentage die bedauernswerthen Gäste auch wiederum viel nachsichtiger und umgänglicher. Man läßt sich bereitwilligst in das albernste Gespräch ein, dem man sonst ausgewichen wäre. Man beginnt mit dem widerwärtigen Wetter und kommt auf die im allgemeinen kaum bessere Politik Europas. Reichstag, Landtag, Parteien, Presse. Und wenn es darüber Mittag geworden ist, drückt man einander die Hand, lädt sich auf morgen ein, da und dorthin, zu einer Tagspartie, zu einer Fahrt um die Insel.

Und zumal der Himmel über Helgoland scheint seine besonderen Launen zu haben, und es muß den helgolandischen Heiligen eine eigene Erheiterung gewähren, den lieben Badegästen durch möglichst häufige Abwechselung den Aufenthalt zu verschönen. Eine jede Wolke, die über die Insel wegzieht, tröpfelt als Gruß einige Eimer Wasser herunter, welches fleißig in Tonnen aufgefangen wird, um Wasser für den Haushalt zu haben, denn ein in Seewasser gekochter Pudding schmeckt nach Meer, aber nicht nach „Mehr“. Soeben noch vor zehn Minuten der herrlichste Sonnenschein und der Himmel so lieblich blau, wie ihn blauer weder Fludribus, noch der talentvollste Düsseldorfer Maler zustande gebracht. Und nun regnet es und schieben sich Wolken zusammen, freitäglich trübe und langweilig, daß das ganze Firmament krank aussieht, wie das Gesicht eines Kaplans nach den Fastenwochen, wohl weniger infolge Hungers, als infolge von Gewissensbissen. Es ist ein Glück, daß letztere nicht in die Saison auf Helgoland fallen.

Nach dem Frühstück fährt man bei vernünftigem Wetter in der Regel nach der Düne hinüber. Wer nicht badet, geht auf dem weißen Sandboden hin und her, der zur Flutzeit größtentheils unter Wasser ist. Man sucht Steinchen und Muscheln; was jeder findet, darf er behalten. Das ist Strandrecht. Aber man findet nicht viel. Wenn man dessen überdrüssig geworden, breitet man seinen Plaid auf den Boden und streckt sich nieder, schaut der Brandung zu, liest etwas, Briefe, alte Zeitungen, die man in irgend einer Rocktasche noch findet, oder läßt sich von dem Branden und Rauschen der Wellen in Schlaf wiegen und die liebe Sonne ihr Tagwerk langsam fortsetzen. Bestimmte Gesetze, wie man sich niederzulegen oder wo, existiren nicht, haben wahrscheinlich auch nie existirt, denn nicht einmal Oetker erwähnt solcher. Hier und da kommt es wohl vor, daß man in Gedanken an die ferne Heimat und deren Waldspaziergänge plötzlich über einer Baumwurzel zu Fall kommt, welche, wie es sich meist sofort herausstellt, der Fuß irgend eines harmlos sich sonnenden Badegastes ist. Bäume giebt es auf der Düne noch weniger, als auf der Insel

Digitized by

selbst. Das einzige Gewächs, das da fortkommt, ist binsenähnlicher, sogenannter Seehafer, der mit klafterlangen Wurzeln diese Sandhaufen zusammenhält, die Wind und Wetter sonst schon längst nach Hamburg fortgeweht hätte, daß den lieben Hamburgern plötzlich vor all' dem Sand Hören und Sehen vergangen und sie irgend einen Weltuntergang an die verschiedenen Reichsbörsen telegraphirt hätten.

Von Zeit zu Zeit trifft man hinter einer Böschung eine einsame Bank, jedoch ruht es sich auf dem weichen Boden viel bequemer, als auf den wenig biegsamen Holzlatten. Es ist ein idyllisches Dolce far niente, vormittags auf der Düne — nachmittags ist dieselbe meist verlassen — da um ein Uhr die Rückfahrt der Boote beginnt.

Aber trotz dieses überflüssigen Mangels an jeglicher Arbeit hat man so viel zu thun und zu besorgen und selten Zeit vollständig übrig. Der solide Badegast schläft bis gegen acht Uhr früh, macht Toilette, frühstückt, was in allem etwa eine Stunde in Anspruch nimmt; dann überlegt er, in seinem Zimmer auf- und abgehend, was er zunächst beginnen solle, ein Bad nehmen oder noch eine Stunde warten. Inzwischen macht er sich allmählich zum Ausgehen fertig, steigt gemächlich die große Treppe hinab, liest sämmtliche Plakate von A bis Z, ob nichts Neues angeschlagen, daß er um Gottes willen keine Bekanntmachung übersieht; dann geht er zunächst nach der Post und studirt zum siebenundsiebenzigsten Male die aushängenden unbestellbaren Briefe, ob er am Ende nicht etwas für einen guten Freund entdeckt; von da geht man an den Strand, sieht sich das Meer an und erinnert sich dabei, daß man eigentlich wissen müsse, ob es just Ebbe oder Flut, was am Badehaus auf einer schwarzen Tafel angeschrieben; da es aber in der Frühe etwas geregnet hat, ist die Kreide ausgelöscht. Er bemerkt die auf der andern Seite des Eingangs hängende zweite Tafel mit verlorenen und gefundenen Gegenständen, und kramt eifrigst in seinen Taschen nach, ob er nicht selber etwas verloren, das gefunden worden sein könnte. Es wird nirgends — wenn ich mir den Zwischensatz erlauben darf — so viel verloren, als in Helgoland, oder ist es, daß man anderswo nur nicht so viel findet?? Alsdann wendet sich unser Badegast nach der Brücke vor, begegnet einigen Bekannten und erkundigt sich im theilnehmendsten Tone nach deren Befinden, worauf ihm dankend zur Antwort wird, daß es mit allem immer gut und zufriedenstellend gehe. So ist es plötzlich zwölf geworden. Obschon man es nirgends schlagen hört. Man braucht keine Uhr in Helgoland. Wenn die Sonne aufgeht wird es Tag und ist es Morgen, wenn sie untergeht ist es Abend und wird es Nacht. Man braucht keine Zeit weiter; wofür auch? Man fühlt es mit Wonne einmal, des Viertelstundenzwanges des Bureaus ledig zu sein; eine Mittagsessenszeit ist ebensowenig bestimmt. Man ißt, wenn man Hunger hat und bekommt in all' den Restaurationchen den ganzen Nachmittag das beste Diner, dessen einzelne Gänge sich allerdings oft erst nach verzweifelt langen Zwischenräumen folgen, daß man dazwischen wieder hungrig werden kann. Nachher trinkt man seinen Kaffee, setzt sich an den Strand, bis es wieder ein bischen regnet. Nach fünfzehn Minuten freut sich dann Alt und Jung über den leuchtenden Regenbogen.

Begleiten wir noch einmal den stillen Badegast, der eben lang-

Digitized by Google

sam die Treppe hinaufsteigt, nach seiner Wohnung zu sehen und oben die Affichen und Plakate ein weiteres Mal liest; wenn gerade Mittwoch ist, steht angeschlagen: Heute Mittwoch, den . . . . 188 . . Ball im Konversationshaus. Anfang 8½ Uhr. Weiter: Die Falm entlang weitergehend, bemerkt er, wie eben in der Ferne das Hamburger Schiff auftaucht und unten sich schon die Badegäste in der Lästerallee sammeln. So kehrt er denn wieder um und steigt die hundertundneunzig Stufen wieder hinunter, zuvörderst auf die Post, da der „Kronprinz" vor einer Stunde möglicherweise Briefe mitgebracht. Nur eine Karte mit herzlichen Grüßen, die er lächelnd einsteckt, nachdem er das übliche Strafporto entrichtet. Da steht mitten im Weg ein Glatzkopf, der einen Brief durcharbeitet und bedenklich den Kopf dabei schüttelt, wie ein Onkel, wenn ihm der liebe Neffe zu seinem Geburtstag einen fälligen Schuldschein übersendet. Auf der andern Seite mit langherabflutendem Haar, jung und schön wie Ophelia, ein Mädchen, mit einem Ausdruck ängstlicher Neugier, die zwei Seiten des kleinen Billets überfliegend. Daneben eine Matrone in der seltsamsten Tracht des vorigen Jahrhunderts, ein breites Gesicht von grauweißen Schmachtlocken umzittert, das sich bei jeder Zeile mehr aufheitert, wie der Himmel nach einem Aprilgewitter.

Ein Böllerschuß verkündet die Ankunft des „Cuxhaven". Ich eile vor, mir in der Lästerallee noch einen Sitzplatz zu erobern und die Neuankommenden mit zu bemitleiden. Da kommt ein junger Mensch, seiner ganzen Ausstattung nach ein Pfarramtskandidat oder Vikar, leichengrün im Gesicht, als ob ihn Gott im Zorn nach Helgoland geschickt hätte. Einen kannengroßen Operngucker über einer wohl schon dreimal gegerbten Ledertasche. Zitternd und ängstlich, als käme er von seiner Antrittspredigt zurück, von seinen eigenen Worten noch aufs tiefste erschüttert. Wie viel schlechte Prediger giebt es nicht auf der Welt; wenn wir ein Viertel deren gute mehr hätten, stünde es wahrlich besser um Staat und Kirche. Und wie viel werthlose Reden werden gehalten, außerhalb des Reichstagsgebäudes. Ich selber habe guten Freunden zu lieb schon so manche, in jeder Hinsicht traurige Leichenrede mit anhören müssen, daß mir die Thränen in die Augen kamen und man mir ob meines herzlichen Mitantheils gerührt die Hände drückte.

Ein zweites Boot schifft einen Mann aus, wie eine wandelnde Hamburger Plakatsäule, auf deren weiteren Vergleich ich mich nicht einlassen kann, da es mich zu Einzelheiten führt. Und als er in seiner ganzen Höhe, Tiefe und Breite an mir vorbeiging, daß ich vollständig in Schatten gestellt wurde fiel mir unwillkürlich eine Frage ein, die im Hamburger Thiergarten eine fünfzehnjährige Neugier an ihre englische Gouvernante stellt, die ich in ihrem rosanen verschossenen Hut aus der Ferne anfangs für irgend eine ausländische Malve oder ein anderes seltsames Tropengewächs angesehen hatte: „Was es wohl dem lieben Gott für ein Vergnügen gemacht haben könne, das Rhinoceros in die Welt zu schaffen, das doch so überflüssig sei wie das Nilpferd?" Was jene Dame darauf geantwortet, weiß ich leider nicht. Ich selber hätte dem Naseweis gesagt, was ich mich von dem alten Lehrer, bei dem ich schreiben gelernt, erinnere: „Es wird wohl

Digitized by

auch seinen Grund gehabt haben", oder was mein Vater immer antwortete, wenn ich als Knabe nach Dingen fragte, die mir unbegreiflich waren: „Das verstehst Du ja doch nicht."

Ja! es wäre gut, wenn sich unsere Philosophen dann und wann derartige Kapitelüberschriften ins Gedächtniß riefen, oder sie in einem hübschen Goldrahmen in ihrem Studirzimmer aufhingen, daß zuweilen auch ihr Blick vom „Menschlichen aufs Allzumenschliche" fiele. „Das verstehst Du ja doch nicht und wenn ich es Dir mathematisch und logisch aufs genaueste erklären würde." Verstand und Vernunft sind ja die allerersten noch unbewiesenen Hypothesen der ganzen Weisheit. Shelley sagt einmal: so lange wir nicht alle natürlichen Ursachen z. B. eines Wunders kennen, dürfen wir an keine übernatürliche glauben. Wer möchte ihm das widerlegen? Wissen wir alle natürlichen Ursachen? Sind doch alle Professoren immer noch außer sich, daß die Sonne einmal die Farbe gewechselt und der bleiche Abendhimmel purpurerglüht. Wenn ein Mensch erröthet, sagt man, es sei aus Scham.

Wenn das letzte Boot das Gepäck herüberbefördert, beginnt allmählich das Uebersetzen der Abgehenden. Wiederum auf der Brücke, die überall gebräuchlichen Abschiedsfeierlichkeiten: Ein Kuß, ein Gruß, Händedrücken, letzte Fragen, glückliche Ueberfahrt-Wünsche — das dritte Zeichen, der Anker wird drüben aufgewunden; Tücher wehen in der Luft. Es währt nicht lange, bis das Schiff immer mehr am Horizont verschwindet, bis man nur noch einige Rauchwolken bemerkt und auch diese verwehen.

Im Musikpavillon entwickelt sich aus verschiedenen falschen Tönen und Stimmen der Instrumente allmählich eine Ouverture oder ein Finale aus irgend einer Oper. Als Nr. 2 kommt ein Walzer, auf den man ebensogut eine Varsovienne tanzen könnte. Ich trinke eine Tasse Kaffee, summe eine Melodie zwischen den Zähnen, murmle einige Verwünschungen über das trostlose Wetter und lehne mich in den Stuhl zurück, mich dem Spiel meiner Gedanken überlassend.

Es läßt sich mit wenig vergleichen. Wer in ein Seebad gehen will, nur um seine jährliche Reise gemacht zu haben, sich am Spieltisch ein wenig aufzuregen, vielleicht auch sich eine Frau zu suchen, oder wer in ein Seebad geht, nur um dort vier Wochen lang eine Rolle zu spielen, nur seine Toiletten zu zeigen, nur ein bischen zu kokettiren und durch etwas Eifersucht die eingeschlummerte Liebe des Gatten wieder aufzuwecken, der gehe nicht nach Helgoland.

Er langweilt sich dort, da man diese „Amüsements" hier wenig oder gar nicht findet. Niemand giebt glänzende Bälle oder Feste, Diners oder Soupers. In der Badeliste stehen meist nur solide bürgerliche Namen, selten einmal der eines Barons, eines Comte oder einer Comtesse und nie passirt die eine oder andere pikante Anekdote, die skandalliebenden Zungen Stoff zur Unterhaltung böte.

Das ganze Leben und Treiben der modernen großen Seebäder ist dort unbekannt. Es verirrt sich auch nur äußerst selten einmal ein Franzose dahin, der weniger Ruhe als Zerstreuung sucht und darum seine eigenen Seebäder und ihren Luxus und ihr Raffinement vorzieht. Und deshalb läßt Helgoland sich kaum mit anderen Seebädern vergleichen. Was man dort hat, hätte man freilich anderswo

Digitized by Google

auch, aber man hat es doch nicht, da man es nicht beachtet. Das ist Sonnenschein, blauer Himmel, Seeluft und das in allen Farben leuchtende Meer vom lichtesten Grün bis zum dunkelsten Blau. Aber was man nirgends findet, ist seine eigene Natur, ist, daß man das Meer von der Höhe sieht und auf einem Berge steht, und was Helgoland ferner allein hat, so seltsam schön, ist seine herrliche Düne mit ihrem weiten Strand und ihrer Ebbe und Flut.

Es ist noch ein echtes deutsches Bad mit deutscher Sitte. Man muß zufrieden sein können in dem Anblick der Natur, mit einem kleinen gemüthlichen Kreis von Freunden. Man muß sich nicht betäuben wollen, sondern genießen und Rast haben. Gewiß, Helgoland ist ein echt deutsches Bad; einfach und lediglich aus dem Bedürfniß nach Erholung hervorgegangen. Wenn ich so sagen soll: man darf nur mit gutem Gewissen nach Helgoland kommen, seine Pflicht gethan und diese Ruhe verdient zu haben.

Man muß Goethe lesen auf Helgoland, Lenau, Heine, nicht aber Musset; Tennyson, Shelley, Byron, aber weder Dumas noch Turgenjew; Björnson's Synnövi Solbakken, Storms Novellen, nicht aber Gogol oder Jean Paul.

Es wird sich schon mancher enttäuscht gefunden haben, der dorthin gegangen und ein Dünkirchen, Ostende oder Scheveningen daselbst gesucht hat. Ich glaube auch kaum, daß es jemals diesen jetzigen Charakter verlieren wird. Zu einem Monaco ist es zu klein und um es zu „modernisiren" müßte noch eine raschere Verbindung, als die per Dampfschiff, erfunden werden.

Digitized by

Malaria.

In Paestums Oede vom antiken Geist
Ergriffen und im Innersten erheitert,
Riß ich mich los vom Altar, der verwaist,
Vom Säulenwald, dran die Vernichtung scheitert.

In der Arena schutterfülltem Rund
Ging eine Alte, duft'ge Kräuter sammelnd,
Das Auge starr geheftet auf den Grund,
Zum Schrei der Raben irre Worte stammelnd.

Ich streckte sinnend mich ins Haidekraut.
Das Meer lag still, von Purpur übergoßen;
Doch plötzlich ward es am Gestade laut:
Poseidon tauchte auf mit seinen Rossen.

Ein neuer Tag brach an — die Stadt erstand
Und schmückte jauchzend sich zum Opferfeste.
Die Tempel strahlten, durch das blüh'nde Land
Zur heil'gen Stätte strömten fremde Gäste.

Mit heller Lust erfüllten sie die Luft,
Ein freies Volk, den Göttern nur ergeben,
Die, sich begnügend mit dem Opferduft,
Im Schutz der Majestät des Volkes leben. —

Das Opfer fiel — die Flamme stieg empor.
Zur Pompa schaarte hastig sich die Menge.
Voran der Spieler buntgemischtes Chor
Und hinter ihnen wogendes Gedränge.

„Auf, zur Arena!" klang das Lustgeschrei.
Ich sah sie nahn — Doch ach! urplötzlich zogen
Sumpfdünste schwer an meinem Blick vorbei —
Und der antike Zauber war verflogen.

Aus der Arena Tiefen aber kroch
Die Alte jetzt mit ausgedörrten Wangen,
Gekrümmt den Rücken unterm Fieberjoch;
Ihr Nah'n erweckte mir geheimes Bangen.

„Steht auf, Signor!" rief grinsend sie mir zu.
„Gott gnade Dem, der hier den Schlummer findet! —
Es fährt ins Blut ihm, wirft ihn hin im Nu!
Und unter uns lebt keiner, der's verwindet!

Weh! die Malaria fordert Zoll um Zoll,
Weil hier die Heiden einst geopfert haben!" —
Ich schied.
Poseidons Heiligthum erscholl
Vom monotonen Grabgesang der Raben.

Taormina-Sicilien. Hermann Friedrichs.

Digitized by Google

Glockenblume.

So kahl das Feld, so braun der Wald,
Kein Blümlein seh' ich rings mehr prangen —
Ach, Lenz und Lust, wie bald, wie bald
Ist alles dahingegangen!

Da nickt, wo in der Frühlingsnacht
Der Veilchen keusche Kelche glühten,
Noch eine Glockenblume sacht
Mit farbenfrischen, blauen Blüten:

Das soll mir wohl ein Zeichen sein,
Daß, was auch kommt in fernen Weiten,
Du, Herzgeliebte, treu und rein
Die Meine bleibst zu allen Zeiten!

Max Vogler.

Im Waldthal.

Welch' schnelles Hufesschlagen,
Welch' frischer Lärm zur Stund',
Welch' muntres, frohes Jagen
Im dunkeln Tannengrund!

Welch', Lachen, Glühn und Neigen!
Hell blitzte Gold und Stahl.
Nun liegt das alte Schweigen
Gar traulich auf dem Thal.

In weit verlorner Ferne
Sprengt nun der laute Chor.
Zerknickte Blumensterne
Schaun aus dem Gras empor.

Die Stauden schwanken leise;
Libell und Käfer summt;
Im Busche lockt die Meise,
Die vor dem Lärm verstummt.

Frida Schanz.

Digitized by

Zur Charakteristik der „guten alten Zeit“.

Im dritten Decennium des vorigen Jahrhunderts war in Petershagen, einer Vorstadt Danzigs, der Advokat und Königlich preußische Legationssekretär Salomon Bach ansässig. Gleich vielen denkenden Männern seiner Zeit und durch Kränklichkeit noch besonders darauf geleitet, beschäftigte er sich eifrig mit der Religion und die natürliche Folge davon war, daß sein Gewissen sich gegen manche Bräuche seiner Kirche auflehnte. Er eröffnete dem Petershagener Prediger M. Henrichsdorff: er halte Beichte, Beichtgeld und Absolution für unchristlich, könne also ferner nicht an der Abendmahlsfeier theilnehmen. Der vorstädtische Prediger wandte sich mit einer Beschwerde ob solcher Ketzerei an Dr. Abicht, Rektor des Danziger Gymnasium und Pastor der benachbarten St. Trinitatiskirche. Dr. Abicht muß ein aufgeklärter Mann gewesen sein, denn er befragte nicht nur den Angeschuldigten nach den Gründen für seine Meinung; die lateinisch abgefaßte Auseinandersetzung dieser Gründe wie verschiedene Unterredungen mit Bach veranlaßten ihn, Henrichsdorff zur Nachsicht gegen die abweichende Ansicht des sonst glaubenstreuen Gliedes seiner Heerde zu bestimmen. Infolge dessen dispensirte Henrichsdorff Bach von den ihm anstößigen Gebräuchen und gestattete ihm die Theilnahme an der Kommunion nach vorhergegangener Ermahnung. Diese Ermahnungsrede hielt der eifrige Seelsorger dann aber so, daß Bach entrüstet meinte: es sei eine Beichtrede, und fortan den Kirchenbesuch ganz einstellte. Darob entbrannte der Grimm des Geistlichen in solchem Grade, daß seine in die Predigten verflochtenen Schmähungen des Religionsverächters alles übertrafen, was zu jener Zeit in dieser Hinsicht von der Kanzel geleistet wurde, und das will viel sagen. Bach wurde als wahrer Antichrist geschildert und die entsetzten Bewohner Petershagens und des eingepfarrten Stadtgebiets verlangten nicht allein vom Rathe die Wegschaffung des Frevlers aus ihrer Nachbarschaft, sie ließen auch ernstliche Drohungen gegen ihn laut werden.

Dazu kam, daß eine von Bach verfaßte Abhandlung in Abschriften

Digitized by Google

verbreitet wurde. Das Ministerium — heute nennen wir eine solche geistliche Behörde: Konsistorium — machte dem Rathe davon Anzeige, hervorhebend: daß diese Schrift, welche die gefährlichsten Irrlehren enthalte, ja, den Grund des Christenthums zu untergraben suche, vor dem Artushofe, also auf öffentlichem Markte, für 6 Thaler verkauft werde. Der Anzeige lag ein Exemplar des Bachschen Manuskriptes bei, das sechsundneunzig Bogen umfaßte und den für uns recht wunderlich klingenden Titel führte:

„Zur Prüfung übergebene Ursache, welche sich im Rechte der Natur, der gesunden Vernunft und in Gottes Wort gründen, warum man nicht zur Beichte gehen, auch nicht Beichte hören könne, noch müsse, wobei zugleich des gottseligen Herrn Dr. Heinrich Müllers vier stummen Tempelgötzen in etwas erläutert, dabei die vornehmsten Kontroversien in der Theologie zwar kürzlich, doch deutlich erörtert wurden vom Seufzenden Berrhöenser.“*)

Bach ging in seinem Opus davon aus, daß keine Glaubenslehre als etwas Gegebenes ganz unbedingt angenommen werden dürfe, sondern daß jede Kirchenlehre und jede Bibelerklärung von der Vernunft geprüft werden müsse, denn Gott sei die höchste Vernunft und könne nichts Vernunftwidriges anbefehlen. Was „dem Lichte der Natur zuwider sei, das könne nichts Göttliches sein.“ Vernunftwidrig aber sei es, zu behaupten: der Mensch könne sich durch ernstliches Bemühen und frommen Tugendeifer der ihm verheißenen Seligkeit nicht werth machen. Gott würde ja dann, indem er seine Gebote ihm kund gethan, etwas Unmögliches, also Widersinniges, von ihm verlangt haben. Ebenso vernunftwidrig sei es, sich dessen getrösten zu wollen, daß dem Menschen, der, wie es heiße, nicht sündenrein bleiben könne, von dem Sündenreinheit also auch nicht verlangt werden dürfe, die Gerechtigkeit Christi zugerechnet werden solle. Fremde Tugend könne dem, der sie nicht selbst geübt habe, nach keinem vernünftigen Urtheile zum Verdienste gemacht werden. Diese keineswegs in der Bibel begründeten, sondern nur von den Theologen in dieselbe hineingetragenen Lehren seien von den nachtheiligsten Folgen, denn die Leute hätten in der Behauptung, man könne die Sünde nicht meiden, eine gern benutzte Entschuldigung für ihre Verirrungen und in der Zusicherung: daß ihnen die Gerechtigkeit Christi den Ersatz für die ihnen fehlende Tugend geben werde, eine sehr willkommene Beruhigung bei jeder etwaigen Anforderung ihres Gewissens. Dazu komme denn noch, daß die Prediger es sich anmaßen, Absolution zu ertheilen und zwar für Geld! So daß ja schon ein gemeines Sprichwort sagt: wo kein Geld ist, da ist auch keine Sündenvergebung! — Das alles sei ein nicht zu duldender Mißbrauch. Wie könne ein Mensch es sich herausnehmen, einem andern, dessen Inneres er nicht durchschaue und von dem er also auch nicht wisse, ob eine Besserung oder Verschlechterung bei ihm stattfinde, Vergebung der Sünden zuzusichern? Ueberhaupt sei die ganze dermalige Einrichtung des lutherischen Kirchenwesens nicht dazu geeignet, den Zweck des Christenthums, für den man doch nur die sittliche Ver-

*) Von den Juden zu Berrhöa in Macedonien heißt es Apostelgeschichte 17, V. 11: „Sie forschten täglich in der Schrift, ob sich's also verhielte.“

Digitized

edelung ansehen könne, zu befördern. Der Geist Gottes sei es, der die Lehrer beseelen und zu ihrem Amte befähigen müsse; diesen aber könne man durch Universitätsbesuch sich nicht aneignen und die Kandidaten-Examina gäben für das Vorhandensein desselben ebenfalls keinen Beweis. Es sei daher thörichte Anmaßung, wenn die Prediger sich den Aposteln an die Seite stellen wollten. Sie würden ja nicht wie die Schafe unter die Wölfe geschickt, die Kirche noch erst zu sammeln; nicht getödtet, nicht in den Bann gethan, nicht von einer Stadt zur andern verfolgt, sondern sie blieben ganz ruhig bei einer gesammelten Kirche und Beichtstuhl, stürben natürlich auf ihren Betten, würden von Menschen erwählt und vocirt, von Menschen für ihre Arbeit belohnt und salarirt, dahingegen die Apostel in dieser Welt keinen andern Lohn und Salarium zu gewarten hätten, als Verfolgung, Marter und gewaltsamen Tod.“ Die Prediger würden bei ihrer Vocirung auf symbolische Bücher verpflichtet, die als Menschenwerk doch nicht für unumstößlich bindend und vollkommen angesehen werden könnten. Selbst hierdurch in Fesseln gelegt, wollten sie nun auch andern diese Fesseln aufbürden und verschrieen jeden, der sich dagegen sträube und sich allein an Gottes Wort halten wolle, für einen Ketzer. Der beständige theologische Zank, den sie miteinander führten und der Unfug mit dem Beichtwesen seien wahrlich nicht dazu geeignet, die Menschheit zur wahren Besserung zu führen. Alles komme dabei auf Geldgewinn heraus und so sei jeder, für den eine Abkündigung bezahlt werde, ein frommer und gottesfürchtiger Christ gewesen, wenn auch die ganze Welt das Gegentheil davon wisse. Wahres Christenthum gäbe es erst dann wieder, wenn man das Wort Gottes zur einzigen Richtschnur des Glaubens und Lebens mache, es nach Gründen der Vernunft, nicht aber nach irgend einem gegebenen Symbolum erkläre und die Seligkeit weder von diesem oder jenem Religionsbekenntnisse, noch von der Befolgung dieser oder jener kirchlichen Gebräuche, die doch alle, und so auch Taufe und Abendmahl, nur als Aufmunterungsmittel zum ferneren Leben Werth und Bedeutung haben könnten, sondern allein nur von wahrer Liebe zu Gott und dem Nächsten herleite. — —

Nomine Senatus mußte der Präsident von Düsseldorf den Bach darüber vernehmen, ob diese Schrift von ihm verfaßt sei, und als derselbe ohne Zögern bejahte, wurde er am 4. April 1729 verhaftet und in das rathhäusliche Gefängniß gebracht. Der Rath hatte in dem deshalb ergangenen Schlusse erklärt: „es werde ihm nicht unangenehm sein, daß eine vom Ministerium zu rühmlicher Bezeugung seines für die Wahrheit der Augsburgischen Konfession tragenden Eifers aufgesetzte Beantwortung und Widerlegung der von Bachen verfertigten, höchst sträflichen Sätze und grundstürzenden Irrthümer zum Drucke befördert werden möge.“

Zwei Rathsdeputirte verhörten den Gefangenen, der unerschütterlich behauptete: Seine Schrift enthalte nichts, was er bereue oder wofür er sich als strafwürdig ansehen könne. Deren Verbreitung habe er nicht veranlaßt, sei überhaupt nur zwei Personen mitgetheilt; daß andere davon Abschriften genommen, sei ohne seinen Willen geschehen. Das Anerbieten, ihm Geistliche zuzuschicken, welche ihm eine andere

Digitized by Google

Ueberzeugung beibringen sollten, lehnte er, als überflüssig ab, da er die Ansichten der Herren kenne und zum fruchtlosen Disputiren keine Neigung fühle. Bestehe jedoch der Rath darauf, daß er sie anhören solle, so sei er dazu bereit und werde ihnen bescheidentlich zu antworten wissen.

Ehe sich die dazu erlesenen Prediger, die Diakone Grischow von St. Marien und Bücher von St. Katharinen, bei ihm einfanden, ließ Bach den Dr. Abicht zu sich rufen. Dieser wußte es ihm so einleuchtend zu machen, daß er durch das öffentliche Aussprechen seiner Meinung ein Aergerniß gegeben habe, welches er bereuen müsse, wenn er seine Freiheit wieder erlangen wolle, daß er sich dazu bequemte, folgende „Revokationsnote“ auszustellen:

„Weil die Schrift, so E. Ehrw. Ministerium in die Hände bekommen, nicht nach den Lehrsätzen der lutherisch-evangelischen Religion geschrieben und daher wider die heilige Schrift, wie man mich jetzo belehret, anläufet, folglich sowohl die lutherisch-evangelische Gemeine, als E. Ehrw. Ministerium damit beleidigt, als bitte ich alle diejenigen, die auch nur dadurch offendirt zu sein sich vermeinen, sie wollen solches mir, als einem, der es nicht besser verstanden, aus christlicher Liebe verzeihen und meine begangenen Fehler nicht übel deuten, sondern für mich, als einen alten, schwachen, kranken Mann, der dem Tod nahe und mit Frau und Kindern eigenthümlich hier angesessen, eine christliche Konsideration haben, damit ich nicht durch meine Leibesschwachheit im Verhaft gänzlich krepiren dürfe.“

Diesen Widerruf fanden aber die geistlichen Herren durchaus nicht genügend. Bach hatte nicht gesagt, daß er seine Irrthümer wirklich einsehe; er hatte von Belehrungen gesprochen, ohne zu erklären, daß er sie auch für wahr halte; den Anstoß, den er durch seine Abhandlung gegeben, einen „vermeintlichen“ genannt und überhaupt keine einzige seiner gefährlichen Thesen zurückgenommen.

So blieb er denn im Gefängniß und am 26. April erschienen die schon genannten Deputirten, die ihn bekehren sollten, fanden ihn jedoch bei seiner Körperschwäche nicht geneigt, sich in weitläufige Disputationen einzulassen. Er blieb bei seiner Meinung und bat „ihn nicht unnütz zu martern; er wolle am jüngsten Tage von ihnen bekennen, daß sie das Ihrige an ihm gethan hätten.“

Diese Halsstarrigkeit versöhnte natürlich die Geistlichkeit nicht; dieselbe bestand, um gebührende Genugthuung zu haben, auf förmlichen Widerruf und reuevolle Abbitte und was weder seine Einkerkerung, die ihm bei seiner leidenden Gesundheit doppelt qualvoll sein mußte, noch auch jenes Gespräch mit den Deputirten über Bach vermocht hatte, das erwartete man nun von der gelehrten und ausführlichen Bestreitung seines Irrwesens, die der Senior Dr. Weikhmann ausarbeitete und im Namen des ganzen Ministeriums drucken ließ. Selbstverständlich kostete das Werk viel Zeit und blieb der bejahrte und kranke Bach inzwischen in harter Haft. Dringende Gesuche an den Rath um Freilassung hatten keinen Erfolg, da Bach beständig erklärte: „daß er auf seine Schrift leben und sterben wolle.“ Auch die Fürbitten seiner Gattin ließ man unbeachtet, ja unbeantwortet. Ebenso fruchtlos war es, daß die bekümmerte Frau sich an den preußischen Residenten, Ober-

Digitized by

sten von Zitzwitz, wendete und ihn bat, sich ihres Mannes, als eines Königl. preuß. Legations-Sekretärs, anzunehmen. Zitzwitz hielt eine solche Einmischung in die innere Gerechtigkeitspflege der Stadt Danzig für bedenklich, und als die von ihm Abgewiesene nun den König Friedrich Wilhelm I. um Hilfe anflehen wollte, wurde ihr die Absendung des zu diesem Zwecke verfaßten Schreibens ernstlich widerrathen. Allerdings enthielt die Bittschrift Klagen und Anspielungen, welche ihres Mannes Richter nur zu noch größerer Strenge gegen denselben gereizt hätten.

Endlich war die Weikhmannsche „Refutationsschrift“ gedruckt. Sie füllt 126 Quartseiten, ist außerdem noch mit einem vierfachen Register versehen und führt den Titel:

„Des Evangelisch-Lutherischen Ministerii in Danzig abgefaßte und ausgefertigte Widerlegung einer ungedruckten fanatischen Schrift, welche mit vielen greulichen Irrthümern angefüllt, unter dem Namen des seufzenden Berrhöensers in gedachter Stadt zu großem Aergerniß vieler frommen Christen hin und wieder ausgebreitet und verkauft worden. Leipzig, 1729.“

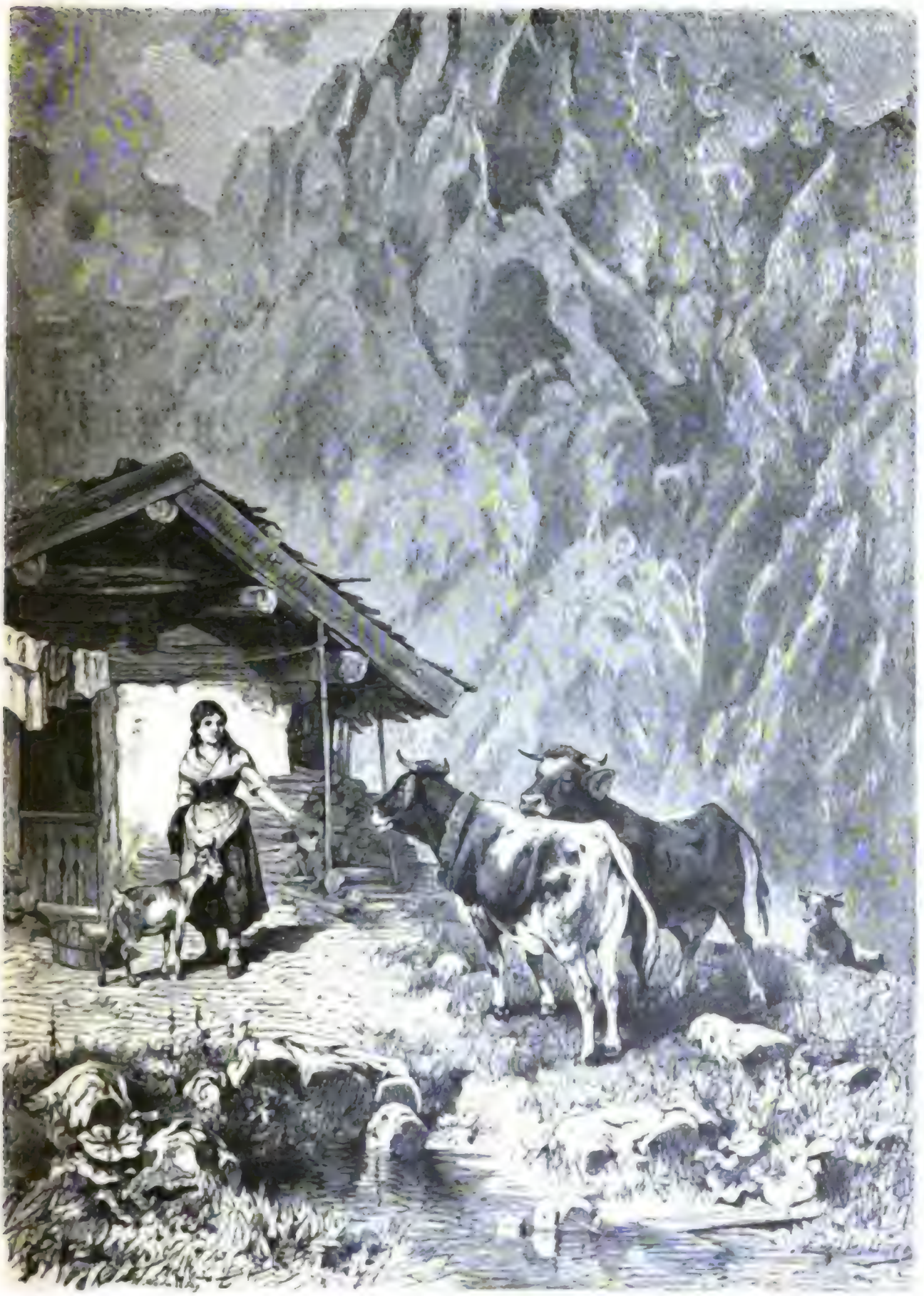
Der Rath ließ dem Verhafteten am 10. Oktober durch den Dienerhauptmann sowohl diese Widerlegung, wie auch das bei ihrer Abfassung benutzte Exemplar der bestrittenen Lehrsätze einhändigen und ihn auffordern, über das, was er etwa noch einzuwenden haben möchte, eine schriftliche Erklärung abzugeben.

Bach erwiderte, daß er als Gefangener nicht dazu imstande sei. Das Ministerium, welches „ein Viertelhundert ausmache“, habe „an seiner Schrift über Jahr und Tag, bei seinen Büchern und in der Freiheit, geschmiedet.“ Er dagegen sei krank, ohne Bücher und andere Hilfsmittel, stehe unter lästiger Aufsicht, könne sich z. B. der Feder nur für gewisse Stunden und dann auch nur unter den Augen seiner Wächter bedienen. So werde er also vor Wiedererlangung seiner Freiheit jene Widerlegung nicht lesen, dann aber „die Antwort nicht schuldig bleiben.“ Das ihm vorgelegte Exemplar seiner eigenen Schrift sei übrigens so verstümmelt, verfälscht und entstellt, daß er es für ein sinnloses unzusammenhängendes Geschwätze, nicht aber für seine Arbeit erkenne und auf die Vermuthung komme, „daß die Herren Prediger wohl vorsätzlich diese Schrift so hätten abschreiben lassen, damit sie dieselbe leichter refutiren könnten.“

Diese Erklärung und das ihr beigefügte Geständniß: „daß er seinen mehr als halbtodten Leib lieber mit glühenden Zangen reißen, oder in Oel sieden lassen, als nur ein einziges Mal bei einem orthodoxen Prediger zur Beichte gehen wolle“, waren nicht dazu geeignet, ihm seine Freiheit wieder zu verschaffen. So blieb er denn in seiner Haft, bis ihn schon am 16. Dezember 1729 der Tod aus derselben erlöste.

Und dieses Opfer pfäffischer Intoleranz fiel einige Jahre nach jenem berüchtigten Blutbad, das die Jesuiten in dem Danzig so nahen Thorn unter den Lutheranern angestiftet hatten! Es fiel, während eben erst, zum Theil auf die Intervention des Preußenkönigs, die geflüchteten lutherischen Prädikanten nach Thorn zurückkehren durften und die durch jene blutige Affaire erregte Furcht: es sei auf völlige Ausrottung der „gereinigten Lehre“ in den Gebieten der Krone Polen

Digitized by Google



Auf der Alm.

Nach dem Originalgemälde von Ernst Meißner.

Digitized by Google

Digitized by Google

abgesehen, noch in allen Herzen nachzitterte! Die Unduldsamkeit, unter der man selber schwer litt, wurde sogleich gegen andere geübt, wenn man irgend die Macht dazu besaß. Daß der neue Glaube nicht seine förmlichen Ketzergerichte und Autodafés hatte, wie der alte, das lag wahrlich nicht an dem guten Willen der eifernden Geistlichen und ihrer blinden Anhänger.

Schon trieb der Baum die jungen Blätter —

Schon trieb der Baum die jungen Blätter,
Und Schwalben schwirrten um das Haus —
Und einmal noch dies wilde Wetter
Mit Schneegeflirr und Sturmgebraus!

So ist nach kurzem Glück und Schimmer
Mein Herz verödet und verwaist —
Und glaubte doch, daß Du für immer
Die Meine, ganz die Meine sei'st . . . .

Max Vogler.

Maxime.

Bedenke stets bei Dir es still,
Ob Du auch sollst und darfst und kannst,
Bevor Du sprichst: Ich will!

Und wolle immer, was Du mußt,
Damit den Vorwurf Du verbannst,
Du handelst unbewußt.

Egon Rail.

Digitized by Google

Töne und Funken.

Von A. Engel.

„Ihre Geige ist verstimmt, Graf!“

Leise Ah's und Oh's des Erstaunens und Bedauerns unterbrachen die lautlose Stille. Es unterhält sich so hübsch, wenn jeder Gedanke sich einem Ton anschmiegt und das ganze Gemüth harmonisch gestimmt wird, wie ein Lied.

Unterhält? war denn nicht von lautloser Stille die Rede?

Ja, kann man sich denn nicht lautlos unterhalten?

Jenes Paar an dem albumbedeckten Tischchen flüstert: Ja!

Sein Finger ruht weisend und deutend auf dem aufgeschlagenen Blatte. Sein Auge sucht auffordernd ihren Blick, doch nur um Wegeraub zu begehen. Denn als sie denselben langsam niedersenken will zu dem Bilde, das er ihr zeigen wollte, da bannte er ihn durch den seinen. Nun sehen sie sich an — endlich! und niemand von ihnen beiden weiß es, noch wie lange. Die Geige singt ihnen eine Träumerei. Nicht die von Schumann, sondern ihre eigene, und als sie nun so plötzlich schweigt, da erwachen sie und erröthen.

Jetzt kommt ihnen erst zum Bewußtsein, daß sie sich angesehen haben, aber auch, daß sie noch lange nicht fertig geworden sind, alles zu lesen, was in ihren Blicken geschrieben stand.

Es beantworteten noch andere Paare jene Frage mit einem Ja.

In jener traulichen Fensternische lehnt er. Aber seine Hand ruht auf dem Sessel, den sie einnimmt, während der schwere Purpurvorhang sich wie ein Königskleid an ihre Füße schmiegt. Dank des anerkannten Magnetismus empfinden alle drei gleichartig die Berührung seiner Hand — er selbst, der Sessel und sie. Beide hören dieselben Töne, wie sie klagen, weich, zärtlich, dringend, sich an das Herz schmiegend.

Er hat für jeden Ton ein Gefühl, ein Wort. Ihm ist, als brauche er nur ins Knie sinkend, die Arme auszustrecken, um von ihr verstanden zu werden, und sie hört seine Seufzer sich mit den Tönen mischen.

Ihr Herz ist ganz Gewährung und es zuckt in ihrer weißen Hand, als wolle sie den Arm erheben, um den, der in Gedanken zu ihren Füßen liegt, ans Herz zu ziehen. Da verstummt die Geige und sie greift nach der vom Vorhang herabhängenden Troddel, um sie durch die schlanken Finger gleiten zu lassen.

Ist das Schäferpaar von Meißener Porzellan auf dem Kamin nicht zu beneiden, dessen Gefühle weder durch die Glut des Kaminfeuers, noch die Gewalt der Töne leidenschaftlicher wurden, die aber dafür auch von dem Erlöschen und Verstummen dieses und jenes unberührt blieben? Tag und Nacht, Jahr aus, Jahr ein, durften sie

Digitized by Google

sich zärtlich ansehen, in ewig junger Liebe. Glücklicher Porzellanschäfer mit ewigem Liebesfrühling! Ewig, bis eine ungeschickte Zofenhand ihn einmal herunterstößt und ihn den Hals brechen läßt. Das ist dann ein ähnlicher Tod, wie der an gebrochenem Herzen. Also für alle andern bis auf das Porzellan-Liebes-Schäferpärchen war plötzlich mit dem letzten Ton der Geige alle Poesie verflogen.

Alle „Ah's" und „Oh's", halfen nichts. Selbst das „wie schade!", das ein paar reizenden rosigen Lippen entschlüpfte, welche zu ein paar ebenso reizenden blauen Augen gehörten, die unverwandt an dem Spieler gehangen, verhallte unbeachtet. Denn Gräfin Vera war nicht nur Herrscherin in diesem ihrem Boudoir, mit seinem, jedem Gegenstand entströmenden, süßbetäubenden Duft, mit dem leicht gedämpften, nur hin und wieder von einem schnell gleitenden Schein des flackernden Kaminfeuers unterbrochenen, rosa Licht, sondern sie war auch Herrscherin über die Persönlichkeiten.

Wenn man bewundert, denkt man nicht, wenigstens wenn man recht bewundert, das heißt: in Ekstase ist; dann schweigt die Vernunft. Darum wußten Gräfin Veras Verehrer nicht, ob ihre Herrschaft in ihrer hohen schmiegsamen Gestalt, in dem dunklen verschleierten Blick ihrer Augen, oder auf der Marmorstirne ruhte, welche geschaffen schien ein Diadem zu tragen.

Gräfin Vera war auch Herrscherin über die Herzen und das war schlimmer für andere, als für sie selbst. Denn hätte man ihr ein Symbol ihrer Herrschaft mit dem Vorrecht, dieselbe unumschränkt ausüben zu dürfen, in die Hände gegeben, sie würde es verächtlich von sich geworfen haben als eine werthlose Last.

Diese unsichtbare Macht konnte sie sich aber nicht selbst nehmen, wie ein Licht sich nicht selbst löschen kann, mag es auch noch so reges Mitleid haben mit den armen Fliegen, welche sich schaarenweise die Flügel verbrennen, und wie die Sonne nichts dafür konnte, wenn ein Dädalus vermessen genug war, sich mit Wachsschwingen ihren Strahlen zu nahen.

Ob Gräfin Vera Mitleid hatte?

Wenn sich die unglücklichen Fliegen in Gestalt von Jüngern des Mars, Apollo und anderen Gottheiten alle gemeinsam um den einen Altar der Aphrodite schaarend, nahten, sei es mit der Miene eines nie besiegten Helden, oder der Vogelperspektiv-Verehrung eines Astronomen, der weiß, wie unerreichbar hoch die Sterne am Himmel stehen, so wußte Gräfin Vera einen so zufälligen Blick aus den langen Wimpern auf das große Oelbild ihres verstorbenen Gemals zu richten, daß jene, die an diesem Blicke wie an ihrem Glücksstern hingen, ihm unwillkürlich folgten. Am Ziel angelangt, kam ihnen derselbe denn doch nicht mehr so zufällig vor, sondern der todte Gemal mit der energischen Faust am Degengriff und der Falte zwischen den Augenbrauen erschien ihnen wie der Cherub der Pforte des Paradieses. Dann war plötzlich aller Muth dahin, und das Ende vom Liede waren immer wieder — die verbrannten Flügel.

Ob Gräfin Vera diesen Gemal geliebt? Man wußte es nicht, wie man auch nicht wußte, ob sie überhaupt lieben könne, und daß sie so wenig Beweise hiervon gab, fand man eben so schade, wie die

Digitized by

Unfähigkeit, der die Nischen schmückenden Marmorstatuen ihre starre Schönheit in Fleisch und Blut zu wandeln.

„Ihre Geige ist verstimmt, Graf."

Diese Worte klangen selbst wie die Töne verstimmter Saiten des Gemüths, die nicht so leicht wie die Saiten der Geige zur Harmonie zu stimmen sind.

„Wie Sie befehlen, Gräfin", hatte Graf Erdi, die Geige absetzend, gesagt und durch seine Stimme zitterte nicht das leiseste Echo der wehmüthigen Töne, die eben seinen Fingern entquollen waren, nichts von ihrer Weichheit, mit welcher sie sich schmeichelnd dem Herzen genaht hatten. Gräfin Vera preßte die Lippen aufeinander. Er hatte nicht gesagt: Die Geige ist nicht verstimmt, aber Sie sind verstimmt, Gräfin. Er hatte ihr nicht das eine mit der Stimmgabel, noch das andere durch ein psychologisches aperçu zu beweisen gesucht, sondern er hatte gesagt: „Wie Sie befehlen, Gräfin!"

Gräfin Vera preßte die Lippen noch fester aufeinander. Sie hatte sich noch nie beleidigt gefühlt, wenn ihr Wille als Befehl angesehen wurde, was er doch für alle war, welche in ihren Zauberkreis traten, mochte er nun durch Caprice oder Vernunftmotiv diktirt sein. Gehörte sie vielleicht zu den Naturen, welche sich beleidigt fühlen, wenn sie andere beleidigt haben? Oder hatte sie beleidigen wollen und nicht gekonnt?!

Die Augen der beiden Sprechenden begegneten sich ein Moment, die aussahen wie kalte Kohlen.

Sollten es erloschene sein?

Sie waren beide verschleiert, als ob sie einen noch darin glimmenden Funken vor ausbrechendem Feuer zu hüten hätten. Wer die beiden Menschen ansah, dem mußte der Gedanke kommen, Gräfin Vera und Graf Erdi sehen sich so ähnlich, sie paßten zusammen, wie die Welt sagt. Das lag, abgesehen davon, daß sie beide schön waren, nicht in den Zügen. Ein Künstler würde vielleicht gesagt haben: sie sind beide aus einem Stein geschnitten, aus edlem Marmor. Hätten sie sich einen Augenblick eher angesehen!

Gräfin Veras Blick hatte auf dem Geigenspieler geruht, mochte ihr Sinn für die Form ihn wegen der eleganten Bogenführung, der ruhigen edlen Haltung, der hohen männlichen Gestalt dorthin ziehen, oder mochte es ihr interessant sein, den Sinn seiner Lieder hinter der gedankenvollen Stirn zu lesen. Aber Graf Erdis Augen ruhten am Boden, als ob seine Weisen nicht zu schön wären, um in den Kelchen gewirkter Teppichblumen gesucht zu werden. Dann folgten sie den weißen zierlichen Fingern, welche über die Tasten glitten, Töne hervorbringend, die sich eng an die seinen schmiegten in voller Harmonie.

Klangen sie darum Gräfin Vera verstimmt?

Jedenfalls schienen ihr nun die Flammen und Flämmchen im Kamin interessanter. Das gab sie auch denen zu verstehen, die sich um sie schaarten, ebenfalls in der Meinung, von Musik begleitete Worte machten sich besser, und eine Elegie sei ein ebener Pfad zum Herzen. Aber Gräfin Vera schien ihre elegischen Momente gehabt zu haben und war nebenbei viel zu nervös, um jemand so nahe neben sich dulden zu können.

Digitized by Google

Die flammenden Herzen mußten dem funkensprühenden Kaminfeuer den Vorzug einräumen, das bot mehr Abwechselung. Graf Erdis Augen glitten über seine Zuhörer und blieben an Gräfin Veras Gestalt hängen.

Sie starrte in die Glut und er folgte ihren Blicken.

Die Töne fingen an mit den Funken im Takte zu hüpfen, mit den Flammen leidenschaftlich aufzulodern und wie im Verlöschen zu klagen; und noch weiter zu klagen, nachdem er sich schon wieder abgewandt hatte, mit einer Wolke auf der Stirn.

Hätte er einen Augenblick eher hingesehen, würde er gerade noch die Thräne gesehen haben, welche auf Veras Wange geblinkt, und welche die Glut des Kamins so schnell getrocknet hatte. Nun hatte Gräfin Vera nicht gesehen, daß er eine Träumerei am Kamin gespielt hatte, und sagte: „Ihre Geige ist verstimmt, Graf", und Graf Erdi hatte ihre Thränen nicht gesehen. Darum antwortete er: „Wie Sie befehlen, Gräfin."

Es war ein Glück, daß das Fadenzerschneiden Amt einer Parze ist. Nun blieb Gräfin Vera nichts übrig, als einen Knoten hineinzuschlagen. Das Lied konnte weiter gespielt, die Gedanken weiter gedacht und die Gefühle weiter gefühlt werden.

Vielleicht fand sich schon im Vorzimmer die Hand, welche auf der Sessellehne geruht, zu der, die ihr schon vorhin entgegengezuckt hatte; und die Augen, welche sich schon vorhin gefunden, wurden auch nun unwiderstehlich zueinander gezogen, näher und immer näher, bis sich auch die Lippen fanden — zum ersten Kuß.

Gräfin Vera verstand es schlecht, Knoten zu schürzen. Nur die Töne waren verklungen.

Wer wollte wohl auf verstimmten Saiten spielen?

Graf Erdi war allein zurückgeblieben, als die andern Gäste fortgingen. Er war das so gewohnt. Gräfin Vera unterhielt sich gern mit ihm, was sie ihm nie anders zu verstehen gegeben, als indem sie ihn in ihrer Nähe duldete. Sie hatte ihn ein paar Mal aufgefordert zu bleiben, und nachher blieb er von selbst, um ihr zu ersparen, ihm zu zeigen, daß sie es wünsche.

Er unterhielt gut, ohne unterhaltend sein zu wollen. Man sagte sogar, er sei Dichter. Aber er hatte ihr nie seine Gedichte vorgelesen. Er sprach von Gedichten so ruhig wie von Politik und nur manchmal, wenn er von Dingen sprach, welche nicht nur den Staatskörper, sondern das Herz der Menschheit ergreifen, flog ein gewisser genialer Zug über seine Stirn, der ihm sehr gut stand.

Gräfin Vera ruhte sich aus in seiner tiefen wohltönenden Stimme, wenn sie nervös gemacht war von dem faden Geschwätz der Gesellschaft, in der die Gedanken unwahr und fast an jedes Wort einen Zierrath als Mittel zu einem Zweck hängen. Graf Erdi sprach objektiv. Das ist ein Vorzug und ein Weg, auf dem man der Langenweile am wenigsten begegnet. Und Gräfin Vera liebte es einmal, selbst auf einem geistvollen Gesicht zu lesen, statt sich den Selbstvorleser erschöpfen zu hören, in geliehenen Phrasen, während der eigene Geist eine **carta rasa** ist.

Nur heute sagte Graf Erdi nichts. Es schien, als ob die Staats-

Digitized by

Maschine plötzlich in Stillstand gerathen und der Genius das Menschengeschlecht verlassen habe und wieder zu seinen Aetherhöhen zurückgekehrt sei, so daß es nichts Neues mehr zu berichten gab.

Er stand hinter Gräfin Veras Sessel, in dem sie, seine Gegenwart vergessen zu haben scheinend, gedankenvoll zurückgelehnt saß und in die Glut starrte. Auch er sah hinein, bis er sich erhitzt fühlte, bis ans Herz.

Da begannen wie vorhin die Töne mit den Funken im Takt zu zucken. Die aufflackernden Flammen regten ihn auf. Er blickte auf das Schäferpaar von Meißener Porzellan — es sah etwas langweilig aus. Gerade vor ihm stand ein Amor mit ein paar allerliebsten Flügeln. Die runden Arme hielten den Bogen zum Schuß erhoben, während er zielend Graf Erdi neckisch anblinzelte. Aber was war das? Der Pfeil war schon abgeschossen und Graf Erdi hatte es in dem unruhigen Lichte nicht unterscheiden können.

Seine Hand griff nach dem Herzen. Warum stand der Amor ihm auch gerade gegenüber?

Es war wirklich heiß, so nahe am Kamin und er begriff nicht, wie Gräfin Vera ihre zarte Haut dieser Glut aussetzen mochte.

Er dachte darüber nach, was sie wohl denken möchte angesichts dieses feurigen Spieles. Auch er fand, daß sich manches dabei denken ließ und daß es interessant war. Ein ewig wechselndes Aufflammen und Verlöschen giebt immer zu denken: ein großes Symbol alles Lebens. Ein Mensch, der Stammvater von Geschlechtern und Völkern; ein Gedanke, der Grundstein gewaltiger, dem Geist seine Bahnen weisender Systeme, ein Samenkorn der Keim von Feldern; ein Funke der Herd der Flamme. Und was ist das Zusammensinken der Reiche in der Geschichte der Welt anders als das Zusammenfallen einiger Holzscheite im Kamin, aus deren Kohlen Flammen züngeln, wie sich auf den Trümmern jener neue Staaten bauen. Aber Graf Erdi war jener Raum nicht allein das Panorama von Weltgedanken.

Er verlegte diesen Schauplatz in das Herz; und das that Gräfin Vera vielleicht auch.

Die Flammen begannen niedriger zu züngeln, die Glut war im Verlöschen.

Es ist immer interessant, den Kampf gegen die Nothwendigkeit zu beobachten, wenn er auch traurig ist. Und desto interessanter, jemehr sich der unterjochte Gegenstand — sei es nun eine verglimmende Kohle, ein zertretener Wurm, oder ein seinem Fatum unterliegender Mensch — windet.

Indem Graf Erdi in den glimmenden Kohlenhaufen hinab sah, streifte er Gräfin Veras Gestalt. Der Feuerschein ruhte auf ihrem glänzenden, nachtschwarzen Haar und belebte die Alabasterfarbe ihres Gesichts. Die langen Wimpern verdeckten ihm ihre Augen, deren dunklen, magischen Blick er so gut kannte. Gräfin Vera war sehr schön und Graf Erdi dachte, es wäre besser gewesen, er wäre nicht geblieben.

„Warum sprechen Sie nicht, Graf?"

„Die Saiten sind verstimmt, Gräfin. Und wenn Sie vorhin die

Digitized by Google

Sprache der Töne nicht hören wollten, was sollen Ihnen dann Worte? Worte sind doch so arm gegen Töne."

Und nun bebte seine Stimme wirklich, und klang selbst wie Musik.

Dachte Gräfin Vera an diese Tonsprache? Ein aufsprühender Funke spiegelte sich in einer Thräne auf ihrer Wange. Vera! — Diesmal wurde die Thräne nicht von der Glut des Kamins getrocknet, sondern aufgesogen von ein paar durstigen, zitternden Lippen. Nein, ein Marmorbild kann nicht weinen!

Die Kohlen im Kamin waren fast erloschen. Was kümmerte das Graf Erdi und das schöne Weib, das er mit seinen Armen umschlungen hält. Das Feuer ihrer Augen hatte sich aneinander entzündet, sie hatten es doch nicht gut genug gehütet.

Graf Erdi blickte auf das große Oelbild. Er fürchtete nicht die drohende Rechte — aber —?

Eine hohe Flamme schlug aus der fast erloschenen Glut höher, glühender als vorhin.

Erdi zog die schmiegsame Gestalt noch fester an sich. Er lag vor ihr auf den Knieen und sie barg ihr schönes Haupt in sein dunkles Haar.

Die Glut war erloschen. Aber in ihren Herzen glühte es fort, heller als Funken.

Kleinstädtische Briefe.

Klein-Wintersleben, September 1884.

Wenn man ein paar Stunden früher aufsteht, als andere professionelle Langschläfer, so erobert man dadurch zwar nicht die Welt, aber man kann doch mitunter ein kleines Begegniß haben, das man anderfalls verschlafen hätte.

Einige alte, von langem Lagern bereits etwas angeschimmelte Ideen an dem Ozon des Frühwindes so gut wie möglich aufzufrischen, begab ich mich jüngst um die Zeit des morgendlichen Kuhreigens auf die Promenade, die einer hohen Obrigkeit dankenswerthe Fürsorge für die prophylaktische Gesundheitspflege seiner Bürger aus den alten Stadtwällen geschaffen.

Meine verstäubten Imaginationen eifrig lüftend, schlenderte ich dahin, als mir eine weibliche Wesenheit entgegenschwebte, die ich anfangs für eine, freilich ein wenig sehr überstattliche Personifikation der Morgenstunde hielt, da ihr Gold gleißend roth im Munde leuchtete.

Bei schärferem Hinsehen mit bewaffnetem Auge entdeckte ich allerdings, daß es nicht die Morgenstunde war, sondern eine Dame, die des reiferen Alters umfangreichere Reize bereits zierten, während das glitzernde Gold in ihrem Munde als das Produkt einer vorgeschrittenen Ergänzungskunst älterer Zahnlücken sich darstellte.

So wurde ich denn wieder 'mal inne, daß auch die Jahre ausgesprochenster Winterlichkeit, deren ich mich mißfreue, noch nicht imstande sind, vor poetischen Augen- und Sinnestäuschungen zu schützen.

Die Dame las mit lauter Stimme in einem Buche, das in rothen Kattun gebunden war und jene handliche Form hatte, in der junge

Digitized by Google

Lyriker ihre metrisch gefaßten schönen Empfindungen, deren Druck sie selbst bezahlten, an die Herzen edler Frauen zu legen pflegen.

Zunächst vermuthete ich, die Dame trage ihre eigenen Poesien den alten Eichen vor in Ermangelung anderer geduldiger Hörer.

Ich verwarf indeß diese Vermuthung als eine falsche alsbald wieder, da ich wußte, daß es eine gedruckte Dichterin im Städtchen nicht gab, täuschte sie dagegen mit der, mehr für sich habenden Annahme, die Dame sei Mitglied eines jener, in Klein-Wintersleben üppig gedeihenden Kränzchen, in denen verstorbene Bühnendichter durch Lesung ihrer Stücke mit vertheilten Rollen in ihren Gräbern zu gewaltsamen Umdrehungen gebracht, und lebendige, Richard Voß und andere, zugerichtet werden, wie einst Marsyas von Apoll.

Näherschreitend, hörte ich aber die Sprache Petrarcas klingen.

Nicht zwar in schwungreichen Kanzonen, sondern vielmehr in absolut poesielosen Phrasen im unzweideutigsten Sinne. Die Dame schien diese Redensarten zu memoriren. Das Weshalb? war mir zunächst noch unklar. Wollte sie die Phrasen am Sauerstoff der Atmosphäre auslüften, wie ich meine Ideen? Stockfleckig genug kamen die Worte über die widerstrebende Zunge! Bei schärferem Nachdenken über den wahrscheinlichen Kausalnexus, kam ich indeß dem Richtigen wohl am nächsten in der Hypothese: Die Dame will nach Italien reisen und absolvirt dazu hier ihre linguistischen Studien.

„Portate zuppa!“ „Bringen Sie Suppe!“ „Portate carne di manzo!“ „Bringen Rindfleisch!“ und so fort eine ganze Speisekarte herunter bis zum: „Buttiro e formaggio“, floß es von den dunkel beschatteten Rosenlippen, so daß ich vor Schreck über den kolossalen Appetit einer „zarten Frau“ beinahe den Wallabhang hinuntergekollert wäre, hätte ich nicht noch im entscheidenden Moment an meinem eigenen standfesten Selbstbewußtsein mich begriffen.

So erlebt man auch fern vom schneebedeckten Apennin, vom sonnigen Tibur und den duftigen, goldfrüchtigen Hesperidengärten, in der engen Welt, Klein-Winterslebens italische Aventuras, wenn man nur zu rechter Zeit aufsteht. C. Sp.

Shakespeare als Arzt.

In tausend Proteusgestalten tritt uns der vielseitige Geist des Schwans vom Avon entgegen, die Forscher aller Fakultäten werden nicht müde, seine in alle Kreise gedrungenen Werke nach immer neuen Richtungen zu analysiren. Es hat nur einen einzigen Shakespeare gegeben, aber in allen civilisirten Sprachen giebt es Erläuterungen zu Shakespeare; alle denken seine Gedanken nach; alle singen sein Lob. Es giebt nur wenige Berufe, deren literarische Darstellung nicht mit passenden Citaten aus Shakespeare verschönt ist. Seine Kenntniß des Rechtswesens veranlaßte Juristen zu der Annahme, er habe einen speziellen juristischen Kursus durchgemacht; seine Kenntniß der Arzneikunst bewog Aerzte zu dem Glauben, er müsse ein Arzt gewesen sein. Jedem Leser der Werke Shakespeares muß die häufige Erwähnung von Heilmitteln und Krankheiten, sowohl des Körpers wie des Geistes,

Digitized by Google

auffallen, mit welchen nur Aerzte so vertraut sein können. Wer diese Werke nicht auf ganz besonderer Suche gelesen hat, wird überrascht sein, daß sich aus Shakespeares medizinischen Aussprüchen ein 225 Seiten starker Oktavband füllen ließe, der allerdings noch etliche überflüssige Zuthaten enthält. Es ist das Buch:

Shakespeare as a Physician. Comprising every Word which in any way relates to Medicine, Surgery or Obstetrics, found in the complete works of the writer, with Criticisms and Comparison of the Same with the Thoughts of To-day. By J. Portman Chesney. Chicago: J. H. Chambers & Co.

Aus dem interessanten und auch anregenden Inhalte seien nur einige wenige Stellen citirt:

Neurologie.

Jago: Den General befiel die böse Sucht;
Dies ist der zweite Anfall schon seit gestern.
Cassio: Reib' ihm die Schläfe.
Jago: Nein, laß es lieber!
Die Ohnmacht darf man nicht im Gange stören,
Sonst schäumt er vor dem Mund und bricht alsbald
In wilde Tobsucht aus. Sieh' da, er regt sich.
Tritt nur auf einen Augenblick beiseit',
Er wird sich schnell erholen.

(Othello. Akt 4, Scene 1.)

Psychologie.

Aebtissin: So kam's, daß er verloren den Verstand.
Das ew'ge Schrei'n der eifersücht'gen Frau
Vergiftet mehr als tollen Hundes Zahn.
Sein Schlummer ward verscheucht durch Dein Gezänk,
Und daher kommt es, daß sein Hirn verdorrte.
Du sagst, sein Essen ward gewürzt durch Schmälen;
Unruh'ges Mahl schafft übeles Verdau'n;
Daher entsprang des Fiebers wilde Glut,
Und was ist Fieber als ein Schau'r von Tollheit?
Du sagst, sein Frohsinn ward gestört durch Keifen.
Hemm' süße Zeitverkürzung, und was folgt?
Mißtrau'n und düstere Melancholie,
Verwandt der grassen, trostlosen Verzweiflung;
Und hinten nach ein großer gift'ger Schwarm
Von bleichen Krankheiten und Lebensfeinden.
In Nahrung, Kurzweil, lebensfördernder Ruh'
Gestöret sein, macht toll so Mensch als Vieh.

(Die Komödie der Irrungen. Akt 5, Scene 1.)

Geburtshilfe.

König Heinrich: Was neues, Lovell, von der Königin?
Lovell: Persönlich konnt' ich nicht bestellen, was
Ihr mir geboten, sandte aber doch
Durch Eure Frau'n ihr Eure Botschaft zu.
In tiefster Unterthänigkeit erwidert
Sie ihren Dank und bittet Eure Hoheit
Von ganzem Herzen um Gebet für sie.
König Heinrich: Was sagst Du? Ha! Um ein Gebet für sie?
Wie? kreißt sie schon?
Lovell: So sagten ihre Frauen,
Und daß sie dulde fast den Todesschmerz.

(König Heinrich VIII. Akt 5, Scene 1.)

Digitized by Google

Pharmakologie.

Lorenzo: Wenn Du im Bette bist, nimm dieses Fläschchen
Und trink den Kräutergeist, den es verwahrt.
Dann rinnt alsbald ein kalter, matter Schauer
Durch Deine Adern und bemeistert sich
Der Lebensgeister; den gewohnten Gang
Hemmt jeder Puls und hört zu schlagen auf.
Kein Odem, keine Wärme zeugt von Leben;
Der Wangen und der Lippen Rosen schwinden
Zu bleicher Asche; Deiner Augen Vorhang
Fällt, wie wenn Tod des Lebens Tag verschließt.
Ein jedes Glied, gelenker Kraft beraubt,
Soll steif und starr und kalt wie Tod erscheinen.
Als solch' ein Ebenbild des dürren Todes
Sollst Du verharren zweiundvierzig Stunden
Und dann erwachen wie aus süßem Schlaf.
(Romeo und Julie. Akt 4, Scene 1.)

Aetiologie.

Portia: Ist Brutus krank? und ist es heilsam, so
Entblößt umherzugehn und einzusaugen
Den Dunst des Morgens? Wie, ist Brutus krank,
Und schleicht er vom gesunden Bett sich weg,
Der schnöden Ansteckung der Nacht zu trotzen?
Und reizet er die böse Fieberluft
Sein Uebel noch zu mehren?
(Julius Cäsar. Akt 2, Scene 1.)

Dermatologie.

Timon: Besä't der Männer hohle Knochen
Mit Auszehrung, die dürren Beine lähmt!
Zerstört des Mannes Muth; zersprengt die Stimme
Des Anwalts, daß er nichts vertheidigt mehr
Mit falschem Titel, mit Spitzfindigkeit
Nicht schreien kann! — Umschuppt den Priester, der
Des Fleisches Triebe schilt und seinem Wort
Doch selbst nicht glaubt. Mit seiner Nase fort!
Glatt fort mit ihr! Selbst mit dem Obertheil
Nur rein hinweg, bei dem, der seinen Vortheil
Allein besorgt und so die Spur verläßt
Des allgemeinen Wohls. Enthaart das Haupt
Krausköpf'ger Schelme, und den unversehrten
Prahlhaften Helden gebt auch ein'ge Qual!
(Timon von Athen. Akt 4, Scene 3.)

Organologie.

Menenius: Bemerke das
Mein guter Freund! bedachtsam war der Bauch,
Von hohem Ernst, von solchem Leichtsinn nicht
Wie die so ihn verklagt, und also sprach er:
Es ist gewiß, ihr einverleibten Freunde,
Daß ich die Speisen all' zuerst empfange,
Die euch ernähren, und mit allem Recht,
Da ich das Vorrathshaus und das Gewölbe
Des ganzen Körpers bin. Bedenkt es wohl:
Durch eures Blutes Ströme send' ich sie
Bis an des Herzens Hof, des Hirns Senat,
Durch alle Ständ' und Aemter
Im Gliederstaat des Menschen. Ich ertheile
Der kleinsten Ader, wie dem stärksten Nerv,
Was die Natur zu ihrem Leben heischt.
(Coriolan. Akt 1, Scene 1.)

Digitized by Google

Die typographische Ausstattung des Buches ist bis auf die wenigen, recht trübselig ausgefallenen Illustrationen gut; ferner könnten in einer zu verhoffenden zweiten Auflage die an sich und an anderer Stelle ganz berechtigten, aber hier den Inhalt beeinträchtigenden Anspielungen auf die Quacksalberei unserer Zeit in Fortfall kommen.

Harry James.

Nippsachen.

Das Schloß Saint-Germain-en-Laye, im Arrondissement Versailles, im französischen Frührenaissancestil gebaut, ist seit Heinrich II. (1547—1559) bei den Herrschern Frankreichs nie beliebt gewesen. Katharina von Medici, die Gemalin des genannten Königs, konnte es ihm nicht verzeihen, daß er dieses Schloß zu Ehren der Diana von Poitiers in Gestalt eines D errichten ließ. Selbst der Name der Stadt war ihr so verhaßt, daß er in ihrer Gegenwart nie ausgesprochen, noch auch in irgend einer Weise ihr vorgeführt werden durfte. An alle Heiligen richtete sie ihre Gebete, nur nicht an den heiligen Germain. Als sie in den inzwischen fertig gewordenen Tuilerien ihre Residenz nahm, ließ sie das alte Louvre fortreißen und gewahrte zu ihrem Abscheu, daß sie nun die Kirche von Saint-Germain-l'Auxerrois von ihren Fenstern aus erblickte; um diese Aussicht zu verdecken, ließ sie hohe Häuser davor bauen. Beim Herannahen ihres Todes erbat sie von dem päpstlichen Nuntius einen fremden Geistlichen, um diesem ihre Beichte abzulegen. Im Zimmer der Königin erschien ein syrischer Prälat, dessen düsterer Blick und fremdländisches Wesen großes Erstaunen erregte, und als er mit Katharina allein war, fragte ihn diese nach seinem Namen. „Ich heiße Saint-Germain", sagte er. Nun wußte sie, daß ihr Ende nahe sei.

Ludwig XIV. und die Bourbons mieden dieses Schloß, weil sie hier stets die Abtei von Saint-Denis, den Begräbnißort der französischen Könige vor Augen hatten, nur der vertriebene Jakob II. von England wohnte hier zwölf Jahre lang, von Ludwig XIV. erhalten, und starb auch hier. Die große Revolution machte aus Schloß Saint-Germain eine Kaserne, Napoleon I. verwandelte sie in eine Militärschule für Kavallerieoffiziere, später wurde ein Militärgefängniß daraus. Gegenwärtig ist das vortrefflich restaurirte Schloß ein Museum für keltische und gallische Alterthümer.

Bücherschau. Der Verkehr in der feinen Gesellschaft. Ein Handbuch des guten Tones und Anstandes, insbesondere für junge Damen und Herren. Von Dr. Falj. Leipzig und Neuwied. Heusers Verlag 1884. 8°. 292 S.

Der Verfasser des vorliegenden Werkes, ein hervorragender Pädagog, bietet uns kein „Komplimentirbuch" oder „Angenehmen Schwerenöther" oder „Kunst, sich bei den Damen beliebt zu machen", sondern ein nach erprobt pädagogischen Grundsätzen bearbeitetes Werk, dessen Vorzug in dem Streben besteht, den jungen Leuten beider Geschlechter mehr innern als äußern Schliff beizubringen, also das allein oberflächliche vornehme Wesen und an Blasirtheit streifende Gebahren verwirft. Hierin überragt es die andern, denselben Gegenstand darstellenden Werke, indem es gleichsam der Philosophie und Psychologie des feinen Tones auf den Kern geht.

Nach einer Einleitung über Begriff von „Anstand" und die Bedingungen zum anständigen Verhalten werden behandelt: Anstand des Körpers, Halten und Tragen einzelner Körpertheile, Anstand in geselligen Verhältnissen, im geselligen Umgange der verschiedenen Alters- und Lebensstellungen, der verschiedenen menschlichen Temperamente und Gemüthsarten, Anstand in Haus und Familie, bei Familienereignissen, in besonderen Fällen, der gute Ton im schriftlichen Verkehr. Den Schluß bildet die sehr amüsante und instruktive, sonst ja sehr prosaische „Postordnung" im poetischen Gewande.

Der Verfasser ist ein scharfer Beobachter und Psycholog. Das beweist der Abschnitt über die Temperamente und Gemüthsarten, in welchem diese nicht nur in präcisen kräftigen Zügen gezeichnet sind — gesellschaftliche Pathologie — sondern auch die Behandlung der verschiedenen Geister — gesellschaftliche Therapie — mit kundiger Hand vorgeschrieben ist.

Neben der sehr ansprechenden Ausstattung ist das Buch auch mit einem allerliebsten Bilde in Lichtdruck geziert, eine Brautwerbung aus der Zeit des ancien régime oder der Rokokozeit. Das genannte Werk verdient in jeder Beziehung die allgemeinste Beachtung.

Digitized by Google

Das Malen auf Musselin dient zum Verzieren von Fächern, Vorsetzschirmen, Stuhlrücken, Schürzen, Kleidern, als Imitation der chinesischen Mattmalerei auf Reispapier und andern dünnen Materialien. Die Ausführung geschieht mit Wasserfarben auf Schweizer Musselin und ist nicht schwierig, erfordert jedoch große Akkuratesse, da über die Umrisse der Figuren hinauslaufende Farben von dem so klaren Stoffe nicht entfernt werden können, ohne Flecken zu hinterlassen.

Man wählt einen guten, feinmaschigen Musselin; soll dieser auf beiden Seiten, etwa als Ofenschirm, bemalt werden, so spannt man ihn in einen offenen Rahmen aus starkem Draht. Die Umrisse des Musters werden zunächst auf Patronenpapier gezeichnet, der aufgespannte Musselin darüber gelegt und die Zeichnung sorgfältig mit hartem Bleistift durchtracirt. Soll der Musselin nur auf einer Seite bemalt werden, so steckt man ihn über die Vorzeichnung auf ein Stück Pappe, zeichnet durch, legt dann zwischen die Pappe und die Malfläche ein Blatt weißes Papier und befestigt den Musselin sicher mit Zeichennägeln.

Ist nun in dieser Art das Material vorgerichtet, so übermalt man das ganze Muster mit einer Schicht chinesischem Weiß, als schwere Deckfarbe, um den matten Ton zu erhalten. Das chinesische Weiß wird mit wenigen Tropfen Wasserfarben-Migilp (eine Art Firniß) gemischt und auf der Palette sehr exakt verrieben, so daß die Farbe von Klümpchen frei, völlig fließend, doch nicht zu dünn ist. Sie wird mit einem Zobelpinsel sorgfältig aufgetragen, so daß sie nirgend über die Umrisse der Zeichnung hinausgeht. Nun läßt man die Farbeschicht trocknen; ist der Musselin in den Rahmen gespannt, so bleibt er so, ohne berührt zu werden; ist er auf Pappe gesteckt, so nimmt man ihn los, hält ihn ausgebreitet in den Händen, bis er fast trocken ist und bringt ihn dann in seine vorige Lage zurück. Dieses Auftragen der weißen Grundfarbe ist das große Geheimniß der Malerei auf Musselin, das erst nach vieler Uebung gelernt wird; ist die Farbe zu dünn, so läuft sie über die Umrisse hinaus und verdirbt die ganze Arbeit; ist sie zu trocken, so markirt sich jeder Pinselzug; ist sie klümperig und stückelig, so sieht nach der Vollendung die ganze Malerei grob aus, und da kein Fehler in dieser Grundirung durch späteres Bemalen verbessert werden kann, so ist es von größter Wichtigkeit, daß sie ganz fehlerfrei ausgeführt wird.

Ist das Weiß trocken, so wird das Muster mit gewöhnlichen Wasserfarben ausgemalt, die wenn nöthig mit chinesischem Weiß gemischt werden, doch so, daß ihre natürlichen Farbentöne möglichst bewahrt bleiben. Wird eine chinesische Malerei von Figuren und Blumen kopirt, so müssen alle Farben mit chinesischem Weiß gemischt werden, um das eigenthümliche matte Aussehen dieser Bilder nachzuahmen. Werden Gegenstände und Blumen aus unserer Umgebung gemalt, so kolorirt man sie, wie sie wirklich aussehen und benutzt das Weiß nur als Grund für feine Stengel und Ranken und für die hellen Lichter der Malerei. Da die Arbeit auf einer präparirten Fläche geschieht, so darf das Schattiren und Koloriren nur in breiten Strichen gemalt werden, ohne viel Retouchiren oder Austüpfeln; jeder Zug, der die weiße Grundirung stört, verdirbt den Ton der darüber gelegten Farbe.

Sollen beide Seiten des Musselins bemalt werden, so werden vor Beginn des Kolorirens beide Seiten mit Weiß grundirt, im übrigen verfahren, wie oben angegeben.

Das Alterthum der narkotischen Mittel. Diejenigen Pflanzen, welche narkotisch betäubende und aufregende Wirkungen besitzen, waren in frühesten Zeiten als heilig den Göttern geweiht, während ihre sänftigenden oder aufreizenden Eigenschaften nur den bevorzugten Kasten der Fürsten und Priester bekannt waren. Unter dem Einflusse des Mohnsaftes gaben die Priesterinnen des Apollo ihre Orakel und Prophezeiungen, die von Bhang trunkenen Hindusehr hatten Visionen der göttlichen Nirvana und Zwiegespräche mit den Geistern ihrer verstorbenen Ahnen. Der amerikanische Indianer raucht seine Friedenspfeife und verbrennt den heiligen Tabak, um den Zorn des großen Geistes zu beschwichtigen.

Im Laufe der Zeiten wurden diese mysteriösen und geheiligten Pflanzen — der Mohn, der das Opium liefert, der indische Hanf, aus welchem Haschisch oder Bhang bereitet wird und der amerikanische Tabak — Eigenthum des gewöhnlichen Volkes, das in ihnen Trost, Erheiterung, Verzückung und einen Segen fand, der, wenn auch nicht als göttlich zu bezeichnen, doch etwas von elysischen Freuden bietet, in welchen der Bedrängte seine Sorgen, der Leidende seine Schmerzen vergißt.

Es giebt keinen Bericht, nicht einmal eine Sage, über die Zeit, in welcher man begann, diese Pflanzen, die so viele Uebel heilen und so viele Uebel hervorrufen, zu

Digitized by Google

benutzen. Sie sind uns vom ältesten Alterthum überliefert worden, und wo sie zuerst auftreten, sind sie mit der Religion des betreffenden Volkes verbunden.

Von so großer Bedeutung der Tabak auch ist und so allgemeine Anwendung er auch findet, ist er doch nicht die einzige heilige Pflanze, welche Amerika dem Menschengeschlechte geschenkt hat. Die eigenthümlichste in ihren Eigenschaften und die kräftigste in ihren Wirkungen ist die aus Peru stammende Coca. Unter ihrem Einflusse ist der Mensch zu den härtesten Arbeiten befähigt, kann die äußersten Entbehrungen ertragen, kann tagelang ohne Speise und Schlaf aushalten und die unter anderen Verhältnissen erschöpfendsten Anstrengungen ohne Ermüdung bestehen.

Eine seltsame Manie. Graf Josef B., einer der reichsten ungarischen Magnaten, besaß die seltsame Manie, silberne Löffeln, Pretiosen, Servietten und andere Dinge, die sich leicht einstecken ließen, mitzunehmen. Als er in Wien im kaiserlichen Heere als Rittmeister stand, nahm er, wo immer nur er zu Tische gebeten wurde, irgend ein silbernes Eßzeug heimlich mit, selbst bei seinem Oberst oder General. Man kannte die Manie des Grafen allgemein und belustigte sich darüber. Natürlich stellte der Kammerdiener des wunderlichen Herrn am nächsten Morgen die entführten Gegenstände ihren Eignern zurück. In dem Hotel, wo der Graf zu speisen pflegte, benutzten die Kellner in schlauer Weise dessen Manie, indem sie ihm neusilberne Eßbestecke hinlegten, und dann verlor der Graf seine eingesteckte Beute, was nicht selten geschah und worauf jene spekulirten, Bezahlung für silberne verlangten, die selbstredend auch geleistet wurde. Des Grafen unbesiegbare Leidenschaft gab in den Kreisen seiner Standesgenossen oft Anlaß zu Späßen und Ergötzungen, dort aber, wo man ihn nicht kannte, brachte sie ihm nicht minder oft Grobheiten und ernstere Unannehmlichkeiten. Auf Anordnung des Polizeiministers mußte deshalb ein Wachmann dem Grafen auf allen dessen Ausgängen folgen und dort interveniren, wo es dem Kammerdiener, der seinen Herrn ohnehin überall begleitete, nicht gelingen wollte, die Passion seines Gebieters auszugleichen. Selbst in der Kaserne bei Inspektionen konnte der Graf seine Manie nicht bezähmen, was einmal zu einer solchen bösen Scene führte, daß er seinen Abschied nehmen mußte. Der Graf macht eines Nachts die Runde durch die Kaserne. Am Morgen fehlt einem Korporal die Uhr. Der beschuldigt seinen Schlafnachbar, die Uhr genommen zu haben. Es fallen böse Worte, bis der Husar, wüthend über die falsche Beschuldigung, seinen Säbel zieht, und auf den Korporal einhaut. Die Untersuchung ergab, daß der Rittmeister Graf B. die Uhr eingesteckt hatte. Man wies ihn an, seinen Abschied zu nehmen. Er ging auf seine Güter und heiratete; nur mit vieler Mühe gelang es endlich seiner Frau, ihn von seiner fatalen Manie zu kuriren.

Feuer! In einer großen Stadt fungirte als Militärchef ein hoher Herr, welcher seinem Palais gegenüber einer begünstigten Schauspielerin eine Wohnung eingerichtet und mit der Dame verabredet hatte, sie solle stets, wenn sein Besuch ihr gelegen sei, zwei brennende Lichter ins Fenster stellen. Eines Abends, als der hohe Herr Gesellschaft hatte und nicht gut abkommen konnte, wohl aber gern das Angenehme mit dem N—othwendigen vereinigt hätte, befahl er seinen Adjutanten, sobald er die zwei brennenden Lichter sähe, ihm laut zu melden, daß Feuer in der Stadt sei. So geschah's; als aber der Chef eilends den Degen umschnallte, um sich zu entfernen, sagte seine Gemalin ironisch: „Warum solche Eile? Zwei Lichter sind noch lange kein Feuer!"

Jonathan Swift, der berühmte englische Satiriker (geb. am 30. November 1667, gest. am 19. Oktober 1745) besaß bei allen seinen Wunderlichkeiten eine Tugend, deren sich nicht alle geistreichen Männer rühmen können. Er war nämlich in Gesellschaft gewöhnlich der Schweigsamste, und wenn er einmal sprach, so machte er fast nach jedem Satze eine größere Pause. Als ihn einmal ein Freund nach dem Grunde dieses Verhaltens fragte, sagte er: „Die gesellschaftliche Unterhaltung ist ein Kapital, wozu jeder seinen Theil zuschießt, ebenso wie bei allen andern gemeinsamen Unternehmungen. Sie gleicht einem freundschaftlichen Gastmahle, wozu jeder ein Gericht mitbringt. Ich spreche nie länger als einige Minuten hinter einander, und wenn ich innehalte, warte ich eine Weile, um einem andern Spielraum zu lassen, das Wort zu ergreifen. Geschieht dies von keinem, dann glaube ich befugt zu sein, weiter zu sprechen."

Eine Ovation. Als die bekannte Sängerin Madame Desiré Artôt mit ihrem Gatten und dem Pianisten Sternberg unter dem Impresariat eines Herrn Denis eine Künstlerfahrt durch den Kaukasus unternahm, die sie selbst schildert, gab der Gou-

Digitized by Google

verneur von Orenburg, der Hauptstadt des gleichnamigen Gouvernements am Ural, den Künstlern zu Ehren ein großes Diner. Eine Kosakenkapelle machte dabei die musikalischen Honneurs. Madame Artôt äußerte bei Tische gegen ihren galanten Wirth ihre Bewunderung über die dortigen herrlichen Pferde. Der Gouverneur hörte das Lob der Künstlerin mit geschmeicheltem Lächeln, und bat dann um ein paar Minuten Urlaub. Als er wieder erschienen war, nahm er die Konversation mit der Künstlerin sofort in der gentlemanlikſten Weise auf, bald nachher aber öffneten sich die Flügelthüren des Saales und ein Kosak in voller Gala führte einen prächtigen, turkmenischen jungen Hengst herein. Der Gouverneur erhob sich und sich artig gegen die Sängerin verbeugend, sagte er mit verbindlikſter Courtoiſie: Ich bin entzückt, gnädige Frau, daß unsere Pferde Ihnen gefallen. „Haben Sie die Gnade, Madame, diesen zahmen Turkmenen zur Erinnerung an uns Wilde annehmen zu wollen."

Recht gemacht. Gottsched kam von Wien zurück nach Leipzig, und erzählte seinem Kollegen Professor Mens, man habe ihm den Adel angeboten, er aber habe abgelehnt. „Das haben Sie recht gemacht, Herr Kollege. Ich hätte gerade so gehandelt, denn ich hätte mich nun mögen de Mens oder a Mens nennen, immer hätte man gelacht."

Rezept zu Epigrammen. Der unter dem Pseudonym Peter Pindar bekannte witzige Satiriker John Wolcot wurde einst in einer Gesellschaft gleich geistreicher, wie munterer Männer scherzhaft aufgefordert, das Rezept zu seinen Epigrammen zum Besten zu geben. Wolcot antwortete nach kurzem Nachdenken:

„Nimm eine Dosis Witz
Und fädle ihn in eine Nadelspitz:
Mit Nadelspitz und Faden fein,
Dring' dann auf Thorheit und Laster ein."

An Ort und Stelle. Als Klingemanns „Faust" auf der Braunschweiger Bühne aufgeführt war, lobte man auch in einer Gesellschaft die Dekorationen, insbesondere die der Hölle. Ein alter, stark im Rufe des Atheismus stehender Professor, der aber, wie stadtbekannt, ein arger Pantoffelknecht war, nannte die Höllendekoration indeß kleinlich und lächerlich, obgleich sie sein eigener, bei ihm wohnender Neffe entworfen und gezeichnet hatte. Allerdings bestand zwischen Onkel und Neffen kein besonders inniges Verhältniß, da der Neffe in Bezug auf den Glauben des Onkels entschiedenster Widerpart war. „Kleinlich und lächerlich, die Höllendekoration, Herr Professor?" fragte die ebenfalls anwesende Gattin Klingemanns, eine sehr geistreiche Künstlerin, „und wie hätten Sie sich denn die Hölle gedacht?" „Mir die Hölle gedacht? Ich? hm! gnädige Frau, Sie wissen doch, daß für mich eine Hölle überhaupt ebensowenig existirt, wie ihr sogenannter Gegensatz: der Himmel." „Ei, Herr Professor, welcher Widerspruch! Klagten Sie mir doch erst ganz kürzlich, Ihre Frau mache Ihnen das Haus zur Hölle; sollte da nicht Ihr Neffe seine Studien zu seiner Höllendekoration sozusagen an Ort und Stelle gemacht haben?"

Edelmuth einer Künstlerin. Der bekannte nachmalige Finanzpächter unter Ludwig XV., Bouret, liebte in seiner Jugend die ebenso schöne als berühmte Schauspielerin Mlle. Gaustin. Um ihr seine Liebe zu beweisen, gab er ihr kurz vor der Zeit, wo ihm die Pacht der Finanzen für mehrere Departements zugeschlagen werden sollte, einen Blankowechsel, um ihn, wenn sie wollte, nach Belieben auszufüllen. Die Gaustin präsentirte viele Jahre den Wechsel nicht. Als aber Bouret bereits längst Generalpächter und der reichste Mann Frankreichs geworden, und seiner einstigen Liebe zu der schönen Künstlerin kaum noch gedachte, erinnerte er doch sich eines Tages des verhängnißvollen Papiers mit seiner Unterschrift und sandte einen Unterhändler zu Mlle. Gaustin mit dem Auftrage, ihr für Hergabe des Wechsels eine bedeutende Summe zu bieten. „Ich werde den Wechsel Herrn Bouret noch heute durch meinen Notar präsentiren lassen, mein Herr". Mit diesen Worten wies die Künstlerin kalt und ernst den Unterhändler zurück. In begreiflicher Aufregung erwartete der Millionär den Notar mit dem Wechsel. Konnte die Schauspielerin nicht sein ganzes Vermögen fordern? Der Notar kam. „Der Wechsel der Gaustin, mein Herr?" fragte Bouret hastig, „wie viel, Herr Notar, wie viel?" „Sehr viel, mein Herr, ungeheuer viel! Sie werden doch ohne Klage zahlen?" „Ich werde!" murmelte Bouret erbleichend. „So lesen Sie die Summe selbst!" entgegnete der Notar und überreichte den Wechsel, der in einem verschlossenen Couvert steckte. Bouret riß das Couvert auf, irren Blickes suchten seine Augen die Summe, doch was fanden sie? Nur die Worte: „Ich zahle gegen diesen Wechsel an Mlle. Gaustin meine lebenslängliche Erinnerung an unsere Liebe."

Digitized by Google

Kleine Bosheiten.

In gesellschaftlichen Apophthegmen von Susanna Gräfin S—k.

Für den prickelnden Reiz der Magdalenen-Narden sind die Nerven der Männer überall gleich empfindlich.

Männer, die eine effektvolle Beschreibung der Schlange, die Eva verführte, zu geben wissen, werden bei den Frauen aller Welt den Ruf erwerben, Geist zu haben.

Engherzig nur, von kleiner Seele, niedrigem Sinn, ist der Mann, der einer Frau, die ihm in der Gegenwart das volle Glück schenkt, Vergangenes vorhält.

Die Gespräche der Männer beginnen nicht selten mit dem Universum, immer aber endigen sie mit den Frauen.

Wie in der Liebe, sind die Männer auch inkonsequent im Haß.

Das größte Unrecht einer Frau den Männern gegenüber ist, Recht zu haben.

Hartmann's Philosophie des Unbewußten? Ein schweinslederner Scholiast auf dem Putztisch einer Dame!

Don Juan? Mythe, Ammenmärchen! Durchschauert es wohl auch nur ein wahres Weib ahnungs- oder erinnerungsvoll einem modernen sogenannten Don Juan gegenüber?

Gelehrte Frauen? Allerbarmer! Pauline Cäsar sprach nie ein Wort richtig aus, kannte niemals den Unterschied zwischen Dativ und Akkusativ, und war dennoch imstande, den geistvollsten Männern ihrer Zeit die größten Leidenschaften einzuflößen.

Unser Bildertisch.

Ein Kleeblatt. (Mit Illustration.) Ein gemüthliches Kleeblatt, das auf unserm Bilde bei einer Skatpartie sitzt. Die beiden jovialen alten Herren sind wohl der Oberförster und der Arzt des Dorfes, die mit dem hochwürdigen Pfarrer ein Spielchen machen, denn die beiden alten Knaben haben ein so weltliches Ansehen, wie der jüngere Herr ein geistliches Air. Und es ist auch eine weltliche Freude, die ihnen aus den gutmüthigen Augen leuchtet, als sie des geistlichen Herrn verhängnißvolles Ausspielen erwartend, ihm die nahe Niederlage ansehen. Die drei Figuren sind von Meister Eduard Grützner — dem Maler der Jäger und Mönche par excellence — vortrefflich charakterisirt. Dem Arzt sieht man den Epikuräer an, den gewaltigen Esser vor dem Herrn; auch der Forstmann verschmäht nicht ein kräftiges Mahl; sein Lieblingsgetränk ist Bier, während der Arzt sich mehr dem Wein ergeben hat. Beide leisten sie Virtuoses im Erzählen von Schelmenstückchen, Anekdoten und Witzen, in denen der Doktor, natürlich ein Freigeist, nicht ganz zart ist. Daß der Forstmann die abenteuerlichsten Jagdgeschichten à la Münchhausen auftischt, ist selbstverständlich. Das geistliche Glied des Kleeblattes ist ein etwas linkischer, unbeholfener, aber gelehrter junger Mann; daß er zur Partei Majunkes gehört, merkt man ihm auch an; sonst ist er harmlos und gutmüthig. In zehn Jahren sieht er wohl anders aus; da hat ihm die Pfarrersköchin ein eben solches Ränzlein angemästet, wie es der Förster und der Doktor heute haben. Dann ist der Herr Pfarrer auch ein jovialer Herr geworden, für den die Wissenschaften nunmehr zu den überwundenen Standpunkten gehören.

Die Familie Braun. (Mit Illustration.) Braun, wie den Bären schon die alte deutsche Thierfabel nennt, ist ein kurioser Bursche. „Kein anderes Raubthier", sagt Tschudi, „ist so drollig, von so gemüthlichem Humor, so liebenswürdig, als der gute Meister Petz. Er hat ein gerades, offenes Naturell ohne Tücke und Falsch. Seine List und Erfindungsgabe sind ziemlich schwach. Was der Fuchs mit Klugheit, der Adler mit Schnelligkeit zu erreichen sucht, erstrebt er mit gerader offener Gewalt.

Digitized by

An Plumpheit dem Wolfe ähnlich, ist er doch von ganz anderer Art, nicht so gierig, reißend, häßlich und widerwärtig. Er lauert nicht lange, sucht den Jäger nicht zu umgehen oder von hinten zu überfallen, verläßt sich nicht in erster Linie auf sein furchtbares Gebiß, mit dem er alles zerreißt, sondern sucht die Beute erst mit seinen mächtigen Armen zu erwürgen und beißt nur nöthigenfalls mit, ohne daß er am Zerfleischen eine gierige Mordlust bewiese, wie er ja überhaupt, als von sanfterer Art gern Pflanzenstoffe frißt. Seine ganze Erscheinung hat etwas Edleres, Zutraulicheres Menschenfreundlicheres, als die des mißfarbigen Wolfes. Er rührt keine Menschenleiche an, frißt nicht seinesgleichen, lungert nicht des Nachts in dem Dorfe herum, um ein Kind zu erhaschen, sondern bleibt im Wald, als seinem eigentlichen Jagdgebiet. Der Wolf macht oft, besonders im Herbst und Winter, Streifzüge von 40 bis 50 Meilen; der Bär geht selten 10 bis 15 Meilen weit von seiner Höhle. Doch macht man sich öfters von ihm, in Bezug auf seine Langsamkeit, unrichtige Vorstellungen, und namentlich, wenn er in Gefahr geräth, verändert sich sein ganzes Naturell bis zur äußersten Wuth."

Das Katzenfrühstück. (Mit Illustration.) Ein allerliebstes gemüthliches Bildchen, der hübsche Blondkopf mit der Milchschüssel, zu dessen Füßen sich eine kleine Katzenfamilie miauend, schnurrend und bettelnd umhertreibt. Es herrscht namentlich zwischen der Katzenmama und dem kleinen Mädchen ein trauliches Verhältniß, welches auf die sichere Basis der Nahrung- und Obdachertheilung gegründet ist. Freilich stehen die Katzen meist besser mit dem schwächeren als mit dem stärkeren Geschlecht. Ob vielleicht einige Charakterähnlichkeit — doch wir wollen nicht vorgreifen, sagt Paula Erbswurst. Jedenfalls haben sich die Katzen durch die Erfindung des Katzenjammers an den Menschen für viele Verleumdungen gerächt, obwohl auch der Katzenjammer von den Menschen sehr mißverstanden wird. Wenigstens klagt Scheffels Kater Hiddigeigei:

O die Menschen thun uns Unrecht
Und den Dank such' ich vergebens,
Sie verkennen ganz die feinern
Seiten unsres Katzenlebens.

Und wenn einer schwer betrunken
Niederfällt in seiner Kammer,
Und ihn morgens Kopfweh quälet,
Nennt er's einen Katzenjammer.

Katzenjammer, o Injurie!
Wir miauen zart im Stillen,
Nur die Menschen hör' ich oftmals
Grausam durch die Straßen brüllen.

Ja sie thun uns bitter Unrecht,
Und was weiß ihr rohes Herze
Von dem wahren, tiefen, schweren,
Ungeheuren Katzenschmerze?

Auf der Alm. (Mit Illustration.) Ein stimmungsvolles Frühlingsbild ist die gemüthliche Situation auf der Alm, die unser letztes Bild uns vorführt. Die Sennerin bewillkommnet ihre heimkehrenden Kühe; das ist ein höchst einfaches Motiv und dennoch ruft die Scenerie des Bildes jedem Alpenfreund die schönen Natureindrücke in das Gedächtniß zurück, die er hoch auf der Alm von der Majestät der Alpenwelt empfangen.

Salonpost.

Herrn Professor O. K. in Reutlingen. Ihren sympathischen Gruß „an den Dichter der „Renate":

„Freut es Dich, wenn eine Seele
Du erfüllt mit höchster Lust —
Nimm von mir „des Dankes Zähre"
Nimm den Dank aus tiefster Brust!"

haben wir an seine Adresse gelangen lassen. Ihnen und vielen andern Lesern des „Salon" können wir hierdurch anzeigen, daß „Renate" in reizend geschmackvoller Ausstattung, als echtes Geschenkwerk, namentlich für Damen bestimmt, im Verlage von A. H. Payne in Reudnitz-Leipzig demnächst erscheinen wird.

Digitized by Google

Nr. 1. Matinée.

Digitized by Google

Nr. 1. Matinée.

Sie beſteht aus crèmefarbiger Surah und granatrothem broſchirten Sammet. Die Weſte von granatrothem geblumten Sammet öffnet ſich über einem gänzlich in Röhrenfalten gelegten Chemiſette aus Surah. Am Hals eine Krauſe von Tollfalten, und der ganzen Länge der Chemiſette hinunter zieht ſich ein Spitzenjabot. Die weiten Aermel werden ebenfalls in Tollfalten gelegt und an den Ellbogen mit einer

Nr. 2. Kinder-Peliſſe.

Nr. 3. Kinder-Peliſſe.

Spange von granatrothem Sammet mit einer ebenſolchen Schleife obenauf zuſammengehalten.

Nr. 2 u. 3. Kinder-Peliſſe.

Der erſte Mantel iſt geſtickt und von einem ebenſolchen Volant umgeben, die Taille der Peliſſe iſt mit zwei ebenſolchen beſetzt. Bei der anderen beſteht der Rock aus einem breiten geſtickten Pliſſé und einer glatten Taille. Geſtickte Pelerine, welche mit einem ſolchen Volant umgeben iſt. Verziert mit einer Ottomanſchleife und Gürtel

Digitized by Google

Nr. 4 u. 5. Kinder-Anzüge.

Der Rock ist von grau- und rosaschillerndem Taffet und in Plissé-Falten gelegt, auf welcher ein gestickter Volant fällt. Die Taille ist am Rücken in Falten gezogen. Mehrere Reihen kleiner Puffen begrenzen den Volant und verbinden denselben mit der Taille. Graue Ottomanen-Schleife mit roth und rosa broschirt. Aermel und Musketier-Kragen von englischer Stickerei wie der Volant.

Nr. 6 bis 8. Promenaden-Anzüge.

Nr. 6. Anzug von gestreiftem und broschirtem Wollenstoff. — Runder Rock mit zwei hochhinaufgehenden Plissé-Falbeln. Tunika vom gleichen Stoff mit Sam-

Nr. 4. Kinder-Anzug.

Nr. 5. Kinder-Anzug.

met verziert in Schürzenform nach den Hälften drapirt und zu einem Puff geordnet, welcher hinten abgerundet ist. Taille, viereckig ausgeschnitten, mit einem Chemisette von Innen heraus. Stehkragen von Sammet, Aermel unterhalb des Ellbogens mit einem Sammet-Aufschlag besetzt. Ringelchen von rubinrothem Sammetband umgeben die Taille.

Nr. 7. Der zweite Anzug ist von à la Pompadour gestreiftem Foulard und Stickerei. Der runde Rock ist mit drei Volants von englischer Stickerei besetzt. Die Tunika ist vorn zu einer Spitze geordnet, auf der rechten Seite heraufgenommen und durch eine herabhängende lose Sammetschleife zurückgehalten unter den Puff. Taille mit rundem Schooß und zwei gestickten Volants am Rande, gestickte Halskrause und Fischü. Rücken in Prinzeßform beschließt ein Puff von drei großen flachen Hohlfalten. Aermel am Ellbogen mit Marquisen-Volants. Sammetschleifen auf den Aermeln, sowie am Schluß des Kragens.

Digitized by Google

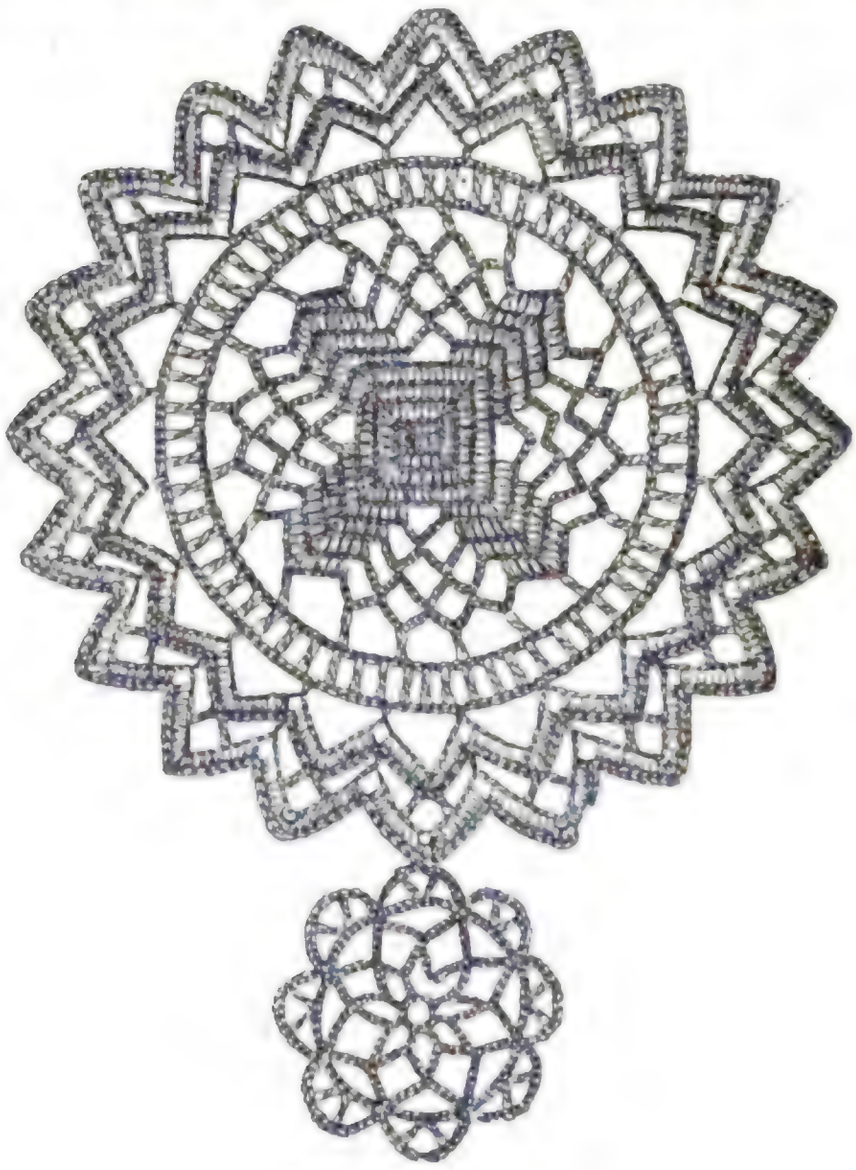
Nr. 6 bis 8. Promenaden-Anzüge.

Digitized by Google

Nr. 8. Anzug für Kinder von 8 bis 10 Jahren — Costüm von crèmefarbener Voile mit Caschmir-Muster Das Vorderstück ist mit rubinrothem Sammet eingefaßt, hinten in einem Faltenfächer endigend Polonaise über einem gefältelten Chemisette vom nämlichen Stoffe, mit einem gestickten Jabot An der Seite, am Hals und an der Taille mit einer Sammetschleife, sowie hinten als Puff einer sehr reichlichen ebensolchen von rubinrothem Sammet.

Nr. 9. Gehäkelter Stern

Man beginnt die Arbeit in der Mitte mit festen Maschen ein Viereck bildend. Diese werden auf den Ecken fortgesetzt und durch Luftmaschen getrennt. Ein Stäb-



Nr. 9 Gehäkelter Stern.

chen-Ring umgiebt das Mittelstück und zwei Reihen Zacken beschließen den Stern. Der Kleine besteht aus Luftmaschen.

Nr. 10. Gehäkelter Stern.

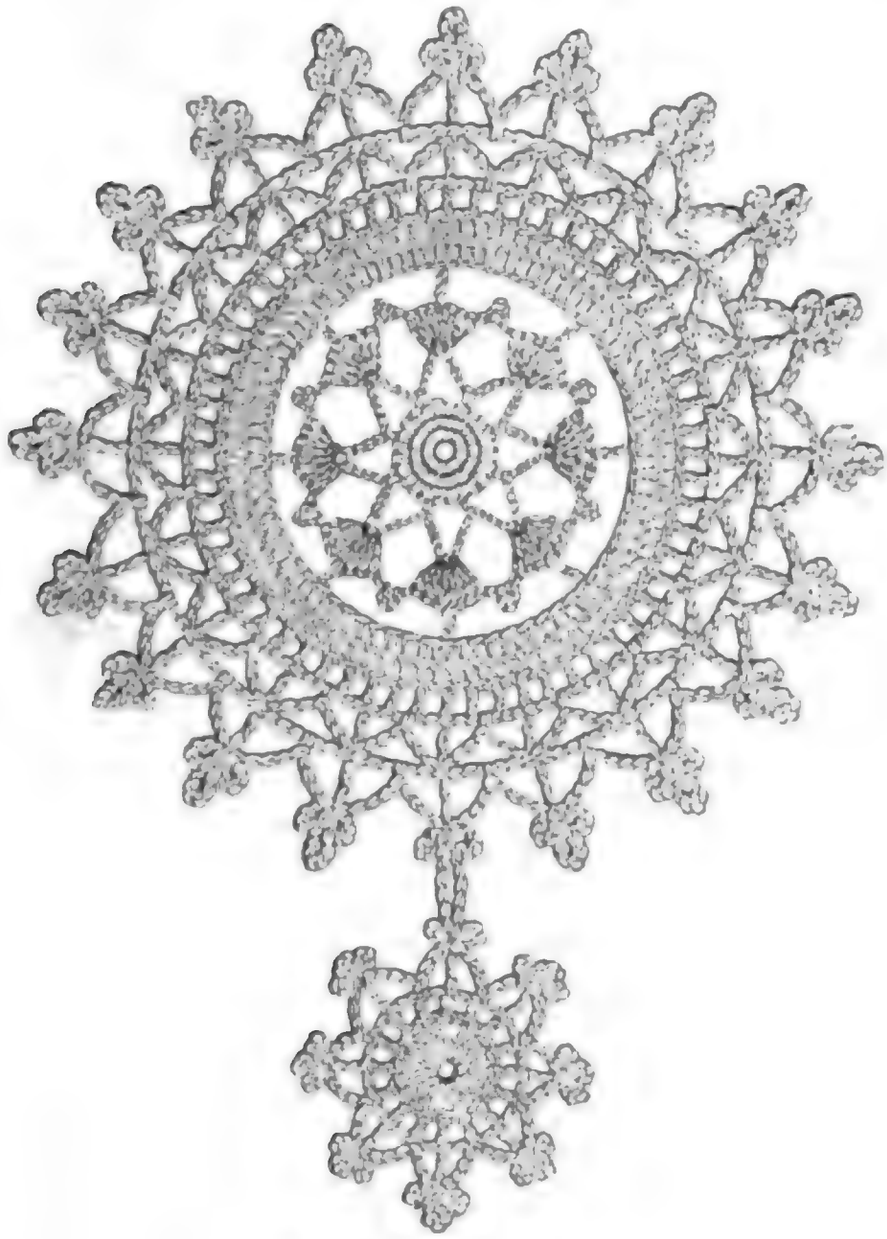
Der zweite Stern beginnt auch in der Mitte mit 5 Luftmaschen, welche zu einem Rund geformt und mit zwei Reihen glatten Maschen überhäkelt werden. **3. Reihe:** 7 Luftmaschen, 1 feste Masche, achtmal wiederholt. — **4. Reihe:** In die Mitte der 7 Luftmaschen häkelt man 5 Stäbchen in dieselbe Masche und formt dann 1 Picot. — **5. Reihe:** 1 Stäbchen in die Mitte der 5 Stäbchen der vorigen Tour, 9 Luftmaschen, 1 Stäbchen. — **6. Reihe:** Stäbchenmaschen. — **7. Reihe:** Stäbchenreihe mit Luftmaschen dazwischen. — **8. Reihe:** 1 feste Masche, 3 Luftmaschen, 1 Stäbchen, 3 Luftmaschen, 1 Stäbchen. — **9. Reihe.** 7 Luftmaschen, 1 feste Masche auf die Stäbchen

Digitized by Google

der vorigen Tour. — 10. Reihe: 1 feste Masche in die 7 Luftmaschen, der vorigen Tour 4 Luftmaschen, 1 Stäbchen, 5 Luftmaschen; diese werden zusammengenommen und noch zweimal wiederholt, wodurch ein Blättchen entsteht, 4 Luftmaschen, 1 feste Masche. Der kleine Stern ist ähnlich.

Nr. 11 u. 12. Promenaden-Anzüge.

Nr. 11 Costüm von mausegrauem Alpaga und kastanienbraunem Sammet. — Der Rock ist unten herum mit einem feinen Gekräusel besetzt. Er öffnet sich auf der Seite über einen eingesetzten Plissé und ist mit hellkastanienbraunem Sammet



Nr. 10. Gehäkelter Stern.

besetzt, welcher zu beiden Seiten das Plissé begrenzt. Tunika mit einem Plissé versehen, welches unterhalb wieder heraufgenommen und nach der Seite sich unter den Puff mischt. Unter der Brust geöffnetes Jäckchen, welches sich nach oben über einer Halbweste von Sammet durch Goldknöpfe schließt. Aufschläge von hellkastanienbraunem Sammet.

Nr. 12. Costüm von blau- und aurorafarbigem Batist und von mit Sammetstreifen durchzogener Gaze. — Rock von Gaze mit Sammetstreifen auf einen unteren von Taffet, welcher am Rande mit einem Plissé besetzt ist. Tunika von Batist, an der Seite in geregelte Falten hochgenommen, welche dann wieder zurückfallen. Taille von Gaze mit Sammetstreifen mit ausgezacktem Schooß. Die Vorderseite, welche sich über einem Chemisette von indischer Crème-Gaze öffnet,

Digitized by Google

ist ebenfalls ausgezackt. Aermel-Aufschläge sowie Stehkragen am Chemisette sind von Sammet, die Streifen querlaufend.

Nr. 11 u. 12. Promenaden-Anzüge.

Redaktion, Verlag und Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig.

Digitized by Google

Aller Anfang ist schwer.

Nach dem Originalgemälde von Emma Müller.

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Goldfisch.

Ein Bild aus dem Leben von A. W. Gellrich.

Der Ball neigt sich seinem Ende zu; die meisten Paare schickten sich bereits zum Gehen an. In der Vorhalle des Saales war ein junger Mann von eleganter Figur beschäftigt, einer nicht mehr ganz jugendlichen Dame beim Anziehen des Mantels behilflich zu sein. Dann wandte er seine ganze Galanterie dem neben dieser stehenden jungen Mädchen zu und erhaschte dabei eine Gelegenheit, wo er ihr mit vielsagendem Blick zuflüstern konnte: „Auf Morgen also, theuerste Betty!“

Ein verschämter Augenaufschlag und ein verstohlener Händedruck waren darauf die Antwort. Dann begleitete der Kavalier die beiden Damen nach ihrem Wagen, wo er sich von ihnen verabschiedete, nicht ohne zuvor der älteren Dame devot die Hand geküßt zu haben. Er selbst ging jedoch noch nicht, sondern begab sich wieder hinauf nach einem Nebenzimmer des Tanzsaales.

Im Gehen murmelte er vor sich hin: „Die Kleine wäre also so weit, Gott sei Dank!“ Dabei schoß ein triumphirender Blick aus seinen schwarzen Augen.

Im Nebensaale war an einem Seitentische eine kleine Herrengesellschaft zusammengeblieben, lauter Bekannte des Assessors. Zu diesen setzte er sich nun und rief dem Kellner zu, noch eine Flasche Sekt zu bringen.

„Du siehst ja unendlich siegesbewußt aus“, sagte einer der Freunde spöttelnd zu ihm. „Goldfisch Nummer zwei ist also wohl richtig an der Angel?“

Der Assessor begnügte sich, überlegen zu lächeln.

„Wieso Goldfisch Nummer zwei?“ fragte ein anderer.

„Ah so, Sie wissen nicht“, gab der Gefragte zurück, daß dieser gewerbsmäßige Herzensbrecher, der Assessor da, ehe er hierher versetzt wurde, da oben in Königsberg bereits einmal einen fetten Goldfisch so gut wie gefangen hatte. Freilich ging er ihm im letzten Moment wieder aus dem Netze.“

Digitized by Google

„Erzähle doch, Assessorchen, was war eigentlich der Grund dazu? Wir sind ja hier ganz unter uns."

„Was wird's gewesen sein", beantwortete der Assessor diese Frage, indem er selbstbewußt, nachlässig über seinen Schnurrbart strich. „Die lächerliche Einbildung jener kleinen Hexe, daß sie durchaus meine erste Liebe sein sollte, war die Schuld daran. Hatte ihr etwas Aehnliches allerdings vorgeredet, wenn ich auch freilich fast zu derselben Zeit ein Verhältniß mit einer kleinen, hübschen Näherin hatte. Mein Gott, was konnte ich dafür, daß dieses niedliche Ding so in mich vergafft war, daß es mir nicht gelang, sie schnell genug abzuschaffen. Ich wollte es doch hübsch ruhig thun, damit kein Eklat entstände. Mittlerweile kam aber etwas davon zu den langen Ohren der Verwandten meiner Braut, denn das war sie beinahe, und — die Sache ging aus dem Leim."

„Nun, Du scheinst im besten Zuge zu sein, Dir dafür vollgiltigen Ersatz zu verschaffen. Hast ja den ganzen Abend, so viel ich gesehen habe, fast ganz allein mit der kleinen Betty Wallhofen getanzt. Scheint Euch schon sehr nahe gerückt zu sein, habe wenigstens einige kleine Blickchen aufgefangen, die danach aussahen."

„Nun, die Sache dürfte sich machen", meinte der Assessor gelassen.

„Also wirklich schon so weit?" sagte ein noch ziemlich jugendlich aussehender Referendar, der mit am Tische saß, mehr für sich als für die andern. Dabei glitt ein trüber Schatten über seine etwas schwärmerischen Züge, und er versank in ein trauriges Brüten. Die andern achteten jedoch nicht auf ihn, sondern setzten munter ihr Gespräch fort, zumal der Wein ihre Redseligkeit noch erhöhte.

„Kapitaler Fang das, wenn er Dir jetzt wirklich glückte", nahm der Sprecher von vorhin wieder das Wort, „die kleine Wallhofen soll ihre 100,000 Thaler haben. Beharrlichkeit führt zum Ziel! Das hat sich unser Assessor zum Grundsatz gemacht. Wie lange ist es her, da holt er sich bei Goldfisch Nummer eins einen Korb und heute scheint er schon wieder bei Goldfisch Nummer zwei Hahn im Korbe zu sein."

„Na, na, man soll den Tag nicht vor dem Abend loben", meinte ablehnend sein Nachbar.

Der Assessor hatte inzwischen eifrig dem Weine zugesprochen; war er doch mehrere Stunden hindurch nichts als galanter Kavalier gewesen. Er hob sein Glas und rief übermüthig: „Was gilt die Wette, binnen heut und drei Wochen bin ich mit Fräulein Wallhofen verlobt!"

Die anderen gingen auf den Scherz nicht ein. Vielmehr wandte sich einer der Freunde mit seiner dünnen, scharfen Stimme mit der Frage an den Assessor: „Sagen Sie 'mal, lieber Assessor, mit der sogenannten Liebe haben wohl ihre Brautwerbungen nicht viel zu schaffen?" Der Frager war der solideste aus der Gesellschaft. Die andern lachten über diese direkte Interpellation.

Der Assessor ließ sich jedoch durch dieselbe in seiner Ueberlegenheit nicht beirren. Er leerte sein Glas, lehnte sich bequem hinten über und sagte, seine Tischgenossen von oben her musternd: „Ich sehe aus Eurem Gelächter, Kinder, daß Ihr der Meinung seid, Kollege Werner habe mit dieser Frage einen wunden Punkt bei mir berührt. Wer weiß, ob Ihr nicht sogar im Innersten Eurer freundschaftlichen Em-

Digitized by Google

pfindungen im Zweifel seid, ob Ihr mich nicht ein wenig des Industrie-Ritterthums oder dergleichen beschuldigen solltet. Hört also meine Meinung: Ich bin in diesem Punkte Philosoph und verfolge ganz bestimmte Grundsätze. Seht, unser heutiges Leben ist von einer entzückenden Mannigfaltigkeit, wie nie zuvor. Man braucht sich z. B. nur in einer großen Stadt niederzulassen und frei und unabhängig zu sein — und man kann im Umkreise weniger Straßenlängen die interessantesten Menschen, die alle Lebens- und Bildungsformen des ganzen Jahrhunderts in sich darstellen, man kann die merkwürdigsten Charaktere, die wunderbarsten Vorgänge und die bedeutendsten Erlebnisse gleichsam wie Austern einschlürfen: die ganze Welt mit ihren Genüssen, von der Ueberkultur des Seine-Babels bis zu den Urwaldwundern Centralafrikas liegt heutzutage, wo man keine Entfernungen mehr kennt, wie eine große Speisekarte vor demjenigen aufgeschlagen — der die Zeche bezahlen kann.

„Nun seht mich an. Ich bin Assessor, werde nach dem gewöhnlichen Lauf der Dinge nächstens nach irgend einem kleinen polnischen Neste verschickt werden, um dort mein Dasein damit zuzubringen, die Streitigkeiten zwischen betrunkenen Bauern zu schlichten. Als höchster Lohn dieser nützlichen Thätigkeit bleibt mir die Aussicht, wenn ich alt und grau geworden sein werde und hinreichend Aktenstaub — nach Ansicht des Ministers — in mir habe, nach einem Orte zu gelangen, wo die Barfußgehenden in der entschiedenen Minorität sind und die Bildung wild wächst. Das ist alles! Was auch während dieser Zeit zwischen Himmel und Erde vorgehen möge, und wäre es noch so interessant, ich muß davon fern bleiben. Denn ich muß ja in Posemukel sitzen und eine wichtige Miene dazu machen, wenn ein Bauer dem andern eine Gans stiehlt. Und warum das? Weil es mir an Mitteln fehlt, um Herr meiner Tage, meiner Kräfte zu sein, kurz — aus Mangel an Geld, das heutzutage überall die Thore öffnet. Warum soll ich also als vernünftiger Mensch nicht suchen, mich dieser Zauberruthe zu bemächtigen? Die beste und kürzeste Art, dies zu thun, ist aber eine reiche Heirat, ergo bemühe ich mich nach einer solchen mit allen Kräften. Habe ich recht oder unrecht?"

„Leider hast Du recht", bestätigte man ihm von allen Seiten.

„Nun gut", nahm der Assessor seine tiefsinnige Auseinandersetzung wieder auf. „Ihr werdet sagen, daß dabei die „sogenannte Liebe", wie Freund Werner sich vorhin ausdrückte, kurz, der Antheil des Gemüths an der Sache etwas ins Hintertreffen kommt. Denn vermöge der Unvollkommenheit der menschlichen Dinge, die ja recht bedauerlich ist, sind ja freilich die weiblichen Wesen, die besagte Zauberruthe besitzen, recht selten gerade identisch mit denjenigen, denen man mit allen Fibern entgegenstrebt. Aber gehen wir der Sache auf den Grund. Seht Euch unsere wohlerzogenen jungen Damen an, gleichen sie nicht fast wie ein Ei dem andern? Ihr könntet hier in unserm noblen Stadttheil Straße für Straße gehen, in jedem Hause fändet Ihr zwei, drei und mehr junge Mädchen. Eine wie die andere sind sie in die obligate Töchterschule gegangen, die meisten sogar in dieselbe, eine wie die andere sind sie dann einige Jahre klavierbeflissen durch dieselben Straßen getrippelt, großstädtische Backfischideen im Köpfchen, die sich

Digitized by Google

wiederum so ähnlich sind wie die Musikmappen, die sie dabei unter dem Arme tragen. Sie haben zu Hause dieselben langweiligen Gespräche über Familien- und Zeitungsklatsch angehört und dieselben zimperlichen Wohlanständigkeitsbegriffe eingesogen: was macht es also weiter aus, ob man die eine oder die andere zum lebenslänglichen Sichangewöhnen aussucht, was man Ehe nennt? Die eine ist etwas schnippischer, die andere ein wenig sentimentaler, die dritte etwas phlegmatischer — aber für einen Mann, wie ich bin, der seine vierunddreißig Jahre zählt und der mit Schaudern an das Unglück zurückdenkt, was daraus entstanden wäre, wenn er gleich seine erste Liebe zum Weibe erhalten, und jetzt entsetzlicherweise seine vier bis fünf Kinder und seine Zipfelmütze über den Ohren hätte, ist das immer — derselbe Urbrei. Wer giebt mir Unrecht?"

Der Assessor sah triumphirend über die Beweiskraft seiner Argumente fragend um sich.

„Du hast ja recht", erscholl es von allen Seiten, „es ist ja wahr. Aber freilich —" setzten einige nachdenklich hinzu.

„Ach was, „freilich!" Nehmt Euer Glas und stoßt mit mir an auf mein Glück bei der demnächstigen Werbung! Sehr demnächstig, kann ich Euch sagen." Die andern lachten und stießen munter mit ihm an.

Nur der junge Mann mit dem schwärmerischen Gesicht that es nicht, sondern blieb in Gedanken versunken sitzen.

Es war spät, und man erhob sich endlich. Der Assessor war der erste, der nach Hause ging.

„Er mag sagen, was er will", sagte einer der Zurückgebliebenen zu seinem Nachbar, „nach meinem Geschmacke wäre diese Art Heiratsjägerei nicht."

„Was willst Du, er hat recht, er versteht seine Zeit", antwortete ihm jedoch dieser.

„Ach was, Zeit! Was der da sagt, klingt ja meinetwegen ganz gut. Aber es sind Phrasen, wie man sie wohl einmal einem Buche nachspricht. Um jedoch danach wirklich zu handeln, dazu muß man eben sein, was der Assessor ist — ein blasirter Egoist."

* * *

Es war am nächsten Morgen und schon ziemlich spät; denn die Wintersonne hatte sich bereits aufgemacht und schien hell und klar durch die Spiegelscheiben einer eleganten Wohnung, deren Inneres auf den ersten Blick verrieth, daß weiblicher Sinn darin waltete.

„Guten Morgen, liebe Tante!" begrüßte eintretend ein junges Mädchen die stattliche ältere Dame, die ihrer wartend im angenehm durchwärmten Frühstückszimmer saß. „Wie hast Du geschlafen, Tantchen?"

„O, ich danke, recht gut; Du weißt ja, ich schlafe immer prächtig. Aber bei Dir scheint das nicht der Fall gewesen zu sein. Du siehst so blaß aus, mehr als dies trotz der halbdurchschwärmten Nacht eigentlich bei Dir jungem Dinge der Fall sein sollte."

Das Mädchen erröthete ein wenig und sagte verlegen: „Ich gestehe es, ich habe wenig geschlafen; der Ball muß mich wohl zu sehr aufgeregt haben."

„So, so", sagte die Tante, deren Aeußeres übrigens noch so an-

Digitized by Google

genehm und jugendlich war, daß es zu dem hergebrachten Begriff des Tantenhaften noch nicht recht stimmen wollte. „Sollte daran wirklich bloß der Schlaf Schuld gewesen sein?“

Das junge Mädchen erröthete wieder verlegen, sagte aber nichts, sondern nahm schweigend das Frühstück ein; aber es wollte ihr nicht recht munden. Es schien sie etwas zu bedrücken und beklommen zu machen. Die andere sah das wohl, that aber, als bemerke sie es nicht. Kaum war jedoch das Frühstück vorüber und das Geschirr vom Mädchen entfernt worden, da warf sich die junge Dame ihrer ältern Gefährtin an die Brust und flüsterte ihr, hochroth im abgewandten Gesicht zu: „Tantchen, ich habe Dir etwas zu sagen.“

Diese zog sie sanft neben sich, legte den Arm um ihre Schulter und sagte freundlich: „Sprich, Kind, was ist es?“

„Tantchen“, begann das junge Mädchen verwirrt, „ich war gestern — — der — — o Gott, ich weiß nicht, wie ich es sagen soll.“ Sie barg aufgeregt ihr Gesicht an dem Busen der Tante.

„Aber Kind, Betty, so sprich doch! Du weißt, ich betrachte mich wie Deine Mutter, und einer Mutter darf man alles sagen.“

„Tantchen“, begann das junge Mädchen wieder muthiger, „der Assessor Hammerstein hat mich — gestern — um — meine — Hand gebeten.“

„Was sagst Du? Der Assessor —“ fuhr die Tante erschrocken auf. „Kind, Du scherzest!“

„Nein, Tantchen, ich scherze nicht; gestern — — beim Ball, in aller Form.“

„Schöne Form das“, sagte die Dame unmuthig. „Nun und Du, was thatest Du?“

„Ich, Tantchen — ich — sagte nicht nein. Ich war so überrascht und erschrocken“, setzte sie wie entschuldigend hinzu.

„Aber, Kind, Du kennst ja den Mann kaum.“

„Doch, Tantchen, ich habe ihn gewiß schon sechsmal gesehen.“

„Und das nennst Du ihn kennen?“

„Ja, Tantchen, ist das nicht immer so? genügt das nicht, um sich lieben zu können? Und Tantchen, ich — ich liebe den Assessor.“ Sie wandte ihr Gesicht, von neuem erröthend, noch tiefer ab.

„Das heißt, Du glaubst ihn zu lieben! Und er — er hat Deine Unerfahrenheit benutzt und Dich mit seinem Geständniß überraschen wollen.“

Die Tante sagte es herb, fast streng.

„Sprich nicht so von ihm“, bat das junge Mädchen. „Er ist ein edler und ein so liebenswürdiger Mann. Du selbst hast ihn ja liebenswürdig gefunden.“

„Liebenswürdig — das mag schon sein. Aber was weiß ich, was Du davon, ob er Herz und Gemüth hat. Und das ist doch die Hauptsache.“

„O, gewiß hat er das; ich bin davon fest überzeugt“, sagte das junge Mädchen eifrig. „Du wirst Dich selbst schon noch davon überzeugen, wenn Du ihn noch näher kennen lernst. Und dazu — Tantchen — bietet sich — Dir heut noch Gelegenheit. Denn siehst Du, ich habe natürlich meine Einwilligung von Deiner Zustimmung ab-

Digitized by

hängig gemacht, und er hat mich um die Erlaubniß gebeten, daß er uns heute seinen Besuch machen dürfe, um bei Dir seinen Antrag zu wiederholen."

„Wie, heute schon? Der Herr geht aber rasch vor", sagte die Tante.

Dann nahm sie das junge Mädchen bei beiden Händen, drückte sie in einen Lehnstuhl, der ihr gegenüber stand und sagte mit ernster Miene: „Komm', Betty, setze Dich hierher, mir gegenüber und laß uns ernsthaft und vernünftig über diese Sache sprechen. Du weißt, es ist der wichtigste Schritt im Leben eines Weibes, um den es sich handelt. Deine armen Eltern sind todt, und Du hast auf der Welt fast nur mich noch, die berufen ist, über Dein Wohl zu wachen; zudem bin ich Deine Vormünderin, Du wirst es mir also nicht verdenken können, wenn ich zu prüfen suche, wo Du blindlings Deine Neigung sprechen läßt; das ist der natürliche Beruf der Erfahrenern. Sieh, Kind, wir armen Frauen sind in diesem Punkt sehr schlimm daran. An uns tritt diese Schicksalsfrage gewöhnlich in einem Alter heran, wo es uns noch an aller Erfahrung und Menschenkenntniß gebricht, und sind wir verliebt, so sind wir noch weniger zu einem Urtheil imstande. Es ist daher nöthig, daß andere Augen für uns sehen.

„Du sagst mir, Du liebst den Assessor. Das will ich nun gern glauben. Aber wer bürgt dafür, daß er auch Dich liebt? Du giltst für reich, und wie leicht kann das auf einen Mann bestechend wirken. Aber ich will den Charakter Deines Assessors nicht verdächtigen, nur kennen lernen will ich ihn.

„Sieh', als ich heiratete, war ich eben so jung und unerfahren wie Du heut. Mein Mann war nicht arm, wie der Assessor, sondern vermögender als ich; es konnte daher nur Neigung sein, was ihn zu mir führte. Ich war verliebt in ihn und nahm ihn, ohne ihn besser zu kennen, wie Du den Assessor. Und doch wurde unsere Ehe trotz der gegenseitigen Neigung eine recht unglückliche! Bald nachdem der erste Rausch verflogen war, traten bei ihm Charaktereigenschaften hervor, die ich vorher kaum bemerkt hatte und die ich auch nicht verstanden hätte, wenn ich sie wirklich bemerkte, wozu ich viel zu verliebt war. Es war nichts Schlimmes und doch reichte es gerade hin, um den richtigen Zusammenklang unserer Naturen zu verhindern. Wir wurden uns immer fremder, und ich habe darunter recht viel gelitten und meine schönsten Lebensjahre freuden- und reizlos verbracht. Ich möchte verhindern, daß es Dir ebenso ergehe. Ich mache Dir also den Vorschlag, überlasse den Assessor fürs erste mir. Finde ich, daß er Deiner werth ist, so will ich Euch mit Freuden zusammenbringen; wenn aber nicht, so bitte ich Dich, vertraue meiner reiferen Erfahrung. Willst Du das?"

Das junge Mädchen nickte zustimmend und sagte: „Gewiß vertraue ich Dir; aber ich bin auch überzeugt, daß Du selbst ihn, Tantchen, für den edelsten und besten Menschen erkennen wirst."

„Das wird mich aufrichtig freuen", sagte die Tante. „Unser Pakt ist also geschlossen, und nun gehe auf Dein Zimmer und rechne zunächst nicht darauf, daß ich Dich rufen lassen werde, wenn der Assessor kommt." Betty gehorchte.

* * *

Digitized by Google

Etwa eine Stunde später ließ sich der Assessor melden. Er hatte seinerseits trotz des beglückenden, wenn auch bedingungsweisen Jaworts, das er gestern davongetragen und das nach dem gewöhnlichen Lauf der Dinge noch hätte freudig in ihm nachzittern müssen, so ruhig und traumlos geschlafen, wie etwa ein Kaufmann, der ein sehr gutes Geschäft abgeschlossen hat. Seine Züge sahen daher trotz des gestrigen Ballabends so frisch aus, daß man die kleinen Spuren eines bewegten Lebens, die sich in seinem Gesicht bemerkbar zu machen anfingen, kaum sah. Nachdem er sich sorgfältig angezogen und frisirt hatte, war es sein Erstes, beim Kaffee mit Behagen einen Brief hervorzusuchen, den er kürzlich empfangen. Derselbe zeigte den Poststempel des Ortes, der bis vor wenigen Jahren der Wohnsitz der beiden Damen gewesen war, denen sein heutiger, wichtiger Besuch gelten sollte. Der Brief enthielt eine Auskunft über Bettys Familie, die ihm ein dortiger Bekannter auf seinen Wunsch ertheilte. Diese lautete sehr befriedigend:

„Ich kann freilich nur wiederholen", so schrieb der Freund, „was man hier so im allgemeinen spricht. Und das ist, daß die betreffende Familie eine sehr achtbare ist. Auch gilt sie für sehr wohlhabend oder vielmehr reich. Es kann sich daher kaum anders verhalten, als daß es auch das betreffende junge Mädchen sein muß, da diese beinahe die einzige Erbin war. Man schätzt das Vermögen der Familie auf etwa hunderttausend Thaler, manche behaupten das Doppelte. Freilich soll so eine Art Erbvertrag zwischen den Familiengliedern bestehen, über dessen Bestimmungen sich Genaues nicht ermitteln läßt. Sicher ist jedenfalls, daß die Tante Angelika, bei der das junge Mädchen lebt, seit ihre Eltern todt sind und deren Erbin sie muthmaßlich sein wird, da diese Tante bestimmt entschlossen sein soll, nicht mehr zu heiraten, ihrerseits ein sehr großes Vermögen besitzt."

„Der letzte Punkt ist zwar etwas dunkel", sprach der Assessor für sich, als er den Brief nochmals zu seinem Vergnügen durchgelesen hatte; „im übrigen ist der Inhalt aber doch entschieden befriedigend. Jedenfalls fürs erste genügt's, und dann werden wir ja sehen." Damit schloß er den Brief selbstzufrieden in seinen Schreibtisch, ehe er wegging.

Tante Angelika empfing den Assessor mit der ausgesuchtesten Liebenswürdigkeit. Sie bot ihm einen Stuhl, setzte sich dicht neben ihn und überhäufte ihn derart mit Fragen nach allem möglichen, daß er bei all' seiner Gewandtheit keine Gelegenheit finden konnte, seinen Antrag anzubringen. Jedesmal, wenn er dazu einen Anlauf nehmen wollte, verwickelte sie ihn aufs neue in ein Gespräch und schlug dabei einen so glatten Salonton an, daß er glaubte, die Gelegenheit nicht unbenutzt lassen zu sollen, um seine vielgerühmte Unterhaltungsgabe im besten Lichte zu zeigen. Dafür wurde es ihm aber doppelt schwer, aus dem heiteren Geplauder, was daraus entstand, heraus und in das würdevolle Pathos hineinzugelangen, was seine Werbung erforderte. Als er fühlte, daß er nun doch nicht länger damit zurückhalten dürfe, wenn er seinem Besuche nicht ganz und gar den Charakter einer leichten Ballvisite geben wollte, sagte er, was er zu sagen hatte, so glatt und salonmäßig hin, als ob es sich um die allergewöhnlichste Sache von der Welt handelte. Das schien aber die gewandte Dame ihm

Digitized by Google

gegenüber gerade beabsichtigt zu haben. Ohne sich im geringsten die Mühe zu geben, ihr Gesicht in würdevolle Falten zu legen, hörte sie ihm verbindlich zu, änderte aber den Ton ihrer Konversation nich: im geringsten.

„Aber Assessorchen", sagte sie, der Assessor war über diese vertrauliche Bezeichnung innerlich voller Erstaunen, „wer wird denn gleich mit der Thür ins Haus fallen! Wir kennen uns ja noch so wenig, und wenn ich nun, was Sie da sagen, gleich mit der matronenhaften Würde und Feierlichkeit aufnähme, zu der ich als Bettys Tante mich eigentlich verpflichtet fühlen sollte, so käme ich ja ganz um das Vergnügen, eine so unterhaltende Persönlichkeit wie Sie sind, zuvor eine Zeit lang als einfachen, harmlosen Gast bei uns zu sehen."

Der Assessor verbeugte sich für das ihm gespendete Lob. Er konnte nicht umhin, sich zu gestehen, daß die Art und Weise der jungen Wittwe ihm gegenüber nicht schmeichelhafter hätte sein können, als sie war.

„Ich habe mir den Verkehr immer so hübsch gedacht", fuhr Frau Angelika fort, „der sich entspinnen würde, wenn ein junger Mann, der sich für Betty interessirt, uns in unserer stillen Häuslichkeit bisweilen aufsuchte. Dieses stille Werben, dieses Mühen, sich im angenehmsten Lichte zu zeigen, das alles ist so hübsch, und auch ich, wenn ich auch nur still zuschauend und unbetheiligt dazwischen stehe, hätte darüber meine helle Freude gehabt. Ich habe davon in meiner Jugend so wenig kennen gelernt, und es an mir selbst zu erfahren — dafür ist es für mich leider zu spät." Die junge Wittwe machte dazu ein fast trauriges Gesicht.

„Aber, gnädige Frau, wie dürfen Sie das nur behaupten! Wenn man Sie so sieht, wie ich, so frisch, so jugendlich und so überaus liebenswürdig — verzeihen Sie die verbrauchten Ausdrücke, aber sie sind nun einmal die einzig richtigen — so erscheint es einem fast komisch, an Sie als die mütterliche Beschützerin appelliren zu sollen. Man ist versucht — —"

„Ums Himmelswillen, machen Sie doch nicht solche Redensarten! Bedenken Sie, zu welch' ernsthafter Rolle ich Ihnen gegenüber verpflichtet bin", sagte die junge Wittwe mit komischer Entrüstung, schien aber nichtsdestoweniger von den Elogen des Assessors recht angenehm berührt zu sein, wie dieser im stillen mit Befriedigung vermerkte.

„Doch was ich eigentlich sagen wollte, begann sie wieder, „Sie sehen also ein, daß es ein Unrecht von Ihnen ist, heut zu kommen, um mich zu einem Ja oder Nein zwingen zu wollen. Nehmen wir also an, ich hätte gar nichts gehört. Hoffentlich fällt es Ihnen nicht zu schwer, wenigstens eine Zeit lang Ihr heutiges Anliegen zu vergessen und uns dafür ein um so unbefangenerer Besucher zu werden. Betrachten Sie dies als eine Einladung, uns hin und wieder sans gêne aufzusuchen. Sie werden uns immer willkommen sein. Aber ich stelle dazu die Bedingung — und diese müssen Sie unverbrüchlich halten — daß Sie sich als etwas Anderes denn einen einfachen Besucher so lange nicht betrachten dürfen, als ich nicht selbst dazu aus freien Stücken die Erlaubniß gebe. Ich muß doch als Vormünderin und Beschützerin meiner Nichte das Recht haben, Sie kennen zu lernen. Jedenfalls

Digitized by Google

nehme ich das als mein Vorrecht in Anspruch und bin nicht gesonnen, es mir nehmen zu lassen."

Die junge Wittwe sagte dies mit dem verbindlichsten Lächeln von der Welt, und der Assessor fand, daß er durchaus keinen Grund habe, nach der heutigen Aufnahme zu schließen, den in Aussicht gestellten Verkehr zu fürchten oder gar zu fliehen. Er versprach daher auf das Bereitwilligste, sich dieser Bedingung zu unterwerfen. Und so schied er denn, der besten Erwartungen voll, mit dem Ergebnisse dieses ersten Besuchs durchaus zufrieden, wenn derselbe ihn auch nicht so weit gebracht hatte, wie er es anfangs gewünscht.

Sobald die Schicklichkeit es irgend erlaubte, wiederholte der Assessor seinen Besuch bei den beiden Damen. Er fand jedoch nur die Tante vor, die ihm bedauernd mittheilte, daß Betty zu ihrer besten Jugendfreundin habe fahren müssen, die lebensgefährlich erkrankt gewesen sei und sich nun in der Rekonvalescenz nach ihr sehne. Frau Angelika sagte damit keine Unwahrheit. Diese Abwesenheit ihrer Nichte kam ihr jedoch außerordentlich erwünscht, da sie schon nach einem passenden Vorwande sich umgesehen hatte, um sie auf einige Zeit zu entfernen.

Dem Assessor war Bettys Abwesenheit anfangs freilich durchaus nicht nach Wunsch. Tante Angelika bemühte sich jedoch, ihn durch doppelte Liebenswürdigkeit zu entschädigen. Zuletzt dachte er sich aber, Bettys bin ich ohnehin sicher, und alles hängt nur noch von der Tante ab. Vielleicht ist es also recht gut so; denn ich werde die Zeit benutzen, um diese ganz und gar für mich zu gewinnen.

Die eigenthümliche Art, seine Werbung wie ungesprochen zu betrachten und ihn doch als Besucher zu dulden, ja, ihn sogar dazu aufzufordern, beunruhigte ihn ein wenig. Welche Beweggründe mochten dazu geführt haben? grübelte er. War es, um Zeit zu gewinnen, damit man sich über ihn erkundigen könne — ein Gedanke, der dem Assessor nicht ganz behaglich war — so stand damit doch anscheinend im Widerspruch das ungemeine Entgegenkommen, das er bei der älteren Dame fand.

„Sie scheint Dir gewogen, das duldet keinen Zweifel", sagte er geschmeichelt zu sich selbst, und er beschloß, nichts zu unterlassen, was diese gute Meinung von ihm bei ihr befestigen könnte, damit wenn ja etwas Ungünstiges über ihn zu ihr gelangte, dies bei ihr keinen Boden finde.

Von diesem Vorsatz erfüllt, machte er von den Einladungen der jungen Wittwe den ausgedehntesten Gebrauch, zudem er fand, daß es sich recht gut mit ihr plaudere und er seine Unterhaltungsgabe dabei uneingeschränkt entfalten konnte. Die Abwesenheit Bettys vermißte er daher nicht sonderlich; war doch eben sein Liebessehnen hübsch modernverständig zugestutzt.

Bei einem dieser Besuche kam das Gespräch zufällig auf die Ehescheidung eines Paares, das beiden bekannt war. Man kam darin überein, daß die Gründe derselben in einer gegenseitigen Enttäuschung über die materielle Lage der beiden Jungvermälten zu suchen sei, durch welche das Paar sich nach der Verheiratung in einer unhaltbaren Stellung sah, die beiden gleich drückend erschien.

Digitized by Google

„Ich habe einmal gelesen", sagte die junge Wittwe in ihrem gewöhnlichen, leichten Plauderton, „daß es in Rußland einen Volksstamm giebt, der in dieser Beziehung eine recht vernünftige Praxis verfolgt. Dort wird nämlich alljährlich eine Art Heiratsmarkt abgehalten, zu dem die Schönen aus der Umgegend erscheinen und wobei jede von ihnen ihr Heiratsgut in Gestalt von silbernen Löffeln außen an ihrer Kleidung befestigt trägt. Je mehr Vermögen, desto mehr silberne Löffel. Das ist ein einfaches und ehrliches Verfahren", sagte Angelika scherzend. „Jeder Bewerber weiß sofort, wieviel er bekommt. Etwas Aehnliches sollte auch bei uns eingeführt werden, wieviel unglückliche Ehen würden dadurch zur rechten Zeit verhindert. Aber da thut man bei uns von beiden Seiten immer so, als ob nichts als die verzehrende Liebe und Leidenschaft bei der Wahl eine Rolle spielte, und dennoch hat in den meisten Fällen jeder Theil vorher sorgfältig abgewogen, wie es mit den äußern Glücksumständen dabei steht. Wenn man nun auch unsern Damen nicht gut die silbernen Löffel umbinden kann, wie bei den Russen, so sollte man doch wenigstens jedem Freier Gelegenheit geben, in diesem Punkt vorher klar zu sehen. Das müßte aber eben zur rechten Zeit geschehen, d. h. ehe der mit seinem Antrage herauskommt, damit er nicht erst in die fatale Lage geräth, aus gesellschaftlicher Heuchelei oder den sogenannten Ehr- und Schicklichkeitsrücksichten mit süßsaurer Miene ein Versprechen aufrecht zu erhalten, das dann für die lange Dauer einer Ehe doch nicht vorhält — —"

„Aber, gnädige Frau", entgegnete der Assessor, „würde das nicht immer so aussehen, als ob man den Bewerber verdächtigte, daß es ihm zunächst um die äußeren Vortheile zu thun sei?"

„Gewiß nicht, sobald es allgemeiner Brauch ist. Einen solchen Verdacht würde überhaupt nur immer der empfinden, der ihn verdient."

„Gegen eine solche Einrichtung sträubte sich mein inneres Empfinden", sagte der Assessor mit Pathos.

„Nun, nun, Assessorchen", sagte die junge Wittwe schelmisch lächelnd und drohte ihm mit dem Finger. „Wer kann wissen, welchen Eindruck es auf einen gewissen jemand hervorgebracht hätte, wenn ich einer gewissen Werbung vor recht kurzer Zeit ohne weiteres zugestimmt hätte, um nachher erst zu sagen, was ich doch sagen muß. Wer weiß, wer weiß, ob Sie der erfahrenen Tante nicht noch einmal recht dankbar sind, daß Sie durch ihr rücksichtsvolles Dazwischentreten vor der Möglichkeit bewahrt geblieben sind, in eine solche fatale Zwangslage zu gerathen."

Der Assessor horchte hoch auf.

„Ich verstehe Sie nicht recht, gnädige Frau", sagte er leichthin. „Ich begreife nicht, was Sie mir sagen „müßten", wie Sie sich vorhin auszudrücken beliebten." Er sagte das äußerlich ganz gleichgiltig, innerlich aber voller Spannung.

„Ich wollte damit sagen", warf die junge Wittwe eben so leicht hin, „daß es an jenem Tage meine Pflicht gewesen wäre, Ihnen mitzutheilen, daß Betty eigentlich kein Vermögen besitzt, mindestens nur ein recht bescheidenes. Diese Erwähnung wäre um so nöthiger gewesen, als sie allgemein für recht vermögend gilt. Das arme Kind! Freilich besitze ich genug für uns beide; davon will sie aber nichts

Digitized by Google

wissen. Und so wird mir nichts übrig bleiben, als sie erst nach meinem Tode zu meiner Erbin zu machen. Im Interesse der armen Betty aber bedauere ich dabei nur, daß ich zu dem vorschriftsmäßigen Alter einer regelrechten Erbtante eigentlich einige Jahre zu wenig habe. Ich muß sogar gestehen, daß ich egoistisch genug bin, trotz meiner Wittwenschaft das Leben noch zu sehr zu lieben, um aus purer verwandtschaftlicher Rücksicht jetzt schon zu sterben. Zum Glück ist mein Mangel am vorschriftsmäßigen Tantenalter ein Fehler, der mit jedem Tage geringer wird. Damit muß ich mich zunächst trösten, und auch dem zukünftigen Gatten Bettys wird wohl kein anderer Trost übrig bleiben."

Der Assessor war voller Bestürzung über das, was er vernahm; aber er war gewandt genug, um sie zu verbergen. Ihm schien, als ob trotz der harmlosen Plaudermiene die junge Wittwe ihm gegenüber einen beobachtenden Blick auf ihn werfe; er war daher doppelt auf seiner Hut.

So sagte er denn lachend: „Aber gnädige Frau, welches Ungeheuer von Gatte müßte das sein, der es vermöchte, aus niedriger Berechnung die Tage einer so liebenswürdigen und noch so jugendlich strahlenden Anverwandten zu zählen, wie ihr Fräulein Nichte zu besitzen den unschätzbaren Vorzug hat."

„Nun, nun, Sie Schmeichler!" sagte Tante Angelika halb verschämt und gab ihn mit dem Fächer, mit dem sie spielte, einen leichten Schlag. „Mit meiner Jugendlichkeit hat es gute Wege. Ich zähle vierunddreißig Jahre."

„Eben darum, meine Gnädige. Sie wissen doch, daß Balzac, der große Frauenkenner, dies ein für allemal als das Alter festgestellt hat, in dem die Frauen am verführerischsten sind. Was mich betrifft", setzte er mit vielsagendem Lächeln hinzu, „so finde ich diese Definition so überaus treffend, daß ich mir immer nur mit Gewalt in Erinnerung rufen muß, daß es Ihre Rolle als mütterliche Beschützerin Ihrer Fräulein Nichte ist, der ich das täglich wachsende Vergnügen verdanke, diese herrlichen Plauderstündchen mit Ihnen genießen zu dürfen — *diese und keine andere!*" setzte er mit Nachdruck hinzu und that, als ob er dabei einen kleinen Seufzer unterdrücke.

Die junge Wittwe wandte sich ab. Ihm schien es, als thue sie es aus Verlegenheit, um ihr Erröthen zu verbergen; das machte ihn aber nur noch kühner in seiner Ausdrucksweise. Doch wußte die gewandte Frau ihn in dem leichten Plauderton zu halten, den sie, wie er fand, so gut beherrschte. Auf die Dauer fühlte sich der Assessor jedoch für diesmal unfähig, einem gleichgiltigen Gespräch zu folgen; zu viel ernste Gedanken gingen in seinem Kopfe herum. Sobald er daher es vermochte, verabschiedete er sich; denn er wollte fort, um mit sich über das eben Gehörte zu Rathe zu gehen.

Als er mit sich allein war, gelangte er zu zwei Resultaten seines Nachdenkens. Das eine war, das er sich in Bettys Vermögensumständen denn doch gründlich geirrt zu haben schien. Denn er glaubte nicht, den Worten der Tante mißtrauen zu sollen, zumal dieselben mit den Andeutungen des Briefes, den er von auswärts erhalten hatte, in Uebereinstimmung zu sein schienen, und er war der jungen Wittwe aufrichtig dankbar, daß sie ihn durch ihre Art, seine Werbung zu be-

Digitized by

handeln, vor einem faux-pas gerettet hatte, wenn er auch innerlich mit sich darüber im reinen war, daß er die Verlobung ohne Umstände wieder aufgehoben haben würde, so bald er seinen Irrthum erkannt hätte.

Das andere Ergebniß war seine Ueberzeugung, daß sich die junge Wittwe selbst unzweifelhaft in ihn verliebt habe.

Er war eitel genug, einen Augenblick darüber nachzudenken, ob die junge Wittwe ihm nicht am Ende darum die Vermögensumstände Bettys in so wenig erfreulichem Lichte dargestellt haben könnte, um ihn selbst für sich zu gewinnen? Aber das konnte doch unmöglich schon an jenem Werbungstage der Fall gewesen sein, wo sie ihn kaum kannte, sagte sie sich. Ihre Neigung zu ihm, von der er mehr und mehr überzeugt war, war doch entschieden erst im Laufe der letzten Zeit entstanden.

„Was soll ich unter solchen Umständen thun?" fragte er sich.

Die Antwort, die er sich gab, lautete kurz und bündig: „Laß die Nichte fahren. Mit Deinem Verliebtsein in sie ist es ja ohnehin nicht weit her und — nimm dafür die Tante!"

„Die scheint ohnehin amüsanter zu sein, als so ein sentimentales, junges Ding sein kann. Sie ist nicht älter als Du, also immerhin nicht zu alt für Dich und zudem noch recht hübsch und frisch für ihr Alter. Und steht es mit den Vermögensverhältnissen der Nichte bedenklich oder mindestens zweifelhaft, so ist es dafür um so sicherer, daß die Tante sehr vermögend ist. Das Sicherste ist immer das Beste."

Je mehr er darüber nachdachte, desto mehr befestigte er sich in diesem Entschluß, der ihm für seine Kühnheit und Gewandtheit im Umgange mit Weibern eine überaus würdige Aufgabe zu stellen schien.

„Wenn ich das aber thun will, so muß es bald geschehen, so lange das Eisen noch warm ist. Vor allen Dingen muß es geschehen, ehe Betty zurückkehrt. Ihre Anwesenheit würde die Sache voraussichtlich sehr erschweren, wenn nicht unmöglich machen", überlegte er und beschloß, den Sturm auf das Herz der Tante unverweilt auszuführen. Der Erfolg schien ihm sicher.

* * *

Von nun an war der Assessor täglich der Gast der Tante Angelikas. Er bot alle seine Liebenswürdigkeit, alle seine Fähigkeiten auf, um sich ihr angenehm und unentbehrlich zu machen und fand nach wie vor aufmunternde Anerkennung. Mit großer Geschicklichkeit verstand er es dabei, Grad für Grad die ehrerbietige Zurückhaltung, die er ihr gegenüber bisher immerhin sich hatte auferlegen müssen — wie es sich dem angehenden Bräutigam, als welcher er sich bislang betrachtet hatte, gegenüber der Tante der Auserwählten ziemte — in das kühnere, feurigere Wesen eines eigentlichen Liebhabers umzuwandeln. Er war mit sich selbst zufrieden über die Gewandtheit, mit der er diese schwierige Aufgabe vollführte.

Die junge Wittwe gab sich den Anschein, als ob sie von dieser Verwandlung gar nichts bemerke. Der Assessor war jedoch von ihrer Klugheit zu überzeugt, um das für baare Münze zu nehmen. Warum that sie doch auch gar nichts, um ihn an seine eigentliche Stellung ihr gegenüber zu erinnern?! Wenn sie es auch in ihrer feinen Art ver-

Digitized by Google

stand, ihn in Schranken zu halten, so war doch ihre entgegenkommende Weise dieselbe geblieben, so daß der Assessor durchaus keine Veranlassung ersah, von seinem kühnen Vorhaben zurückzuschrecken.

Eines Tages war gesprächsweise erwähnt worden, daß Betty bereits in kurzer Zeit zurückerwartet werde; der Assessor sah also den Zeitpunkt gekommen, um mit einem entscheidenden Angriffe vorzugehen.

Nachdem er sich zuvor ein besonders würdevolles und feierliches Aussehen gegeben hatte, begab er sich am nächsten Vormittag zu der gewöhnlichen Zeit zu dem nunmehrigen Gegenstand seiner Pläne. Tante Angelika empfing ihn liebenswürdig wie immer und begann mit ihm über gleichgiltige Dinge zu plaudern. Mitten in diesem leichten Geplauder brach der Assessor plötzlich ab, wandte sein Gesicht mit verlangendem Ausdruck der jungen Wittwe zu und sagte zu ihr mit gepreßter Stimme, als ob er die Worte tief aus dem Innersten seines Herzens hervorholen müßte:

„Gnädige Frau, möchten Sie mir eine Frage gestatten; eine ernste, eine Schicksalsfrage für mich?"

Tante Angelika sah ihn überrascht an und sagte: „Was haben Sie? Gewiß! Fragen Sie."

„Nun denn, meine gnädigste Frau: Sie kennen natürlich Shakespeares „Romeo und Julia". Haben Sie jemals darüber nachgedacht, warum Shakespeare den Romeo erst in Rosalinde verliebt sein läßt — oder vielmehr ihn sich einbilden läßt, daß er Rosalinden liebe — um dann, unmittelbar darauf, seine wirkliche, seine echte Leidenschaft für Julia in ihm erwachen zu lassen?"

Tante Angelika lachte laut auf und sagte spottend: „Wie, und das ist Ihre „Schicksalsfrage?" In diesem Falle bedauere ich, sie nicht beantworten zu können; denn ich habe darüber wirklich noch nie nachgedacht."

„Aber Sie geben doch wenigstens zu, daß dieser Fall, wie Shakespeare ihn schildert, möglich ist", drängte der Assessor in sie.

„Vielleicht — es kann sein. Ich werde mir wenigstens nicht erlauben, den großen Briten psychologischer Fehler zeihen zu wollen. Aber was wollen Sie damit sagen?"

„Sogleich! — Aber nicht wahr, Sie geben auf alle Fälle zu, daß es Menschen geben kann, die eine schöne, volle Rose einer Knospe vorziehen?"

„Warum das nicht, das ist wohl möglich", sagte Tante Angelika erwartungsvoll.

„Nun denn", rief der Assessor feurig aus, „ich gehöre zu diesen Menschen! Gnädige Frau — Sie sind die Rose, die ich allen Knospen der Welt vorziehe! — — Angelika! Darf ich es aussprechen — — ich liebe Sie!"

Er sprach dies schwärmerischen Tones, ließ sich auf ein Knie nieder und blickte mit verzücktem Augenaufschlag zu der jungen Wittwe empor, indem er zugleich ihre Hand ergriff und leidenschaftlich küßte.

„Aber mein Herr! — Sind Sie von Sinnen. Das wagen Sie zu sprechen? Sie — der noch vor kurzem um die Hand meiner Nichte anhalten wollte?"

Digitized by

Sie wollte sich ihm entziehen. Er aber hielt ihre Hand fest und rief:

„Ja, Angelika, ich bin von Sinnen, und Sie tragen daran die Schuld; denn all' mein Sinnen ist bei Ihnen. Ich wage das zu sagen; denn meine Leidenschaft zwingt mich dazu!

Wollen Sie mich nun kaltherzig dafür verantwortlich machen, daß ich nach der Knospe langte und dabei erst die herrliche, volle Rose bemerkte, die neben ihr stand?"

Tante Angelika, die ihre gewöhnliche Sicherheit wieder erlangt hatte, machte einen spöttischen Knix und sagte:

„Die Rose dankt für das Kompliment, mein Herr; aber sie macht den kühn zugreifenden Rosenbrecher darauf aufmerksam, daß die aufgeblühten Rosen — auch größere Dornen haben, als die Knospen."

In diesem Augenblick war es beiden, als ob sich ein Geräusch an der mit einer Portière verhangenen Thür bemerklich mache. Sie sahen sich um, es war jedoch niemand dort.

„Angelika!" rief der feurige Liebhaber wieder, indem er sich der jungen Wittwe abermals näherte, die sich von ihm befreit und sich etwas zurückgezogen hatte, und indem er sich abermals vor ihr auf die Kniee warf und ihre Hände zu haschen trachtete, „Angelika, sprechen Sie ein einziges Wort! Aber bedenken Sie, daß es über mein Schicksal entscheidet, daß es mich zum glücklichsten oder unglücklichsten aller lebenden Menschen machen wird!"

Die junge Wittwe wußte ihm jedoch ihre Hände geschickt zu entziehen und sagte ebenso spöttisch wie vorhin:

„Rosalinde fühlt sich sehr geschmeichelt, um bei ihrem Shakespeareschen Gleichniß zu bleiben, daß Sie ihr gar die Ehre anthun wollen, mit Julia die Rolle zu vertauschen. Aber Rosalinde ist zu autoritätsgläubig, um diese gewaltsame Korrektur Shakespeares für psychologisch wahr halten zu können!

Dazu hat die Sache auch für mich — ein zu großes Bedenken!"

„Angelika, sprechen Sie es aus, dieses Bedenken! Ich fühle, daß die Beredsamkeit der Liebe mir die Fähigkeit geben wird, jedes Ihrer Bedenken niederzuschlagen. Sprechen Sie, Angelika, was ist es, das Sie fürchten!"

„Nun denn, mein Herr", sagte die junge Wittwe mit scheinbarem Ernst. „Ich bin genau fünfzehn Jahre älter als meine Nichte. Das hält Sie nicht ab, mir zu versichern, daß Sie mich lieben, wie Sie sagen, obgleich Sie doch erst vor kurzem noch meine so viel jüngere Nichte zu lieben glaubten. Ich will dennoch ihren Liebesbetheurungen Glauben schenken."

Der Assessor athmete erleichtert auf und wollte ihre Hand ergreifen.

„Erlauben Sie!" sagte die junge Wittwe fortfahrend. „Ich bin nun ebenfalls noch jung genug, um eine Tante zu haben, und diese ist zufällig auch gerade fünfzehn Jahr älter wie ich, nächstes Jahr feiert sie ihr sechzigstes Wiegenfest. Wer bürgt mir nun dafür, daß Sie nicht nach abermals einigen Wochen diese meine Tante wieder noch mehr lieben, wie mich heute?"

Der Assessor sprang vor Scham und Entrüstung bei diesem offenbaren Spott in die Höhe. Sein Gesicht war blutroth geworden, und

Digitized by Google

er stand sprachlos vor Ueberraschung da. Die plötzliche Entdeckung, daß er von der boshaften Frau zum besten gehabt worden war, brachte ihn ganz aus der Fassung. Der Sturz aus den Himmeln des erträumten Glücks, nach dem er schon mit der Hand zu fassen glaubte, war ein zu jäher.

In diesem Augenblick wurde die Thür aufgerissen, und in derselben erschien in Reisekleidern — Betty, mit fliegendem Athem und weitgeöffneten Augen. Sie sah starr und unbeweglich auf die Gruppe vor ihr, ohne ein Wort hervorbringen zu können. Eher als erwartet angelangt, hatte sie, als sie die Stimme des Assessors vernahm, nicht eintreten wollen, und so war sie unbemerkt Zeuge der vorhergehenden Scene gewesen.

„Betty, Du hier?" rief die Tante überrascht und erschreckt von ihrem Erscheinen. „Armes Kind, mußtest Du gerade jetzt Zeuge dieser widerlichen Scene sein!"

Sie eilte liebkosend auf sie zu. Dann aber wandte sie sich plötzlich zu dem durch diese Dazwischenkunft noch verwirrter gewordenen Assessor:

„Sehen Sie hier", rief sie diesem mit plötzlich veränderter, tiefer Stimme, der man den ganzen Zorn anhörte, zu, „sehen Sie dieses arme Kind! wie es aussieht! — Und das ist Ihr Werk, Sie — Mann mit dem meistbietend verkäuflichen Herzen! Jeden Tag, den das Kind fort war und an dem Sie mir den Hof machten, seitdem Sie gehört hatten, daß Betty keine reiche Erbin sei, hat sie mir einen Brief geschrieben, der nichts als Liebe athmete — Liebe für einen Menschen wie Sie! — Darum war es nöthig, daß ich dieses Spiel mit Ihnen spielte, damit das arme Kind es mit Händen greifen könnte, an wen sie ihre Liebe verschwendet!

Sie haben sich kein Gewissen gemacht, Ihre weltkluge Ueberlegenheit zu mißbrauchen, um dieses unerfahrene Herz zu bethören. Ich habe mir dafür erlaubt, da ich Sie zu durchschauen glaubte, die weibliche List gegen Ihr plänesüchtige Berechnung ins Gefecht zu führen, um Ihre eigentliche Natur zu enthüllen. Es ist mir gelungen — und nun sind wir quitt und es steht Ihnen nichts mehr im Wege, Ihre Künste in den nächsten Wochen an einem weniger gut bewachten Mädchenherzen zu probiren. Ich werde sehr bedauern, wenn ich höre, daß Sie es mit Erfolg gethan haben, fürchte es aber!"

Der Assessor, der sich sonst gerühmt hatte, durch nichts in Verlegenheit gesetzt werden zu können, war diesmal von seiner gewohnten Sicherheit gänzlich verlassen worden, wie hätte er sonst alle diese entrüsteten Ausbrüche der aufs äußerste empörten Dame über sich ergehen lassen könne, wie er es in seiner Erstarrung that. Jetzt begriff er endlich, daß er hier nichts mehr zu thun habe und wandte sich hastig um, das Freie zu gewinnen.

„Noch eins!" rief ihm Tante Angelika nach — er hielt unwillkürlich einen Augenblick inne, aber ohne sich umzudrehen. „Damit Ihre Reue um so vollständiger werde, will ich Ihnen geschwind noch verrathen, daß das mit den Vermögensumständen meiner Nichte nur eine kleine Kriegslist von mir war. Sie ist wirklich, wofür Sie sie ge-

Digitized by Google

halten haben. Aber sagen Sie das um Gottes willen nicht Ihren Gleichgesinnten, ich müßte sonst — noch einmal Komödie spielen."

Der Assessor hörte nur noch halb; er stürzte hinaus wie besessen, so daß er das heitere Lachen nicht mehr vernahm, mit dem die boshafte Tante seine Flucht begleitete.

Diese wandte sich dann jedoch sofort mit ernster Miene zurück und eilte liebkosend auf das junge Mädchen zu, dem alles, was sie sah und hörte, wie ein Traum erschienen war. Sie hatte sich auf einen Fauteuil gleiten lassen, da sie die Kräfte zu verlassen drohten. Tante Angelika sprach ihr tröstend und begütigend zu, stellte ihr vor, daß sie vielmehr erfreut sein müßte, daß alles so gekommen sei, und es gelang ihr endlich, ihren Vernunftsgründen bei Betty Gehör zu verschaffen.

Was den Assessor betrifft, so hatte derselbe in den nächsten Wochen mit einem Gallenfieber zu kämpfen, aus dem die Gelbsucht entstand, welche, für die nächste Zeit wenigstens, Herzensabenteuer total ausschloß. Doch soll ihn das nicht verhindert haben, unter den Mädchenherzen des kleinen Städtchens, in das er sich bald darauf versetzen ließ, die ärgsten Verwüstungen anzurichten.

Etwa ein Jahr darauf heiratete Betty den jungen Mann, der damals ein so stiller Genosse jener Tafelrunde gewesen war, an der sich der Assessor so prahlerisch vermaß, binnen drei Wochen Bettys Verlobter zu sein. Dieser junge Mann trug schon damals eine stille Liebe zu Betty mit sich herum, hatte sich aber wegen des Dazwischentretens des Assessors, dem er sich an bestechendem Aeußern und Gewandtheit im Umgange mit Damen nicht gewachsen fühlte, verletzt zurückgezogen. Diese Mängel hinderten ihn jedoch keineswegs, Betty zu einer glücklichen Frau zu machen.

Digitized by Google

Viktor Emanuel II. als Coeur-König.

Von Dr. H. Th. Trauf.

Wie der Kaiser Wilhelm der populärste Mann in Deutschland ist, so war es in Italien der König Viktor Emanuel II.

Die Einheit Deutschlands wurde durch die Hohenzollern angestrebt und erreicht, das gleiche geschah in Italien durch die Könige aus dem Hause Savoyen.

In Italien machte zuerst Viktor Emanuels Vater, der unruhige und ängstliche Carlo Alberto (geb. am 2. Okt. 1798, gest. d. 28. Juli 1849) Anstrengungen, um Oesterreich und dessen Einfluß in Italien zu schwächen; aber statt der heißersehnten Krone Italiens ward ihm nur eine Dornenkrone zutheil. Erst seinem Sohne Viktor Emanuel gelang es, Oesterreich matt zu legen und ein Königreich Italien zu schaffen, freilich nicht ohne die Inspiration Napoleons III. und die Mitwirkung des schlauen Cavour.

Unter dem König Karl Albert hatte die Unzufriedenheit in Turin immer größere Dimensionen angenommen, man respektirte die Person des Königs nicht mehr und machte sogar beißende Spottlieder auf ihn, den König Zauderer. Ganz anders war die Stimmung in Bezug auf Viktor Emanuel (geb. am 14. März 1820).

Der bereits 27jährige Kronprinz war ein passionirter Jäger, ein Freund des Weines und schöner Frauen. Sein Vater hatte eine Oesterreicherin zur Gemalin, und dem ältesten Sohne war auch eine solche zugeführt worden, in der Prinzessin Adelheid, Tochter des Erzherzogs Rainer von Oesterreich, mit welcher er seit dem 12. April 1842 vermält war.

Viktor Emanuel kehrte gern dem Hofleben den Rücken und amüsirte sich in den Tiefen des Waldes. Er war überhaupt mehr ein Sohn der Natur als ein Freund des Salons. Sein Vater war eben im Begriff, mit ihm über die Uebernahme der Regierung zu konferiren, als er sich erst Zeit nahm, seine neuangekauften englischen Pferde zu besichtigen. Und ehe er Zeit gewann, seine Gemalin Adelheid, seinen Prinzen Humbert (geb. den 14. März 1844) und sein Töchterchen Klotilde zu sehen, erkundigte er sich erst bei dem Intendanten nach einem Mädchen, das er ein allerliebstes Kind nannte.

Digitized by Google

Rosine war die Tochter eines Regimentstambour bei der Garde und zählte siebzehn Jahre. Sie kam als Kammermädchen an den Hof zu dem Hoffräulein Della Sobretti, welcher er ebenfalls den Hof machte.

Der alternde König Carlo Alberto sah wohl ein, daß er trotz seiner 16jährigen Mühen, seinem Lande Piemont das Primat in Italien zu sichern, nicht zurecht kommen konnte, da der Papst Pius IX. durch seine Reformen ihn bereits übertroffen hatte und der Mann des Volkes geworden war. Deshalb hätte er es gern gesehen, wenn sein Sohn schon jetzt die Regierung übernehmen und dem Lande eine Verfassung geben würde. Aber der Prinz mochte nicht König sein, viel lieber wollte er als Oberst an der Spitze seiner Husaren die österreichische Reiterei angreifen.

Der König suchte nun den Papst für seine Absichten und Pläne, Oesterreich anzugreifen, zu gewinnen. Er sandte deshalb den Oberst Giacomo Durando mit einem Handschreiben zu demselben und wartete mit Spannung auf das Resultat der Romfahrt. Dasselbe fiel günstig aus. Der Papst bewilligte alles und schickte dem Könige noch außerdem einen geweihten Degen, damit er „der Degen Italiens" (**spada d'Italia**) sei.

Nunmehr unterzeichnete Carlo Alberto die Verfassung, der österreichische Gesandte nahm seine Pässe. Der König setzte sich die lombardische Krone aufs Haupt, die ihm die Mailänder angetragen, nachdem sie die Oesterreicher in dreitägiger Straßenschlacht aus Mailand hinausgeworfen hatten. Es dauerte nicht lange, so verjagte auch Venedig die Oesterreicher und alliirte sich mit Piemont, der Papst ließ seine Soldaten gegen Oesterreich marschiren, und sogar der König von Neapel entsendete einige Divisionen seiner Armee zu dem heiligen Kriege, den Italien gegen die „Barbaren" zu führen im Begriffe stand.

Der Kronprinz sah nun seinen Wunsch erfüllt, an der Spitze eines Reiterregiments auf die österreichischen Bataillone loszuschlagen, während sein Vater um die Krone Italiens kämpfte. Er war nicht glücklich, mit Hohn und Spott mußte sich Carlo Alberto nach Mailand zurückziehen. Ein Waffenstillstand von acht Monaten wurde dem Besiegten gestattet, der im Besitze von Piemont und Turin blieb.

Nach Ablauf dieser Zeit wollte Carlo Alberto wieder losschlagen. Louis Napoleon ward Präsident der französischen Republik und hatte das dazu nöthige Geld, 3 Millionen Francs, vom König erhalten.

Inzwischen vollzog sich die Revolution in Wien, immer rascher und wilder rollten dort die Dinge! Piemont jauchzte auf, der König hatte das Geld nicht umsonst daran gewendet, Wien in Aufruhr zu setzen.

Da änderte sich mit einem Male die Situation. Fürst Windischgrätz erklärte Wien in Belagerungszustand und drohete, die Stadt zu bombardiren, wenn sie nicht binnen drei Tagen die Thore öffnete und sich unbedingt unterwürfe. Die Revolution ward niedergeworfen.

Carlo Alberto hatte den Waffenstillstand gekündigt, da er Oesterreich gefährdet glaubte, und erneuerte den Krieg. In Ungarn und Siebenbürgen behauptete sich die Revolution mit Glück, Venedig ließ

sich nicht lange mehr unter dem Diktator Manin (geb. den 10. Mai 1804) halten, und Ungarn konnte mit Leichtigkeit auf Wien marschiren. Während ganz Oesterreich daran arbeitete, die Armee Radetzkys mit allem zu versehen, was sie brauchte, um dem erwarteten Anpralle Italiens widerstehen zu können, konnten Radetzkys Truppen den Tag nicht erwarten, wo der Kampf aufs neue begann.

Wie ein Wetter warf sich Radetzky auf die Piemontesen und besiegte sie bei Mortara und Novara, fünf Tage genügten ihm, die piemontesische Armee zu vernichten.

Carlo Alberto dankte ab, und Viktor Emanuel wurde König von Sardinien, den 23. März 1849.

Es war aber eigentlich kein Freudentag für Viktor Emanuel, als er die Krone annahm — aus der Hand des Siegers als ein Geschenk und Lehen. Er unterschrieb, was der Sieger diktirte, ja, er mußte froh sein, daß dieser den Frieden nicht in der Hauptstadt Piemonts, Turin, abschloß. Der König mußte seine Festungen österreichischen Truppen öffnen und Venedig sich selbst überlassen, zu dessen Rettung sein Vater eigentlich von neuem das Schwert gezogen hatte.

In Venedig herrschte der sonst patriotische Manin mit soldatischer Strenge, so daß er seine eigne Nichte Flora, die für Oesterreich schwärmte und einen österreichischen Offizier, Alfred, zum Geliebten hatte, dem Tode preisgeben wollte. Ihr schlimmster Widersacher war Luigi Malini gewesen, dessen Liebe sie verschmäht hatte. Sie war inzwischen der Obhut des Klosters des heiligen Mauritius auf Zeit übergeben worden.

Nach Ablauf dieser Zeit wurde die Nichte Manins auf das venetianische Admiralschiff gebracht, auf welchem sich ihr Oheim gerade befand. In einem Schleppkleide von weißem Atlas, einen Kranz von weißen Rosen in ihren schwarzen Locken, und Stirn und Wange weißer noch als der Rosenschmuck — so stand Flora vor dem Oheim.

„Gehe hin, Tochter Venedigs", sprach der Diktator, „und mache durch Deinen Tod gut, was Du im Leben verbrochen. Fahre hin, und wie Venedigs Dogen vor Jahrzehnten und Jahrhunderten den goldnen Ring in die schäumende Adria warfen und mit der Meeresgöttin sich vermälten, so werfe ich Dich hinaus in das offene Meer — sei Du der Ring, der Venedig für immer dem Glanze vermält und ewiger königlicher Ehre."

Nunmehr führte eine Barke die Jungfrau ab auf ein unheimliches Schiff, dessen Verdeck schwarz ausgeschlagen war und von dessen Hauptmast eine schwarze Flagge wehte. Die Flotte gab ihm in angemessener Entfernung das Geleite; das Admiralschiff aber und auf demselben Manin schaute starr dem schwarzen Segler nach.

Da brauste es mit einem Male dumpf aus den Wassern der Adria, die Wogen bäumten sich wie die Ungeheuer des Meeres, donnerartiges Getöse erschütterte die feuchte Luft — und der schwarze Segler verschwand mitten durch Austrias Flotte hindurch, einen blutigen Feuerschein zurücklassend.

„Gott und die heilige Jungfrau!" murmelte Manin. „Es lebe der Diktator!" jubelte das Volk.

In Turin saß im Arbeitszimmer seines Palastes König Viktor

Digitized by

Emanuel, bei ihm sein siebenjähriges Töchterchen Klotilde, ganz der Mutter Ebenbild, mit der Dogge spielend. Seinen martialischen Schnurrbart streichend, gab er dem eintretenden Intendanten Befehl, den Grafen Cavour eintreten zu lassen, der sich verabschieden wollte, um den exilirten König Carlo Alberto in Oporto in Portugal zu besuchen. „Gehen Sie mit Gott", beendete der König die Audienz, „und bringen Sie meinem Vater wehmuthvollen Kindesgruß."

Inzwischen hatte der Intendant dafür gesorgt, dem König weibliche Unterhaltung zu verschaffen. Die Regimentstambourstochter Rosine befand sich bereits in dem Lustschloß La Veneria, dem einzigen, das die Königin Adelheid nie betrat, weil sie die Schwächen ihres Gemals kannte, die sich hier kundzugeben pflegten. Die arme, anspruchslose Frau! So viele Prüfungen waren in der letzten Zeit über ihrem Haupte dahingegangen, daß sie der Welt fast abgestorben war. Er hatte kein Herz für die Oesterreicherin; aber nie kam ein Vorwurf über ihre Lippen, sie blieb die liebenswürdige Gattin und stille Dulderin. Sie wußte vielleicht, daß ihre frühere Hofdame Sobretti in La Veneria ein glänzend eingerichtetes Haus neben dem Schlosse bewohnte.

Sonst pflegte der König das weltvergessene Asyl der Liebe hier aufzusuchen, um seine geliebte Sobretti zu sehen; heute war seine Sehnsucht nach ihr nicht groß, wollte er doch die spröde Rosine bekehren, um deren Vollbesitz er sich bisher vergeblich bemüht hatte.

Viktor Emanuel trat bei ihr ein und reichte ihr vertraulich die Hand entgegen. Sie zog die ihre zurück. Er schob dem Mädchen einen Sessel hin und nahm selbst Platz; sie blieb neben dem Sessel stehen. Plötzlich sprang er auf und schlang seinen Arm um das Mädchen; sie schlug die Augen nieder und heftete dieselben auf den unruhig wogenden Busen. Ihre Verwirrung gab dem König neuen Muth, er zog die Geliebte an sich und sah ihr zärtlich ins Gesicht. Sie schien bewegt und wich seinem Blicke aus. Endlich aber ließ sie sich nicht mehr halten, huschte zur Thür hinaus und entschwand seinen Blicken.

Eine andere Schönheit, die Gräfin Anastasia Giustiniani, wurde nun dem Könige von seiner abgedankten Maitresse Sobretti zugeführt. Sie war kaum achtzehn Jahre alt und in das Haus ihrer Tante Sobretti gekommen, um den König an La Veneria dauernd zu fesseln, da Sobrettis Reize im Schwinden begriffen waren. So glaubte letztere, ihre Herrschaft über den König zu verlängern. Eifersucht kannte die alternde Kokette nicht; deshalb konnte sie es wohl dulden, daß Viktor Emanuel seine Intimität zwischen ihr und ihrer Nichte theilte.

Man sah den König kommen, die Sobretti schlüpfte in das Nebenzimmer, Anastasia Giustiniani wollte ihr nacheilen, aber da öffnete sich schon die Thür und er trat ein. Wohlgefällig sich den historischen Schnurrbart streichend, hörte er nicht auf, das schöne Mädchen zu betrachten, das sich von ihrem ersten Schrecken erholt hatte.

„Sire", sagte sie mit zitternder Stimme, „verzeihen Sie, wenn Sie die Fee, die Sie suchen, hier nicht finden; obgleich ich gestehen muß, daß ich das glücklichste Wesen bin, da mir das Glück beschieden ist, jetzt hier zu stehen. Meine Tante ist etwas unpäßlich, und sie hat mich beauftragt,

Sie zu empfangen, Sire.“ Der galante König unterhielt sich sehr angenehm mit ihr und sagte ihr die zärtlichsten Liebeselogen. Da trat Fräulein Della Sobretti ein und bemerkte lächelnd: „Ich sehe, Sire, daß Sie sich mit meiner Nichte auf guten Fuß gestellt haben, und ich freue mich zu sehen, daß Ihnen die Nichte nicht weniger gefällt als die Tante.“

Der König fand an der Unterhaltung mit seiner Geliebten und deren Nichte so viel Geschmack, daß er sich nicht sobald von ihrer Gesellschaft trennen konnte. Erst zu Mitternacht verabschiedete er sich von ihnen. Schon früh am andern Morgen jagte er in den Bergen und nach einigen Tagen langte er in Turin an.

Während Viktor Emanuel Murmelthiere und Ziegen in den Bergen von Valdieri jagte, ging Rom durch die Franzosen und Venedig durch die Oesterreicher unter. Manin lebte fortan in Turin und Paris, wo er am 22. September 1857 starb. Seine Gebeine wurden im Jahre 1868 im befreiten Venedig beigesetzt und am 22. März 1875 sein Standbild daselbst enthüllt.

Cavour war in Oporto bei einem Sterbenden angekommen. König Carlo Alberto unterhielt sich nur noch in langsamem Tempo über das Schicksal Italiens, und erwartete Rettung von Frankreich, wenn es auch das Opfer der Abtretung Savoyens koste. Am andern Morgen war der alte König bereits zur ewigen Ruhe eingegangen, und vierzehn Tage später wurde sein Leichnam in Superga bei Turin beigesetzt. Cavour aber trug das Testament des Märtyrers bei sich, ungeschrieben zwar, aber unauslöschlich in seinem Gedächtniß eingegraben.

Monate vergingen. Cavour war wieder in Turin bei Viktor Emanuel und suchte ihn dahin zu vermögen, die Bundesgenossenschaft Louis Napoleons nachzusuchen. Derselbe war bereits Herr der Geschicke Frankreichs, woran das Geld seiner spätern Gemalin, Eugenie Gräfin von Montijo, einen nicht geringen Antheil hatte.

Viktor Emanuel war am 20. Januar 1855 Wittwer geworden, und nunmehr forcirte er die Einheitsbewegung in der Nation und wurde darin selbst von Damen der hohen Aristokratie unterstützt. Als der Kaiser Ferdinand (geb. den 19. April 1793 in Wien) in Mailand erschienen war, um die Herzen der noch unter seinem Scepter lebenden Italiener zu gewinnen, fehlte es nicht an aristokratischen Demonstrationen. Die Gräfin Anastasia Giustiniani hatte einen bedeutenden Anhang unter dem jüngern Adel der Lombardei und verfügte über eine große Anzahl von Kavalieren, welchen ihr Wille Befehl war. Aus dieser Zahl erwählte sie zwei zu Werkzeugen ihres Vorhabens. Der erste war der Herzog von Sassoferrato, der in seinem Wagen absichtlich an der kaiserlichen Karosse vorüberfuhr, ohne den Kaiser zu grüßen. Der andere, der Prinzipe Lutta, wußte es zu veranstalten, daß er dem Erzherzog Max in der frequentesten Straße in den Weg kommen mußte. Sobald er den kaiserlichen Prinzen kommen sah, wendete er den Kopf zur Seite, um ihn nicht zu grüßen und schritt an ihm vorüber, ohne Notiz von ihm zu nehmen. Noch an demselben Tage mußten die beiden Kavaliere die Stadt verlassen. Die Gräfin Giustiniani triumphirte, Viktor Emanuel rieb sich die Hände.

Digitized by

Aber auch die aristokratischen Damen selbst demonstrirten.

In der Theatervorstellung zu Ehren des Kaisers erschien die Gräfin Giustiniani in den Farben der italienischen Tricolore. Kaum hatte sie sich in ihrer Loge niedergelassen, als sie einen feisten Mops, der mit einer schwarzgelben Kokarde dekorirt war, auf die Brüstung der Loge setzte. Ein schwarzgelbes Band war um den Hals des häßlichen Köters geschlungen und auch sein Rücken mit einer schwarzgelben Decke bekleidet. Die Polizei ließ der Gräfin die Weisung zugehen, binnen vierundzwanzig Stunden die Stadt zu verlassen. So folgte sie dem Beispiele des Herzogs von Sassoferrato und des Fürsten Lutta. Sie eilte nach La Veneria zu Fräulein Sobretti, welche eben nicht anwesend war, da sie nach dem Tode der Königin sich ungenirter in Turin bewegen konnte.

Die Gräfin Giustiniani fühlte sich befriedigt, hier allein zu sein; denn nun konnte sie mit dem König allein verkehren und sie trug sich ja mit dem hochfliegenden Plane, seine Gemalin zu werden. Eine Wiederverheiratung des Königs lag auch im Sinne Cavours, der seinen König vor den Ausschreitungen in der Liebe bewahren wollte; aber die Gräfin stieß ihn ab und die Sobretti haßte er. Cavour war also darauf bedacht, den König vor einer Ueberrumpelung zu sichern.

Da erinnerte der Intendant den Grafen Cavour an das Mädchen aus niedrigem Stande, Rosine, deren Vater noch immer bei der Garde in Turin stand. Im Auftrage Cavours forschte der Intendant nach und überbrachte die Nachricht, daß Rosine bereits zehn Monate im Kloster der Clarisserinnen in Bovi sei und in zwei Monaten das Ordensgelübde ablegen werde.

Cavour erschien nun bei der Oberin des Klosters Bovi und wurde nach einigem Widerstreben vonseiten derselben in Rosinens Zelle geführt. Hier unterhielten sich beide über den König. Sie verbarg nicht, daß sie ihn liebe. Cavour verließ Rosine, empfahl sich der Oberin und besprach die Sache mit Viktor Emanuel.

Kurze Zeit danach war der König mit seinem Minister Cavour in Bovi. Cavour betrat die Zelle der Oberin, um ihr alles aufzuklären, Viktor Emanuel die Zelle Rosinens. Als er ihr gesagt hatte, daß er sich mit ihr trauen lassen wollte, da ward sie glücklich, seine Gemalin zu werden und versprach, vor der Hand diese Verbindung vor aller Welt geheim zu halten.

In Turin angekommen, erhielt der König ein Handbillet, die beiden Damen in La Veneria zu besuchen. Das paßte ihm freilich jetzt schlecht, darum sandte er Cavour dahin ab, um Interessantes aus Mailand zu erfahren, wie die Giustiniani geschrieben hatte. Zugleich sollte Cavour dort Vorrichtungen treffen und eventuell die Räumung des Hauses verfügen, damit Rosine dort untergebracht werden konnte. In den nächsten Tagen schon verließ die Sobretti mit ihrer Nichte La Veneria und begab sich auf Reisen, überzeugt, daß der König verheiratet und Rosine seine Frau sei. Er hatte sie bereits zur Gräfin von Mirafiori ernannt.

Mittlerweile hatte sich in Rom ein Umschwung vollzogen. Der Papst und sein Kardinal Antonelli hatten den Weg der Reaktion betreten und Oesterreich, mit welchem der heilige Stuhl das Konkordat

Digitized by Google

abschloß, ging denselben Weg. Dem Papste war ein unversöhnlicher Haß gegen die nationalen Bestrebungen eingeflößt worden, als deren Träger der König von Sardinien galt. Indessen ließ sich der Papst zu keinen feindseligen Schritten gegen Viktor Emanuel verleiten.

Piemonts Stunde war gekommen. Der König hatte um die Gunst Frankreichs gebuhlt, das Bündniß mit Frankreich im Geiste des Testaments des Märchens von Oporto war aufgerichtet worden und Oesterreich sollte mit Krieg überzogen werden. Es war ein blutiger Krieg, in welchen sich Viktor Emanuel stürzte. Die Schlacht bei Magenta und die blutigste aller Schlachten seit der Leipziger Völkerschlacht bei Solferino hatte ausgetobt, Oesterreich war geschlagen. Viktor Emanuel ward am 17. März 1861 König von Italien, sein Stammland mußte er freilich zum Opfer bringen.

Bei Napoleon ließ sich in dieser Zeit eine Dame anmelden, die sich die Maitresse Viktor Emanuels nannte. Die Sobretti spann eine Intrigue gegen den König. Wie sie rasch gekommen war, ging sie unverrichteter Sache rasch davon. Sie kam nach Mailand zu ihrer Nichte Anastasia Giustiniani, die aber nicht für die Intrigue zu gewinnen war — aus Liebe zu Italien. Von hier ging sie nach Florenz, wo der Prinz Jerome Napoleon sein Hauptquartier hatte. Er verbrachte seine Zeit in den Armen der Liebe und die emeritirte Maitresse seines Schwiegervaters, die Sobretti, wurde nun die seine, obgleich sich der Prinz erst vor kurzem (im Januar 1859) mit der siebzehnjährigen Tochter des Königs Viktor Emanuel, der Prinzessin Klotilde, vermält hatte. Diese Ehe war aber nicht im Himmel, sondern von der Politik Louis Napoleons und Viktor Emanuels gestiftet worden.

Eine schwere Kränkung erfuhr Klotilde durch die intriguante Maitresse ihres Gemals. Die Sobretti hatte nämlich von ihrem ersten Galan, Viktor Emanuel, einen kostbaren Brillantschmuck erhalten, welchen sie an dessen Schwiegersohn, Prinz Napoleon, verschenkte, damit ihn dieser seiner Gemalin Klotilde zum Präsent mache. Diese erfuhr aber bald, daß das Geschenk von ihrem Gemal ursprünglich ein Maitressengeschenk war, und konnte sich über die ihr angethane Schmach nicht trösten. Selbstverständlich schaffte sie sich dasselbe vom Halse.

Der Länderzuwachs des Königs von Italien ließ den Kaiser Napoleon indeß bald daran denken, seinen Verbündeten nicht zu mächtig werden zu lassen. Napoleon hatte seine Verwandte, Bonaparte Solms, mit dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Rattazzi, verheiratet.

Rom ward von der Kaiserin Eugenie beschützt; Madame Solms-Rattazzi setzte alles in Bewegung um Garibaldi zu unterstützen. Der Kaiser, von seiner Gemalin aufgestachelt, ließ Garibaldi unschädlich machen. Eugenie triumphirte; Madame Rattazzi knirschte die Zähne.

Zwei Jahre verflossen. In Ostende, wo der König der Belgier weilte, war bereits die Hochsaison angebrochen, und Louis Napoleon wurde erwartet. Er kam nicht. Inzwischen aber war Madame Solms-Rattazzi in Rocher du Canale in Ostende abgestiegen und belustigte sich in der fashionablen Welt. Da trug es sich zu, daß sich ihr alsbald ein Anbeter nahte in der Person des Cavaliere Luigi Malini, der sich

Digitized by

ihr vorstellen ließ. Er führte seine Dame seitab in einen der kleinen Säle des Hotels, wo er eine geheime Unterredung mit ihr führte; während sich die allgemeine Aufmerksamkeit auf jene Gruppe im großen Saale konzentrirte, in welcher man den König der Belgier, den Herzog von Brabant mit seiner Gemalin, den Grafen von Flandern, den Großherzog von Weimar und den Erzherzog Ludwig Viktor sah. Luigi Malini stellte der Madame Rattazzi vor, daß sie Italien eine Wohlthat erweisen könnte, wenn sie den Kaiser von der Kaiserin durch irgend ein Kunstmanöver zu trennen vermöchte, sodaß mit dem Kaiser allein eine Verhandlung möglich sei. Um Eugenie auf Reisen zu bringen, genügte es, ihre Eifersucht zu erregen. Das war schon früher einmal geschehen. Wegen der Miß Howard, der Geliebten des Kaisers, war Eugenie nach Edinburgh gegangen. Heute brauchten nur die Briefe des Kaisers an Miß Howard der Kaiserin in die Hände gespielt zu werden, nicht zu gedenken der Briefe an Miß Gordon, und der Zweck war erreicht.

Madame Rattazzi übernahm die Besorgung dieser Angelegenheit. Bald darauf war Eugenie in Schwalbach, wie der „Moniteur" alle Welt überraschend benachrichtigte. Nur eine Menschenseele kannte den Grund — Madame Bonaparte-Solms-Rattazzi.

Während dieser Zeit konferirte Louis Napoleon mit einem Delegirten über Italien, und eines Tages erhielt Eugenie in Bad Schwalbach durch die Zeitung Kunde von der bekannten Konvention. Madame Rattazzi aber triumphirte über Eugenie und sorgte dafür, daß letztere erfuhr, wer ihr den Streich gespielt habe.

Im Jahre 1866 erlangte Viktor Emanuel Venedig und hielt am 7. November seinen Einzug daselbst.

Es kam das Jahr 1878, das Todesjahr des Königs von Italien. Am 9. Januar starb er in Rom und am 17. desselben Monats ward er im Pantheon beigesetzt.

Viktor Emanuel war von untersetzter, kräftiger Gestalt und ausdrucksvollen Gesichtszügen, mit einem großen Schnurrbart geziert. Sein Charakter war einfach und gerade, bescheiden und bieder, klug und liebenswürdig im Verkehr.

Digitized by Google

Die Verheißung der Venuspriesterin.

(In Herkulanums letzter Stunde. August 79 vor Chr.)

Trunken von dem Glutenkusse ihres himmlischen Genossen
Ruht die glückliche Campania wie ein Eden, lichtumflossen.
Auf der Erde, in den Lüften, tiefe Stille, ernstes Schweigen,
Selbst des Meeres blaue Wellen, rasten heut vom ew'gen Reigen.
Der Campania lichte Perle, Herkulanum, scheint verlassen,
Keines Menschen Fuß belebet heut das Forum und die Gassen;
Alles schlummert. Nur der Venus Hoheprieſt'rin wacht im Tempel,
Ihre jungfräuliche Stirne trägt der Sorge düstern Stempel.
Vor der Göttin Marmorbildniß ringt sie flehend ihre Hände:
Deute mir den Traum, Du Hehre! Lodern sah ich Weltenbrände,
Sah vom Piedestal Dich stürzen, sah Neptuns Gespann sich bäumen,
Und ich selber mußte diesen, Deinen heil'gen Tempel räumen....."

Sie verstummt.
Von fern herüber hallt ein unterirdisch Grollen,
Aus den Lüften tönt ein Aechzen, Blitze sprüh'n und Donner rollen,
Durchs Opaion in den Tempel fallen todte Vögel nieder,
Auf den Gassen heulen Hunde grauenvolle Todtenlieder,
Krachend bebt die weite Erde und die aufgeschreckte Menge
Müder Schläfer klagt und jammert, flieht in hastigem Gedränge.
Um den Leib des Götterbildes schlingt die Prieſt'rin ihre Arme:
„Deiner Stadt, Du Schaumgebor'ne, Deines Volkes Dich erbarme!"
Aber lauter wird das Tosen wild entfesselter Gewalten,
Dringender der Jungfrau Flehen zu dem Marmorbild, dem kalten.
Dann ein allgewaltig Rütteln, Krachen, Schreien, Winseln, Klagen —
Von dem stolzen Venustempel nur noch Säulenstümpfe ragen.
Selbst die Göttin liegt im Staube, neben ihr die ohnmachtbleiche
Prieſt'rin mit geschlossnen Augen, regungslos wie eine Leiche.

Plötzlich ruft sie ins Bewußtsein neues Schwanken rings und Beben
Und sie hält sich am Altare, rafft sich auf mit Widerstreben.
Irren Blickes auf die Trümmer starrt sie, in die Nacht voll Grauen,
Doch das Auge schließt sich wieder, mag das Gräßliche nicht schauen.
„Eine Fackel seh' ich leuchten!" ruft sie, „sehe ihre Gluten
Reißend sich ins Thal ergießen. Wie sie ziſchen! Wie sie fluten!
Ach! des Sonnengottes Wagen stürzte aus des Himmels Hallen,
Seiner Rosse glutenschwangre Feuermähnen seh' ich wallen,
Aus der weiten Eb'ne wirbelt Dampf empor in hohen Säulen —
Schwingen dort nicht die Giganten gegen Götter ihre Keulen?
Ach! die Himmlichen verzagen! Weh mir! die Giganten siegen!
Hehre Göttin! bleibst Du ewig schmachvoll hier im Staube liegen?!"

Digitized by Google

Keine Antwort. Nur der Menſchen Wehgeſchrei erfüllt die Gründe
Und der Lüfte wildes Brauſen.
Des Veſuvius Feuerſchlünde
Speien Glut- und Aſchenregen auf die Städte, auf die Felder —
Praſſelnd flammen rings die ſtolzen Pinien- und Olivenwälder.
Schäumend bäumen ſich des Meeres ſturm- und glutgepeitſchte Wogen;
Näher ſtets und immer näher kommt der Lavaſtrom gezogen,
Siedend brauſt er durch die Gaſſen, ſtürmt Theater und Paläſte,
Rauſchend branden ſeine Fluten um der Tempel heil'ge Reſte.

Herkulanum ſtarrt von Flammen; was da lebet, iſt entflohen,
Und noch immer will die grelle Rieſenfackel nicht verlohen.
Und noch immer ſteht der Venus Hoheprieſt'rin am Altare,
Geiſterhaft im heil'gen Schleier, aufgelöſt die üpp'gen Haare.
Endlich aber muß ſie weichen und, das Götterbild erhebend,
Späht ſie nach den höchſten Trümmern, höher, immer höher ſtrebend.
Ziſchend folgen ihr die Gluten, und ſie bricht erſchöpft zuſammen;
Doch verheißend, eh' ſie endet, tönt ihr Wort durch Rauch und Flammen:

„Wenn verglüht des Weltenbrandes letzter reinigender Funken,
Wirſt Du ſteigen aus der Aſche, hehre Göttin, wonnetrunken,
Und dem neuen Weltgeſchlechte mit der Allmacht heil'gem Triebe
Froh verkünden, daß gekommen Zeit und Reich der ew'gen Liebe!!"

Donner rollen, Stürme brauſen und, vom Wirbelwind erhoben,
Schwingt der Prieſt'rin heil'ger Schleier aus dem Chaos ſich nach Oben. —

Neapel. Hermann Friedrichs.

Digitized by Google

Ohne Heim.

Novelle von Eduard Müller-Hauger.

(Schluß.)

Der erste Morgenstrahl scheuchte ihn von dem zerwühlten Lager. War es Zufall, war es Absicht, er gab sich keine Rechenschaft darüber, daß er die breite Chaussee, die direkt nach P. hinabführt, mied und Seitenpfade einschlug, steile Hänge hinunter und Wiesen entlang, auf denen er ebenso schnell das Städtchen erreichte. In früher Stunde klopfte er bei der Matkoffska an, und obgleich ihm nicht das Herein geboten wurde, öffnete er und trat auf die Schwelle. In demselben Moment wurde die Thür ihres Schlafzimmers geöffnet und die Matkoffska trat in einem Morgengewand heraus. Wie versteinert, den Mund ein wenig geöffnet, blieb sie an der Thür stehen. Brückmann musterte forschend ihr Gesicht. Sie sah wieder ganz anders aus; so hatte er sie noch nicht gesehen. Weiblicher, milder erschien sie ihm; einfacher, gediegner; ohne allen Aufputz der Mode, des Luxus; ganz sie selbst; reizender als je.

„Zu wem wünschen Sie, mein Herr?“ fragte sie und machte die Augen groß auf wie vor Verwunderung.

„Ich komme am hellen Tag zu Fräulein Matkoffska, damit sie nicht meine, man laure ihr bei Nacht auf.“

„Ich weiß die Ehre zu schätzen, mein Herr. Bitte.“ Sie sagte es mit gutem Humor und lud Brückmann mit komischer Gravität ein, Platz zu nehmen.

„Wenn Sie erlauben, beende ich meine Toilette, in welcher der werthe Besuch mich zu stören die außerordentliche Liebenswürdigkeit hatte“, fuhr sie in demselben Ton übertriebener Höflichkeit fort.

„Heißt das, sich schminken, wenn ich fragen darf?“

„Nicht den Mund, ich kenne die Vorschrift, mein Herr. Nur eine kleine Nachhilfe an den Augenbrauen, die Mutter Natur an beiden Seiten auszuziehen vergessen. Mein Gott, die Dame hat auch ihre schwachen Stunden, und leidet manchmal an Vergeßlichkeit.“

„Es ist auch das nicht nöthig. Bitte, lassen Sie die Augenbrauen so, wie sie sind.“

Digitized by Google

„Sie haben nur zu befehlen. Aber etwas Puder gestatten Sie mir doch aufzulegen. Oder pudert man sich in P. noch nicht?“

„Das weiß ich nicht. Jedenfalls kann Ihr Teint beweisen, wie überflüssig der Puder ist.“

„Sie wollen am Ende gar mit mir über die Straße gehen, bei hellem, lichtem Tag.“

Mit diesen Worten kauerte sie neben ihm auf dem Sopha. Sie hatte die Füße heraufgezogen und kniete mehr, als sie saß. Ihre großen dunklen Augen waren fest auf sein Gesicht gerichtet. Er zuckte ein wenig mit dem Augenlid, erwiderte aber ruhig:

„Warum sollte ich das nicht?“

Unmittelbar darauf senkte er das Auge und sein Blick streifte den Tisch. Der kleine Husarenoffizier im Bild sah ihn wieder herausfordernd an. Unmuthig sprang Brückmann auf und war nahe daran fortzurennen. Er empfand es als eine Rücksichtslosigkeit, daß sie das Bild stehen ließ, da sie doch mit ihm verkehrte.

„Er oder ich — Pistolen oder Degen. Wählen Sie, mein Herr“, rief die Matkoffska im Deklamationston, ergriff das Bild und versuchte vergebens die Photographie zwischen der Holzverkleidung und dem Glas herauszuziehen. Ihre Geduld war schnell erschöpft. Sie griff zu einem Messer, zielt auf die Brust des Husarenoffiziers und kommandirte: Eins, zwei, drei. Bei drei war die Spitze durch das Glas in die Photographie gedrungen. Dann warf sie das Bild auf den Tisch. Das Messer blieb aufrecht in der Holzverkleidung stecken.

„Das ist die Art, mit Leuten umzugehen, die an meiner Ehre zweifeln, nachdem sie mir geschworen haben, daß sie mich ewig lieben werden“, sagte sie, wie erschöpft von der kleinen Anstrengung und warf den Kopf gegen die Lehne des Sophas. Brückmann stand fragend vor ihr.

„Die Geschichte ist sehr einfach. Ich erzähle sie Ihnen einmal und nicht wieder. Er ist Rheinländer wie ich, von fürstlichem Geblüt und stand bei den Husaren meiner Vaterstadt. Er sah es nicht gern, daß ich zur Bühne ging. Ich aber träumte von glänzender Carrière. Basta. Kein Wort zu verlieren. Nachdem er mich lange genug mit seiner grundlosen Eifersucht gequält hatte, beschuldigte er mich eines Tages direkt einer Untreue. Ich wies ihm die Thür. Aus war's. Alles übrige, Bitten, Schwüre, Betheuerungen, Versprechungen — leeres Geschwätz, nicht werth, daß man davon spricht. Aufrichtigkeit und Vertrauen sind die Grundlagen der Liebe, und wo die fehlen, weg damit und wenn's auch ein Prinz wäre.“

Brückmann hatte, während sie so sprach, wieder an ihrer Seite Platz genommen. Er ergriff jetzt ihre Hand, drückte sie mit Wärme und blickte ihr groß ins Auge, als wollte er sagen: in Dir habe ich mich nicht getäuscht, Du bist meiner Liebe werth.

Sie sah sehr streng aus; jedenfalls nicht wie ein Weib, das im Punkt ihrer Ehre und ihrer Liebe mit sich spaßen läßt. Es entstand eine Pause, denn Brückmann fühlte, wie unpassend ein unrechtes Wort und wie schwer ein passendes zu finden sein würde.

Plötzlich fragte sie ihn heiter und unbefangen:

Digitized by Google

„Bitte, zeigen Sie mir das Bild des „edlen, braven, guten Mädchens.“ Sie haben es doch hier in der Brieftasche stecken.“

„Sie irren. Ich trage kein Bild bei mir.“

„Darf ich untersuchen?“

„Bitte. Hier.“

„Erlauben Sie. Die Eskamotage kennt man. Lassen Sie mich gefälligst selbst operiren.“

Sie nahm aus der äußern Brusttasche seines grauen Jägerrockes das Portefeuille und durchsuchte es in diskreter Weise ohne das Gewünschte zu finden. Nicht zufrieden damit, that sie einen zweiten Griff mit ihrer schmalen Hand in die Tiefe der Tasche. Jetzt blitzten ihre Augen auf. Sie zog Blumen ans Licht, halbverwelkte, noch etwas feuchte Blumen.

„Holde Blümelein, sprecht für mich!“

sang sie in der Melodie des Siebelwalzers aus Gounods „Faust“. „Haben Sie mich als „Siebel“ gesehen?“ unterbrach sie sich. „Was frage ich! In P. Das sagt genug. Also Blumen liebt sie. Ich auch, besonders in Bouquets. Aber auch so.“

Sie holte ein Glas, füllte es mit frischem Wasser, und setzte die Blumen hinein. Dann schob sie ihm die Brieftasche hastig zu, lief erregt hinweg, kam zurück, jammerte, es sei höchste Zeit zur Probe und sie sei noch nicht angekleidet, bat ihn, sie zu begleiten, lief ins Nebenzimmer, kehrte noch einmal um und fragte ihn, ob er die schwarze Kleidung liebe, sie gäbe ihr vor allen Farben den Vorzug.

In zehn Minuten, die er im Auf- und Niedergehen verbrachte, stand sie angekleidet vor ihm. Ueberrascht trat er einen Schritt zurück. Statt des Schleppkleides trug sie ein fußfreies schwarzes Barègekleidchen, das mit einem schlichten, weißen Kragen am Hals abschloß; statt des auffallenden Hutes mit der großen wallenden Feder eine kleine, zierliche, schwarze Kopfbedeckung. Kein Stäubchen Puder, geschweige Schminke, war auf ihrem blassen, pikanten Gesicht zu sehen; nur auf dem kleinen Muttermal am Mund lag ein mattschwarzes Fleckchen Kohle. Vornehm, ladylike war ihre Erscheinung.

„Habe ich Ihren Geschmack getroffen? Braucht man sich in P. noch zu geniren, mit mir über die Straße zu gehen? Sie haben es in der Hand, daß ich wieder etwas auf mein Aeußeres gebe. Sagen Sie ganz schnell, daß ich Ihnen ausgezeichnet gut gefalle, aber ganz schnell.“

„Wenn ich nicht die Flinte an der Schulter trüge und gewissermaßen im Dienst wäre, würde ich es als eine Ehre betrachten, Sie am Arm zur Probe zu führen — vorausgesetzt, daß Sie sich nicht geniren würden, am Arm eines jungen, einfachen Forstbeamten zu gehen.“

Sie preßte seine Hand an ihr Herz und führte sie sodann an ihre Lippen. Da aber Brückmann aus Verlegenheit lächelte, biß sie ihm von der Seite in die Hand, daß er aufschrie, warf die Thür auf und stürmte ihm voraus durch das Gärtchen.

Auf der Chaussee, die zum Schießhaus führt, holte er sie erst wieder ein. Der Weg bis dahin war nur zu kurz. Es war eine Lust,

Digitized by

ein Stolz, neben dem rüstig ausgreifenden Mädchen voll edlem Anstand zu schreiten. Brückmann hatte gar keine Zeit, auf die Passanten der Straße zu achten. Wohl aber blickten alle auf das herrliche Paar und wer es nicht wußte, hätte in dem distinguirt auftretenden Mädchen gewiß nicht ein weibliches Mitglied der reisenden Theatergesellschaft in P. vermuthet.

„Kommen Sie heute zur Vorstellung?“ fragte sie, nachdem beide fast bis ans Ziel schweigend nebeneinander gegangen waren.

„Ich bin leider dienstlich verhindert.“

„So kommt bald niemand mehr zu uns.“

„Zahlt der Direktor Ihnen die Gage?“

Sie schien diese Frage überhören zu wollen.

„Es wird bald mit uns zu Ende sein. Dann reise ich zu meinen Eltern und bleibe bei ihnen bis zum Herbst, wenn die neue Saison beginnt. Eines schönen Tages bin ich abgereist, ohne daß eine Menschenseele eine Ahnung davon hat, geben Sie acht.“

„Nicht, ohne daß ich es weiß.“

Es war der Moment da, wo man sich zum Abschied die Hände drückte.

„Kommen Sie morgen herüber? Ich mache mich zum Nachmittag und Abend frei. Bestimmt?“

„Ganz bestimmt.“

„Leb' wohl!“ — —

In gehobener Stimmung legte Brückmann den weiten Weg nach W. in einem Stück zurück. Noch hatte er nichts begangen, aus dem ihm ernstlich der Vorwurf eines schnöden Verraths, eines Treubruchs gemacht werden konnte. Das erhebende Bewußtsein, recht und gut gethan zu haben, als er an die edle, gute Seite eines Menschen glaubte, der urtheilslosen Menge zum Trotz, bestärkte die Seele des freien Mannes in ihrem Drang nach Wahrheit und Gerechtigkeit.

„Wenn ich Marie die Sache vorstelle, wie sie ist“, sagte er zu sich, „wenn ich ihr ein richtiges, treffendes Bild von diesem eigenartigen Wesen von gewiß guten, herrlichen Anlagen entwerfe, wird sie mein Interesse theilen. Zum Glück ist auch Marie kein gewöhnliches Mädchen, das alles obenhin, vorurtheilsvoll und von engen, persönlichen Motiven geleitet, betrachtet; im Gegentheil ist ihre Seele groß und weit und der edelsten Empfindungen der Freundschaft fähig. Wenn ich nur wahr und offen gegen sie bin, wird sie es mir schon zu danken wissen.“

Er beschleunigte seine Schritte in der frohen Erwartung, mit Marien über die Matkoffska sich aussprechen zu dürfen. Auf der Wiese zwischen Wald und Straße meinte er sie finden zu müssen. Sollte sie daselbst nicht sein, wollte er sie im Haus ihrer Eltern aufsuchen.

Als er sich der Stelle näherte, wo die Buchen sich lichten und die ersten Häuser von W. sichtbar sind, bemerkte er eine weibliche Figur, die am Waldrain saß und unbeweglich nach der Straße hinüberschaute. Die Hände hingen schlaff über die Kniee herab, die Haltung war gebeugt. So viel in ihrem Aeußeren dafür sprach, daß diese Person Marie war, so wenig harmonirte der Ausdruck der Erschöpfung,

Digitized by Google

der Ermattung mit der Frische, der Rüstigkeit, die man an ihr gewohnt war.

„Marie, bist Du's?"

Sie rührte sich nicht; sie warf dem Jäger nur einen Blick aus matten, blöden, verschleierten Augen zu. Wo hatte er einen solchen Blick schon gesehen? Beim sterbenden, gehetzten Reh?

„Marie, fühlst Du Dich nicht wohl?"

Sie nickte beständig vor sich hin, ohne einen Blick von ihm zu wenden.

„Was sitzest Du hier? Komm, richte Dich auf und geh' mit mir nach Hause."

„Es ist vorbei", hauchte sie.

„Was ist vorbei?"

„Ich bin dort nicht mehr zu Hause. Ich bin nirgends mehr zu Hause. Ach, wüßte ich nur wohin? Ich weiß es nicht mehr."

Brückmann erzitterte bis ins tiefste Herz. Da seine Bemühungen sie aufzurichten, vergeblich waren, ließ er sich neben sie ins Gras nieder.

„Bist Du bei mir? Bist Du wirklich bei mir? Nein, Du bist nicht bei mir. Ach, es ist zu traurig. Man könnte weinen. Ich habe auch niemand, der es gut mit mir meint. Dafür will ich auch niemand mehr gut sein. Laßt mich allein. Ich bin's ja gewohnt."

„Marie, Du bist krank und weißt nicht was Du sprichst. Wenn Du mir nicht gutwillig folgst, so gehe ich zu Deinem Vater und —"

„Nein, thu' das nicht, geh' ja nicht zu meinem Vater. Er ist Dir böse, sie sind Dir alle böse. Sie sagen, Du gingst mit einer Schauspielerin in P. Ach, es ist häßlich von ihnen, so etwas zu sagen. Papa nannte mich sein armes betrogenes Kind und Mama schloß mich ans Herz und weinte und schluchzte. Sie meinen es nicht gut mit mir. Daraus kannst Du es entnehmen."

Sie starrte mit großen, leblosen Augen hinüber in der Richtung, in der das Haus des Bergraths an der Chaussee lag. Brückmann bedeckte seine Augen mit zitternder Hand; ihm war, als müsse er vor Angst und Scham in dem Boden sich verkriechen.

„Wer ist nur diese Schauspielerin? Hat sie Dich lieb? Ich finde es sehr häßlich von ihnen, daß sie das Wort Schauspielerin so verächtlich aussprechen. Wenn sie Dich lieb hat, kann sie nicht schlecht sein. Und muß es denn ein leichtsinniges Mädchen sein, weil sie eine Schauspielerin ist? Ich habe solche Urtheile nie fassen können."

Brückmann griff leidenschaftlich nach ihrer Hand, drückte sie heftig und bedeckte sie unter hervorbrechenden Thränen mit heißen Küssen.

„Du weinst? Ach Du Guter, gewiß um das arme Mädchen weinst Du. Erzähle mir, daß ich mit Dir weinen kann. Ich sehne mich so danach, mich auszuweinen. Ueber mich könnte ich auch weinen, aber es geht nicht mehr. Ich glaube aus Trotz mit mir selbst. Ach, mein unseliger Trotz. Er ist wieder aufs neue erwacht. Ich glaubte ihn überwunden zu haben. Es war eine Täuschung, wie alles, alles nur Täuschung ist. Als meine Eltern mich bedauerten und auf Dich schmälten, da regte er sich wieder krampfhaft in meinem Herzen, der schlimme Trotz. Da kroch er vom Herzen in den Kopf; schwarz, ganz

Digitized by Google

schwarz kroch er im Kopfe herum. Ich sehe alsdann nichts mehr. Die Welt ist mir dann wie erstorben, alles ist so kalt, so häßlich, so fühllos. O wie sie über die Schauspielerin herfielen, wie sie ihr alle Schuld beimaßen, ich konnte es nicht mit anhören, ich bin davon gelaufen, weit, weit in den Wald hinein. Ich wollte es Dir klagen, wie schlecht sie zu mir sind, aber Du warst im Walde nicht zu finden. Du warst gewiß bei der Schauspielerin? Wie ist sie? Ist sie auch traurig, wie ich bin?"

„Sie ist ein armes Mädchen, gute Marie, das in der Welt herumgestoßen wird, und sie verdient Dein edles Mitgefühl."

„Mein Mitgefühl ist nicht edel. Walter, an mir ist nichts edel. Ich bin schlimm durch und durch. Schon als Kind haben sie es mir gesagt. Ich bin zu nichts nütze. Als Lehrerin war ich tiefsinnig und nicht recht zu gebrauchen. Hierher zurückgekehrt, wollte ich tüchtig arbeiten, den bösen Trotz aus mir herausarbeiten. Und nun geht es auf einmal nicht mehr. Es fällt mir alles aus der Hand. Was soll das nur werden, Walter? Nicht wahr, ich bin zu nichts nütze auf der Welt. Ist die Schauspielerin schön?"

„Sie ist interessant. Schöner bist Du, Marie!"

„Das ist nicht hübsch von Dir, Walter, daß auch Du mich kränken willst. Ich sei schön. Pfui, das ist garstig, das mußt Du nicht sagen. Ich möchte ja nur gut sein, ach und vermag es nicht. Es ist traurig, recht traurig."

Brückmann lehnte das klagende Mädchen an seine Brust, streichelte ihr Wangen und Haar und gelobte sich, sein Unrecht gut zu machen, Marie nicht zu verlassen und die Matkoffska zu vergessen. Wie pries er sich glücklich, daß er mit der Schauspielerin nicht leichtsinnig getändelt hatte, daß er noch umkehren konnte, ohne einen Fehltritt zu begehen.

„Marie, laß es gut sein und gräme Dich nicht mehr. Wenn es wirklich wahr wäre, daß Du anderen Menschen nichts nützen kannst, so bist Du doch für mich da, mich zu lieben. Wie oft haben wir es uns in der Stadt, auf unseren einsamen Spaziergängen durch den Park ausgemalt, wie glücklich wir werden wollten, wie wir im Forsthaus im Wald wohnen und nur uns, uns allein leben werden. Oder hast Du das alles vergessen?"

Sie schien sich zu besinnen. Dann sagte sie ernsthaft und ruhig:

„Das geht doch nun nicht mehr, Walter."

„Warum soll das nicht mehr gehen?"

„Warte einmal, wie war das Lied doch gleich. Wenn ich nur den Anfang wüßte, aber der Anfang ist immer das schwerste. Richtig, so war's. Du heiratest ja die Schauspielerin."

„Wer hat Dir die Lüge gesagt?"

„Die Leute auf der Straße sprechen davon, horch, die Vögel über uns pfeifen es; Du heiratest die Schauspielerin. Du kannst Dich darauf verlassen, es ist wahr. Es möchte ja auch sein, wenn ich nur wüßte, wo ich hin sollte. Weißt Du es nicht? Du müßtest es eigentlich wissen. Wenn ich nur wenigstens wüßte, wo ich bis zu Eurer Trauung bliebe, denn die möchte ich zu gern sehen. Ob ich im Wald

Digitized by Google

Eine Königsfamilie auf der Jagd.

Nach einer Original-Zeichnung von Friedrich Specht.

Digitized by Google

bleibe? Aber wenn es dunkel wird, fürchte ich mich. Und es wird schon dunkel. Komm, laß uns nach Hause gehen."

Sie stand auf und wollte ihn mit sich fortziehen.

„Ja, laß uns gehen", sagte er, „ich fühl's, ich bin Deinem Vater Rechenschaft schuldig. Es wird sich alles aufklären, wenn er mich angehört hat."

„Um Gottes willen nicht", sagte sie hastig und schob ihn zurück in den Wald. „Du machst mich ganz böse auf Dich, wenn Du das thust. Ich habe meinen Eltern versprechen müssen, mit Dir nicht mehr zu gehen. Ich will es ja auch nicht mehr, weil Du die andere lieb hast. Nur heimlich, ganz heimlich wollen wir uns noch sprechen. Abends, wenn's dunkelt, drunten auf dem Wiesenweg am Bach — doch nein, da finde ich Dich nicht. Lieber hier im Wald. Da sieht uns niemand, da hört uns niemand. „Die Vöglein schweigen im Walde."

Sie schlang ihre Arme um seinen Hals und legte ihr Köpfchen an seine Brust. Plötzlich fuhr sie zusammen, blickte unsäglich geängstigt zu ihm auf. Gleich darauf veränderte sich ihre Miene; sie lachte hell auf und sprang wie ein Reh flink und leicht über die Wiese davon.

Brückmann brach von Schmerz gepeinigt auf der Stelle zusammen, wo sie gesessen. Wie hatte sich alles gewandelt, seit er mit der Gefahr gespielt. Von solchen Folgen hatte er sich nichts träumen lassen. Noch war nichts geschehen, und schon hatte er Verwirrung in glückliche, bürgerliche Verhältnisse gebracht. Aber noch war es Zeit, das gestörte Gleichgewicht wiederherzustellen. Er brauchte ja nur P. zu meiden, brauchte den Leuten nicht neue Gelegenheit zur Nachrede zu geben. Er überlegte, ob es gerathen sei, jetzt zum Bergrath zu gehen, und kam zu dem Schluß, die Geschichte erst wieder etwas in Vergessenheit gerathen zu lassen und durch sein Verhalten beweisen zu wollen, wie wenig Grund zu derartigen Gerüchten vorhanden war. Das Versprechen, das er der Matkoffska gegeben, sie morgen zu besuchen, wollte er brechen und auch dieses Unrecht noch auf sich nehmen, um seinen größeren Verpflichtungen nachkommen zu können.

Lange bevor es dunkel war, durchstrich Brückmann den Buchenwald, der sich längs der Wiese ausbreitet. Er zog die Brauen finster zusammen, wenn er dachte, daß er fernab von den Leuten, im Dunkel, dem Liebchen auflauern mußte, das er zwei Tage vorher am hellen Mittag auf offener Wiese umfangen und unter den Augen seiner Mitbürger auf den Mund küssen durfte.

Der gelbe Schimmer der scheidenden Sonne war an den grauen Buchenstämmen verzittert, das fröhliche Lied der Vögel verstummt, die Grashüpfer nur schrillten sinnbetäubend weit und breit, als ein helles Kleid heranhuschte und an den dunklen Jägersmann sich anschmiegte. Das lichtscheue Paar ging Arm in Arm auf einem verlassenen Pfad tiefer in den Wald hinein.

Marie war seltsam ruhig und still. Brückmann mußte ihr den Namen der Schauspielerin nennen, ihre Figur, ihr Gesicht, die Farbe ihres Haares, ihrer Augen, ihre Kleidung bis ins Detail hinein beschreiben. Auch jetzt kam kein Vorwurf, kein Wort über ihre Lippen, das Eifersucht, Neid verrathen hätte. Da Brückmann merkte, daß sie

Digitized by

ruhiger wurde, je gründlicher er in seiner Beschreibung war, so ließ er es an nichts fehlen, ihr ein möglichst klares Bild der Matkoffska zu geben. Er versäumte auch nicht zu erzählen, daß sie ihre Garderobe geändert habe, daß sie geneigt sei, auf sich etwas zu halten, wenn ein Mann ihr in Ehren gegenübertrete und sich für sie interessire.

„Natürlich", warf Marie dazwischen, „wenn die Menschen einem Mädchen immer nur zu verstehen geben, daß sie sie verachten, so zeigt das Mädchen den Menschen auch ihrerseits Verachtung, Trotz und Geringschätzung."

Und ein andermal rief sie:

„O wie schön muß sie sein! Und wie gut! Und wie unrecht thun ihr die Menschen, daß sie nichts von ihr wissen wollen, sie ausschließen und verachten. Ich liebe sie ganz im stillen; wir wollen sie zusammen lieben, Walter, den bösen Menschen zum Trotz. Sie kann mir nicht böse sein, wenn ich sie liebe, nicht wahr, Walter, das kann sie nicht?"

Brückmann war ganz glücklich, daß das edle Herz Mariens zu dieser Theilnahme sich aufgeschwungen hatte. Er glaubte das Schlimmste beseitigt. Mit der offnen Aussprache mußte Vertrauen, Liebe, Glück zurückkehren.

Und wirklich schien Marie in dem Gedanken, in der Matkoffska eine Freundin gefunden zu haben, zum Gleichgewicht ihrer Seele zurückgekehrt zu sein. Nur manchmal, wenn er in ihr verschleiertes Auge einen scheuen Blick warf, wenn sie so gleichmäßig ruhig blieb, trotzdem er alles aufbot sie zu erheitern, dämmerte es ihm wie eine Ahnung auf, daß diese Theilnahme, diese Freundschaft am innersten Mark des armen Mädchens zehre, daß sie den Preis mit ihrem Herzblut zahle.

Nachdem er an vier Abenden nacheinander und in denselben Gesprächen, bei denen Marie fast die gleichen Worte einwarf, mit ihr den stillen, verlassenen Waldpfad gewandelt war, übermannte ihn ein unheimliches Gefühl. Diese Monotonie, diese Gleichmäßigkeit wurde ihm unerträglich und er beschloß, ein Ende zu machen. Marie hatte auf seine Fragen, ob ihre Eltern ihre Abwesenheit vom Haus nicht übel vermerkten, Andeutungen gemacht, aus denen er schließen zu dürfen glaubte, daß Bergraths die Aussprache der jungen Leute billigten und, da ihnen kein neues Gerücht zu Ohren gekommen war, das auf wirkliche Beziehungen zu der Schauspielerin deutete, versöhnlich gestimmt seien. Er nahm sich vor, am andern Tag zum Bergrath zu gehen rückhaltslos sich auszusprechen und auf seine Verlobung mit Marien anzutragen. Er hielt es für besser, diesen Vorsatz als Geheimniß zu bewahren und Marien andern Tages mit der Genehmigung des Vaters, sie seine Braut nennen zu dürfen, zu überraschen.

Es war spät geworden, als er in seinem Zimmer, das parterre mit einem Fenster nach der Straße lag, auf und niederschritt. Schwer lag es ihm auf der Brust. Mariens Zustand gab ihm zu denken. Wenn sich ihr eigenthümliches Wesen mit den Jahren stärker ausbildete? Wenn sie eine Anlage zu unheilbarer Schwermuth hätte? Aber war sie nicht eine ganz andere geworden, seit er in Gotha intimer mit ihr verkehrt hatte? Das Bild der Wiese, auf der sie Wäsche auf-

Digitized by Google

gehangen, tauchte vor ihm auf. Die Schmetterlinge gaukelten lustig über die Blumen. Er sah sie flink und fröhlich schaffen. War das nicht die Lebensfreude, die Gesundheit, die Lebenskraft selbst gewesen? Sie wird wieder guter Dinge werden, wenn sie in ihrer eignen Wirthschaft schalten kann, sagte er zu sich. Wir wollen dazu thun, was wir vermögen, was an uns ist.

In diesem Augenblick sah er die dunkle Gestalt eines jüngeren Mannes unter dem Fenster stehen. Der Fremde blickte ihm ins Zimmer und beobachtete ihn. Wie lange schon, wußte er nicht, denn er hatte längere Zeit nicht hinausgeblickt.

„Holde Blümelein, sprechet ihr für mich!"

sang der Fremde mit leiser, weicher, schmelzender Stimme durch die Nacht. Brückmann kannte die Stimme, aber er traute seinen Sinnen nicht. Da trat der Fremde unmittelbar ans Fenster; er sah ein paar schmale, blendend weiße Finger die Brüstung umklammern; mit Gewandtheit und geräuschlos schwang sich jemand ins Zimmer, und jetzt fühlte er sich umhalst und leidenschaftlich geküßt.

„Fräulein Matkoffska!"

„Herr Matkoffska, Sie Verräther! Haben Sie nicht genug am Verrath an dem armen thörichten Mädchen, der Matkoffska? Ich trete als Mann vor Sie hin und verlange Rechenschaft."

„Wo kommen Sie her?"

„Direkt von P. Ich bin todtmüde. Sie erlauben, daß ich mich setze. Die vielen Seitensprünge in den Wald, wenn ich Leute mir entgegenkommen hörte, haben mir den Rest gegeben. Es ist aus mit uns. Wie ich Ihnen vorhersagte. Wir spielen nicht mehr. In den nächsten Tagen reise ich ab. Ich wollte Sie noch einmal sehen, Sie Treuloser. Setzen Sie sich zu mir. Sie fürchten sich wohl vor mir, weil ich in Herrenkleidern stecke? Das ist nur äußerlich. Innerlich habe ich mich zu Tode geängstigt. Ich thue es auch gewiß in meinem ganzen Leben nicht wieder. Ich hatte es mir doch leichter vorgestellt. Aber warum setzen Sie sich nicht zu mir?"

„Ich will nur Licht zünden. Es dreht sich mir alles im Kreise herum. Ich fürchte zu fallen."

Ihren Augen aber schien die Fähigkeit gegeben zu sein, auch in der Dunkelheit zu sehen. Mit sicherem Griff hatte sie ihn an den Händen gepackt; er strauchelte, brach zusammen, und lag auf den Knieen ihr zu Füßen. Wie mit eisernen Fesseln fühlte er seine Handgelenke umspannt.

„Wenn Du Dich sträubst", zischte sie mehr als sie sprach, „schreie ich und wecke das Haus und die Nachbarschaft. Wo bist Du geblieben!? Ich habe schreckliche Tage und noch schrecklichere Nächte um Dich verlebt. Ich war krank, lag im tödtlichen Fieber und Du hattest mich verlassen! Und ich liebe Dich doch so unendlich, Du bist der Gott meiner Seele, ich würde bis ans Ende der Welt laufen, Dich zu suchen, und ich fände Dich! Denn Du bist mir wie mein Heiland erschienen, Du hast mich aus dunkler Nacht ans Licht gezogen, und wenn Du Dich von mir wendest, so stößt Du mich in das Dunkel zurück und überliefers mich den Furien des Wahnsinns. Du wirst

Digitized by

mich verurtheilen, daß ich diesen Schritt gewagt habe und zu Dir gekommen bin, aber ich konnte nicht anders. Meine ganze Seele schrie nach Dir und Du wolltest sie nicht hören. Wenn Du mich nicht liebst, so sage es mir und ich tödte mich eher, als daß ich den Rückweg mit getäuschter Hoffnung antrete."

Sie hatte sein Gesicht zwischen ihre Hände genommen, und bedeckte es mit Küssen und mit Zähren. Ihr Leib bebte, ihre Füße zuckten. Als sie aber rief: „Wo ist die andere, die Dich zu lieben vorgiebt? Sie soll es wagen, vor mich hinzutreten und mit meiner Liebe sich zu messen. So kann Dich kein Weib lieben als ich Dich!" Da war sein Schicksal besiegelt. Er sprang auf, riß sie mit sich empor, umschlang die reizende Gestalt des Mädchens im wilden Taumel und rief:

„Ja, ich liebe Dich, und wenn es mein Tod wäre, ich kann auch nicht anders. Verzeihe mir der Himmel, wenn ich unrecht thue. Ich bin Dein auf ewig!"

„Und nun komm und begleite mich, denn ich muß mit Tagesanbruch wieder in Ohrdruf sein, um meine Interessen wahrzunehmen, eh' mir der Direktor entwischt."

„Laß ihn und bleibe. Den Schaden ersetze ich Dir."

„Nein, das sollst Du nicht. Das will ich nicht. Beleidige mich nicht. Du weißt, ich bin in manchen Dingen empfindlich. Komm schnell oder — ich bereue, was ich gethan!"

Leise schritten sie durch den stillen Ort dem Walde zu. Der Weg führte am Haus des Bergraths vorbei. Die Matkoffska mußte Kenntniß von allem haben, denn sie hielt an, zog aus der Tasche ihres Ueberziehers einen Gegenstand von geringer Größe, trat auf der Chaussee etwas zurück und machte Miene, einen Wurf durch das offenstehende Fenster in das Schlafzimmer Mariens im zweiten Stock zu thun. Brückmann wollte es ihr wehren.

„Es sind unschuldige Blumen. Sie dauert mich. Laß mich gewähren."

Und eh' er es verhindern konnte, hatte sie das Bouquet, das zum Zweck des Wurfs beschwert sein mußte, durch das Fenster geworfen. Dann zog sie ihn, mehr laufend als schreitend, davon. Brückmann blickte sich noch einmal scheu nach dem Haus um. Ihm war's, als sähe er Marie im weißen Gewand mit aufgelösten Haaren, die sich so weit sie konnte, hinausbog und ihnen nachstarrte. Aber ihm flirrte es vor den Augen und er meinte sich getäuscht zu haben. Schwarz und schweigend lag die Buchenwand vor ihnen, die sie aufnehmen mußte. Dort drüben hatte er mit Marien gesessen und dort hinein führte der stille verlassene Pfad. Ihm däuchte, er wandle zum letzten Mal diese Straße, er müsse Abschied von jenen Plätzen stillen Glückes auf ewig nehmen.

Er eilte, aber die Matkoffska konnte nicht Schritt halten. Sie hatte ihre Kräfte überschätzt. Von Zeit zu Zeit mußte sie stehen bleiben und Athem schöpfen. Die Pausen wurden immer größer. Sie kamen auf diese Weise nicht vorwärts. Deshalb bequemte sich Brückmann dazu, den schlanken, schmächtigen Knaben streckenweise zu tragen.

Digitized by Google

Während sie ihren Arm um seinen Hals geschlungen hatte, raunte sie ihm ihre Herzensnöthen ins Ohr:

„Mir bleibt nichts übrig als zu meinen Eltern zu reisen. Bei ihnen erwartet mich aber das Schlimmste. Mein früherer Verlobter hat sich mit ihnen ins Einvernehmen gesetzt, und sie stehen ganz auf seiner Seite. Er will mich vom Theater wegnehmen, will mir eine Existenz bieten. Meine Eltern werden mich drängen, aufs neue mit ihm in Verbindung zu treten. Den Anfang haben sie bereits gemacht. Sie haben ihm mitgetheilt, ich verlasse P. in den nächsten Tagen und wenn er mich sprechen und vielleicht zu seiner Liebe bekehren wolle, so sei jetzt möglicherweise der richtige Zeitpunkt. Nun hat er mir geschrieben, er werde Mittwoch, als wie morgen, nach Martinsthal, der nächsten Eisenbahnstation kommen, und bittet mich zu einer Unterredung hinüberzufahren. Mir kann die Gelegenheit zu einer Auseinandersetzung, freilich im entgegengesetzten Sinn, nur erwünscht sein. So bin ich entschlossen, morgen ihm gegenüberzutreten, denn ich bin stark in meiner Liebe zu Dir und sehe meiner Zukunft wieder hell ins Gesicht, da Deine Liebe mir Licht und Gewißheit gebracht hat. Abends werde ich wieder in P. sein, und unverzüglich einen langen Brief an meine Eltern aufsetzen, in dem ich ihnen schreibe, daß ich Dich und Deine Liebe gefunden habe, daß ich von keinem anderen Mann der Erde mehr wissen wolle; werde sie bitten, wenn ich bei ihnen bin, mich nicht mehr mit dem andern zu quälen und mir freie Disposition über meine Hand zu lassen."

„Ich werde ein paar Zeilen beilegen. Ich werde sie bitten, mich als ihren Sohn aufzunehmen, werde ihnen schreiben, daß ich ihre Tochter zum Guten und Edlen führen werde."

„O dann können sie nicht widerstehen; meine Eltern sind gut. Sie sind alt und das Glück ihres einzigen Kindes liegt ihnen am Herzen."

„Wann schickst Du den Brief ab?"

„Wenn ich Deine Zeilen übermorgen früh habe, genügt es."

„Morgen Abend könnte ich auch nicht kommen, da der Dienst mich anderswohin ruft."

„Du vertraust mir, ich fühle es, denn Du liebst mich wahr und wirklich. Ich bete Dich dafür an und gelobe, Dich, Deine Ehre auf den Händen zu tragen, wie Du jetzt mich trägst mit starkem Arm."

Der Weg war weit. Erst ging es eine lange Strecke hinauf, dann eine lange Strecke hinab. Zuletzt konnten sie vor Erschöpfung und Mattigkeit nicht mehr sprechen. Und schon zogen die ersten Lichtstreifen über den östlichen Himmel. Sie trieb ihn zur Eile an. Endlich hatten sie todtmüde den Gartenzaun erreicht.

„Also morgen früh, so wie neulich", hauchte sie.

„Morgen früh."

Er schleppte sich zur Chaussee und fiel wie leblos hinter einem Baum nieder.

Die Sonne war eben über dem Horizont herauf, als er erwachte. Ein Wagen rollte vorüber. Er rief ihn an, und gelangte mit dieser Gelegenheit am Vormittag nach W. Auf einem Umweg erreichte er

Digitized by Google

seine Wohnung. Er kam hinein, ohne jemand von Bergraths begegnet zu sein.

Die Dispositionen hatten sich mittlerweile geändert. Er hatte den Abend frei zu seiner beliebigen Benutzung, und beschloß heute noch die Zeilen an die Eltern der Matkoffska nach P. zu tragen.

Er schrieb ihnen einfach und gerade:

„Ich habe Ihre Tochter kennen lernen. Ich lernte sie achten und lieben. In nicht allzu ferner Zeit dürfte ich in der Lage sein, Ihrer Tochter eine bescheidene, aber sichere bürgerliche Existenz zu bieten. Ich gelobe Ihnen, Ihr Kind allzeit zu schirmen und zu schützen, wie es die Pflicht eines treuen Gatten ist. Alles Nähere wird Ihnen Ihre Tochter mittheilen."

Am Nachmittag wurde von Bergraths das Mädchen an ihn geschickt, er möge unverzüglich zu ihnen kommen. Er ließ zurück sagen, er habe einen dringenden Gang vor, und machte sich sogleich nach Ohrdruf, um allen wiederholten Aufforderungen aus dem Wege zu gehen.

„Gebrochen muß doch einmal werden", versuchte er sich im Wald zu rechtfertigen. „Ich bin den Leuten auch eine Erklärung schuldig. Nur heute sollen sie dieselbe nicht von mir verlangen."

Er war nervös unruhig. War es eine Folge des anstrengenden Nachtmarsches? Er konnte die Zeit nicht erwarten, bis er die Matkoffska wiedersehen sollte. Dabei gerieth er ins Laufen. Er sagte sich, daß es zwecklos sei, wenn er laufe, sie könne doch nicht früher von Martinsthal als mit dem letzten Zug zurückkommen, und dessen Ankunft in P. erreiche er auch, wenn er in mäßigem Schritt die Straße verfolge. Aber trotzdem rannte er, daß ihm der Schweiß herablief.

Eine Stunde vor der Zeit war er in P.

Die Wirthin der Matkoffska schloß ihm das Zimmer derselben auf und leistete ihm Gesellschaft. Sie war eine geschwätzige Alte und nicht fortzubringen. Unter anderem schalt sie den Direktor der Gesellschaft einen Schurken, weil er seine Leute nicht bezahle; die Bürgersleute hätten darunter zu leiden. Unaufgefordert vertraute sie Brückmann, die Matkoffska sei ihm die Miethe von zwei Monaten nebst manchen anderen baaren Auslagen schuldig geblieben; aber es habe nichts auf sich, denn die Matkoffska habe versprochen, heute Abend Geld mitzubringen. Brückmann mußte im Geheimen über die List und Findigkeit des armen Mädchens lächeln, das um eine Ausflucht nicht verlegen war, wenn es galt, sich Frist zu schaffen. Er wollte den Betrag der Schuld erst aus seinem Portefeuille direkt der Wirthin einhändigen. Da er aber bedachte, daß diese Art ihre Schulden zu bezahlen, die Matkoffska kompromittiren könnte, paßte er den Moment ab, da die Alte abgerufen wurde, und legte das Geld in ein geschlossenes Couvert. Auf ihrem Schreibtisch sollte sie es heute Abend noch in seiner Gegenwart finden.

Mittlerweile war die Zeit herangerückt, zu der der letzte Zug von Martinsthal ankommen mußte. Viertelstunde auf Viertelstunde verstrich. „Der Zug muß Verspätung haben. Ich werde mich erkundigen."

Auf dem Bahnhof wurde er beschieden, der Zug sei schon seit

Digitized by Google

einer halben Stunde herein. Er rannte zurück nach ihrer Wohnung. Sie war noch nicht da. Was war das?

„Vertrauen und Aufrichtigkeit sind die Grundlagen der Liebe. Du vertrauſt mir, weil Du mich liebſt, und ich bete Dich dafür an", hörte er ſie im Geiſte zu ihm ſagen.

„Wie aber, wenn ihr ein Unglück zugeſtoßen wäre?"

Er wartete noch eine Stunde. Als ſie aber auch dann noch nicht kam, machte er ſich auf den Weg nach Martinsthal.

Er wußte nicht, wie er hinübergekommen war.

In der Gaſtſtube des einzigen, größeren Hotels war noch Licht. Er trat ein. Der Kellner war ihm bekannt und konnte ſich abmüßigen und ſeine Fragen beantworten, da keine Gäſte außer ihm zu bedienen waren.

Da klingelte es im Nebenzimmer. „Die Herrſchaften werden zur Ruhe befehlen" ſagte Fritz, zündete eine Kerze an, öffnete die Thür des Nebenzimmers und ließ den Gäſten den Vortritt. Am Arm eines wohlfriſirten Herrn, mit keck aufgewichſtem blondem Schnurrbart — Brückmann hatte den Herrn wiederholt im Bilde geſehen — betrat die Matkoffska die Gaſtſtube, um dem Ausgang auf den Treppenflur zuzuſchreiten. Brückmann ſprang auf. Ihre Blicke begegneten ſich. Sie ſchauderte zuſammen, drückte ſich ängſtlich und leichenblaß an den Arm ihres Begleiters, und wand den Kopf nach dem Jäger herum, als fürchte ſie, er thue ihr ein Leid an.

Und wirklich wurde ihm ſchwarz vor den Augen, und er griff nach der Flinte, um ihr eine Kugel nachzujagen. Da fielen ihm die Worte des Wirths zum Schießhaus in P. ein: „Wenn das Wild den Schuß nicht werth iſt!"

Er griff mit der Hand über die Augen, als ſchmerze ihm die Fülle des Lichtes, das plötzlich auf ihn eindrang. Er begann zu wanken, verlor das Gleichgewicht, und wie ein Kind, das nicht gewohnt iſt, auf dieſer Erde zu gehen, fiel der ſtarke Mann auf das Geſicht.

So fand ihn der Kellner, als er von oben zurückkehrte. Er half dem Jäger auf und erſchrak, als er in ſeine wirren Augen blickte. Doch waren die Worte, die Brückmann hervorbrachte, nicht ohne Sinn und Verſtand.

„Gewiß ein junges Paar auf der Hochzeitsreiſe, Fritz?"

„So etwas. Sie muß in P. oder anderswo einen Arzt konſultiren, vielleicht auch in Ilmenau oder Elgersburg die Bäder gebrauchen. Denn ſie kam von drüben herüber."

„So ſo. Wie lange bleiben ſie?"

„Morgen in aller Herrgottsfrühe iſt Fuhrwerk beſtellt. Das werden ſie benutzen. Sie haben fleißig Champagner getrunken."

„Gieb mir auch davon, Fritz, von derſelben Sorte, denn ich — feiere heute meine Verlobung. Sei Du mein Gaſt, Fritz, denn Du biſt eine gute, ehrliche Seele und die ſind rar in der Welt."

Der Jäger trank mit Fritz drei Flaſchen. Stumm, den ſchweren Kopf in die Hände geſtützt, ſaß er die ganze Zeit über da. Um ſo aufgeräumter war Fritz, der ihm alte Familiengeſchichten, Rebus, Schnurren erzählte und aufgab. Der Jäger nickte zu allem, aber hörte auch nicht ein Wort.

Digitized by

Als Fritz zuletzt eingeschlafen war, vermißte der Jäger die Unterhaltung des Burschen, stand auf und lüftete sein Portefeuille. Er hatte es ausnahmsweise in der inneren Tasche stecken und besann sich eine Weile vergebens, wie das zugegangen sein mochte. Dann fiel ihm ein, daß er es zuletzt gezogen hatte, als er die Miethe für die Matkoffska bezahlte. Aber der Brief an ihre Eltern? Nun besann er sich, daß er denselben mit jenem Geldbrief zusammen auf ihrem Schreibtisch liegen gelassen.

„So kann sie das leichtsinnige Spiel weiter treiben, und ihre Eltern und einen anderen aufs neue betrügen. Wenn sie nach Hause kommt, findet sie sich bezahlt. Ich meine, an diese Brautnacht wird sie denken!"

Er legte das Geld für den Wein, den er getrunken, auf den Tisch. Der Splitter der Eiche, den er in jener Sturmnacht zu sich gesteckt hatte, fiel aus einer Falte der Brieftasche.

„An einem schmalen, schlanken Draht läuft der Blitz nieder; die mächtige Eiche zersplittert er", sagte der Jäger trüb vor sich hin. Er schob den Riegel am Hausthor zurück und trat ins Freie.

Auf dem Platz vor dem Hotel drehte er sich noch einmal um, blickte hinauf nach den matt erleuchteten Fremdenzimmern und murmelte:

„Wenn Dir jetzt wohl ist, geb' ich meinen Kopf hin. Wie gerne tauschtest Du nun mit mir und schrittest frei und ledig in den dunklen Wald hinein!"

Wieder brauste es in den Wipfeln der Fichten, wie damals, als er das erste Mal von der Matkoffska heimging. Und wieder warf er die Brust dem Sturm entgegen. Aber diesmal rief er nicht die wilde, große Natur als seine Schutzgöttin an, sondern weinte und schluchzte wie vor übergroßem Schmerz und schrie dazwischen nach Marie, dem sanften, guten Kind; sie möchte ihm vergeben, möchte ihm gestatten seinen Kopf auf ihren Schoß zu legen und sich auszuweinen.

Es begann bereits zu tagen, als er in dieser Stimmung sich durch die Wälder hetzte. Die Arbeiter, die zu den Holzschlägen gingen, die Weiber, die Beeren suchten, der Wilddieb im niedrigen Gehölz, sie sprangen auf die Seite und entsetzten sich vor dem Mann, der wie sinnverwirrt daherkam und erzählten, als sie abends zu Hause saßen, niemand geringerer als der wilde Jäger selbst, der sich verspätet haben mochte und sein Grab nicht wieder fand, sei ihnen im Wald begegnet.

Nun stand er vor dem Haus des Bergraths und mischte sich unter die Leute, die die neueste Wundermär sich zu erzählen nicht müde wurden. Er merkte nicht, daß sie vor ihm auswichen, wie vor einem Aussätzigen. — — „Zum Apotheker ist sie gekommen und hat Schwefelsäure verlangt. Wozu sie die braucht, hat er gefragt. Sie habe sie zum Scheuern nöthig, hat sie gesagt. Kaum war sie wieder zu Hause, ist sie hinausgestürzt auf die Straße und hinüber in den Lubenbach. Die schreckliche Säure muß ihre Eingeweide verbrannt haben und da hat sie in ihrer Todesangst im Wasser Kühlung gesucht."

Ihm war's, als höre er tausend Narren mit zehntausend Zungen sprechen. Er wankte heim, sinnlos, stöhnend, gebrochen. Auf seinem Tisch fand er die letzten Zeilen von Mariens Hand.

Sie lauteten:

Digitized by Google

Mein armer Walter!

Wenn Du dieſe Zeilen lieſeſt, bin ich nicht mehr unter den Lebenden. Ach, wie wird mir wohl ſein! Endlich habe ich den Weg gefunden, der mir beſtimmt war zu wandeln. Er heißt der Tod. Er hat es ſo gut mit mir gemeint. Eines Nachts kam er unter mein Fenſter, ich hatte mich eben zur Ruhe begeben, ich hörte zuerſt ein Singen und Klingen wie ich zuvor nie vernommen, ſo ſchön, ſo ſüß; dann fiel ein Blumenſtrauß in mein Zimmer. Darinnen lag ein Papier und in dem Papier lag ein eiſernes Kreuzlein, wie man es auf Gräbern erblickt. Das hatte mir der Tod zum Fenſter hereingeworfen. Ich wollte ihn ſehen, ihn grüßen; ich bog mich hinaus, ſo weit ich konnte: da ſah ich einen ſchönen Knaben in der Ferne ſchreiten und an ſeiner Seite einen Mann, gewiß einer aus unſerem Ort, den er mitgehen geheißen.

Nun bin ich ihnen nachgegangen und wandle mit ihnen zu dritt auf den lichten Höhen. Ach, die trüben Nebel dieſer bangen Nächte, die ich durchlebt, drohten mich zu erſticken.

Ich habe einer Andern Platz gemacht, die Dich, mein Walter, gewiß mehr liebte als ich es vermochte. Denn ich war ein gar armſelig, einfältig Ding. Gerne hätte ich Dich mit ihr trauen ſehen. Du weißt, es war immer mein Wunſch. Aber es dauerte gar ſo lange, ich hatte die ganze vorige Nacht auf Euch gewartet — ich meine, es war in der Kirche — ach, mein Kopf, mein armer Kopf wird ſo ſchwach. Lebe wohl, lebe wohl!

Vergieb mir, wenn ich Dir mit dieſen Zeilen oder ſonſt wie im Leben unrecht gethan habe. Meine Sehnſucht nach dem Tod war zu groß. Lebe wohl auf ewig! Marie.

Ihr Grab in W. wird alljährlich von unbekannter Hand mit immer friſchen Blumen bepflanzt. Man will einen nicht gar alten Mann in anderer Jägerkleidung, als der des Landes, an ihrem Grab ſtehen und die Hände wie zum Gebet gefaltet geſehen haben. Doch brachte ein Kind dieſe Nachricht und ſie iſt nicht verbürgt.

Digitized by

Der Cid der südslavischen Volkspoesie.

Von H. Hinger.

Es ist eine allseits anerkannte Thatsache, daß die südslavischen Völkerschaften nicht nur eine sehr reiche, sondern auch eine in jeder Beziehung höchst interessante Volkspoesie aufzuweisen haben. Dieselbe verdient umsomehr allgemeine Beachtung und vorurtheilsfreie Würdigung, als es geschichtlich festgestellt ist, daß sich die bedeutendsten Geister unseres Jahrhunderts mit dieser Volkspoesie eingehender beschäftigten und ihr eine ausgezeichnete Aufmerksamkeit zutheil werden ließen. Im Nachstehenden soll nur der Held dieser Volkspoesie mit einigen allgemeinen Strichen dargestellt werden, denn ein umfassendes Bild desselben zu geben, wäre gleichbedeutend mit der Reproduktion von fast sämmtlichen heroischen Volksliedern der Südslaven.

Marko Kraljevic, der Cid der südslavischen Volkspoesie, ist keine irgend erdichtete Persönlichkeit, er hat thatsächlich vor Jahrhunderten gelebt und die engere Geschichte der serbischen Nation hat uns seinen Namen bis auf den heutigen Tag tradirt. Und eben deshalb, weil die historische Persönlichkeit Marko, des Königssohnes, genau bekannt ist, bildet es ein merkwürdiges Räthsel, warum gerade ihm das Schicksal zufiel, der meistbesungene Held der Südslaven zu werden. Der geschichtliche Marko Kraljevic ist nämlich eine ganz harmlose Person, die sich durch nichts rühmend hervorgethan, wie dies nachstehendes curiculum vitae auch darthut.

Marko ist der Sohn des serbischen Königs Vukasin, welcher sich durch List und durch die Ermordung des Kaisers Uros auf den Thron des mächtigen Dusan emporgeschwungen hatte. Nach dem unglücklichen Ausgange der Schlacht an der Marica (26. September 1371), bei welcher dieser grausame und herrschsüchtige Usurpator sein Leben verlor, versuchte es Marko, als der älteste der königlichen Söhne, seinem Vater auf dem serbischen Throne zu folgen. Das Volk dachte aber anders und wählte den Fürsten Lazar zum Zaren des Serbenreiches. Nichtsdestoweniger trachtete Marko zum mindesten in seinem Bereiche,

Digitized by Google

in der Zeta selbstständig zu schalten und zu walten und als ihn auch hier die Gewalt des Zaren Lazar erreichte, kehrte er seinem Volke den Rücken und stellte sich unter den Schutz des Erzfeindes seiner Nation, d. h. er wurde Vasall des türkischen Kaisers. Von da ab ist das Geschick Markos mit denjenigen seiner Brodgeber enge verknüpft; in Reih und Glied mit ihnen war er jedesmal ausgezogen, um an den Feldzügen der Türken theilzunehmen. Nur auf dem Felde von Kossovo war Marko nicht zu sehen. Wahrscheinlich ließ ihm sein patriotisches Herz nicht zu, gegen sein eigenes Blut kämpfend aufzutreten. Wäre hier Marko seinen serbischen Brüdern zu Hilfe gekommen, die serbische Nation hätte am Amselfelde keine so großartige Katastrophe erlitten. Marko endete in einem Feldzuge gegen einen rumänischen Volksstamm in der Schlacht bei Rovini zusammen mit seinem Bruder Mitras im Jahre 1394. Seine Gebeine ruhen im Kloster der hl. Demetria im Orte Suhorjeka, unweit von Skoplje.

Wie ganz anders gestaltet sich dieser historischen Lebensskizze gegenüber die Person des südslavischen Cid in den Volksliedern und Volkserzählungen, wie unendlich bewegter und glänzender gegenüber dieser nüchternen, trockenen und einfachen Lebensentwickelung! Welch' ein herrliches, vollkommenes Bild hat die bunte und reiche Phantasie des Volkes aus dieser harmlosen Gestalt geschaffen! Wir wiederholen hier die Frage, die unwillkürlich jedermann in den Sinn fällt, warum gerade aus Marko, dem Sohne des Königs Vukasin? Daß seine Tapferkeit in den verschiedenen Kämpfen nicht die Veranlassung dazu gegeben, steht wohl außer jedem Zweifel, denn gerade das Jahrhundert, in welchem Marko lebte und thätig gewesen, war reich an tapferen Haudegen in dem serbischen Zarenreiche. Jedenfalls muß Marko eine außergewöhnliche physische Kraft besessen haben, welche allein schon geeignet erschien, wenigstens die Aufmerksamkeit der Volksphantasie auf seine Person zu lenken. Entschieden war es der nahe Kontakt, in welchem Marko zu den Türken stand, der am wesentlichsten zu seiner Glorificirung und Erhebung zum Volkshelden beitrug, denn diese nähere Berührung mit dem Erzfeinde seiner Nation, der lebhafte Verkehr, den Marko mit demselben jahrelang bis zum Tode pflog — ermöglichte so manche erfolgreiche Intervention zu Gunsten der Bedrängten. Thatsächlich hat auch Marko niemals aus den Augen gelassen, sich seiner geknechteten Brüder anzunehmen, ihre Interessen zu schützen und für sie mit Wort und That einzutreten, daher sagt auch von ihm das Volk, daß es ihn nicht deshalb verherrliche, weil er ein mächtiger und der mächtigste Held auf Erden gewesen, sondern deshalb, weil er das mildthätigste Herz der Welt besaß und sich als der beste Mensch und Bruder seiner Zeit erwies. Und in diesem Umstande wird hauptsächlich der Grund zu suchen sein, warum gerade Marko Kraljevic und nicht ein anderer der vielen serbischen Vojvoden zum Volkshelden geworden ist.

Wie Marko Kraljevic in der Poesie des Volkes dargestellt ist, hat er jedenfalls allen Anspruch auf die Verherrlichung, die ihm in derselben zutheil wird. Es ist daher höchst interessant dem Lebensgange des Helden auf Grund der Volksdichtung nachzugehen.

Schon die Geburt Markos ist nicht ohne besondere, den späteren

Digitized by Google

Helden charakterisirende Umstände vor sich gegangen. Der Volksfabel nach war die Mutter Markos eine Vila, d. i. eine Nymphe, welche auf die Schicksale der Sterblichen oft mächtigen Einfluß ausübt. Nach der Sage der Südslaven wohnen die „Vilen" im hohen Gebirge, an den Quellen der Flüsse, sind bezaubernd von Gestalt und im Besitze ewiger Jugend. Sie erscheinen dem Menschen immer in blendend weißem Gewand mit fliegenden Haaren und tragen nicht selten besondere Namen. Im Leben des südslavischen Cid spielen diese Art Feen eine hervorragende, bald wohlthuende, bald wieder sehr bösartige Rolle. Von einer solchen Vila nun, welche König Vukasin in einem See gefangen, gebändigt und zur Frau genommen hatte, soll Marko Kraljevic herstammen. Anderen Volkssagen nach wurde Marko an der Brust einer Vila großgezogen, während als seine Mutter allgemein Jevrosima, die Schwester des Helden Momcilo, in der Volksdichtung angenommen wird. Von diesem seinem Oheim soll Marko Kraljevic die gewaltige Kraft, die ihm eigen war, geerbt haben, denn darin kam niemand dem Helden Momcilo nahe. In seiner Jugend irrte der Königssohn Marko viel in den Bergen und Triften herum. Bei einer solchen Gelegenheit stieß er das erste Mal auf die Bergfee und zeigte sich ihr sehr dienstbeflissen, indem er ihr ein schattiges Plätzchen gegen die brennende Sonnenglut bereitete, damit die heißen Strahlen ihr schönes Antlitz nicht bräunten. Daraufhin erbarmte sich seiner die Vila und sie fragte ihn was er wünsche, Vermögen, Kraft im Schwerte, eine liebende Maid oder ein scheckiges Roß (Sarac)? Es antwortete ihr Marko, der Königssohn:

„Will nicht Reichthum, will ein scharfes Schwert,
Will kein Mädchen, will ein scheckig' Roß,
Daß ich in den Kampf zieh' für den Kaiser
Und ein Held sei in dem Kriegsgewühle,
Weit und breit gekannt den Kriegssoldaten."

Und es gab ihm die freundliche Fee, was er wünschte, sie führte ihn selbst in das Feenschloß, daß von sieben Drachen bewacht war, und verlieh ihm einen Damascener, zwei blanke Messer und das Roß Sarac.

„Und wenn Du in Noth geratheſt, junger Held!
Ruf nach mir nur aus den fernen Höhen,
Und ich will Dein rosig Haupt beschützen."

. . . Mit diesen Gaben einer guten Fee ausgestattet, dem mächtigen Damascenerschwerte und seinem Rosse Sarac, hat Marko Kraljevic alle die Thaten verübt, welche seine Heldengestalt zum Gegenstande unzähliger Volkslieder gemacht haben, wie überhaupt das Volk der Südslaven alles, was es als groß, schön und edel anerkannt, benutzt hat, um damit in seinen Liedern den Liebling Kraljevic Marko auszustatten.

Um die ungeheure Kraft Markos, des Königssohnes drastisch zur Anschauung zu bringen, wird in zahlreichen Liedern erzählt, wie derselbe selbst überirdische Wesen bezwingen und sich dieselben dienstbar machen konnte; da die Tendenz aller dieser sogenannten Vilasagen zumeist in gleicher Pointe ausläuft, so wird eine Probe für die ganze Reihe dieser Gattung genügen.

Digitized by Google

Einst ritt Marko Kraljevic mit seinem Waffenbruder, dem Vojvoden Milos über das Miroc-Gebirge und damit ihn nicht der Schlaf übermanne, forderte er Milos auf, ihn durch Gesang zu erheitern. Gerne würde der Vojvode der Bitte des königlichen Marko nachkommen, doch gestern hatte er mit der Vila Ravijojla im Gebirge viel Wein getrunken:

„Und da hat die Vila mir's verboten,
Schwur's, wenn sie mich würde singen hören,
Mich mit scharfem Pfeile zu verwunden,
In den Hals und in das Herz, das muth'ge."

Nachdem ihn jedoch Marko, der Königssohn beschworen, daß er, so lange noch in ihm, dem Kraljevic Marko und in seinem flinken Sarac Leben und die goldene sechsbogige Keule ihm zur Seite sei, nichts zu fürchten habe, begann Milos aus vollster Seele ein herrlich Lied zu singen, das dem Königssohne Marko so sehr zum Herzen ging, daß er sich zurück in den Sattel lehnte und einschlummerte, während Milos begeistert weitersang, doch schon hatte ihn die Vila Ravijojla gehört. Rasch war sie herbeigezogen und begann mit Milos wettzusingen, allein schöner und herrlicher als die Stimme der weißen Nymphe ertönte des Milos Kehle. Darob erzürnt die Vila Ravijojla, springt hinauf in das Gebirge Miroc, spannt den Bogen mit zwei weißen Pfeilen und trifft damit den Vojvoden in die Kehle und in das Heldenherz. Auf den Schmerzensschrei Milos raffte sich der Königssohn Marko aus dem Schlafe, gürtet fester sein gefleckes Rößlein Sarac, schwingt sich auf dessen Rücken und wie der Sturm braust's nun durch die Planina der schnellen Vila nach. Bald hatte sie der flinke Schecke ereilt und die Vila, die Bedrängniß erkennend, fliegt wie ein Wirbel zu den Wolken. Jetzt greift Marko Kraljevic zu seiner goldenen Keule, schleudert sie vielkräftig und behend nach der Bringerin des Unglücks, trifft sie an die weiße Schulter, wirft sie so zur schwarzen Erde nieder und schlägt hernach mit der sechsfach ausgezackten Keule wüthend auf sie los, so daß die Vila sich im Schmerze windet.

„Warum, Vila, daß Dich Gott erschlagen!
Warum schossest Du auf meinen Bruder?
Gieb jetzt Kräuter für den wunden Milosch,
Nimmer trägst Du sonst Dein Haupt von hinnen!"

Und es that die Vila, was Marko der Königssohn forderte. Sie begab sich ins Gebirge, pflückte daselbst Kräuter und heilte mit denselben Milos Wunden. Der Held lebte wieder auf; seine Stimme klang jetzt schöner, als sie je geklungen und sein Herz, es war gesunder als es je gewesen. Die Vila aber mahnte die anderen Vilen:

„Hört, Gefährtinnen, und laßt Euch warnen,
Schießt auf keinen Helden im Gebirge,
So von Marko Kraljevic Ihr Kunde,
Und von seinem fernhinseh'nden Schecken,
Und von seiner sechsgezackten Keule
Was mußte, Aermste, ich von ihm erleiden!
Kaum, daß mit dem Leben ich entkommen."

Marko Kraljevic war jedoch nicht nur da ein Held, wo es galt überirdische Wesen zu bekämpfen, sondern auch dort, wo mächtige Poten-

Digitized by

taten Legionen aufbieten können, um ganzen Völkern und wie denn nicht einem einzelnen Sterblichen Widerstand zu leisten. Und dennoch, Marko, dem Königssohne, gelang es, was niemandem je gelungen. Vor ihm, dem einzigen Sterblichen, zitterte der mächtigste der Potentaten, der stolze Beherrscher der Osmanen, der Sultan am goldenen Horne. Dem Sultan wurden alle Schätze geraubt, alle Zöllner hingemordet. Alle Türken schrieen: „Marko that es!" Der Aegypter Dzano stellte sich dem Sultan bereit, nach Prilip zu dem Königssohn zu gehen und Marko lebend oder todt nach Stambul zu bringen, dafür versprach ihm Mehmed Bosnien als Vezierschaft ohne Wechsel bis zum neunten Jahre, gab ihm gut gedrehte Schnüre mit und ließ ihm auch die Höllenknute reichen. So bewaffnet eilt der Misirlija nach Prilip, gelangt ungehindert durch die Thore von Markos Hof und fordert den Königssohn keck und entschlossen im Namen des Sultans auf, sich die Hände kreuzweis binden zu lassen. „Laß versteinern des Sultans Hoffen, setze Dich und lasse Wein uns trinken", sagte ihm darauf der Königssohn Marko. Als jedoch der Aegypter ernst zu machen sich bereitete und die Höllenknute hervorzog, da war es auch schon um ihn geschehen. Mit dem Becher, daraus er vorerst den Wein — kaum zwanzig Oka! — auf einen Zug geleert hatte, (leid war's ihm den Wein draus zu verschütten!) schlug Marko auf den Kopf des Dzano, daß das Hirn nach allen Seiten spritzte und eilte hierauf auf seinem kampfgewohnten Sarac direkt nach Stambul zum Sultan. Kaum hatte ihn dieser erblickt, da rief er ihm auch schon zu:

„Du erschlugst den treuen Diener Dzano —
Zieh' heraus doch Deinen scharfen Säbel,
Damit ich erkenne ob er blutig!"

Marko, der Königssohn, that jedoch nicht, wie der Sultan befohlen, denn er hatte zu Gott gelobt, niemals seine Klinge zu entblößen ohne sie im Blute zu tränken. Damit Marko also den Schwur nicht breche, erlaubte ihm Mehmed das junge, ihm zur Linken stehende Türklein niederzuhauen, Marko jedoch machte von dieser Erlaubniß weiteren Gebrauch, indem er vier Kadis (Richter), zwei Hodschas (mohamedanische Geistliche), vier Veziere (Heerführer) und den Großvezier (Generalissimus) selbst niederschlug, so zwar, daß der Sultan erschrocken aufsprang und die Flucht ergreifen wollte. Da sagte Marko:

„Laß doch, Sultan; danke Gott und freu' Dich,
Daß Dein Kopf gesund sitzt auf den Schultern!"
Und den Sultan faßt ein Todesschrecken,
Zieht heraus an hundert Golddukaten:
„Nimm sie, Marko, und mit Wein erquick' Dich;
Gehe, denn ich kann Dich nimmer schauen!"
Doch der Marko will nicht die Dukaten:
„Was soll ich damit, o mein Gebieter?
Soll ich zählen? — Niemals lernt' ich rechnen!
Soll ich messen? — Niemand lehrt' mich dieses.
Doch gieb mir den kaiserlichen Ferman,
Daß man mir giebt überall zu trinken;
Was ich trink', der Sultan dann bezahlet.
Selbstverständlich trink' ich auf Dein Wohlsein."

Digitized by Google

Und es schrieb Mehmed den Ferman und damit zog Kraljevic Marko durch alle Straßen Stambuls, kehrte in jeder Schenke ein und ließ sich Wein schenken.

„So trinkt Marko volle fünfzehn Tage,
Bis kein Tropfen Wein in Stambul perlte.

Außer dieser Geschichte von dem Aegypter Dzano erzählen noch viele andere Volkslieder das Verhältniß des Königssohnes Marko zu den Sultanen des Reiches und alle davon enden mit demselben Refrain, nämlich damit, daß Marko von dem Sultan mit Golddukaten beschenkt wird, um sich voll des Weines zu trinken. Diese Eigenschaft, die ungeheuere Kraft des Trinkens, hat der südslavische Cid mit allen epischen Helden gemein. Daraus darf jedoch nicht geschlossen werden, daß Marko ein Trunkenbold gewesen wäre, er trank, weil es seiner Heldennatur ein Bedürfniß war viel zu trinken, dadurch erhielt er seine physische Kraft im richtigen Gleichgewicht. Auch war Marko kein gewöhnlicher Hajduke, kein Raufbold gewöhnlicher Sorte, in ihm lebte ein edlerer größerer Geist. War er furchtbar im Kampfe, zeitweise schrecklich in seinem Toben, so bietet uns andererseits die Volksdichtung viele Züge aus seinem Leben und Treiben, welche auf einen edlen und schönen Charakter schließen lassen. Um nur einige Beispiele zu erwähnen, sei bemerkt, daß Marko Kraljevic das ihm vom Sultan angebotene Amt eines Aga ausschlug, weil er sich nicht durch Erpressung seiner Glaubensgenossen bereichern wollte. Nach einem anderen Liede wollte der Königssohn von Prilip nicht zur Tauffeier seines Busenfreundes, des Beg Kostaden, kommen, weil sich dieser drei Unmenschlichkeiten bei dessen letzten Feste zu Schulden kommen ließ. Er jagte nämlich die Armen aus dem Hause und bewirthete nur die Reichen, bevorzugte die neuen Emporkömmlinge gegenüber den Verarmten und das Aergste, was ihn in den Augen Markos herabsetzte, an seinem Feste nahmen weder Mutter noch Vater theil. Ist dies nicht ein glänzendes Zeugniß für die reiche Herzensgüte und für den edlen Charakter des südslavischen Cid? Goethe hatte also nicht ganz so recht, wenn er mit einer gewissen Abneigung von Marko spricht und ihn „als ein rohes Gegenbild zu dem griechischen Herkules, dem persischen Rustan, aber freilich in scytisch höchst barbarischer Weise" hinstellt. Natürlich, der Altmeister deutscher Dichtung hatte damals (1824) nur von einer sehr geringen Anzahl südslavischer Volkspoesien Kenntniß. Für den schönen Charakter des Königssohnes Marko spricht auch die geradezu erhebende Achtung und Liebe, mit welcher der große Held seine Mutter bei jeder Gelegenheit bedachte. Streng hütete er sich, der doch stets mit „Blut und Eisen" im Kreise war, Mutter Jevrosima gegenüber ein hartes Wort zu äußern und stets erklärte er ein derartiges Thun für eine große Sünde Gottes.

Interessant ist das Verhältniß des südslavischen Cid zu dem schönen Geschlechte. Im ganzen und großen war er in dieser Beziehung nicht sehr begünstigt, was im übrigen auch gar nicht seiner Heldennatur entsprochen hätte. Unzähligemal sah er sich von manchen schönen Mädchen abgewiesen, und nicht selten mußte dies die Arme elend büßen. Das Lied von der Schwester des Kapitäns Leka erzählt

Digitized by Google

recht drastisch einen derartigen Fall. Untreue war dem Königssohne von Prilip ein Dorn im Auge und so manche Maid seiner Freunde mußte für ihre Untreue den Tod durch Marko erleiden. Als ihn jedoch seine eigene Geliebte verrathen, da war der stolze Held lange nicht so vorschnell. „Warum hast Du sie nicht mit dem Säbel oder mit dem Handschar hingeschlachtet?“ fragte ihn seine Schwiegermutter. Und es antwortete ihr Marko stolz und zornig: „Warum sollt' ich sie hinschlachten? Du weißt ja doch, was ein Weib ist: Lange Haare, kurzer Verstand; wer ihr besser zu Gesicht steht, den hat sie lieber.“ Nicht wahr, ganz im modernen Sinne gesprochen?!

Am großartigsten hat die reiche Phantasie der Südslaven das Ende ihres Cid ausgeschmückt. Eines Morgens ritt Marko längs des Meeres ins Urvinagebirge und als er dahin kam, begann sein Schecke plötzlich zu straucheln und bittere Thränen zu vergießen. Dies hat Marko im Herzen mit Schmerz erfüllt und so spricht er zu seinem treuen Rosse:

„Streitroß, Du mein guter treuer Sarac,
Nun sind doch schon hundertsechzig Jahre,
Das zum edlen Kampf wir sind vereinigt,
Niemals aber hast Du je gestrauchelt!
Heute plötzlich fängst Du an zu straucheln,
Strauchelnd, bittere Thränen zu vergießen —
Gott mag's wissen — gut wird's heut' nicht enden,
Einem wird's von uns den Kopf wohl kosten,
Ob den meinen, ob vielleicht den Deinen!“

Kaum hatte jedoch Marko dieses Wort gesprochen, da rief ihm die Vila aus dem Gebirge zu, daß er sich nur zu bald von seinem treuen Sarac werde trennen müssen. „Wie soll ich mich von Sarac trennen?“ flucht ihr ergrimmt der Held zurück, Land und Burgen sind wie abgegangen, weit von Sonnenaufgang bis gen Abend, aber weder konnte ich ein besseres Roß finden, als es Sarac ist, noch konnte mich selbst ein Held überwinden und so lange mein Kopf auf den Schultern steht, will ich von Sarac nicht lassen. „Wohl“, erwiderte ihm die Vila, „ist es richtig, daß Dir niemand den Sarac entwenden kann, noch kannst Du selbst nie wie andere Helden sterben

„An den Wunden durch den scharfen Säbel,
Durch den Speer und durch die Schlachtenkeule,
Sondern Marko Du wirst ruhig sterben,
So will's Gott, der alte Heldentödter!“

Auf den Rath der guten Bergfee suchte Marko Kraljevic das Planinagebirge auf und dort in einem kristallenen Quell fand er seine Todesstunde aufgezeichnet. Tief wehklagend und Thränen vergießend über diese „Lügenwelt und doch so schöne Blume“ bereitete sich der Königssohn zum Tode vor. Seinem treuen Sarac haute er auf das Geheiß der Vila selbst den Kopf ab und vergrub den stolzen Kampfesgefährten, seinen scharfen Säbel bricht er vierfach, ebenso den Speer in sieben Theile auseinander und die Schlachtenkeule warf er übers Urvinagebirge, wo sie im blauen Meer versank. Sodann ruft er mit lauter Stimme in die Welt hinaus:

„Erst wenn wieder aus dem Meer die Keule
Wird ein Held dem Marko gleich erstehen!“

Digitized by Google

breitete seine grüne Dolama (Mantel) auf den Rasen aus, legte sich darauf, drückte sodann den Zobelkalpak in die Augen und entschlief ruhig, wie es die Bergfee vorausgesagt.

So schuf der poetische Geist der kroatischen Nation aus dem Andenken an Marko Kraljevic das Musterbild eines wahren Helden und stattete es mit allen seinen eigenen Mängeln und Vorzügen aus; demnach repräsentirt der südslavische Cid das getreue Prototyp der kroatischen und serbischen Nation und wird als solches so lange leben, wie diese Völker selbst. „Der Glanz", schließen wir mit Anastasius Grün, „mit dem die Poesie seines Volkes mehr als die Geschichte Markos Heldengestalt umschließt, drang zu allen sprachverwandten Slavenstämmen, die nun in dem Königssohne Marko ihren gemeinschaftlichen Nationalhelden, den Repräsentanten ihres eigenen tiefgewurzelten Türkenhasses verehren und in Lied und Sage verherrlichen."

Digitized by

Das Urbild der Madame Angot.

Historische Novellette von L. von Schwarz-Norberg.

Man schreibt das Jahr V der französischen Republik. — Die Anarchie war gebändigt und unter dem Beifall einer nach Ruhe und Ordnung, — vor allem aber nach Genuß und Lebensfreude dürstenden Gesellschaft hatte die Regierung die Beziehungen zum Auslande wieder angeknüpft und eine neue Aera offizieller Festlichkeiten angekündigt.

Paris war wieder Paris geworden.

Man hatte wieder ein Centrum des eleganten Daseins und des tonangebenden Geschmackes, eine dem Genußleben huldigende Gesellschaft, und fast einen Hof, an dem sich fremde Diplomaten und vornehme Persönlichkeiten zeigten.

Eine wahre Invasion von reichen und zerstreuungsbedürftigen Fremden aus allen Ecken und Enden der Welt war die Antwort auf die erfreuliche Kunde von der Wiedergeburt des frühern Glanzes gewesen. Alle wollten sie ihr Theil haben an diesem Wieder-Auferstehen der alten Lutetia, und sie drängten sich herbei, um des Lebens Süßigkeiten unter dem Scepter der Freude zu erhaschen.

Gleich einem Menschen, der aus langem, schwerem Traum erwachend, sich doppelt glücklich fühlt zu athmen und zu leben, so schien Paris sich nicht genug thun zu können an Heiterkeit und Jubel.

Man tanzte an allen Ecken und Enden der Stadt, überall war Lichterglanz und Festesfreude. Die Vergangenheit mit ihrem Schrecken war vergessen, an die Zukunft dachte man nicht.

Man wollte nur leben, den Moment genießen, nachholen, was man versäumt hatte.

Die vornehmen, reichen Fremdlinge spielten in diesem neuesten Genußleben der Stadt Paris eine ungemein hervorragende Rolle. Diese Herrschaften von Rang und Stand repräsentirten die Anerkennung des Auslandes gegenüber der in der letzteren Zeit stark gemiedenen Stadt. Die andern, die exotischen Fremden, dienten als pikantes Anziehungsmittel bei den öffentlichen Festen. Bereits waren mehrere

Digitized by Google

besonders erfinderische Unternehmer auf den Gedanken verfallen, hervorragenden Fremden eine Einladung zuzusenden, und sie dann auf Grund derselben, als Kuriosität ihres Etablissements mit auf dem Programm ihrer Abende namhaft zu machen.

Damals war man in dieser Hinsicht noch bescheiden. Während man heute als great attraction mindestens eine Heerde Zulus, einige Nyam-Nyam oder den König von Dahomey verlangt, gab man sich zu jener Zeit mit einigen Nabobs oder chinesischen Mandarins zufrieden.

Die großen Hotels von Paris ihrerseits suchten, so viel als möglich, mit Adelstiteln und Chargen ihrer Gäste zu prunken.

Labour, der Besitzer des großen Hotel d'Amérique, erfand zu jener Zeit die gedruckten Fremdenlisten.

Sein Hotel war das vornehmste Absteigequartier für Fremde in Paris.

Manchmal enthielt die Liste des Herrn Labour das tollste Durcheinander von hochtönenden Namen und endlosen Titeln. Deutsche Fürsten und spanische Granden, italienische Prinzen und Baumwolljunker, die der europäischen Heimat einen stolzen Namen und den Kolonien unermeßlichen Reichthum verdankten, zeigten sich verträglich untereinander. Einer seiner hervorragendsten Gäste in diesem glänzenden Reigen aber war in jenem Jahre ein Engländer — Lord Malmesbury, der nach Paris gekommen war, um sich zu zerstreuen, nachdem er mehrere Jahre hindurch den europäischen Kontinent und einige andere Welttheile bereist hatte.

Zum großen Kummer des Herrn Labour weilte der edle Lord gewissermaßen inkognito in Paris.

Die Einladungen des Herrn Barras, des Direktors der Republik, hatte er abgelehnt, die Annäherungsversuche aus der vornehmen Gesellschaft wies er auf das Allerentschiedenste zurück. Am allerzurückhaltendsten verhielt er sich gegen seine eigenen Landsleute, die er wie das Feuer mied. Trotzdem konnte er es nicht verhindern, daß man ihn bemerkte, beobachtete, ja förmlich ausspionirte.

Lord Malmesbury war eben im höchsten Grade eine interessante Persönlichkeit. Allerlei unsichere und zischelnde Gerüchte knüpften sich an seine Anwesenheit in Paris. Man erzählte sich die verschiedensten Versionen zur Erklärung der Thatsache, daß der edle Lord plötzlich seine politische Laufbahn unterbrochen und England verlassen habe — trotz seiner glänzenden Erfolge und der ungemeinen Beliebtheit, deren er sich erfreute. Aber die öffentliche Neugierde sah sich gezwungen, sich mit der Colportage von Gerüchten zu begnügen. Man wußte nichts Positives, Greifbares.

Lord Malmesbury war verheiratet.

Eine der schönsten und reichsten Erbinnen Englands hatte ihm ihre Hand gereicht und seine Familienverhältnisse schienen die glücklichsten. Seine politische Laufbahn hatte unter Umständen begonnen, die dem weitgehendsten Ehrgeiz vollkommene Genugthuung versprachen. Er hatte mit seltenem staatsmännischem Talente eine umfassende Reform der Kolonialpolitik im Parlamente vertreten und sie trotz des Widerstands der Regierung durchzusetzen verstanden; außerdem besaß er

Digitized by Google

eine Partei, die ihm blindlings gehorchte und eine beginnende Popularität, die in England zu allen Zeiten eine Macht bedeutete.

Und da, ganz unerwartet, brach er in seiner politischen Thätigkeit ab, er wies die Verhandlungen, die man gerade mit ihm anknüpfen wollte, schroff zurück und verließ England fast, ohne seine Freunde benachrichtigt zu haben.

Seine Gemalin, Lady Gwendoline, zog sich auf eines ihrer Güter in Schottland zurück und suchte, eben so sehr wie Mylord, jeden Kontakt mit der Welt zu vermeiden.

Man schien vor der Verwickelung einer Tragödie zu stehen, deren Ursprung und leitenden Faden aber niemand zu verstehen imstande war.

Dies alles hatte sich vor zwei Jahren ereignet. Nun wohnte Mylord seit etwa vier Wochen im Hotel d'Amérique in Paris als Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit seitens des Herrn Labour.

Eines Morgens stand dieser wackere Mann und tadellose Wirth wieder in dem kleinen Geschäftssalon neben seinem Comptoir und unterhielt sich mit zwei Personen von echt englischem Zuschnitte.

Es war dies der Courier seiner Lordschaft Mr. Goseberry, und der langjährige Kammerdiener und Vertraute, Mr. James Word, der seinen Herrn noch als kleinen Knaben gekannt und der ihn begleitet hatte, als er nach Oxford Studien halber ging.

„Es ist nicht möglich, meine Herren", rief Labour aus. „Ich sage und bleibe dabei, es ist geradezu unmöglich, daß es jemanden in der Welt geben könnte, der sich in Paris nicht amüsirte — ich mindestens kann es mir nicht denken, denn, meine Herren — Paris ist Paris — und nicht umsonst kommt alle Welt nach Paris, um sich zu amüsiren. Und Mylord, der ein gescheiter Mann ist, der um so vieles klüger ist, als so viele andere — nun, meiner Ansicht nach müßte gerade auch er um so viel besser sich bei uns unterhalten, denn nur die dummen Leute langweilen sich — so habe ich bisher geglaubt. Freilich, Mylord ist Engländer und das reißt ein Loch in jede Rechnung. Sie sind unberechenbar, diese Herren Engländer."

Mr. Goseberry schüttelte traurig den Kopf. „Sie verstehen das nicht, Monsieur Labour. Mylord langweilt sich nicht, wie Sie glauben. Mylord unterhält sich nur nicht. Verstehen Sie? Es interessirt ihn nichts, es erregt ihn nichts, er lacht niemals und findet weder Freude noch Zerstreuung. Das ist sein Leiden, ein schreckliches Leiden, Freund Labour. Mylord ist gemüthskrank." Labour sprang hin und her in quecksilberner Nervosität.

„Ich verstehe das nicht?" rief er entrüstet. „Gewiß verstehe ich das. Seine Lordschaft sind verstimmt, schlecht gelaunt, dauernd schlecht gelaunt. Mein Gott, ein Mylord, ein Engländer kann sich das schon erlauben. Er hat keine Sorgen, nichts zu thun, und außerdem, sagt man, liegt das in der Luft, drüben, in Eurem London. Aber in Paris, in Paris kann ein solches Leiden nicht andauern. Paris ist ein Universal-Heilmittel für Gemüthskrankheiten. Man muß nur das Medikament dem Kranken in der richtigen Weise zu appliciren verstehen. Wo zum Beispiel waren Seine Lordschaft gestern Abend?"

Seine Lordschaft waren in der neuen Oper „Polykrates". Nach den Berichten des Couriers aber floh Mylord schon nach dem ersten

Digitized by Google

Akte. Mr. Goseberry war übrigens ganz mit dieser Flucht vor dem singenden Tyrannen einverstanden. Eine nichtsnutzige, affektirte, haarsträubende Musik sei diese Oper, behauptete er hartnäckig, und die Entrüstung des Wirthes konnte seinem Urtheil auch nicht ein Titelchen abringen.

„Oh, oh, oh, diese Engländer!“ rief Herr Labour unwillig. „Und das Theater Feydeau, die komische Oper, das Theater Français? Gab man nicht überall die interessantesten Stücke — spielte man nicht mit echt französischer Verve und mit einer Darstellungskunst, wie nirgends auf diesem Erdball? Und die unvergleichlichen Bälle, die ganz Paris entzücken? Das Elysée und in Belleville, an der Barrière und in den Palästen! Sollte allein ein englischer Mylord dort kalt bleiben können, wo die Götter des Olymps selber sich hingerissen fühlen müßten! Vorausgesetzt, daß die himmlische Etikette ihnen eine Ferientour nach Paris erlauben würde, wonach sie gewiß sehnlichst schmachteten, um sich von der Monotonie ihres Wolkendaseins zu erholen, ein Dasein, das doppelt traurig sein mußte, seitdem Griechenland nur noch, wie man sagt, eine verkommene Wüste in der Hand von einer Bande Räuber sei! In Paris sich nicht zu unterhalten, das konnte nur böser Wille sein, oder — oder — —“

Trotz all' seiner Lebhaftigkeit stockte hier Monsieur Labour. Er war zu höflich, um seinen Satz zu Ende zu bringen. Er hatte sagen wollen: nur böser Wille oder Verrücktheit. Aber jetzt schwieg er und biß sich auf die Lippen. Mr. Goseberry hatte mit unwillkürlicher Bewunderung die Suada des Franzosen angehört, der sofort die Götter Griechenlands und den ganzen Erdball in die Diskussion zu ziehen verstanden hatte. Labours Ueberzeugung von der Unfehlbarkeit seines geliebten Paris selbst in der Wirkung auf gemüthskranke Engländer machte einen hoffnungserregenden Eindruck auf beide treuen Diener Seiner Lordschaft, und ohne sich irgendwie pikirt zu zeigen, nahm der Courier die Unterhaltung wieder auf.

Ach, auch die Bälle hatten nicht für einen Augenblick Mylord aus seiner fatalen Gleichgiltigkeit emporzurütteln vermocht! Seine Lordschaft waren auf den eleganten Tanzréunions des Hotels Biron, wo die jeunesse dorée jubelte, nicht minder kalt und stumm geblieben, als in den Gärten der Kalypso, wo die leichten Modeschönheiten ihre Grazie und ihr Feuer zum besten geben. Weder den vornehmen Damen, die im Glanze der Diamanten strahlten, noch den leichtgeschürzten Nymphen oder den muthwilligen Grisetten von Belleville war es gelungen, dem eiskalten Lord ein Lächeln zu entlocken, geschweige denn ein Wort oder ein Kompliment.

Labours Augen funkelten bei der bloßen Erwähnung dieser Orte. „Wie mancher, der für alle diese Dinge nur allzu empfindsam ist, könnte ein wenig brauchen von dieser Art der Gemüthskrankheit Seiner Lordschaft!“ rief er überzeugt. Dann faßte er Mister Goseberry an einem der riesengroßen Knöpfe seiner englischen Weste und hielt ihn fest. „Eine Idee, mein Bester! Vielleicht thut die Stadt Seiner Lordschaft nicht wohl. Man hat Beispiele dafür, daß es Leute giebt, denen der Aufenthalt in der Natur besser bekommt, als die Genüsse der Civilisation. Bringen Sie Mylord aufs Land — nach St. Cloud

Digitized by

zum Beispiel. Oder nach Viroflay oder nach der Eremitage unseres großen Jean Jacques im Walde von Montmorency, und wir wollen sehen, welchen Eindruck das auf ihn machen wird!"

„Mister Goseberry wechselte unwillkürlich ein Lächeln mit dem alten James. Der Wirth des Hotel d'Amérique war allzu sehr Franzose in seiner naiven Auffassung des Landlebens, die weitgereisten Leuten, wie ihnen, geradezu kleinlich und lächerlich erschien. Steif und ohne den leisesten Schimmer einer Renommisterei erwähnte Mister Goseberry einer Reise um die Welt, die Mylord gerade zuvor in seiner eigenen Yacht unternommen hatte. Aber Mylord hatte ohne irgend ein Zeichen von Interesse fremde Länder durchpilgert, weder hatte er gezittert, wenn, wie mehrmals, Todesgefahr ihn eng umdräute, noch war er in Bewunderung ausgebrochen, wenn die Herrlichkeiten der Natur sich vor ihm aufgethan. Kalt und ungerührt hatte er die Sonne im Bosporus versinken und über den Alpen sich erheben gesehen. Ein einziges Mal nur hat er fast gelächelt, das war während eines Sturmes gewesen, der die Yacht auf dem Boden des Meeres bergen zu wollen schien. Dieses Lächeln aber — der Courier und Mister James schauderten noch, wenn sie daran dachten — es hatte so ausgesehen, wie die Freude eines Verurtheilten, wenn seine Erlösung naht.

Herr Labour war tiefsinnig geworden. „Das ist ja schrecklich, meine Herren", rief er aus, „viel schrecklicher, als ich gedacht! Ja, wer steht denn dafür, daß nicht eines Tages in meinem Hotel ein Schuß ertönt, und daß wir Mylord finden mit einer Kugel in der Schläfe! Nein, nein, da muß etwas geschehen! Mylord soll nicht mehr nur so beinahe lächeln, er soll lachen, herzlich und gut lachen, so wie andere Menschenkinder. Und gerade fällt mir ein, hat Seine Lordschaft schon die „Madame Angot" gesehen? Madame Angot, dargestellt von Corse, dem unvergleichlichen Komiker, dem ersten Komiker der Welt! Mylord hat ihn nicht gesehen? Nun, desto besser, so bleibt uns ja eine Hoffnung. Ich will gleich um eine Loge senden, und wenn Mylord auch dann nicht lacht, so will ich der und jener sein."

Er selber lachte schon aus vollem Halse.

„Wer ist Madame Angot?" fragte Mister Goseberry.

Labour wischte sich die thränenden Augen.

„Madame Angot, mein Lieber? Das wissen Sie nicht? Nun ja, da sieht man es deutlich, daß Sie ein Engländer sind. Madame Angot — Madame Angot! Wer kennt nicht Madame Angot? Die lustige Figur der Revolution, die Hallendame, die reich geworden ist und die nun auch vornehm thun möchte! Madame Angot, die vor neunundachtzig den Aristokraten Fische verkaufte, die zur Geburt des Dauphins gratuliren ging, die bei der königlichen Vermälung ein Bouquet darbrachte, die später für Mirabeau und Danton schwärmte und endlich gar Robespierre Beifall zuschrie — sie hat während der tollen Jahre im Trüben gefischt und bei allerhand Unternehmungen viel Geld verdient. Jetzt perhorrescirt sie, wie sie sagt, diese abscheulichen Umsturzleute. Sie thut sehr konservativ und möchte gern eine Rolle spielen in der Gesellschaft. Ihre Tochter an einen Aristokraten zu verheiraten ist ihr Traum, und sie sucht und sucht, um das Richtige

Digitized by Google

zu finden. Oh, Madame Angot ist köstlich, unwiderstehlich. Und Mylord muß Corse als Angot sehen!"

Schon war er davon geeilt, um eine Loge zu besorgen.

Mr. Goseberry schien nur mäßig überzeugt von der Wirksamkeit des neuesten Einfalles des Herrn Labour.

„Was hat er nur mit seiner Madame Angot?" meinte er mit echt britischem Phlegma. „Ein Fischweib, eine Austernhändlerin — wo soll da ein Interesse für Mylord sein?"

Mr. James hatte keine Meinung. Vielleicht war es doch möglich, daß Mylord sich dabei amüsirte!

* * *

Das heutige Gaité-Theater war damals in den Händen eines Unternehmers, namens Nicolet, der es zu Beginn des Direktoriums gepachtet hatte. Mit wechselndem Glück hatte er gespielt, aber schon seit längerer Zeit schien er vollkommen dem Untergang geweiht, als ihn ein Zufall in den Besitz einer neuen Posse brachte, die ein heute ganz und gar verschollener Schriftsteller, Maillot geheißen, verfaßt hatte.

Die Posse hieß „Madame Angot" und erwies sich gleich bei den ersten Aufführungen als ein Treffer allerersten Ranges. Zu jener Zeit war nämlich „Madame Angot" eine Aktualität, eine Satyre in Aktion, ein lustiger Geißelhieb in das Antlitz einer sich transformirenden Gesellschaft. Es waren neue Elemente an die Oberfläche gelangt, die früher im Dunkel der niederen Stände unbeachtet vegetirt hatten. Jetzt sah man eine Menge von Emporkömmlingen, die sich breit machten — Leute von geringer Herkunft und ohne eine Spur von Bildung, die auf irgend eine Art zu Vermögen gelangt waren, und die nun um jeden Preis eine Rolle spielen und sich bemerkbar machen wollten.

Wenn Madame Angot auf der Bühne erschien in grellem Aufputze, überladen mit Brillanten, in herrischem Tone an ihren Dienern herumkommandirend, immerfort von ihrem Reichthum redend und ihre Güter an den fetten Fingern herzählend, so richteten sich manchmal unwillkürlich die Blicke des Publikums in diese oder jene Loge, wo eine Madame Angot saß, die jener vor der Rampe an unfreiwilliger Komik und lächerlichen Prätensionen nichts nachgab.

Der Darsteller der Madame Angot, Corse, war ein Schauspieler von eminent komischer Kraft, ein naturalistisches Talent, wie man heutzutage sagen würde.

Mit seinem Sinn für das Lächerliche hatte er alle die Züge, mit denen er Madame Angot ausstattete, dem Leben abgelauscht, und seine unwiderstehliche Komik brachte es zustande, daß sogar die Persiflirten mit in das allgemeine Gelächter einstimmten.

Es konnte aber auch nichts Köstlicheres geben, als seine hochtrabende Redeweise, mit dem plötzlichen Rückfall in den Jargon des Volkes, seine Manieren, die Art, das Riechfläschchen zu handhaben, die er aber in entscheidenden Augenblicken vollständig vergaß, oder gar seine Herablassung, wie sie Madame Angot von den Aristokraten gelernt hatte.

Um ihren neuen Freunden zu imponiren, liebte es Madame Angot, immerfort von ihren vornehmen Bekanntschaften zu sprechen; sie

Digitized by

erzählte die Konversationen, die sie mit „dieser guten Marquise Fréron“ einst gehabt haben wollte, und behauptete mit Heftigkeit, daß dieser „brave Herzog von St. Simon“ ein guter, ja, wahrhaftig! ein charmanter Mann gewesen sei. Es kommt die Rede auf den Herrn de la Rochefoucauld, und einer in der Gesellschaft behauptet, er sei ein großes Genie gewesen.

Entrüstet springt Madame Angot von ihrem Fauteuil empor, in dem sie gerade eine „hingegossene“ Stellung versuchte. Kampflustig hat sie die Arme in die Seite gestemmt.

„La Rochefoucauld ein Genie? Wer wagt es, das zu behaupten?! Ein Genie — dieser Dummkopf!“

Und sie schlägt mit der Faust auf den Tisch des Salons, so daß ihr strohgelber Handschuh platzt.

Ihre Tochter suchte sie zu beruhigen.

„Aber Mama, weshalb sollte Herr La Rochefoucauld kein Genie gewesen sein?“

„Weshalb?“ Madame Angot lächelte mitleidig über das usurpirte Renommée eines Menschen, der sich in den Geruch eines Genies zu bringen wußte, trotzdem er es einmal wagte, zu behaupten, die Forellen, die Madame Angot ihm geliefert, seien nicht geruchlos. „Meine Forellen nicht frisch, Madame Angots Forellen nicht frisch! Während der ganze Bestand des Adels und Millionärs da war, um das Gegentheil zu behaupten. Denn welchen dieser großen Herren habe ich nicht gekannt?“

„Oh, oh, oh, Madame! Fi donc! Wer spricht von solchen Dingen?!“

Ihr zukünftiger Schwiegersohn, der Vicomte de la Girardière, tritt ihr auf die Füße, auf ihre schönen, seidenen à jour-Strümpfe, die auf den Zwickeln mit Goldlilien eingestickt sind. Und Madame Angot fällt in Ohnmacht. Sie kommt aber plötzlich wieder zu sich, als Erfrischungen auftauchen oder das Diner angekündigt wird.

In einer Parterreloge erschien zu Beginn des Stückes Lord Malmesbury. Seine elegante Figur, sein schönes, ernsthaftes und vornehmes Gesicht, das durch seine Bläße doppelt interessant aussah, das unverkennbare Cachet seiner ganzen Erscheinung erregte die Aufmerksamkeit einiger Löwinnen des Direktoriums, die sofort ihre Augengläser auf ihn richteten und mit ihm zu kokettiren suchten.

Doch eben so gut hätten sie dem Kommandeur aus Don Juan ihre Grazie spenden können, mindestens mit demselben Erfolge.

„Dieser Herr ist eine Allegorie“, flüsterte boshaft die eine der Damen ihrer Freundin zu. „Eine Darstellung des „Festin de Pierre.“

Der Incroyable der beiden Löwinnen macht ein geistreiches Gesicht.

„Nicht das ganze Festin, meine Dame“, lispelt er. „Nur das Beefsteak de Pierre, der erste Gang des Soupers. Es ist Lord Malmesbury — der verrückte Engländer.“

Die Damen lachten über die geniale Idee des jungen Herrn, die damals populäre Bezeichnung für Engländer in Paris auf den Lord anzuwenden.

Soeben ging der Vorhang in die Höhe und das Stück begann Corse trat auf, er hatte seinen guten Abend. Als zum Schluß

Digitized by Google

des dritten Aktes Madame Angot sich mit dem Großtürken verlobt, in dessen Bereich sie eine zufällige Spazierfahrt mit einer Montgolfière gebracht hatte, als sie mit dem Schnupftuche, das ihr der Padischah zuwirft, sich die Nase putzt, um zu beweisen, daß sie den Gebrauch eines solchen Tuches wohl kenne, da zuckte es um die Lippen des edlen Lord, und ein wirkliches, ein wahrhaftes Lachen flog über das geistvolle, edle Gesicht.

Mister Goseberry, der ihn von der zweiten Galerie aus beobachtete, meinte, er hätte alle Engel erblickt. Mylord hatte einen ganzen Abend im Theater ausgehalten, er hatte nicht ins Leere geblickt, wie gewöhnlich, Mylord hatte gelacht! Ein Strahl von Hoffnung erschien am nebelgrauen Himmel ihres Daseins, ein Sonnenstrahl in dem Elend, das auf ihnen lastete! Mylord hatte gelacht, vielleicht war dies der Beginn der Rettung, seine Rückkehr unter die Lebendigen.

James, der alte Kammerdiener und Herr Labour, der Wirth, theilten seine Hoffnungen. Heute Abend verlangte Mylord eine Forelle zum Souper und eine Flasche Sauterne, das Frühstück, wie es Madame Angot ihrem zukünftigen Schwiegersohne, dem Herrn de la Girardière vorsetzt. Und für den nächsten Tag ließ er wieder eine Loge im Theater Nicolet bestellen. Und so hintereinander acht Tage hindurch. Er konnte sich nicht sattsehen an Madame Angot, wie es schien. Corse hatte das Geheimniß dieses kranken Gemüthes ganz ahnungslos ergründet. Seine Komik traf die richtige Seite in Mylords Empfinden.

Wie sollte man einem Leben fluchen können, das so viel harmlose Ironie enthält, weshalb ein Dasein perhorresciren, das vielleicht nur Narren tragisch nehmen!

Immer heiterer fühlte sich Mylord und mit tausend Freuden sahen es seine Getreuen, wie er allgemach die Fesseln düsterer Melancholie zersprengte, die seine Seele eingeengt gehalten.

Am Morgen des achten Tages ließ der edle Lord sich Monsieur Labour, den Wirth, rufen.

Er fragte ihn, wo Corse, der Komiker, wohne. Er sei sein Retter, sein Wohlthäter, meinte er, und er müsse ihn besuchen, um ihm die Hand zu drücken, ihm seinen Dank abzustatten.

Labour, der sonst die genaueste Geschichte aller nur irgendwie hervorragenden Persönlichkeiten von Paris kannte, machte ein sehr gewissenhaftes Gesicht über Mylords Plan. Ja, es wollte ihm nicht recht in den Sinn, daß ein englischer großer Herr zu einem Schauspieler gehen sollte, um ihm zu danken, weil er ihn amüsirt habe. Der Komiker spielte ja nach seinen besten Kräften für das übrige Publikum ebenso gut — das war sein Metier und Mylord hatte die Loge gezahlt, war ihm also nichts schuldig, gar nichts.

Mylord Malmesbury warf dem lebhaften Wirth des amerikanischen Hotels einen seiner durchdringenden Blicke zu, einen jener Blicke, wie sie ihm, dem gebornen Herrscher, zur Verfügung standen.

„Wo wohnt Monsieur Corse?“ fragte er mit seinem leichten durchschlagenden englischen Accente.

Der Wirth dachte bei sich, es sei ein spleenhafter Einfall des

Digitized by

Insulaners; daß sich aber gegen derartige Eigenheiten eines Engländers nicht streiten lasse, das wußte er längst.

Corse, der Komiker, bewohnte in Marais ein kleines Haus, das er als Eigenthum erworben hatte. Er führte ein äußerst zurückgezogenes, einsames Leben, kaum daß er mit seinen Kameraden vom Theater verkehrte, die er aber niemals zu sich einlud. Er war seit langen Jahren Wittwer, ein einziger Sohn lebte bei ihm im Hause, ein noch blutjunger Mensch, den Herr Labour schon gesehen zu haben meinte. Wenn Mylord durchaus befehle, so wolle er, Herr Labour, den Komiker benachrichtigen von der Ehre, die ihm widerfahren sollte und er könne sich auf den Besuch einer so hohen Persönlichkeit vorbereiten.

Mylord winkte ablehnend mit der Hand. Eine Anmeldung war überflüssig, denn er wollte zu dem Schauspieler gehen, nicht als Lord oder Mäcen, sondern als Dankverpflichteter — fast als Patient zu einem Arzte, der ihm, wenngleich unbewußt, das Leben gerettet hatte.

Es war eine innere Nothwendigkeit, die ihm diesen Schritt unerläßlich machte. Das großmüthige Naturell des edlen Mannes wollte nicht den Gedanken ertragen, daß er nichts gethan, um einen Dienst anzuerkennen, der so eingreifend in seiner Wirkung gewesen, daß er in ihm die größte Wohlthat erblickte, die er jemals im Leben empfangen konnte.

Vielleicht machte es dem Schauspieler Freude und hob ihn in seinen eigenen Augen, wenn er es erfuhr, welches Wunder seine Kunst zustande gebracht hatte. Ein helles Lächeln verklärte die Züge Mylords, als er diese Worte sprach.

Als könne er seinen Augen nicht trauen, so schüttelte Monsieur Labour den Kopf. Eine solche Wirkung hatte selbst er von „Madame Angot" nicht erwartet.

* * *

Es war noch in den frühen Morgenstunden, als Lord Malmesbury den kleinen Garten durchschritt, der das Haus umgab, welches der Komiker bewohnte.

Entgegen den Gepflogenheiten der französischen kleinen Hausbesitzer war dieser Garten ungemein vernachlässigt. Man erblickte in demselben weder Zierpflanzen noch wohlgepflegte Beete, und es gab weder Melonenglocken noch Fruchtstauden, nicht einmal ein Miniaturbassin mit nadeldünnem Strahl.

Nur überwucherndes, unordentliches Gesträuch verschränkte die zerzausten Zweige ineinander, während auf den vom Regen durchwühlten Wege sich trockenes Laub mit den Trümmern einer vom Sturm geknickten Ulme mischten.

Lord Malmesbury erreichte das Haus, an dessen niederer Thüre er um Einlaß pochte.

Eine alte Dienerin öffnete, und mit mißtrauischem Wesen fragte sie nach seinem Begehr.

Halb unschlüssig, ob sie ihn nicht lieber abweisen solle, führte sie den vornehmen Besucher endlich in das erste Stockwerk des Hauses. Dort bat sie ihn, einzutreten und ging von dannen, um Herrn Corse zu benachrichtigen, daß jemand ihn zu sprechen wünschte.

Digitized by Google

Erstaunten Blickes betrachtete Mylord die Einrichtung des Gemaches, indem er sich befand. Dies war kein trautes Nest für einen Liebling der heiteren Muse, sondern im Gegentheil machte alles, was man hier wahrnahm, eher den Eindruck einer düstern Büßerzelle.

Allerdings eine Büßerzelle für einen Mann von Welt, mit Kunstverständniß und Geschmack arrangirt.

Aber welch' selbstquälerisches Raffinement in der Auswahl dieser Gegenstände, die das Gemüth erschüttern und verdüstern mußten! Eine dunkle Draperie bedeckte die Wände, von denen sich ein sterbender Einsiedler von Ribeira und das Martyrium des heiligen Sebastian grausig genug abhoben. Eine Sammlung von Todtenmasken berühmter Männer waren in kostbare Holzrahmen gefaßt, und vollendeten den Schmuck des Gemaches, das von hohem Postamente aus ein Todtenkopf überwachte, der auf dem kahlen Schädel eine flimmernde Theaterkrone trug.

Auf einer Staffelei stand eine fast vollendete Gouache.

Eine Fantasmagorie, ebenso düster als alles übrige. — Ein Weib mit wunderschönem Antlitz, in einen langen Theatermantel gehüllt, der eine Anzahl brünstiger Verehrer nachfolgt. Im Gehen öffnet sich das wehende Gewand, und man sieht ein Skelett, eine Satire auf die erwartungsvollen Mienen der Verfolger. — Ueberall nur Bilder und Anklänge an Vernichtung und Tod.

Selbst ein Strauß schöner blühender Rosen badete in einer Todtenurne und ein mittelalterlicher Karton mit einem Gespenstertanze verkleidete die Thüre.

Lord Malmesbury machte eine gewaltsame Anstrengung, um seine Aufregung zu unterdrücken.

Er war viel zu höflich, um selbst gegenüber den Launen eines andern sich ein Erstaunen oder gar eine Spötterei zu erlauben. Als wahrhaft großer Herr übte er die größte Duldsamkeit gegen die Schwächen seiner Umgebung und derjenigen Personen, mit denen er verkehrte.

Als Corse, der Komiker, nach Verlauf einiger Minuten eintrat, begrüßte der Lord ihn mit freundlichem Antlitze, die feine Hand ohne Handschuh ihm zum Gruße bietend.

Der Schauspieler war ein Mann von etwa fünfundvierzig Jahren, von schlanker Erscheinung mit ausdrucksvollem, aber sehr bleichem Antlitz. Um Mund und Augen lag ein Zug tiefster Schwermuth, ein gewisser unnennbarer Ausdruck, auf dem unwillkürlich das Auge des Engländers forschend haften blieb.

Mylord nannte dem Schauspieler seinen Namen, er sagte ihm, daß er gekommen sei, ihm persönlich zu danken für die Heiterkeit und Freude, die er ihm verdanke.

Corse verbeugte sich in tadelloser Höflichkeit. „Mylord sind zu gütig", meinte er mit etwas angegriffen klingender Stimme, die nicht die entfernteste Aehnlichkeit mit dem schreiend-harten Organ der Madame Angot hatte. „Zu gütig sind Mylord, meinem Verdienste zuschreiben zu wollen, was allein des Dichters ist oder vielmehr des Abschreibers, denn das Leben hat selber diese Posse uns gegeben."

Mylord Malmesbury verneinte. Er wußte es genau, daß es nur

Digitized by

der Darsteller gewesen, dessen funkelnder Verve es gelungen war, den verschütteten Brunnen seiner Heiterkeit aufs neue fließen zu machen. „Ihre Darstellung, mein Herr, Ihre erschütternde Komik in all' ihrer Ungezwungenheit konnte allein diese Rettung vollbringen. Eine Rettung, ich gebe Ihnen mein Wort darauf, und zwar mehr noch als eine Rettung des Lebens an und für sich. Giebt es etwa Entsetzlicheres, als niemals lachen zu können, als sich ganz und gar abgestorben zu fühlen gegen alle Freuden des Lebens, und so als seelisch Todter einherwandeln zu müssen unter den Lebendigen!"

Der Schauspieler war leichenblaß geworden, als er den Engländer so reden hörte. Gleich als wollte er ihn bitten, zu schweigen, so hatte er mit flehender Miene beide Hände erhoben, doch mit dem Andenken an seine Leiden beschäftigt, hatte Lord Malmesbury die schmerzliche Geberde übersehen.

„Es giebt keine Worte, um das Entsetzen eines solchen Scheinlebens zu schildern", fuhr der Lord in seiner Rede fort. „Welche Verzweiflung es verursacht, wenn man athmet und lebt, und dennoch außer dem Banne aller menschlichen Empfindungen stehen muß, wenn man nichts zu hoffen und nichts zu fürchten vermag — und keine andere Empfindung mehr hegt — als die Angst, die Stunde sei nicht mehr fern, wo das zerrüttete Gehirn der Versuchung erliegen müsse, der täglichen, der stündlichen Versuchung, dieser Qual ein Ende zu machen."

Er sprang auf und ergriff die Hand des Komikers. „Begreifen Sie nun, mein Herr, was ich Ihnen verdanke? Wenn ich Ihnen sage, daß hundert und hunderte Male ich mein Terzerol gegen die eigene Schläfe richtete, und daß nur das Erbarmen mit dem Leid und dem Jammer meiner greisen Mutter mich zurückhielt, daß ich nicht mit einem Akt der Feigheit mir die Erlösung erkaufte!"

Ein ächzender Wehelaut brach aus den Lippen des Komikers und mit heftiger Geberde entzog er dem Lord seine Hand, die dieser befremdet losließ.

„Aber mein Herr, was ist Ihnen?" rief er, als er bemerkte, daß Corse wie bewußtlos in seinem Sessel zurücksank. Dann plötzlich fiel ihm jener seltsame Ausdruck in dem Antlitz des Schauspielers ein, der ihm gleich bei dessen Eintritt aufgefallen war.

Fast fühlte Mylord sich versucht, sich vor die Stirne zu schlagen. Wie war es nur möglich gewesen, daß er so kurzsichtig, so geschmacklos zu handeln vermochte! Der Anblick des halbohnmächtigen Mannes sagte ihm mehr und deutlicher, als jedes Geständniß es vermocht hätte, daß Corse leidend sei, bedenklich leidend, und auch errieth er, wo der Sitz des Uebels zu suchen sei.

Zum zweiten Male ergriff er die Hand des Komikers, die er mit dem Ungestüm wahrhaften Mitgefühls in der seinigen preßte. „Unglücklicher, Sie unglücklicher Mann!" rief er bewegt. „Oh, ich verstehe alles, alles! Wie müssen Sie mir zürnen, der ich Ihnen meine Heilung verdanke, und nur mit unvorsichtiger Selbstsucht zu Ihnen komme, um in den Wunden Ihres Herzens zu wühlen! Ach, ich, der ich es nur allzu genau kenne, das entsetzliche Uebel, das die Menschen mit dem sanften Namen „Melancholie" getauft — wie konnte ich so thöricht

Digitized by Google

sein, es nicht gleich zu errathen, daß auch in Ihrem Herzen diese Tigerkrallen wüthen, die sich täglich tiefer und tiefer wühlen — bis zum Wahnsinn oder zur Selbstvernichtung tief! Ach, und mein Dank, mein Entzücken über meine Rettung floß wie ätzendes Gift in Ihr krankes Gemüth. Oh, vergeben Sie, vergeben Sie mir!"

Schon war der Augenblick der Schwäche bei dem Schauspieler vorüber. Er richtete sich empor und suchte ruhig auszusehen.

„Mylord hätten mich nicht außerhalb der Bühne kennen sollen", meinte er gezwungen. „Ein Fisch, der auf dem Lande nach Luft schnappt, ist kein erfreulicher Anblick."

Mylord Malmesbury bat ihn, sich nicht weiter aufzuregen.

„Könnten Sie sich doch selber als Madame Angot sehen", meinte er leichthin. „Sie würden lachen und gerettet sein. Was meinen Sie zu Garrik? Er erreicht zwar seinen Vater nicht, aber wie wäre es, wenn wir beide miteinander nach London gingen und Sie ihn sich ansähen? Es würde Sie vielleicht zerstreuen?"

Corse verneinte mit Bestimmtheit.

„Wenn ich Garrik sähe, Mylord, so würde nur ein Komödiant den andern taxiren. Mir ist am wohlsten hier in meiner Klause."

„Und zerstreut Sie Ihr eigenes Spiel nicht?" fragte Mylord. „Läßt Sie der Beifall des Publikums nicht für Augenblicke Ihre Schwermuth vergessen?"

Corse lächelte traurig. Er spielte am lustigsten, wenn seine Seele bis zum Tode betrübt war, und der lärmende Beifall der Menge erhöhte nur seine Abgeschiedenheit von aller Freude. Es gab nichts auf der Welt, was ihn reizte, nichts, was ihn hätte verlocken können. Der arme Komödiant hatte seine Melancholie nicht mehr und nicht minder, wie sie der millionenreiche Lord jahrelang mit sich umhergetragen hatte.

„Oh, wie traurig! Wie schade! Wie tief schmerzlich für mich, mein Herr!" rief Lord Malmesbury. „Und doch möchte ich Ihnen so gern irgend einen Gefallen thun, Sie erfreuen, Sie von der Aufrichtigkeit meiner Dankbarkeit überzeugen."

In eben diesem Augenblicke, als der Engländer so sprach, öffnete sich die Thüre des Salons, und ein junger Mann trat ein, dessen äußere Erscheinung trotz Schönheit und blühender Jugend die Aehnlichkeit mit dem Vater nicht verleugnete.

Lord Malmesbury erwiderte freundlich lächelnd seinen Gruß.

„Ihr Sohn, mein Herr?" fragte er den Schauspieler, dessen Antlitz jetzt noch um einen Schatten düsterer erschien, als vorher, während er sich bejahend verneigte.

Ein schneller Gedanke durchfuhr den Lord. Er konnte ja die Dankesschuld an den Vater theilweise abtragen, indem er sich des Sohnes annahm.

„Hat Ihr Sohn schon einen Beruf?" wandte er sich an den Komiker. „Und darf ich fragen, welchen er gewählt?"

Der junge Mann erröthete, Corse sprang von seinem Sessel auf und durchmaß mit schnellen Schritten den düsteren Salon. Dann blieb er plötzlich vor Lord Malmesbury stehen.

„Ob mein Sohn einen Beruf hat, Mylord?" fragte er mit Bitter-

Digitized by

keit. „Oh, gewiß, aber einer war ihm zu wenig — er hat deren zwei. Denjenigen, den ich ihm bestimmte, und einen zweiten, von dem er glaubt, die Natur habe ihn ihm in die Brust gelegt. Bis jetzt gehorchte er dem Worte seines Vaters, nun aber meint er, sein eigentlicher Beruf mache sich in unwiderstehlicher Weise geltend. Und wir kämpfen miteinander, Tag für Tag, bis die Ermattung auf meiner Seite ihm einstmals den Sieg überlassen wird. Da mag er dann in sein Verderben gehen, vor dem ich ihn nicht zu schützen vermocht."

Der junge Mensch hörte mit schmerzlichem Ausdruck in den Zügen die Bitterkeit seines Vaters. Er hielt die Augen gesenkt und rührte sich nicht. Lord Malmesbury fühlte, daß sich in ihm ein lebhaftes Interesse für den Jüngling zu regen begann.

„Und welches ist der Beruf, zu dem er sich bestimmt glaubt?" fragte er den Komiker.

Corse lachte höhnisch.

„Sie können noch fragen, Mylord! Kennen Sie nicht die Geschichte von dem Hemde des Nessus, das selbst in der zweiten Generation noch seine verderbliche Kraft zu üben imstande ist! Der Beruf, den seine Phantasie ihm vormalt, ist derselbe, unter dem meine besten Kräfte versiegten —: Sohn eines Komödianten, will er ein Komödiant werden. Und er quält mich immerfort um meine Zustimmung und deklamirt mir in schönen Worten vor von seiner Liebe zu der göttlichen, zu der freien Kunst und von seinem verborgenen Talente. Aber ich weiß es besser, was ihn treibt und verlockt, daß er seinen Fuß auf die heißen Bretter setzen möchte. Nicht die Kunst ist es, wie er sich selber vorspiegelt. Die Weiber haben es ihm angethan. Die Muse der er huldigen möchte, hat schwarze Augen und rothe Lippen und spielt selber Komödie. Mit Namen aber nennt man sie Fräulein Dufresne."

Eine dunkle Purpurröthe färbte das Antlitz des jungen Mannes. Er näherte sich dem Komiker und blickte ihm fest in die Augen. „Nicht weiter, mein Vater", rief er ernsthaft, „Sie thun mir unrecht, mein Wort darauf, die Kunst allein ist es, nach der ich strebe. Die Dufresne ist mir gleichgiltig, ich denke nicht an sie."

„Gut, so ist es eine andere", entgegnete der Vater mit Heftigkeit. Vielleicht nicht einmal diese oder jene, sondern alle. Die Weiber verdrehen Dir den Kopf. Gewiß, Mylord, lachen Sie mich aus, wenn Sie wollen. Ich bin abergläubisch, und um das Maß meiner Leiden voll zu machen, besitze ich eine Art von zweitem Gesicht. Diesen Burschen da wird seine Liebe zu einem Weibe tödten. Ich bestimmte ihn zum Prokurator, die Jurisprudenz glaubte ich, sollte sein Temperament abkühlen. In den Armen der Themis sollte er mir geborgen sein. Aber mit dem Schicksal läßt sich nicht rechten, es ist stärker als Menschenkraft und Vaterwille."

Lord Malmesbury war soeben mit seinem Entschluß zu Ende gekommen, den er reichlich erwogen hatte, während der Komiker redete. Er winkte den jungen Mann näher zu treten und senkte einen wohlwollenden Blick in seine flammenden schwarzen Augen. „Vielleicht ist auch Frau Themis nicht die richtige Göttin für einen feurigen Jüngling, wie Ihren Sohn", sagte er lächelnd zu dem Komiker. „Auch

Digitized by Google

mag es ihn wenig verlocken, sein Leben auf dem Sitze eines Prokurators zu vertrauern, da diese Carrière eine beschränkte ist, und seine Sehnsucht eine unermeßliche zu sein scheint. Ein junges Blut, wie dieses, braucht Freiheit, Leben, Bewegung und ein weites Feld, das seiner Energie den nöthigen Raum verspricht. Er ist jung und ich möchte ihm nützlich sein — zwei Momente, die das Beste für ihn hoffen lassen. Vertrauen Sie ihn mir an, mein Herr. In unseren Kolonien brauchen wir Talente — und genial angelegten Naturen ist Erfolg, Reichthum und Größe fast sicher, wenn man sie nur an den richtigen Platz zu stellen weiß. Wollen Sie mir Ihren Sohn anvertrauen, mein Herr?"

Ein Hoffnungsstrahl erleuchtete das schwermüthige Gesicht des Komikers.

„Oh, Mylord!" rief er, „Sie reden wie ein Bote des Himmels. Wie sollte ich es Ihnen jemals danken, wenn Sie mir den Schmerz ersparten, diesen Knaben in sein Verderben rennen sehen zu müssen!"

Auch der junge Mensch konnte die Erregung nicht verbergen, in die der Vorschlag des Engländers ihn versetzt hatte.

Schwer aufathmend drückte er beide Hände an seine fiebernde Stirne, und es war ihm, als glitten reizende verlockende Bilder vor seinen Blicken dahin — die alle ihm winkten, nein! zu sagen und nicht abzulassen von seinem Plan, ein freies und ruhmreiches Künstlerdasein zu erreichen.

„Ich verstehe nicht englisch, Mylord", suchte er einzuwenden. „Außerdem kenne ich ja die Sitten Ihres Landes ebensowenig, als ich eine Ahnung habe von den Pflichten, die ich übernehmen sollte, oder von den Leistungen, die man von mir fordern würde. Alles in allem genommen, wie wäre es denkbar, daß ich als Fremdling ohne Kenntnisse oder Besitz mich in einem fremden Lande zurechtfinden sollte?"

Lord Malmesbury klopfte ihm wohlwollend auf die Schulter.

„Trauen Sie mir so wenig Voraussicht, so geringe Kenntniß der Welt und des Lebens zu, junger Mann? Noch kennen Sie ja den zweiten Theil, oder vielmehr die Vorbedingung meines Vorschlages nicht. Ich hege den Plan, vor meiner Rückkehr nach England noch eine große Reise zu unternehmen. Ich will nach Asien, nach Afrika und es wäre mir angenehm, wenn ich einen Begleiter fände, der fröhlich genug wäre, mich zu erheitern und ernsthaft genug, um mir bei meinen Arbeiten behilflich zu sein. Mit einem Worte — ich suche einen Sekretär, der zu gleicher Zeit mein Freund sein würde. Ihnen biete ich diesen Posten an — wollen Sie ihn annehmen, so soll diese Reise Ihre Lehrzeit sein."

Immer noch zögerte der junge Mann, aber der Komiker hatte nunmehr vollkommen seine früher mehr passive Haltung aufgegeben.

Mit halb bittender, halb befehlender Geberde winkte er seinem Sohne.

„André", rief er, „Du könntest hier noch zweifeln, nur einen Augenblick noch Dich besinnen wollen, wenn das Schicksal selber Dir die Hand reicht, um Dich empor zu führen auf der Bahn der Ehre und der Männlichkeit! Wenn Dir ein Ziel winkt, das Deinen Ehrgeiz zu befriedigen und Dein Herz mit dem stolzen Gefühl zu schwel-

Digitized by

len imstande ist, daß Du Dein Glück Dir aus eigener Kraft errungen, da könntest Du zaudern, statt die Freundeshand dankbar zu ergreifen, die ein edler Mann Dir bietet? Mein Glück und das Deinige liegen in dieser Hand, André! Schnell, lasse das unsichere Brüten, das Deiner unwürdig und außerdem ein schlechter Dank für Mylord Malmesbury ist. Er eröffnet Dir die Welt und den Pfad der Ehre. So gehe denn hin und sei ein freier Mann, und danke Deinem Schicksal, das Dich davon bewahrte ein Possenreißer zu werden, der um schnödes Geld seine Menschenwürde alltäglich vor der Menge erniedrigt."

Des Jünglings Entschluß war gefaßt. Er schlug in die feine, aristokratische Hand, die der Engländer ihm darbot. Mylord Malmesbury schien eine unwiderstehliche Anziehungskraft auf ihn auszuüben.

„Auf Tod und Leben, Mylord!" sagte er erregt. „Ich nehme Ihren Vorschlag an, und die That soll meinen Dank beweisen. Niemals, niemals soll ein edler Mann einen ergebeneren Diener, einen treueren Genossen, einen hingebenderen Freund gehabt haben, als ich es Ihnen sein will."

Jetzt endlich lächelte der Komiker — ein Lächeln des väterlichen Stolzes und der Befriedigung, seinen Sohn von der ihm verhaßten Laufbahn gerettet zu sehen. Auf seinem bleichen Antlitz erglänzte dieses Lächeln wie ein Strahl der Wintersonne am grauen Wolkenhimmel. Mylord Malmesbury drückte auch ihm warm die Hand.

„Danken Sie mir nicht", sagte er. „Nun bin ich Ihnen ja zum doppelten Danke verpflichtet."

Corse umarmte mit zärtlichem Ungestüm seinen Sohn.

„Dem Himmel sei Dank", rief er. „Dem Himmel und Mylord Malmesbury. Mir ist, als sei mir ein Stein vom Herzen gefallen, und ich selber lache jetzt über mein zweites Gesicht. Die Prophezeiung meines furchtergriffenen Gemüthes erfüllt sich nicht — André wird kein Komödiant! Die Weiber werden ihn nicht in den Tod jagen, und ich war ein Narr, mich zu ängstigen! Wie soll ich Ihnen jemals danken, Mylord?"

Auch der junge Mann schien glücklich, und es war alles willkommen, daß ihn Mylord sofort mit sich nahm. André konnte seine Lehrzeit nicht früh genug beginnen, und der Komiker ihn nicht schnell genug aus den Kreisen des Theaters entfernt wissen.

An jenem Tage fanden die Kollegen des Theaters Nicolet den sonst so stillen Corse fast lustig, und sie zerbrachen sich den Kopf, welches Glück dem stillen Manne nur widerfahren sein könne.

* * *

Drei Monate waren verflossen.

Auf dem Verdeck eines Schiffes, das nach Indien segelte, ging ein junges Paar plaudernd auf und ab — die Dame schön wie der Tag, der Mann eine elegante feurige Erscheinung.

Sie plauderten miteinander, doch es war eine jener Unterhaltungen, deren gesprochenes Wort ebenso überflüssig ist, als das ungesprochene und dennoch verstandene Gefühl für beide gewichtig und überzeugend sich über die konventionelle Rede hinaus geltend zu machen wußte.

Die Yacht von Lord Malmesbury war ein schönes wackeres Schiff. Sie glitt leicht und schwebend über die spiegelglatte Flut, und

Digitized by Google

V. E. Neßler.

Digitized by Google

Digitized by Google

eine leuchtende Spur bezeichnete ihren Weg. Die Helle der Nacht war entzückend, trotzdem weder Mond noch Sterne am Himmel standen.

Langsamer wurde die Unterhaltung der beiden. Die junge Dame seufzte, und fand ein williges Ohr an ihrem Begleiter.

Sie verwickelte, als sie träumerisch zum Himmel emporblickte, den zarten Fuß in ein Bündel Tau, so daß der junge Mann vor ihr niedersinken konnte, um den süßen Gefangenen zu befreien.

Einen Kuß drückte er auf diesen Fuß, der willig unter seinen Lippen zögerte. Dann blickte er erschreckt um sich, ob niemand seine kühne That belauscht! Doch der Steuermann, der gemessen seines Amtes waltete, hatte nichts gesehen, und ebensowenig der Matrose, der die Nachtwache an Bord hatte.

Die braven Burschen waren des gesellschaftlich vertrauten Verkehrs zwischen beiden schon gewohnt, und wenn es Mylord recht war, so mußte es auch jedermann recht sein.

Die junge Dame seufzte abermals, als gar so schnell sich der Entzückte von seinen Knieen erhob. Doch es klang wie verhaltene Sehnsucht und wie keimende Ungeduld in diesem Seufzer. Trug er die Schuld, daß der Jüngling plötzlich kühner wurde, und nun auch die Hand, die süße Hand, die auf seinem Arme zitterte, zu seiner Beute machte?

Wie ungestüm er sie an seine Lippen preßte, so daß der schlanke Leib der Dame sich zu ihm neigte, und ihr Kopf sich an seine Schulter lehnte.

„André, André!“ flüsterte sie schwärmerisch.

Mit beiden Händen griff sich der Beglückte nach der Stirne, hinter der plötzlich ein Gedanke aufwirbelte.

War er denn blind gewesen bis zu dieser Stunde?

Ohne zu denken, was er that, glitt er abermals zu den Füßen der Dame. Doch diesmal ohne Vorwand, ohne Komödie vor einander.

Es war die eingestandene, entfesselte Leidenschaft, von einem seligen Lächeln des schönen Weibes willkommen geheißen.

„Lassen Sie mich zu Ihnen beten, Gwendoline“, flüsterte der Jüngling mit erstickter Stimme. „Sie sind ebenso gut, wie Sie schön sind — Sie haben Mitleid mit mir und meinem Wahnsinn, und in Ihren Augen brennt die Flamme des Himmels, die die Seelen der Sterblichen entzündet. Und ich darf Ihnen sagen, daß ich Sie anbete, und Sie zürnen mir nicht!“ Eine Flamme funkelnder Glut brach aus den Augen der jungen Frau.

Sie umschlang den Nacken des knieenden Jünglings und küßte heftig seine vollen Lippen.

„André, André, ich liebe Dich! Ich liebe Dich! Wußtest Du es nicht? Fühltest Du es nicht schon früher? Ich schwieg so lange ich es vermochte — aber jetzt ist meine Kraft zu Ende, André, ich liebe Dich! Ich liebe Dich!“

Soeben ging am Himmel ein Stern auf, in bläulich strahlendem Lichte.

Es war Frau Venus, die selber ihren Triumph auf Erden beglänzen wollte.

Und als nähme selbst die Natur Antheil an der Liebe des schönen

Digitized by Google

Paares, so flatterten jetzt die Segel, geheimnißvoll von einer sanften Brise durchweht, die auch die bleichen Wangen des von Leidenschaft ergriffenen Jünglings, die brennende Stirne des schönen Weibes schmeichelnd umfächelte.

Die heißen Küsse der Lady, die eigene Leidenschaft, die Stille der Nacht wirkten berauschend auf den Verzückten. Mit wilder Glut riß er die hinsinkende, süße Gestalt in seine Arme.

„Gwendoline, mein Herz, mein Leben! Du, die ich anbete, vergöttere, liebe! Die Du der Traum meiner Nächte und die Sehnsucht meiner Tage bist, von der ersten Stunde an, da ich Dich erblickt! Ach, ist es denn nicht ein Traum, ein bloßer Fiebertraum, der es mir vorspiegelt, daß auch Du mich liebst?“ Ein leises Zittern durchschauerte die Lady. So hatte sie es sich erwünscht, dieses Selbstvergessen des Jünglings in kühner Leidenschaft.

Dies war die süße, ewig neue Litanei der Liebe, so wild emporwehend, in ihren Gluten hatte sie die Flammen erträumt, die brennen sollten auf dem Altar, den die Liebe ihrer Schönheit errichtet.

Von den Flammenblicken des Jünglings barg sich ersterbend ihr feuchtes Zauberauge, ein sehnsuchtsvoller Seufzer entfloh den üppigen Lippen, die ein seliges Ersticken halb geöffnet hielt.

Und wiederum sank der Jüngling ihr zu Füßen.

„Gwendoline! Geliebte! Ach, mein Leben wollte ich freudig geben, für ein Wort, für ein einziges Wort, das Dir sagen könnte, was ich für Dich empfinde!

Millionen Jahre hindurch möchte ich zu Deinen Füßen knieen und nur das Eine wissen: Daß Du allein das Weltall und die Gottheit für mich bedeutest. Das süße Geheimniß der Natur bist Du, Du allein! In diesem Augenblick verstehe ich das Mysterium, das Myriaden von Priestern vergeblich zu ergründen strebten. Die Liebe ist die Ewigkeit und die Seligkeit der Sphären zugleich. Du bist die Gnade, der Hauch Deines Mundes hat mich neu erschaffen!“

Das junge Weib hörte mit seligem Lächeln den holden Wahnsinn des Jünglings. Dies war das vorbereitende Rauschen des Orkans, nachdem sie lüstern war.

Ach, welche Leidenschaft, welche Glut in seinen Worten! Vergessen war der edle Mann, dessen Namen sie trug. Was sollte ihr sein einfaches Wesen, das sie nicht aus ihrem Gleichmuth brachte! Sie wollte Raserei und Tollheit, ein zügelloses Schwärmen, das Jauchzen entzückter Seelen. Mit unendlicher Gewalt drängte es sie hin, die Siegel des Verbotenen zu lösen.

In Andrés trunkenen Blicken hatte sie die Erfüllung all' der geheimen Wünsche gelesen, die ihr Herz erfüllten.

Sie hatte gekämpft, aber mit dem Wunsche, zu unterliegen. Mit erwartungsvollen Sinnen hatte sie sich in die Gefahr gestürzt, immerfort den Augenblick ersehnend, da sie sich besiegt erklären mußte, in eine Gefahr, aus der sie keine Rettung wollte.

„André, André, ich liebe Dich“, wiederholte sie halb betäubt. Es wollte ihr nicht gelingen, ein anderes Wort zu finden.

Plötzlich löste der Jüngling seine Arme, die bis jetzt den zitternden Leib des schönen Weibes umschlungen gehalten. Er sprang auf

Digitized by Google

mit gespensterhaft bleichem Antlitz und ein Schluchzen entrang sich seiner Brust.

„Elender, ich!“ sagte er leise. „Ich wage es, Sie zu lieben, deren Gatte mein Gebieter, mein Wohlthäter und mein Freund ist. Ich schauderte nicht davor zurück, sein Vertrauen zu mißbrauchen, dem ich Treue geschworen. Oh, ich Nichtswürdiger, ich Elender, ich gewissenloser Verräther!“

Lady Gwendoline hatte jedes seiner Worte verstanden. Mit Entsetzen bemerkte sie die Gefahr, die ihr Glück bedrohte. Wenn er in diesen Empfindungen verharrte, so war er für sie verloren.

Aufs neue näherte sie sich dem Jünglinge und suchte den nur schwach Widerstrebenden schmeichelnd zu umschlingen.

„Beruhige Dich, mein Freund“, flüsterte sie ihm zu. „Wir wollen meinen Gatten nicht betrügen. Ist es denn ein Verbrechen, wenn man seinem Herzen nicht gebieten kann? Mylord ist gut und gerecht. Sogar wenn er alles wüßte, würde er uns nicht verdammen.“

André schauderte.

„Welch' eine Schmach, Gwendoline! Wenn er meinen Undank auch nur ahnte! Oh, niemals, niemals! Die Scham würde mich tödten!“

Mit einer Bewegung von Unmuth biß das schöne Weib die Zähne aufeinander, so daß es hörbar knirschte.

Was fiel dem schwärmerischen Jüngling nur ein, so vorzeitig an Reue und an Unrecht zu denken?“

Sollte er denn wirklich ihr entschlüpfen? Oh, niemals, niemals!

„Gut, mein Freund! So ersparen wir uns jedes Unrecht, jede Schmach. Wir wollen vereint miteinander fliehen! Hörst Du, Geliebter? Bis ans Ende der Welt, wenn es sein muß, so daß uns Mylords Auge niemals mehr erreichen kann!“

Ein Stöhnen entrang sich der Brust des jungen Mannes.

„Fliehen, Gwendoline, mit Dir? In Einsamkeit unserer Liebe leben — ach, welches Paradies, wenn man nicht in der eigenen Brust als Schlange die Reue tragen müßte! Nein, nein, für uns giebt es keine Hoffnung — keine . . . .“

Er vollendete seinen Satz nicht, denn in diesem Augenblick hörte man Schritte, und Mylord Malmesbury erschien auf dem Deck. Er näherte sich dem jugendlichen Paar, das er mit Freundlichkeit begrüßte. Der Dame bot er die Hand, den jungen Mann klopfte er liebreich auf die Schulter.

„Genug geschwärmt, Ihr phantasievollen Köpfe“, rief er in heiterem Tone. „Der Kapitän und ich wir haben unterdessen eine neue Karte gezeichnet, ein Spiel gemacht und auf die Dichter gewettet, die Ihr heute Abend aufs Tapet bringen würdet. Nach dem Souper meine ich, jetzt aber kommt, denn selbst die Poesie macht hungrig, wie mir eine blaustrümpfige Lady einst vertraute!“

Er bot seiner Gemalin den Arm, den diese mit einem bedeutsamen Blicke zu André annahm.

„Sie irren, mein Freund, wir schwärmten nicht“, entgegnete sie freundlich. „Wir sprachen von gar ernsten Dingen, und ich wiederholte unserem jungen Freunde eine Behauptung, die Sie selber einst-

mals aufgestellt. Sagten Sie nicht, es gäbe Seelenzustände, vor denen alle Bande zersplittern müßten und das Zwingendste im Menschenleben sei das Gemüth? Nun wohl, an diese Ihre Behauptung möchte ich nun meinerseits eine Frage richten. Ist nicht auch eine große, gewaltige Leidenschaft — eine Liebe, meine ich, ein Zustand des Gemüthes, der über jeder Rücksicht zu stehen den Anspruch hat? André wollte meinen Worten nicht Glauben schenken. Bitte, wiederholen Sie es ihm selber, daß Sie einstmals so gesprochen."

Lord Malmesbury ließ den Arm seiner Gemalin los und trat zwischen André und Gwendoline, beider Mienen scharf fixirend.

Der junge Mann bebte wie ein Verbrecher, er wußte nicht, ob er mehr erstaunt oder entsetzt sein sollte über die kaltblütige Herausforderung, die er soeben vernommen. Der klare Herrscherblick des edlen Mannes schien ihm bis in die Tiefe seines schuldbewußten Herzens zu dringen, so daß er verlegen die Augen zur Erde senkte.

„Lady Gwendoline hat recht", so nahm der Lord nun die kühne Frage auf. „Ich sagte einst genau diese Worte, die sie sich so überraschend gut und dauernd gemerkt. Es war zu jener Zeit, da ich in meinem zerrütteten Gemüthe mir das Recht absprach, das Leben eines jungen und schönen Weibes an das meinige zu fesseln. Ich fühlte den Wahnsinn über meinem Haupte schwirren, unfaßbar und doch täglich gewaltiger und unvermeidlicher drohend. Ich aber wollte nicht die Lady als die Gemalin eines Irren dem Mitleid der Menge preisgegeben wissen, noch sie der Schmach aussetzen, als Wittwe einen selbstmörderischen Gatten beweinen zu müssen. Und deshalb suchte ich sie zu bestimmen, eine Freiheit anzunehmen, die ich ihr scheinbar kampflos und aus moralischer Ueberzeugung bot. Die Umstände haben sich seitdem geändert, aber meine Worte gelten heute noch so, wie sie damals im tiefsten Ernste gemeint gewesen. Und wollen Sie dieselben als Schuldbrief betrachten, so bin ich bereit, ihn zu jeder Stunde einzulösen — sowie Sie es begehren mögen. Mit meinem Glück, mit meiner Habe, mit meinem Leben — nur mit einem nicht, Mylady, vergessen Sie das nicht — niemals mit meiner Ehre!"

Jetzt senkte auch Lady Gwendoline die Augen. Es war nicht möglich, gegen Lord Malmesbury anzukommen. Nicht einen Schatten gab es in diesem edlen, echt menschlichen Gemüthe.

Unbefangen lächelnd bot er jetzt abermals ihr den Arm, um sie zu Tische zu führen.

Während des Soupers sprach man von gleichgiltigen Dingen und Gwendoline trank mehr und hastiger Wein als gewöhnlich. Sie bemerkte es, daß André kaum sich sammeln konnte, und daß er jedesmal zusammenzuckte, wenn ihr Gemal nur das Wort an sie richtete.

Der Unglückliche war eifersüchtig — eifersüchtig auf den Gatten der Frau, die er hoffnungslos liebte. Ein triumphirendes Lächeln der Lady begrüßte diese Entdeckung. Um so sicherer war es, daß André sich nicht loszumachen imstande sein würde. Eifersüchtig! Was wollten dagegen seine Gewissensbisse, was der Edelmuth eines Freundes bedeuten! Als das Souper zu Ende war, näherte sie sich dem Jüngling. Sie flüsterte ihm einige Worte ins Ohr — fast unter den Augen ihres Gemals.

Digitized by Google

Dann empfahl sie sich lächelnd bei Mylord und dem Kapitän. Sie bedurfte der Ruhe, wie sie sagte, und wollte schlafen gehen.

Lord Malmesbury unterhielt sich mit dem Kapitän über Politik. André verbeugte sich zum Gutenacht, und ging aufs Deck, um frische Luft zu schöpfen. Es war ihm, als müsse die Gegenwart von Mylord ihn tödten, als fühlte er sich erstickt in dem Kajütenraum. Aber auch draußen wird ihm nicht besser. Der Himmel hat sich umwölkt, und eine drückende Atmosphäre lag auf dem Wasser. So schwül wie die Luft, so verwirrt war auch sein Sinn. Sein Herz centnerschwer belastet, mit Reue und Selbstvorwürfen, aber trotzdem immer toller flammend die Raserei in seinen Adern, die Sehnsucht nach der Geliebten. Die Küsse der Lady brannten auf seinen Lippen wie höllisches Feuer, ein Handgeld der Seligkeit, die zugleich eine Verdammniß sein mußte.

Sollte er es jemals ertragen, daß der vorwurfsvolle Blick des edelsten Mannes ihm ein Schandmal auf die Verbrecherstirne drückte?

Aus der Kajüte der Lady kam die Zofe, sie hatte das Mädchen zur Ruhe geschickt. Ein paar Lautenaccorde durchzitterten die schwüle Luft — Mylady liebte es, hin und wieder ein schottisches Lied zu spielen.

Es war André, als müsse er in diesem Augenblick wahnsinnig werden.

Dort verklang leise der letzte Hauch der liebessanften Ballade — von dem Mädchen aus dem Hochlande, das auf den Geliebten bis zum Tode harrte — und er — er sah immerfort das strahlende Auge von Lord Malmesbury, wie es zuvor sein Herz bis in die Tiefe durchforschte.

Und um ihn her nur Himmel und Wasser, und schwüle verzehrende Luft, die der Brand seiner Sinne und die wilde Flamme seines Herzens schürte! Jene Worte aber, die die Lady ihm zugeflüstert, mit magischer Gewalt ihn lockend, in eins verschmelzend mit den süßen Klängen der Laute.

Dies war ein Kampf, in dem, wie André sich schaudernd sagte, die Kraft und die Tugend eines Cherubs unterliegen mußten. Er hätte fliehen wollen — fliehen bis ans Ende der Welt, vor sich selber, vor ihr.

In der Steppe ein muthiger Renner, er hätte ihn vielleicht retten können.

Aber hier — hier, nur den ewigen Ocean und die Kajüte, aus der ein schwacher Lichtschein schimmerte.

Er trat an den Rand des Vorderdeckes und blickte hinab in die Fluten. Jetzt waren sie ein wenig mehr bewegt als zuvor. Sie schaukelten sonst das Schiff, als wollten sie sein verzweifelndes Gemüth in Schlummer wiegen, und dort, dort unten war die Ruhe, die Fleckenlosigkeit des Gewissens. Bis auf den Grund des Meeres reichte niemals ein vorwurfsvoller Blick.

Aus dem Wachtkorbe am Maste spähte der Matrose in die scheinbar endlose Ferne des Oceans und am Steuerruder saß halb schlummernd der Steuermann. Aber keiner von beiden bemerkte es, wie vom Schiff ein dunkler Körper hinab in die Tiefe stürzte, niemand alar-

Digitized by

mirte die Mannschaft oder gab das Rettungszeichen: „Ein Mann über Bord."

Die Wellen hatten Zeit, ihr Opfer zu erfassen und es hinabzuziehen in den Abgrund.

Eine Stunde später weckte das durchdringende Geschrei einer Frauenstimme das ganze Schiff mit jähem Schreck.

Es war Mylady, die im Nachtgewande, mit fliegenden Haaren und einen Armleuchter mit brennenden Kerzen in der Hand, umherirrte, das Schiff durchsuchend und endlich in Krämpfe verfallend, sowie sie ihres Gemals ansichtig wurde.

„André, wo ist André?" rief Lord Malmesbury von einer bösen Ahnung erfaßt.

Er gab Auftrag, nochmals auf das Genaueste die ganze Yacht zu durchforschen, und doch sagt es ihm ein banges Gefühl, daß man ihn nicht finden würde und flüsterte ihm zu, wo man ihn zu suchen hätte, den Unglücklichen? Wie ein Schleier war es ihm von den Augen gefallen. Der Zustand der Lady, ihre seltsamen Reden von vorhin, die Verlegenheit des unglücklichen Jünglings und endlich die Katastrophe — ja, um des Himmels willen, so war er selber denn blind und taub gewesen?

Er war der Schuldige, er allein — der die Thorheit begangen hatte, einen Jüngling von heftiger Gemüthsart eng einzuschließen auf dem Raume eines Schiffes mit einem jungen, schönen und liebesdurstigen Weibe. André und Gwendoline — Sturmwind und Flamme! Und der Unglückselige war das Opfer dieses Mangels an Voraussicht geworden!

Ohne irgend eine Hoffnung auf Erfolg ließ er die Rettungsboote aussetzen und den Ocean nach allen Seiten hin durchforschen.

Aber jede Mühe blieb vergebens — die Fluten hatten ihr Opfer wohl schon allzusicher gebettet. Nicht einmal den Leichnam fanden die eifrigen Matrosen, die die Prämie verlockte, die Mylord auf diesen Fang gesetzt. Todmüde und niedergeschlagen kehrten die braven Burschen zurück.

Lord Malmesbury selber übernahm es der Lady Rechenschaft abzulegen von allem, was geschehen war, um des Verunglückten habhaft zu werden.

Wie geistesabwesend hörte die junge Frau seine Worte an, dann fing sie an zu lachen, so daß es die Anwesenden bis in das Mark erschütterte. Sie lachte so laut, so heftig und so lange, bis sie bewußtlos auf ihr Lager zurücksank. Der Schiffsarzt winkte den Anwesenden, sich zu entfernen.

Mylady brauchte Ruhe, vollkommene Ruhe.

Wenn sie erwachte, so mußte sich zeigen, ob sie bloß fieberkrank oder wahnsinnig war.

Verzweifelnd irrte Lord Malmesbury umher. Er dachte an den Schmerz des unglücklichen Corse, an den Vater, dem er seinen Sohn gestohlen, um ihn ins Verderben zu jagen.

Wie sollte er es, der Bejammernswerthe, ertragen?

Digitized by Google

An der Couliſſe gelehnt, ſein Stichwort erwartend, ſtand Corſe eines Abends abermals in dem grellen Modekoſtüm der Hallendame.

Abermals hatte Madame Angot eine Transformation erlitten. Es war zur Zeit als die Adelsſucht in Frankreich graſſirte.

Madame Angot war jetzt „Vicomtesse de l'Angotière“ geworden. Sie antichambrirte bei einem deutſchen Duodezfürſten in Paris, dem ſie ein verzinsliches Darlehn anbot, wenn er ihr einen Orden verleihen und ihren Schwiegerſohn zum Truchſeß machen wollte. Hoffähig zu ſein, war der letzte Ehrgeiz der unverwüſtlichen Poſſenfigur geweſen.

Auf der Bühne redete der Duodezfürſt aus Germaniens Auen hochtrabenden Unſinn, aber Corſe achtete nicht darauf.

Seine Gedanken weilten weit, weit fort. Sie zogen über unendliche Meeresfluten in einen fremden Erdtheil, wo ſein Sohn jetzt wohl ſchon weilte, um mit Fleiß und Ausdauer den Grundſtein zu ſeinem zukünftigen Glück zu legen. Wie gut, wie ſchön war es doch gekommen, daß er ihn hatte bewahren können vor dieſer traurigen Exiſtenz, die er ſelber führte — tauſendmal dieſelben Späße wiederholend, bis zum Ueberdruß am Leben und an ſich ſelber!

Da traf plötzlich ein ziſchelnder Laut ſein Ohr und weckte ihn aus ſeinen Träumen, aus ſeiner ſeligen Verſunkenheit.

Ein paar Kollegen ſtanden ſeitwärts, er fühlte ihre theilnahmsvollen Blicke auf ſich gerichtet und er errieth, was ſie einander zugeflüſtert hatten.

Ein entſetzliches Gerücht hatte ſeinen Weg nach Paris ſchneller noch gefunden, als der Bote von Lord Malmesbury, als dieſer ſelber, der Tag und Nacht gereiſt war, um ſeinen Boten zu überholen, ſowie die Lady ſich außer Gefahr befunden.

Denn es war ihm eingefallen, daß der Anblick ſeines eigenen tiefen Schmerzes um den Verſtorbenen wohl am Beſten geeignet ſei, den ſchwer gebeugten Vater aufzurichten und zu tröſten.

Soeben war das Stichwort der Madame Angot auf der Bühne gefallen, als draußen in der Couliſſe der Komiker den Lord erblickte. Er ſtürzte auf ihn zu, und ſeine beiden Hände ergreifend — bat er ihn um die Wahrheit.

„André iſt todt, Mylord!“

Das blaſſe Antlitz, die thränenverſchleierten Augen des Engländers gaben nur allzu deutlich Antwort auf ſeine verzweiflungsvolle Frage.

Lord Malmesbury ſenkte das Haupt wie ein Schuldbewußter.

„Verzeihung, ach, Verzeihung!“ murmelte er.

Der Kammerherr des Duodezfürſten auf der Bühne wiederholte ſchon zum dritten Male das Stichwort der Madame Angot — und das Publikum begann bereits unruhig zu werden.

Der Komiker ließ die Hände von Lord Malmesbury los und ſtürzte hinaus in die Scene.

An dieſem Abend ſpielte er luſtiger als jemals, mit einer Laune, die nach dem Urtheil aller ſeine früheren Leiſtungen noch übertraf.

Starr und als könne er ſeinen Blicken nicht trauen, blieb Lord Malmesbury in der Couliſſe ſtehen.

Digitized by

Als der Vorhang sich senkte, kam Corse singend und tanzend von der Bühne.

Man hatte ihm ganz rasend applaudirt, doch er hatte nicht wie gewöhnlich gedankt. Seine Haube mit den kostbaren Marobout hatte er sich vom Kopfe gerissen, und ins Publikum geschleudert. Und nach einigen Minuten wilden Tobens sank er draußen ein paar Kollegen ohnmächtig in die Arme.

Man brachte ihn nach Hause und suchte ihn ins Bewußtsein zurückzurufen. Aber alle Mühe, alle Pflege blieb vergebens — der übermächtige Schmerz schien sein Fassungsvermögen auf ewig ausgelöscht zu haben — er war wahnsinnig geworden. Man brachte ihn in eine Anstalt, wo er bald darauf starb.

Madame Angot aber, ihres lustigen Darstellers beraubt, entschlief zu derselben Zeit und ruhte sanft in den Registern der Theaterbibliothek.

Paris hatte plötzlich alle Lust an ihren Späßen verloren, seitdem Corse ihr nicht mehr seinen unvergleichlichen Humor verlieh.

Es kam die Zeit des ersten Kaiserthumes, der militärischen Spektakelstücke, des bürgerlichen Dramas, der Romantik. Immer noch schlief Madame Angot — ein dramatisches Dornröschen, bis das Jahrhundert vollgezählt vorüber war.

Die kundige Hand der Librettisten weckte sie endlich wieder auf zu einem der größten Theatererfolge der modernen Zeit.

Digitized by Google

Die erste Weltumsegelung.

Kulturhistorische Skizze von Rudolph Müldener.

Bedeutende Umwälzungen hat die Menschheit erfahren, mächtige Reiche sind untergegangen, ohne daß unser heutiges Geschlecht ihren Untergang sonderlich bedauert, ja die gegenwärtigen Bewohner mancher einst im Alterthume berühmter Länder besitzen heute nicht nur keine Kenntniß, nein nicht einmal eine Ahnung mehr von der Kulturhöhe, welche ihre Vorfahren einst erreicht. Rasch haben Eroberer, Ströme Blutes vergießend, kolossale Ländermassen überflutet und Reiche gegründet, deren Ausdehnung selbst heute nur von wenig Staaten der Welt erreicht wird, aber ihre Schöpfungen sind untergegangen. Die Hunnen dehnten ihre Herrschaft von den Grenzen Chinas selbst über den größten Theil Europas aus und heute hat der Ethnograph Mühe vereinzelte und noch dazu sehr zweifelhafte Spuren ihrer einstigen Existenz nachzuweisen.

Woher kommt dieses rasche Vergessen einst die halbe Welt erschütternder Thatsachen, dieses geradezu spurlose Verschwinden über weite Länder sich erstreckender Staatenbildung?

Der Grund dieses Vergessens, die Ursache dieses Unterganges liegt einfach darin, daß diese Herrscher und Eroberer, von welchen wir sprechen, es zwar verstanden haben, größere oder kleinere Gebiete ihrem Willen zu unterwerfen, nicht aber vermochten, den ihnen unterworfenen Völkern eine einzige dauernde Wohlthat zu spenden, oder sie zu einer höheren Kultur zu erheben.

Richten wir dagegen unseren Blick auf manchen Erfinder, manchen Entdecker, dessen Thätigkeit sich oft im beschränktesten Kreise bewegte, dem es dafür aber gelang, durch seine Erfindung und Entdeckung der Menschheit wirklich eine Wohlthat zu erweisen. Die Thätigkeit eines solchen Mannes wirkt heute noch unter uns, kommt uns noch heute zustatten, während tausend andere, die es nur verstanden, ihren Namen mit Blut in den Annalen der Geschichte einzuzeichnen, längst der Vergessenheit anheimgefallen sind.

Digitized by Google

Nicht mit Unrecht beginnen wir mit den Entdeckungen der Portugiesen und Spanier in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts den Anfang einer neuen historischen Epoche, den Anfang der neuen Geschichte.

Nicht die Geographie allein wurde durch jene Entdeckungen, von welchen wir sprechen, bereichert, auch zog nicht bloß das äußere Leben der Völker aus denselben neue Reichthümer, neue Genüsse, nein, auch das geistige Leben derselben, ihre gesammte Weltanschauung wurde eine andere und unseres Erachtens, zum Beispiel, bezeichnet die Entdeckung Amerikas durch Kolumbus den größten Kulturfortschritt, den die Menschheit jemals gemacht.

Diese Entdecker des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts bedurften keines geringen Muthes und keiner geringeren Umsicht und Entschlossenheit als irgend ein Feldherr, der ein Heer in die Schlacht führt, oder ein Krieger, der sich mitten in das Getümmel des Kampfes stürzt; die That des letzteren kann das Produkt einer augenblicklichen Aufregung sein, während der Entdecker, der es unternimmt, unbekannte Meere und Länder aufzusuchen, wobei tausend Gefahren seiner warten, nicht nur des Muthes, sondern vor allem auch der Ausdauer und Zähigkeit bedarf.

Verfasser dieser Zeilen hat bereits in dem 1883er Jahrgange dieses Blattes unter dem Titel „Die Entdeckung Amerikas vor Kolumbus" einen Bericht über die Vinlandsfahrten der Norweger veröffentlicht, heute möge es ihm gestattet sein, dem geneigten Leser einen nicht minder auf gewissenhafteste Quellenforschung gestützten Bericht über die erste Erd- der, wie man früher zu sagen pflegte, Weltumsegelung zu geben.

Dieselbe wurde von dem Portugiesen Fernao del Magalhaes, gewöhnlich Magelhaens genannt, aber, obgleich die Portugiesen den Anstoß zu diesen so überraschenden und so erfolgreichen Entdeckungsreisen gegeben, nicht auf portugiesischen sondern auf spanischen Schiffen unternommen.

Magelhaens, als Sprößling eines alten Adelsgeschlechtes wahrscheinlich um das Jahr 1480 zu Oporto geboren, diente 1506 als Offizier auf der Flotte des portugiesischen Admirals Almeida und nahm im Jahre 1511 unter Albuquerque an der Eroberung Malaccas theil. Im Jahre 1512 nach Portugal zurückgekehrt, wurde er nach Azamor, einer portugiesischen Kolonie an der Westküste Afrikas gesandt, sah sich aber bald darauf, weil er sich zurückgesetzt glaubte, veranlaßt, sein portugiesisches Heimatsrecht öffentlich aufzugeben und seinen Wohnsitz in Sevilla zu nehmen.

Bei der zwischen Spanien und Portugal damals herrschenden Eifersucht war er in Sevilla höchlich willkommen und auch sein Projekt, Indien auf dem Wege nach Westen zu suchen, fand geneigtes Gehör.

Um das erwähnte Projekt nach seiner ganzen Bedeutung zu würdigen, können wir freilich nicht umhin, einen wenigstens flüchtigen Blick auf den Stand der Kenntnisse der damaligen Bevölkerung von unserer Erde zu werfen.

Der Plan des Kolumbus, Indien auf dem Wege nach Westen

Digitized by Google

zu erreichen, beruhte auf dessen felsenfester Ueberzeugung von der Kugelgestalt der Erde. Fehlte es auch nicht an erleuchteten Köpfen, die diese Ueberzeugung theilten, so wurde dieselbe doch auch selbst von sogenannten wissenschaftlichen Autoritäten stark bestritten und war keineswegs in das Bewußtsein der Masse der Bevölkerung eingedrungen.

Kolumbus ist bekanntlich gestorben ohne je zu erfahren, daß er Entdecker eines neuen Kontinentes geworden: er ist in dem Glauben gestorben, daß es ihm, wie er beabsichtigt, gelungen sei, Indien auf dem Wege nach Westen zu erreichen.

Erst nachdem die Portugiesen die Südspitze von Afrika umschifft, auf diese Weise Indien erreicht und dort festen Fuß gefaßt hatten, war es der staunenden Welt klar geworden, daß das von Kolumbus entdeckte Land nicht Indien sei, sondern vielmehr ein neuer Kontinent, von dessen Größe und Ausdehnung indessen niemand eine Ahnung hatte.

Magelhaens wollte nun das Werk des Kolumbus fortsetzen und schloß: Wenn die Erde eine Kugel ist, so muß sich Ostasien, das heißt Indien, natürlich auch auf dem Wege nach Westen erreichen lassen und wenn zwischen Europa und Ostasien das von Kolumbus entdeckte Land als vierter Kontinent belegen ist, so braucht man nur um diesen vierten Kontinent herumzusegeln, um Indien mit Sicherheit zu erreichen.

Nun hatte Spanien aus der Entdeckung des Kolumbus zu bedeutende Vortheile gezogen und die erzielten Erfolge hatten den Unternehmungsgeist des Volkes zu mächtig angeregt, als daß es Wunder nehmen könnte, daß die spanische Regierung, als Magelhaens, der ja bereits in Indien gewesen und sich den Ruf eines in jeder Hinsicht bedeutenden Seemannes erworben, ihr seinen von dem Astronomen Rui Falero unterstützten Plan vorlegte, sich bereit zeigte, denselben in jeder Weise zu unterstützen. Im Jahre 1518 begaben sich Magelhaens und Falero selbst nach Valladolid, wo Karl V. damals Hof hielt. Durch Vermittelung Fonsecas, des Bischofs von Burgos, erlangte Magelhaens eine Audienz bei dem Kaiser und schloß am 22. März 1518 mit der Krone einen Vertrag, wonach letztere sich verpflichtete, Magelhaens fünf gut bewaffnete, auf zwei Jahre mit Lebensmitteln versehene und mit 234 Seeleuten bemannte Schiffe zur Verfügung zu stellen.

Für den Fall des glücklichen Gelingens des Unternehmens waren Magelhaens und Falero, der die Reise mitzumachen beabsichtigte, bedeutende Vortheile in Aussicht gestellt. Erstens wurden ihnen der zwanzigste Theil aller reinen Kroneneinnahmen aus den neu zu entdeckenden und natürlich von Spanien in Besitz zu nehmenden Ländereien zugesichert, ferner das Recht eingeräumt, jährlich gegen eine Abgabe von fünf Prozent für 1000 Dukaten Gewürze in Spanien einzuführen. Außerdem sollte ihnen der fünfte Theil des Reinertrages der ersten Reise zufallen und wurde beiden der erbliche Titel und Rang von Adelantados und Statthaltern der neuentdeckten Länder zugesichert.

Allein mit dem Abschlusse des oben erwähnten Vertrages waren noch keineswegs alle Schwierigkeiten beseitigt.

Bei der derzeit zwischen Spanien und Portugal herrschenden

Digitized by

Eifersucht, namentlich auf maritimem Gebiete, war es leicht erklärlich, daß die portugiesische Regierung Magelhaens Vorhaben keineswegs mit günstigen Augen betrachtete. Die portugiesische Regierung war anfangs geneigt, Magelhaens durch Gunstbezeigungen wieder für sich zu gewinnen, unterließ es aber, weil sie doch zu stolz war, den Vaterlandsverrath — und als einen solchen betrachtete die portugiesische Regierung Magelhaens Austritt aus dem portugiesischen Dienste und dessen öffentliches Zerreißen jeder Verbindung mit seinem Vaterlande — in dieser Weise gleichsam zu prämiiren.

Unter diesen Umständen gab der Bischof von Lamego der portugiesischen Regierung den eines Kirchenfürsten würdigen Rath, Magelhaens durch gedungene Banditen aus dem Wege räumen zu lassen. Wir haben keinen Grund anzunehmen, daß die portugiesische Regierung von diesem Rathe Gebrauch gemacht, nur konstatiren wollen wir, daß Magelhaens sich in Sevilla, wo er häufig mit dem bereits erwähnten Bischof Fonseca in dessen Palaste oft bis tief in die Nacht hinein über sein Unternehmen konferirte, stets von Bewaffneten begleiten ließ, wenn er den bischöflichen Palast nächtlicher Weile verließ. Eine solche sonst gar nicht in Magelhaens Charakter liegende Vorsicht beweist wenigstens, daß sich derselbe damals von einer ernsten und gar nicht zu verachtenden Gefahr bedroht fühlte.

Der mit Magelhaens seitens der spanischen Krone abgeschlossene Kontrakt hatte außerdem den Unwillen vieler Spanier erregt. Bei der zwischen Spaniern und Portugiesen herrschenden Aversion betrachteten manche der spanischen Offiziere die Zumuthung, unter einem portugiesischen Oberbefehlshaber zu dienen, schon als eine Entwürdigung, ganz abgesehen davon, daß man den Nichtspanier um die vermeintlich enormen Vortheile beneidete, welche der mit Magelhaens abgeschlossene Vertrag letzterem zu gewähren schien. Aus diesem Gefühle des Neides und der Antipathie entsprang unter der Magelhaens zugetheilten Mannschaft ein gewisser meuterischer Geist, den wir bald näher kennen lernen werden.

Wir erwähnten bereits, daß Falero die Reise mitzumachen beabsichtigte, Magelhaens war dies ganz recht, da Falero nicht nur gleichfalls Portugiese, also sein Landsmann war, sondern auch sich rühmte, im Besitze einer unfehlbaren Formel zu sein, zur Berechnung der ostwestlichen Höhen, wie man damals die geographischen Meridiane nannte. Heute wird jeder Führer, selbst eines gewöhnlichen Handelsschiffes, diese Berechnung mit Leichtigkeit vornehmen, damals aber lagen die Verhältnisse anders und die Zahl der Seeleute, welche diese Berechnung anzustellen imstande, war mehr als gering.

Allein Falero war zu eitel, um sich bei einer Expedition selbst nur anscheinend mit einer Nebenrolle zu begnügen und er nahm daher die königliche Flagge und die Laterne am Mast des Schiffes als Zeichen des Oberbefehls für das von ihm zu führende Schiff in Anspruch. Allein Magelhaens, obgleich als ein sonst sehr humaner und keineswegs anspruchsvoller Mann gerühmt, konnte Faleros Eitelkeit in dieser Beziehung keine Konzession machen, da bei jeder militärischen oder seemännischen Expedition die Einheit des Commandos die nothwendige Bedingung jedes Erfolges ist.

Digitized by Google

Auf diese Weise geriethen Falero und Magelhaens in Streit und ersterer zog es darum vor, sich von der Expedition zurückzuziehen, welcher Entschluß dem Unternehmen selbst wohl keineswegs zum Schaden gereichte. Am 20. September 1519 ging Magelhaens endlich mit fünf Schiffen von San Lucar de Barrameda aus unter Segel. Die Schiffe waren „Trinidad", welches Magelhaens selbst führte, „San Antonio" befehligt von Juan de Cartagena, „Conception" unter Gaspar de Quesada, „Viktoria" von Luis de Mendoza und „Santiago" von Juan Serrano befehligt.

Von den hier erwähnten Schiffen zählten die beiden erstgenannten je 130, Conception und Viktoria je 90, Santiago nur 60 Tonnen; die Schiffe, mit denen die erste Weltumsegelung unternommen, zeichneten sich, wie man sieht, keineswegs durch besondere Größe aus.

Wir haben bereits von der zwischen den spanischen Offizieren und ihrem portugiesischen Commandeur herrschenden Abneigung gesprochen; dieselben arteten bald in Akte offener Meuterei aus. Kaum hatte das Geschwader die canarischen Inseln passirt, als Juan de Cartagena in einer von Magelhaens einberufenen Versammlung sämmtlicher Schiffsführer in sehr unangemessener Weise Antheil am Oberkommando forderte. Magelhaens wurde darob so aufgebracht, daß er Cartagena an der Brust ergriff und ihn Mendoza, dem Commandeur der Viktoria, als Gefangenen übergab; den Oberbefehl auf dem San Antiono erhielt Alvaro de la Mesquita.

Magelhaens' energisches Auftreten verschaffte ihm in diesem Falle zwar Gehorsam, ohne daß jedoch dieser erste Akt der Meuterei, wie wir sehen werden, darum der letzte war.

Schon früher hatten verschiedene Personen den Plan gefaßt, Amerika zu umsegeln: Sebastian Cabot hatte die Verbindung mit dem stillen Ozean im Norden gesucht und war bis in die Davisstraße vorgedrungen, während Juan Diaz de Solis im Jahre 1515 bis an die Mündu ngdes La Plata gelangte. De Solis glaubte, am La Plata die ersehnte Durchfahrt nach Indien gefunden zu haben, würde sich aber sicher von seinem Irrthume überzeugt haben, wenn er nicht unglücklicherweise bei einer Landung erschlagen worden wäre.

Magelhaens folgte dem von de Solis eingeschlagenen Weg, passirte, immer an der Küste nach Süden segelnd, die La Platamündung und befand sich von da ab in einer Region, die bis dahin weder das Schiff noch der Fuß eines Europäers berührt hatte.

Am 31. März 1520 erreichte das Geschwader den unter dem 49. südlichen Breitegrade belegenen heutigen Puerto de San Julian, wo Magelhaens den Beweis erhielt, daß die Mißstimmung und der meuterische Geist seiner Mannschaft noch nicht geschwunden.

Als Magelhaens am Palmsonntage die Schiffscommandeure zum Mittagessen einlud, leistete nur der bereits erwähnte, von Magelhaens zum Befehlshaber des San Antonio ernannte, Mesquita der Einladung Folge. Diese Zurückhaltung seiner Offiziere mußte Magelhaens belehren, daß er von deren Abneigung auch andere Dinge zu erwarten habe.

Schon in der folgenden Nacht drang Gaspar de Quesada, der Commandeur der Conception mit dem in Freiheit gesetzten Juan de

Digitized by Google

Cartagena und dreißig Bewaffnete auf dem San Antonio in Mesquitas Kajüte ein, ließ denselben in Ketten werfen und erdolchte eigenhändig den ersten Lieutenant des Schiffes, der die Mannschaft zum Widerstande aufrief.

Auf diese Weise geriethen drei Schiffe des Magelhaensschen Escadres in die Gewalt der drei meuterischen Kapitäne Cartagena, Quesada und Mendoza.

Am andern Morgen sandten die drei meuterischen Kapitäne Magelhaens die Aufforderung, sie direkt, das heißt über das Kap der guten Hoffnung nach Indien zu führen. In diesem Falle versprachen sie ihm Treue und Gehorsam und erboten sich zugleich, ihm zum äußern Zeichen der Unterwerfung die Hand zu küssen und ihn künftig nicht nur, wie bisher, Seine Gnaden, sondern Seine Herrlichkeit (de Sennoria) zu nennen.

Diese letztere Proposition zwingt uns heute allerdings ein Lächeln ab, besaß aber in dem von allgemeiner Titelsucht geplagten Mittelalter doch eine Bedeutung, die wir uns heute freilich schwer vergegenwärtigen können.

Magelhaens nahm die Miene an, als ob er einer Verständigung nicht abgeneigt sei, und als darauf die Meuterer ihn aufforderten zum Zweck der Verständigung auf dem San Antonio zu kommen, da schickte er den Alguazil Gonzalo Gomez de Espinosa an den Bord der Viktoria, um deren Kapitän Mendoza zu einer Privatunterredung einzuladen. Mendoza lehnte diese Einladung selbstverständlich ab, aber während er in der Kajüte die an Magelhaens gerichtete Antwort schrieb, stieß ihm Espinosa den Dolch in die Kehle und einer von Espinosas Begleitern machte Mendoza vollends den Garaus. Espinosa mit seinen nur fünf oder sechs Begleitern bemächtigte sich hierauf der Viktoria und zog ohne weiteren Widerstand Magelhaens Flagge auf derselben auf.

Durch die Wegnahme der Viktoria befanden sich die beiden Schiffe der Meuterer in einer sehr üblen Lage. Magelhaens lag am Eingange des Hafens vor Anker und die Flucht der Meuterer war nur möglich an den Kanonen seines Schiffes vorüber. Als sich um Mitternacht der San Antonio dem Admiralschiffe näherte, wurde er mit einer Salve empfangen, und als Magelhaens die Mannschaften anrief und sie fragte, für wen sie sich erklären, da antwortete das erschrockene Schiffsvolk:

„Für den König und Eure Gnaden."

Auf diese Weise gerieth auch der San Antonio wieder in Magelhaens Hände und auch die Conception zögerte nun nicht länger, sich zu unterwerfen.

Magelhaens bestrafte die Meuterer hart aber gerecht; er verurtheilte Quesada zum Tode und ließ ihn enthaupten; Juan de Cartagena und Kaplan Pedro Sanchez de la Reina wurden an der Küste ausgesetzt, welches Urtheil für beide wahrscheinlich härter war, als es die Todesstrafe gewesen sein würde.

Magelhaens blieb fast fünf Monate angesichts einer rauhen, in Schnee gehüllten Küste im Hafen von San Julian, und im Juni stieß er auf die ersten Eingeborenen des Landes, die, nach der etwas über-

Digitized by Google

triebenen Schilderung des Ritters Pigafetta, des Geschichtschreibers dieser Reise, „umfänglicher und länger waren, als der größte Mann Castiliens."

Die Eingeborenen trugen Schuhe von Guanacohaut, waren in Felle gehüllt und führten Bogen und Pfeile, von den gewaltig großen Fußtapfen, die sie im Schnee hinterließen, erhielten sie von den Spaniern den Titel Patagonés, oder Großfüße, der sich auf das Land Patagonien übertrug. Magelhaens ließ zwei junge Patagonier, die sich freilich gewaltig sträubten und ihren Gott Setebos anriefen, an Bord bringen, um sie nach Spanien mitzunehmen. Diese Gewaltthat zwang aber die Spanier sich mit Verlust eines Mannes vor den nun zahlreich in Kriegstracht herbeieilenden Eingeborenen auf ihre Schiffe zurückzuziehen.

Auch noch ein anderer Verlust traf die Spanier; Magelhaens hatte den Santiago zur weiteren Untersuchung der Küste nach Süden geschickt, wobei derselbe scheiterte. Als daher das Geschwader am 24. August endlich die Anker lichtete, verfügte er nur noch über vier Schiffe, den Trinidad, die Conception, die Serrano, den San Antonio, den Mesquita befehligte und die von Duarte Barbosa kommandirten Viktoria.

Hatte vorzugsweise die starke Winterkälte Magelhaens zu einem so langen Aufenthalte im Hafen von San Julian verurtheilt, so wurde doch, da das Wetter zu rauh war, am Rio Santa Cruz ein neuer Aufenthalt bis zum 18. Oktober nöthig.

Am 21. Oktober segelte man an dem von Magelhaens Kap der elftausend Jungfrauen genannten Kap — heute Kap Virgin — vorüber und erreichte bald darauf einen tiefen Einschnitt, den Magelhaens für eine neue Straße hielt und darum zwei seiner Schiffe mit der Untersuchung derselben beauftragte.

Magelhaens hatte sich nicht geirrt; das Geschwader hatte die Südspitze des amerikanischen Festlandes erreicht, jene Straße, welche noch heute zu Ehren ihres Entdeckers, die Magelhaensstraße heißt.

Nach Rückkehr der beiden zur Rekognition ausgesandten Schiffe schlug das ganze Geschwader den Weg durch die Magelhaensstraße ein, die selbst heute noch den Schiffern sehr gefährlich und darum von den Amerika umsegelnden Schiffen immer noch gern vermieden wird. Die hier erwähnte Gefahr war für das, jeder Seekarten ermangelnde Magelhaenssche Geschwader, welches sich seinen Weg buchstäblich mit dem Senkblei in der Hand suchen mußte, natürlich doppelt vorhanden.

Zunächst ging das Geschwader in der Bucht vor Anker, die später unter dem Namen Port Famine, auf deutsch Hungerbucht, eine so traurige Berühmtheit erlangte.*)

*) Hier gründete nämlich der Spanier Sarmiento, von Chili ausgesandt, im Jahre 1551 eine Kolonie, indem er 400 Männer und 30 Frauen auf acht Monate mit Lebensmitteln versehen in der Bucht zurückließ und dann nach Chili zurückkehrte. Aber Sarmientos Schiff wurde von den Engländern genommen und die unglücklichen Kolonisten wurden von ihrer Regierung vergessen und als Thomas Cavendish fünf Jahre später die Magelhaensstraße berührte, fand er in der Bucht nur noch 12 Männer und 3 Frauen vor; alle übrigen waren dem Hunger und dem Elend erlegen, daher der Name der Bai.

Digitized by

Von der Hungerbucht aus sandte Magelhaens den San Antonio ab zur Untersuchung der sich südwärts öffnenden Golfe, während er seine übrige Mannschaft zur Ergänzung der Proviants mit dem Fischfange beschäftigte. Dabei war er jedoch unvorsichtig genug, seinen Ankerplatz zu verlassen, so daß der zurückkehrende San Antonio das Geschwader nicht wieder aufzufinden vermochte, und sich darum, als auch seine Signalschüsse unbeantwortet blieben, zur Rückkehr nach Spanien entschloß.

Der Steuermann des San Jago, der Portugiese Esteban Gomez, hatte Magelhaens schon bei der Einfahrt in die Magelhaensstraße, aus Furcht vor Mangel an Lebensmitteln, die Umkehr angerathen, aber von Magelhaens die Antwort erhalten, er werde sein Karl V. gegebenes Versprechen erfüllen und wenn er vor Hunger das Lederzeug des Tauwerks verzehren müsse.

Jetzt, nachdem das Geschwader nicht aufzufinden, erneuerte Gomez gegen den Kapitän Mesquita seine Forderung einer ungesäumten Rückkehr. Als darob Kapitän und Steuermann in Streit gerieth, trat die Mannschaft auf die Seite des letzteren, warf den Kapitän in Ketten und zwang den dritten Offizier Geronimo Guerra, das Schiff nach Spanien zurückzuführen, wo dasselbe auch am 6. Mai 1521 anlangte.

Auf diese Weise verlor Magelhaens sein bestes, mit 60 Mann bemanntes Schiff. So hart und verhängnißvoll dieser Verlust auch war, so hinderte derselbe den kühnen Seefahrer doch nicht an der Fortsetzung seiner Reise. Allerdings forderte er von den Offizieren der Viktoria über die Fortsetzung der Reise ein schriftliches Gutachten, allein seine Strenge und Unbeugsamkeit hatte dieselben bereits dermaßen eingeschüchtert, daß niemand derselben ihm zu widersprechen wagte.

Am 23. November ging man aufs neue unter Segel und erreichte bereits am 27. den Ausgang der Straße und damit den stillen Ozean.

Auf der ganzen Durchfahrt durch die Magelhaensstraße hatte man nirgends Menschen, nur zur Linken zuweilen Feuer erblickt. Man gab daher diesem Lande, was man richtig für eine Insel oder eine Inselgruppe hielt, den Namen Tierra del Ingo, das Feuerland, welcher Name ihm noch heute geblieben.

Das Geschwader verfolgte nun einen nordwestlichen Kurs und am 1. Dezember entschwand die Küste von Südamerika den Blicken der Mannschaft für immer.

Durch einen sonderbaren Zufall bemerkte das Geschwader weder die Marquesas- noch die Paumotuinseln, obgleich es zwischen ihnen hindurchsegelte; man stieß nur auf zwei unbewohnte Koralleninseln. Erst am 6. März erreichte man die beiden Inseln Guam und Santa Rosa, denen Magelhaens nach den kleinen mit dreieckigen Mattensegeln versehenen Kähnen, in denen die Bewohner die Schiffe der Ankömmlinge umschwärmten, den Namen der Inseln der lateinischen Segel gab. Die Mannschaft aber nannte die Inseln wegen der Frechheit, mit welcher die an Bord kommenden Eingeborenen stahlen, was ihnen in die Hände fiel, Ladronen oder Diebesinseln, welcher Name ihnen bis heute geblieben.

Zuletzt stahlen die nackten olivenbraunen Bewohner der Ladronen

Digitized by Google

sogar ein zu den Schiffen gehöriges Boot, worauf die Spanier landeten, die Wohnungen der Eingeborenen niederbrannten und sich ihrer Vorräthe von Yamswurzeln, Zuckerrohr und Kokusnüssen bemächtigten. Da die Mannschaft sich bereits so lange mit Pökelfleisch und hartem, von Würmern zerfressenem Schiffszwiebacke hatte begnügen müssen, so war diese Abwechselung der Nahrung ihrer Gesundheit außerordentlich förderlich.

Am 9. März verließ das Geschwader die Ladronen, erreichte am 16. die Philippinen, ging in der Surigavstraße vor Anker und trat mit den die Inseln Mindanow und Leyte bewohnenden Bisayastämmen in freundlichen Verkehr. Der Radscha der Insel Limosagua geleitete unsere Seefahrer sogar persönlich nach der Insel Cebu, wo sie sattsam Gelegenheit haben würden, sich zu verproviantiren.

Am 7. April ging das Geschwader vor der Stadt Cebu vor Anker und der Radscha von Limosagua leitete auch sofort zwischen den Bewohnern von Cebu und den Spaniern einen friedlichen Verkehr ein. Die Eingeborenen waren nicht wenig erstaunt sowohl über die Wirkung des Feuergewehrs als über die ganze sonstige Ausrüstung der Spanier, und da ein dort im Hafen ankernder siamesischer Rheder die Leute freilich irrthümlich belehrte, daß die fremden Seefahrer derselben Nation angehörten, die bereits Kalkutta und Malacca erobert, so beeilte sich der Radscha von Cebu, mit Magelhaens einen besonderen Friedensvertrag abzuschließen.

Man versah die Spanier nicht nur mit den nöthigen Lebensmitteln, sondern erwies ihnen auch sonst alle möglichen Ehrenbezeigungen, ja, der künftige Thronfolger, also der Erbprinz, ließ sogar seine vier Töchter nackend vor den Fremden tanzen. Am 14. April, einem Sonntage, ließ sich der Radscha von Cebu mit dem Erbprinzen und einigen hundert seiner Unterthanen feierlich taufen und zum Zeichen seiner Bekehrung mehrere Kreuze errichten.

Der Missionseifer der Spanier kann uns in jener Zeit nicht überraschen; spanische Seeleute betrachteten eben nicht bloß geographische Entdeckungen, sondern auch die Ausbreitung des Christenthums als ihre Aufgabe.

Für das Entgegenkommen des Radscha wollte sich Magelhaens in seiner Weise dankbar erweisen und die vier anderen Häuptlinge der Insel zwingen, den Neubekehrten als ihren Oberherrn anzuerkennen; aber diese Einmischung in die inneren Angelegenheiten der Insel bekam, wie wir sehen werden, den Spaniern sehr übel.

Zwei der erwähnten Oberhäupter gaben den Anforderungen Magelhaens wenigstens scheinbar nach, die beiden anderen aber weigerten sich entschieden, sodaß Magelhaens ihre Dörfer zerstören ließ, was die bis dahin so friedlichen Insulaner natürlich nicht wenig erbitterte.

Die von Magelhaens mit Krieg überzogenen Insulaner versammelten sich auf der Insel Mactan und so lange dieselben nicht besiegt waren, stand die Oberherrschaft des neubekehrten Radscha begreiflicherweise auf sehr schwachem Fuße. Magelhaens bewaffnete daher drei Boote mit dem gesunden Theile seiner Mannschaft und fuhr damit nach Mactan hinüber, wohin ihn der getaufte Radscha mit einigen tausend seiner Krieger begleitete. Da die Boote der Spanier ihres Tiefganges wegen

Digitized by

nicht an das Land kommen konnten, so watete Magelhaens am 27. April 1521 in der Frühe, ohne jedoch seine Geschütze auszuschiffen, mit seinen Leuten an das Land. Fest überzeugt von seiner Ueberlegenheit verbat er sich jede Unterstützung seines Bundesgenossen und drang muthig vor. Die nächst an der Küste belegene Ortschaft war von ihren Bewohnern verlassen und Magelhaens übergab sie den Flammen. Bald darauf aber zeigten sich circa 1500 Mactanesen und der Angriff begann. Die Insulaner, in drei Haufen getheilt, griffen in der Front und von beiden Seiten an und die spanischen Musketiere und Armbrustschützen verschossen sich gegen den sich möglichst gedeckt haltenden Feind ziemlich wirkungslos. Da riß ein Steinwurf Magelhaens den Helm vom Haupte und gleichzeitig flog ihm ein Bambusspeer durch den rechten Schenkel. Obgleich Magelhaens immer noch nicht weichen wollte, so sah er sich doch zuletzt zum Rückzuge genöthigt und mitten im Handgemenge erhielt er einen Speerstich durch den Kopf, der ihn todt niederstreckte. Mit ihm fielen auch der Kapitän der Viktoria und noch sechs andere Spanier. Jetzt kam der neubekehrte Radscha allerdings seinen Bundesgenossen zu Hilfe und der Kampf wurde selbst im Meere fortgesetzt, bis endlich die Geschütze der Boote in den Kampf eingreifen konnten und den Spaniern den Rückzug nach ihrem Geschwader sicherten.

Mit Magelhaens starb nicht nur einer der kühnsten, sondern auch einer der wissenschaftlich gebildetsten Männer seiner Zeit, und für die Welt war es ein Glück, daß der Tod seinem Leben nicht früher ein Ziel setzte, als bis er seine Aufgabe wenigstens der Hauptsache nach erfüllt. Er hatte Amerika umschifft und, nach Westen segelnd, den Weg nach Indien gefunden.

Mit Magelhaens' Tode war übrigens der über seinem Geschwader schwebende Unstern noch nicht erloschen. Duarte Barbosa übernahm mit dem Commando der Trinidad zugleich den Oberbefehl, während der Portugiese Luis Alfonso das Commando der Viktoria erhielt.

Das Geschwader blieb vor Cebu, machte aber bald die Erfahrung, daß Magelhaens' Tod und die von demselben auf Mactan erlittene Schlappe die Stimmung der Bevölkerung um so gründlicher verändert, als die Mactanesen dieselben mit Krieg bedrohten, falls sie sich nicht der Fremdlinge und ihrer Schiffe mit Gewalt bemächtigen würden. Am 1. Mai 1521 lud der neubekehrte Radscha die Spanier zu einem großen Bankett ein, und als Juan Serrano den Rath gab, der Einladung keinesfalls zu folgen, warf ihm Barbosa Feigheit vor, auf Grund welches Vorwurfes Serrano zuerst in das Boot sprang. Barbosa und noch 22 Spanier gaben also dieser Einladung Folge, wurden aber bei Tische überfallen und niedergemacht. Als die Mannschaft auf den Schiffen die Todesschreie ihrer Kameraden vernahmen, beschossen sie die Gebäude an der Küste. Da erschien Juan Serrano nackend am Strande und flehte seine Kameraden an, das Feuer einzustellen und ihn von seinen Feinden auszulösen. Die Mannschaft hatte aber keine Lust, sich mit den Bewohnern der Insel weiter einzulassen, sondern lichtete die Anker und noch in der Ferne vernahm man Serrano's Todesgeschrei, während gleichzeitig das Volk die erst jüngst errichteten Kreuzeszeichen niederriß.

Digitized by Google

Durch das erwähnte Blutbad war die Zahl der Spanier auf 150 Köpfe zusammengeschmolzen, und da diese zur Besatzung der drei Schiffe nicht mehr ausreichten, so übergab man die Conception, um sie nicht den Insulanern in die Hände fallen zu lassen, den Flammen. An Stelle des ermordeten Barbosa wurde Juan Carvalho, bisher Steuermann der Conception, zum Oberbefehlshaber ernannt, während Gonzalo Gomez de Espinosa das Kommando der Viktoria übernahm.

Das auf zwei Schiffe reduzirte Geschwader umsegelte nun die Insel Mindanao und gelangte nach Palawan, wo es gelang, von den theils mohamedanischen, theils heidnischen Einwohnern etwas Reis und sonstige Lebensmittel einzutauschen.

Am 8. Juli gelangte man nach Borneo, wo man sich in dem damals 20—25,000 Häuser zählenden Hafenorte Bruni vergeblich um einen Lootsen nach den Molucken bemühte.

Bruni stand unter einem mohamedanischen Radscha, dessen Beamte am 15. Juli in vergoldeten Prauen bei den Schiffen erschienen, um die „spanischen Gesandten" zu ihrem Gebieter zu führen. Die Gesandten mußten Elephanten besteigen und der Radscha empfing sie mit echt orientalischem Prunk, aber zugleich auch in einer wenigstens nach unseren Begriffen sehr demüthigenden Weise. Der Radscha saß hinter einem Gitter und verkehrte mit einem Sprachrohr nur mit seinem Kammerherrn und durch diesen erst mit den spanischen Gesandten.

Der Radscha von Bruni gestattete den Spaniern großmüthig in seinem Lande zu verweilen; als aber am 29. Juli drei Geschwader von Kriegsprauen ausliefen, lichteten die Spanier, durch die Erfahrungen auf Cebu gewitzt, die Anker und bemächtigten sich auf hoher See zweier Dschonken, auf deren einer sich der Admiral des Radscha von Bruni befand, den jedoch Carvalho wieder frei ließ, obgleich alle Versicherungen der Eingeborenen, daß das Auslaufen der Kriegsprauen ja nicht ihnen, sondern einem einheimischen Feinde gegolten, die Spanier nicht zur Rückkehr nach Borneo bewegen konnten. Statt dessen wandte sich das Geschwader wieder aus freilich nicht ganz klar ersichtlichen Gründen auf Palawan zu und nahm unterwegs eine Dschonke, auf der sich der Statthalter von Palawan, welches damals dem Radscha von Bruni gehörte, befand. Letzterer erkaufte seine Freiheit durch eine starke Lieferung von Lebensmitteln. Außerdem fingen die Spanier noch einen Lootsen, der sie zur Südspitze von Mindanov brachte, dort aber entsprang. Indessen fanden die Spanier unter den gefangenen Maleien einen Mann, der sie glücklich nach den Molucken führte; am 8. November 1521 gingen sie vor Tidori vor Anker.

Carvalho war von der, wie wir sehen, sehr zur Meuterei geneigten Mannschaft unterdessen wegen angeblicher Mißachtung der königlichen Befehle abgesetzt worden und Gomez de Espinosa hatte das Commando übernommen, während Sebastian de Elcano die Viktoria führte.

Seitens der Bewohner von Tidori wurden die Spanier ganz freundlich empfangen, doch waren daselbst nur geringe Vorräthe von Gewürznelken vorhanden, mit denen die Spanier ihre Schiffe beladen wollten. Als aber zufällig ein Bruder des Radscha von Ternati die Schiffe besuchte, gelang es den Spaniern, den portugiesischen Faktor von Ternati zu bewegen, seinen Posten aufzugeben und sich mit ihnen

Digitized by

nach Spanien einzuschiffen. Mit den Radschas von Ternati, Dschilolo und Batschiom schloß man Freundschafsverträge und erhielt dadurch die Gelegenheit, sich mit der gewünschten Fracht zu versehen.

Am 18. Dezember waren die spanischen Schiffe bereit, wieder in See zu stechen, als man auf der Trinidad ein bedeutendes Leck entdeckte, sodaß die Ausbesserung des Schiffes mindestens drei Monate Zeit beansprucht haben würde.

Unter diesen Umständen beschloß man, die Trinidad unter Espinosa, der nach der Reparatur des Schiffes nachfolgen sollte, zurückzulassen, während die Viktoria unter Elcano allein den Weg nach Spanien einschlug; am Bord der Viktoria befanden sich noch 47 Europäer und 13 Eingeborene, von denen die Mehrzahl die Reise nicht freiwillig, sondern als Gefangene mitmachten.

Von einem eingeborenen Lootsen geführt, segelte die Viktoria zwischen den Latta-Inseln hindurch, an der Xulagruppe vorüber und durch die Burustraße nach Ambon, von dort über Timor und um das Kap der guten Hoffnung, welches man am 20. Mai umschiffte, erreichte am 9. Juli 1582 die kapverdischen Inseln und ging dort in dem Hafen von Rio Grande vor Anker.

Anfangs benahmen sich die Portugiesen gegen die Ankömmlinge ganz freundlich, als aber ein Boot in den Hafen kam und für Gewürznelken Reis, an welchem die durch Hunger und Krankheit nun bis auf 30 Köpfe zusammengeschmolzene Mannschaft entsetzlichen Mangel litt, einzutauschen suchte, da merkten die Portugiesen, daß das Schiff aus Indien kam und Gewürze führte; den Gewürzhandel aber betrachteten die Portugiesen als ihr Monopol und belegten mithin das mit 12 Spaniern und einem Tidoresen bemannte Boot mit Beschlag. Gleichzeitig ließ der Hafencommandant die Viktoria zur Uebergabe auffordern und vier Fahrzeuge bewaffnen, um seinen Befehlen eventuell Nachdruck zu geben.

Allein Elcano ließ alle Segel beisetzen und, obgleich das Schiff leck und die Mannschaft durch Hunger entkräftet war, so gelang es ihm doch am 6. September den Hafen San Lucar de Barrameda zu erreichen, denselben Hafen, von wo aus das Geschwader vor fast drei Jahren ausgesegelt war. Die Mannschaft der Viktoria war freilich auf 13 Europäer, darunter Antonio Pigafetta, den späteren Historiker der Fahrt, und drei Tidoresen zusammengeschmolzen.

Die Rückkehr der Viktoria erregte in Spanien natürlich ungeheuren Jubel; Karl V. ließ die Mannschaft nach Valladolid kommen, wo er damals Hof hielt, und verlieh dem Kapitän Sebastian de Elcano einen Gnadengehalt von 500, dem Piloten Albo und dem Hochbootsmann Miguet de Rodas einen solchen von 133 Dukaten.

Die Gesammtkosten der Ausrüstung des Magelhaens'schen Geschwaders beliefen sich auf 22,000 Dukaten; dafür brachte die Viktoria allein 533 Centner Gewürznelken mit, die nach damaligen Preisen allein einen Werth von mehr als 100,000 Dukaten repräsentirten.

Man ersieht hieraus, wie gewinnbringend der Gewürzhandel damals war und daß die Portugiesen triftige Gründe hatten, sich das ihnen durch ihre Entdeckungen zugefallene Monopol desselben zu erhalten.

Digitized by Google

Auch noch in anderer Weise bewies sich Karl V. sehr gnädig gegen die zurückgekehrte Mannschaft. Dem Kapitän de Elcano verlieh er ein Wappen, welches in dem einen Felde die Burg des kastilischen Wappens, im andern auf Goldgrunde Muskatnüsse, Gewürznelken und Zimmetrinde zeigte, als Helmschmuck eine Erdkugel mit der Inschrift: „Primus circumdedisti me“.

Auch der Steuermann, der Hochbootsmann, der Zahlmeister, selbst der Barbier der Viktoria wurden mit auf die Reise bezüglichen Wappen beschenkt.

Obgleich, wie wir gesehen, der materielle Vortheil der Magelhaensschen Reise ein nach den damaligen Geldverhältnissen keineswegs unbedeutender war, so war doch der wissenschaftliche und der moralische Vortheil derselben ein ungleich bedeutender. Die Kugelgestalt der Erde war durch Umsegelung derselben über jeden Zweifel erhoben und Magelhaens' Erfolg weckte und belebte auch den geographischen Entdeckungseifer anderer Länder, die bisher auf diesem Gebiete nur wenig geleistet; zunächst der Engländer und Franzosen, denen sich bald darauf auch die Holländer anschlossen. Da nun aber eine gesteigerte Thätigkeit auf einem Gebiete des Volkslebens nothwendig auch auf alle anderen Gebiete befruchtend einwirkt, so hat Humboldt vollkommen recht, wenn derselbe die erste Weltumsegelung mit dem neuen Emporblühen der Kunst und Wissenschaft, ja selbst mit der sich gleichzeitig ausbreitenden Reformation und mit dem mehr erwachenden Streben der Bevölkerung nach politischer Freiheit in Verbindung bringt.

Zum Schlusse sei es uns noch gestattet, zweier auf die erste Weltumsegelung bezüglichen nicht uninteressanten Einzelheiten zu erwähnen.

Als die Viktoria laut ihrem Schiffstagebuche am 9. Juli am kapverdischen Hafen Rio Grande eingelaufen, war die spanische Besatzung nicht wenig überrascht, daß die eingeborene Bevölkerung bereits den 10. Juli datirte. Die Schiffsmannschaft war sich bewußt, daß sie das Schiffsjournal auf das genaueste geführt und konnte mithin nicht begreifen, wie sie einen Tag weniger zählen könne als andere Leute. Als diese Thatsache sich indessen nicht wegleugnen ließ, da bemächtigte sich der spanischen Mannschaft eine der Verzweiflung nahekommende Betrübniß, weil sie ja die Sonn- und Feiertage an unrechten Tagen gefeiert.

Letzterer Umstand dürfte der Mehrzahl der heute die Erde in der Richtung von Osten nach Westen umsegelnden Seeleute schwerlich viel Kopfschmerzen machen; aber woher kommt dieser Verlust eines Tages, den die Besatzung der Viktoria sich freilich in keiner Weise zu erklären vermochte? Dieser Verlust ist einfach ein faktischer Beweis der Richtigkeit der Kopernikanischen Weltanschauung, nach welcher die Abwechselung zwischen Tag und Nacht nicht, wie Ptolemäus es glaubte, durch Bewegung der Sonne um die Erde, sondern vielmehr durch Bewegung der Erde um ihre eigene Achse hervorgerufen wird. Die Viktoria hatte auf ihrer Reise eine Bewegung der Erde um ihre Achse mitgemacht und mußte infolge dessen einen Tag weniger zählen als die an Ort und Stelle Verbliebenen, während sie, wenn sie die Erde auf dem Wege nach Osten umfahren, einen Tag mehr als die Zurückgebliebenen gezählt haben würde.

Digitized by

Auch in politischer Beziehung konnte Magelhaens' Reise Anlaß zu Verwickelungen geben, Verwickelungen zwischen den Völkern Spaniens und Portugals, welche bisher allein auf dem Gebiete geographischer Entdeckungen etwas bemerkenswerthes geleistet hatten.

Papst Alexander VI. hatte nämlich unter dem 4. Mai 1493 eine Bulle erlassen, in welcher er, um Streitigkeiten zwischen Spanien und Portugal wegen ihrer künftigen Besitzungen zu vermeiden, eine Demarkationslinie gezogen, welche bestimmte, daß alle hundert spanische Meilen von den Azoren oder kapverdischen Inseln belegenen entdeckten oder noch zu entdeckenden Länder westlich den Spaniern, die östlich der Demarkationslinie belegenen Länder aber Portugal gehören sollten.

Diese Demarkationslinie würde ausreichend gewesen sein, wenn die Erde eine Scheibe und nicht, was freilich der heilige Augustin energisch leugnet, eine Kugel gewesen. Da aber dieses letztere der Fall und man, wie Magelhaens faktisch bewiesen, auch auf dem Wege nach Westen das von Portugal beanspruchte Indien erreichen konnte, so mußten die spanischen und portugiesischen Gebietsansprüche faktisch miteinander in Konflikt gerathen und die päpstliche Demarkationslinie sich dadurch als das herausstellten, was sie in Wirklichkeit war, nämlich als vollständig hinfällig und werthlos.

Digitized by Google

Dem Andenken Emanuel Geibels.*)

So hat auch Dich die dunkle Nacht verschlungen?
Bist Du vergangen wie ein Frühlingstraum?
Was Du gelebt, gelitten und gesungen
In engem Sarge, hat es alles Raum?

Zerrissen sind der Leier goldne Saiten,
Die lang ertönt von Lenz und Morgenroth,
Still ließest Du sie aus den Händen gleiten,
Und gingst zur Ruh — allein, Du bist nicht todt.

Du bist nicht todt! Wie kann ein Dichter sterben,
Der so wie Du in seinen Liedern lebt?
Wie kann zerfallen das zu Schutt und Scherben
Was heilig uns von Lipp' zu Lippe bebt?

Du bist nicht todt! Und wärst Du's — weh dem Lande,
Darin ein Mann wie Du vergehen kann,
Dem Volke weh, bei dem in dürrem Sande
Der Dichtung Heiligstes versiegen kann.

Es schmolz der Schnee, wo Deine Lieder klangen,
Der Frühling zog mit Dir das Thal entlang,
Und manche Knospe, schlummernd, traumumfangen,
Erschloß den Kelch bei Deiner Leier Klang.

Und manches Herz, im Wintersturm erfroren,
Thaut wieder auf in frischem Lebensmuth,
Und manches Herz, das seinen Gott verloren,
Vernahm Dein Lied und wurde jung und gut. —

Wohl war's Dein eigen, was Du auch gesungen,
Doch kaum vernommen, war es nicht mehr Dein,
In tausend Herzen hat es nachgeklungen
Und jeder glaubt, es wäre sein allein.

Denn jeder fühlt' an Deines Liedes Sehnen
Sein eigen Leid und seine eig'ne Lust,
Und jeder fand bei Deiner Harfe Tönen
Den Widerhall in seiner eig'nen Brust.

Du bist nicht todt! Es weht um Deinen Hügel
Der Frühlingshauch, der einst Dein Herz bewegt,
Und der Dich nun auf Deines Liedes Flügel
Von Mund zu Mund, von Herz zu Herzen trägt.

So lang im Busch die Nachtigallen klagen,
So lang die Lerche steigt im Sonnenschein,
Und junge Herzen heiß in Liebe schlagen,
So lange wirst Du nicht vergessen sein.

B. Jaenisch.

*) Dieses Gedicht wurde uns unter dem Titel „Zum 18. Oktober — dem Andenken Geibels" zum Abdruck übersandt, kam aber für das Oktober-Heft (Salon 1885, I.) zu spät; indessen auch jetzt noch werden die Verse unsern Lesern eine willkommene Gabe sein. D. Red.

Digitized by Google

Am Meeresstrand.

Einst am öden Meeresstrande,
Zu der Ebbe stiller Zeit,
Wandelt' ich im Dünensande
An dem Arm der Einsamkeit.

Sah dann eine lange Weile
Zweier Fischerknaben Noth,
Die an einem trocknen Seile
Zogen in dem Sand ein Boot.

Mächtig dehnten sie die Sehnen,
Zogen immer stetig zu;
Doch da nützt' kein Zieh'n, kein Dehnen,
Störrig bleibt der Kahn in Ruh.

Als ich dann zurückgekommen
Von bedächt'ger Wanderung,
War die Flut hereingeschwommen
Voller Schaum und Wogenschwung.

Wie an einem leichten Faden
Zog den Kahn ein Kind heran,
Das mit drallen, nackten Waden
Glänzte in der Wasserbahn.

Eine Stunde später spielte
Wieder an der Flut das Kind,
Und mit schweren Steinen zielte
Nach der Flut es und dem Wind.

Dennoch muß zurück es weichen,
Denn die Flut naht unverwandt;
Und da kann kein Stein erreichen
Windsbrautflügel, ausgespannt! —

Leben, o Du gleichst dem Meere:
Leicht trägst Den Du, der Dich nützt;
Thöricht, wer sich setzt zur Wehre,
Nicht vom Schicksal unterstützt!

Und der Liebe auch vergleichbar
Bist Du, großes, edles Meer:
Schwerstes ist mit Dir erreichbar —
Und Dich zu besiegen schwer!

Alfred Friedmann.

Digitized by Google

Unterwegs.

Nun will ich gehen — es ist schon spät,
Die lust'gen Klänge sind längst verweht,
Die fröhlichen Gäste sie gingen fort
Und dunkel ist es am öden Ort . . .
Wo blieb mein Hoffen, einst freudig gesät?
Es ist schon spät! —

Sie weihten im fröhlichen, wirbelnden Tanz
Der Freude zum Preise manch' duftigen Kranz;
Sie schwelgten im Glücke, das mühlos erjagt —
Nur mir blieb ein fröhliches Tänzchen versagt,
Vereinsamt stand ich, verlassen, verschmäht. . . .
Es ist schon spät!

Was singen die Elfen am nächtigen Saum:
„Das Leben bleibt ewig ein gleißender Traum
Und weh', wer aus seinem schimmernden Schacht
Sich bleibende Schätze zu heben gedacht;
Ihr Glanz erbleicht, wie der Traum vergeht."
Es ist schon spät! —

Das war ein Tummeln! — ich bin so müd',
O könnt' ich fassen was ewig nicht flieht! —
Ich irre auf sternlosen Bahnen fort,
O wär ich am heimlichen, friedlichen Ort!
— Wie kalt und schaurig die Nachtluft weht!
Es ist schon spät! . . .

Paul Barsch.

Titanenliebe.

An eine Irdische hängen
Kann nie sein Herz ein Titan,
Ich möchte die Pygmäe versengen
Mit meines Herzens Vulkan;

Die mag eines irdischen Mannes
Irrlichtender Liebe sich freu'n —
Soll ich aber lieben, so kann es
Nur eine Titanin sein.

Egon Rail.
(Von Eduard Maria Schranka.)

Die Rückkehr aus der Pension.

Skizze von Lindor.

„Das Ziel unserer Wanderungen ist erreicht. Also, mein lieber Herr Pastor, um auf Ihren Antrag noch einmal zurückzukommen: ich verspreche Ihnen die Hand meiner Nichte. Sie ist im Pensionat von meiner Freundin, der Stiftsdame Vogel, streng in christlicher Liebe und Demuth erzogen worden. Sie haben Sabine vor zwei Jahren gesehen, dazumal war sie noch ein ungezügeltes, unwissendes Kind, nun aber wird sie zu einer Jungfrau in echter Weiblichkeit herangewachsen sein, denn aus jeder Zeile ihres letzten Briefes, den Sie ja gelesen haben, sprach zu mir ein frommes, gottesfürchtiges Herz. Da ich doch nun auch bald mein jungfräuliches Leben aufgeben werde, freue ich mich sehr, meine Nichte dem Schutze eines so ehrwürdigen Mannes anvertrauen zu können und sie wird Ihnen ein unterthäniges, gehorsames Weib sein."

Diese Worte waren mit einem eigenthümlichen Pathos von einer ältlichen Dame gesprochen, deren altmodische Kleidung ihr das Ansehen einer Gestalt aus dem vorigen Jahrhundert gab. Sie hatte vor dem Bahnhof der Stadt Rotenburg an der Fulda Halt gemacht und reichte nun dem blonden Mann, der ihr mit niedergeschlagenen Augen und fortwährendem unruhigem Kopfnicken zugehört hatte, die Hand: „Leben Sie jetzt wohl, mein lieber Herr Pastor, auf nachheriges Wiedersehen."

„Leben Sie wohl, Gott lenke die gute Sache", gab der Pfarrer zur Antwort, nahm den Hut ab, machte eine linkische Verbeugung und ging. Als Fräulein Huldreich auf den Perron trat, mußte sie sich beide Ohren zuhalten, so gellend pfiff die Lokomotive des Zuges, der keuchend heranbrauste. Sie schob den dichten, schwarzen Schleier zurück und schaute durch ihre blauen Brillengläser forschend in jedes Damencoupé zweiter Klasse. Aber als sie noch stand und spähte, schlangen sich plötzlich ein paar Arme um ihren Hals und eine lustige Stimme rief: „Da, hier bin ich, Tante, guten Tag."

Erschrocken fuhr die Dame empor, faßte sich jedoch schnell wieder und begrüßte mit den freundlichen Worten: „Grüß Dich Gott und segne Deinen Eingang!" ihre Nichte. „Aber Kind", fügte sie dann besorgt hinzu, „wo kommst Du denn her, ich habe doch in jedes Damencoupé geschaut und sah Dich nicht?"

„Ja, liebe Tante", sagte Sabine, „Fräulein Vogel hatte mich zwar in ein Damencoupé gesetzt, aber in diesem war es dermaßen langweilig, daß ich in der ersten Station angelangt, sofort umstieg."

„Wie, Du hast gegen den Willen Deiner Erzieherin gehandelt?"

„O nicht doch, Tante, Fräulein Vogel hat doch selbst nicht geahnt, wie entsetzlich langweilig es in diesem Damencoupé war."

Digitized by Google

„Aber Kind!“ rief Fräulein Huldreich, als sie sich von dem ersten Schrecken erholt hatte, „was hast Du denn da für ein Ding auf dem Kopfe? Ueberhaupt, wie bist Du denn gekleidet? Wie ein Mann.“

Sie hatte die grauen Augen hinter der blauen Brille weit aufgerissen und starrte das junge, blühende Mädchen, welchem das Pelzmützchen etwas schief in den Locken saß, verwundert an.

„Siehst Du, Tante“, lachte Sabine, „ich kleide mich nach neuester Mode; nicht wahr mein Anzug ist schön? Die Kapuze, die Du mir schicktest, konnte ich allerdings nicht gebrauchen, ich danke Dir für Deine Fürsorge, aber in der großen Stadt kann man keine Kapuze tragen.“

„Mein Gott!“ seufzte die ältliche Dame, „wie geschmacklos ist dieser Herrenpaletot, diese kecke Mütze und der Pelzkragen! O wo bist Du, gute, alte Zeit?!“

„Die Pelzmütze ist sehr praktisch, komme ich einmal damit in Regen oder Schnee, so wird sie ausgerungen und dann wieder aufgesetzt, sie ist nämlich gar nicht empfindlich.“

„Wie burschikos, wie entsetzlich burschikos! Aber Du bist ja ganz anders, als ich mir Dich vorstellte und Deinen Briefen nach zu schließen —“

„Ach Tante“, fiel ihr Sabine ins Wort, „was mußt Du nur gedacht haben von diesem überspannten Wortegeschwader in meinen Briefen, aber es kommt nicht aus meinem Kopfe, sondern Fräulein Vogel hat mir jedes Wörtchen diktirt.“

Fräulein Huldreich blieb starr stehen, sie mußte sich erst erholen. „Sabine“, brach sie stoßweise hervor, „was — ist — aus Dir — geworden!“ Hierauf folgte ein wahrer Strom salbungsreicher Worte über Moral, Weiblichkeit und Demuth. Sabine war eine geduldige Zuhörerin, ob ihr aber auch die Ermahnungen zu Herzen gingen?

So waren sie angelangt an dem kleinen Häuschen der Tante, an welchem der Epheu seine umarmenden Zweige emporschlang. Als Sabine in das freundliche Wohnzimmer trat, kam ihr ein balsamischer Wohlgeruch entgegen. „Ach Tante“, rief sie, als sie einen Strauß frischer Blumen entdeckte, „von wem hast Du denn diese herrlichen Rosen bekommen? Rosen, inmitten des Winters?“

Fräulein Huldreich lächelte etwas verlegen und steckte unbemerkt eine Karte, welche auf dem Tisch lag, zu sich. „O Kind“, sagte sie im ernsten, fast feierlichen Tone, „setze Dich zu mir, ich will Dir etwas erzählen. Ich bin im Begriff mich zu verloben.“

Sabine sah die Tante vom Kopf bis zum Fuße an: „Du? Ach!“

„Ich bekam öfters einen Strauß duftender Rosen und heute endlich auch eine Karte, worauf geschrieben stand: „Bekannt schon durch die Blümelein — werd' ich heut' selber bei Dir sein.“ Jedoch denke nicht, daß ich egoistisch nur meinem Glücke nachjage“, fügte sie sogleich hinzu, „ich habe auch schon an Deine Zukunft gedacht und Deine Hand einem ehrwürdigen, frommen Pfarrer versprochen.“

Sabine sprang erschrocken von ihrem Sitze auf. „Mein Gott, Tante“, rief sie dann lachend, „ich danke Dir, aber ein Pfarrer würde gewiß ebenso wenig Gefallen an mir finden, wie ich an einem Pfarrer habe.“

Digitized by

„Frevle nicht", ereiferte sich die Dame. „Ach, dies verblendete, gottvergessene Kind will sich wohl gar dem Willen seiner Tante widersetzen! Nein, dies darf ich nicht zulassen, Du wirst den Pfarrer Sorge heiraten."

„Den Pfarrer Sorge? Brrr, der ist ja ein Fünfziger und ich bin erst siebzehn Jahre alt, nein, Tante, Du hast die Rechnung ohne den Wirth gemacht, denn ich bin schon gebunden."

„Ge—ge—bun—den?"

„So will auch ich Dir etwas erzählen. Fräulein Vogel besuchte öfters der Sohn ihrer Busenfreundin, ein schöner, junger Mann. Ich sage Dir, Tante, nein, ich kann Dir nicht sagen wie entzückend er war! Es traf sich, daß er manchmal mit uns jungen Mädchen zusammen den Nachmittagskaffee einnahm. Wir, d. h. der junge Mann und ich, sahen uns also nicht selten und — nun ja, erschrecke nur nicht — verliebten uns ineinander. Einst, als das Pensionat von einer Partie aus Meißen spät abends zurückkehrte, stieg er ganz zufällig in dasselbe Coupé ein, in welchem ich mit den sämmtlichen Vorsteherinnen Platz genommen hatte. Bald aber waren wir die allein Wachenden zwischen schlafenden, schnarchenden Damen und da — nun, Du kannst Dir ja denken, was da geschah. Er sagte mir auch unter vielem andern, daß er auf längere Zeit nach meiner Heimat zu reisen gedenke und auf seine Frage hin, wie er mir nun näher treten könne, habe ich ihm denn angerathen, sich daselbst bei meiner guten Tante zu bewerben, denn diese sei eine gütige, nachsichtige Seele, die ihre Freude daran habe zwei liebende Herzen glücklich zu machen."

Obgleich sich Sabine bei den letzten Worten wie ein schmeichelndes Kätzchen an die ältliche Dame geschmiegt hatte, so fuhr dieselbe doch entrüstet auf. „Gott verzeih' ihr", sagte sie mit emporgerichtetem Blicke, „sie weiß nicht, was sie thut."

Doch Sabine fuhr unbeirrt fort: „O er ist gar zu schön und gut, liebe Tante, ich glaube, Du wirst Dich noch selbst in ihn verlieben, wenn Du ihn erst kennen lernst. Er ist zwar noch Student, doch das schadet nichts, er ist ja im Begriff seine Doktorexamen zu machen."

„Ein Student, so ein leichtlebiger Jüngling?"

„Auch ist er zwar ein Katholik, das schadet aber ebenfalls nicht, er ist ein lieber, guter Katholik."

„Ein Katholik!" Dies war der guten, streng evangelischen Dame denn doch zu viel, sie griff nach dem Herzen und schnappte nach Luft. „Kind, ich gewahre mit Entsetzen, daß Du von Gottes Wegen abgerathen bist, aber ich werde Dich wieder auf die rechte Bahn leiten, Du wirst mir den Gehorsam nicht verweigern und den Pastor Sorge heiraten."

„Nein, Tante, das werde ich nicht thun, ich lasse mich nicht zwingen und bleibe meinem Golo treu." Hiermit war Sabine aufgesprungen und klapp! flog die Thür hinter ihr zu. Die ältliche Dame faltete die Hände, richtete die Augen gen Himmel und war eben im Begriff für eine verlorene Seele zu beten, als die Magd einen Besucher, Herrn Tortheim, anmeldete. Fräulein Huldreich schreckte zusammen, Tortheim war ja der Name, der unter der Karte stand, der Blumen-

Digitized by Google

spender! Sie zupfte ihr Häubchen zurecht, warf einen prüfenden Blick in den Spiegel und trat, nachdem sie vor der Thüre ihr Gesicht noch einmal zu einem lieblichen Lächeln zwang, in die „gute Stube". Aber o Schrecken, was war das? Ein blutjunger, eleganter Herr trat ihr mit ehrfurchtsvoller Verbeugung entgegen. Lag hier ein Irrthum zu grunde?

„Erlauben Sie, meine Dame, daß ich mich Ihnen auch persönlich vorstelle: mein Name ist Tortheim", nahm der junge Mann das Wort. „Sie werden hoffentlich die kleinen Aufmerksamkeiten, die ich Ihnen erwiesen, nicht mißverstanden haben; verzeihen Sie mir, wenn ich Ihnen zudringlich erschien, aber ich wollte nur durch diesen duftigen Gruß der Tante des von mir hochgeschätzten Mädchens meine Huldigung darbringen, noch ehe ich selbst erschien."

„Meinen Sie — Sabine?"

„Warum soll ich es noch länger verhehlen", fuhr er, statt zu antworten, fort, „ich liebe Ihre Nichte, habe auch ihre Gegenliebe gefunden und bin nun zu Ihnen gekommen, um Sabinens Hand anzuhalten. Ich studire Medizin und gedenke bald mein letztes Examen zu machen. Mein Vater ist Rittergutsbesitzer in Schlesien und in finanzieller Hinsicht sehr gut bestellt. Meine Religion gehört zwar dem Katholizismus an, aber, meine Dame, lassen Sie sich hierdurch nicht beirren Ihre gütige Zustimmung zu geben, wir glauben ja doch all' an einen Gott."

„O mein Herr!" rief die Dame außer sich, „es — es geht nicht, die Hand meiner Nichte ist bereits vergeben."

„Wie! vergeben? Sabinens Hand vergeben? Das ist nicht möglich, sie liebt mich ja."

Aber Fräulein Huldreich hatte weder Zeit noch Verständniß Antwort zu geben, denn die alte Dienerin hatte ihr leise von einem zweiten Besucher, dem Pastor Sorge, zugeflüstert. „Mein Herr", brach sie deshalb erregt hervor, „entschuldigen Sie, wenn ich Sie einen Augenblick allein lasse" und eilte zur Thüre hinaus. Was sollte sie jetzt thun? Dem guten Pfarrer beichten? Mit Zittern und Zagen betrat sie das Wohnzimmer, woselbst sie Pastor Sorge schüchtern und verlegen, wie immer, begrüßte. „O, mein lieber Herr Pastor, ich bringe Ihnen schlimme Nachrichten", rief sie ihm entgegen. „Meine Nichte ist auf irrigen Weg gerathen, o die verdorbene Jugend, Sabine hat sich hinter meinem Rücken verlobt und ich muß erst wieder dies leichtsinnige Verhältniß lösen."

Der Pastor fuhr sich mit der Hand durch das Haar und schrie mehr, als er sprach: „Bitte, bitte, nein, lösen Sie nichts. Lassen Sie mich doch nun endlich auch einmal zu Worte kommen, Sie haben mich ja ganz falsch verstanden, ich habe mich nur willig ihren Anordnungen fügen müssen, weil Sie mich nicht ausreden ließen. Ihre Nichte wollte ich ja auch gar nicht zum Weibe haben."

Fräulein Huldreich sank auf einen Stuhl nieder und schlug sich mit der Hand vor die Stirn. Ist's möglich", keuchte sie, wen meinten Sie denn sonst?"

Der Pastor Sorge stand auf, zupfte an seinen Manschetten, drehte an der Uhrkette, während er vor Fräulein Huldreich stand und

Digitized by

herdeklamirte: „Ich suchte schon längst nach einem Weibe, hatte jedoch immer Unglück bei der Wahl. Letzthin aber hat Gott mir ein Weib gezeigt, das die Meine werden sollte. Und so stehe ich nun vor Ihnen, Fräulein Huldreich, und frage Sie: Wollen Sie nach Gottes Gesetzen mein treues Weib werden und mit mir Leiden und Freuden des irdischen Lebens theilen?"

Fräulein Huldreich hatte mit angehaltenem Athem zugehört, jetzt blickte sie seitwärts hinter der Brille nach dem Freier, dann reichte sie ihm beide Hände und die alte Dame warf sich schluchzend vor Rührung an seine Brust: „Ja, ich will Ihnen ein unterthäniges, demüthiges Weib sein", brachte sie mühsam hervor.

Des Pfarres wasserblaue Augen füllten sich mit Thränen, als er sagte: „Gott befohlen, Amen."

Fräulein Huldreich athmete erleichtert auf, dies war ja der einzige Ausweg zu ihrer Rechtfertigung gewesen, denn sonst — diese Beschämung! hu!

Sabine wollte indessen unbemerkt in die „gute Stube" schlüpfen, erschrak jedoch nicht wenig, als sie daselbst einen jungen Mann erblickte, welcher den Kopf gedankenschwer auf die Hand gestützt hatte. Leise, leise schlich sie zu ihm heran und schlang beide Arme um seinen Hals. Erschrocken wandte sich Golo um und zog mit einem Ausruf freudigen Entzückens das Mädchen in seine Arme. „Sabine, meine theure Sabine, nicht wahr, Du bleibst mein, Du wirst nicht die Frau eines andern?"

„Wo denkst Du hin, Golo, werde ich diesen philisterhaften Pastor heiraten." Aber sie konnte nicht weiter reden, die Thüre des Nebenzimmers that sich auf und herein traten mit würdigen, feierlichen Mienen Fräulein Huldreich am Arme des Pastors Sorge. Entsetzt waren Golo und Sabine aus ihrer Umarmung gefahren und schauten verwundert auf das eigenthümliche Paar. Fräulein Huldreich gab dem Pfarrer mit zärtlichem Blicke einen Wink und so begann denn dieser im Predigertone: „Meine Geliebten, Sie befinden sich in einem Irrthum, den zu lösen ich mich verpflichtet fühle. Nun, ich will mich kurz fassen, ich hatte nicht Fräulein Sabine, sondern Fräulein Huldreich mir zum Weibe auserkoren, jetzt erst haben wir uns verstanden. Und so sollen auch Sie nicht unglücklich werden, nehmen Sie das Mädchen hin, junger Mann, seid glücklich und — führet eine Ehe nach dem Buchstaben der heiligen Schrift! Amen."

Die Trüffel und das Trüffelsuchen.

Das seltsame, für einen Pilz gehaltene Ding, die Trüffel (Speisete, Rhizopogon albus, Tuber cibarium), das allen Pilzen unähnlich unter der Erde wächst, ist seit langen Zeiten bekannt und in Anwendung. In ihrem Wesen, in ihrer Entwickelung sind manche Punkte noch unklar, es sind seltsame Ansichten darüber laut geworden, aber so viel steht fest, daß diese deliciösen, bisweilen die Größe einer Mannesfaust erlangenden Knollen wegen ihres feinen Aromas eine treffliche Würze bilden.

Digitized by Google

Die Frage: was ist die Trüffel? wird nicht nur von neugierigen Naturforschern aufgeworfen, sondern ihre Beantwortung hat auch den praktischen Zweck, die Menge einer Waare zu vermehren, die bei ihrem hohen Marktwerthe ganz namhafte Sümmchen erzielt. Trüffeln sind ihrer Natur nach nichts Häufiges, sie werden stets theuer sein und trotz der von Jahr zu Jahr wechselnden Preise wohl niemals in zahlreichen Familien mit beschränkten Mitteln sich einbürgern. Ein opulent getrüffelter Truthahn, ein wahrer Trüffel-Sarkophag, verursacht eine ganz bedeutende Ausgabe, und getrüffelte Fasanen und Rebhühner sind dem Mittelstande für gewöhnlich auch nicht leicht erschwinglich. Leichter zugänglich ist schon Trüffel-Leberwurst, die jedoch nur Atome von Trüffel enthält.

Das Trüffeln geschieht in der Weise, daß man den Vogel mit geschälten, je nach ihrer Größe ganzen oder geschnittenen, mit gehacktem Wurstfleisch oder fein zerkleinertem Schinken oder Speck gemischten Trüffeln füllt. Je längere Zeit zwischen dem Trüffeln und dem Braten verfließt, desto inniger durchzieht das Aroma das Fleisch, desto mehr wird der Braten den Gaumen eines Epikuräers schmeicheln.

Doch kann man einen Truthahn in folgender Weise billiger trüffeln: für einen kleinen Vogel nimmt man 120 bis 170 Gramm, für einen großen 250 Gramm Trüffeln, möglichst große, mit möglichst wenigen Unregelmäßigkeiten an der Oberfläche. Sie dürfen nicht schimmelig oder müffig sein, was man am Geruche erkennt. Sie werden sorgfältig gewaschen, mittelst einer weichen Bürste von Erde und Sand gereinigt, ablaufen gelassen und getrocknet. Sie werden nicht geschält, sondern in möglichst dünne Scheiben geschnitten.

Man schält und siedet eine angemessene Menge beste Speisekastanien, läßt sie erkalten, mischt mit ihnen die Trüffelschnittchen und füllt damit zwei bis drei Tage vor dem Braten den Rumpf des Truthahns. Am Morgen des großen Tages wird der Kropf des Vogels mit gewöhnlichem, schwach getrüffeltem Füllsel gefüllt, und dann das Braten vorgenommen. Mit dem Vogel wird seine eigene Sauce in einem heißen Schüsselchen servirt. Bei dieser ebenso eleganten als anspruchslosen Methode erhält man einen Braten, der sowohl dem enragirten, wie dem indifferenten Trüffelliebhaber genügt, denn der Geschmack an Trüffeln ist reine Gewohnheitssache. Laien sprechen oft von dieser Würze mit Nichtachtung; weil sie schwarz ist, vergleichen sie diese mit getheerten Rüben — was nützt der Kuh Muskate? Es ist schon mancher bekehrt worden, der es lernte, die Trüffel nach ihrem wahren Werthe zu schätzen, als vorzügliche Beigabe für Saucen, Füllsel und Fleischpasteten.

Einen Herzensbund schließt die Trüffel mit der Gänseleber und präsentirt sich uns dann als „Gänseleberpastete" (pâté de foie gras), ein zwar viel besseres aber ebenso theueres Gericht wie die unsinnigen Schüsseln von Pfauengehirn und Nachtigallenzungen. Aber diese sehr kostspieligen Pasteten enthalten nur sehr bescheidene Mengen Trüffeln, deren schwarze Flecken und Schnittchen nur eine angenehme Abwechselung bringen in die langweilig gleichmäßige Trümmermasse der Leber.

Digitized by

Es sei an dieser Stelle die Geschichte der Gänseleberpastete kurz erwähnt.

Wie Petronius, ein Meister in der Kunst des raffinirtesten Sinnengenusses, in seinem „Satiricon liber“ mittheilt, kannten die Römer zur Zeit der ersten Kaiser schon Mittel, durch welche die Leber der Gans sich vergrößerte. Das hereinbrechende Barbarenthum ließ mit so vielem Herrlichen und Großen auch diese Kunst verloren gehen; von der Zeit der Antonine bis zum Zeitalter Ludwigs XIV., also durch fünfzehn Jahrhunderte, war sie fast völlig vergessen. Erst Legrand d'Aussy erwähnt in seinem Werke „La vie privée des Français“ (I. 630), daß die Juden von Metz und Straßburg dieses kulinarische Geheimniß besessen hätten, aber „man schenkt ihrem Verfahren keine Beachtung; das Geheimniß bildet einen Handelszweig, durch welchen sie sich bereichern.“ Mit der Erlangung der bürgerlichen Rechte gaben endlich die Juden ihr Geheimniß bekannt, und Olivier de Serres erzählt in seinem „Théâtre de l'agriculture“ (Neuauflage von 1808, II, 83) ausführlich, welcher Qual die armen Gänse einen ganzen Monat hindurch unterworfen werden, damit ihre Lebern ein Gewicht von 750 bis 1000 Gramm erreichen.

Als der Marschall Contades 1762 als Militär-Gouverneur nach dem Elsaß geschickt wurde, nahm er aus Furcht vor den Schrecknissen der Provinzialküche seinen aus der Normandie stammenden Pariser Koch Close mit sich, der in der vornehmen Welt von Paris in dem Ruf eines genialen Kochkünstlers stand. Mit dem Scharfblick seines Genies erkannte er, daß die Gänseleber ein Material sei, welches mit den Finessen französischer Kochkunst behandelt, ein Gericht liefern müsse, dessen Feinheit seinem Erfinder ewigen Nachruhm sichere. Er umkränzte die Hauptsubstanz mit einer pikant gewürzten Mischung von gehacktem Kalb- und Hühnerfleisch und umhüllte das ganze mit einem verzierten Pastetenteig. Aber „er vermochte ihm noch keine Seele einzuhauchen“, und diese Seele entdeckte Close in dem würzigen Dufte der Perigordtrüffel. Diese erst vollendete das Meisterstück der Kochkunst.

Closes Erfindung blieb ein Geheimniß der Küche des Marschall Contades. Als dieser im Jahre 1788 aus dem Elsaß abberufen wurde, blieb Close, gefesselt durch die Reize der jungen Wittwe des Pastetenbäckers Mathieu in der Rue de la Mésange, in Straßburg zurück. Close verehelichte sich mit seiner Angebeteten, widmete sich ausschließlich der Bereitung der Gänseleberpasteten und wurde ein sehr reicher Mann. Als die Stürme der Revolution von 1792 durch den Nationalkonvent den Parlamenten in Frankreich ein Ende machten, löste der Präsident von Bordeaux, Leberthon, ein Gourmand ersten Ranges, seine Küche auf. Der Chef derselben, Doyen, gerieth nach Straßburg, wo er durch seine delikaten kleinen Apfeltörtchen den Ruf eines vorzüglichen Patissiers errang. Bald begann er auch die Fabrikation der Gänseleberpasteten, und sein „Atelier“ überflügelte dasjenige Closes bei weitem. Doyen ist als zweiter Schöpfer der „pâté de foie gras“ anzusehen; seine würdigen Nachfolger in Verbreitung von Closes genialer Erfindung sind die bekannten Firmen Johl, Fritsche, Müller, Blot, Artzner, Hummel, Schneeganß u. s. w.

Digitized by Google

Ein verlockender Vorschlag.

Nach dem Originalgemälde von Heinrich Weber.

Digitized by Google

Digitized by Google

In ziemlich homöopathischen Mengen findet sich Trüffel in manchen französischen Schüsselchen (terrines), die je nach ihrem Ursprungsorte in gutem Rufe stehen und aus dem berühmten Wildpret verschiedener Lokalitäten bereitet sind: Lerchen, Drosseln, Schnepfen, Wildenten, Haselhühner u. s. w. Im nördlichen Frankreich ist ferner das populärste Trüffelgericht, in welchen man Spuren von Trüffeln sehen und sie zu schmecken sich einbilden kann, getrüffelte Schweinsfüße (pieds de porc truffés). Bei kaltem Wetter werden sie auch verschickt; um sie zum Genusse fertig zu machen, ist nichts weiter nöthig, als sie zwanzig Minuten in einen gut durchwärmten, aber feuerlosen Ofen zu stellen.

Die französischen Köche*) der alten Schule waren der Ansicht, daß bei einem vollkommenen Festmahl gar nicht genug Trüffeln ihre Aufwartung machen könnten. Auf den Tafeln der Reichen erschienen sie in oft unpassenden Vereinigungen in dieser oder jener Gestalt bei jedem Gange, kombinirt mit Salaten, Fisch, Puddings. Für sich allein, wie andere Pilze und Schwämme werden sie jetzt selten servirt, doch sagt Worthington G. Smith in seinem vorzüglichen, durch kolorirte Tafeln illustrirten Werke („Mushrooms and Toadstools"), daß gesottene oder einfach in heißer Asche geröstete Trüffeln eine große Delikatesse seien. Deutsche, englische, böhmische und italienische Trüffeln sind ebensogut wie französische, der einzige Vorzug der letztern ist, daß sie vier bis fünf Mal theurer sind als die übrigen.

Nachdem wir nun zur Genüge Trüffeln gekostet, wollen wir zusehen, was die Trüffel eigentlich ist? „Der Diamant der Küche", antwortet Brillat-Savarin. Aber das hilft uns ebensowenig, wie die unbestimmten Angaben: die Trüffel ist eine unter der Erde wachsende Cryptogame (geschlechtslose Pflanze) und hat sehr viele Arten. Wir wollen mehr davon wissen.

Bei der Pariser Ausstellung im Jahre 1878 war ein Gebäude der französischen Forstwirthschaft gewidmet, eines der bei dieser Gelegenheit publizirten amtlichen Schriftstücke (Etudes sur la Truffe) war vom Forstinspektor George Grimblot, unter dessen Aufsicht seit Anfang 1873 die Waldungen von Avignon stehen. Er hatte den Muth, über das Wesen der Trüffel eine Ansicht auszusprechen, welche den bisherigen Ergebnissen der Wissenschaft schnurstracks widerspricht. Man nahm an, daß das oft weit ausgebreitete Mycelium (Geflecht von Pilzfadenzellen), den Boden wurzelartig durchzieht, und daß sich an ihm die Keimsporenfrüchte (die Trüffeln) zuerst als kleine, erbsenähnliche Körperchen bilden. Hiernach hätte die Trüffel zwei Phasen: die Entstehung eines Myceliums aus einer Keimspore, dann die Entstehung der Trüffel aus einen von dem Mycelium erzeugten und genährten Keimkorn. Grimblot fand etwas ganz anderes.

Veranlaßt wurde er zu seinen Forschungen zunächst durch den Geldwerth der Trüffeln, indem das Recht des Trüffelsuchens in ergiebigen Gegenden für Tausende von Francs verpachtet wird, während es in andern wenig liefernden Lokalitäten kaum hundert Francs kostet.

*) „Der Koch hieß griechisch mágeiros, und sie besitzen auch die wahre mageia oder Kunstbetrügerei", sagt Weber im Demokritos.

Digitized by

Grimblots Forschungsgebiet ist das von Bergketten durchzogene Departement Vaucluse. Er fand, daß die Trüffel zu gutem Wachsthum einer gewissen Intensität und Dauer der Sonnenbestrahlung bedarf, die in bergigen Gegenden nur auf nach Süden gelegenen Landstrichen vorhanden ist; ferner, daß über eine gewisse Höhe hinaus gute und reichliche Trüffeln nicht mehr zu erwarten sind. Wenn dies nun schon in dem günstigen Klima der Provence der Fall ist, so gestalten sich die Aussichten für nördlichere Gegenden nicht sonderlich günstig.

Die Trüffel findet sich hauptsächlich in kalkigem Boden, der Untergrund muß locker, Wasser durchlassend, aber dabei nicht zu trocken sein. Vorhandensein von Bäumen ist unumgänglich nöthig. Man findet die Trüffeln in den offenen Lichtungen und Wegen, welche die Abhänge und Ebenen der Forsten durchziehen. Sie entstehen am Fuße verschiedenartiger Baum- und Strauchspecies (in französischer Forstsprache essences), namentlich aber am Fuße der Eichen, so daß in praktischer Hinsicht nur die ihre Blätter verlierende und die immergrüne Eiche zu berücksichtigen sind: letztere gedeiht in den Ebenen und an warmen Hügelabhängen, erstere mit gestielten und ungestielten Eicheln auf Bergen und an exponirten Standorten.

Es ist die Frage aufgeworfen worden, ob gewisse Eichenspecies erblich dem Trüffelwachsthume günstiger sind, als andere, d. h. ob aus Eicheln von Trüffeln ergebenden Eichen wieder eben solche Bäume wachsen. Solche Eicheln haben einen hohen Preis, doch haben Versuche diese Ansicht nicht bestätigt.

Man kann demnach aus demselben Forstareale zwei Ernten halten: Holz und Trüffeln, bisweilen bringen die letztern mehr als noch ein halbmal so viel ein als das erstere. Einige Waldungen in der Nähe von Carpentras ergaben jährlich für mehr als 20,000 Mark Trüffeln.

Als merkwürdige Erscheinung wurde in den Forsten von Vaucluse beobachtet, daß an Stellen, welche eine Trüffelernte versprachen oder in Aussicht stellen (was bisweilen mehrere Jahre erfordert), allmählich die nicht baumartige Vegetation verschwindet und an denjenigen Stellen ganz fehlt, die in voller Trüffelproduktion stehen. Es verschwinden nicht nur Moose und Gräser, sondern auch Thymian, Lavendel und andere niedrige holzige Gewächse mit nahe der Erdoberfläche liegenden Wurzeln. Sobald der Trüffelboden nichts mehr ergiebt, erscheint schnell wieder die krautartige Vegetation. Grimblot schreibt dies einer chemischen Einwirkung zu, indem die Trüffel bei ihrem schnellen Wachsthume sehr viel Stickstoff verzehrt und dadurch andern Pflanzen die Nahrung entzieht. Die Angabe, daß der starke und eigenthümliche Geruch der Trüffel diese Erscheinung veranlasse, scheint nicht stichhaltig.

Bezüglich des Ursprungs und der Natur der Trüffel sind zwei Theorien aufgestellt. Die erste und verbreitetste, daß sie ein Pilz sei; die zweite, daß sie eine Art Gallapfel sei, wie man sie an Blättern und Zweigen von Bäumen und Sträuchern findet, also durch den Stich eines Insekts in die Wurzeln der Eiche, in deren Schatten sich Trüffeln finden, entstehe.

Allerdings sind etliche auffallende Thatsachen nicht in Abrede zu

Digitized by Google

ſtellen. Ohne Bäume giebt es keine Trüffeln, man kann nach ihnen genau ſo weit ſuchen, wie ſich die Wurzeln erſtrecken, nicht weiter; außerhalb des Radius des von den Wurzeln umſchriebenen Kreiſes ſind keine Trüffeln vorhanden. Wo die Würzelchen des Baumes infolge einer Störung in eine andere Richtung abweichen, dahin folgen ihnen die Trüffeln. Der ungeübteſte Trüffelhund weiß, daß es ebenſo zwecklos iſt, in einer offenen, baum- und ſtrauchloſen Ebene nach Trüffeln zu wühlen, wie nach Kartoffeln auf einem Gletſcher.

Andererſeits aber iſt es noch niemand gelungen, Trüffeln im Gartenbau in der Weiſe erwachſen zu laſſen, wie es bei Pilzen geſchieht. Man kann ſie nicht vermehren durch Setzlinge, Keimſporen oder Samen oder irgend eine andere bekannte Methode. Noch niemand hat eine einzige Trüffelſpore zum Keimen gebracht, noch niemand hat zweifellos ihr Mycelium oder die Fortpflanzungsfäden entdeckt; man hat im Gegentheil oftmals erbſengroße Trüffeln ausgegraben, die von allem Fadenwerk vollſtändig frei waren. Oft folgte Grimblot den Trüffelſuchern, nie zeigte der von den Schweinen aufgewühlte Boden eine Spur von Mycelium weder an den Knollen ſelbſt noch in der umgebenden Erde. Die echte Gilde der Trüffelſucher benutzt Schweine zum Aufſuchen dieſer Delikateſſe, Hunde ſind in dieſem Gewerbe Eindringlinge der Neuzeit. Grimblot gedenkt mit rühmenden Worten einer „prächtigen Sau“, die ihn bei ſeinen Forſchungen weſentlich unterſtützte.

Ein altes, nach der Erſchöpfung als Gartendünger verwandtes Pilzbeet läßt oft noch monatelang an freien Stellen Pilze wachſen, aber keinen Erfolg hat es, Erde von Trüffelboden an andere Orte zu übertragen.

Man ſagt, daß verrottete Reſte eines Vegetabils zum Wachsthum derſelben Species der beſte Dünger ſeien, weil ſie dem Boden alle die Elemente wieder zuführen, die ihm entzogen wurden. Man hoffte deshalb, daß die Trüffelernten vermehrt werden möchten, indem man mit Trüffelabfällen düngte. Die Paſtetenmacher von Carpentras lieferten dem benachbarten Gutsbeſitzer Rouſſeau Mengen ſolcher Abfälle, die zu verſchiedenen Zeiten als Dünger verwendet wurden, aber ſtatt die Produktion zu ſteigern, wurde ſie dadurch zu einem plötzlichen Stillſtande gebracht.

Trüffelbette verändern ihren Platz nicht, breiten ſich nicht in Kreiſen aus, wie es bei manchen Pilzen der Fall iſt; ſie ſind ſtationär und gehen nie über das Areal hinaus, welches die Wurzeln des ſie erzeugenden oder ſie ſchützenden Baumes einnehmen. Endlich beſitzen die Pilzmycelien die Eigenſchaft, dem Boden ihres Standortes faſt vollſtändig ſeine Alkalien und Phosphorſäure zu entziehen. Da nun zum Wachsthume der Trüffel dieſe Elemente ebenfalls unentbehrlich ſind, ſo müßte naturgemäß in einigen Jahren ein Trüffelboden erſchöpft ſein, wenn ihm nicht aus anderer Quelle das nöthige Material wieder zugeführt wird. Es giebt jedoch in Vaucluſe zu Bedoin, Pernes, St. Saturnin u. a. unfehlbar ergiebige Trüffelbette an unverändert derſelben Stelle, deren Schutzeichen 60, 80 und mehr Jahre alt ſind. Dies ſind jedoch Ausnahmen, als Regel kann man 20 bis 30 Jahre annehmen. Ein Pilzbeet, das unwandelbar 20 Jahre lang produktiv

Digitized by

war, hat noch niemand gesehen. Alle diese Dinge stimmen nicht mit der Ansicht überein, daß die Trüffel kryptogamischer und von Pilznatur sei.

Allerdings legen die Forstleute von Vaucluse truffières artificielles an, d. h. sie versetzen den Boden in einen Zustand, daß darin Trüffeln wachsen können, falls es ihnen beliebt, was in später erklärter Weise geschieht. Es wird entweder durch Säen von Eicheln oder Anpflanzen junger Bäume im November und Dezember ein Eichwald angelegt, die immergrünen an sonnigen Hügelabhängen, die ihre Blätter abwerfenden in exponirten Stellungen. Die jungen Pflanzen werden im Sommer von Unkraut frei gehalten und die Erde behackt, um das Wachsthum zu befördern. In zehn Jahren beginnt der Trüffelertrag. Nach fünf weiteren Jahren müssen die Bäume auf zweckmäßige Entfernungen gelichtet werden, was, wenn erforderlich, wiederholt wird. 3 bis $4^1/_2$ Meter Raum haben sich als genügend erwiesen.

Was veranlaßt nun die ins Dasein gezwungene Trüffel zum Wachsen, was ist ihr Ursprung? Grimblot giebt nicht zu, daß es eine Art Gallapfel sei, von dem Stiche eines Insekts, wie diejenigen meinen, welchen die Unzulänglichkeit der Pilztheorie einleuchtet. Zu gewissen Zeiten sieht man zwar Fliegenschwärme über den Trüffelgründen schweben, und man schloß, daß diese Insekten die Entstehungsursache der Wurzelgallen oder Trüffeln seien. Wäre dies der Fall, so müßte man die Knollen an den Wurzeln haftend finden, wie Galläpfel an den Blättern oder Zweigen. Aber bei einer ganzen Jahresernte findet man kaum eine einzige Trüffel, wenn auch nur in zufälligem Zusammenhange mit der Eichenwurzel. Ferner müßte in der frisch ausgegrabenen Trüffel die Larve des gallenbildenden Insektes vorhanden sein und später aus ihr als vollkommenes Insekt ausschlüpfen, was jedoch niemals geschieht. Im Boden faulende Trüffeln enthalten nicht eine, sondern mehrere Larven oder Maden, wie unter denselben Umständen jede Frucht, Pilz oder verwesendes Fleisch.

Die Trüffel ist weder ein Gallapfel, noch auch ein Pilz, aber etwas muß sie doch sein und aus nichts wird nichts!

Kappt oder gipfelt man einen Baum ab, so wird die regelmäßige Produktion seines Saftes gestört; schlägt man ihn zu einem Stumpfe ab, so hört diese ganz auf. Ein gekapptes Eichengehölz giebt keine Trüffeln mehr, und es währt 5 bis 6 Jahre, bis diese sich wieder einstellen. Ihr Entstehen entspricht stets und ständig der Entwickelung der Zweige und Blätter. Bei einer jungen Eiche findet man die Trüffeln immer fast dicht am Fuße, zu dieser Zeit besteht das Wurzelsystem aus einer mehr oder weniger senkrecht hinabgehenden Pfahlwurzel mit kurzen Seitenfasern. Allmählich entwickeln sich diese stärker und breiten sich von der Pfahlwurzel wie von einem Centrum aus. Die Trüffeln folgen diesem Wurzelfortschritte. Hat das Trüffelbett seine Grenze erreicht und sprießen keine weitern Würzelchen mehr oder nur am äußersten Ende der Eichenbewurzelung, so findet man die letzten Trüffeln nahe der Peripherie des Wurzelkreises.

Aus dieser, wie aus der Gesammtheit seiner Beobachtungen schließt Grimblot, daß die Trüffeln entstehen durch Ausscheidung des ausgearbeiteten, fertigen Saftes der Eichenwurzeln. Wäre dies nicht der

Digitized by Google

Fall, so ließe sich der innige Zusammenhang zwischen dem Vegetationsstadium der Bäume und der Trüffelmenge unter ihnen nicht erklären. Was die Bereitung des Baumsaftes begünstigt — Sonnenschein, üppige Belaubung, mäßige Feuchtigkeit — befördert auch das Wachsthum der Trüffeln. Auf einer offenen, kahlen Ebene findet man keine Trüffel. Besäet man die Ebene mit Eicheln oder bepflanzt sie mit Eichen, so kann man nach einer Reihe von Jahren, wenn die Bäume in voller Entwickelung stehen, unter ihnen nach Trüffeln suchen. Ohne Zweifel sind diese Eichen die Ursache ihres Vorhandenseins, denn vorher waren hier keine Trüffeln vorhanden.

Da wir nun wissen, was die Trüffel ist, so wird sie uns in Verbindung mit einem Glase gutem alten Medoc noch einmal so gut munden. In früheren Zeiten waren die Trüffeln als Tubera esculenta oder Tubera terrae nobilia in den Apotheken vorhanden.

Der enge Zusammenhang zwischen Trüffeln und Baum namentlich Eichenwurzeln ist schon seit 1810 bekannt und führte zur künstlichen Kultur dieser Delikatesse, wie oben angegeben. Der eigentliche Erfinder derselben scheint ein simpler Trüffelsucher, Joseph Talon, in der Gemeinde Roussillon-les-Apt gewesen zu sein, der die Gewohnheit hatte, in die Löcher, aus welchen er Trüffeln hervorholte, Eicheln zu stecken. Dieser Einfall machte ihn zum „gemachten Mann" und in spätern Jahren zeigte er mit großer Genugthuung das kleine Feld, dessen Eichen ihm den ersten Ersatz für seine kleine Mühe geboten hatten. Seine direkten Nachkommen sind jetzt reiche Leute, die im Durchschnitt wöchentlich 15 bis 20 Kilogramm Trüffeln auf den Markt nach Apt schicken, und in der Nachbarschaft von Croagne sind viele Hektaren des steinigen Bodens in Trüffelgründe umgewandelt. Diese künstliche Trüffelzucht hat sich schnell in Frankreich verbreitet und hat sonst steriles Land sehr nutzbar gemacht, denn 8 bis 10 Jahre nach Ansäen der Eichen steht die erste Trüffelernte zu erwarten, die von Jahr zu Jahr, durch Auslichten der Bäume, gesteigert wird, und wenn der Ertrag nachläßt, hat der Bezirk den doppelten Vortheil, ein besseres Klima und Holzvorrath zu besitzen. Es scheint diese Kultur in den südlichen Departements, namentlich in den Thälern des Rhone und Var viel bedeutender zu sein, als in der westlichen; in den Central-Departements wird sie nur wenig betrieben. Die Trüffelkultur in Südfrankreich Departement Vaucluse ist in fortwährendem Zunehmen. Im Jahre 1882 betrug der französische Trüffelexport 1225 Centner, 1883 aber 2072 Centner; 1882 der Gesammtwerth 5 Millionen, 1883 über 8 Millionen Francs.

Das Trüffelsuchen wird am genauesten von Planchon geschildert.

Unsere schwarze Trüffel oder Melanospore und ihr Aufsuchen in fester Erde scheint den Alten fast ganz unbekannt gewesen zu sein, sie begnügten sich mit der falschen mauritanischen Trüffel oder Terfez, die leicht aus sandigem Boden zu erhalten ist, und mit der Sommertrüffel, die oft an der Bodenoberfläche erscheint. Die Benutzung des Schweines zum Trüffelsuchen hat ihren Ursprung wahrscheinlich im 15. Jahrhundert in Italien, und seine Dienste in dieser Beziehung werden noch heute hoch geschätzt. Es ist jedoch eine andere Art Schweine als unser Mastschwein. Mager und munter trottelt es vor

Digitized by

seinem Herrn einher. Beim Anlangen auf dem Trüffelgrunde wittert es am Boden und hält da an, wo das Aroma einer Trüffel in den Rüssel stieg. Nun beginnt eine amüsante Scene. Das Schwein wühlt kräftig in der Erde, wirft diese und Steine beiseite und kniet bisweilen auf den kurzen Vorderbeinen nieder, um der Sache mehr Nachdruck zu verleihen. Wird die Trüffel sichtbar, so intervenirt der Sucher und holt sie mit einer eisernen Gabel hervor. Gewöhnlich gelingt es ihm, sie den Zähnen seines behenden Gehilfen zu entreißen, bisweilen läuft das Schwein mit der Trüffel fort und giebt dieselbe, von dem Sucher lebhaft verfolgt, nur nach vielem Grunzen und Einwänden her. Geschlagen wird ein solches Schwein nie, denn dadurch würde es gegen seinen Herrn mißtrauisch werden und weitere Dienste versagen.

Auch der Hund ist eine Hilfe beim Trüffelsuchen und als die besten in dieser Hinsicht gelten die barboni oder Pudel von Mailand und Piemont, wie auch diese Art des Trüffelsuchens in Italien zuerst angewandt wurde. Zu einer Zeit war die „Trüffeljagd" mit Hunden an deutschen Höfen ein fashionabler Zeitvertreib. Wo jedoch die Trüffel als Handelswaare in großem Maßstabe kultivirt wird, bevorzugt man aus mehreren Gründen das Schwein. Es besitzt in der Schnauze mehr Kraft als der Hund in den Pfoten, kann harten Boden besser aufwühlen und verrichtet drei Viertheile der ganzen Arbeit. Der Hund ermüdet leichter, ist in der Arbeit unbeständiger, verwundet sich oft beim Kratzen in steinigem und sehr hartem Boden die Füße und überläßt den größten Theil der Arbeit dem Sucher. Jedoch ist der Hund ein werthvoller Gehilfe beim Trüffelnstehlen. Diese Diebe müssen für ihre Operationen ein großes Areal haben und dressiren die Hunde, an Stellen, an welchen Trüffeln vorhanden sind, mit den Pfoten zu kratzen, worauf später die Männer, diesen Merkmalen folgend, die Trüffeln ausgraben. Bisweilen benutzen die Trüffelsucher Hund und Schwein zusammen, was auch zu heiteren Scenen führt. Das Schwein entdeckt die Trüffel und wühlt nach ihr, während der Hund aufmerksam dabei steht; so wie die Trüffel erscheint, fährt der Hund zu, nimmt sie dem Schweine vor der Nase fort, bringt sie seinem Herrn und erhält als Belohnung etwas Brod.

Außer dem Pudel können auch andere Hunderassen zum Trüffelsuchen abgerichtet werden, namentlich Hühnerhunde, Wolfshunde und Schäferhunde. Die Dressur besteht gewöhnlich darin, daß man eine Trüffel entweder allein oder mit einem Stückchen Speck in einen Schuh oder kleines durchlöchertes Kästchen legt, dies in die Erde vergräbt und den Hund suchen läßt, der, wenn er es findet, einen Leckerbissen als Lohn erhält. Oder der Hund wird dadurch zu seinem Berufe erzogen, daß man ihm Brod mit Oel gesättigt giebt, in welchem eine Trüffel gesotten wurde. Diese Art Hundedressur bildet einen Gewerbszweig in Frankreich. Im Departement Haute-Marne, wo das Trüffelsuchen weniger einträglich ist als in der Provence, zahlt man für einen guten Trüffelhund 100 Francs.

Hunde und Schweine entdecken durch ihre stark entwickelte Riechkraft die Trüffel an ihrem eigenthümlichen Geruche, auch manche Menschen sind dazu befähigt. So soll in der Nähe von Würzburg ein armer kränklicher Knabe besser als darauf dressirte Hunde schon in

Digitized by Google

ziemlicher Entfernung Trüffeln aufgefunden und sich dadurch seinen Lebensunterhalt erworben haben. Doch sind solches nur Ausnahmefälle. Trüffelsucher von Profession nehmen bisweilen in der von Trüffelgründen aufgegrabenen Erde den Geruch wahr, erkennen jedoch das wahrscheinliche Vorhandensein von Trüffeln an äußerlichen Anzeichen: à la marque, à la sonde und à la mouche. Das erste, die Marke, der Spalt oder Riß in der Erde wird durch das rasche Wachsthum der Trüffel verursacht, ist jedoch sehr selten und nur da vorhanden, wo die Knolle nahe der Erdoberfläche liegt. Die Sonde ist ein dünner Probirstab, der vorsichtig in die Erde gestoßen wird, trifft er auf ein Hinderniß, so wird nachgegraben und vielleicht eine Trüffel, vielleicht aber auch nur ein Stein gefunden. Die in der Nähe von Trüffeln gern schwärmenden mouches oder Fliegen sind oftmals ein sicherer Führer für den Trüffelsucher.

Kürzlich faßte die Versailler Polizei eine Fabrik ab, in welcher in großem Maßstabe künstliche und zwar giftige Trüffeln hergestellt wurden, welche zahlreiche, lebensgefährliche Erkrankungen veranlaßt hatten.

Dr. Heinrich Boehnke-Reich.

Am Theetisch.

„Wie? Ebers' ganz unmeßbar herrliche ägyptische Romane haben Sie nicht gelesen?"

„Zu meiner Schande muß ich gestehen, keine Zeile davon, meine Gnädigen."

„Unerhört!"

„Gewiß! Und wenn Sie an meinem Schönheitsempfinden zweifeln — — Ihr Lächeln spricht deutlich genug, meine Dame! Aber vielleicht kann ich mich in Ihrer Meinung von einem ästhetischen Gefühl rehabilitiren, wenn ich Ihnen zur Lektüre einen Roman empfehle, den ich kürzlich mit großem Genuß gelesen habe. Er spielt zwar nicht ganz so weit zurück, wie die genannten Ebersschen, was Sie allerdings entschuldigen müssen, immerhin aber doch auch respektabel weit. Es ist ein medo-persischer und sein Inhalt eine Hof- und Staatsgeschichte. Gestatten Sie, will ich Ihnen die Fabel in gedrängter Kürze erzählen.

Der König hält Hof im Schlosse zu Susa, seiner Winterresidenz. Um ihn versammelt sind Fürstlichkeiten, deren Suzerän er ist, und seine Satrapen.

Nach einem großen Diner, wo, wie der Dichter das sehr zart umschreibt, der König guten Muthes war vom Wein, wünscht er, die erlauchten und anderen Gäste die stolze Schönheit der Königin bewundern zu lassen.

Kämmerlinge werden deshalb entsendet, die hohe Frau zu entbieten. Diese jedoch, die mit ihren Palastdamen gerade einen kleinen intimen Zirkel arrangirt hat, lehnt ab, zu erscheinen.

Begreiflich berührt das den König sehr unangenehm.

Als nun gar einer der Fürstlichkeiten etwas stark boshaft und höhnisch auf den Pantoffel anspielt, von bösem Beispiel spricht, das

Digitized by

die Gehorsamsrenitenz der Landesmutter gegen ihren königlichen Gemal den anderen Frauen geben könnte, da ergrimmt der Gebieter mächtig, läßt sofort durch die Kämmerlinge der Königin die Krone abnehmen und sie selbst kurzer Hand vor die Thür setzen. Außerdem emanirt er noch stehenden Fußes ein Gesetz, das allen Frauen in seinen Landen befiehlt, die uneingeschränkte Oberherrlichkeit ihrer Männer ner im Hause anzuerkennen, sich ihr unweigerlich zu fügen.

Ob dem Gesetz überall strikte auch gehorcht wird, darüber schweigt der Dichter weislich sich aus

Seine Majestät aber, an die mannigfachen Reize weiblichen Umganges gewöhnt, wünscht wiederum aufs neue sich zu vermälen.

Althergebrachter Landesüblichkeit gemäß und nach den Hausgesetzen der Dynastie ist der König nicht daran gebunden, eine Prinzessin von Geblüt zu wählen, sondern er hat freies Küren unter den Schönheiten seines Reiches.

Er sendet also Schauer aus, die ihm denn auch binnen kürzester Frist holdselige Mädchen hundertweise präsentiren, die einstweilen sämmtlich im Königspalast logirt werden.

Nun ist da auch ein Jude, ein schlauer, gewiegter Menschenfischer, ein ehrgeiziger Streber dabei.

Dieser Jude ist zufällig Vormund einer Verwandten, Hadassa mit Namen, einer Tochter seines Stammes, die an wunderbarer Schönheit ihres, wie die Sonne leuchtenden Antlitzes, an herrlichem Liebreiz der Gestalt, nicht minder alle Landeskinder überstrahlt, wie sie an Witz und Verstand um viele Haupteslängen sie überragt.

Ihrer Religion wegen kann diese Jüdin bei der Brautschau des Königs per fas eigentlich nicht mitspielen, indeß der kluge Vormund, der erstens sehr richtig kalkulirt, daß ein schöner Mädchenleib überhaupt konfessionslos ist, der zweitens weiß, daß in der Welt Unrecht oft Recht wird, versteht man's nur zu drehen, schmuggelt seine Mündel trotzdem unter die zur Schau gestellten Jungfrauen.

Was er gehofft und woran er bereits für sich selbst die hochfliegendsten Pläne geknüpft, geschieht. Der König, ein erfahrener Kenner in bezug auf Frauenschönheit, wählt seine Mündel, ohne sich erst lange nach den Details ihrer Geburt, ihrer Herkunft, ihres Glaubens zu erkundigen.

Hadassa, das Judenmädchen, wird also Königin.

Sobald sie die Krone fest auf ihrem Haupte fühlt, sinnt sie natürlich darauf, ihren umsichtigen Vormund an den Hof und in das Kabinett zu bringen.

Der derzeitige Vezier, der thatsächlich das Land regiert und ein etwas gewaltthätiger Kavalier ist, begeht eine Dummheit.

Sofort setzt die Königin hier die Hebel zu dessen Sturze ein; mit der ganzen List eines gewitzten, von dem Zauber blendender Schönheit unterstützten Weibes weiß sie dieselben zu bewegen.

In einer Rosenstunde nach einem üppigen tête-à-tête-Diner gelingt es ihr, dem Könige das Haupt des Veziers abzuschmeicheln und zur selben Zeit hat der Vormund das Glück, zwei Bösewichter, die dem Herrscher nach dem Leben trachten, diesem anzuzeigen. Er wird Staatskanzler und versteht es als solcher, sich sehr bald zum allmäch-

Digitized by Google

tigen Herrn des Landes aufzuschwingen, der, in allem im geheimen von der Königin sekundirt, faktisch allein souverän regiert, wenn er klüglich auch nie die Vorsicht vergißt, dem Könige Schein und Schimmer der Gewalt zu lassen.

Natürlich besetzt er alle einflußreichen Stellen am Hof, in der Regierung und im Lande mit Leuten seines Stammes, sodaß in kurzer Zeit die Juden aus Unterdrückten und Knechten, die sie bisher im Reiche waren, Gebietende und Herren werden.

Das ist die Fabel des Romans.

Umrankt ist dieselbe, wie sich das von selbst versteht, von allerlei Beiwerk, mit Reflexionen durchwoben, die gleich sinnvoll sind, wie jenes in dem Schwung seiner zierlichen Arabesken anmuthig ist. Dabei eine Diktion, die sich mit der unserer gefeiertsten Romanciers messen kann.

Der Verfasser hat sich leider nicht genannt. Er scheint aber nach einem, wahrscheinlich von ihm aufgefundenen Tagebuche der Königin Hadassa selbst gearbeitet zu haben.

„Und der Titel dieses Romans?"

„Ja so, der Titel! Den hätte ich beinahe anzugeben vergessen. Der Roman nennt sich: „Das Buch Esther" und Sie finden ihn in dem herrlichen Sammelwerk, das wir κατ' ἐξοχήν „Buch" nennen, in der Bibel."

Selten habe ich so ergötzlich lange Gesichter, so verdutzte Mienen gesehen, ein so köstlich ärgerliches: „Sie boshafter Mensch!" gehört, als jetzt am Theetisch.

C. Spielmann.

Kleine Bosheiten.

In gesellschaftlichen Apophthegmen von Susanna Gräfin S—tz.

Edelmuth? Vortrefflich, einen kleindenkenden großen Mann damit zu bestechen, armseligen Mäcenen mit dem Weihrauch desselben die Nase einzuräuchern.

Neben einem Mann von Kopf und Herz kann ein halbes Hundert Figuranten leicht geduldet werden.

Im Salon ist nichts unausstehlicher, als die Grimasse der Prüderie.

Die Personifikation der Wahrheit ist ein nacktes Weib. In der Gesellschaft hat sie deshalb auch keine Stätte.

Im Salon stößt man oft auf Leute, die so unerträglich liebreich sind, daß man in Versuchung geräth, ihnen eine Ohrfeige zu geben.

Weil man der ist, der man ist, glaubt die Gesellschaft, man sei verpflichtet, geistreich zu sein.

Auch in der Gesellschaft im Negligé ihrer Gedanken sich zeigen, ist ein Vorzugsrecht großer Männer und kleiner Mädchen.

Den Luxus der eigenen Meinung dürfen sich in der Gesellschaft nur diejenigen gestatten, die sich nichts daraus machen, unbequem zu werden.

Digitized by Google

Ueber manche Charaktereigenschaften empfängt man im Salon Offenbarungen durch die — Nase.

Schwätzern zeige ich sofort die Nachtseite meiner Persönlichkeit.

Die Mehrzahl der Männer in den Salons sehen aus, wie glatt rasirte Kater, oder ihre Physiognomie ist ein Exanthem der Civilisation.

Auch der Teufel selbst ist nicht so schwarz, als er im Salon alter Damen gemalt wird.

Graf Z. hat sich mit Baronesse Y. verlobt. Wie charmant! Sie passen genau so zusammen, wie zwei geröstete Semmelscheiben ohne Butter.

Nippsachen.

Der Ursprung des türkischen Halbmondes bildete den Gegenstand von Forschungen des Kopenhagener Professors der Geschichte, Friedrich Schiern. Auf einigen byzantinischen Münzen findet man auf der einen Seite Hekate, die Göttin des Mondes, mit Köcher und Bogen, auf der andern einen Halbmond mit einem Sterne darüber abgebildet. Nach der Eroberung Konstantinopels durch die Türken 1453 schmückten diese die Spitzen ihrer Minarets, die sie neben den christlichen Kirchen erbauten, ebenso ihre Fahnen mit dem Zeichen des Halbmondes. Daraus entstand mit der Zeit die Vorstellung, die Türken hätten das Symbol des alten Byzanz als ihr eigenes Nationalabzeichen angenommen.

Diese Annahme hat zunächst das gegen sich, daß die Türken nichts weniger als Ehrerbietung vor dem griechischen Alterthume zeigten; Beweis ist die vandalische Verwüstung, welche die Baudenkmäler aus jener klassischen Zeit durch die Osmanen erfuhren. Für dieselbe spricht in gewissem Grade eine Prophezeiung, welche der venezianische Edelmann Niccolo Barbaro, der selbst an der Vertheidigung der Stadt theilnahm, in seinem Berichte darüber mittheilt. Nach dieser Prophezeiung sollte Konstantinopel so lange nicht in feindliche Hände fallen, bis nicht der Vollmond derart verfinstert am Himmel aufgehen würde, daß nur die Hälfte seiner Scheibe sichtbar wäre. Nun ist durch zeitgenössische Zeugen und auch durch die Berechnungen des Kopenhagener Astronomen Professor Schiellerup zweifellos festgestellt, daß in der Nacht vom 22. auf den 23. Mai 1453, in welcher die Eroberung Konstantinopels erfolgte, eine Mondfinsterniß stattfand. Die Griechen waren durch dieselbe bestürzt, die Türken von Freude erfüllt, denn in dieser Himmelserscheinung erblickten sie den Vorboten ihres nahen Sieges.

Es würde etwas für sich haben, daß die Türken aus Dank die verfinsterte Mondscheibe zum kriegerischen und nationalen Wahrzeichen erhoben hätten, aber das erwähnte Faktum steht damit aus dem sehr einfachen Grunde in keinerlei Verbindung, weil man den Halbmond lange, bevor die osmanischen Türken den Fuß nach Europa setzten, bevor sie die Grenze Asiens überschritten, bei ihnen antrifft. So heftete schon Orchan, der von 1326—1360 regierte, einen silbernen Halbmond an die Fahne, die er seinem Heere und besonders den neu errichteten Goni Tscheri (Janitscharen) stiftete. Ebenso hatte noch früher bei den Türken von Chwaresm, deren Reich auf den Trümmern jenes der Seldschuken errichtet worden, der Sultan Mohamed Tekesch (1192—1200) die Spitze seines Zeltes mit einem Halbmonde geschmückt.

Die Ansicht, die Türken hätten dieses Symbol aus der Vergangenheit Konstantinopels übernommen, kann als widerlegt gelten, und es erübrigt die Frage, was wohl der eigentliche Ursprung desselben gewesen sein mag?

Da Sitten und Gebräuche der mohamedanischen Völker enge mit ihrem Glauben zusammenhingen, so könnte man versucht sein, ihn im Islam selbst zu suchen. Da sich dieser aber offen als ein Protest gegen den Sternenkultus des Sabäismus ankündigt, so ist nicht anzunehmen, daß Mohamed einen Himmelskörper als Abzeichen für seine Anhänger gewählt haben sollte. Er lehrt ja selbst: „Verneiget Euch weder vor der Sonne noch vor dem Monde, sondern vor jenem Gott, der sie geschaffen hat, wenn Ihr ihm dienen wollt.“ Auch trägt die heilige Fahne des Propheten, der „Hadnschak-Scherif“, keinen Mond in seinem Felde.

Dagegen fördert folgender Umstand die Lösung der Frage. Bevor die Türken

Digitized by Google

sich zum Islam bekannten, standen sie in religiöser Beziehung nicht höher, als die stammverwandten Völker, die Tonguſen, Mongolen, Samojeden und Finnen; ihr religiöſes Verſtändniß bewegte ſich innerhalb des im nördlichen Aſien allgemein verbreiteten Schamanenthums. Sogar Dſchingis-Khan (1175—1227) war noch nicht Mohamedaner, ſondern erſt ſein Enkel Berke bekehrte ſich zum Islam, und dies gilt ohne Zweifel von der Mehrzahl jener Horden, mit welchen der große Heerführer 1209 die chineſiſche Mauer bezwang und das Mongolenreich im Norden Chinas begründete. Ein Schriftſteller aus jener Zeit, Menghung, erzählt in ſeiner Darſtellung jener Ereigniſſe, daß ſchon damals die mit neun Roßſchweifen geſchmückte Tartarenfahne jenen Halbmond trug, der alſo nicht griechiſcher oder arabiſcher, ſondern klärlich altaiſcher Abſtammung iſt.

Italieniſche Weine. Ob die italieniſchen Weine, wie ihre Liebhaber meinen, jemals mit Bordeaux, Port- und Rheinweinen werden rivaliſiren können, müſſen die Weinproduzenten Italiens erſt nachweiſen. Wie es gegenwärtig ſteht, kann behauptet werden, daß dazu nur ſehr wenig Ausſicht vorhanden iſt, denn Italien ſteht trotz ſeiner Befähigung für Weinbau noch weit hinter andern damit geſegneten Ländern zurück, ſowohl in Kulturmethode als Behandlung des Produkts. Nicht allein wachſen die Reben in primitivſter Art an Bäumen entlang, ſondern auch mit anderm Pflanzenwuchs gemiſcht, ferner werden die verſchiedenartigſten Trauben unterſchiedlos zu demſelben Weine gemengt. Ein Beachten des Reifezuſtandes bei der Leſe, der Kellertemperatur, der nöthigen Reinlichkeit beim Behandeln und Schönen des Weines iſt gemeinhin gar nicht vorhanden. Aber alle dieſe Mängel ließen ſich leicht beſeitigen, und würden beſeitigt werden, wenn in dem italieniſchen Charakter etwas Fleiß und Strebſamkeit läge. Aber Italien begnügte ſich wohl ſchon zu lange mit der Mittelmäßigkeit, als daß zu hoffen ſein könnte, es werde von dem alten Schlendrian laſſen.

Bei alledem hat das Land eine Fülle, eine vielleicht zu große Fülle der feinſten, beſten Traubenſorten; wenn es bei vereintem Beſtreben von Kapitaliſten — wie es in Verona und Aſti begonnen iſt — oder durch intelligentere Belehrung der Weinbauer — wie in der „oinologiſchen Schule" in Conigliano der Anfang gemacht wurde — gelingt, die Beſitzer der verſchiedenen Weingärten eines Landſtrichs dazu zu vermögen, eine beſtimmte Traube als charakteriſtiſches Muſter einer Gegend auszuwählen und eine größere Menge gleichförmigen Weines zu keltern, dann würde dies für Produzent wie Konſument von namhaftem Vortheile ſein. Der erſtere würde, wie es in andern Ländern geſchieht, ſein ganzes Produkt vornweg verkaufen können; der letztere würde deſſen ſicher ſein, was er für ſein gutes Geld erhält.

In dieſer Weiſe als gleichmäßige Waare bekannt geworden, würden die vorzüglichen Barolos und Barberas von Piemont, Pominos und Chiantis von Toskana, der kräftige Traubenſaft von Barbetta und anderen Gegenden am Adriatiſchen Meere, die Aſtis und Falerner der Küſte des Mittelmeeres ſich einen anerkannten Platz auf dem Weinmarkte erringen. Jetzt aber ſind nicht zwei Sorten derſelben, d. h. dem Namen nach, derſelben Traube einander gleich. Während der rothe Wein von Montepulciano gefallen kann, möchte der von Montalemo wie Gift erſcheinen. Es kann jemand eine Flaſche Corvo trinken, die ganz vorzüglich iſt, während eine andere Flaſche deſſelben Weines die unangenehmſten Folgen haben kann. Eine Flaſche Grignolino kann ein Trank für einen König ſein, eine andere würde ein Bettler in die Goſſe ſchütten.

Eine Folge dieſes unzuverläſſigen Wechſels war, daß italieniſche Weine keine feſte Stellung erlangen konnten, und ſie werden dies auch nicht eher, als bis in den ſechs Traubendiſtrikten des Königreichs eine marktwürdige Menge gleichmäßigen Weines produzirt wird.

Die jährliche Weinproduktion Griechenlands wird auf etwa 123 Millionen Liter geſchätzt. Der Export 1881 hatte einen Werth von 1,696,006 Mark, in der erſten Hälfte 1882 von ſchon 1,424,000 Mark. Mehr als die Hälfte dieſer Menge wurde nach Frankreich exportirt, viel geringere Quantitäten nach Oeſterreich-Ungarn, Rußland, Türkei, Italien und Deutſchland. Um Einführung der beſten griechiſchen Weine in Deutſchland hat ſich J. F. Menzer in Neckargemünd anerkannte Verdienſte erworben. Im allgemeinen wird der Wein in Griechenland ſchlecht bereitet und um ihn haltbarer zu machen, mit Alaun und Harz vermiſcht. Wo derſelbe aber ſorgfältiger hergeſtellt wird, wie in der Umgegend von Athen, Korinth, Patras, in manchen Gegenden von Euböa und andern Inſeln, da iſt er ein angenehm ſchmeckendes, feines, wenn auch etwas kräftiges Tröpfchen. Dieſe Weine werden hauptſächlich zu dem Zwecke exportirt, um mit ſchwächern franzöſiſchen Weinen zu

Digitized by Google

Claret gemischt zu werden. Auf der Insel Santorini wird ein weißer süßer Wein, Vino Santo, produzirt (bei Menzer die ganze Flasche 1 M. 50 Pf., 100 Liter 140 M.), der etwas dem Konstantia gleicht. Auf Euböa wird in sehr mäßiger Menge ein Muskatwein bereitet, der mit 68 Mark das Hektoliter frei an Bord abgegeben wird. Malvasier von Monembasia im Peloponnes, ein seit Jahrhunderten berühmter Wein, wird an Ort und Stelle mit 60—64 Mark das Hektoliter bezahlt.

Spirit-raki, eine Art Cognac, mit Harz, Mastix und Anissamen präparirt, wird in Griechenland in großer Menge produzirt und in großer Menge konsumirt.

Der Spiritusexport von Griechenland ist im Zunehmen begriffen.

Der Wein-Import nach Bordeaux stellte sich in den drei ersten Monaten 1883 gegen dieselbe Zeit 1882 wie folgt:

Aus	Erstes Quartal 1883. Hektoliter.	Erstes Quartal 1882. Hektoliter.
Spanien	227,675	231,538
Italien	47,982	8,727
Oesterreich-Ungarn	12,000	6,600
Andere Länder	115,919	69,502
	403,576	316,367

Wegen der hohen Preisstellung wurde 1882 nur wenig Wein aus Italien importirt, was sich seitdem wesentlich gehoben hat. Portugal, unter der Rubrik „andere Länder" mit inbegriffen, liefert zum großen Nachtheile Spaniens einen großen Theil der angegebenen Menge.

Der Weinimport nach Frankreich, namentlich nach Bordeaux, ist in stetem Zunehmen begriffen. Die genannte Stadt erhielt im ersten Quartale 1883 221,468 Hektoliter französische Weine weniger als in 1882. Dies ist ein Beweis, wie sehr der französische Weinbau unter mancherlei Uebelständen, namentlich durch die Reblaus oder Phylloxera zurückgeht. Der neuerdings wachsende Import amerikanischer Weine nach Frankreich und Spanien (Xeres) beweist, daß jenseits des Oceans der Weinbau einen mächtigen Aufschwung nimmt. Australische Weine und Champagner scheinen sich nur langsam einen Platz auf dem Markt zu erringen.

In den **deutschen Weindistrikten** fällt es, wie Riehl in „Land und Leute" sagt, den kleinen Besitzern schwer, den Schwankungen im Markte Stand zu halten oder eine preiswerthere Waare dadurch zu beschaffen, daß sie eine spätere Lese riskiren. Dazu kommt noch die Konkurrenz von Bier und Obstweinen mit den geringern Weinsorten, welche einen Gewinn unsicher macht, und eine unvermeidliche Ursache der Demoralisation bildet.

Zur Geschichte der weiblichen Haartrachten. In den frühesten Zeiten trugen die Frauen das Haar schlicht herabhängend, bis der ihnen innewohnende Trieb sich zu schmücken, zu mancherlei Künsteleien führte, neuestens bis zu „Simpelfranzen" und „wolkenzerfetztem Dolomitengebirge", wie Theodor Vischer diese Mode bezeichnet. Lange Zeit bedeckte man den Kopf mit einem Schleier, die Griechinnen und Römerinnen hielten ihr Haar mit goldenen und silbernen Nadeln zusammen, durchflochten es mit goldenen Kettchen oder umwanden es mit rothen und weißen Binden. Auch puderte man den Kopf mit Goldstaub. Die rothblonden oder impertinent- oder tornisterblonden Haare der Allemannen galten für eine so wesentliche Schönheit des weiblichen Geschlechts, daß Brünetten, die nicht so glücklich waren, ihrem Haar durch Tinktur (dem heutigen „Auricom") eine solche Farbe zu verleihen, dasselbe lieber abschnitten und eine blonde Perrücke trugen. Diese Sitte war so allgemein, daß die Dichter voll süßen Wahns nicht umhin konnten, die rothen oder blonden (nur zu oft falschen) Locken ihrer Herzenskönigginnen zu besingen. Die römischen Schönen „gingen" mehrmals täglich anders, morgens schwarzgelockt, zu Abendgesellschaften und hohen Festlichkeiten blond und roth.

Diese Mode blieb unangefochten, bis im Jahre 692 das Konzil von Konstantinopel alle diejenigen mit dem Kirchenbanne bedrohte, welche falsche Haare tragen würden. Trotzdem bewahrten die „falschen Behauptungen" ihre Herrschaft. Petrus Lombardus nennt sie noch im 12. Jahrhundert eine „greuliche Entstellung", eine „verdammenswerthe Unverschämtheit". Alexander Alesius (gest. 1245) und Bernhard de Vienne erklärten den falschen Haarschmuck für eine Todsünde, und der heilige Paulin versicherte: der Herr werde die Frauen, welche dergleichen trügen, demüthigen, indem er sie zu Kahlköpfen machen werde. So vielen Verwarnungen gaben die Damen endlich Gehör und nahmen wieder den Schleier an, der bis auf die Schultern reichte und das Haar verhüllte; Königinnen und Prinzessinnen trugen darüber ein Diadem,

Digitized by Google

Wittwen dagegen eine Kopfbinde, welche die Stirn bedeckte, auch über Gesicht und Wangen herabhing und Hals und Brust verhüllte.

Hierauf folgte die Mode der „Schlapphüte" (heutzutage „Rembrandt"), die sehr breit und mit Perlen besetzt waren. Unter Ludwig dem Schönen (gest. 1314) und seinen Nachfolgern kam bei den Damen das Kopftuch in Aufnahme, das die Gestalt eines riesigen Zuckerhutes hatte, von dessen Kegel ein Gazeschleier niederwallte, wobei das Haar immer noch sichtbar blieb. Isabella von Bayern, Gemalin Karls VI. (1380—1422) trug Hüte, die wie die spätern Zweistutze der Männer geformt waren; von den stark aufgebogenen Enden hing ebenfalls ein langer Kopfschleier mit Franzen bis auf den Gürtel herab. Weil sie trotz der kriegerischen Nothlage des Landes diesem Luxus nicht entsagte, wurde sie eingesperrt. Diese Kopfgebäude wurden unter Karl VIII. (1483—1498) um einige Etagen niedriger, bis sie unter Ludwig XIII. (1610—1643) gänzlich verschwanden, um einer einfachen „Schwanzkappe" oder Capuchon Platz zu machen.

Aus einer Kleiderverordnung zu schließen, die der Rath von Breslau 1453 erließ, müssen die damals üblichen Hauben den Thürmen ähnlich gewesen sein, denn es heißt: „Item: Die Frauen sollen ablegen die großen ungewöhnlichen Hauben, und nicht größer als eine halbe Elle lang tragen, welcherlei sie tragen wollen, und sollen keine Perlins (Berliner) Hauben tragen; welche dawider handeln sollen eine Mark Strafe erlegen."

Unter Franz I. (1515—1547) fingen die Damen an, sich zu frisiren und trugen einen spanischen Toque (schmalrandigen Hut); unter Heinrich IV. (1589—1610) kam der Gebrauch des Puders auf. Im Jahre 1784, als die politischen Ideen bereits zu gähren anfingen, mischten sich auch die Damen darein und trugen „Diskonto-Kassen-Hüte", bis unter der Republik und dem ersten Kaiserreich die griechischen Moden wieder vorherrschend wurden. Die eine Zeit lang die Damenköpfe verunstaltende Mode à la Giraffe ist ins Nichts zurückgesunken, mögen ihr noch manche andere folgen!

Die Entstehung der astronomischen Zeichen in den Kalendern. Die Symbole für die Elemente, welche die Chemiker in der Zeit Boerhaves (geb. 1668 im Dorfe Boorhut bei Leyden, gest. 1738 in Leyden) anwandten, sind zur Bezeichnung von Sonne, Mond und Planeten in unsere Kalender übergegangen. Boerhave sagte: „In der ganzen Natur giebt es nur sechs Metalle, nämlich Gold, Blei, Silber, Kupfer, Eisen und Zinn. Manche rechnen auch das Quecksilber zu den Metallen, aber dies stimmt mit den Eigenschaften der Metalle nicht überein. Es ist weder durch Feuer löslich, noch hämmerbar, noch fest. Doch sind die Chemiker der Ansicht, daß es die Basis aller Metalle bilde, denn bei Zusatz von Schwefel wird es zu einem Metalle gefestigt. Da nur dieser Umstand nöthig ist, um Quecksilber zu Metall zu machen, so liegt darin die Gewähr, es auch als solches zu bezeichnen."

Die Metalle erlitten nun eine Art Apotheose und wurden unter die himmlischen Körper versetzt als:

Sol, Sonne — Gold
Luna, Mond — Silber
Venus — Kupfer
Mercur — Quecksilber.

Gold ist ein Kreis wegen seiner Vollkommenheit.

Silber, zwei ineinander steckende Halbkreise, die aneinander gesetzt, einen Kreis bilden würden. Nun waren alle alten Chemiker der Ansicht, daß Silber in sich verborgen Gold enthalte, halbes Gold sei; könnte man das verborgene Gold nach außen wenden, so würde Silber in Gold verwandelt sein, was die halbmondförmige Figur andeutet.

Kupfer ist ein Kreis mit einem Kreuze unten, d. h. Gold mit einer ätzenden Substanz versetzt. Denn das Kreuz war das Symbol für Feuer, Scheidewasser, Essig u. dgl. Wie das Kreuz zur Tortur der Menschen diente, so dienen diese ätzenden Stoffe, um Gold in andere Metalle zu „quälen".

Merkur, daß Zeichen für Quecksilber (Mercurius), zeigt den Kreis (Gold) in der Mitte, oben den Halbmond (Silber) und unten das Kreuz (Aetzsubstanz). Alle Adepten sagen vom Quecksilber, es sei im Herzen Gold, daher seine Schwere, außen Silber, daher seine weiße Farbe, aber es hängt ihm verderblicher ätzender Schwefel an, was das Kreuz anzeigt. Würde es vollständig geglüht und gereinigt und seine Farbe geändert, so würde es Gold sein. Entzöge man ihm den Aetzstoff und das Silber, so würde das Gold allein zurückbleiben. Davon entstammt die Sentenz über

Digitized by Google

Queckſilber: entkleide mich, wende mich um und alle Geheimniſſe der Welt werden enthüllt ſein.

Hermann Fictuld theilt in der „Anweiſung vom allgemeinen natürlichen Chaos“ (1734) ein dieſe Anſicht andeutendes Akroſtichon mit:

Mich kan niemand nicht füllen,
Er hebe dann mit dem Feuer meine Hüllen
Rund gekehrt und zerſtört mein Hauß,
Clar gemacht wie ich geweſen durchaus
Uon drey war mein Stamm, aus drey beſtund ich,
Rufft Vulcanum nur, daß er mich und Dich
In ein feuriges Waſſer bring, das bleibt ewiglich.

Von der Gelehrtheit mancher Korrektoren erzählt Decaiſne folgendes Beiſpiel: „In meinen Artikeln für Zeitſchriften ſchmücke ich meine arme Proſa gern mit Citaten klaſſiſch-lateiniſcher Dichter, deren Sprache, obgleich zu den todten gezählt, noch heute lebt. Ein Korrektor nun, in dem ich nie einen Fehl entdeckte, hatte eines Tages meinem Manuſkript entgegen einige Verſe aus Ovid geändert. Ich beſtritt die Berechtigung ſolcher Eigenmächtigkeit, aber der Korrektor verſchanzte ſich hinter Autoritäten und bewies mir meinen Irrthum. Doch ich beſtand dennoch hartnäckig auf meiner Verſion und legte den Fall meinem berühmten Freunde Littré zur Entſcheidung vor. Er entſchied gegen mich und ſeitdem bin ich nicht mehr ſo egoiſtiſch!“

„Wer? wer? Miniſterium“ iſt der ſeltſame Scherzname für Lord Derbys 1852 beginnende Amtirung. Der Herzog von Wellington war ſehr geſpannt, wer im neuen Miniſterium ſei, und ließ ſich von dem neuen Premier im Hauſe der Lords die Namen nennen. Wie alle ſchwerhörigen Perſonen, ſprach der Herzog ſehr laut, und Lord Derby mußte ebenſo laut antworten, ſo daß dieſes vermeintliche „Flüſtergeſpräch“ im ganzen Hauſe gehört wurde. Bei jedem ihm genannten Namen fragte Wellington in ſtaunend lauter Verwunderung: „Wer? wer?“ denn die meiſten dieſer Namen hatte er vorher nie gehört. Von dieſem wiederholten „Wer? wer? erhielt dieſes Miniſterium den Beinamen „Wer? wer? Miniſterium“ („Who? who? Ministry“).

Ein Mumienkranz. G. Schweinfurth unterſuchte den Blumenkranz der Mumie der bei Deri-el-Behan gefundenen Prinzeſſin Ugi-Khouni aus der 21. ägyptiſchen Dynaſtie und fand gefaltete Blätter einer Weide (Salix Safsof), vollſtändige Blüten von Feldmohn, Blütenköpfe von Flockenblumen (Centaurea depressa) und Picris coronopifolia. Die Mohnblumen ſcheinen in noch ungeöffnetem Zuſtande geſammelt zu ſein, um das Abfallen der Blütenblätter zu verhüten, und waren noch in ſo guter Verfaſſung, daß Schweinfurth bemerkt, man fände in unſern Herbarien ſelten ſo gute Exemplare dieſer leicht verletzlichen Blumen. Bemerkenswerth iſt, daß dieſe vor mehr als 3000 Jahren geſammelte Mohnart (Papaver Rhoeas var. genuina) mit der noch heute vorhandenen identiſch iſt. Bezüglich Picris coronopifolia bemerkt Schweinfurth, daß ſie kaum zu unterſcheiden ſei von der kleinen Art mit niedrig ſich ausbreitendem Gezweig, wie ſie jetzt an der Wüſtengrenze ſo häufig ſich findet. Aus dieſen Blumen in dem Kranze läßt ſich ſchließen, daß die Beſtattung der Prinzeſſin im März oder April ſtattfand, denn ſpäter hätte ſich die Blume nur mit großer Schwierigkeit beſchaffen laſſen.

Es iſt ferner ermittelt worden, aus den in einem Grabe zu Theben aus der Zeit der 12. Dynaſtie (2400—2200 v. Chr. Geb.) gefundenen Leinkapſeln, daß der von den alten Aegyptern benutzte Flachs von Linum humile (der unſere iſt von Linum usitatissimum) ſtammte, und ihr Senföl von einer der beiden Sinapis-Arten, die noch heute in Aegypten vorkommen.

Salon-Büchertiſch.

Horaz und Lydia. Luſtſpiel in 1 Akt von F. Ponſard, übertragen von Alfred Friedmann. Leipzig, Verlag von Karl Reißner. Das Stück behandelt eine Liebesaffaire aus dem auguſteiſchen, den Muſen ſo günſtigen Zeitalter, insbeſondere einen kleinen eiferſüchtigen Zwiſt zwiſchen dem früh mit dem Lorbeer der Anerkennung ſeiner Mäcenaten und ſeines Volkes gekrönten Dichter einerſeits und ſeiner in mehreren Oden von ihm ſelbſt, wie hier im Einakter gefeierten Schönen andererſeits und iſt durch die neunte Ode des dritten Buches der Gedichte des Horaz angeregt worden. Ponſard ſowohl, wie beſonders auch Alfred Friedmann, der liebenswürdige und talentvolle Dichter und Schriftſteller, haben es verſtanden, ein klaſſiſch getreues Bild der damaligen Geſellſchaftsſphäre Roms und ihres etwas freien Liebeslebens zu ent-

Digitized by Google

werfen und durchzuführen. Die Uebersetzung der französischen Alexandriner, die uns Deutsche sonst so selten anmuthet, ist hier, obschon im Versmaße des Originals, doch niemals monoton. Die eingeflochtene Ode mit den verschlungenen Reimen athmet echt horazische Leichtigkeit und Liebenswürdigkeit. Bei den kurz vorhergegangenen Worten des Horaz, welche die Schlußstrophe des „Integer vitae" wiedergeben sollen:

„Du, die mein Odem bist, Dich lieb' ich allerorten,
Lydia, schön zu sehen, Lydia süß an Worten!"

würde sich empfehlen, für einen späteren Abdruck zu ändern in: „Du, die mein Odem ist". Vielleicht hat der betreffende Vers auch so lauten sollen. — r.

Zur Idee des Faust. Von Emil Mauerhoff. Leipzig, Verlag von Otto Wigand. Das vorliegende Werk enthält als Hauptabschnitte: Briefe berühmter Männer. — Die Grundidee der Dichtung. — Helena. — Die scenische Darstellung des ganzen Faust. — — Die „Briefe berühmter Männer" beruhen auf Fiktion, oder wie der Verfasser sagt, auf „freier Phantasie nach allerdings vorhandenen Motiven". Da schreibt unter anderen „Johann Schlaumeier" über Dubois-Reymond, ein anderer über G. v. Löper, Kuno Fischer und sonstige Goetheforscher, wobei in ergötzlichster Weise die Schwächen von Ansichten derselben aufgetischt werden. Es dürfte indeß doch wohl nicht rathsam sein, einen kleinen Lapsus calami oder eine offenbar nicht stichhaltige Muthmaßung irgend eines Kommentators, namentlich des zweiten Theils vom Faust, allzusehr bloßzustellen. Bei solchen heiklen Thematen dürfte die Regel mehr als sonstwo lauten: Siehe auf Dich selbst. Damit soll nicht gesagt sein, daß gerade eine augenfällige Unbegründetheit in den Mauerhoffschen Motivirungen hervorträte; im allgemeinen ist ja doch aber der zweite Theil und namentlich die Helenafrage noch lange nicht als völlig lösbares oder gar gelöstes Problem zu betrachten; noch viele werden sich die Köpfe darüber zerbrechen und die Bühnenaufführungen rücken diese dramatisirte Phantasie-Lehrdichtung uns auch noch nicht viel näher. Die Vorschläge des Herrn Verfassers, eine Aufführung des ersten Theils mit dem zweiten zusammen an einem Abend vorzunehmen, wie die dazu vorgeschlagenen scenischen Einrichtungen, sind für Bühnenleiter und Dramaturgen immerhin beachtenswerth.

— z.

Eine Goethestudie. Eine kleine, geschmackvoll ausgestattete Broschüre betitelt: „Das Lied vom Genius". Eine Goethestudie von August Hinüber (Leipzig, Verlag von Otto Wigand, 1884) haben wir besonderer Aufmerksamkeit gewürdigt, Unter den Monographien, welche über einzelne Goethesche Gedichte erschienen sind, ist die vorliegende unstreitig eine der interessantesten, da sie ein Gedicht, „Wanderers Sturmlied", behandelt, welches, obschon dasselbe die Aufmerksamkeit manches Goetheforschers in hohem Grade erregt hat, doch bisher einer besonderen Abhandlung nicht gewürdigt worden ist. Die Aufgabe, welche sich der Verfasser gestellt hat, löst er in geistvoller, überzeugend klarer Weise, indem er irrthümliche Ansichten über den immerhin schwerverständlich zu nennenden Hymnus beleuchtet und zugleich dem Leser, zu einer unserer Ansicht nach völlig richtigen Auffassung des seltsamen Gedichts zu gelangen, Gelegenheit giebt. Der Stil ist ein höchst eleganter und die ausgeführten Gedanken sind prägnant und zugleich gehaltvoll. Die Arbeit zeugt von einer außerordentlich vielseitigen Bildung und Belesenheit. — s.

Unser Bildertisch.

Aller Anfang ist schwer! (Mit Illustration.) Welch' ein prächtiges, dunkles Augenpaar unter dem Hut mit der Spielhahnfeder schaut Dich aus dem lieblichen Oval so sinnend und doch wieder so naiv und lustig an. Um den Mund spielt ein feines schelmisches Lächeln, das dem lieben Gesichtchen trotz aller ernsten Denkarbeit etwas schalkhaft Heiteres verleiht. Wie drollig und dem Leben abgelauscht ist die Haltung der Gänsefeder an den schwellenden, zum Kusse einladenden Lippen! Mein Wort darauf, junger Leser, träfest Du auf Deiner Sommerferienreise im Hochgebirge, meinetwegen als „Salontiroler", das herzige „Diandl" mit den meertiefen Augen, Du würdest Dich sterblich in sie verlieben, ihr auf Deine Art den Hof machen und ihr auch einige Verse widmen, die Du dann später schnöde der Redaktion des „Salon" einreichtest.

Eine Königsfamilie auf der Jagd. (Mit Illustration.) Es ist eine aufregende Scene aus dem Kampf ums thierische Dasein, welche uns Specht's

Digitized by Google

Meisterhand vorführt. Eine Giraffe von einer Löwin überfallen. Jeder denkt hier gewiß an Freiligraths schönes Gedicht „Der Löwenritt", nur daß es auf unserem Bilde eine ganze Familie des Königs der Thiere ist, die sich der leckeren Beute freut. Die Kampfesscene ist ganz wundervoll dargestellt. Die Giraffe lag auf den Vorderknieen und schlürfte langen Halses das trübe Wasser der Lache, während hinter dem nahen Hügel die Löwin mit ihren Jungen lauerte, welchen die Mutter in der Jagd eine treffliche Lehrmeisterin ist. „Mit Gebrüll auf ihren Nacken springt der Löwe." Es währt nicht lange und die Giraffe ist von den furchtbaren Bissen der Löwin getödtet und das Mahl beginnt. Sehr lebensvoll und charakteristisch sind die beiden kleinen Löwen gezeichnet, welche vom Kampfe aufgeregt, der Mutter mit gierigen Mienen zuschauen, als wollten sie sich im nächsten Moment selbst auf das arme Opfer stürzen.

V. E. Neßler. (Mit Porträt.) Neben Millöcker, dem Komponisten des „Bettelstudenten" giebt es auf dem Gebiete der leichteren Opernkomposition augenblicklich keinen gefeierteren Namen als den Viktor Ernst Neßlers, des Komponisten des „Rattenfängers von Hameln" und des „Trompeters von Säkkingen". Schon in dieser Titelangabe ist die musikalische Richtung Neßlers bezeichnet: „Deutsche Romantik und Lyrik" aber ohne jede sentimentale Empfindsamkeit. Viktor Ernst Neßler ist ein Elsasser, der aber niemals sein deutsches Wesen verleugnet hat. Er wurde als der Sohn eines Pfarrers in Kaldenhausen am 28. Januar 1841 geboren und sollte in Straßburg Theologie studiren; das that er denn auch, aber im geheimen wurde Musik getrieben, die ihn sich nun einmal zu ihrem Jünger erkoren hatte. Im Jahre 1864 wurde auf dem Straßburger Stadttheater ein Erstlingswerk Neßlers, die Oper „Fleurette" (Erste Liebe Heinrichs IV.), aufgeführt und mit glänzendem Erfolg aufgenommen. Das war der Wendepunkt im Leben des reichbegabten Komponisten. Sein Vater gestattete hinfüro seinem Sohne sich weiter in der Musik auszubilden und sich ganz ihrem Dienste zu widmen. Aber nicht die schimmernde Lutetia, in welcher damals Offenbach das Musikscepter auf seinem Operettenthrone schwang, lockte den jungen Musiker, sondern die deutsche Musik. In Leipzig vollendete Neßler unter Leitung bewährter Lehrer seine Studien und übernahm dann die Leitung einiger Männergesangvereine. Im Jahre 1871 wurde er Musik- und Chordirektor am Leipziger Stadttheater. Ein eigenes Heim gründete sich Neßler im Jahre 1872. Frau Marguerite Julie Neßler entstammt einer hochangesehenen elsassischen Patrizierfamilie. Inzwischen wurde Neßler als Komponist zahlreicher Lieder und Kantaten für Männergesang bekannt und beliebt. Einige einaktige Opern, die am Leipziger Stadttheater aufgeführt wurden, hatten keinen großen Erfolg. Besser erging es der Zauberoper „Dornröschens Brautfahrt" und der großen Oper „Irmingard". Im Jahre 1879 erschien auf der Leipziger Bühne „Der Rattenfänger von Hameln", eine Oper, welche bald den Namen ihres Schöpfers zu einem der Gefeiertesten machte. Es ist in der That ein Zauber der Melodie, welcher uns im „Rattenfänger" bestrickt und stellenweise an Weber mahnt! Die Musik ist weich und gemüthvoll, aber keineswegs sentimental; an geeigneter Stelle tritt sie markig und wuchtig auf. Das zweite bedeutende Werk ist die vieraktige Oper: „Der wilde Jäger", welche indessen einen so durchschlagenden Erfolg wie der „Ratterfänger" nicht hatte. Neuerdings aber erschien auf den Brettern wieder eine Lieblingsgestalt des deutschen Volkes: „Der Trompeter von Säkkingen", eine melodiöse Oper, welche von neuem das liebenswürdige reiche Talent Neßlers bekundete. Die Volksthümlichkeit im edelsten Sinne, welche sich vornehmlich in der Musik zum „Rattenfänger" so vollkommen ausprägt, ist der eigentliche Grundton, der Neßlers ganzes künstlerisches Schaffen durchdringt.

Ein verlockender Vorschlag. (Mit Illustration.) Es scheint in der That ein verlockender Vorschlag zu sein, den der wilde „Impresario" dem hübschen Mädchen auf unserm Bilde macht. Reisende Künstler scheinen die beiden Biedermänner unseres Bildes zu sein und während der eine seinem Wimmerholz rührende Töne entlockt, redet der andere in das Mädchen eifrig hinein. Sie scheint den Vorschlag annehmbar zu finden, wenigstens deuten ihre Mienen darauf hin. Vielleicht hat der „Impresario" in ihr eine schöne Stimme entdeckt und will sie als dritte im Bunde für die ländlichen Kunstreisen engagiren. Ob das hübsche Kind auf den Vorschlag eingeht? Die Gage dürfte nicht zu hoch sein und aus Wohlgefallen an den beiden „Künstlern" dürfte sie wohl auch nicht Ja sagen. Hoffentlich überlegt sich die ländliche Schönheit noch den verlockenden Vorschlag und „bleibt im Lande und nährt sich redlich."

Digitized by Google

Neueſte Moden.

Nr. 1. Margarethen-Hut.

Der Hut iſt von Reisſtroh. Die Garnitur iſt von weißen und goldenen Mar-

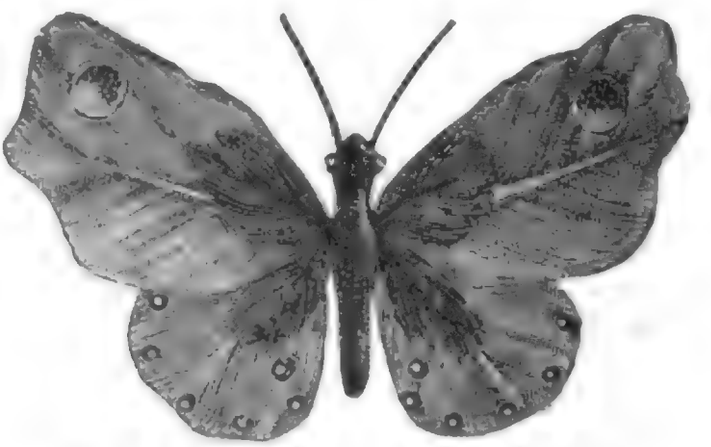
Nr. 1. Margarethen-Hut.

guerites mit braunen Herzen. Die Blumen bilden eine Krone und ziehen ſich auf allen Contouren des Hutes hin. Oben auf demſelben geſtalten ſie ſich zu einem

großen Bouquet und ziehen sich an den Fond des Hutes herunter. Bindebänder von schwarzem Sammet.

Nr. 2. Schmetterling von Federn und Perlen.

Der Schmetterling ist von Federn zusammengesetzt. Der kleine Körper von einem Bäuschchen Watte mit Seide überzogen und zwei Perlen für die Augen; auch die Flügel des Schmetterlings sind mit Perlen besetzt und dient derselbe zu Verzierungen auf Hüten ꝛc.



Nr. 2. Schmetterling von Federn und Perlen.

Nr. 3. Schmetterling von Schmelz.

Dieser Schmetterling ist von geschliffenen Schmelzperlen zusammengesetzt, welche an einen dünnen Draht gereiht und nach angegebener Form zurecht gebogen werden Auch dieser dient zur Verzierung von Hüten oder wird als Agraffe zwischen Spitzen an den Taillen angebracht.

Nr. 3. Schmetterling von Schmelz.

Nr. 4. Camail von Grenadine und gestreiftem Sammet.

Am Hals ein Stehkragen und an den Schultern mit einem, aus kleinen Volants bestehenden Besatz, welcher vorn durch eine Schmelz-Agraffe und Perlen verziert ist, besetzt.

Nr. 5. Camail von Ottoman.

Dieser Camail hat am Hals eine einfache, in die Höhe stehende Spitzenrüsche. Die Vorderseiten sind offen und um dieselbe eine Draperie von mit Sammet broschirter Grenadine, die auf der Brust in Falten gehalten ist, gelegt. Eine Agraffe von Posamenten mit Schmelz und Perlengehänge schließt dieselbe.

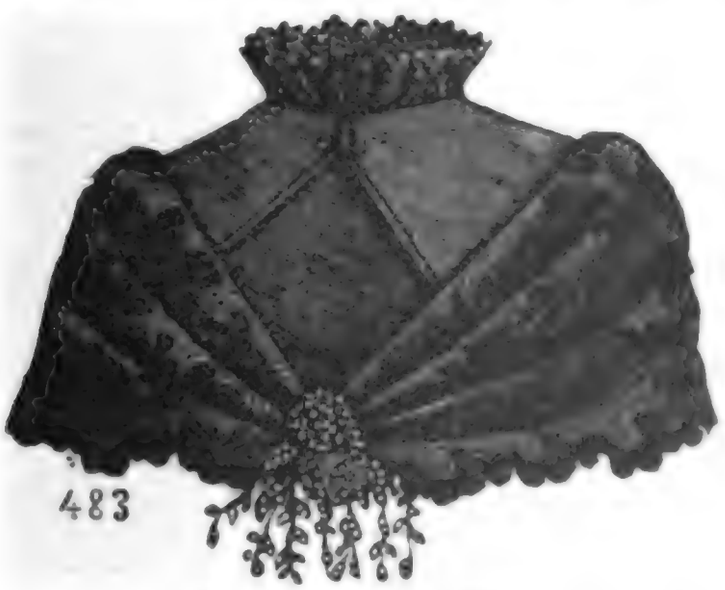
Digitized by Google

Nr. 6 u. 7. Toiletten für Empfang und Diner.

Nr. 6. Toilette für Empfang. — Costüm in Ottoman und in mastixfarbigem Sammet mit verschobenen Rauten von Perlen in derselben Farbe bestickt. Runder Rock von Sammet, begrenzt von drei Plissés von Ottoman. Tunika von Ottoman in Falten angesetzt und zurückgeschlagen bildet an jeder Seite ein kleines Panier. Ausgeschnittene Taille ohne Aermel, hinten herunter geschnürt und von einer Draperie umgeben, auf welcher ein Zweig rother Rosen angebracht ist. Mastixfarbige, sehr lange Handschuhe. Im Haar ein Feder-Puff.

Nr. 4. Camail von Grenadine und gestreiftem Sammet

Nr. 7. Toilette zum Diner. — Der Anzug ist von broschirter Seide in zwei Tönen grau und roth. Runder Rock, am Fuße mit vier kleinen Plissés in zwei Farben besetzt und reifenartig benäht. Die Tunika ist in Schürzenform, an den Hüften in die Höhe genommen und an der linken Seite mit einem Feder-Puff



Nr. 5. Camail von Ottoman.

in der Farbe des Costüms gehalten. Lange Taille, welche oben über einer Weste von rothem Sammet sich öffnet und unten in zwei Spitzen ausgeht, ist beim Halsausschnitt vorn herunter shawlartig benäht. Auch die Aermel sind mit rothem Sammet besetzt und benäht. Offizierskragen ebenfalls von rothem Sammet.

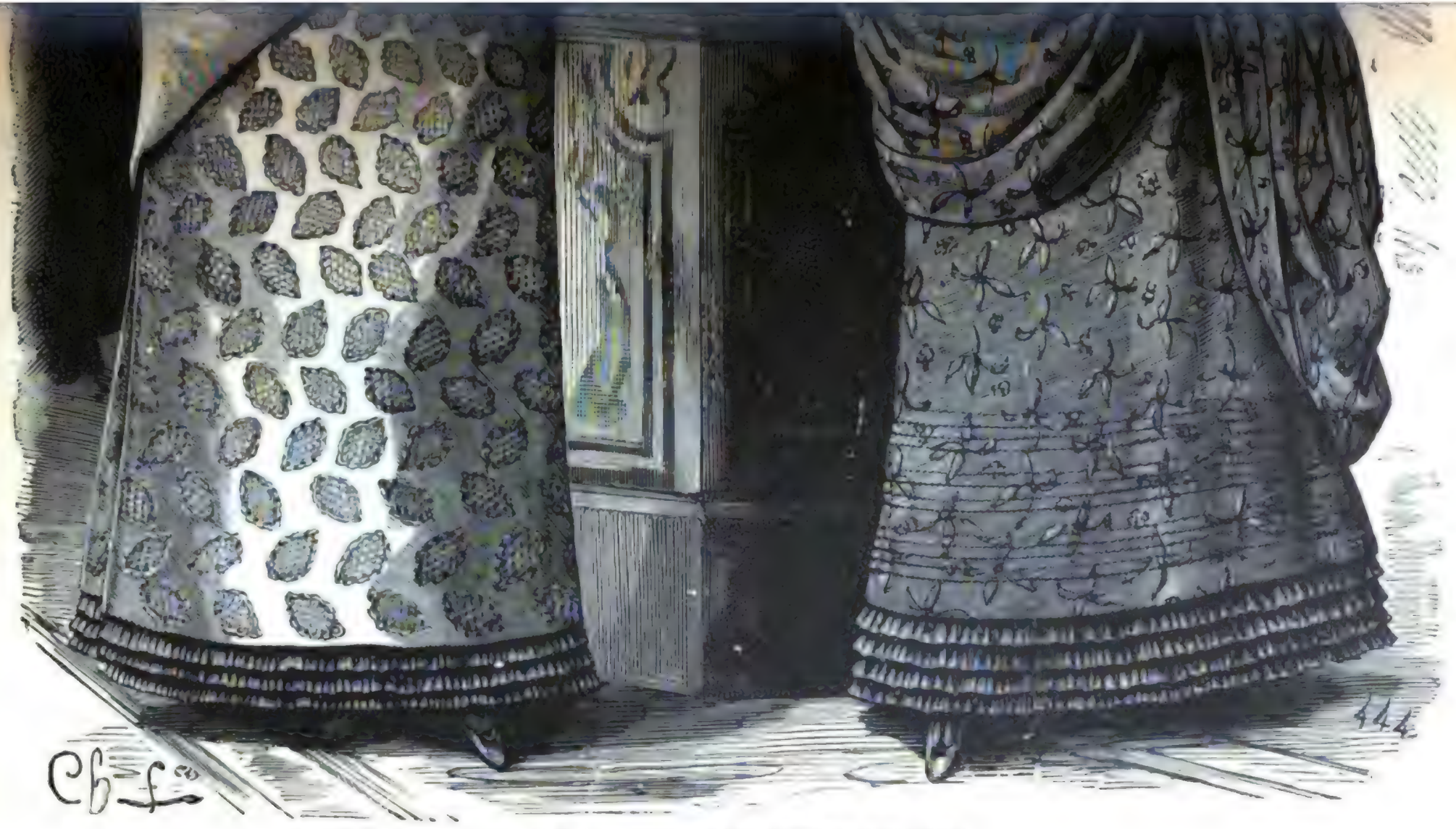
Nr. 8. Haube für den Morgen.

Diese besteht aus spanischer Spitze mit kohlgrünem Sammetband in Ottoman und Pékin-Atlas.

Nr. 9. Morgen-Haube.

Diese ist auch aus spanischer Spitze zusammengesetzt mit einer glatten Schleife,

Digitized by Google



Nr. 6 u. 7. Toiletten für Empfang und Diner.

Digitized by Google

Digitized by Google

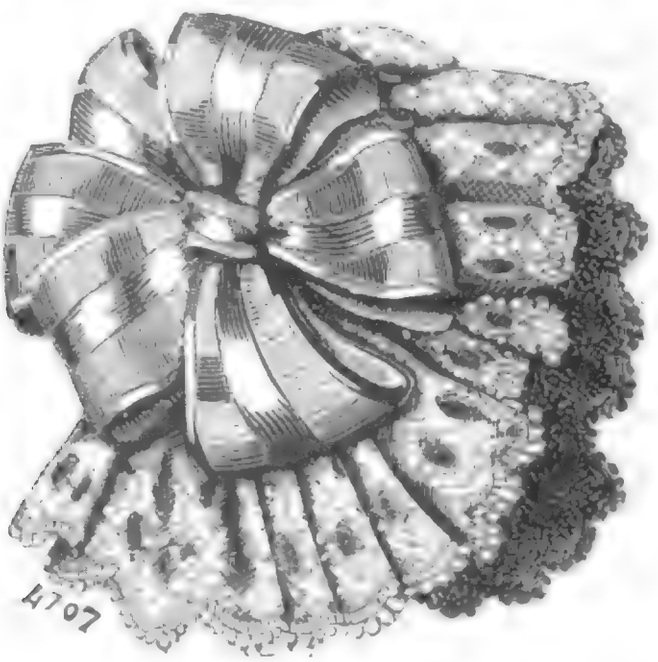
welche den einfachen Gazefond bedeckt. Das Band, von welchem die Schleife gefertigt ist, ist von gestreifter, lebhafter Farbe.

Nr. 10 u. 11. Fischü mit gehäkelter Spitze.

Einen aus Eiswolle oder Kaisergarn gestrickten viereckigen Fond umgiebt eine gehäkelte Spitze, welche durch Abbildung 11 in natürlicher Größe dargestellt ist.

Nr. 8 Haube für den Morgen

Diese Spitze wird dem Fond an allen vier Seiten angeheftet und zwar so, daß die Ecken sehr reichlich genommen werden, damit diese nicht spannen. Dieses leichte Fischü ist sehr praktisch und in verschiedenen Gestaltungen zu verwenden



Nr. 9. Morgen-Haube

Nr. 12. Reise-Anzug.

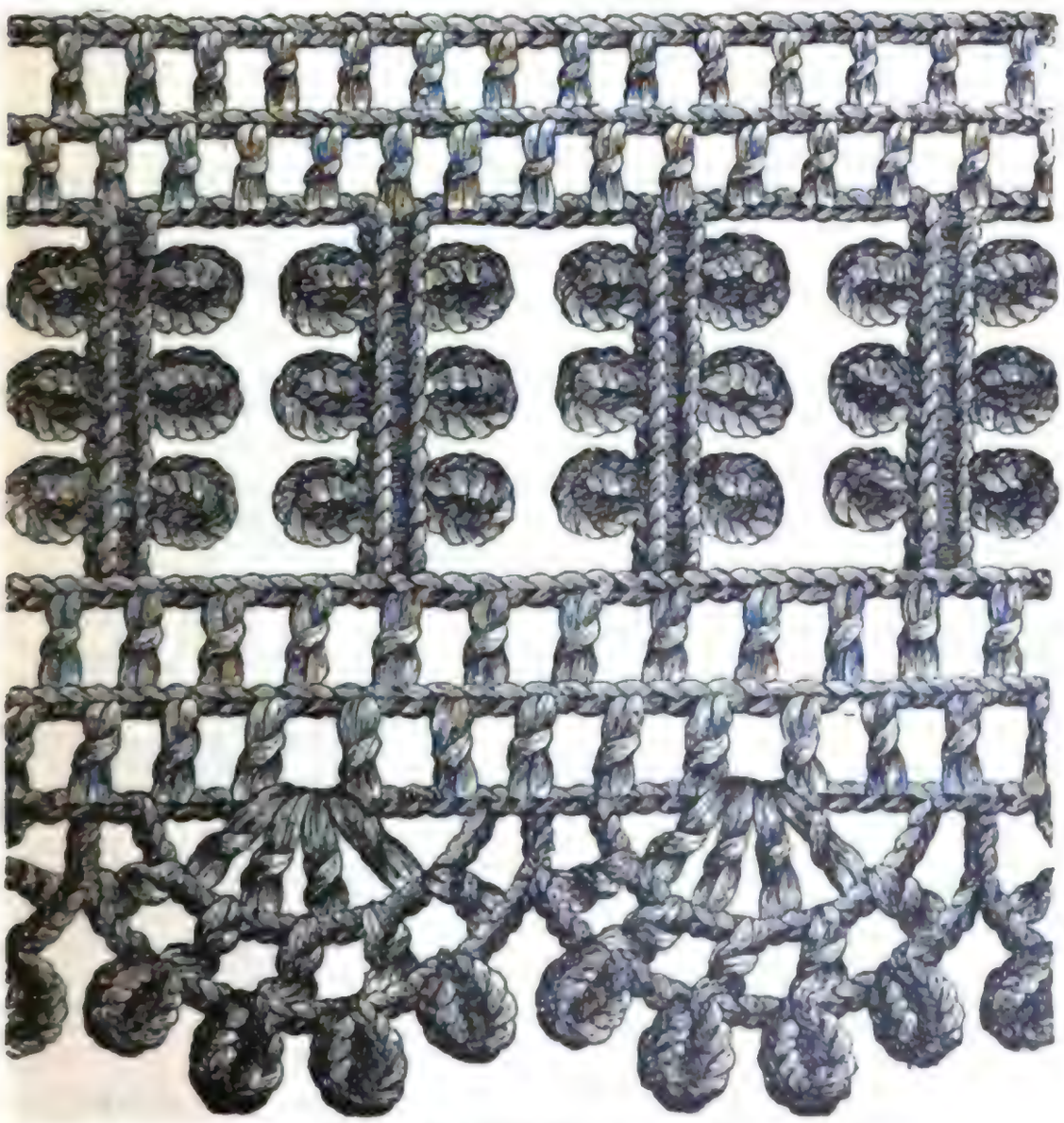
Costüm von bronzefarbiger Etaminé. Ein falscher Rock wird mit einem andern von Etaminé bedeckt und mit drei breiten Stufen-Falten versehen. Die Tunika ist sehr hübsch in dicken Falten an die Taille gesetzt, an der linken Hüfte durch eine dunkelkohlgrüne, ziegelsteinfarbig gerippte Sammetschleife aufgenommen. Jagdweste von Sammet mit Hufeisen geschlossen und zu zwei Spitzen auslaufend, an den

Digitized by Google

Seiten zwei kleine Taſchen mit Patten. Jäckchen von Etaminé. Die Vorder-Seiten ſind am Halsausſchnitt mit einer Agraffe und vier kleinen Knöpfen beſetzt; dieſelben

Nr. 10. Fiſchü mit gehäkelter Spitze.

ſind auch abgeſchrägt und laſſen die Weſte ſehen. Das Jäckchen iſt mit einem Sammetkragen verſehen. Der Rücken iſt kurz geſchnitten und unten an der Mittel-



Nr. 11. Gehäkelte Spitze zum Fiſchü.

naht geſpalten. Aermel am Handgelenk mit Sammet beſetzt. Hut von ziegelſteinfarbigem Stroh mit geneigtem Rand, als alleinige Garnitur eine Bandſchleife von kohlfarbigem geripptem Sammetband.

Digitized by Google

Nr. 12. Reiſe-Anzug.

Redaktion, Verlag und Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig.

Digitized by Google

Gute Kameraden.

Nach einem Originalgemälde von A. Grueber.

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Liebesbriefträger wider Willen.

Von Hermann Friedrichs.

I.

Es gab eine Zeit, während welcher ich mit dem Herrn Hofrath gut auskam.

Dies war etwas außergewöhnliches; denn seinen in Deutschland bekanntlich ziemlich zahlreichen Herren Titelvettern pflegte ich immer möglichst weit aus dem Wege zu gehen. Natürlich nur aus Bescheidenheit und in dem peinlichen Gefühl meiner eigenen Titellosigkeit.

Daß dieses mich gerade unserm Herrn Hofrath gegenüber wenig oder gar nicht anfocht, mag sonderbar erscheinen. Indessen berufe ich mich auf das Sprichwort: „Keine Regel ohne Ausnahme!"

Unsere Freundschaft dauerte vier Jahre. Sie nahm jedoch ein jähes Ende, als ich von ungefähr erfuhr, der Herr Hofrath lasse seiner bereits siebzehnjährigen Tochter von Zeit zu Zeit recht empfindliche körperliche Züchtigungen zutheil werden.

Der fromme Herr berufe sich hierbei, so hieß es, auf das Bibelwort: „Wer sein Kind lieb hat, der züchtiget es!" und Fräulein Anna zitterte Tag und Nacht vor der väterlichen Zuchtruthe.

Diese Nachricht empörte mich im Innersten, obschon ich die junge Dame, welche erst vor kurzem aus der Pension zurückgekehrt war, so gut wie gar nicht kannte. Auch würde ich ihrem Vater sein widerwärtiges Treiben zweifelsohne mit derben Worten vorgeworfen haben, wenn dies nicht andern Personen eher zugekommen wäre als mir.

Deshalb begnügte ich mich, eine derselben zu dem nothwendigen Schritte zu veranlassen und von nun an auch diesem Herrn Hofrath stillschweigend aus dem Wege zu gehen.

Fürs erste jedoch scheiterte mein Vorsatz an einem Zusammentreffen von Umständen, auf welche wir indessen nicht eingehen können ohne die in Betracht kommenden Verhältnisse wenigstens einigermaßen klargelegt zu haben.

Hofraths, will sagen Vater und Tochter, bewohnten vor dem Thor der Residenz eine Villa inmitten ausgedehnter Parkanlagen

Digitized by Google

Die Frau Hofräthin war schon seit zehn Jahren Todes verblichen. Für ihre einzige Tochter natürlich viel zu früh, ihrem Gatten hingegen, wie man wissen wollte, viel zu spät.

Dieser hatte alsdann, obschon bereits ein graumelirter Fünfziger, ein ziemlich lichtscheues Verhältniß mit der ersten Ballettänzerin des Hoftheaters unterhalten, welche von dem freigiebigen Monarchen bei verschiedenen Anlässen ausgezeichnet und dekorirt worden war.

Dank der blinden Verliebtheit unseres Helden dauerte dieses Verhältniß eine ganze Reihe von Jahren. Als derselbe jedoch während eines zwar recht interessanten zugleich aber auch schrecklich bittern Augenblicks plötzlich sehend wurde und seine Geliebte über einer Untreue der himmelschreiendsten Art ertappte, verwandelte sich seine Liebe in Haß.

Anna war an diesem Tage dreizehn Jahre alt geworden.

Ihrem Vater mag zum Ruhme nachgesagt werden, daß er während der ganzen Dauer jenes Verhältnisses ängstlich bemüht gewesen, sein Kind vor einer Ahnung desselben zu bewahren.

Die Tänzerin hatte sein Haus nicht betreten dürfen und der Deckmantel der höfischen Courfähigkeit schützte sie sowohl als auch ihren Geliebten vor der Neugierde weiterer Kreise.

Dem zum ersten Male in seinem Leben aufrichtig Liebenden ging die gemachte Erfahrung sehr nahe und er entwarf in heftiger Gemüthserregung den Plan zu einer Tragödie, in welcher seine Ungetreue die erste Rolle spielen und schmachvoll untergehen sollte.

Da er nun befürchtete, bei der Ausarbeitung dieses Dramas durch die etwas ausgelassene Fröhlichkeit seiner heranwachsenden Tochter gestört zu werden, brachte er sie nach dem südlichen Frankreich in eine Pension, in welcher sie drei Jahre verbleiben mußte.

Diese Reise wirkte Wunder. Denn, daheim wieder angelangt, fand der Herr Hofrath nichts eiligeres zu thun, als den Plan zu seiner Tragödie umzustoßen und einen neuen nach dem Muster unserer charakterlosen modernen Lustspiele zu entwerfen.

Er schätzte dieselben nämlich höher denn alles, was jemals für die Bühne geschrieben worden, obzwar solches mit seinen sonstigen Ansichten über die Poesie der Gegenwart durchaus nicht im Einklang stand.

Aus dieser Zeit datirte unsere Freundschaft. Eine mir wohlwollende Dame hatte sich in den Kopf gesetzt, dem Herrn Hofrath mich vorstellen zu müssen, und es wäre geradezu beleidigend für sie gewesen, wenn ich ihre hohe Protektion ausgeschlagen hätte.

Auch muß ich, der Wahrheit die Ehre zu geben, gestehen, daß das feine Wesen des Herrn und die Liebenswürdigkeit seines Empfangs, mich sehr für ihn einnahmen. So zwar, daß ich im stillen den Vorwurf mir nicht ersparen konnte, den Herren Hofräthen, deren persönliche Eigenschaften ich immerhin nur vom Hörensagen her kannte, vermöge meiner Bescheidenheit im allgemeinen unrecht gethan zu haben.

Theils, um dies wieder gut zu machen, theils aber auch, um in der Gesellschaft reifer Männer endlich des jugendlichen Uebermuthes ledig zu werden, welcher mir schon manchen Streich gespielt, ergab ich mich unserm Herrn Hofrath von Stunde an mit Leib und Seele.

Digitized by Google

Hierzu bot mir unter anderm der aus nur wenigen, aber in jeder Beziehung ausgezeichneten Mitgliedern bestehende Schachklub die beste Gelegenheit. Mein hoher Gönner besuchte denselben allabendlich von sechs bis neun Uhr und führte mich bereitwilligst ein, obschon ich erklärte, unter keiner Bedingung am Spiele selbst mich betheiligen zu wollen.

Hiermit aber hatte es bei mir folgende Bewandtniß:

Schon als Schulknabe legte ich für Karten- und sonstige Spiele eine solche Leidenschaft an den Tag, daß man mit Recht befürchtete, das Spielen werde bei mir zum Laster ausarten, wenn es nicht gelänge, mir die Lust an demselben zu verleiden.

Was indessen allen Vorstellungen, Drohungen und sogar Strafen meiner Eltern nicht gelingen wollte, gelang endlich einem Zufall.

Wir — nämlich meine Spielgesellen und ich — hatten, kaum nach Quarta versetzt, eine berüchtigte Spelunke in unserer Vaterstadt entdeckt, welche der Spielleidenschaft allen erdenklichen Vorschub leistete. Dort kamen wir wöchentlich mehrere Male zusammen und machten unser Spielchen, unbekümmert um die Spitzbubengesichter, welche uns und unser Taschengeld gierig belauerten.

Eines Abends nun, (es war ein Tag nach Weihnachten, welches Fest diesmal in Anbetracht einer silbernen Uhr nebst Kette, die mir beschеert worden, einen besonders tiefen Eindruck auf mich gemacht hatte) eines Abends also begab ich mich, um Sturm und Schneegestöber unbekümmert, heimlich auf den Weg nach jener Spelunke. Da ich hier jedoch meine Kameraden vermißte und lange vergebens erwartete, so nahm ich endlich das Anerbieten eines Gastes freudig an und das Spiel begann.

Bald war ich vollständig in demselben aufgegangen und kam erst wieder zur Besinnung, als jener nach Verlauf von ungefähr anderthalb Stunden sich erhob und mit triumphirendem Lachen nicht nur mein Taschengeld sondern auch mein kostbares Weihnachtsgeschenk als Gewinn davontrug.

Erst gegen Morgen langte ich bleich und zitternd vor Schmach daheim an, fand das ganze Haus wegen meiner in Aufregung und konnte mir die Verzeihung meiner Eltern nur dadurch erkaufen, daß ich meiner guten Mutter feierlich in die Hand gelobte, nie mehr in meinem Leben ein Karten- oder sonstiges Spiel anzurühren.

Ich hielt mein Versprechen, fand jedoch mit der Zeit ein großes Vergnügen darin, dem Spiele anderer zuzuschauen und im Geiste mitzuspielen.

Das Entsagen wurde mir anfangs in so unmittelbarer Nähe der Versuchung allerdings sehr erschwert. Bald jedoch gewann es eben dadurch, daß dieselbe jedesmal zu überwinden war, für mich an Werth, und ich gefiel mir in dem Bewußtsein einer über alle Versuchung erhabenen Willenskraft.

Wohl nur hieraus ist es erklärlich, daß ich während meines nahezu vierzigjährigen Verkehrs im Schachklub der Residenz nicht ein einziges Mal auf die für einen Nichtspieler jedenfalls naheliegenden Gedanken kam, derselbe sei recht eigentlich ein langweiliges Institut. Wurde doch während der drei Spielstunden fast kein Wort gesprochen.

Digitized by Google

Der Herr Hofrath und sein Partner, ein Herr Unterstaatssekretär im Ministerium des Aeußeren, saßen sich stumm gegenüber, mit seiner Berechnung in ihr Spiel vertieft, welches oft tagelang dauerte, jedoch regelmäßig nach dreistündiger Sitzung abgebrochen wurde.

Daß mein guter Vorsatz, in diesem Kreise des jugendlichen Leichtsinns mich zu entledigen, nicht nur ein guter Vorsatz blieb, verstand sich demnach von selbst. Bald fühlte ich auch hierin gegen alle Rückfälle mich so sicher, daß ich häufig, wenn ich den Herrn Hofrath aus dem Klub nach Hause begleitet hatte, noch einen jugendlichen Freundeskreis aufsuchte, in welchem der Uebermuth eine hervorragende Rolle spielte.

So ging es jahrein, jahraus, ohne jede Abwechselung. Daß man mich in der Residenz spottweise den „Adjutanten" des Herrn Hofraths nannte, kümmerte mich umsoweniger, als ich ihm in geistiger Beziehung mancherlei zu verdanken hatte und er mein Streben in uneigennützigster Weise unterstützte.

Erst zu Anfang des dritten Jahres unserer Unzertrennlichkeit hatte mein Gönner sein Lustspiel: „Der erste Fehltritt" vollendet und im Druck erscheinen lassen.

Selbstredend war er in dem Wahne befangen, ein geradezu epochemachendes Werk geschaffen zu haben. Doch zeigte es sich schon nach wenigen Wochen, daß die Kritik im allgemeinen unverschämt genug zu sein wagte, des Herrn Hofraths, Ritters von so und soviel Orden, bis ins kleinste durchdachtes, sorgfältig ausgeführtes und noch sorgfältiger gefeiltes Werk für ein ganz elendes Machwerk zu erklären.

Dies verblüffte unsern Helden sehr. Bald jedoch nahm er den einst ihm selbst von einem der heftigsten Gegner in literarischen Dingen entgegengeschleuderten Grundsatz an, wonach große Geister die Kläffer kläffen lassen, und gedachte dieselben mittelst des Erfolges, welchen sein Stück auf der Bühne erringen würde, gründlich zu schlagen.

Was einem wirklichen Dichter mit seinem Erstlingswerke, selbst wenn es alles bisher dagewesene übertroffen, in Deutschland niemals gelungen war, gelang unserm Herrn Hofrath: Er brachte sein Stück auf die Bühne des Hoftheaters.

Natürlich! Denn eine hofräthliche Muse adelt ja schon der Titel ihres Herrn und Meisters und ihre Courfähigkeit versteht sich schon aus diesem Grunde ganz von selbst. Bringt sie doch den nöthigen aristokratischen Schliff gleich mit auf die Bretter, während der Muse so manchen unbekannten Genies in den meisten Fällen die Dachstubenbildung und der Trockenbrodgeruch anhaften. Beides Fehler und Mängel zu gemeiner Art, als daß die hochwohllöbliche Intendanz einer Hofbühne auch nur daran denken dürfte, sothane Muse einmal in Privataudienz zu empfangen.

Die Aufführung des „Ersten Fehltritts" fand einige Tage nach Annas Rückkehr aus der Pension statt und errang vor völlig ausverkauftem Hause einen Succès d'estime der zweideutigsten Art.

Für das reizende Kind, welches neben dem Verfasser in einer Loge des ersten Ranges saß und die Zweideutigkeit des Erfolges fühlen mußte, that mir dies über die Maßen leid. Der gekrönte Dichter aber, welchen Majestät, nachdem der Vorhang gefallen, in Dero Loge

Digitized by Google

befohlen, verdiente kein Mitleid und bedurfte desselben auch gar nicht, da er an dem Werthe der errungenen Lorbeeren nicht zweifelte.

Von langer Dauer sollte der hofräthliche Ruhmesrausch indessen nicht sein. Schon am folgenden Tage nämlich brachte das maßgebendste Blatt der Residenz eine geradezu vernichtende Kritik über das Lustspiel, deren Wirkung allerdings dadurch abgeschwächt wurde, daß der gestrenge Kritiker nicht mit seinem Namen für das Gesagte einstand.

Trotzdem gerieth der Herr Hofrath außer sich darüber, daß man sein durch die Aufführung geheiligtes Werk geradezu in den Koth zu treten wagte, und sein Zorn äußerte sich in einer Weise, welche den Verkehr mit ihm fast unheimlich machte.

Wenige Tage später jedoch änderte er plötzlich sein Benehmen, gab sich den Anschein, als mache die Kritik ihm keine Sorge mehr und veranstaltete ein Fest zu Ehren des siebenzehnten Geburtstages seiner Tochter, welches gleichzeitig ihre Rückkehr aus der Provinz feiern sollte.

Die Vorbereitungen, deren es hierzu bedurfte, waren ein wirksames Mittel, den Aerger zu betäuben, welcher dem Verfasser des „Ersten Fehltritts" manche trübe Stunde bereitete.

Da nämlich sein Haus seit dem Tode der Frau Hofräthin keine Gäste mehr empfangen hatte, so war in demselben vieles zu erneuern und zu ordnen, was der Herr Hofrath nun selbst angab und unter eigener Aufsicht ausführen ließ.

Ueberhaupt erforderte das Ganze eine angestrengte Thätigkeit. Denn der Geburtstag Annas stand nahe bevor und weder sie, noch Frau Felder, ihre seit dem Tode der Mutter zur Haushälterin emporgestiegene Amme, durften um die Vorbereitungen sich kümmern.

Mit einem Worte, der Herr Hofrath stürzte sich von Stunde an in eine Flut der allerverschiedensten Geschäfte und sagte sich: „Je glänzender, desto besser! Dann wird man am wenigsten glauben, daß ich mir wegen dieses namenlosen Kritikasters und seiner neidischen Angriffe graue Haare wachsen ließe."

Ungeachtet dieses Bestrebens und der ganz außergewöhnlichen Thätigkeit jedoch konnte er sich nicht enthalten, im stillen nach dem Verfasser jenes bösen Artikels zu fahnden. Der Gedanke, dieser geheimnißvolle Rezensent könnte gar zu seinen Freunden zählen und mit unter den für das Fest Eingeladenen sich befinden, ließ dem Alten keine Ruhe. Seine Bemühungen, dem Frevler noch vor dem Feste auf die Spur zu kommen, blieben indessen erfolglos und er grämte sich hierüber so sehr, daß seine üble Laune selbst am Abend des Festes auffiel, obschon er sich alle erdenkliche Mühe gab, eine von Herzen kommende Fröhlichkeit zu heucheln.

II.

In dem feenhaft geschmückten Gartensalon der hofräthlichen Villa hatten am Festabend etwa hundert der Elite der Residenz angehörige Damen und Herren sich eingefunden. Alt und Jung, Militär und

Digitized by Google

Civil. Besonders die Lenzblüten der Damenwelt waren im üppigsten Flore vertreten. Die Tochter des Hauses übertraf alle diese strahlenden Schönheiten an natürlichem Reiz und kindlicher Anmuth.

Man durfte sie getrost die Königin des Festes nennen.

Mir wurde gleich zu Anfang desselben die Ehre zutheil, sie näher kennen zu lernen und ich wußte nach längerer Unterhaltung mit ihr eigentlich nicht, ob ich mehr über ihre vollendete körperliche Schönheit oder über ihre geistigen Fähigkeiten staunen sollte. Bei alle dem war sie von einer Bescheidenheit und Naivetät durchdrungen, welche in diesen Kreisen zu den Seltenheiten gehören und deshalb eine um so größere Wirkung hervorbringen.

Nach dem Souper wurde getanzt. Ein Vergnügen, welches für mich zu den unbegreiflichen gehört, weil ich ihm nie Geschmack abgewinnen konnte.

Die älteren Gäste zogen theils zu einem Spielchen in die Nebengemächer sich zurück, theils schauten sie den Tanzenden zu. Da ich nun an beidem kein Gefallen fand, auch für den Augenblick auf mich allein angewiesen war, verließ ich stillschweigend den Salon und betrat den Park, über welchem der ganze Zauber einer Maimondnacht schwebte.

Mitternacht war vorüber, als ich wieder in der Nähe des Gartensalons anlangte. Wie ich sofort bemerkte, gerade während einer Pause des Tanzes. Denn ich sah mich aus meiner Einsamkeit plötzlich unter die tanzlustige Jugend versetzt, welche Paar an Paar in der Nähe des Ballsaales frische Luft schöpfte.

Von einem derselben in ein lebhaftes Gespräch verwickelt, blieb mir gerade noch Zeit, zu sehen, wie mein Freund Grubenau, ein junger geistvoller Journalist, mit Fräulein Anna in einem vom Gebüsch überwucherten Seitenpfade verschwand. Im selben Augenblick jedoch nahm die junge Dame, mit welcher ich sprach, mich ganz in Anspruch und ich mußte, wohl oder übel, noch zu guterletzt den Gesellschafter spielen. Die Schöne nämlich verabschiedete plötzlich ihren Bruder, schob ihren Arm in den meinigen und sagte: „Ich will doch sehen, ob Sie auch mir gegenüber Ihren Starrkopf aufsetzen und mir einen Korb geben, wenn ich Sie im Damenkotillon engagire."

Einwendungen hiergegen würden vermuthlich ebenso fruchtlos gewesen sein, wie wenn ich der Dame hätte beweisen wollen, das Tanzen überhaupt sei ein sinnloses Vergnügen. Ich mußte mir die Rückkehr in den Ballsaal also gefallen lassen, wo jetzt alles wieder sich zum Reigen drängte.

Indessen dauerte es ziemlich lange, bis auch Anna und Grubenau aufs neue in Reihe und Glied traten; und als es endlich geschah, war ich von der mir aufgedrungenen Kotillonstour noch so erschöpft, daß ich das außergewöhnliche Lächeln, welches, wie ich erst lange nachher erfuhr, das Antlitz meines Freundes verklärt und manchem Pärchen Veranlassung gegeben haben soll, die Köpfe zusammenzustecken, nicht einmal bemerkte. Doch noch am selbigen Morgen wurde ich, mit Grubenau in dessen elterlichem Hause bei einer Tasse Mokka sitzend, durch diesen selbst in das, was vorgefallen, eingeweiht.

Daß Grubenau mit Hofraths eng befreundet war, wußte ich längst

Digitized by Google

und hatte hierin nichts absonderliches gefunden, weil ja die Grubenausche Besitzung da anfing, wo die hofräthliche endigte. Nun aber theilte der Freund mir mit, daß Anna und er, obschon vier Jahre zwischen ihnen lägen, als Nachbarskinder zusammen aufgewachsen wären.

Hieraus hatte bald eine jener Kinderliebschaften sich entwickelt, welchen so oft mit Unrecht Tiefe und Leidenschaft abgesprochen wird.

Freilich, die Leidenschaft der reifen Sinne ist eine andere eine mächtigere; aber eben darum auch eine unreinere, eine vergänglichere. Mit ihrem Erwachen ist es meist um die Ursprünglichkeit der Liebe geschehen.

Wie dem nun auch sei, im vorliegenden Falle spricht für uns jedenfalls die Thatsache, daß der siebenzehnjährige Grubenau und die dreizehnjährige Anna unschuldige Kinder waren, welche nichts von jener Leidenschaft wußten und doch die Liebe voll und ganz ergründet hatten.

Dies ging schon daraus hervor, daß der Abschied, welchen sie voneinander nahmen, als Anna in die Pension gebracht wurde, für beider Leben bedeutungsvoll war.

Anna nämlich hatte versprochen, nie einen andern Knaben, Grubenau dagegen nie ein anderes Mädchen ansehen zu wollen. Außerdem war verabredet worden, an Annas siebenzehntem Geburtstag in aller Stille die Verlobung zu feiern und zwar an dem nämlichen Orte, wo sie Abschied genommen und den Schwur ewiger Treue sich gelobt.

In wieweit beide ihre kindlichen Versprechungen im Laufe der drei Jahre hielten oder auch nur halten konnten, steht dahin. Doch bezeuge ich gern, daß Grubenau in Damengesellschaft sich nie sonderlich wohl befand.

Dies war mir, der ich den wahren Beweggrund seines Weiberkusses so wenig wie jeder andere kannte, umsomehr aufgefallen, als der Freund keine rechte Häuslichkeit besaß und Gelegenheit genug gehabt hätte, diesen Mangel durch einen regen Verkehr in befreundeten Familien wenigstens einigermaßen zu ersetzen.

Seine Eltern nämlich — der Vater war ein reichbegüterter Kaufmann gewesen, welchem der Kommerzienrathstitel ganz besonders gut zu Gesicht stand — starben wenige Monate nach Annas Abreise kurz hintereinander. Der sterbende Vater aber hatte bei der Regierung um die Vergünstigung nachgesucht, seinen einzigen, in jeder Hinsicht gutgearteten Sohn noch vor seinem Tode mündig erklären zu dürfen. Kein Wunder, daß Grubenau junior, der noch nicht achtzehnjährige Millionenerbe, fortan vom schönen Geschlecht viel umworben und besonders von den weitverzweigten Nachkommen derer „von Habenichts“ gefeiert wurde.

Die geheimnißvolle Verlobung Annas und Grubenaus hatte während der Tanzpause an jenem Ort im Park, welcher dem Paare in so schmerzlicher Erinnerung geblieben, wirklich stattgefunden.

Dies theilte der Freund mir mit, bat mich gleichzeitig aber, die Sache auch fernerhin als Geheimniß zu betrachten, welches Anna und er nur mit mir, seinem vertrautesten Freunde, theilen wollten.

Als Grund hierfür gab der Glückliche an, der Herr Hofrath sei Feind allzu jugendlicher Verehelichung. Auch müsse er durch sein

Digitized by

häufigeres Erscheinen im Hause und durch seinen herzlicheren Verkehr mit Anna nach und nach auf die Verlobung vorbereitet werden. Erst am achtzehnten Geburtstage der Geliebten solle er Kenntniß von derselben erhalten.

„Wenn der gute Alte inzwischen nur nicht erfährt, daß jene Besprechung seines Lustspiels im „*“, welche ihm so großen Kummer bereitet, aus meiner Feder stammt“, warf Grubenau am Schluß dieser Mittheilungen leichtfertig hin.

„Aus Deiner Feder?!“ rief ich bestürzt. „Welche Unklugheit!“

„Pah!“ entgegnete er, „so schlimm wird die Sache wohl nicht sein. Anna habe ich schon gebeichtet und sofort einen Kuß als Absolution von ihr erhalten. Uebrigens wüßte ich nicht, durch wen ihr Vater erfahren sollte, daß ich der Autor des Artikels bin? Habe mich wohlweislich vor Entdeckung gesichert.“

Ich schüttelte den Kopf. „Nimm mir's nicht übel, lieber Freund, wenn ich offen bekenne, daß ich Dich eines so unüberlegten Streiches nicht fähig gehalten hätte. Jene Kritik zu schreiben war schon eine Tollkühnheit, wenn man nur Deine freundschaftlichen Beziehungen zu dem Herrn Hofrath ins Auge faßt, geschweige denn Dein Liebesverhältniß zu seiner Tochter.

Ein ähnlicher Artikel wäre auch geschrieben worden, ohne daß gerade Du Deine Feder dazu hergabst, und würde höchst wahrscheinlich noch schlagender gewirkt haben, wenn er von einem dem Verfasser des Lustspiels persönlich fernstehenden Kritiker hergerührt hätte. Denn ein solcher durfte sich öffentlich mit seinem Namen zu der Kritik bekennen, während Du mit dem Deckmantel der Anonymität Dich schützen mußtest. Da hätte ich lieber ganz geschwiegen!“

„Schweigen?!“ rief er. „Unmöglich! Mit meinem kritischen Gewissen unvereinbar! Noch nie war ich über die Versumpfung unserer literarischen Zustände so empört, wie während der Aufführung des „Ersten Fehltritts“. Es ist bei den „Fröschen“ des Aristophanes eine Schande, daß solches Zeug das Privilegium hat auf einer Hofbühne sich breit zu machen, während die gehaltvollsten Dramen begabter Dichter von einem Theaterdirektor zum andern wandern und den Verfassern immer wieder zurückgeschickt werden, weil diese weder einen berühmten Namen noch auch Konnektionen aufzuweisen haben. Dies sind Uebelstände, lieber Freund, gegen die nicht genug Kritiker in die Schranken treten können.“

Er hielt einen Augenblick inne und fuhr dann fort: „Ich hatte nach jener Aufführung weder Rast noch Ruhe, bis ich meine Gedanken über das elende Machwerk zu Papier gebracht, und dachte, offen gestanden, nicht im geringsten daran, daß meine Kritik unangenehme Folgen für mich haben könnte. Mit einem Worte, ich befand mich in einer ärgerlichen Gereiztheit, welche mich einzig mit dem Wunsche beseelte, die kritische Geisel einmal nachdrücklichst zu schwingen; unbekümmert um alles, selbst um meine Liebe.

Heute freilich erscheint mir diese Gereiztheit fast unglaublich, wenn Du willst sogar sträflich; aber trotzdem werde ich niemals bereuen, der Wahrheit die Ehre gegeben zu haben. Mag daraus folgen, was da will!“

Digitized by Google

Mehrere Monate vergingen ohne besondere Zwischenfälle. Grubenau verkehrte täglich stundenlang bei Hofraths. Annas Vater sah dies nicht ungern. Er war anscheinend fröhlich und guter Dinge, fand sich allabendlich pünktlich im Schachklub ein und erwähnte der hochverrätherischen Kritik im „*“ mit keiner Silbe mehr.

Schon glaubte ich, er habe das Aergerniß sich endlich ganz aus dem Sinn geschlagen, als Freund Grubenau eines Abends zu mir ins Zimmer stürzte und mir in abgebrochenen Sätzen mittheilte, der Herr Hofrath hätte in Erfahrung gebracht, daß er — Grubenau — der Verfasser jenes Artikels sei, und ihm soeben in Annas Gegenwart mit beleidigenden Worten die Thüre gewiesen. Dies sei aber nicht das Schlimmste, denn er traue dem Erzürnten zu, daß er seinen Zorn an der Geliebten auslasse, welche ihre Kenntniß von seiner Autorschaft dadurch verrathen, daß sie sich auf seine Seite gestellt.

Was thun?

Ich konnte dem Freunde nur zur Geduld rathen und begab mich wie gewöhnlich in den Klub, wo mich heute ausschließlich der Wunsch beschäftigte, meinen Gönner zu besänftigen und mit Grubenau auszusöhnen.

Der Alte machte sein Spielchen diesmal so aufmerksam wie immer und ließ sich nichts merken.

Erst auf dem Heimweg fand ich Gelegenheit, ein gutes Wort für den Freund einzulegen, und theilte dem Herrn Hofrath mit, daß Grubenau von dem Vorfall mich in Kenntniß gesetzt und seine unüberlegte Handlungsweise bedauert habe.

„Wenn Sie mich nicht noch mehr erzürnen wollen, junger Freund“ erwiderte er, „so vermeiden Sie in Zukunft gefälligst, mich an diese Geschichte zu erinnern. Der grüne Junge betritt, so lange ich lebe, mein Haus nicht wieder, oder er bekommt meine Reitgerte zu kosten. Uebrigens sind dies Dinge, in welche kein Dritter sich hineinzumischen hat. Schlafen Sie wohl!“

Hiermit ließ er mich stehen und betrat sein Haus, vor welchem wir inzwischen angelangt waren.

Ich wußte kaum wie mir geschehen und ärgerte mich nicht wenig darüber, daß ich mir nicht vorher gesagt, mit dem alten Starrkopf sei nichts anzufangen. Denn in diesem Falle hätte ich mir das beschämende Gefühl, eine Zurechtweisung erfahren zu haben, ersparen können.

Zwar tröstete ich mich einigermaßen mit dem Bewußtsein, auf eine durchaus unschuldige Weise zu derselben gekommen zu sein, konnte mir dann aber nicht verhehlen, daß meine freundschaftlichen Beziehungen zu dem Herrn Hofrath an diesem Abend einen ziemlich unsanften Stoß erlitten.

Infolge dessen saß ich nun nicht mehr regelmäßig neben ihm am Spieltisch; doch geschah dies immer noch zu häufig, als daß man unsere Freundschaft leichthin für null und nichtig hätte erklären können.

Von Grubenau, dem ich die Hoffnungslosigkeit seiner Aussichten auf eine Versöhnung mit dem Herrn Hofrath nicht vorenthalten, erfuhr ich, daß er seine Verlobte trotz aller Hindernisse, die der Alte

Digitized by Google

ihnen in den Weg lege, mit Hilfe der guten Frau Felder heimlich spräche und eifrig mit ihr korrespondire.

Hierüber vergingen wiederum einige Monate, bis Frau Felder mich von der niederträchtigen, den Herrn Hofrath selbst entehrenden Behandlung in Kenntniß setzte, welche Anna von ihm zu erdulden habe.

Auf diese Nachricht hin war ich fest entschlossen, den Verkehr mit dem Herrn Hofrath ganz abzubrechen und diesen Entschluß würde ich auch ausgeführt haben, wenn Grubenau mich nicht beschworen hätte, ihm und seiner Verlobten zu Liebe wenigstens im Klub neben ihrem Vater auszuhalten.

Veranlassung hierzu hatte eine neue Scene gegeben, welche vor wenigen Tagen zwischen dem Herrn Hofrath und dem Paare stattgefunden.

Der Alte nämlich überraschte, früher von einem Spaziergang zurückkehrend als zu erwarten war, die Liebenden in einer Laube des Parkes, wo sie trotz des unfreundlichen Winterwetters sich damit vergnügten, Luftschlösser für die Zukunft zu bauen. Unwirsch war er zwischen sie gefahren, hatte Grubenau mit seinem Spazierstock bedroht und dann sein Ehrenwort verlangt, keine Annäherung an Anna mehr zu versuchen, widrigenfalls er diese einsperren würde. „Sollte der Stubenarrest nicht fruchten", hatte er hinzugefügt, „so sind Birkenreiser für sie gewachsen."

„Herr!" war Grubenau bei diesen Worten aufgefahren, „schämen Sie sich nicht, eine so niedrige Drohung auszusprechen?" und machte Miene, den Alten, welcher abermals seinen Stock erhob, zu entwaffnen.

Ein flehender Blick der Geliebten jedoch bannte seinen Fuß und er ließ die beleidigenden Worte, welche jener ihm noch ins Gesicht schleuderte, geduldig über sich ergehen.

Dann hielt der Wütherich dem Paar noch eine heftige Moralpredigt und schloß mit den Worten: „Ich will Ihnen acht Tage Bedenkzeit lassen, Herr Grubenau. Erhalte ich innerhalb dieser Frist, während welcher ich der verliebten Taube dort die Liebe zu Ihnen mit Arrest auszutreiben gedenke, nicht Ihr Ehrenwort, daß Sie von meiner Tochter keinen Brief acceptiren, noch auch einen solchen an diese gelangen lassen wollen, es sei denn", lachte er, „daß ich selbst den Briefträger spielte, so zwingen Sie mich, andere Mittel zu ergreifen, um diese Dirne zum Gehorsam zurückzuführen. Dafür aber, daß Sie mir nicht mehr ins Gehege kommen, werde ich sodann die Polizei sorgen lassen."

Grubenau wäre natürlich sofort bereit gewesen, das verlangte Ehrenwort zu geben; galt es doch, das Theuerste, was er auf Erden sein Eigen nannte, vor der entehrenden Behandlung eines Rasenden zu schützen.

Als er aber den Blick zu der Geliebten erhob, welche einige Schritte hinter ihrem Vater stand, schüttelte diese ihr Haupt mit einer so entschieden verneinenden Bewegung, daß Grubenau sich veranlaßt fühlte, das gerade Gegentheil von dem zu thun, was er ohne die Warnung unbedenklich gethan haben würde. Er gab nämlich dem Herrn Hofrath ein kräftiges „Niemals!" zur Antwort und entfernte sich dann mit verächtlichem Lächeln.

Digitized by Google

Ueber das Schicksal der Geliebten sollte er nicht lange im Ungewissen bleiben. Denn kaum war der Abend hereingebrochen, als Frau Felder bei dem Rathlosen eintrat und ihm Grüße von Anna brachte.

Die Haushälterin stand treu auf der Seite ihres Pflegekindes und theilte dem Besorgten mit, daß der Herr Hofrath seine Drohung allerdings wahrgemacht. „Dann aber", sagte sie, „beging er den Mißgriff, mich, die ich ihn wegen der lieblosen Behandlung meiner seligen Herrin hasse, zur Kerkermeisterin Annas zu ernennen."

Grubenau gerieth über diese Nachricht außer sich vor Freude. Die gute Frau entging seiner stürmischen Umarmung nur dadurch, daß sie mit dem Versprechen davoneilte, mit der Gefangenen überlegen zu wollen, wie deren Vater milder zu stimmen sei. Auf alle Fälle, versicherte sie, dürfe Grubenau in der Frühe des nächsten Tages ein Briefchen von der Geliebten erwarten, welches ihm sein Verhalten für die nächste Zukunft vorschreiben würde.

Frau Felder hielt Wort. Der Morgen brachte dem Freunde den ersehnten Brief und dieser war es, welcher ihn, als er von meiner Absicht hörte, gänzlich mit dem Herrn Hofrath zu brechen, zu der Bitte veranlaßte, ihm und seiner Braut zu Liebe nicht von dessen Seite zu weichen.

Anna theilte dem Geliebten nämlich mit, daß sie ihren Vater mit seinem eigenen Hohne zu besiegen gedenke. Grubenau solle, damit sie die Freiheit wieder erlange, nur getrost sein Ehrenwort schriftlich geben und dabei genau dieselben Worte gebrauchen, welche ihr Vater am Schluß jener Moralpredigt zu ihm gesagt. Dann müsse er sich in den Schachklub einführen lassen, um allabendlich ihre, dem väterlichen Rockkragen anvertrauten Liebesbriefe in Empfang zu nehmen und diesem verschwiegenen Beförderer die seinigen anzuvertrauen. Sie selbst werde die ersehnten bei der Rückkehr ihres Vaters daheim um so leichter in Empfang nehmen können, als derselbe schon seit lange beim Aus- und Anziehen des Ueberrockes ihrer Hilfe sich bediene.

Grubenau bat mich nun, ihm Zutritt in den Schachklub zu verschaffen; vor allem aber, niemals während des Spieles neben dem Herrn Hofrath zu fehlen und außerdem noch mir anzugewöhnen, meinen Arm auf dessen Stuhllehne zu legen, damit er — Grubenau — desto freier hantiren könne.

Man kann sich denken, mit welcher Wonne ich die Hand zu diesem Spiele bot. Zwar kam es mir nicht ganz ehrlich vor, zumal es sich um das Ehrenwort eines Freundes handelte, welchem durch dasselbe ebenfalls mitgespielt wurde. Das unflätige, in jeder Beziehung Anstoß erregende Benehmen des grauen Sünders jedoch warf alle Bedenken, die Grubenau übrigens mit mir theilte, auf die Seite, und ich machte seine Sache getrost zu der meinigen.

Die Idee, den ganzen Ernst der Situation auf die Schultern der Komik zu laden und den Herrn Hofrath zum Liebesbriefträger wider Willen zu machen, erschien mir so originell, daß ich vor Begierde brannte, sie ausgeführt zu sehen.

Demzufolge ging des Freundes Wunsch, in den Schachklub eingeführt zu werden, noch am selbigen Abend in Erfüllung.

Das Klublokal war für die Ausführung unseres Planes wie ge-

Digitized by

schaffen. Es bestand nämlich aus einem langgestreckten Rechteck, dessen geringe Tiefe ihm fast das Aussehen eines Korridores gab. Seinen zwölf Fenstern entsprachen im Innern zwölf Marmortische, welche abwechselnd der Länge und Breite nach gestellt, die Mitte des Saales einnahmen und mit je zwei, an den Langseiten sich gegenüberstehenden Stühlen besetzt waren. Nur der letzte, seiner Breite nach gestellte, war mit drei Stühlen besetzt, von welchen zwei nebeneinander die schmale Wand des Rechtecks im Rücken hatten, und von dieser nur durch einen geringen Zwischenraum getrennt waren.

Auf einem derselben, und zwar auf demjenigen, welcher vor der Mitte des Tisches dem des Herrn Unterstaatssekretärs gegenüberstand, nahm der Herr Hofrath allabendlich Platz, während mir der zunächst am Fenster stehende zugewiesen war.

Außer diesem Spielsaal gab es noch ein Lesezimmer, welches durch eine Portière von demselben abgesondert war.

Uebrigens bekümmerte sich in beiden immer nur mäßig besetzten Räumen kein Besucher um den andern. Auch das Herumlungern der Kellner war vermieden, indem die Bedienung eines Gastes jedesmal erst auf ein Zeichen des mit jedem Tische in Verbindung stehenden elektrischen Glockenzuges von außen her erfolgte.

In diese Räume führte ich Grubenau ein, ertheilte ihm aber, obschon ich selbst die Zeit kaum erwarten konnte, da der Herr Hofrath zum ersten Male den Liebesbriefträger wider Willen spielen sollte, den Rath, auf den Verkehr mit Anna lieber für einige Wochen ganz zu verzichten, damit ihr Vater durch eine verfrühte Annäherung seinerseits nicht mißtrauisch werde.

So geschah es. Noch bevor das verlangte Ehrenwort ihn band, hatte Grubenau abermals durch Frau Felders Vermittelung einen Brief mit Anna gewechselt und verabredet, in vier Wochen den Versuch zum ersten Male kühn zu wagen.

Hierauf richtete er an den Herrn Hofrath folgendes Schreiben: Seiner Hochwohlgeboren dem Königlich . . . schen Hofrath, Ritter p. p.

Herrn von S.

Hochzuverehrender Herr Hofrath!

Euer Hochwohlgeboren geruhten am Nachmittag des zwölften November ert. von mir mein Ehrenwort zu verlangen, Ihrer verehrten Fräulein Tochter weder mich persönlich nähern, noch auch mit ihr korrespondiren zu wollen; es sei denn, daß Eurer Hochwohlgeboren selbst den Briefträger spielten.

Dieses Ehrenwort, hochzuverehrender Herr Hofrath, hier ist es. Ich gebe es vornehmlich in der Erwartung, Fräulein Anna vor unwürdiger Behandlung zu schützen; dann aber auch, weil ich fühle, daß ich den Zorn Euer Hochwohlgeboren einigermaßen verdient habe.

Möge dieses Geständniß und die Versicherung meiner unbedingten Ergebenheit Euer Hochwohlgeboren besänftigen und Hochdieselben bald zu dem Schritte veranlassen, welcher unsern Herzen das Glück und den Frieden der Liebe zurückbringt.

In dieser Hoffnung verbleibe ich Euer Hochwohlgeboren unterthänigster

Grubenau.

Digitized by Google

Als unser Herr Hofrath von diesem Schreiben Kenntniß genommen, konnten Hochdieselben sich nicht enthalten, eine schallende Lache aufzuschlagen.

„Der Einfaltspinsel hält meinen Hohn wahrhaftig für Ernst!“ rief er, „und scheint des Glaubens zu leben, ich würde, durch sein Zukreuzekriechen milder gesinnt, über kurz oder lang selbst den Briefträger spielen. Nun gut, lassen wir ihn bei diesem Glauben und sehen uns unter der Hand nach einer passenden Partie für das Mädchen um, wodurch wir einen Verbündeten bekommen, der ihr die verliebten Schrullen zu diesem dummen Jungen möglichst bald austreibt. Auf Vermögen brauchen wir ja nicht zu achten.“

Nun sahen die Liebenden dem festgesetzten Tage, an welchem der Herr Hofrath dem Verhaßten den ersten Brief zutragen sollte, sehnsüchtig entgegen.

Beide litten unter dem Schmerz der Trennung gleich sehr. Ich erschrack förmlich über Annas geradezu krankhaftes Aussehen, als ich ihr zu Ende der vier Wochen des ungeduldigen Harrens einmal im Hause ihres Vaters begegnete. Dasselbe überraschte mich umsomehr, als ich ja wußte, wie sehr sie geneigt war, die ganze Angelegenheit von der komischen Seite aufzufassen.

Mit Grubenau stand die Sache noch schlimmer. Er glich sich selbst nicht mehr. Ich war ernstlich um seine Gesundheit besorgt und bot alles auf, ihm die Komik des Abenteuers im hellsten Lichte zu zeigen.

Dem Herrn Hofrath schloß ich mich nun enger an denn je und gewann es mit der Zeit sogar über mich, ihm, wie er es liebte, bei jeder Gelegenheit eine Schmeichelei zu sagen. Alles nur, um ihn sicher und meinem Freunde das Spiel leichter zu machen.

Mein Arm ruhte jetzt während der Spielstunden häufig auf der hofräthlichen Stuhllehne und eine zeitweilige Berührung seines nach der damaligen Mode breit umgeschlagenen Rockkragens gewöhnte ihn bald so daran, daß er schließlich nichts mehr davon spürte.

Grubenau erschien vom ersten Tage an regelmäßig im Klub, hielt sich meist jedoch im Lesezimmer auf und kam nur dann und wann einmal an unseren Tisch, um mir die Hand zu drücken und einige Worte mit mir zu wechseln.

Weder der Herr Hofrath noch auch sein Partner nahmen Notiz von ihm.

Später, als der Tag des ersten Brieftragens immer näher rückte, blieb der Freund auch wohl ein Weilchen, jedoch mit heiliger Scheu vor dem verhängnißvollen Rockkragen hinter seinem Widersacher stehen und sah dem Spiele zu.

So war das Unternehmen geschickt eingefädelt und gelang fürs erste vollkommen.

III.

Wir befanden uns bereits im Monat März, als der Tag des Heils den Liebenden endlich erschien.

Zu meiner größten Belustigung bemerkte ich an diesem Abend,

Digitized by

während ich dem Herrn Hofrath beim Eintritt in den Klub behilflich war, seinen Mantel abzulegen, wie, kaum sichtbar, unter dem Kragen seines Gehrocks ein Eckchen weißen Papieres hervorlugte, und sah nun den Dingen, die da kommen sollten, mit Spannung entgegen.

Grubenau war, wie ich beim Vorübergehen durch die Portière bemerkte, schon im Lesezimmer anwesend. Die in seiner Hand zitternde Zeitung verrieth eine fieberhafte Aufregung.

Es währte jedoch nicht lange bis er den Kopf durch die Vorhänge steckte und im Spielsaal sich umschaute. Dann trat er zaghaft an unseren Tisch, reichte mir die bebende Rechte und spähte, während Purpur seine Wangen färbte, ängstlich nach dem Rockkragen des Herrn Hofraths.

Die beiden Spieler, welche eben die Stellung ihrer Schachfiguren mit demselben Eifer musterten wie etwa zwei feindliche Generäle ihre Truppen vor der Schlacht, bemerkten Grubenau gar nicht.

Trotzdem dauerte es noch eine ganze Weile, bis er sich entschloß, den nöthigen Griff zu thun. Hierbei jedoch stellte er sich so ungeschickt an und seine Hand war so unsicher, daß ich mich veranlaßt sah, meinen auf der Stuhllehne ruhenden Arm etwas in die Höhe zu heben und ihr eine Stütze zu verleihen.

Der Herr Hofrath fühlte, ahnte nichts. Selbst seinem Partner, welcher jetzt mit dem ganzen Bewußtsein, einen Meisterzug gethan zu haben, aufblickte, entging das verzerrte Lächeln, mit welchem Grubenau das zierlich zusammengefaltete Briefchen in der Seitentasche seines Rockes verschwinden ließ.

Der Glückliche hatte aber nicht einmal soviel Geistesgegenwart, daß er, wie gewöhnlich von mir sich verabschiedete. Vielmehr rannte er mit seinem Schatz spornstreichs davon.

Dies veranlaßte den Herrn Unterstaatssekretär zu den Worten: „Na, bei dem jungen Manne scheint heute auch nicht alles richtig zu sein!“ Der Herr Hofrath zuckte verächtlich die Achsel.

Grubenau spielte in der That eine so lächerliche Figur, daß es selbst mich Mühe kostete, eine ernste Miene zu bewahren.

Als ich den Herrn Hofrath nach Hause geleitet hatte, begab ich mich unverzüglich zu dem Freunde, um ihm die Unvorsichtigkeit seines Benehmens ernstlich vorzuhalten und ihn wegen seiner komischen Aufregung zu hänseln.

Er rannte immer noch, obschon er das Schreiben seiner Braut bereits mehr denn zwei Stunden in Händen hielt, wie besessen mit demselben im Zimmer umher, bedeckte es unter den wunderlichsten Sprüngen mit Küssen und Liebkosungen und ließ mich kaum zu Wort kommen.

Endlich versprach er mir, das Abenteuer in Zukunft männlicher bestehen zu wollen, und schob mich dann zur Thüre hinaus. „Denn“, sagte er, „ich muß jetzt mit mir und meinem Glück allein sein und meiner Braut schreiben. Morgen Abend ist, wie Du weißt, die Reihe an mir, dem Rockkragen des Herrn Hofraths einen Brief anzuvertrauen.“

Der Ton, mit dem er dies vorbrachte, klang so ängstlich, daß ich mich nicht enthalten konnte, laut darüber zu lachen.

Digitized by Google

Am nächsten Morgen jedoch sah ich zum ersten Male seit meinem Eintritt in den Klub nicht ohne Bangen dem Abend entgegen. Denn Grubenaus zerfahrenes und muthloses Wesen ließ mich, bei der ungleich schwierigeren Aufgabe des Briefanvertrauens alles befürchten.

Indessen lief die Sache doch besser ab, als ich erwartet hatte.

Grubenau erschien zwar ziemlich spät im Spielsaale, ging aber doch etwas gefaßter zu Werke und brachte sein Briefchen glücklich zur Hälfte unter den enganliegenden Rockkragen. Als der Herr Hofrath nun aber plötzlich niesen mußte und hierzu gewaltige Anstrengungen machte, verlor jener alle Haltung und begann nach wiederholt vergeblichen Versuchen, das Papier weiterzuschieben, so zu zittern, daß ich mich genöthigt sah, sein Werk zu vollenden.

Hierauf drückte er mir zwar zum Abschiede die Hand, kehrte jedoch ins Lesezimmer zurück, statt das Lokal ganz zu verlassen.

Warum er dies that, erfuhr ich erst auf dem Heimweg. Mit dem Herrn Hofrath in ein Gespräch über die neuerdings eröffnete Kunstausstellung vertieft, hörte ich plötzlich jemand hinter uns hertrippeln und erkannte beim Schein einer Gaslaterne das bleiche Antlitz Grubenaus, welches auf der Seite des Herrn Hofraths den Fußsteig so genau sich ansah, als gälte es eine Haarnadel der Geliebten zu suchen, um sie als Talisman aufzubewahren.

„Ich fürchtete, mein Briefchen möchte dem unbewußten Träger untreu geworden sein", sagte er, erleichtert aufathmend, als der Herr Hofrath unter der Pforte seines Hauses verschwunden war. „Kommst Du noch mit auf mein Zimmer? Ich habe eine feine Flasche kalt stellen lassen und kann nach dieser Aufregung unmöglich jetzt schon zu Bett gehen. Weiß ich doch nicht einmal, ob Anna nun wirklich im Besitz meiner Zeilen ist.

„Ja, Du hast gut lachen!" fuhr er fort, während ich einige Male mich um mich selbst drehte und das Lachen nicht verbeißen konnte. „Dir macht es Vergnügen, dem Alten einen Streich spielen zu helfen. Das ist aber auch alles. Unsere Sorge um das Gelingen rührt Dich wenig. Ich gäbe die Hälfte meines Reichthums darum, wenn ich die Qualen der Ungewißheit, welche mich nach Absendung eines Schreibens jedesmal so lange foltern werden, bis ich Annas Antwort in Händen halte, nur für einen Augenblick auf Dich übertragen könnte. Das Lachen würrde Dir dann schon vergehen!"

Statt aller Antwort schob ich meinen Arm in den seinigen und schleppte den Widerstrebenden mit mir in den jugendlichen Freundeskreis, welchem wir beide angehörten, ohne indessen regelmäßige Besucher zu sein.

Es war dies eine Vereinigung reiferer Studenten, deren Anziehungskraft für mich hauptsächlich darin bestand, daß sie nach dem alten Liede in Wirklichkeit ein „freies Leben" führten und jeden, die Freiheit des einzelnen sowohl, als auch die des ganzen einschränkenden Comment aus ihrer Mitte verbannt hatte. Selbst das widerwärtige: „Ich komm' Dir was!", welches den andern der Freiheit beraubt zu trinken wenn es ihm beliebt, war bei uns nicht Sitte.

Hatte ich aber, als ich hierhin meine Schritte lenkte, gehofft, Grubenau würde im frohen Kreise fröhlich gestimmt werden, so sah

Digitized by Google

ich mich bald getäuscht. Er war und blieb nämlich so aufgeregt und reizbar, daß den Freunden sein Benehmen unliebsam auffiel und ich mich genöthigt sah, sie in unser Geheimniß einzuweihen, um ihm Händel zu ersparen. Dies geschah aber auch deshalb, weil einige Mitglieder bereits um Grubenaus Verhältniß zu Anna wußten und sich nicht enthalten konnten, stichelnde Bemerkungen über dasselbe fallen zu lassen.

Was ich von meiner Mittheilung erwartet hatte, traf ein. Annas originelle Idee fand den größten Beifall und alle wünschten Grubenau zu einer solchen Braut von Herzen Glück.

Dieser hatte mir anfangs wüthende Blicke zugeschossen und war mit geballten Fäusten im Zimmer auf und nieder gerannt. Als aber die Freunde ihre Gläser ergriffen und auf Annas Wohl anstießen, mochte er doch nicht müßig zuschauen und dankte mit bewegten Worten.

Hierauf schlug der Alterspräsident der Gesellschaft vor, Grubenaus Sache zu der ihrigen zu machen und dem Herrn Hofrath, wenn es Zeit sei, mit allen zu Gebote stehenden Mitteln Trotz zu bieten, das heißt: Anna und Grubenau zu vereinigen.

Dieser Vorschlag wurde einstimmig angenommen und ferner beschlossen, die Gesellschaft solle fortan den Namen „Pro Anna“ führen.

Auf Grubenau wirkte dies alles geradezu neugestaltend. So zwar, daß sein Muth bei Bestehung des Abenteuers von Tag zu Tag wuchs und trotz meiner Ermahnungen bald in Verwegenheit ausartete.

Das jedesmalige Gelingen wurde im Freundeskreise mit Rundgesang und Gläserklang gefeiert. Der Herr Hofrath aber spielte in den Augen aller Eingeweihten, deren Zahl, Grubenau und meine Wenigkeit inbegriffen, sich auf acht belief, bald eine so urkomische Rolle, daß nach Verlauf eines Vierteljahres, während welcher Zeit kein einziges Briefchen verloren gegangen, niemand mehr an den Ernst der Situation, noch viel weniger aber an die Möglichkeit einer Entdeckung dachte.

Zumal Grubenau und Anna hatten sich in eine Sicherheit eingewiegt, welche geradezu sträflich genannt zu werden verdiente.

Dieselbe ging soweit, daß Grubenau nach vorhergeschehener Ankündigung der Geliebten zum Geburtstag zwei Briefe sandte, von welchem er den einen am gewohnten Ort unterbrachte, den andern jedoch an den Rockschoß des Herrn Hofraths steckte. Er enthielt in Versen die Mittheilung, daß und wie der Freudentag festlich in der „Pro Anna“ begangen werden würde und wurde von uns allen mit unterzeichnet.

Die Frage: „Was soll aber schließlich aus der Sache werden?“ war das einzige, was die Glücklichen hin und wieder beunruhigte.

Daß der Verfasser des „Ersten Fehltritts“ mit seinem Kritiker jemals sich aussöhnen würde, daran war kaum zu denken. Er konnte demselben hauptsächlich nicht verzeihen, durch jenen Artikel eine zweite Aufführung des Stückes unmöglich gemacht zu haben.

Seinen Plan, eine andere Partie für Anna zu suchen, hatte er fallen lassen, seit er nicht das geringste mehr von einer Fortsetzung des ihm verhaßten Verhältnisses entdecken konnte. Er hielt dasselbe

Digitized by Google

überhaupt für eine Kinderei und dachte nicht anders, als daß die Jungfrau sich Grubenau aus dem Sinn geschlagen.

So war die Lage der Dinge eine möglichst günstige für die Liebenden und ich lachte Frau Felder, der ich eines Tages erzählte, mit welcher Verwegenheit Grubenau Annas Briefe nunmehr in Empfang nähme, geradezu ins Gesicht, als sie sagte: „Ich fürchte immer, der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht!“

An dieses alterprobte Sprichwort aber dachte außer ihr von uns niemand, und auch ich vergaß es auf der Stelle wieder. Umsomehr mußte es uns überraschen als kurz darauf der Fall wirklich eintrat.

IV.

Grubenau kam an diesem Abend um den fünfzigsten Liebesbrief in Empfang zu nehmen. So hatte er am Abend vorher triumphirend in der „Pro Anna“ berichtet.

Sei es nun, daß er diesmal seiner Verwegenheit die Krone aufsetzen wollte, sei es, daß der Herr Hofrath sich vorgenommen, seinem ungestümen Wesen, über welches er sich seit lange ärgerte, endlich ein Ziel zu stecken; genug, das Abenteuer schlug gründlich fehl.

Als der Verwegene nämlich mit hastigen Schritten hinter dem Alten vorbeiging und seinen Rockkragen etwas unsanfter als sonst berührte, langte er plötzlich über die Schulter nach der Hand des Verhaßten. Statt dieser aber bekam er das Briefchen seiner Tochter zu fassen.

Grubenau, vor Schrecken beinahe gelähmt, ließ dasselbe sofort fahren, blieb einen Augenblick wie angewurzelt stehen und gab dann schleunigst Fersengeld.

Der Herr Hofrath, welcher auf seinem Stuhle sitzen geblieben war, faltete das Papier in höchster Bestürzung auseinander und er sah schon gleich aus dem Anfang des Schreibens, welche Rolle seine Tochter ihn seit länger denn einem viertel Jahre hatte spielen lassen.

Dieser Anfang lautete nämlich folgendermaßen:

„Theurer Geliebter!

Papa könnte heute sein Briefträgerjubiläum feiern; denn dies ist der fünfzigste Liebesbrief, welchen er Dir zuträgt.“

Das Antlitz meines hohen Gönners verzerrte sich zur Karrikatur während er diese Worte las, zischend wie eine Schlange sprang er auf, ließ die Frage seines erstaunten Partners, was denn vorgefallen sei, unbeantwortet und rannte wuthschnaubend davon.

Ich folgte ihm zugleich, obschon mir nicht gerade wohl zu Muthe war, und erreichte ihn, als er eben in eine vorüberfahrende Droschke sprang, deren Schlag er mit dem Befehl: „Villa Morgenstern!“ hinter sich zuwarf.

Bei diesen Worten durchzuckte mich ein Gedanke. „Villa Morgenstern“ nämlich nannte sich außer der hofräthlichen Besitzung auch eine Restauration ersten Ranges, deren Garten gerade um diese Jahreszeit — wir befanden uns Ende Juni — stark besucht wurde. Als daher der Kutscher fragte: „Morgenstern im Park?“ antwortete ich, am

Digitized by

Wagenschlag stehend und dem Herrn Hofrath mit schlechtem Gewissen guten Abend wünschend: „Im Park!“ worauf die Droschke in der Richtung desselben davonrollte.

Die Bestürzung des hohen Jubilars, welcher weder die Frage des Kutschers vernommen, noch auch meine Gegenwart bemerkt hatte, war dergestalt, daß ich getrost darauf rechnen durfte, er würde sobald nicht inne werden, daß der Wagen einen ganz anderen Weg eingeschlagen habe als den, welcher zu seiner Villa führe.

Auf diesen Umstand baute ich nun einen Plan, welcher übrigens ebenso schnell ausgeführt werden mußte, wie er entworfen worden. Denn der Herr Hofrath brauchte durch die Irrfahrt, welche ich ihn machen, ließ im günstigsten Fall eine viertel Stunde mehr wie ich, um zu seiner Besitzung zu gelangen.

Dies bedenken und die nächste Droschkenhaltestelle erreichen, war für mich das Werk eines Augenblicks.

Der Kutscher, durch ein Trinkgeld angespornt, schonte sein Pferd nicht, und früher als ich erwarten durfte stand ich Fräulein Anna und Frau Felder gegenüber.

In aller Kürze theilte ich ihnen das Geschehene mit, machte die erstere mit der Nothwendigkeit vertraut, sich sogleich vor ihrem durch die Irrfahrt höchst wahrscheinlich noch mehr erzürnten Vater einzuschließen und bat Frau Felder, mich zwischen elf Uhr und Mitternacht an der Seitenpforte des Parkes zu erwarten. Dort wolle ich ihr mittheilen, was weiter zu geschehen habe.

Beide gingen unbedenklich auf meinen Vorschlag ein und ich hatte gerade noch Zeit, Fräulein Anna mit der Versicherung zu trösten, der Morgen würde die ersehnte Entscheidung herbeiführen, als der Herr Hofrath vorfuhr.

Die Haushälterin drängte ihre Pflegetochter eiligst in deren Gemach, während ich durch die Hinterthür des Hauses in den Park entkam.

Hier hörte ich, wie der Alte mit vor Zorn bebender Stimme zuerst nach seiner Tochter, dann nach Frau Felder rief. Als jedoch keine von beiden erscheinen wollte, stampfte er fluchend das Marmorgetäfel des Ganges und stürmte die Treppe hinauf.

Sofort begab ich mich zu den Freunden in die „Pro Anna“. Ich fand den Kreis vollzählig; selbst Grubenau war anwesend, wenn auch mehr todt als lebendig.

Man sprach bei meinem Eintritt lebhaft über den Vorfall und war sich darüber einig, daß sofort und zwar nachdrücklichst etwas zu geschehen habe, um die hilflose Jungfrau vor der Wuth ihres Vaters zu schützen.

Dies zu wissen genügte mir und ich brachte, nachdem ich den Freunden mitgetheilt, was zu thun ich vorläufig für gut gehalten, einen Vorschlag zu Gehör, welcher nach eifrigem Erwägen als vortrefflich und unumgänglich nothwendig anerkannt wurde.

Denselben gemeinsam durchzuführen gaben wir uns gegenseitig das Wort. Grubenau selbst, welcher anfangs nur ängstlich gelauscht, lebte vollständig wieder auf, als er meinen Plan erfaßt hatte, und

Digitized by Google

erklärte sich zu allem bereit, wenn wir nur bei ihm ausharren und getreulich mitwirken wollten.

Ueber diesen Berathungen war es elf Uhr geworden und ich begab mich, während die Versammlung sich permanent erklärte, an die Seitenpforte des hofräthlichen Parkes, wo ich jedoch bis nach Mitternacht auf Frau Felder warten mußte.

Endlich erschien sie, vor Aufregung noch zitternd. „Danken Sie Gott", sagte sie, „daß Sie früh genug entkommen sind. Der Alte geberdete sich wie ein Wahnsinniger, als er Annas Thüre verschlossen fand. Es fehlte nicht viel, so würde er sie aufgesprengt haben.

Mir kündigte er sofort den Dienst, weil ich mich erst nach geraumer Weile zeigte und ein gutes Wort für die Anna einzulegen wagte.

Sie und Herr Grubenau will er bei nächster Gelegenheit öffentlich beschimpfen; Anna aber soll früh um acht Uhr in eine Besserungsanstalt nach der Provinz gebracht werden."

Ich hatte Mühe die gute Frau zu beruhigen; sagte ihr, daß wir dem Herrn Hofrath zu allem gar keine Zeit lassen würden, und machte sie sodann mit unserem Plane bekannt.

Derselbe fand trotz seiner Verwegenheit ihren Beifall.

Sofort begab sie sich zu Fräulein Anna, theilte ihr unsere Beschlüsse mit und brachte mir bald deren Einwilligung.

Die Freunde, welche auf meine Rückkehr warteten, besonders aber Grubenau, wurden hierdurch aufs neue ermuthigt.

Nunmehr galt es nur noch den Nachtwächter für unser Vorhaben zu gewinnen, was wiederum mir überlassen blieb.

Ein Goldstück machte denselben für diese Nacht blind.

Bis fünf Uhr morgens blieben wir noch in der „Pro Anna" beisammen. Dann verließen wir das Lokal in ziemlich angeheiterter Stimmung.

Aus dem Grubenauschen Hofe unter Leitung unseres Freundes eine hohe Leiter durch den hofräthlichen Park nach dem Hause tragen, war unsere erste That. Hier wurde dieselbe in aller Stille an Fräulein Annas Balkon aufgerichtet und Grubenau im Schlafrock, den er, meinem Wunsche entsprechend, zu Hause angezogen, schwang sich behende hinauf. Oben ließ er sich neben dem Tischchen im Schaukelstuhl der Geliebten nieder und brannte sich eine Cigarre an, während wir die Leiter wieder an Ort und Stelle brachten.

Bei dieser Gelegenheit versahen wir uns im Grubenauschen Hause mit Sekt und Gläsern und ließen uns im Parke des Herrn Hofraths in einer Laube nieder, von wo aus wir Annas Balkon beobachten konnten.

Grubenau war trotz der Aufregung, in welcher er sich befand, eingenickt.

Uns hingegen wurde die Zeit unter allerlei Scherzen nicht lang, und als die Thurmuhren der Residenz sieben schlugen, stimmten wir aus vollen Kehlen den Brautgesang aus Wagners „Lohengrin" an, welche Oper dazumal ihre ersten Erfolge errang.

Dies gab Fräulein Anna das Zeichen, die Balkonthür ihres Ge-

Digitized by Google

maches zu öffnen und im Morgenkleid neben Grubenau zu erscheinen, worauf wir dem Paare ein donnerndes Hoch ausbrachten.

Die Straße hatte allmählich sich belebt. Einige Neugierige beobachteten uns durch das Gitter des Parkes, ohne aber die Liebenden sehen zu können.

Grubenau war vorsichtig genug gewesen, an der der Straße zugekehrten Balkonseite die Marquise herabzulassen.

Unsere Zuhörerschaft wuchs von Minute zu Minute. Ein solches Frühkonzert war denn doch etwas außergewöhnliches, vor allem aber der Sekt, welcher reichlich dazu floß. Die Ansichten und Meinungen, welche die Leute über uns austauschten, liefen meist darauf hinaus, daß wir sammt und sonders bezecht wären.

Hierdurch ließen wir uns jedoch nicht stören und begannen unsern Brautgesang eben zum andern Male, als plötzlich der Herr Hofrath vor uns stand.

Alle fuhren sofort von ihren Sitzen und begrüßten den Staunenden mit gemessener Verbeugung. Nur ich, der nicht vor der Zeit erkannt sein wollte, hielt mich bis zum günstigen Augenblick hinter den Freunden versteckt.

„Aber in drei Teufels Namen, was fällt den Herren denn eigentlich ein?!“ unterbrach der Alte nach kurzem Besinnen die eingetretene Stille. „So etwas ist mir denn doch in meinem ganzen Leben noch nicht vorgekommen! Scheren Sie sich augenblicklich von meinem Grund und Boden oder ich werde kurzen Prozeß mit Ihnen machen Sie sind wohl betrunken, he?!“

Nun erst hielt ich's für gerathen, das grausame Spiel zu beginnen, und trat wie aus der Erde auftauchend vor den Wüthenden.

„Verzeihen Sie, lieber Herr Hofrath“, sagte ich, „daß wir so frei waren, Ihrer verehrten Fräulein Tochter und unserem Freunde Grubenau, ohne vorher Ihre hochgeschätzte Erlaubniß eingeholt zu haben, ein Morgenständchen . . . .“

„Doch ich sehe“, brach ich hier plötzlich ab und erhob mein Glas, „die Glücklichen betreten soeben den Balkon um uns zu danken. Ergreift die Gläser und leert sie auf eine freudenreiche Zukunft der Liebenden. Anna und Grubenau sie leben . . . .“

Ein dreifaches Hoch übertönte den Fluch, mit welchem der Bestürzte einem der unsrigen das ihm selbst dargebotene Kelchglas aus der Hand schlug, als er seine Tochter mit Grubenau Arm in Arm an die Brüstung des Balkons treten sah.

Dies war ihm denn doch zu stark. Er stand einen Augenblick wie erstarrt, fuhr sich mit beiden Händen nach dem Kopf und stürzte wie besessen ins Haus.

Wir folgten ihm auf dem Fuße und brachten ihn im Korridore zum stehen.

„Verehrter Herr Hofrath“, sagte ich gelassen, „Ruhe ist, wie Sie wissen sollten, die erste Bürgerpflicht. An dem, was Sie soeben mit eigenen Augen gesehen haben, läßt sich nichts ändern, und ich habe mir immer sagen lassen, man thue gut, in Unabänderliches geduldig sich zu fügen.“

„Hölle und Teufel!“ knirschte er. „Ich will doch sehen, wer hier

Digitized by Google

Herr ist und wer mir wehren will, die Ehre meines Hauses bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen!"

„Die Ehre Ihres Hauses ist nur dann gefährdet", erwiderte ich, „wenn Sie unnöthigen Lärm aus dieser Sache machen. Geben Sie Anna und Grubenau zusammen und ich schwöre Ihnen, daß die Residenz weder von dieser Scene noch auch von Ihrer ausgezeichneten Briefträgerrolle atwas erfährt, im andern Fall . . ."

Der Rasende ließ mich nicht ausreden, sondern brach sich, unversehen mit den Fäusten auf uns einhauend, Bahn und stürmte die Treppe hinauf in sein Arbeitskabinet.

Mit einer Reitgerte bewaffnet stürzte er gleich darauf aus demselben wieder hervor, stemmte sich gegen die Thüre von Annas Gemach und kommandirte mit Donnerstimme: „Oeffnen!"

Als diesem Befehl jedoch nicht Folge geleistet wurde, auch die Thürflügel seinem Andrang um keines Haares Breite nachgaben, rief er wiederholt dem Dienstmädchen.

Erst nach geraumer Weile erschien dieselbe zögernd auf der Treppe. Der Herr Hofrath befahl ihr, bei Androhung, sie aus dem Dienste zu jagen, falls sie nicht augenblicklich gehorche, den zunächst wohnenden Schlossermeister mit Brechinstrumenten herbeizuholen.

„Auf demselben Wege", rief er, „benachrichtigst Du den Polizeikommissar des Stadtviertels, daß eine Bande berauschter Taugenichtse", er deutete auf uns, „mich in meinem Hause belästigt und bedroht!"

Obgleich ich nun beim Entwerfen meines Planes diesen gewichtigen Faktor außer Acht gelassen, bedurfte es doch keiner weiteren Berathung, um uns über das, was nunmehr zu thun sei, zu einigen. Wußten wir doch alle, daß uns als Hausfriedensbrechern der Prozeß gemacht werden würde, sobald wir mit der Polizei in Berührung kamen.

Es galt daher das Dienstmädchen, welches ohnehin nur gezwungen von dannen schlich, am Ausgehen zu verhindern, und einer der unsrigen trat ihr schon in den Weg, als Frau Felder ganz unerwartet uns zu Hilfe kam.

Sie erschien plötzlich im Korridor und nöthigte das Mädchen in ein Gemach ebner Erde, wo sie es überwachte.

Wir hingegen schaarten uns im Kreise um den Herrn Hofrath, der wie ein gereiztes Raubthier die Augen rollte und überlegte, auf welchen von uns er zuerst losspringen sollte.

Statt uns hierdurch aber einschüchtern zu lassen, stimmten wir plötzlich aufs neue den Brautgesang aus „Lohengrin" an und nun, während der Alte auf mich als den Tonangeber eindrang, öffnete sich plötzlich die Flügelthüre von Annas Heiligthum und Grubenau, die Geliebte am Arme führend, erschien in würdevoller Haltung auf der Schwelle.

Ein donnerndes Hoch empfing das Paar.

Der Herr Hofrath aber, welchen wir unterdessen entwaffnet hatten, taumelte, durch diese Kühnheit geradezu betäubt, wie trunken an die gegenüberliegende Wand und raffte sich erst wieder auf, als Grubenau Annas Haupt an seine Brust drückte und mit bewegter Stimme sagte: „Ich bitte Sie für das, was ich an Ihnen verbrochen habe, ganz er-

Digitized by Google

gebenst um Verzeihung, Herr Hofrath, und hoffe, daß Sie mir nunmehr die Hand Ihrer Tochter, deren Herz ich besitze, so lange ich zu denken vermag, nicht vorenthalten werden. Machen Sie uns durch Ihren Segen glücklich."

„Nie und nimmer, wortbrüchiger Bube!" rief der Wütherich und entriß einem der unsrigen seine Reitgerte.

Ich fiel ihm jedoch sogleich in den Arm und sagte, während der Freund seine Braut in ihr Gemach zurückführte und wieder zu uns trat: „Wiederholen Sie diese Beschimpfung nicht, Herr Hofrath. Grubenau hat sein Wort so wenig gebrochen, wie er der Geliebten seines Herzens die Treue brechen wird. Ich bezeuge hiermit feierlichst, daß er keinen Brief von Fräulein Anna erhalten hat, noch diese einen von ihm, den Sie nicht getragen. Daß aber Ihre Tochter auf den Gedanken kam, Sie mit Ihrem eignen Hohne zu schlagen, haben Sie selbst verschuldet. Warum ließen Sie ihr keinen andern Weg offen?!"

Der Alte wollte mich rauh unterbrechen, doch ich fuhr unbekümmert fort: „Ueberhaupt würde ich an Ihrer Stelle nicht so viel Wesen aus der Grubenauschen Kritik gemacht haben, davon, daß diese ein Meisterwerk genannt zu werden verdient, natürlich abgesehen. Sie beweisen durch Ihren Zorn nur, daß Sie sich getroffen fühlten, und daß Sie Ihren zukünftigen Schwiegersohn nicht zu jenen Kläffern rechneten, welche Geister Ihresgleichen kläffen lassen müßten. Ich wünsche ihm", und hiermit schüttelte ich Grubenau kräftig die Rechte, „von ganzem Herzen Glück dazu!"

Jetzt war der Gereizte nicht mehr zu halten. „Bekümmern Sie sich gefälligst um Ihre eigenen Angelegenheiten", donnerte er mich an, „oder ich werde Sie vor die Mündung einer Pistole fordern!"

„Ueber dies letztere dürfte sich später reden lassen, Herr Hofrath", entgegnete ich mit einer leichten Verbeugung. „Jetzt sollten Sie Gott danken, daß ich mir erlaube, ausschließlich um Ihre Angelegenheiten mich zu bekümmern. Sie könnten sonst leicht in den Fall kommen, eine nichtswürdige Handlung zu begehen, welche Sie über kurz oder lang bereuen würden. Uebrigens verweile ich hier nur noch, um Ihnen in unser aller Namen zu erklären, daß wir, wenn Sie nicht auf der Stelle in die Heirat Ihrer Fräulein Tochter mit Grubenau willigen, die Residenz über verschiedene Vorfälle unterrichten werden, von denen sie sich bisher nichts träumen ließ.

Erstens nämlich wird sie Kunde davon erhalten, wie ein gewisser Herr Hofrath seine erwachsene und allgemein verehrte Tochter zu behandeln pflegt. Zweitens, wie sich eine Anzahl junger Männer, zur Strafe hierfür gegen ihn verbündete und wie er den Liebesbriefträger wider Willen spielen mußte. Drittens aber — und das dürfte sie ganz besonders interessiren — soll die Residenz innerhalb weniger Stunden erfahren, wo Freund Grubenau die vergangene Nacht zugebracht hat."

Diese Drohung, welche wahrzumachen selbstverständlich keiner von uns übernommen haben würde, wirkte geradezu betäubend auf den Herrn Hofrath.

Wie geistesabwesend starrte er mich eine Weile an, fuhr mit der Rechten nach der Stirne als gälte es einen Entschluß zu fassen, und

Digitized by Google

stammelte endlich, zu Grubenau gewandt: „Ich willige durch die Drohung dieses Undankbaren“, er deutete auf mich, „gezwungen, in die Heirat meiner Tochter mit Ihnen. Machen Sie Hochzeit, wann Sie wollen. Je eher, desto besser! Aber beachten Sie wohl, ich gebe Ihnen nur meine Einwilligung, nicht aber meinen Segen.

Die Hochzeit und alles, was dazu gehört, will ich der Ehre meines Hauses und Namens zu Liebe formell mitmachen; hierfür aber verlange ich, daß weder Sie noch auch diejenige, welche ich bisher meine Tochter nannte, mich fernerhin belästigen. Mit einem Worte, ich bitte Sie, nach der Hochzeit mich nicht mehr zu kennen.“

Grubenau wollte hierauf etwas erwidern, aber seine Braut, welche bei den letzten Worten auf der Schwelle ihres Gemaches erschienen war, schloß ihm den Mund mit einem Kuß und sagte: „Wenn Papa unser Glück sieht, wird er seinen starren Sinn schon ändern und uns seinen Segen nicht vorenthalten.“

Ohne umzublicken hatte dieser inzwischen sein Zimmer erreicht. Es dauerte einige Tage, bis er von der Niederlage sich erholt hatte und wieder wie gewöhnlich in den Klub ging.

Die Residenz erfuhr nichts von dem grausamen Spiel, welches wir mit dem armen Sünder getrieben. Es verlautete nur, in der Morgenfrühe des zwanzigsten Juni hätte eine Anzahl junger Leute, im Park der Villa des Herrn Hofraths von S. sich eingefunden, um die Verlobung seiner Tochter Anna mit Herrn Grubenau bei einem Glase Sekt zu feiern.

Der Herr Hofrath befleißigte sich nun, wie Grubenau eines Tages mir mittheilte, der Oeffentlichkeit gegenüber nicht nur eine gute, sondern sogar eine liebenswürdige Miene zu machen. In Wahrheit jedoch blieb er gegen das glückliche Paar hartgesinnt und schrieb kaltblütig sein Testament, welches Anna enterbte.

Ich hütete mich jetzt, mit ihm zusammenzutreffen. Einestheils weil es mir nachträglich doch leid that, ihm in angeheiterter Stimmung so hart mitgespielt zu haben, dann aber auch, weil ich ihn durch meinen Anblick nicht noch mehr an jenen Morgen erinnern wollte.

Hauptsächlich auch aus diesem Grunde bat ich die Brautleute auf meine Gegenwart bei der Hochzeit im Hause des Herrn Hofraths verzichten zu wollen.

Dieselbe wurde zu Ende September mit allem Glanz, welchen der Titel des Vaters der Braut verlangte, im hofräthlichen Gartenpavillon in Scene gesetzt, von uns aber in der „Pro Anna“ würdig gefeiert.

Die Neuvermälten verlebten ihre Flitterwochen in Italien, kehrten erst nach einem halben Jahre zurück und ließen sich in Grubenaus elterlichem Hause nieder.

Der Herr Hofrath hielt Wort. Nach der Hochzeit brach er alle Beziehungen zu seiner Tochter ab. Frau Felder und das unschuldige Dienstmädchen mußten sein Haus verlassen und fanden im Grubenau'schen Hause Aufnahme.

Nun war nach der Rückkehr des Paares zwar dafür gesorgt, daß Annas Vater zeitweise durch den einen oder andern seiner Freunde von ihrem häuslichen Glücke unterrichtet wurde, allein er beharrte

Digitized by

deſſen ungeachtet bei ſeiner Unverſöhnlichkeit. Dies aber that er hauptſächlich wohl nur darum, weil er durch meine Drohung noch immer in dem Wahne befangen war, Grubenau und Anna hätten in jener Nacht an der Ehre ſeines Hauſes gefrevelt.

Als dieſen nun zu Ende Juni, merkwürdigerweiſe gerade am Vorabend deſſelben Tages, an welchem dem Herrn Hofrath vor einem Jahre ſo übel mitgeſpielt worden war, ein Sohn geboren wurde, konnte ich mich nicht enthalten, dem griesgrämigen Alten zum Großvater zu gratuliren und ihm die Vorgänge jener Nacht der Wahrheit getreu zu ſchildern.

Die Folge hiervon ließ, wie mir geahnt, nicht lange auf ſich warten.

Der Herr Hofrath ſöhnte ſich nämlich ſofort mit den jungen Leuten aus und ſetzte Anna wieder in ihre Rechte ein.

Niemand war nun glücklicher denn er.

Als wir uns kurz vor der Taufe des Kleinen einmal im Hauſe der Eltern begegneten, drückte er mir die Hand und ſagte: „Ihnen iſt nunmehr auch von ganzem Herzen verziehen, obſchon mir ohne Sie und Ihr himmelſtürmendes „Pro Anna“! wohl kaum ſo unliebſam mitgeſpielt worden wäre. Doch würden dann ja die beiden ungezogenen Kinder dort drüben“, er deutete auf Anna und Grubenau, welche mit dem jüngſten Weltbürger ſpielten, „ſich ſobald nicht bekommen haben. Ich aber wäre jetzt ſchwerlich was ich bin, nämlich glücklicher Großpapa.

Zur Strafe hierfür wollen Sie mich heute Abend in den Schachklub führen und morgen als Pathe neben mir zur Taufe gehen.“

Digitized by

Zum Holberg-Jubiläum.

Dänemark rüstet sich, den zweihundertjährigen Geburtstag desjenigen seiner Dichter zu begehen, welcher als Ausgangspunkt der ganzen neuzeitlichen dramatischen Poesie des Inselreichs bezeichnet werden muß. Vor hundert Jahren war Ludwig Holberg auch in Deutschland einer der bekanntesten Namen, vor allem der unbestrittene König unserer komischen Bühne, die Lust unseres Publikums, das gefeierte Vorbild unserer Komödienschreiber, der Stolz unserer Schauspieler. Sank er dann auch bald darauf ebenso tief in der Gunst des Publikums, wie sie ihn zuvor erhoben hatte, so war die Einwirkung der Holbergschen Komödie auf die deutsche Bühne doch eine nachhaltige, und es gebührt ihm mit Recht ein Platz unter den größten komischen Dichtern aller Zeiten.

Zu Bergen in Norwegen wurde Holberg im Jahre 1684 als Sohn eines gewöhnlichen Soldaten, der es durch eigene Tapferkeit und Tüchtigkeit im Dienst bis zum Oberst gebracht hatte, geboren; der Dichter selbst giebt zwar 1685 als sein Geburtsjahr an, doch hat ihm dies merkwürdigerweise nie etwas geholfen und die gewöhnliche Annahme ist jene. Holbergs Mutter durfte sich einer angesehenen Abkunft rühmen: sie war die Enkelin des ehemaligen Bischofs von Bergen, Munthe, und auch sonst war die Verwandtschaft nicht unansehnlich. Die Eltern des Dichters starben jedoch früh, eine Feuersbrunst vernichtete den Besitz der Familie und nur einige Bauernhöfe blieben ihr übrig. Damals war es in Norwegen Sitte, daß die Söhne der Offiziere von der Wiege an die Löhnung als Soldaten empfingen, wofür sie dann in der Folge verpflichtet waren, in die Armee einzutreten. Auch bei Ludwig war dieser Gebrauch in Anwendung gekommen und er wurde nach dem Tode der Mutter und zurückgelegtem zehnten Lebensjahre in das damalige upländische Regiment aufgenommen, ja, er sollte, wohl in Rücksicht auf die Verdienste seines verstorbenen Vaters, sogleich als Korporal eintreten, eine Charge, die, wie Holberg sagt, „einen kleinen Vorzug vor dem gemeinen Soldaten hat und einer

Digitized by Google

geringen, aus zehn Mann bestehenden Mannschaft vorgesetzt ist." Allein der Knabe hatte von frühester Jugend an keine Neigung zum Soldatenstande und war gewiß froh, als der für den jungen Korporal bestimmte Sold ausblieb, während er bei seinem Mutterbruder in Upland weilte und hier mit dessen Kindern dürftigen Unterricht empfing. Jener Umstand löste seine Beziehungen zum Kriegsgott ein- für allemal. Der Oheim schickte ihn aber auch nach Bergen zurück, wo ihn sein Vormund nun die öffentliche Schule besuchen ließ, um sich auf die Universitätsstudien vorzubereiten. Erst achtzehn Jahre alt, begann er diese, als 1702 eine Feuersbrunst Kirchen und Schulen zu Bergen in Asche gelegt hatte; er studirte Theologie, nach einem Jahre waren seine Mittel jedoch gänzlich erschöpft und der junge Student mußte als Hauslehrer sein Leben fristen. Die orthodoxe, scholastische Theologie des damaligen Dänemark sagte Holbergs regem Geiste wenig zu, sein Hauslehrerposten bei dem Propst zu Bos und dann bei dem Vizebischof zu Bergen erschienen ihm „die ärgste Sklaverei" und er beschloß, erfüllt von den Bildern fremder Länder und ihrer Merkwürdigkeiten, die er in den Tagebüchern des in seinen jüngeren Jahren vielgereisten Bischofs aufgezeichnet fand, frischweg in die Welt zu gehen. Wir sehen ihn nun ein mehrjähriges abenteuerndes Reiseleben beginnen, welches, wie Robert Prutz in seinem Buche über Holberg,*) dem wir hier folgen, sagt, abgesehen von Holbergs persönlichen Erlebnissen, auch deshalb merkwürdig ist, weil es theils an den ähnlichen unruhvollen Reisedrang der deutschen Gelehrten zur Zeit der Reformation erinnert, theils diese Bildungsreisen eine Eigenthümlichkeit des dänischen Volksstammes sind. Denn um von Ewald zu schweigen, der mit derselben Tollkühnheit wie Holberg sich in die Fremde begab und sich sogar als gemeiner Rekrut in die Wirbel des siebenjährigen Krieges stürzte, so haben auch in neuerer Zeit die ausgezeichnetsten Persönlichkeiten der dänischen Literatur und Wissenschaft, ein Baggesen, Oehlenschlaeger, Steffens, bis hinunter auf Andersen Wanderungen durch Europa und bis in den Orient, einen wesentlichen Theil ihrer Bildung durch Reisen im Auslande überkommen. — Holberg begab sich mit sehr geringen Reisemitteln nach Holland, um dort klassische Philologie zu studiren; als sein Geld verbraucht war, wollten ihn die Mynheers jedoch in keiner Weise unterstützen; ein hitziges Fieber ergriff ihn, er mußte in Aachen Heilung suchen, und zu Fuß kehrte er in den elendesten Umständen nach Norwegen zurück, wo er in Christiansand durch Ertheilung von Unterricht in den neueren Sprachen sein Leben fristete. Mit der Zeit brachten ihm seine Kenntnisse Freunde und genügende Einkünfte; seine Wanderlust trieb ihn aber bald wieder in die Fremde, diesmal nach England. Hier ließ sich Holberg unter die Studenten der Oxforder Universität einschreiben, um die reichen Bibliothekschätze derselben desto besser benutzen zu können. Wie fleißig er dies that, davon zeugen seine späteren juristischen, historischen und sonstigen wissenschaftlichen Werke, die ihm selbst in dem polyhistorischen Zeitalter,

*) Ludwig Holberg, sein Leben und seine Schriften. Nebst einer Auswahl seiner Komödien. Von Robert Prutz. Stuttgart und Augsburg. J. G. Cotta'scher Verlag. 1857.

Digitized by Google

dem sie angehörten und in welchem auch Holberg selbst zum Theil noch wurzelt, einen ehrenvollen Platz unter den Gelehrten des damaligen Europa verschafften. Im übrigen wiederholten sich auch in Oxford die früheren tragikomischen Scenen von Armuth und Bedrängniß, doch gelang es dem Dichter durch Unterricht in Musik und Sprachen bei seiner persönlichen Liebenswürdigkeit und seinem gesetzten und dabei doch heiteren Wesen sich zu halten. Nachdem er so zwei volle Jahre in Oxford gewesen, dann bei der Heimreise noch einige Zeit in London verweilt und hier alles Merkwürdige, „was man ohne Geld sehen konnte", in Augenschein genommen, kehrte er auf einem schwedischen Schiffe über Helsingör nach Dänemark zurück. Diesmal ließ er sich als ein gereifter Mann, der in fremden Bibliotheken studirt hatte und also nachgerade Anspruch auf ein gelehrtes Amt machen durfte, in Kopenhagen selbst nieder, unmittelbar unter den Augen der hohen Nutritores. Er war, wie er selbst bekennt, „arm und hochmüthig;" es schien ihm, nachdem er vor kurzem noch „als ein Freiherr gelebt hatte", seiner Ehre zu widerstreiten, zu der bescheidenen Beschäftigung eines Schulmeisters zurückzukehren. Wie endlich aber die Kasse völlig erschöpft war und er kein Mittel mehr wußte, sich fortzuhelfen, so „fiel er auf eine edle Erfindung, ohne Kränkung seiner Würde sein Brod zu verdienen". „Ich verwandelte," sagt er, „mein Zimmer in einen Hörsaal und meinen Stuhl in ein Katheder und lud die Studirenden durch gelehrte lateinische Zettel zu meinen Vorlesungen ein." Auf diesen gelehrten lateinischen Zetteln versprach er ihnen, keine bloßen Sprachen vorzutragen, sondern „einen rechten Satz von ausländischen Seltenheiten" mitzutheilen; also ungefähr ein ähnliches Ueberspringen der üblichen akademischen Schranken, wie Thomasius dreißig Jahre früher in Leipzig gewagt hatte, als er den dortigen Studenten versprach, „galante Wissenschaft" vorzutragen. Wirklich hatte die Aufforderung den besten Erfolg: angelockt durch die Neuheit der Sache, strömten die Studenten herbei und füllten in dichten Massen Holbergs Hörsaal (Prutz a. a. O. 59). „Sie hörten auch," fährt Holberg fort, „alles mit großer Aufmerksamkeit an, was ich ihnen sagte und schrieben alles sorgfältig auf; wie ich aber meine Bezahlung haben wollte, da hatten sie die Kunst erlernt, sich unsichtbar zu machen . . . Und so bestand die einzige Frucht, welche ich von meiner Arbeit erntete, darin, daß diejenigen, welche meine Vorlesungen verlassen hatten, mich sehr tief grüßten, wenn ich ihnen auf der Gasse begegnete, was zwar ein Zeichen der Dankbarkeit war, aber meiner Armuth doch nicht abhalf." Er mußte nun wieder allmählich zur gewöhnlichen Schulmeisterei herabsteigen, bis ihn der Staatsrath Winding für seinen jüngsten Sohn als Reisebegleiter nach Deutschland wählte; allein schon in Leipzig erhielt er „auf das Höflichste seinen Abschied". Nach Kopenhagen zurückgekehrt, hatte Holberg das Glück, in dem Borchschen medizinischen Kollegium ein Plätzchen zu erlangen, wo er unter bescheidenen Verhältnissen fünf Jahre lebte und seine Kenntnisse durch fleißige Arbeit erweiterte; endlich ward er, freilich ohne Gehalt, öffentlicher Lehrer an der Universität. Da Holberg kurz zuvor ein neues Stipendium von jährlich 100 Thalern auf vier Jahre erhalten hatte, benutzte er dies, um jetzt als Dreißigjähriger im Jahre 1714 eine vierte Reise anzu-

Digitized by Google

treten. Ueber Amsterdam und Brüssel ging dieselbe nach Paris, wo er die ersten Monate nach seinem eigenen Ausdruck „überaus philosophisch" lebte und nur mit sich und seinen Büchern verkehrte, sowie die Bibliotheken besuchte, dann aber auch das öffentliche Leben eifrig studirte, alle Sehenswürdigkeiten von Paris und Umgegend betrachtete und mit immer neuem Interesse den Verhandlungen der Pariser Gerichtshöfe beiwohnte. Anderthalb Jahre lebte er so in der Seine-Hauptstadt, um seine Schritte dann Anfang August 1716 nach Italien zu lenken, woselbst er in Rom sechs Monate lang die Antiquitäten studirte. Besonders wandte er daneben dem römischen Volksleben seine Aufmerksamkeit zu und fand in einer italienischen Komödiantenfamilie, mit der er Wand an Wand wohnte, Stoff zu den ergötzlichsten Studien. Dieser Umstand ward von wesentlichster Bedeutung für den künftigen Schöpfer der dänischen Bühne, denn es ist wahrscheinlich, daß es diese Beobachtungen waren, welche seine komische Ader weckten. Ende Februar 1718 verließ er Rom und kehrte über Florenz, Turin und Lyon nach Paris zurück. Auch hier, wie schon früher, vom Fieber viel geplagt, nahm er seinen Weg über Amsterdam und Hamburg und traf endlich im Sommer nach beinahe vierjähriger Abwesenheit in Kopenhagen wieder ein. Bald darauf zum Professor der Metaphysik an der dortigen Universität befördert, ließ Holberg im folgenden Jahre 1719 seine erste poetische Leistung, das komische Gedicht „Peter Paars" erscheinen, welches das Publikum mit ungeheurem Beifall aufnahm. Mit einem Schlage wurde Holberg dadurch der erste dänische Dichter.

Im wesentlichen ist die dänische Literatur ein Erzeugniß der neueren Zeit, denn wenn auch im Mittelalter eine solche der Götter und Helden, der Sagen und Märchen, der Volkslieder und Gesänge nicht fehlt, so war sie doch mehr allgemein skandinavisch, und erst mit der politischen Selbstständigkeit des heutigen Dänemark nach Auflösung der kalmarischen Union zeigen sich auch die Anfänge einer eigentlichen dänischen Literatur, zu deren Entwickelung die schnelle Ausbreitung der Reformation in dem Inselreiche unter Bugenhagen nicht wenig beitrug. Deutsche Professoren wurden nach Kopenhagen berufen, die Schulen nach deutschem Muster verbessert und erweitert, die deutsche Literatur ward für Dänemark ein Gegenstand besonderer Pflege und daher von großem Einfluß. Damit waren die Keime zu eigener literarischer Produktion gelegt, die sich allerdings anfänglich mehr den rasch aufblühenden Wissenschaften und weniger der Dichtkunst zuwandte. Mit vereinzelten Ausnahmen blieb die Literatur auch der eigentlichen Nation vorläufig fernstehend; es war mehr eine Literatur der Gelehrten, Gebildeten und Vornehmen, zum Theil auch der Geistlichen, als wirklich eine Literatur des dänischen Volkes, sagt Prutz mit einem Wort: sie war damals noch weit entfernt, dem dänischen Volk das zu sein, was sie ihrem Begriffe nach sein sollte, nämlich ein vollständiges, künstlerisches und volksthümliches Abbild seines gesammten Lebens, Denkens und Seins. Dieses wurde sie vielmehr eben erst durch Holberg.

Bis gegen die zwanziger Jahre des vorigen Jahrhunderts war eine nationale Bühne in Dänemark nicht vorhanden. Der Hof ergötzt sich unter dem prachtliebenden Friedrich IV. (1699—1730) an Karus-

Digitized by Google

sells und Maskeraden und nur die italienische Oper wurde nebenbei gepflegt; das Volk aber war theils auf das Puppentheater, theils auf herumziehende deutsche Banden angewiesen, die jene abenteuerlichen Tyrannenspiele, vermischt mit Hanswurstspäßen und Zoten, die damals in Deutschland im Schwunge waren, in roher Weise zur Darstellung brachten. Selbst an einem festen Theatergebäude fehlte es. Nun endlich wurde im Jahre 1720, vom Könige unterstützt, ein solches in der damaligen kleinen Grönnerstraße errichtet und 1722 eröffnet. Allein es fehlte sowohl an Schauspielern als auch an Stücken, wenn man anders nicht lediglich mit Uebersetzungen und Bearbeitungen fremder, d. h. französischer Muster vorlieb nehmen wollte. Mit der Ausbildung der ersteren beauftragte Friedrich den vorzüglichsten seiner französischen Schauspieler, seinen Liebling Montaigu, wegen der letzteren wandte man sich an Holberg. Daß man gerade ihn aufsuchte, sagt Prutz, darf uns nicht Wunder nehmen, denn erstlich war er ja bereits als ein weltgewandter und vorurtheilsfreier Mann bekannt, der die bedeutendsten Hauptstädte Europas besucht und die dortigen Kunstanstalten kennen gelernt hatte und der überdies unbefangen genug war, trotz seiner akademischen Titel und Würden — 1720 hatte er die seinen Neigungen und Fähigkeiten ungleich besser entsprechende und auch weit einträglichere Professur der Beredsamkeit erhalten — sich doch für eine so profane Anstalt wie ein dänisches Theater zu interessiren. Und zweitens hatte ja der „Peter Paars" bereits seit einigen Jahren seinen Triumphzug gehalten und den Verfasser mit wahrer Sturmeseile auf den Gipfel des damaligen dänischen Parnasses erhoben. Wie er selbst erzählt, kam Holberg jetzt auf den Gedanken, „nach dem Beispiel anderer Völker einige Schauspiele in dänischer Sprache abzufassen". Ich hielt mich selbst nicht ganz ungeschickt dazu, solche Stücke zu schreiben; auch hatte man mich oftmals gebeten, die Arbeit, welche ich kürzlich verlassen und fast verschworen hatte (die Poesie nämlich), wieder aufzunehmen. Auf der einen Seite reizte mich das inständige Anhalten meiner Freunde, unter denen sich die vornehmsten Männer der Stadt befanden, deren Befehlen ich nicht gern ungehorsam sein wollte. Ich nahm also die früheren Arbeiten wieder auf und schrieb jene Schauspiele, welche späterhin auch gedruckt wurden und nun in jedermanns Händen sind." So erschien bald nach der bei Eröffnung des Theaters gegebenen Uebersetzung von Molières „Geizigen" Holbergs „Politischer Kannegießer" auf der Bühne, womit die lange und glückliche Reihenfolge seiner dramatischen Leistungen eröffnet war. Noch in demselben Jahre folgte „Die Vangelsiedede" (Wankelmüthige), „Jean de France" und „Jeppe vom Berge"; 1723 „Geert Westphaler" (auch „Der geschwätzige Barbier" genannt), „Der elfte Juni" und „Die Wochenstube"; 1724 nicht weniger als neun Stücke, nämlich: „Das arabische Pulver", „Die Weihnachtsstube", „Die Maskerade", „Jakob von Thybon", „Ulysses von Ithacia", „Die Brunnenreise", „Melange", „Uden Hoved og Hale" (Weder Schwanz noch Kopf) und „Heinrich und Pernille". Nur ein Stück, „Diederich Menschenschreck", brachte das Jahr 1725; das folgende: „Der verpfändete Bauernjunge" und „Der Mann, der keine Zeit hat" (oder: „Der geschäftige Müßiggänger"); 1726: „Pernilles kurzer Fräuleinstand" und am 2. Februar 1727 „Der dänischen

Digitized by

Komödie Leichenbegängniß", denn am 25. desselben Monats mußte das junge dänische Theater wegen seiner schlechten finanziellen Lage wieder geschlossen werden, obwohl bei der enthusiastischen Aufnahme der Holbergschen Stücke die Einnahmen nicht unbedeutende gewesen waren.

Werfen wir vor einem näheren Eingehen auf des Dichters Dramen im allgemeinen einen Blick auf einzelne derselben. Obenan unter ihnen steht der „Politische Kannegießer", welcher als sein Meisterwerk zu bezeichnen ist. Gleich bei seinem ersten Erscheinen den größten Beifall findend, hat kein anderes Stück Holbergs so viel Glück gehabt auf der dänischen wie außerdänischen Bühne, und in der That ist der Stoff von unvergänglicher Wahrheit und Wirkung; die ersten Künstler Dänemarks wie Deutschlands, ein Wegener und Sondemann, ein Eckhof und Borchers, Schröder und Unzelmann, haben bald den Heinrich, bald den Hermann von Bremen jahrelang zu ihren Glanzrollen gezählt und in den verschiedensten Zeitperioden ist das Stück immer wieder hervorgesucht worden. Weniger Beifall fanden „Die Wankelmüthige" und „Geert Westphaler", desto rascher und vollständiger war dagegen der Triumph, den der Dichter mit seinem „Jean de France" davontrug. Wie der „Kannegießer" wurde es auch vollständig zum Eigenthum der deutschen Bühne und hielt sich hier eben dauernd, während der anfängliche Beifall in Dänemark merkwürdigerweise bald wieder verschwand. Gottsched nahm den „Deutschfranzosen" mit einer glänzenden Empfehlung in seine „Deutsche Schaubühne" auf und sagte u. a. von ihm: „Die Thorheit der französischen Affen ist darin so scharfsinnig und so glücklich ausgedacht worden, daß man hoffen kann, es werden künftig alle solche deutsche Franzosen, davon es eine Zeit lang in Deutschland gewimmelt hat, bei allen, die dies Stück lesen, halb unehrlich gemacht werden". Eine andere, damals sehr weitverbreitete Thorheit, nämlich die hohle Renommisterei des Poltrons, die Eisenfresserei des Bramarbas wird im „Jakob von Thybon" sowie in „Diederich Menschenschreck" gegeißelt. Verhältnißmäßig nur geringen Anklang beim Publikum fand, obwohl Holberg selbst einen hohen Werth auf das Stück legte, „Das arabische Pulver", in welchem „die Thoren lächerlich gemacht werden, welche sich unsinnigerweise bemühen, Gold zu machen" (Holberg, Autobiographie, S. 170); sehr beliebt wurde in Dänemark „Heinrich und Pernille", welchem Stück dieselbe Fabel wie Cervantes „Betrüglicher Heirat" zugrunde liegt. Einigermaßen verrufen wegen der Derbheit ihrer Sittenschilderung und der Verfänglichkeit ihrer Situationen sind „Die Wochenstube" und „Der elfte Juni". In dem ersten werden die kleinen weiblichen Schwächen höchst ergötzlich vorgeführt; das andere, von Kotzebue unter dem Titel „Der Ginget auf der Messe" bearbeitet, wurde zuerst am 11. Juni 1723 „unter dem Zulauf beinahe der ganzen Stadt" aufgeführt und auch später regelmäßig an diesem Tage gegeben, der dann ein Fest war, namentlich für die zahlreichen Fremden, welche um diese Zeit Kopenhagen Geschäfte halber zu besuchen pflegten und für die das Stück so recht eigentlich geschrieben. Aehnlich wie in der „Wochenstube" sind andere thörichte Gebräuche des damaligen dänischen und namentlich des Kopenhagener Bürgerlebens in der „Weihnachtsstube", in der „Maskerade" und in der

Digitized by Google

„Brunnenfahrt“ verspottet. Das erste dieser drei Stücke verwickelte Holberg in eine heftige literarische Fehde, indem ein Kammerrath Pauli ihn der Nachahmung eines eigenen Stückes beschuldigte, und in der That läßt sich eine Benutzung desselben nicht in Abrede stellen. Im übrigen ward die „Weihnachtsstube“ vom Publikum stets mit Beifall aufgenommen, ebenso die „Maskerade“, eins der bestgearbeiteten und am sorgfältigsten behandelten Stücke Holbergs, in welchem besonders die Figur des verschmitzten, leichtfertigen und dabei imgrunde doch gutmüthigen Heinrich anspricht. Den Aberglauben und die Gespensterfurcht behandeln „Ohne Kopf und Schwanz“ und „Das Hausgespenst“. Einen sehr glücklichen Wurf that der Dichter dann mit seinem „Jeppe vom Berge“, worin er aufs treueste, anschaulichste und poetischste die Eigenthümlichkeiten der damaligen seeländischen Bauern darstellte. Hätte Holberg nichts geschrieben als diesen einen Charakter des Jeppe, so würde er, so urtheilt Prutz, nach unserem Dafürhalten sich schon dadurch den größten komischen Dichtern aller Zeiten an die Seite gestellt haben. Wie hat er es verstanden, diesen gemeinen, faulen, versoffenen Jeppe, den Hahnrei und Feigling, der nichts in der Welt mehr fürchtet, als die Karbatsche seiner Frau, bei alledem mit Zügen auszustatten, die ihm das Herz des Zuschauers unwiderstehlich gewinnen! Seine bodenlose Gutmüthigkeit, die aber auch freilich die Quelle seines Verderbens ist, seine Fürsorge für seine Familie, seine väterliche Zärtlichkeit für die kleine Martha, von der er nämlich gewiß weiß, daß sie sein Kind, seine sozusagen brüderliche Anhänglichkeit an sein Pferd, seinen Hund, seine Katze — wie ist das alles der Natur mit so hinreißender Wahrheit abgelauscht, und welche hellen tröstenden Lichter fallen dadurch auf das im übrigen so düstere Gemälde! Den Abschied, den Jeppe von seiner Frau und seinem Hauswesen nimmt, da er sich zum Tode verurtheilt wähnt, rechnen wir, in seiner genialen Verschmelzung von höchstem und niedrigstem, von tragischem und burleskem, zu dem größten, was je ein Dichter geschrieben. — Eine tolle Lustigkeit, ein wahrhaft bacchantischer Uebermuth erfüllt dagegen den „Ulysses von Ithacia“, der in glücklicher Weise sowohl die blinde Verehrung des Alterthums seitens der Pedanten und Schulfüchse, als auch die damalige deutsche Bühne mit ihren ungeheuerlichen „Staatsaktionen“ und Zauberstücken lächerlich macht. „In dieser Komödie,“ sagt Holberg in seiner Lebensbeschreibung, „geht es über die abgeschmackten thörichten fünfzig Jahre langen Komödien her, die ehedem bei uns von Landstreichern aufgeführt wurden. Das Stück umfaßt einen Zeitraum von vierzig Jahren, die Scene verändert sich unaufhörlich. Die vornehmen Personen, welche darin vorkommen, führen eine aufgeblasene und schmutzige Sprache, um sich vor dem gemeinen Manne auszuzeichnen. So oft der Feldherr den Schauplatz betritt, wird in die Trompete gestoßen; die Personen des Stückes sind in diesem Augenblick junge Leute und im nächsten grauhaarige Greise. Dazu kommen die thörichten Verstöße gegen die Zeitrechnung, die barbarischen Namen und anderes der Art, wovon die Komödien der Landstreicher wimmeln. Alle diese Widersinnigkeiten werden von Kilian, einem Diener des Ulysses, aufgedeckt und zwar auf eine so geschickte Art, daß dieses Stück nicht weniger dem gemeinen Manne, der bei moralischen und

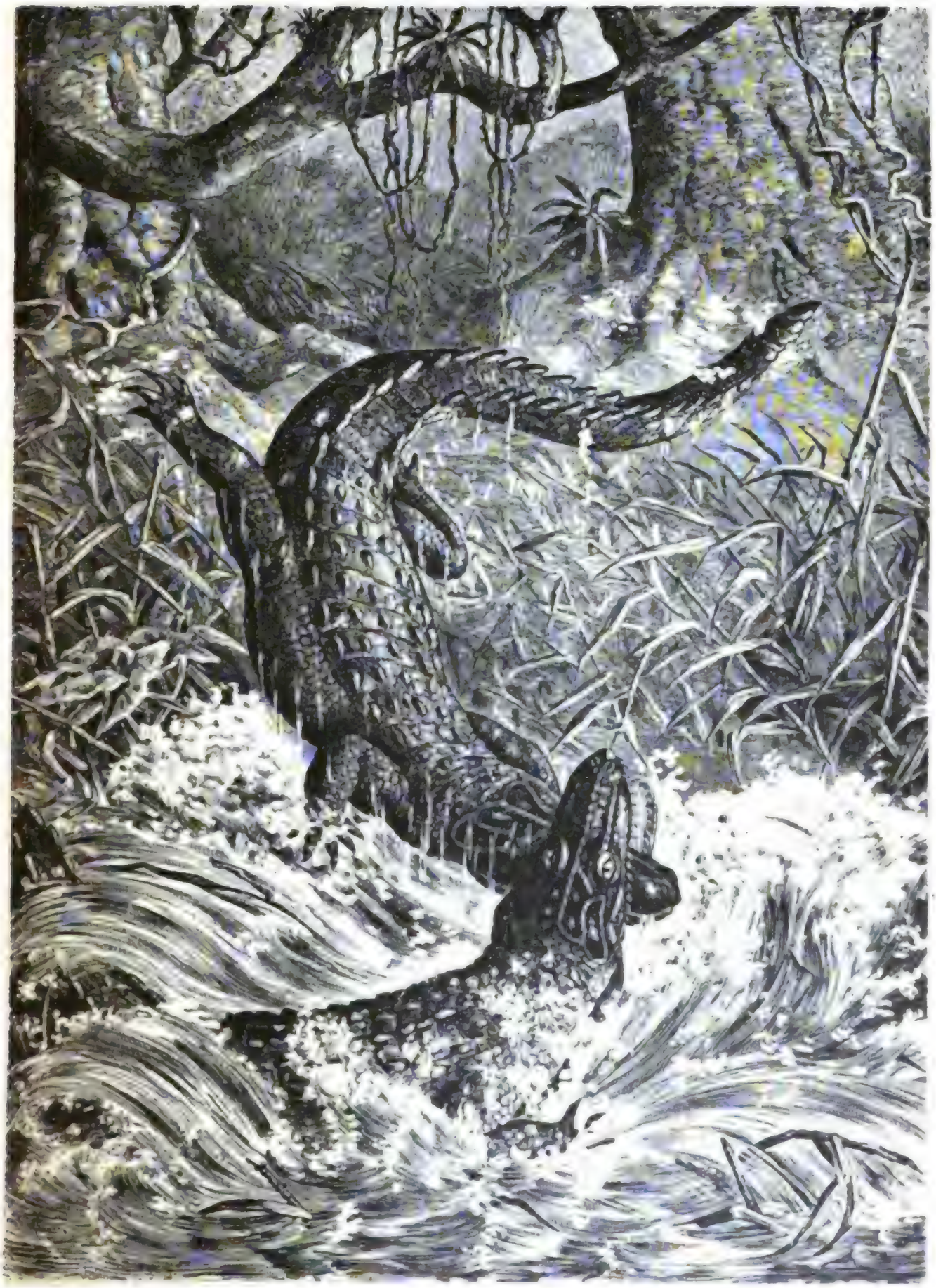
Digitized by

kritischen Stücken zu gähnen pflegt, als den Vornehmen zum Ergötzen gereichte." Eine außerordentliche komische Kraft entwickelte Holberg auch in der „Hexerei oder blindes Lärmen", gegen den Hexenglauben gerichtet, während „Die Melange" die Trauerspiele und die weibliche Empfindsamkeit lächerlich macht. Der Beifall, den das letztgenannte Stück fand, war ein anhaltender und großer.

Die meisten Stoffe zu seinen Komödien entnahm Holberg dem „Théâtre italien" des Gherardi, aus dem bis über die Mitte des vorigen Jahrhunderts hinaus die meisten französischen, deutschen und sogar spanischen Komödianten und Komödiendichter geschöpft haben und in welchem die alte italienische Volkskomödie nach langer Unterdrückung sich siegreich rehabilitirt hatte. Holberg nun gab dieser Comedia dell' arte in seinen Stücken eine künstlerisch begrenzte, in sich abgeschlossene Form, die ihr fehlte; er entfernte ihre abstrakten Masken und setzte an ihre Stelle lebendige, wirkliche Charaktere, und endlich: er gab diesen Charakteren einen unverkennbar vaterländischen, einen national dänischen Charakter. Der Spiegel, den Holberg in seinen dramatischen Dichtungen seinen Landsleuten vorhielt, war so treu, daß sich die Nation sofort darin erkannte, der nationale Boden, auf den er sie pflanzte, so fest und dem Bedürfniß so entsprechend, daß sich sofort das Gebäude einer wirklichen dänischen Nationalliteratur darauf erheben konnte. Daraus erklärt sich denn auch der ungeheure Erfolg, den Holberg mit seinen Schöpfungen fand, und die außerordentliche Bedeutung, die er für die dänische Literatur besitzt. Aber mehr noch! Es ist freilich wahr, daß die Holbergschen Menschen eben eingefleischte Dänen sind, dennoch ist er epochemachend für die Entwickelung der Komödie überhaupt gewesen und zwar dadurch, daß er die Bauern- und Bürgerkomödie schuf. Durch sie wurde der französischen Menschenverschnörkelung, diesem Erbstück der Renaissance, ein Ende gemacht und dem gesunden Naturalismus in der Charakterzeichnung energisch Bahn gebrochen; durch die derben frischen Gestalten, welche Holberg auf die Bühne brachte, weckte er den Sinn für das Natürliche; auch auf der deutschen Bühne bürgerten sich die sogen. „Naturburschen" ein und die deutschen Dichter gingen bei der Zeichnung ihrer Volkstypen bei Holberg in die Schule. So beherrschte er in dieser Weise auch das deutsche Theater, auf dem seine Stücke lebten; erst als im Verlauf der siebziger Jahre mit dem „Siegwart" und Konsorten die Sentimentalität in unsere Literatur hineingeschwemmt kam und ein Thränentröpfchen, ein Mondscheinseufzerchen unendlich höher geschätzt ward, als die gesundeste Plastik der komischen Kunst, war es um Holberg und seinen Einfluß geschehen. Der überfeinerte Geschmack wandte sich von der Derbheit der Holbergschen Komödie ab und vergeblich bemühten sich später die Romantiker, vor allem Ludwig Tieck, um ihre Wiedereinführung.

Was Holbergs äußeren Lebensgang seit dem Erscheinen des „Peter Paars" im Jahre 1719 betrifft, so unternahm er 1725 noch einmal eine größere Reise über Holland nach Frankreich, wo er in Paris mehrere Monate verweilte. In freundschaftlichem Verkehr mit Fontenelle, Montfaucon, Hardouin, Tournemine und anderen genoß er seine Berühmtheit, die ihm sowohl seine dichterische Thätigkeit als auch

Digitized by Google



Hecht-Alligatoren.

Nach einer Originalzeichnung von Jean Bungartz.

Digitized by Google

seine wissenschaftlichen Arbeiten namentlich auf dem Gebiet der Geschichte und des Rechtswesens eingebracht. Daheim war er vielfach in literarische Streitigkeiten verwickelt, denn die Zahl seiner Widersacher war keine geringe, weil man ihn als Gegner des akademischen Zopfes kannte und als einen halben Ketzer betrachtete. Seine Muse verstummte vollständig, als nach dem Tode Friedrichs des Zweiten der pietistisch gesinnte Christian der Sechste den Thron bestiegen hatte, welcher sofort das Theater schließen ließ. Nun förderte Holbergs Fleiß umfangreiche historische Werke — besonders da er seit 1736 auch Professor der Geschichte geworden war — und unverfängliche moralische oder praktische Schriften zutage und nur einmal noch, im Jahre 1741, machte sich sein satirischer Geist in der „Unterirdischen Reise des Niels Klim" Luft. Es ist dies vielleicht die berühmteste, jedenfalls die verbreitetste von allen Holbergschen Schriften. Sie gehört zu jener Gattung moralisch-allegorischer Romane, wie sie seit Barclays berühmter „Argenis" (1621) in ganz Europa üblich waren und zu denen auch Swift's „Reisen des Gulliver" gehören. Der ungeheure Erfolg, welchen das Buch fand, erklärt sich daraus, daß erstlich derartige allegorisch-romanhafte Schriften dem damaligen Zeitgeschmack überhaupt entsprachen und man zweitens darin anfangs eine wirkliche Geheimlehre, eine Anweisung zum Umgang mit Geistern und überirdischen Wesen zu finden erwartete. Wieder zur Dichtkunst wandte sich Holberg, als Christians ungleicher Nachfolger, der kunstsinnige Friedrich der Fünfte, der Gönner Klopstocks, das dänische Theater wieder eröffnete. In demselben Jahre 1747 erhielt er auch den Adelsbrief, ein Umstand, der dem Dichter eine Flut von Vorwürfen eintrug. Daneben wurde sein Wohlstand immer größer: 1747 besaß er Landgüter von tausend Tonnen Weizenaussaat, eine sehr große Bibliothek und ein baares Kapital von 1300 Thalern. Alles dies schenkte er mit Umgehung seiner hilfsbedürftigen Verwandten der Ritterakademie zu Sorve zu einer Stiftung, die noch heute besteht und aus deren Ertrag jährlich sechs Studenten ihren Unterhalt beziehen. In Sorve wurde Holberg auch, als er am 28. Januar 1754 in seinem siebenzigsten Lebensjahre starb, beigesetzt, neben der Gruft des Bischofs Absalon, des Zeitgenossen Waldemars des Großen, des Gönners des Saxo Grammaticus. Holbergs Name aber lebt fort als der des größten der neueren Schriftsteller Dänemarks. —n—

Digitized by Google

Gedichte.

Von Frida Schanz.

Aus der russischen Steppe.

Halm an Halm, wohin ich schreite; —
Nur des Weihen heis'rer Schrei
Zittert durch das hehre, weite,
Hoheitvolle Einerlei;

Wo mein Sehnen heiß entbrannte,
Worte fand und Melodie,
Wo ich Dich zuerst erkannte,
Meine Göttin: Poesie!

Spielmannsweisen.

I.

Wanderlust ist Sängerart!
Reifbedeckt die kahlen Reben,
In der Luft, zum Flug geschaart,
Seh' ich Schwalbenzüge schweben.
Leit' euch Gott auf weiter Fahrt!

Traurig tönt des Sturmes Lied,
Welkes Laub weht von den Buchen
Still ins Moos, verblaßt und müd'.
Mich auch treibt's, den Pfad zu suchen
Nach dem sonnenhellen Süd.

Wo das Leben rauscht und lärmt,
Will ich singen und vergessen. —
Liebe hat mich nie umschwärmt.
Ach, ich hab' es nie besessen,
Was des Nordens Nacht erwärmt!

Digitized by Goog

II.

Geh't nicht ans Waſſer, ihr Kinderlein,
Ich rath' euch, ich kenne es gut!
Bald hat es ſein Zauber euch angethan,
Es ruft euch und lockt euch und zieht euch hinan
Mit ſeinen plaudernden Wellen,
Mit ſeiner kriſtallenen Flut.

Und was ſuchſt Du am Waſſer, Du blaſſer Geſell?
Laß ihn ſchäumen, den ſtürzenden Bach!
Aus ſeinem Rauſchen tönt's traut empor
Und flüſtert und lacht und umſchmeichelt Dein Ohr,
Und ruft Träume, die lange verſunken,
Dir in klopfendem Herzen wach!

Und ſchauſt Du den Mond in der ſpiegelnden Flut,
Du Armer, ach, hüte Dich fein!
Wie ſchimmernde Augen winkt's leiſ' Dir zu
Und ſchmeichelt Dich lieblich zu ſeliger Ruh,
Zu träumeloſem Vergeſſen,
In die ſtarrende Tiefe hinein.

Vermagſt Du's, ſo fliehe den lockenden Trug
Und fliehe das dämmernde Thal!
Auf dem Berg iſt der Himmel ſo nah und ſo blau,
Dort entſchwindet der Zauber, ich weiß es genau,
Denn ich hab' ihn ja ſelber empfunden,
Empfunden viel tauſendmal!

Der Schmerz.

Es warf des Lenzes erſter Wetterſturm
In ungeſtümem, wildem Knabentoſen
Hernieder in die jungen Heckenroſen
Ein Schwalbenneſt vom hohen Kloſterthurm.

Dort fand er es, der ſinnende Asket,
Als auf den wunderzarten Blätterſpitzen
Der ſchwanken Regentropfen Demantblitzen
Sein Herz erzittern ließ im Lobgebet.

Er nahm das Vöglein an den warmen Mund,
Das arme Vöglein, das im Todesringen
Mit den gebrochnen, treuen, blauen Schwingen
Das Ei bedeckte in des Neſtes Grund.

Er barg den kleinen Todten im Gewand.
Dann ging er heim in seine stille Zelle,
Verleidet war ihm Duft und Sonnenhelle,
Getrübt der Lenzesglanz im weiten Land.

Um seine Lippen zuckt es herb und rauh. — —
„Du armer Thor! — Hinaus aus dumpfen Mauern!
Was quälst Du Deine Seele mit Bedauern
Um eines Nestleins kunstgefügten Bau'?

Hinaus! Hinaus! — Verklärt im Morgenstrahl
Liegt jetzt die Welt. Hoch ob dem lichten Rothe
Der Wolkenschleier schwebt als trauter Bote
Die Lerche freudekündend über'm Thal!" —

Ihm aber rinnen Thränen in den Schoß.
„Aus tausend Schmerzen quillt des Lebens Wonne;
Es deckt die Goldesflut der Lenzessonne
Ein Heer von Wunden, grell und riesengroß.

Wir zieh'n dahin gleich Kindern, träumend, stumm,
Vorbei, vorbei an all' den Todesschmerzen,
Betäubend wie ein Schlummerlied im Herzen
Hallt uns der sanfte Klang: Gott weiß, warum!

Gott weiß wohl auch, warum er es gefügt,
Daß ich die Schwalbe fand, als sich aufs neue
Mein Herz, das zweifelsmüde, wunde, scheue,
Zu seinen Füßen glaubensvoll geschmiegt!?" —

Sterbestunde.

Erloschen nun des Fiebers Glut,
Der wirren Träume dumpfes Bangen! —
Gleich müden Wellen rinnt Dein Blut,
Kein Schimmer färbt den Schnee der Wangen.

Nun ist der Pulse Schlag so sacht,
Wie er seit Wochen nicht gewesen. —
Ist es des langen Schlummers Nacht,
Die leis' sich naht? — Ist's das Genesen?

Vorm Fenster spielt im Blütenzweig
Der Windhauch mit der Sonne Funken.
Da, plötzlich ist vom Bergessteig
Ein Schatten in das Thal gesunken.

Digitized by Google

Und leise bebst Du. — Draußen schweigt
Das Drosselied im blauen Flieder, —
Gespenstig auf Dein Lager neigt
Ein fremdes Antlitz sich hernieder.

Das ist der Tod! — Erstarrend fast,
Mit zögerndem, geheimem Grauen
Versuchst Du es, dem bleichen Gast
Ins stille Angesicht zu schauen.

Doch weil der Schmerz Dein Augenlicht,
Den klaren Strahl Dir halb erblindet,
Siehst Du das Engelslächeln nicht,
Mit dem er Dir die Freiheit kündet.

Und ob Du auf sein Kommen auch
Gar lang' Dein krankes Herz bereitet,
Nun schreckt Dich doch der kühle Hauch,
Der seine Schritte leis' umbreitet!

Er aber winkt mit holdem Ernst:
Steh' auf und sei bereit zum Gehen!
Ob Dir auch bangt, — ich weiß, Du lernst
Mich dennoch lieben und verstehen!

Was drückt und engt Dir da die Brust?
Ist's Angst, ist's jubelndes Entzücken? —
Ach nein, Du kannst nicht mit; — Du mußt
Entflieh'n vor dieses Mahners Blicken.

Du willst nicht sterben, kannst nicht ruh'n,
Nur einen Lenz lang willst Du harren.
Heiß hast Du ihn erfleh't, — und nun,
Da alles blüh't, sollst Du erstarren.

Nur einmal, einmal noch hinaus!
Hinschweifen mit des Lenzes Winden! —
Zu spät, zu spät! — Der Traum ist aus,
Du fühlst, wie Deine Kräfte schwinden.

Auf des Genossen weiche Hand
Fällt müd' und still Dein Haupt hernieder. —
Mild lehnt er an des Lagers Rand
Und singt Dir süße Schlummerlieder.

Ein Zaub'rer ist er wohl. — Er weiß
Mit all' den Klängen, die Dich rühren,
Gleich einer Mutter lind und leis'
Den kranken Liebling heimzuführen.

Und halb im Schlummer lauſcheſt Du
Noch dankbar ſeinem Wunderſange. —
Sanft küßt er Dir die Augen zu:
„Ruh' aus von Deinem ſchweren Gange. —

Ruh' aus, ruh' aus, — ich halte Wacht!"
Melodiſch iſt ſein Lied verklungen. —
Bleich findet Dich die Sternennacht,
Von ſeinem Arme feſt umſchlungen. —

An die Sonne.

Du Goldgeſtirn im tiefen Blau,
Willkommen nach den Lenzgewittern!
Wie lieblich Deine Strahlen zittern
Im Strom und in der Gräſer Thau!
Ach, nach dem Streit der Elemente,
Der Deinen Schimmer von uns trennte,
Wie fühl' ich's neu, was Du uns biſt! —
Das Traumreich, das der Geiſt durchmißt,
Mit einem Lichte, das dem Deinen gleicht,
Erſcheint es ihm geſchmückt. Mit Deinen Strahlen
Hat ſich das Herz gewöhnt, den Himmel auszumalen,
Den es erhofft mit ſehnendem: Vielleicht!

Und ob im All auch Du nur ein Atom,
Wir müh'n uns nicht, das Räthſelwort zu faſſen.
Uns biſt Du alles! — Unſ're engen Gaſſen
Durchflutet mitleidvoll Dein Goldesſtrom;
Du tauchſt in Glut das Kreuz auf unſ'rem Dom,
Du biſt es, der die Lilien auf den Wieſen
Die reinen Kelche andachtvoll erſchließen,
Du biſt es, die wir ſtill, faſt unbewußt,
Im tiefſten, tiefſten Innern unſ'rer Bruſt
Zum reinen, heiligen Symbol erkoren,
Des Ideals, zu dem wir treu geſchworen!

Digitized by Google

Von der hanſiſchen Flandernfahrt.

Von Erwin Artel.

Die diesjährige Meeresfahrt des hanſiſchen Geſchichtsvereins war einem Beſuche der ehrwürdigen Denkmäler gewidmet, welche die einſtige Blüte eines weltumfaſſenden Handels und Verkehrs im Bunde mit herrſchenden Künſten in Flandern hinterlaſſen hat. Das Erwerbsleben, die ſoziale Frage iſt ein zu brennender Mittelpunkt der Intereſſenſphäre unſerer Zeit geworden, als daß nicht auch das praktiſche Leben ſeine idealen Schatten in die Welt der Gelehrten und Künſtler werfen könnte. Die Mitglieder der hanſiſchen Flandernfahrt werden deshalb den reichen Gewinn ihrer Erlebniſſe gewiß nicht allein in hiſtoriſcher und äſthetiſcher Richtung beurtheilen, ſondern ſie werden auch einen nutzbringenden Sinn für die Werke gehabt haben, welche das neue Geſchlecht neben den Denkmälern ſeiner Vorfahren würdig denſelben auf dem mütterlichen Boden errichtet hat. Die großen Städte in Holland und Belgien haben alle eine lehrreiche Geſchichte hinter ſich, und mit Ausnahme des einzigen Brügge, dieſes ehemaligen erſten ſtolzen Welthandelsplatzes, haben ſie ſich ſämmtlich aus den Zeiten eines ſchweren politiſchen Niederganges wieder ſo kräftig erholt, daß ſie als leuchtende Beiſpiele eines opferfreudigen, freiheitlichen, ſchaffensfrohen Bürgerſinnes gelten können. Die hanſiſche Flandernfahrt hat in den Tagen vom 19. bis zum 29. Juli einen über die beſten Erwartungen hinausgehenden Verlauf genommen, und nicht zum wenigſten werden hierzu die vielen Beweiſe einer liebenswürdigen Gaſtfreundſchaft beigetragen haben, mit welchen die niederländiſche Bevölkerung den Empfang der deutſchen Gäſte allerorten in einem hohen Grade ausgezeichnet hat.

Wir waren am 19. morgens mit dem Bremer Lloyd-Dampfer „Schwan“ von Hamburg aufgebrochen. Der Name des Schiffes war nicht übel gewählt; unſer „Schwan“ war ein neuer, ſtattlicher Dampfer mit vielem Komfort ausgerüſtet und — bei den großen Wellen der

Digitized by Google

Nordsee für uns ein Ding von Wichtigkeit — von beruhigender Länge. Unsere Gesammtheit zählte 122 Köpfe und dem Berufe nach konnten wir uns als Abgeordnete, Kaufleute, Gelehrte, Schriftsteller und Künstler unterscheiden. Mit einem Besuche in Emden hatten wir von der deutschen Küste Abschied genommen. Es herrschte bei der Einschiffung ein buntes verworrenes Treiben in den Räumen des „Schwan". Die Kajüten waren den Damen und den ältesten Herren vorbehalten, die jüngere Welt richtete sich im Vorderschiffe ein. Jeder hatte sich ein Plätzchen erobert und behaglich eingerichtet. Kuxhaven wurde nach fünfstündiger Fahrt erreicht. Der Leuchtthurm dieses Vorhafens der Weltstadt Hamburg sank als letztes Wahrzeichen der heimatlichen Küste hinter uns ins Meer, als hinter dem Vordergrunde hoher Wogen am Horizont die Mauern eines hohen stolzen Schlosses emporzutauchen schienen. Warum schuf die Kunst in der Mitte des Oceans ein zweites Luxemburg? Bedurfte die hier einst verehrte Gottheit des Schutzes dieser Festungswerke? In der Nähe verschwindet die Täuschung. Die Natur brachte hervor, was Menschenhände nicht vermochten. Die geträumten künstlichen Befestigungen sind die steilen Abhänge des Felsen Helgoland. Nach einer zweistündigen Fahrt hatten wir uns diesem ersten Ziele soweit genähert, daß uns jedes einzelne der kleinen Häuschen freundlich grüßte, die alle einer Nürnberger Spielzeugschachtel entnommen und an die hohe Felskante angeklebt erschienen. Eine Flotte von Fischern echter breitnackiger Friesen, ihren Vikingervätern wahrhaft würdig, war uns entgegengekommen und hatte unsere Ausschiffung an den britischen Strand übernommen. Ein Haufen Fischervolk mit Badegästen vieler Nationen, darunter am zahlreichsten neugierige, großfüßige Engländerinnen, umlagerte die Landung der Deutschen. Im großen Festsaale des „Konversationshauses" dem feinen Mittelpunkte des helgoländer Badelebens wurde das gemeinschaftliche Mittagessen eingenommen und dann eine geschlossene Wanderung nach dem „Oberlande" der Insel angetreten. Es ging vom Strand die aus dem ausgehauenen Felsen hergestellte Treppe hinauf, durch die „Berlin-Street" am Hause des englischen Gouverneurs (eines mit 6000 Mark jährlich bezahlten höchst überflüssigen Postens) vorüber nach der Signalstation, dem sehr guten Leuchtthurm und dem äußersten Moderberg. Das kleine Eiland hat eine rein friesische Bevölkerung, die sich ihre deutsche Sprache und Lebensart durch Kirche und Schule so treu bewahrt hat, daß das „Rule Britannia!" immer noch ein bloßer Gewalttitel geblieben ist und nicht einmal die Sprache desselben verstanden wird. Noch glühen die Herzen der Helgoländer für die Freiheit, noch wähnen sie sich frei und gehören ihrer Meinung nach keinem Staate an. Allerdings haben sie auch eine ganz selbstständige Verfassung und besorgen sogar ihre Gerichtsbarkeit und ihre Kirchenangelegenheiten selbst. Dennoch aber wissen wir, mit welchen Argusaugen der große Themsepolyp über das deutsche Helgoland wacht. Ackerbau wird bekanntlich auf der Insel nicht getrieben; nur einige wenige Felder sorgen für den nothwendigsten Küchenbedarf einiger Familien. Die Insel ist also in jeder Beziehung von der Einfuhr abhängig. Das geringe Weideland vermag nur eine kleine Schafheerde zu unterhalten und die einzig vorhandene Kuh des Gouverneurs wird

Digitized by Google

mit Stallfütterung ernährt. Vom Fiſchfange ſind in den letzten Jahren Helgolands Fiſcher ſehr zurückgekommen, ſeitdem das Seebad eine Quelle mehrenden Wohlſtandes für ſie geworden iſt. Die Badegäſte ſind die reife Saat, welche gemäht werden muß; der Fremde darf deshalb nicht hart und lieblos ſein. Der unglücklichen Inſel iſt ſichtlich der Stempel fortſchreitender Vernichtung aufgeprägt und gegenwärtig arbeitet das Meer an der weſtlichen Seite wieder ſo unaufhaltſam an einem Einbruch, daß hier in nicht mehr langer Zeit eine neue und diesmal recht beträchtliche Verkleinerung Helgolands entſtehen wird. Man hört in den ausgewaſchenen Höhlen und Klippen der Uferfelſen in ſchwindelnder Tiefe die Brandung ſelbſt bei ruhigſter See ſchäumend und toſend bei ihrem Vernichtungswerke und es iſt als ob hier Helgoland ſeinen ſchmerzzuckenden Mund öffnet, um das alte Leid ſeiner Kinder zu klagen. Wir nahmen Abſchied von dem romantiſchen Felſen, als er im Purpurſcheine der untergehenden Sonne ſeine Erinnerungen wie in einer herrlichen Illumination vor uns zu feiern ſchien.

Am nächſten Morgen lagen wir in dem ſchmutziggelben Dollartwaſſer im Angeſicht von Emden, das ſich mit ſeinen alten grünſchillernden Thürmen ſonnenglänzend aus dem Morgennebel hüllte. Unſer Beſuch in Emden galt einem kurzen Rundgange durch ſeine pittoresken Straßen, die alle noch die Runzeln der Vorzeit tragen. Emden iſt eine mit ihrem Niedergange fertige Stadt. Die Stadt war einſt eine der erſten deutſchen Städte, die in großen überſeeiſchen Unternehmungen Erfolge ſuchte; Friedrich der Große hatte noch ihre Theilnahme am Welthandel nachdrücklich durch die Errichtung der „Emdener aſiatiſch-chineſiſchen Compagnie“ gefördert und zu dem Waarenmarkte dieſer Geſellſchaft hatten ſich Kaufleute aus Hamburg, Bremen, Holland, Brabant und ſelbſt aus Frankreich eingeſtellt; von dieſer ehemaligen Blüte leben indeſſen jetzt einzig noch die Erinnerungen. Von anziehender Schönheit iſt von allen ſtädtiſchen Baudenkmälern nur das Rathhaus mit ſeinen Konferenzſälen und ſeiner gewiß einzigartigen, prachtvollen Rüſtkammer und ſeiner Waffenſammlung aus dem dreißigjährigen Kriege. Der Silberſchatz, welcher in einem feuerſicheren Schranke im großen Rathszimmer aufbewahrt wird, zeigt Kabinettſtücke mittelalterlicher Goldſchmiedekunſt. Er beſteht aus einer ſilbernen Kanne, die an Entwürfe des großen Nürnberger Künſtlers Wentzel Kanitzer erinnern, aus drei großen verſchieden gearbeiteten ſilbernen, ſchwer vergoldeten Deckelpokalen und einer prächtigen ſilbernen Trinkſchaale von koſtbarer Größe, die ein altes Emdener Kriegsſchiff mit einem Herold der Stadt darſtellt. Der Emdener Silberſchatz war auf den Kunſt- und Gewerbeausſtellungen von München und Hannover ein Gegenſtand berechtigter Bewunderung und der Frankfurter Baron Rothſchild hatte der Stadt einmal vergebens für ihren Schatz ein Preisangebot von 360,000 Mark gemacht.

Der Schleppdampfer, welcher uns von See durch den Emdener Kanal zur Stadt geführt hatte, trug uns auf dieſer Straße wieder hinaus zu unſerem „Schwan“, der vor den Doggerbänken im tiefen Fahrwaſſer unter Dampf lag und unſerer Ankunft bereits harrte. Wir nahmen Abſchied von den Emdener Freunden und dann gings hinaus in die Nordſee weſtlich nach Hollands Küſte. Wir hatten den Kurs nach

Digitized by Google

der Mündung des Nordseekanals genommen, diese großartige Wasserstraße auf fünfstündiger Fahrt durch fettschillernde Wiesen und Halten des holländischen Landes unter einem lachenden Himmel passirt und hatten um 1 Uhr mittags am dritten Tage unserer Fahrt das „Het-y" den Vorhafen Amsterdams erreicht. Ein Empfangskomitee der holländischen Hauptstadt, welches sich aus ihren 10,000 deutschen Bewohnern und Mitgliedern des königlichen Alterthumsvereines gebildet und welchem sich das städtische Haupt, Herr Bürgermeister van Tienhoven, an die Spitze gestellt hatte, hatte sich unseres Empfanges, unserer Aufnahme, Unterhaltung und Führung mit der gewinnendsten Fürsorge angenommen. Wir hatten die Stadt auf langen Wanderungen nach allem Wissenswerthen durchstreift und schließlich noch einen glänzenden Ausdruck der Gastlichkeit durch ein Festbankett erhalten, welches uns mit großer Opulenz von dem vorerwähnten Alterthumsverein zum Abschiede gegeben wurde.

Amsterdam vermag im großen und ganzen keinen sehr malerischen Eindruck hervorzubringen. Allen holländischen Städten ist das massenhafte und fast ausschließliche Auftreten des Ziegelmaterials eine besondere und gemeinsame Eigenthümlichkeit bis heute geblieben. Zwar ist die Stadt zum Ueberdruß das Venedig des Nordens genannt worden. Der Boden ist hier auch allerdings ursprünglich nur Schlamm und Sand gewesen und hat erst durch Pfähle, man kann sagen, durch versenkte Wälder und aufgeschüttete Berge aus dem Haarlemer Moor gewonnen und gesichert werden können. Auch läuft wie in Venedig durch Amsterdam das Meer durch hunderte von Kanälen, und hunderte von Brücken lenken über diese Wasserstraßen den Verkehr. Aber bei näherer Besichtigung verschwinden hier die Vorstellungen von der melancholischen Mondscheinpoesie aus der schönen Stadt der Adria und man bemerkt, daß während dort auf Kunst und Schönheit reich Bedacht genommen, hier mit einem schrecklich nüchternen Sinn nur für Nutzen und Bedürfniß gebaut worden ist. Handel und Verkehr haben in Amsterdam seit einigen Jahrzehnten angefangen recht bedenklich zurückzugehen. Die Stadt ist immerhin gegenwärtig noch der erste Stapelplatz aller seewärtskommenden Waaren für Holland; aber sie täuscht doch je länger je weniger in ihrer Erscheinung eines alten behäbigen Rentiers, der sich nicht mehr mit weiteren Versuchen quälen, sondern jetzt sein Alter in Ruhe und Behaglichkeit genießen will.

Der Eindruck, welchen im Gegensatz zu dieser holländischen Metropole Antwerpen, wohin wir nach unserem Abschied von Holland unsere Wanderung gelenkt hatten, auf uns machte, war ein wesentlich anderer. Die jugendlich aufstrebende, in unaufhörlicher Beschäftigung mit sich selbst begriffene Scheldestadt legt in allen ihren Unternehmungen Zeugniß dafür ab, daß sie sich aus den Zeiten ihres schweren politischen Niederganges wieder stolz und kräftig aufzurichten verstanden hat. Die Anlagen, durch welche man Antwerpen, seine außerordentliche Lage benutzend zu einem so großen Kriegs- und Handelshafen gemacht hat, die Werften und Dockanlagen, die neuen großartigen Freihafenbassins und die jetzt schon wahrhaft großartigen Entrepots zeigen, obwohl alle diese Anlagen aus dem Werden noch nicht herausgetreten sind, was dieser Platz noch zu werden bestimmt ist. Ganz zweifel-

Digitized by Google

los werden von seiner zunehmenden kommerziellen Bedeutung in erster Reihe unsere Seestädte betroffen werden. Antwerpen hat die Hauptquellen seiner Prosperität von jeher in Deutschland gefunden und seit 1870/71, wo unsere Nordseehäfen unter der Blokade lagen und es Antwerpen gelungen war, die Schifffahrt so überaus gewinnbringend an sich zu ziehen, ist dies noch in erhöhtem Maße wahr geworden.

Der deutsche Kaufmann sollte deshalb um so nachdenklicher das alte deutsche Hansahaus in Antwerpen, das Haus der Oesterleute, wie es die Belgier nennen, betrachten, welches heute noch mahnend seine alte stolze Warte über die Häusergiebel des Hafens erhebt; dieses ehemalige Prachtgebäude des hansischen Kaufmannes ist jetzt ein halbverfallenes Waarenhaus belgischer Comptoire geworden und aus dem traumhaften Weben und Walten seiner riesenhaften leeren Räume klingen nur noch die Erinnerungen an den ruhmvollen Antheil der Oesterleute, welchen diese an der Blüte der Scheldestadt gehabt haben. Ein schwermüthiger Anblick an einem Gebäude, das ehemals der Aufenthalt des Reichthums und der Emsigkeit war!

Antwerpen steht mitten im Strome der Zeit und hat daher nicht mehr sein historisches Kleid so treu bewahrt, wie die anderen Städte des südlichen Niederlandes. Dennoch aber begegnet man dem historischen Leben, wie es sich aus dem Mittelalter dann aus und nach demselben entwickelt hat, auf Schritt und Tritt; aber man sieht, daß hier nichts auf Befehl gemacht und emporgesproßt ist und daß hier auch die Lust, sich in engen Straßen mit himmelhohen Häusern zu verbergen, nie so groß gewesen ist. Belgien hat zu seinem rheinischen Hinterland immer viele Bezüge gehabt, deshalb haben auch alle belgischen Städte ein mehr oder weniger deutliches niederrheinisches Gepräge. Es mag aber wohl das Meer gewesen sein, welches in Antwerpen aufgeschlossen und entfaltet hat, was in Köln und ähnlichen Städten in strenger Verschlossenheit geblieben ist.

Wir hatten von Antwerpen Abschied genommen, nachdem uns am Abend zuvor von unseren Landsleuten, die als Kaufleute, Künstler und Gelehrte in der Stadt eine sehr angesehene Stellung einnehmen, ein angenehmes Gartenfest bereitet worden war. In dem Festsaale ihres Klubetablissements, einem stattlich großen, vornehm eingerichteten und mit schönen Fresken deutscher und belgischer Künstler geschmückten Raume hatten wir uns vereinigt. Das Orchester hatte die Kapelle des königlich 6. Infanterieregiments gestellt und was ich nicht unerwähnt lassen möchte, das Programm hatte eine aus ausschließlich deutschen Nummern bestehende Zusammensetzung und als Karton zugleich eine so künstlerische Ausführung, daß wir ihm in der Mappe unserer Flandernfahrterinnerungen einen Ehrenplatz angewiesen haben. Der deutsche Konsul von Antwerpen, Herr Tiemann, hatte mit dem ersten Toaste Sr. Majestät des Kaisers gedacht. Dann waren mit anderen Reden noch die gegenseitigen Sympathien herzlich zum Ausdruck gekommen. Herr Direktor Professor Müller hatte der Stadt Antwerpen ein Hoch gebracht und Herr Syndikus Leo-Hamburg hatte alle unsere Wünsche zu einem solchen auf Antwerpens deutschen Bürger, unsere Gastgeber zusammengefaßt. Die Cirkel und die musikalische Unterhaltung hatten sich dann, nachdem die Flambeaux des Saales, sich

Digitized by Google

mit der Glut des Weines zu einer unerträglichen Temperatur gesteigert hatten, im elektrischen Lichte des Gartens fortgesetzt, wo durch zahlreiche Büffetts der weiteren Stärkung Sorge getragen war, und hier hatte uns dann ein ungezwungener heiterer Ton im besten Frohsinn lange noch bis nach Mitternacht zusammengehalten.

Von den Alterthümern Antwerpens hatte uns der letzte Nachmittag noch die Krone derselben sehen lassen; das berühmte „Musée Platin-Moretus", ein von der belgischen Regierung erst im Jahre 1875 zu dem ungleich geringen Preise von 1,200,000 Francs erworbenes altvlämisches Patrizierhaus, welches für das im ganzen belgischen Häuserbau der Großstädte ausgedrückte Prinzip, das Wohnhaus durch eine schöne großartige Aufführung zu einem Monumente für das Dasein und die Dauer der Familie zu gestalten, ein glänzendes Beispiel ist, welches aber auch zugleich eine hervorragende historische Würde darin besitzt, daß es das Haus des berühmten Buchdruckers Christ. Platin († 1589) ist, welcher seine Druckerei hier im Jahre 1555 gegründet hatte, die, die großartigste ihrer Zeit, durch die Nachkommenschaft des Schwiegersohnes Moretus in ihrem alten Zustande mit allen Arbeits- und Zimmereinrichtungen bis auf unsere Tage gekommen ist. Die Druckerei hatte von Philipp II. das Recht der alleinigen Herstellung aller Meß- und Gebetbücher in allen der spanischen Krone unterworfenen Ländern erhalten, so daß dadurch dem Unternehmen eine Quelle unermeßlicher Einnahmen geschaffen wurde. Die Zimmer der Korrektoren mit einer Fülle alter Korrekturen und Druckproben, den Schriftsaal mit den verschiedensten Schriftproben und Matrizen, der Setzer- und Pressensaal sind mit allen ursprünglichen Einrichtungen so erhalten, als ob morgen die Arbeit wieder beginnen könne. Die Bibliothek ist mit Schätzen angehäuft und allein schon diesen Werthen gegenüber muß jene Kaufsumme der belgischen Regierung als ein unbedeutendes Aequivalent erscheinen. Die Bibliothek soll u. a. vollzählig alle Werke und Manuskripte enthalten, welche in den Arbeitssälen dieses Hauses bearbeitet und entstanden sind, und wenn man berücksichtigt, daß Platin wie aus den umliegenden Kontrakten und Schriften zu ersehen war, mit Aufträgen aus aller Herren Länder beschäftigt gewesen war, so kann man sich von dem hier lagernden mit Soldatenpiquets und Feuerspritzen beständig bewachten Literaturschatz eine Vorstellung machen. Alle Privatgemächer sind mit einer blendenden Gediegenheit ausgestattet und eins sucht vor dem anderen sich in goldschimmernder Pracht hervorzuthun. Die Wände sind mit den schönsten Rubens, Quellins und van Arlegs geschmückt und auf den Gesimsen, welche das wunderschön geschnitzte oder kunstvoll ausgelegte Wandgetäfel zu den Gobelins oder goldgestickten Ledertapeten abheben, funkeln die sich durch die bunten kleinen Scheiben stehlenden Sonnenstrahlen in dem hier aufgestellten massiven Gold- und Silbergeräth, welches aus wahren Kabinettstücken mittelalterlicher Goldschmiedekunst besteht. Von großem Interesse ist auch das Zimmer von Justus Lipsius, in welchem der berühmte Philolog und Kritiker während seiner Besuche bei seinem Verleger Moretus gewohnt hat. Die Hinterzimmer des Hauses haben sämmtlich die Aussicht auf den Hof, welchen sein Viereck vollständig umschließt. Und es paßt ganz zu dem

Digitized by Google

ehrbaren Ausſehen dieſes Patrizierſitzes, daß ſich hier die Zweige eines uralten Weinſtockes liebevoll um alle Fenſter ranken.

Alle belgiſchen Städte machen in der Figuration ihrer Straßen und in dem Bau ihrer Häuſer einen weſentlich anderen Eindruck als die holländiſchen; während jene den Bauſtil und die Architektur mehrerer Zeitalter repräſentiren, iſt in Holland alles mehr nach einem Modell gebaut, iſt alles das Produkt eines und deſſelben Zeitalters und eigentlich gar kein Stil vorhanden. Ehe die Holländer Meiſter der ganzen wilden Natur ihres Bodens geworden waren und damit erſt gewiſſermaßen den Boden für eine reifere Kultur geſchaffen hatten, hatte in Belgien ſchon eine Blüte des Städtethums mit Handel und Gewerbe lange beſtanden. Als Antwerpen auf dem Höhepunkt ſeiner Blüte ſtand, hatte Amſterdam erſt angefangen, eine Handelsſtadt zu werden. Das Volk in den Marſchlanden hatte ſich in ſeiner Jugend in ein ignorantes Phlegma eingehüllt und ſich auch nie um das nächſte Nachbarland gekümmert, ſo daß hier ein vollſtändiges Vergeſſen und Nichtbeachtenwollen des Binnenhinterlandes eingetreten war. Der nivellirende Proteſtantismus hatte nichts dazu gethan, das Volk auf andere Gedanken zu bringen und ſeinen Charakter weniger ſtill und einförmig zu machen. Ganz anders in Belgien, wo von jeher den Bewohnern eine größere Lebensfreude mit einem wärmeren Temperamente eigen geweſen, und der Katholizismus eine Menge von Klaſſen und Koſtümen, wie Prieſter, Mönche, Bettler, Brüderſchaften u. ſ. w. geſchaffen hatte. Es war hier mit der ſpekulativeren Bildung zugleich der Kunſtſinn gefördert worden, und indem ſo in den Städten ſich von früher Zeit an eine Maſſe von maleriſchem Stoff angeſammelt hatte, waren aus dieſem Rahmen die Baudenkmäler der ſpäteren Zeitalter und beſonders die Kathedralen und weltberühmten Rathhäuſer hervorgetreten. Das belgiſche Niederland hatte außerdem eine Fülle von Baumaterial in ſchönen Hölzern und guten Steinen geliefert, während ſich aus dem Thon und Lehm der holländiſchen Erde höchſtens Backſteine hatten formen laſſen. Die glanzvolle Entwickelung des Städtelebens hatte ſo im Bunde mit einer höheren Bildung, eines feineren Geſchmack und einer freieren Phantaſie in allen belgiſchen Städten Anlaß zu einer Fülle von Bauaufführungen gegeben, die in Kraft, in monumentaler Durchbildung im Adel der Verhältniſſe und in prachtvoller Ausſtattung zu den ausgezeichnetſten des Mittelalters gezählt werden müſſen.

Belgien iſt in der Weltgeſchichte ein Eriſapfel geweſen, um den die Völker viel geſtritten haben, deshalb aber iſt es auch ſo reich an Erinnerungen geworden, wie nur wenige andere Länder mit ihm und daher wandert man denn heute auf ſeinen Straßen mit dem Gefühl, wie wenn man den Ahnenſaal eines alten Geſchlechts durchſchreitet, deſſen Bilder dem Enkel von alter Größe erzählen und ſeinen Sinn andächtig und weihevoll bei allen Erinnerungen weilen laſſen. Unſere Fahrt hatte uns nach Antwerpen zwar nur noch zu zwei ſtädtiſchen Denkmälern dieſes ſchönen Landes geführt, nach Gent und Brügge; aber dieſe beiden Städte treten ſo reich aus dem maleriſchen Schmuck ihrer Geſchichte hervor, daß wir ſie nicht anders als mit dem Gefühl, vor den größten geſtanden zu haben, betrachtet haben.

Digitized by Google

Gent und Brügge ſind die alten Hauptſtädte von Oſt- und Weſtflandern, dem kleinen nur zehn Meilen langen und breiten Ländchen, das ſeinen Namen zu einem ſo ſehr berühmten zu machen verſtanden hat. Kaiſer Philipp II. hatte nicht unrecht, als er einmal ſagte, daß das ganze Flandern eigentlich nur eine einzige große kontinuirliche Stadt ſei, denn das Ländchen hat 30 Städte und zählt daneben 1000 Flecken. Die Unterſcheidung des öſtlichen vom weſtlichen Flandern kann heute nur noch im hiſtoriſchen Sinne gemacht werden, nachdem Gent durch den Verfall von Brügge die alleinige Hauptſtadt geworden iſt. Auch Gent hat wie Antwerpen einen ſchweren Niedergang durchzumachen gehabt, nachdem ſeine einſtige Blüte durch Karl V. völlig zerſtört worden war. Die Stadt iſt heute die zweitgrößte Belgiens und zugleich ſeine vornehmſte Manufakturſtadt geworden. Schon im Jahre 1804 hatte der franzöſiſche Miniſter Chaptal Gent nach Lyon und Rouen für den dritten Induſtrieplatz des franzöſiſchen Reichs erklärt. Vorzugsweiſe ſind die Tuchwebereien das ergiebige Wirthſchaftsgebiet von Gent. Gent hat ſich ſein ehrwürdiges Antlitz mit allen Runzeln der Vorzeit wohl erhalten und in ſeinen zahlreich erhaltenen Baudenkmälern wetteifert es mit dem greiſen Brügge, welches in der träumenden Ruhe und Stille, die über allen Straßen lagert, nur noch maleriſcher und ſinniger erſcheint. In beiden Städten erhebt ſich noch am Markt der „Belfried“, das hohe belgiſche Wahrzeichen der ſtädtiſchen Selbſtſtändigkeit, der die Bürger zur Verſammlung rief und den Urkunden der ſtädtiſchen Freiheit feſten Verſchluß gewährte und in Brügge breiten ſich auch noch zu beiden Seiten von ihm die „Hallen“ aus, jene für den gemeinſam umfaſſenden Gewerbebetrieb beſtimmten uralten Räumlichkeiten aller belgiſchen Städte, in welchen ſich ſtolz das bürgerliche Selbſtgefühl ausſprach, weshalb ſich denn auch meiſtens der Glockenthurm, jener Belfried, als zugehöriger, den Hallenbau krönender Theil mit ihnen verbunden findet. Dieſe Hallen waren die beliebten Kauf- und Tauſchplätze der Bürgerſchaft und des ganzen ſtädtiſchen Gewerbes, vertraten alſo gewiſſermaßen die heutigen Läden und den öffentlichen Handelsmarkt.

Wir hatten nach dem Abſchiede von Antwerpen und einer letzten Erinnerung ſeiner großen Beſitzthümer am Grabe Rubens in der Prachtkirche Notre Dame unſeren Weg nach Gent über das Städtchen Lokeren mit einem Extrazuge eingeſchlagen. Unſerem „Schwan“ hatten wir das Kunſtſtück unternehmen laſſen, ſich den Weg nach Brügge, unſerem Endziel, durch einen Kanal zu ſuchen, der Oſtende mit dieſer Stadt verbindet. Auf dem Genter Bahnhofe wurden wir von dem Profeſſor Dr. Friederik der königlichen Univerſität empfangen, der auf der ganzen Dauer unſeres Aufenthaltes in Flanderns Hauptſtadt unſer Cicerone blieb und ſich dieſer Mühe allein deshalb ſchon ſo gern unterzogen hatte, wie er in einer Tiſchrede bemerkte, weil er „ſelbſt in einer Hanſaſtadt und zwar in dem alten ſchönen Danzig eine ſo liebenswürdige Aufnahme mit vielen Freunden vor einigen Jahren gehabt hatte.“ Unter Herrn Friederiks Führung legten wir alſo unſere Wanderung durch die greiſe Stadt, welche von meilengroßen Gärten und Blumenfeldern wie ein Dornröschenſchloß umfangen wird, zurück. So friedvoll Gent aus dem Schatten ſeiner Laubgärten

Digitized by Google

hervortritt, ſo wenig entſpricht dieſes heutige Ausſehen doch ſeiner Vorzeit. Gent hat eine Geſchichte hinter ſich, welche kaum der blutigen Vergangenheit Venedigs oder Genuas oder den ſtädtiſchen Republiken des Alterthums zurückſteht, und wenn man glauben möchte, daß eine „ſizilianiſche Veſper“ nur aus der Rachluſt eines ſüdlichen, Volkes entſtehen kann, und eine „Bluthochzeit“ etwa nur dem Fanatismus, dem leicht erregbaren galliſchen Gemüthe möglich iſt, ſo kann man dieſen Irrthum an den Maſſenmorden der Vlamländer in den flandriſchen Städten berichtigen, die hier in einer Nacht allein 4000 Franzoſen ermordet hatten, nachdem ſie ſich ihrer Feinde durch die einer welſchen Zunge unausſprechlichen Worte „Schield en Vried“ d. h. „Schild und Freund“ alſo mit eben jener ſizilianiſchen Liſt verſichert hatten.

Der Hauptſchauplatz der Geſchichte von Flanderns Hauptſtadt „der alte Freitagsmarkt“, hat ſich mit ſeiner urſprünglichen Umgebung einem maleriſchen Viereck hoher, überaus ehrwürdig herniederſchauender Häuſer noch gut erhalten. Wir ſtanden hier auf einem Boden, auf welchem ſich die Ereigniſſe von Jahrhunderten gehäuft hatten. Aus den Fenſtern derſelben hohen Häuſer hatte das Volk ſchon vor Jahrhunderten den Fürſten, ihren Helden, ihren großen Bürgern entgegengejubelt; dieſelben Wohnungen waren hundertmal mit flandriſchen, burgundiſchen oder ſpaniſchen Farben oder Tüchern geſchmückt. In einem oder dem anderen der alten Häuſer, wo wir jetzt in der Hausthür einer neugierig heraustretenden, nach allen Regeln der Pariſer Mode gekleideten jungen Genterin begegneten, hatte ehemals vielleicht irgend ein Obriſt von Alba, vielleicht der Herzog ſelber gewohnt und geſchaltet. Auf dieſem Marktplatz von Gent hatten in der Blütezeit Flanderns die Grafen des Landes ihre Huldigungen empfangen mit einem Glanz und Aufwand, von dem man ſich heute ſchwerlich einen Begriff machen kann. Hier hatten die Verſammlungen der ſtädtiſchen Zünfte ſtattgefunden und hier hatten dieſe Bürger auch ihre Banner aufgepflanzt, wenn es galt, gebrochene Gerechtſame mit Gewalt zu erzwingen. Philipp von Artevelde hatte hier den Eid der Treue von ſeinen Mitbürgern empfangen, als er ſie zum Kampfe für die Selbſtſtändigkeit der Stadt gegen ihren Landesherrn, den Grafen Ludwig von Flandern, führen wollte. Heute erhebt ſich mitten auf dieſem Markte, da, wo ein Standbild Karls V., des Zerſtörers von Gent, das franzöſiſche Sansculotten umgeriſſen hatten, geſtanden, das Standbild dieſes gewaltigen Demagogen. Es ſtellt Artevelde im vollen Waffenſchmucke dar in dem Augenblick, als er auf dieſer Stelle ſeine berühmte Rede hielt, durch die es ihm gelang, die Bürger der Stadt und von Flandern im engliſch-franzöſiſchen Kriege zum Anſchluß an England zu bewegen. Jacob von Artevelde hatte durch ſeine Machtentwickelung, durch ſeine Verbindungen mit England, durch ſeine Organiſation des Genter Handels und Gewerbes ſo viel Reichthum und Ueberfluß, ſo viel Kunſt und Luxus in ſeiner Vaterſtadt zuwege gebracht, daß das Volk, wie es in einer alten Chronik heißt, nur zwei Tage in der Woche zu arbeiten hatte. Gent hatte die Blüte in erſter Reihe ſeinen großen Webereien zu verdanken. Die Stadt war durch dieſe Induſtrie beſonders eine der mächtigſten geweſen, bis ſie durch

Digitized by Google

Kaiſer Karl V. von ihrer Höhe herabgeſtoßen wurde als ſie ſich mit ihren 80,000 Kriegern geweigert hatte, eine Kriegsbeiſteuer zu zahlen. Das war im Jahre 1579. Seit dieſer Zeit hat ſich Gent nur mühſam von dem ſchweren Schlage, der die Hälfte ſeiner Bürger dahingerafft hatte, erholen können.

Im Gegenſatz zu dem alten Freitagsmarkt hat der „Kouter", jetzt „Place d'Armes" genannt, ein völlig modernes Kleid erhalten. Der Kouter iſt ein großer regelmäßig viereckiger Platz mit Lindenalleen bepflanzt und von faſt ausnahmslos modernen Häuſern umbaut. Es werden jetzt auf ihm die Paraden des Militärs und die öffentlichen Konzerte zweimal in der Woche abgehalten, am Sonntag Vormittag iſt hier auch ein reichbeſetzter Blumenmarkt. Gent iſt berühmt wegen ſeiner umfangreichen Blumenkulturen und von den 80 Handelsgärtnereien haben die „Compagnie continentale d'Horticulture" und das Etabliſſement von L. von Houtte ſogar einen Weltruf, denn ganze Schiffsladungen von Kamelien, Azaleen, Orangenbäumen ꝛc. nehmen allwöchentlich ihren Weg nach Frankreich, Deutſchland, Rußland und ſelbſt bis nach Amerika. Bekanntlich iſt die Blumenliebhaberei nicht bloß im ſüdlichen Niederlande ſo ſtark verbreitet, auch Holland hat noch ſeine „Tulipomanie", obwohl der Welthandel mit Tulpenzwiebeln hier eine hiſtoriſche Reminiscenz geworden iſt. Auf der Oſtſeite am „Kouter", wo ſich jetzt die „Arcaden", ein feines Café, erheben, hat das Wohnhaus der Brüder Jan und Hubert van Eyck geſtanden, das die Geburtsſtätte des unſterblichſten Werk der beiden Meiſter der rieſenhaften Altartafel geweſen, mit welcher Hubert van Eyck von Jodocus Vyts für St. Bavo in Gent beauftragt wurde. Bekanntlich wird dieſem Eyck die Erfindung der Oelmalerei zugeſchrieben. Man darf dieſe Ueberlieferung indeſſen nicht wörtlich nehmen, denn die Verwendung des Oels zur Farbenmiſchung hatte ſchon länger beſtanden, wenngleich es immer ſein Verdienſt bleiben wird, daß er dieſe techniſche Erfindung für die Malkunſt erſt werthvoll gemacht hat. Während nämlich in der bisherigen Malerei die Farben einzeln bereitet und angerieben wurden und bei dem Auftragen neben ſchon trockene Farben oder als neue Schicht auf ſchon trockene Töne geſetzt wurden, führten die van Eycks eine neue Methode, die Malerei Naß in Naß, ein. Gerade das längere Flüſſigbleiben der Oelfarben, das deren Anwendung bei der früheren Malweiſe erſchwert hatte, wurde von ihnen verwerthet. Sie miſchten die Farben auf der Palette und verſchmolzen ſie auf der Tafel ſelbſt, wodurch ſie neben der geſteigerten Leuchtkraft auch die Möglichkeit feinerer Nuancen, durch die ſie der Natur unendlich näher kamen, erreichten. Das erwähnte Hauptwerk der Brüder, das Altarbild in der Genter St. Bavokirche, iſt ein großer, aus zwölf Tafeln beſtehender Flügelaltar, von welchem jedoch nur noch die vier Mittelbilder ſich an Ort und Stelle befinden, während aus den Seitenflügeln zwei Bilder in das Muſeum zu Brüſſel, die ſechs übrigen in das Berliner Muſeum gewandert ſind. Bei allen van Eycks verbindet ſich ein Formgefühl mit einem Kolorit, das der feinſten Nuancen fähig iſt und zugleich die größte ſtoffliche Wahrheit erreicht. Die wahrhaft maleriſche Darſtellung, die ſeit dem Alterthum verloren gegangen war, haben ſie infolge ihrer Kenntniß der Linien- und der Luft- und

Digitized by Google

Farbenperspektive erreicht. Die Zeit der Geburt hat sich bis jetzt für keinen der beiden Brüder feststellen lassen; als Todesjahr nimmt man für Hubert 1426 an, Jan starb, wie überzeugend nachgewiesen ist, am 9. Juli 1440 zu Brügge.

Unter den Kirchen Gents ragt die Kathedrale (die erwähnte St Bavokirche) durch ihre Größe und mehr noch durch ihren inneren reichen Schmuck hervor. Sie wird zu den glänzendsten Kirchen Belgiens gezählt.

Von den „Hallen" Gents (siehe oben) mag die der Fleischergilde einer historischen Reminiscenz wegen Erwähnung finden. Die Genter Fleischergilde führte den Beinamen „Prince Kinderen" (Kinder des Fürsten) als Abkömmlinge Kaiser Karls V. und einer hübschen Fleischerin, welche von ihrem kaiserlichen Freunde das Recht zu erlangen gewußt hatte, daß die Nachkommen ihres Sohnes allein das Fleischergewerbe betreiben durften. Der Sohn des Kaisers hatte vier Söhne, von denen die vier Familien van Melle, van Lov, Minne und Peynoot abstammen sollen, in deren Händen bis zum Schluß des vergangenen Jahrhunderts die Metzgerzunft ein ausschließliches Privileg gewesen sein soll. So erzählt Baedecker nach einer Genter Chronik.

Die Universität von Gent vereinigt die philosophische, medizinische und juristische Fakultät, während die theologische für sich allein in Löwen besteht. Das Universitätsgebäude ist ein stattlicher Bau, ohne aber gerade in seinem Innern hervorragende Schönheiten als Ausstattung zu besitzen. Der Besuch der Studenten soll die jährliche Durchschnittsziffer von 700 nachweisen.

Ein eigenthümlicher Besitz von Gent sind schließlich die Beguinenhäuser, die Heimstätten der „frommen Schwestern", die hier ihren Ursprung genommen haben; es sind diese Anstalten eine Art Stift für Jungfrauen und Wittwen, deren jüngere Zunft in Werken der Barmherzigkeit, Krankenpflege ꝛc. ihre Aufgabe sucht.

Wir hatten von Flanderns Hauptstadt die Reise mit der Bahn nach unserem Endziel Brügge fortgesetzt. Die ehrwürdige altersgraue Stadt trat wie Gent aus der freundlichen Umgebung ihrer Gärten und Wäldchen ungemein malerisch hervor. Als unser Zug in die neue Bahnhofshalle einfuhr, harrte unserer schon das Empfangscomité auf dem Perron im Vordergrunde einer großen Menschenmenge. Unsere Ankunft schien in Brügge als ein Ereigniß erwartet worden zu sein, dem man nur mit dem Ausdruck herzlichster Sympathie begegnen wollte. Herr Professor Dr. Sabbe richtete im Namen des Comités einige Begrüßungsworte an uns und dann wurden wir hinaus aus dem Bahnhofe, von lauten Hurrahs einer unzählbaren Menschenmenge empfangen, durch die Straßen geführt, welche alle einen reichen Flaggenschmuck zu Ehren der Flandernfahrer angelegt hatten. Unser Zug bewegte sich dann über den Marktplatz, wo durch die Abendstunde (um 9 Uhr abends waren wir auf dem Bahnhofe eingetroffen) vom hohen Thurme des „Belfried" herab in tiefen Accorden „Die Wacht am Rhein" ungemein feierlich erklang, nach dem Rathhause, wo wir in dem hellerleuchteten Festsaal von neuem in einer langen Begrüßungsrede ein herzliches Willkommen aller versammelten Spitzen der Stadt hörten. Später vereinigte uns noch in einer deutschen Kneipe ein heiterer

Digitized by Google

Kommers in Gesellschaft unserer liebenswürdigen Brügger Freunde mit einem unbestimmbaren Ende. Am anderen Tage erst begann dann unsere Besichtigung von Brügge auf langen Wanderungen, die uns ein prächtiges Bild der greisen Stadt erschlossen. Es war eine große Zuvorkommenheit der städtischen Behörden, daß uns nicht bloß alles geöffnet war, sondern daß man sich auch in einer geschickten Führung überbot. Gruppenweise machten wir die Spaziergänge durch die alten Straßen, in denen wir uns nicht gewundert hätten, wenn uns ein Karl V., ein Maximilian oder eine Isabella in großem Aufzuge begegnet wäre. Je mehr wir im Genusse der Alterthümer, der Kirchen, Gemälde und anderer Kunstschätze schwelgten, desto mehr erkannten wir, daß unser kurzer Besuch bei weitem nicht genügte, um alle die prächtigen Schätze genugsam bewundern zu können, an denen hier Jahrhunderte zur Ehre Gottes und zur Freude der Menschen gebaut, gemeißelt und gemalt hatten. Brügge wird ein Athen des Nordens genannt, denn hier hatte die ganze nordische Malerkunst ihren heimatlichen Boden gehabt und in der großen politischen Macht und Blüte sind hier Werke entstanden, mit welchen sich die Brügger Eycks und Memlings unsterbliche Denkmäler gesetzt haben. Ist Antwerpen die Stadt der Rubens, Gent die der van Eycks, so darf Brügge mit Recht als die Stadt der Memlings gelten, denn nicht umsonst kann Brügge sich rühmen, ein wahres „Memlingsmuseum" in sich zu bergen. Hans Memling war der größte flandrische Maler des 15. Jahrhunderts. In ihm hat die Eycksche Schule ihren Höhepunkt erreicht. Die Leuchtkraft seiner Töne ist von keinem anderen übertroffen worden und mit einer scharfen Naturbeobachtung verband er einen so zarten Sinn für das Anmuthige, daß über seinen Gestalten, im grellen Gegensatz zu dem Schmerz und der Leidenschaft, der bei anderen flandrischen Malern mit ganzer Härte durchzubrechen pflegt, immer eine stille Heiterkeit und holde Inniglichkeit ausgebreitet zu sein scheint. Die heutige Akademie der Stadt besitzt die hervorragendsten Werke des Meisters und in dem ehemaligen Kapitelsaal von St. Johannis ist seine bedeutendste Arbeit, der Reliquienschrein der heiligen Ursula, aufgestellt, welcher die lieblichste und zierlichste Legendenmalerei darstellt, welche die vergangene Kunst aufzuweisen hat. Dieser weltberühmte Ursulaschrein zeigt, wie das bei allen Reliquienschreinen der gothischen Bauperiode gewöhnlich war, eine gothische Kapelle en miniature dar, an deren Seiten die in Spitzbogen eingerahmten Bildermedaillons die Legende der heiligen Jungfrau erzählen. Eine andere durch den kostbaren Goldschmuck ihrer Architektur, ihrer Gemälde und die prächtig schöne Glasmalerei ihrer Fenster uns anziehende Kapelle war die im reichsten Flamboyanstil aufgeführte „Chapelle du Saint-Sang", so nach einigen Tropfen vom Blute des Heilandes genannt, die Graf Dietrich von Flandern, der aus dem Volke von Brügge selbst gewählte Fürst, im Jahre 1194 aus dem heiligen Lande mitgebracht und der Stadt geschenkt haben soll. In einem unerhörten Reichthum prangen heute so wie diese noch alle Kirchen und Kapellen Brügges und sie allein würden genügen, wenn wir nichts von der Geschichte dieser Stadt wüßten, uns eine Vorstellung von dem Reichthum zu erwecken, der sich einst in ihren Mauern gehäuft haben muß, die Kathedrale mit

Digitized by Google

dem Grabe Karls des Kühnen, die Liebfrauenkirche, St. Salvator, die Jacobikirche ꝛc., alle wetteifern sie miteinander in der Majestät ihrer himmelanstrebenden Gothik und der Pracht ihrer Ausstattung. Die gegenwärtige Malerakademie von Brügge ist keine berühmte Kunstschule mehr. Mit der einstigen politischen Macht und Kraft und der gewerblichen Blüte scheinen auch die Musen ohne Wiederkehr die Stadt verlassen zu haben.

Die Stadt hat, wie ich schon sagte, in allen Straßen und Plätzen ihr altes Aussehen erhalten. Auch der „Belfried", das hohe belgische Wahrzeichen der städtischen Selbstständigkeit, der die Bürger zur Versammlung rief und den Urkunden der städtischen Freiheit festen Verschluß gewährte, erhebt sich noch am Markte. Wie prächtig und luxuriös mögen die Leute hier ehemals gelebt haben! Als im Jahre 1301 Johanna von Navarra mit ihrem Gemal, dem König Philipp dem Schönen von Frankreich, zu Brügge den Aufwand und die Pracht in Kleidungsstücken der Brüggeschen Frauen sah, da soll sie geäußert haben: „Ich glaubte allein Königin zu sein, hier aber sehe ich ja hunderte neben mir." Die Erinnerungen an die große Vergangenheit sind in Brügge noch frisch und lebendig und noch umschweben uns bei jedem Gange durch die ehrwürdigen Straßen die Geister verschwundener Epochen äußerer Macht und alten Glanzes.

In der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts stand Brügge auf dem Höhepunkte seiner Blüte. Es hatte sich damals zum einzigen Mittelpunkt des ganzen Welthandels aufgeschwungen, Faktoreien oder privilegirte Gesellschaften von Kaufleuten aus siebenzehn Königreichen ließen sich in seinen Mauern nieder. Zwanzig fremde Gesandte hatten hier ihre Wohnsitze. Als großer Stapelplatz für die Städte des Hansabundes und besonders auch für den englischen Wollhandel hatte Brügge schon im 13. Jahrhundert einen Weltruf. Lombarden, Venetianer und Genueser stapelten hier Schätze des Orients und aus Indien auf und führten dafür Waaren aus Deutschland und von den baltischen Küsten von Wisby, Hamburg, Lübeck und Danzig zurück. Mit indischen Gewürzen, persischen Seiden, flandrischen Geweben waren die großen Hallen und Waarenhäuser gefüllt, in deren leeren Stockwerken heute zwischen wucherndem Hollunder ein traumhaftes Weben und Walten ist. Dabei bleibt aber das Merkwürdige, daß Brügge trotz dieser großen Blüte ehemals nichts von den vielen Verkehrswegen besaß, die heutzutage aus allen Himmelsrichtungen, freilich vergebens, auf die Stadt führen, daß sich sein Verkehr und Handel vielmehr durch Krieg, Zwist, durch Seeräuberei und Plagerei und durch tausend Dornen hatte hindurchwinden müssen; dies ist eine Erscheinung, die sich merkwürdigerweise auch an anderen Städten wahrnehmen läßt, an Venedig, auch an Amsterdam z. B., wo den Schiffen zum Wege nach der Stadt nur die gefährliche Zuidersee offen gestanden hatte, ehe der Nordseekanal war und es häufig geschah, daß sie sich hier wochenlang im Sturm umherschlagen mußten, ehe sie den nahen Hafen erreichen konnten — der nichtsdestoweniger indessen auch damals schon mit Schiffen gefüllt war. Brügge, heute eine Stadt von 45,000 Einwohnern, ist still und ohne großen Verkehr. Allerdings ist die Tuchindustrie immer noch neben der Spitzenklöppelei ein wichtiger Erwerbszweig geblieben, aber

Digitized by Google

wenn man weiß, wie nicht allein in Deutſchland, wo die flandriſchen Webereien ihr wichtiges Abſatzgebiet hatten, ſondern auch in England und Frankreich dieſe Induſtrie einen großen Aufſchwung genommen hat, ſo kann man ſich erklären, daß die Stadt auf dieſem wirthſchaftlichen Gebiet allein keine Quelle großer Reichthümer wird aufdecken können. Die Spitzenfabrikation iſt in einer naturgemäß beſchränkten Ausdehnung die vorbehaltene, man kann ſagen nationale Induſtrie der flandriſchen Städte geblieben und vermuthlich iſt ſie hier ſchon ſo alt, wie der Anbau des Flachſes ſelbſt.

Schon kurze Zeit nach der Eroberung Belgiens ſoll der belgiſche Flachs einen Ruf gehabt haben. Das ſpinnengewebfeine Spitzenmaterial, ausſchließlich Handarbeit, entſteht vorzugsweiſe im Schoße von Frauen und jungen Mädchen. Es ſetzt aber viel Mühe und Sorgfalt voraus und unſere Damen können es glauben, daß an ihren echten ſogenannten Brüſſeler Spitzen die meiſten Seufzer und Thränen vieler erblindeter Augen und zerſtörter Mädchenblüten kleben. Uebrigens iſt dieſer geſuchte Schmuck, an welchem eben vorzugsweiſe die lange Zeit der Arbeit ſo hoch bezahlt wird, in ſeiner Heimat eben ſo koſtſpielig wie im Auslande und ich befürchte, daß die Damen derjenigen Herren unſerer Geſellſchaft, welche mit Ankäufen derſelben große Erſparniſſe zu machen glaubten, derſelben Meinung geweſen ſein werden.

Um ſchließlich noch von den Bewohnern der Stadt Brügge ſelbſt etwas zu ſagen, ſo bedürfen die liebenswürdigen Eigenſchaften derſelben nach der eingangs gemachten Mittheilung keiner beſonderen Betonung. Hervorheben aber möchte ich bei dem ſchönen Geſchlecht das immer gleiche edle Oval des Geſichtes mit ſeinem ſchönen ausdrucksvollen Augenpaar. Es giebt eine Redensart: daß, wenn eine Niederländerin hübſch iſt, ſie gewöhnlich ſehr hübſch iſt. Mir ſchien dieſer Spruch aus dem Leben genommen zu ſein und ich hätte gewünſcht, daß ſich Rubens nach edlen Geſichtern für ſeine Bilder hier in Flandern umgeſehen hätte, dann würde man den Begriff „Vlämiſch“ nicht ſo häufig bei uns mit dem des „Ungeſchlachten“ in Verbindung bringen.

Es war Sonntag Mittag, als wir Abſchied von dem ſchönen Brügge nahmen — bis nach Oſtende gaben uns an Bord unſeres „Schwan“ zahlreiche Freunde der Stadt das Geleit, und ſo freuten wir uns Gelegenheit zu haben, bei einem angenehmen Mahl die letzten Stunden in ihrer Geſellſchaft verleben zu können. In Oſtende trennten wir uns dann von ihnen mit einem letzten herzlichen Lebewohl. Von hier hatte der „Schwan“ direkten Weg nach Hamburg genommen. Der hanſiſche Geſchichtsverein gedenkt im Sommer 1886 eine dritte Exkurſion nach den alten Hanſeſtädten Riga und Reval zu unternehmen und er will dann mit ſeinen Freunden, wie er auf der Flandernfahrt in Emden geweilt hatte, ſo auch der alten Hanſaſtadt Danzig ſeinen Beſuch machen.

Digitized by Google

Zwei Festtage.

Aus dem Spanischen von Emil Jonas.

I.

Der Weihnachtsabend.

Es war eine dunkle eiskalte Dezembernacht, denn selbst in dem glücklichen Süden können die letzten Tage des Jahres einige rauhe Nächte bringen, während welchen das Firmament alle seine glänzenden Augen zu schließen und alles in der Natur, von der bitteren Kälte besiegt, das Haupt zu beugen scheint.

Ein Trupp Soldaten kam ermüdet und durchfroren in einem Landstädtchen an, wo er nur einige Stunden halten durfte, um seinen Marsch nach einem Seehafen fortzusetzen, in welchem die Einschiffung nach der Havanna stattfinden sollte.

Der kommandirende Offizier bemerkte, als er sich nach seinem Quartier begab, eine Bewegung in dem Städtchen, die ihm in einem solch' stillen Orte auffiel, wo zu so später Zeit der Nacht alles in Schlummer begraben zu sein pflegt. Das tiefe Dunkel, welches in den Straßen herrschte, hinderte ihn die Gegenstände zu unterscheiden, aber, als er gewissen Tönen folgte, die an sein Ohr schlugen, stieß er auf eine Gruppe lebender Wesen, die sich an einer Straßenecke versammelt hatte. Der Offizier näherte sich, ohne bemerkt zu werden. Was hatte dieser Auflauf zu bedeuten? Welche Absicht lag vor?

„Bei der Muhme Ursala sind die Trommeln und die Trommelstöcke", sagte eine dünne, pfeifende Stimme.

„Bei der Muhme Ursala wird die heilige Weihnachtsnacht mit Tambourin und Gesang gefeiert", sprach eine andere.

„Bei der Muhme Ursala giebts Weihnachtskuchen und gebratene Kastanien und viele brennende Lichter", sagte eine Fistelstimme.

„Bei der Muhme Ursala giebt's eingemachte Früchte und süßen Wein", stotterte eine Stimme, die von Thränen, vielleicht des Mitleids erstickt schien.

„Bei Muhme Ursala giebt's alle guten Dinge", rief eine heitere Stimme. „Fort zur Muhme Ursala!"

Digitized by Google

„Fort zur Muhme Ursala!“ riefen alle im Chor, und die Gruppe eilte wie im Fluge davon.

Die Muhme Ursala war eine kinderlose Wittwe zwischen zweiunddreißig und vierzig Jahren, üppig gewachsen, rothwangig, freigebig und sehr fromm. Sie lebte allein mit einer Dienstmagd, die den gallsüchtigsten Charakter besaß, der jeden Frieden eines Hauses störte. Der alte Zankteufel hieß Pavona, denn ihr seliger Mann hieß Pavon, und man hatte dem Namen die weibliche Endung angefügt, damit die Welt darüber nicht in Unklarheit bleiben sollte, daß diejenige, welche ihn trug, zum schönen Geschlechte gehöre, das aber in Pavonas Person sehr entartet war. Sie war klein, knochig und dürr wie Pergament, dazu sahen die blaßgrauen Augen jedes nach seiner Seite, die Haut war dunkler als die eines Mulatten und der Mund mit seinen Hauzähnen schalt beständig, kurz Pavona vermochte selbst dem Muthigsten Schrecken einzujagen.

Die Schaar, welche der Offizier an der Straßenecke getroffen hatte, näherte sich dem Hause der Muhme Ursala, das wie immer, wenn die heiligen Vigilien gefeiert wurden, bereits mit Leuten erfüllt war.

„Fort mit Euch, Unkraut! Es ist für Euch kein Platz!“ war der Gruß, womit die Schaar von Pavona empfangen wurde, die gerade in der Hausthür stand, beschäftigt, Oel auf eine Lampe zu gießen, die vor einem Muttergottesbilde brannte.

Doch die Neuangekommenen ließen sich nicht zurückschrecken; sie wichen nicht von der Stelle.

„Steh' stille, Juanito“, sagte die Fistelstimme, „ich will auf Deine Schulter steigen und hineingucken.“

Wie gesagt, so gethan. Mit seinem kleinen Bruder auf dem Rücken stellte sich Juanito entschlossen gerade in die Hausthür, welche offen stand, und wenn er sich auf die Zehen hob, konnte er in die erleuchtete Weihnachtsstube hineinsehen, aus der ihm ein aromatischer Duft von Tannenbüschen und Kräuterwein entgegenströmte und wo Weihnachtsgesänge zum Tambourin erklangen. Dies war für Juanito zu viel, als daß er hätte widerstehen können. Der kleine Bruder wurde sanft auf die Erde gesetzt und mit einem Sprunge war der Bursche innerhalb des Hausflurs. Aber nun galt es in die Feststube zu gelangen. Unser kleiner Schelm schlüpfte zwischen den Händen Pavonas, die ihn hinauswerfen wollte, hindurch, wand sich wie ein Aal zwischen den Beinen einiger Hirten, welche von der frohen Weihnachtsbotschaft sangen, warf einen lüsternen Blick in die Stube, welche von Lichtern und ausgelegten Reichthümern strahlte, und fühlte sich dann von rückwärts an seiner kleinen zerlumpten Jacke gezupft, denn die kleine Schaar war ihrem Anführer gefolgt!

„Kleine Schlangen! Lucifers Engel!“ schrie Pavona. „Solch' Unkraut kommt durchs Schlüsselloch hinein! Ueberall wo ein Eingang zu finden ist, kann man sicher sein sie anzutreffen! Kinder sind eine der Landplagen Aegyptens! Hätte der liebe Gott gewollt, daß Ruhe in der Welt zu finden sei, dann hätte er keine Kinder erschaffen!“

„Sei nicht so hartherzig, Pavona!“ sagte die Wittwe sanft. „Laß die kleinen Schelme hereinkommen, es ist ja heiliger Weihnachtsabend

Digitized by Google

und da darf niemand draußen stehen, am wenigsten die Kinder. Weihnachten ist ja ihr Fest.

„Ihr Fest ist das ganze Jahr hindurch", schalt Pavona. „Es giebt keinen Ort in einem reingescheuerten Hause, wo diese Insekten nicht Spuren ihrer Anwesenheit hinterlassen. Daß sie die Erde verschlänge! Herodes ließ sie alle todtschlagen. Das war auch das Vernünftigste, was man mit ihnen machen konnte."

„Laß sie alle hereinkommen, Pavona. Das Christkind will sie alle um sich haben!"

Die Wittwe gab ihren Befehl sehr bestimmt, dem trotz der sanften Stimme gehorcht werden mußte. Als die Kinder in die erleuchtete Stube traten, wo der Tisch sich unter der Last der aufgehäuften Früchte bog und die Krippe mit dem Christuskind zwischen den Tannenbüschen hervorleuchtete, blieben sie vor Erstaunen unbeweglich stehen. Welches glückliche Kind erinnert sich nicht einer ähnlichen Weihnachtsempfindung? Die Kleinen glauben im vollen Ernste an die wirkliche Gegenwart des Jesuskindes und fallen andächtig auf die Kniee; ein heiliger Eremit, welcher vor einem Kruzifix in einer dunklen Grotte betete, empfing dieselbe Huldigung. Solche naive Anachronismen wie ein Kruzifix mit dem gekreuzigten Christus, während der Erlöser noch in der Krippe weilt, stören keineswegs die Andacht der Spanier. Alle diese kindlichen Seelen, die großen wie die kleinen, freuen sich über die althergebrachte Weihnachtsmaskerade, welche in Spanien niemal ganz aus der Mode gehen wird; ein jeder sieht gern die hohen Räuber wieder, mit dem Mantel über die Schulter geworfen, die Feder am Hute und eine Ladung geraubten Tabaks auf dem Rücken, der sich hinter einem Felsen von Papier verbirgt, um die heiligen drei Könige in ihrer ganzen Herrlichkeit über die kleine Wiese von feingeschnittenem grünen Kattun, auf welchen niedliche kleine weiße Lämmer grasen, vorüberpassiren zu lassen. Welches spanische Kind hat nicht beim Anblick des Eises gefroren, das so schön aus kristallisirtem Zucker nachgemacht ist, und gewünscht, sich dem Feuer nähern zu können, das die Hirten angezündet haben, um das Jesuskind zu wärmen? Nicht alle spanischen Weihnachtsdarstellungen sind biblisch. Unter Glasscheiben, die einen zugefrorenen Fluß vorstellen sollen, sieht man auf dem Grunde aus Goldsand Fische, Schildkröten, Krappen ꝛc. in Dimensionen, die den Naturforschern unbekannt sind: Hier eine Krappe, welche ihren Nachbar, einen ungeheuren Flunder, unter ihrer Klaue passiren lassen kann, gleich dem Bogen einer Brücke. Auf dem Lande nimmt man es nicht genauer: eine kolossale Katze betrachtet mit wichtiger Miene eine ganz kleine Katze; Esel und Hasen scheinen miteinander über die respektable Größe ihrer Ohren, die bei beiden ungefähr ebenso groß sind, als der ganze übrige Körper, zu disputiren; ein Stier bietet Trotz und eine Schnecke und eine fette Gans müssen einem schwindsüchtigem Schwan den Vorrang überlassen. Alles dieses hat keine weitere Absicht als das Gelächter des Augenblicks zu erwecken. Das schönste dieser Art Bilder ist ein Wald von Orangenbüschen, worin Vögel von allen möglichen Farben umherflattern; aber das Bild, welches man anbetet mit wirklicher Andacht und Rührung, ist das göttliche Mysterium in der Krippe.

Digitized by Google

Wir gestehen aufrichtig, daß nichts uns in der Weihnachtsnacht des Südens ärgert, weder die Krippe, geflochten aus Stroh und geschmückt mit Rosen von plumpen Händen, noch das Jesuskind, welches darin mit so viel Glauben und so viel Andächtigkeit gelegt worden ist; es ist, als ob der Stern von Glas, welcher die Seher leitet, seinen Schein in alle diese kindlichen Seelen senkte, die in der Heiligenglorie über der Krippe, worin der Gott-Mensch schläft, kein irdisches Licht, sondern den Reflex eines himmlischen Lichtes zu sehen wähnen, und die bloß deshalb den Weihnachtsgesang so schön finden, weil derselbe ein Echo des Hirtengesanges jener glückseligen Weihnachtsnacht ist. Vermag man sich ein rührenderes Fest zu denken? Ein Kind, der Erlöser der Welt, wird in einer Hütte geboren, und seine Geburt wird von Hirten in Armuth und kindlicher Einfalt, die erste Basis des Christenthums, gefeiert; sie bringen Gott, was ihm am behaglichsten ist: reine Herzen, Glauben, Liebe! O Nacht, die man mit Recht die frohe benennt, froher als die lustigen Nächte des Karnevals, ebenso heilig als die Woche, welche unter allen andern allein die heilige genannt wird, möchten wir sie alle mit kindlichem Sinne zu feiern vermögen!

Die Weihnachts-Recitative der Spanier beginnen nunmehr zu verschwinden, und es wird die Zeit kommen, wo man diese ebenso eifrig suchen wird, wie man die Quellen eines Flusses sucht. In dem Augenblick, wo die Kinderschaar eingelassen wurde, sang ein junges Mädchen:

„Als der Ewige sich wollte zum Kinde machen, sagte er zum Engel Gabriel: Geh, mein Gabriel, geh nach Galiläa, dort findest Du eine Stadt, Nazareth von den Menschen geheißen. Vor einer Hausthür steht ein blühender Busch, im Hause ist eine Jungfrau aus Davids Geschlecht, ihr Bräutigam ist ein Zimmermann. Diese Jungfrau hat Wohlgefallen vor meinem Antlitz gefunden und ihr Name ist Maria. Sage ihr, daß ich in ihrem jungfräulichen Schoß Menschengestalt annehmen werde.“ Der Engel erhob sich schneller als der Wind und kam zur armen Hütte und sah Maria. Heil sei Dir, Du Begnadigte! Der Herr ist mit Dir, Du Gesegnete unter den Weibern! So lautete der Gruß des Engels, aber Maria erschrak über seine Rede, und der Engel sprach wieder und sagte: „Fürchte nicht, Maria, denn Du hast Gnade vor Gott gefunden, und siehe, Du wirst einen Sohn empfangen und Du sollst ihn Jesus bei Namen nennen und er soll König sein ewiglich!“

Als dieser Gesang beendigt war, der einen eigenen Rhythmus hatte, fiel der Chor ein und die Kinder tanzten um die Krippe. Dann begann ein neuer Gesang. Beim Schlusse jeder Strophe riefen zwei Kinder, welche neben der Krippe knieten und von der Heiligenglorie beschienen wurden:

„Uns ist heute ein Erlöser geboren!“

worauf der Vorsänger antwortete:

„Und das ist der Herr Christus! Durch Dich sind wir Christen, mit Dir sind wir glücklich, von Dir wurden wir erlöst, für Dich schlagen unsere Herzen, über Dich singen unsere Munde, für Dich wollen wir leben und mit Dir wollen wir sterben, alles mit Dir und für Dich! Nichts ohne Dich!“

Digitized by Google

Darauf folgte ein neues Recitativ:

„Er ist geboren in einer Hütte, voll von Spinnengeweben, neben einem Ochsen und einem Maulesel, er, der Erlöser der Welt.“ Und der König Melchior sprach: „Laßt die Saiten ertönen, damit die Welt sich erfreue; denn der Herr der Welt ist geboren, der Erlöser ist geboren auf Stroh in dieser kalten Nacht. Er, der sich in Sammet und Seide kleiden könnte. Ueber dem Stalle in Bethlehem funkelt ein Stern und im Stalle ist Jungfrau Maria und Joseph und in der Krippe schläft das Kind. Ein Stern vom Himmel fällt auf das Stroh im Stalle und in Bethlehem ruft man Feuer!“

Nach beendigtem Recitativ bringt man dem Jesuskinde seine Gaben.

„Ich bin ein armer Gallego (Galizier), ich komme direkt aus Aegypten und bringe Gottes Sohn einen Hahn, der schreit Kikiriki!“

„Ich bin ein armer Bauer, der aus Flandern kommt und bringe dem Jesuskinde Leinen zu einem Hemde.“

Und so geht es weiter; jeder bringt seine Gabe, welche später den Armen zugute kommt.

Zuletzt kommen die Kinder, welche singen: „Ich bin klein und habe keine Gabe, aber ich komme und bringe dem Jesuskinde mein Herz.“

Mitten in dem Weihnachtsgesange hörte man plötzlich Pavonas schreiende Stimme von draußen; der Cerberus des Hauses kämpfte mit Händen und Füßen gegen ein Bombardement einer neuen Schaar, allein mit gleichem Erfolge wie das erste Mal, und bald gewahrte man in der Feststube neue kleine Kinderhände, halb verborgen von den Mänteln der Männer und schließlich war das Zimmer voll von Kindern, wie auf den alten Bildern der naiven Schule die Engel vertreten sind.

„Wie werde ich sie nur los?“ schrie Pavona. „Ich werde meinen Schutzpatron bitten, ihnen die Kinderpocken zu senden; seit die kleinen Schlangen alle vaccinirt werden, stirbt keine mehr von ihnen! Es ist zum verrückt werden!“

Als indessen die Ruhe im Zimmer nach der neuen Invasion wiederhergestellt worden war, kam der Alkalde (Bürgermeister), gefolgt von einem Alguazil (Gerichtsdiener) namens Ricardo. Der Alkalde war ein intimer Freund von Ursalas Mann gewesen; er war Wittwer wie sie Wittwe war, und er hatte schon seit lange herausgegrübelt, daß sie klug thun würden, wenn sie beide durch gegenseitige Hilfe dem einsamen Leben ein Ende machen würden; allein Ursala wollte davon nichts hören, sie wollte sich nicht verändern, ja, sie wollte lieber ihren Augapfel verlieren als ihren Wittwentitel, nicht weil sie den Ehestand etwa verabscheuete oder die Männer haßte, sondern sie fand nun einmal, daß der Wittwenstand derjenige sei, der am besten zu ihren Begriffen von Glück paßte. Sie hatte ihre Freiheit, sie konnte thun, was sie wollte, sie konnte in die Kirche gehen, so oft sie wollte, so viele Arme speisen wie sie wollte; ein Mann dahingegen habe stets seinen eigenen Willen. Hätte Ursala gewollt, so hätte sie darüber manches erzählen können, was nicht immer dem lieben Verstorbenen zur Verherrlichung gereicht haben würde, aus welchem Grunde sie lieber

Digitized by Google

darüber schwieg. Der Alkalde war ein Krösus in kleinem Format; er besaß vier Paar Ochsen, einen Weinberg und ein Haus, und die Wittwe hatte ungefähr ebensoviel; sie wären also für einander bestimmt, meinte er. Sein Alguazil war Pavonas einziger Freund auf der ganzen Welt, vielleicht weil seine große Nase ihn stets zum Gegenstand der Verfolgung und des Gelächters der Kinder machte, und da Pavona alle haßte, die nicht über zwanzig Jahre alt waren, und da alle, welche unter zwanzig Jahre alt waren, Ricardo auslachten, so hatte sie Ricardo in ihren Schutz genommen und die Sympathie zwischen ihnen war stets gewachsen.

Nachdem der Alkalde einige Gläser heißen Weines geleert hatte, forderte er die Wirthin zum Singen auf, denn Ursala hatte eine schöne, weiche Stimme, und heilige Hymnen zu singen, war eine ihrer größten Freuden; sie willigte daher gleich ein, ergriff das Tambourin und sang:

„Die Nacht ist kalt, kalt, allein die Hirten fürchteten nicht die Kälte; denn Gottes Sohn ist zur Welt gekommen in einer Hütte, in einer Hütte, ein Ochs und ein Maulthier hatten ihn entgegengenommen, entgegengenommen, er fand in der Hütte nur Stroh, nur Stroh und eine Krippe zur Wiege, zur Wiege."

Die Frauen fielen ein:

„Hosiannah! Uns ist heute ein Erlöser geboren!"

Ursala sang weiter:

„Und Jungfrau Maria wusch die Windeln ihres Sohnes, ihres Sohnes, und hing sie auf einen Rosmarinbusch, einen Rosmarinbusch, um sie sangen die Vögel, die Vögel, zu ihren Füßen flüsterte die Quelle, die Quelle. St. Joseph hing die Wickeln in die Sonne auf einen Rosmarinbusch, einen Rosmarinbusch, Jungfrau Maria schnitt Leinen und nähete kleine Hemden, kleine Hemden. Thränen fielen auf sie, Thränen der Liebe, der Liebe."

Der Chor wiederholte: „Thränen der Liebe."

Darauf kam ein Hirte, ein Verwandter von Ursala, vom Felde herein, gekleidet in Ziegenfell; er hatte kaum die Thür betreten, als auch schon die Kinder an seinem Halse hingen und ihn um einen Gesang baten. Er ließ sich nicht lange nöthigen.

Er sang:

„Freut Euch, eine Jungfrau hat in dieser Nacht einen schönen Sohn geboren! Als die Engel des Himmels den kleinen Gott, verborgen in Stroh, sahen, tanzten sie um ihn; aber auf dem Felde wurden die Heerden scheu; die Hirten sahen gen Himmel und gewahrten ein helles Licht, sie glaubten, es sei ein Zauberlicht, aber ein Kind mit Flügeln kam zu ihnen und sagte: Der Erlöser der Welt ist geboren in einer Hütte, und dieses Fest ist für ihn. Die Hirten gingen zur Hütte und fanden den Erlöser in einen Frauenrock gehüllt, um ihn tanzen die Engel, neben der Krippe sitzt die Mutter und der Alte, der nicht der Vater ist, dicht dabei schlafen zwei Thiere. „Laßt uns singen, laßt uns tanzen, es ist heute Nacht die heilige Weihnacht!"

„Mehr, mehr, Diego!" riefen alle, als der Hirte sein heiteres Recitativ beendigt hatte. „Ein Glas heißen Weines für Diego, für Diego, der keine Furcht kennt, für Diego den Abgott seiner alten

Digitized by Google

Mutter. Ein Glas heißen Weines für Diego, welcher friert und durstig ist!"

Es kam kein Wein.

„Pavona hat dem Alguazil allen heißen Wein gegeben", ließ eine Stimme aus der Kinderschaar sich vernehmen, ohne jedoch erkannt zu werden.

„Das ist eine schändliche Lüge!" heulte Pavona, welche plötzlich mitten im Zimmer mit einem Glase Wein in der Hand stand — das notabene nicht heiß war — und rachgierige Blicke auf die Kinderschaar warf.

Die Kinder lächelten und meinten, es steige kein Dampf von dem Weine auf.

„Nichts ist den kleinen Canaillen heilig, nicht einmal unsere weißen Haare", sagte Pavona fast weinend zu ihrem Freunde.

Diego sang:

„Eine Jungfrau reiste nach Bethlehem, ein armer Esel trug sie, ein Greis ging hinterher und trieb den Esel an: Die Nacht ist nah, wo finden wir Schutz? Vielleicht in jener Hütte dort!"

„Macht auf, macht auf; Maria ist ihrer Stunde nah! — Geht Eurer Wege! Ihr bringt mir nur Staub in meine Hütte! — Seit barmherzig, die Nacht ist bitterkalt! — Ich mache nicht auf für Reisende ohne Geld! — Geht Eurer Wege!" Das böse Weib hatte nur ein Auge, sie verlor das letzte Auge; das war ihre Strafe, und diese war milde."

In diesem Augenblick hörte man den ersten Laut der Kirchenglocken. Alle erhoben sich. Die Männer nahmen die Hüte ab. Es war die Stunde, welche die Kirche den Seelen im Fegefeuer gewidmet hat, und in welcher die Gebete aller guten Katholiken für sie zum Himmel emporsteigen. Alle beugten ihr Haupt in einer Fürbitte, welche kaum irgendwo inniger und aufrichtiger zur Allgerechtigkeit emporstieg und die sicherlich nicht verschmäht wurde. Darauf sagte Ursala mit lauter Stimme das Gebet für die Verstorbenen vor, und alle Anwesenden wiederholten die Schlußworte.

Es schien, als ob die Kirchenglocke mit ihrem mahnenden Rufe die doppelte Absicht verbunden habe, Fürbitte für die Todten und Hilfe für die Lebenden zu fordern, denn indem plötzlich der Lärm im Festhause aufhörte, erreichte ein leises Weinen eines Kindes das Ohr aller Anwesenden. Wer wird nicht aufmerksam, wenn man ein Kind weinen hört? Wer ist hart genug, den Kopf hinwegzuwenden? Wer denkt nicht daran, Trost zu bringen? Es giebt kein solch' Herz von Stein, das dem Weinen eines Kindes zu widerstehen vermag.

Der erste Laut traf alle tief im Herzen. Das frohe Fest in dem hellen, warmen Zimmer kontrastirte zu sehr gegen diesen Klagelaut, der von außen kam, wo Kälte und Finsterniß herrschte. Alle lauschten. Jetzt hörte man deutliches Kindergeschrei. Der Alkalde wollte hinausgehen und sehen, was das zu bedeuten habe, allein Ursala war ihm zuvorgekommen und trat bereits mit einem Kinde auf dem Arm ins Zimmer. Jeder, der die Liebe der spanischen Frauen zu Kindern kennt, wird errathen, daß die gute Wittwe sofort von sämmtlichen anwesenden Frauen umringt und daß kleine verlassene Wesen mit Ausrufen

Digitized by Google

der zärtlichsten Theilnahme begrüßt wurde, viele von ihnen hatten große Thränen in den Augen. Ursala drückte den kleinen verfrornen Wurm dicht an ihre Brust, sie suchte die kleinen violetten Hände an ihren Wangen und durch ihren Athem zu erwärmen. Sämmtliche Frauen waren wie im Nu in Bewegung: die eine holte warme Suppe aus der Küche, die andere brachte Wein, man versuchte dem Kleinen einige Tropfen in den Mund zu gießen; seit das Kind in die warme Stube gebracht worden war, hatte es die Augen geschlossen, der Wein brachte wieder Cirkulation im Blute hervor; es schlug die Augen auf und sah sich furchtsam umher. Dann brach es wieder in Weinen aus und rief nach seiner Mutter. Der kleine Verlassene mochte wohl zwei Jahre alt sein; er war mit einem kastanienbraunen Kleide bekleidet, auf dem Kopfe trug er eine kleine rothe gestrickte Mütze, alles war alt und abgeschliffen.

Das Kind war nicht aus dem Orte selbst, das wußten alle. Keiner wäre imstande gewesen, sein Kind zu verlassen; die Mutter mußte durch das Städtchen gegangen und weitergewandert sein, nachdem sie das unschuldige Ding ausgesetzt hatte. Menschen der feinsten Erziehung würden keine besseren Tröstungsmittel in Anwendung gebracht haben, als diese Naturmenschen fanden, um das unschuldige Wesen, das so unerwartet zu ihnen gekommen war, zu beruhigen; aber lange half dies nicht. Das Kind fuhr fort, nach der Mutter zu rufen und schien bange vor allen diesen fremden Gesichtern zu sein. Die Kinder waren glücklicher in ihrem Bestreben: Das eine brachte dem Kleinen einen Kuchen, das andere einen Apfel, das dritte machte eine komische Grimasse ihm zu und als dann das vierte seinen Arm um ihn schlang und ein lustiges Weihnachtslied sang, da zeigte sich ein leichtes Lächeln auf seinem Gesichtchen, das kurz vorher nur Thränen gehabt hatte. Jetzt lachten alle im Chor, alle waren über die Christnacht erfreut und daß eine gute That ausgeübt worden war. In der Welt mag man lange genug sagen, daß jede gute That nur eine undankbare schaffe, und daß man keine Freude davon habe; dem ist aber nicht so. Jede gute Handlung führt ihre Freude mit sich, stets eine innere und oft eine äußere; wer das Gegentheil behauptet, hat in seinem Leben nicht viel Gutes gethan. Einer der größten Menschenfreunde, der jemals gelebt hat und der mit Wohlthaten um sich streute, wie der Bauer sein Korn aussäete, sagte einmal: „Man klagt so viel über Undankbarkeit. Ich habe nur über zu viel Dankbarkeit zu klagen, die mir oft beschwerlich fiel.“ Heilige Wohlthätigkeit, Tugend aller Tugend, Du dringst in alle Herzen ein, selbst in die, welche verschlossen zu sein scheinen, was wäre die Welt ohne Dich?

„Wie heißt Du?“ fragte Ursala den Kleinen, der fast von der ganzen Gesellschaft umgeben war.

„Mano“, antwortete er.

„Das soll wohl Manuel heißen!“ riefen die Frauen; „er heißt Manuel!“

„Nachbarin, was wollen Sie mit dem Kinde machen?“ fragte der Alkalde.

„Was ich mit dem Kinde machen will?“ wiederholte die Wittwe. „Natürlich es behalten.“

Digitized by Google

„Und es erziehen?“

„Und es erziehen! Sehen Sie denn nicht, Nachbar, daß es das Jesuskind selbst ist, welches mir das kleine Wesen gesandt hat, das vor Kälte und Hunger vor meiner Hausthür weinte? Durfte ich das Ohr vor diesem Weinen verschließen? Das kann Gottes Wille nicht sein.“ Damit nahm sie den Knaben an der Hand und ging mit ihm zur Krippe hin. „Mein Herr und Erlöser“, sagte sie voll Innigkeit, Du hast ihn mir gesandt, und in Deinem Namen nehme ich ihn zu meinem Kinde an, in Deinem Namen will ich seine Mutter sein, um Deinetwillen habe ich Barmherzigkeit gegen ihn geübt, alles für Dich und alles in Deinem heiligen Namen, Amen!“

„Gott wird es Dir vergelten, Ursala, Du bist die Liebevollste von uns allen!“ rief eine alte ernste Frau. „Aber Dein Lohn wird nicht ausbleiben; derjenige arbeitet für sich selbst, der das Gute im Namen des Herrn thut!“

Ein einziges Gesicht in der Versammlung schien nicht die gute Gelegenheit benutzen zu wollen, um sich zu verschönern und das war das Pavonas.

„Was sagt Ihr dazu, Ricardo?“ sagte sie finster zu ihrem Freunde, dem Alguazil. „Es kann nur ein schlechtes Frauenzimmer sein, das auf solche Weise sein Kind aussetzt; hat man erst ein Kind, so hat man auch die Pflicht es zu behalten; denn jeder ist genöthigt, sein Kreuz zu tragen. Das freche Weib! Der Abschaum! Bildet sie sich etwa ein, daß unser Haus ein Findelhaus sei, so hat sie sich geirrt. Hier im Hause lieben wir den Lärm nicht! Ein Kind! Die heilige Jungfrau behüte und bewahre uns! Man hat seine eigenen Kinder, und von ihnen hat man Sorgen genug! Ich habe Sorgen genug gehabt! Ich hatte zwei Söhne. Ich plagte mich fast zu Tode, um sie zu ernähren und zu kleiden, und als sie endlich dann herangewachsen waren und ich glaubte, jetzt auch ein wenig Freude an ihnen zu erleben, da nahm mir der König sie. So geht es in der Welt. Nachdem man seinen Kindern alles gegeben hat, was man von Liebe besaß, hat man im Alter niemanden, der uns seine Liebe schenkt, und statt bei seinen Kindern zu leben, muß man für sein Brod dienen. Ja, ja, seit ich meine eigenen Kinder verloren habe, hasse ich alle Kinder und seitdem vermag ich kein Kind zu sehen, ohne daß es mir gleichsam einen Stich ins Herz versetzt!“

Als Pavona die feierliche Erklärung der Wittwe, sich des verlassenen Kindes annehmen zu wollen, vernahm, kräuselte sich ihre Stirne wie Jupiter und zog sich schnell in ihre Kammer zurück, fest entschlossen zu thun, als ob sie den kleinen Friedenstörer weder höre noch sehe.

So endete der Weihnachtsabend.

II.

Das Fest der Heiligen drei Könige.

Sechs Jahre waren entschwunden. Während sechs Jahren gehen mit den Kindern große Veränderungen vor; der kleine Verlassene hatte bei Muhme Ursala eine liebevolle Aufnahme gefunden und war ein schöner

Digitized by Google

Knabe geworden. Es war ein solch' einnehmendes Kind und hatte von seiner Pflegemutter, welche bei all' ihrer Güte ebenso verständig als bestimmt war, eine so gute Erziehung erhalten, daß es von dem ganzen Städtchen geliebt war, ja selbst Pavonas Herzenspanzer hatte sich nicht solid genug gezeigt, um einem solchen kindlichen Liebreiz widerstehen zu können. Wohl schalt sie noch ferner, denn zu schelten war ihr von dem Tage an, an welchem der König ihre beiden Söhne von ihr nahm, ebenso natürlich geworden, wie dem Bache das Rieseln ist; aber sie wäre dennoch für Manuelito (Manuelchen) ins Feuer gegangen, um ihn zu retten. Wenn Ursala, stolz ob ihres Lieblings, lächelnd Pavona daran erinnerte, wie schlecht sie ihn aufgenommen habe, so brummte sie:

„Wir haben noch nicht das Ende gesehen, wenn wieder ein Krieg kommt, dann werden sich meine Worte bewahrheiten; Söhne für den König zu erziehen, ist die Arbeit eines Verrückten. Wenn Sie sich die Augen ausgeweint haben, wie ich es gethan, da werden wir weiter miteinander sprechen! Kinder haben, heißt so viel als Sorgen haben, kleine Kinder kleine Sorgen, große Kinder große Sorgen!"

Ursala war jetzt vierzig Jahre alt; sie war wie sonst die hübsche runde, rothwangige, zufriedene Frau. Der Alkalde hatte seinen Leibgurt erweitern müssen, ohne daß es ihm zum Ersatz gelungen war, wie er sich auszudrücken pflegte, das Band fester zu knüpfen, das ihn an die Nachbarin fesselte. Die arme Pavona war weder älter noch häßlicher und magerer geworden. Von dem Augenblicke an, wo wir ihre Bekanntschaft machten, waren diese Qualitäten nicht mehr empfänglich für Superlative; ihre Freundschaft für den Alguazil, welche ihren Ursprung in dem gemeinsamen Haß zu Kindern hatte, war unverändert. Das Städtchen, wo unsere kleine Erzählung spielt, liegt zu weit von dem Verkehr der Welt entfernt, als daß die veränderten Sitten unserer Zeit bis dahin gelangen könnten, und die Feste der Kirche waren noch immer Kirchenfeste, welche durch die naiven Darstellungen, die unsere Großeltern erfreuten, gefeiert wurden.

Der Tag, an welchem wir unsere Erzählung wieder aufnehmen, ist der Tag der heiligen drei Könige. Ursula und einige Nachbarinnen sind im Begriff, Manuelito als Engel auszukleiden. Er ist bereits in eine fleischfarbene Unterkleidung eingeführt, die sich eng an den kleinen Körper anschließt, und über diesen wirft man eine Tunika, bordirt mit Silber; auf der Schulter und auf der Brust ist die Tunika mit echten Edelsteinen angeheftet, um den Leib schließt ein silberner Gürtel an, auf dem Kopfe trägt er einen Rosenkranz und Sandalen bedecken die Füße; man ist gerade damit beschäftigt, ihm die Flügel mit vielfach farbigen Federn anzuheften.

Endlich ist die Auskleidung vollendet, und die Mutter führte ihn zur Kirche, wo das Mysterium aufgeführt werden soll. Ein ganz junges Mädchen und ein alter Mann stellen Maria und Joseph dar, zwischen ihnen auf einem Strohlager vor dem Altar liegt das Jesuskindlein, an jeder Seite kniet ein Kind in der Kleidung eines Engels, die kleinen Hände gefaltet als Zeichen der Anbetung. Man hatte zu diesen Engeln die schönsten Kinder des Städtchens gewählt, die zugleich die reichsten Eltern hatten, denn ein Engel darf nicht an irdische Armuth

Digitized by Google

erinnern, folglich hatte man zu dem einen der Muhme Ursalas Manuelito gewählt. Es ist selten ein schöneres lebendes Bild zu sehen, als das, welches hier dargestellt wurde; das junge Mädchen war schön wie Madonna und rein wie sie, der Greis hatte den schönsten weißen Bart und die beiden Engel waren leibhaftige Engel, versicherten nicht allein die Mütter; nicht ein Herz verblieb kalt, nicht ein Auge trocken.

Eine Schaar Hirten brachte zuerst dem Neugeborenen ihre Huldigung dar, indem sie vor dem Altar einen religiösen Tanz aufführten, dessen langsame, abgemessene Bewegungen zu einer feierlichen Kirchenmusik die heiße Andacht entzündete, welche religiöse Tänze, deren Ursprung ebenso heilig als poetisch ist, noch vor einem halben Menschenalter hervorrief, nicht allein unter den Einfältigen auf dem Lande, sondern in der Domkirche zu Sevilla selbst, wohin man aus ganz Spanien wallfahrtete, um sie zu sehen.

Aus dem Rathhause kamen jetzt die Obrigkeitspersonen des Städtchens, gekleidet als die drei Könige, sitzend auf prächtig geschmückten Pferden und begleitet von einem großen Gefolge. Ein funkelnder Stern wurde ihnen vorangetragen. Bei der Kirche angekommen, stiegen sie vom Pferde. Der erste ein Greis mit weißem Haar und Bart, welcher den König Balthasar vorstellte, schritt zum Altar hin, fiel nieder, indem er das Antlitz bis auf den Boden hinabbeugte als Zeichen der Anbetung, und sagte:

„Ich bringe dem Jesuskinde Gold!"

Der zweite, welcher den König Kaspar darstellte, kniete gleichfalls und sagte:

„Ich bringe dem Jesuskinde Weihrauch!"

Der dritte, der den König Melchior repräsentirte, sagte:

„Ich bringe dem Jesuskinde Myrrha!"

Hätte während dieses schönen religiösen Auftritts jemand das Haupt nach dem Publikum umgedreht, so würde er einen Fremden gegen einen Kirchenpfeiler gestützt gesehen haben, der unabgewandt seine Blicke auf Manuelito, oder richtiger auf den schönen Engel richtete, welcher an der einen Seite des Lagers des Jesuskindes kniete, so unbeweglich, so aufrichtig anbetend, daß man ihn wirklich für das halten konnte, was er darstellte. Der Fremde, ein hoher, stattlicher Mann, mochte wohl gegen fünfzig Jahre alt sein; er war wohlgekleidet, und es war etwas in seinem Gesichte und in seiner martialischen Haltung, das anzudeuten schien, daß er zum Militär gehöre.

Nach beendigter Ceremonie fragte man einander in Gruppen, die sich auf dem Platze vor der Kirche gebildet hatten, wer der Fremde wohl sein könne.

Ein einziger Mann vermochte die Frage zu beantworten, nämlich der Gastwirth, und er that es mit der wichtigen Miene, womit ein Hotelwirth zu erzählen pflegt, daß sein geringes Haus mit dem Besuche dieses oder jenes Königs oder dieser oder jener Primadonna beehrt worden sei. Man erfuhr, daß der Fremde ein Offizier sei, der seinen Abschied genommen habe und auf seinen Lorbeeren ausruhen wolle, nur wußte er noch nicht, wo er sich niederlassen und sein Winterquartier beziehen sollte.

Ein civilgekleideter Offizier von mittleren Jahren würde in einer

Digitized by Google

größeren Stadt nicht die geringste Aufmerksamkeit erweckt haben; aber in diesem abseits gelegenen Städtchen, wo unser Verteran seinen Einzug im Gefolge der drei Könige gehalten hatte, erweckte seine Anwesenheit natürlich die größte, gespannteste Neugierde, denn in einem solchen Orte war er eine große Person. Der Fremde richtete an die Leute, die ihm zunächst standen, einige Fragen; allein seine Augen wichen nicht von der Frauengruppe, worin Ursala und Pavona die Hauptrollen spielten. Die erste versuchte mit guten, die zweite mit bösen Worten Manuelito von den Liebeszeichen zu befreien, die ziemlich reichlich für die Geduld des Kindes fielen. Endlich gelang es ihnen, den kleinen Held des Tages in einen warmen kleinen Mantel zu hüllen.

„Was will der freche Mensch, der uns so durchdringend anstarrt?“ fragte Castilla, Ursalas Nichte. Pavona, die, seit der König ihre beiden Söhne ihr genommen, eine gewisse Vorliebe für den Militärstand hatte, schaute auf den Fremden und sagte dann in sehr bestimmter Weise:

„Der Mann ist in des Königs Diensten gewesen! Ein schöner Kerl!“

„Nun ja, für solch' eine alte Person sieht er ganz gut aus“, sagte Castilla, indem sie einen jungen Bauer in der Nähe anschaute.

„Naseweises Ding! schweige, im Dienste des Königs wird man niemals alt.“

„Und woher wissen Sie denn, daß er Militär ist? Er hat ja keine Uniform an. Hat er Ihnen vielleicht schon eine Liebeserklärung gemacht?“

„Nichts hat er gemacht, freche Jugend! Kann man denn nicht seine Augen gebrauchen?“

„Ich gebrauche die meinigen und sehe nichts.“

„Ich erkenne den Soldaten an seiner stolzen Haltung.“

„Hörte der Alguazile, was Sie sagen, dann würde er eifersüchtig werden.“

„So, nun kommt er gerade auf uns zu“, rief ein anderes junges Mädchen.

„Das nennt man in des Königs Dienst Front machen“, erklärte Pavona.

„Er hat Pavona gesehen und ist in sie verschossen. Tante Pavona, die Schamhaftigkeit fordert, daß Ihr ihm sofort sagt, er möge sich keine Hoffnung machen, da Ihr dem Alguazilen bereits Eure Treue versprochen.“

„Wollt Ihr den Mund halten, Klapperschlangen!“ rief Pavona ärgerlich. „Die Jugend unserer Zeit hat keinen Respekt vor den grauen Haaren und noch weniger kennt sie Bescheidenheit.“

„Laßt sie lachen, Pavona“, sagte Ursala gutmüthig, „die Jugend will Heiterkeit und nichts, was schlimmer ist.“

Man war indeß in die Straße gelangt, wo Ursala wohnte und jeder kehrte nun nach seinem Heim zurück. Groß war natürlich die Verwunderung der Wittwe, den fremden Mann stolz und martialisch wie ein Prinz in ihre Stube eintreten zu sehen.

„Was steht zu Diensten, Sennor?“ fragte sie den unbescheidenen Gast.

Digitized by Google

Der Einsiedler von Dreilinden.

Nach einer Originalzeichnung von C. Rechlin.

Digitized by Google

Digitized by Google

„Ist dies Kind das Ihrige, Sennora?“

Es ist nicht möglich, den Schrecken zu beschreiben, den diese einfache Frage auf Ursalas Gesicht hervorrief. Sie suchte sich zu fassen.

„Mit welchem Recht und in welcher Absicht stellen Sie an mich diese seltsame Frage?“ sagte sie.

„Wenn Sie mir auf Ehre versichern, daß das Kind das Ihrige ist, dann werde ich mich sofort entfernen; denn dann ist die Beantwortung meiner Frage völlig überflüssig; ist das Kind dagegen nicht Ihr eigenes, bin ich bereit so viele Fragen, wie Sie immer wollen, zu beantworten.“

„Bin ich verpflichtet jemand zu sagen, ob das Kind mein Kind ist oder nicht? Ich antworte nicht!“

„Ist es denn ein Geheimniß?“

„Nein, es ist kein Geheimniß! Es ist mein Kind, mein eigenes Kind. Nun habe ich die Antwort gegeben.“

„Und wer ist der Vater des Kindes? Es ist mir gesagt, daß Sie seit elf Jahren Wittwe sind.“

Die arme Ursala war aus ihrer letzten Verschanzung verjagt. Das Blut stieg ihr in die Wangen und in den Augen zeigten sich große Thränen.

„Sennora“, fuhr der Fremde fort und auch in seinen Augen zeigte sich etwas verdächtig Nasses. „Dieses Kind trägt den Namen seiner Mutter auf dem Gesicht geschrieben und seine Mutter war meine Frau.“

„Sie war weder Mutter noch Frau, wenn sie sich aufführen konnte, wie sie es that“, rief die arme Ursala. „Die Frau, die ihr Kind verstoßen kann, hört dadurch auf, Mutter zu sein.“

„Aber ich bin Vater und habe mein Kind nicht verstoßen!“

„Welchen Beweis geben Sie mir von der Wahrheit Ihrer Worte? Man tritt nicht so ohne weiteres in ein Haus und nimmt ein Kind von der Mutter, die es an ihr Herz gelegt und für dasselbe gesorgt hat. Die wirkliche Mutter verlor ihr Mutterrecht an dem Tage, an welchem sie ihre Pflichten vergaß.“

„Beweise sollen Sie erhalten, Sennora“, rief der Fremde, indem er sich setzte. Er war von diesem Auftritt so erschüttert, daß er unwillkürlich eine Stütze für seine hohe Gestalt suchte.

Er erzählte nun eine lange Geschichte, die wir in wenigen Worten wiedergeben wollen.

Er war Sergeant, als sein Regiment zu einer transatlantischen Expedition unter Führung des tapferen Generals Murialla ausgesandt wurde. Er war verheiratet, seine Frau war jung und schön und er hatte einen Sohn von zwei Jahren; er war genöthigt Frau und Kind zu den Verwandten der Frau zu senden, welche in Lamancha wohnten. In Amerika führte er sich zur Zufriedenheit seiner Vorgesetzten; er lebte von der Soldatenkost und legte seine ganze Gage für Frau und Kind beiseite. Zurückgekehrt nach Spanien, eilte er nach Lamancha, wo er erfuhr, daß seine Frau niemals dort gewesen war, daß sie einen andern Militär gefolgt, daß sie, von diesem verlassen, nicht gewagt habe, sich vor ihren Eltern, die honette Leute waren, zu zeigen und daß sie jetzt in Sevilla lebe. Der betrogene Ehemann, der kummer-

Digitized

volle Vater eilte nach Sevilla, wo er die fand, welche er suchte; aber sterbend in einem Hospital. Er kam früh genug, um zu verhindern, daß sie in Verzweiflung starb und um zu erfahren, wo sie das Kind gelassen hatte. Als sie in der Weihnachtsnacht durch ein Städtchen kam, hatte die Verlorene infolge Aufforderung ihres Geliebten das Kind vor ein Haus gelegt, wo man das heilige Weihnachtsfest in Frieden und Freude der Herzen feierte. Sie meinte, wo man Weihnachtslieder singe, würde man ihr Kind nicht verstoßen. Das Kind trug ein Kleid von kastanienbrauner Wolle und eine rothe, gestrickte Mütze.

„Nachdem ich die letzten Pflichten gegen die Verstorbene erfüllt hatte", fuhr der Kriegsmann fort, „denn sie war doch meine Frau, hatte ich ihr verziehen und begab mich direkt nach diesem Städtchen; denn hier war es, wo meine unglückliche Frau das Kind ausgesetzt hatte. Ich kam kurz vor Beginn dieser Ceremonie hier an, aber ich war kaum in die Kirche getreten, als meine Augen auf den Engel fielen, der am Altar kniete, es war das leibhaftige Bild meiner Frau. Es schien mir, als ob er mit den kleinen gefalteten Händen Gott um Gnade für seine Mutter anflehte.

Und nun, Sennora, ziehen Sie noch mein Recht auf das Kind in Zweifel?"

Urfalas einzige Antwort war, Manuelito fest an ihre Brust zu drücken und in Thränen auszubrechen. Manuelito, der seine Mutter weinen sah, schlang seine Arme um ihren Hals und sagte: „Weine nicht, Mutter!" Sie war das Bild des Schmerzes; Manuelito, der noch als Engel verkleidet war, konnte für den Engel des Trostes gelten.

Endlich sagte Urfala schluchzend: „Also sechs Jahre der Liebe, sechs Jahre durchwachter Nächte sollen für nichts gerechnet werden? Giebt meine Treue mir nicht das Recht zu einem Schatz, um den ich nicht gebeten hatte; aber den man nun trotz meiner Bitten von mir nehmen will? Das ist eine Ungerechtigkeit, die zum Himmel schreit", fügte die sanfte Frau hinzu, die schließlich doch Spanierin war und nun das Bild leidenschaftlichen Schmerzes zeigte."

„Ich weiß, was mein Sohn Ihnen schuldet und alle die Opfer, die Sie seinetwegen gebracht haben", erwiderte der Kriegsmann gerührt; „einige dieser Opfer können nur mit ewiger Dankbarkeit bezahlt werden, für andere steht es in meiner Macht, Sie schadlos zu halten und dennoch bleibe ich stets Ihr tiefer Schuldner."

„Geld!" rief die Wittwe. „Man will mir noch obendrein Geld geben? Ich habe meinem geliebten Kinde alles testamentirt, was ich besitze und jetzt kommt man und bietet mir Geld! Ich bin es nicht allein, die Sie unglücklich machen, indem Sie Mutter und Kind von einander trennen, sondern Sie machen auch Manuelito unglücklich. Niemals wird er so glücklich werden, wie er es bei mir gewesen ist und niemals wird jemand so gut gegen ihn sein, wie seine arme Mutter."

„Sein Vater, Sennora, wird thun, was er kann", antwortete der Kriegsmann mild. „Komm her zu mir, mein Sohn! Ich bin Dein Vater!"

Er wollte das Kind in seine Arme nehmen; aber Manuelito, der

Digitized by Google

dem Fremden böse war, weil er seine Mutter zum Weinen gebracht, wollte nicht zu ihm gehen und klammerte sich fest an sie, die für ihn sowohl Mutter wie Vater war.

„Da sehen Sie selbst", rief Ursula vor Freude strahlend, „er will mich nicht verlassen."

„Das muß dennoch geschehen", antwortete der Vater bestimmt.

„Dann wende ich mich an die Obrigkeit. Es muß doch Recht im Lande geben!" rief die verzweifelte Frau, der der Schmerz alle Fassung geraubt hatte.

„Welcher Richterstuhl könnte wohl einem Vater sein Kind versagen?" fragte der Krieger ohne Zorn, aber auch ohne Zeichen des Nachgebens.

„Jedes Gericht, das versteht, was Recht und Billigkeit ist", rief die Wittwe, welche eine bessere Mutter als Jurist war. „Keine Mutter wird einen Sohn einem Vater zurückgeben, der ihn verstoßen hat!"

„Bei meiner Ehre, ich habe das nicht gethan!"

„Das Kind lag weinend und halb erfroren vor meiner Thür."

Während dieses schmerzlichen Streites war Ricardo, der Alguazile, hinzugekommen und er und seine Freundin Pavona lauschten von der Küche her.

„Das ist Salomos Urtheil", sagte Pavona.

„Das ist der Gang der Welt, Pavona."

„Dann möge Gott es bessern! Liebt man jemand, dann kommt das Schicksal und raubt ihn uns!"

„Auf diese Weise verlor ich meine Frau."

„Und ich meine beiden prächtigen Jungen."

Währenddem schritt der Kriegsmann heftig im Zimmer auf und ab. Daß sein Kind nicht zu ihm wollte, sondern sich an die fremde Frau anklammerte, verursachte Thränen, die an seinen braunen Wangen herabrollten, die einzigen vielleicht, die er in seinem Leben vergossen hatte. Plötzlich blieb er vor der Wittwe stehen: „Sennora", sagte er wieder in seinem martialischen Ton, „Sie können sich nicht von dem Kinde trennen und ich kann und will nicht ohne mein Kind leben! Nun so möge er uns beiden gehören! Wollen Sie, daß das Kind Ihr Sohn sein soll, dann müssen Sie den Vater zum Manne nehmen."

Bei diesen Worten machte die Wittwe das Zeichen des Kreuzes.

„Jesus Maria! Ich sollte mich verheiraten! Ich bin ja eine alte Frau."

„Wollen Sie nicht, dann nehme ich meinen Knaben!"

„O lassen Sie mich ihn behalten! Sie können nicht so hart sein, Sie haben ja selbst eine Mutter gehabt. Seien Sie barmherzig, Sie können ja im Nachbarhause wohnen."

„Und etwa meinen Sohn besuchen? Nein, ich danke Ihnen zwar, aber daraus wird nichts. Entweder ziehe ich in das Haus oder mein Sohn zieht aus dem Hause."

„Dann kommen Sie und wohnen Sie bei mir! Wir können alle drei beisammen sein, dazu bedarf es keiner Ehe."

Der Krieger sah sie mit einem so gutmüthigen und warmen Blick an; sie war in ihrem Eifer so schön und bei weitem keine alte Frau, daß die beiden, welche in der Küche lauschten, einander anschauten.

Digitized by Google

„Hier giebt es eine Hochzeit", flüsterte der Alguazile.

„Bei Ihnen als ein Logirender wohnen, will ich nicht", nahm der Krieger nach einer Pause wieder das Wort. „Es kann Sie nicht verletzen, wenn ich sage, daß ich es zu unheimlich finden würde. Ich habe fast nur böse Tage kennen gelernt und sehne mich jetzt nach einem Familienleben. Sie sind gerade eine Frau, wie ich sie mir wünsche und Ihr Alter ist gerade das rechte. Wären Sie jünger, dann würde ich für Sie zu alt sein. Nachdem ich Sie gesehen habe, wird es mir nicht leicht fallen, eine andere Frau zu finden, allein früher oder später muß es doch versucht werden und dann erhält mein Sohn eine Stiefmutter."

„Eine Stiefmutter!" wiederholte Ursala erschreckt.

„Seien Sie seine rechte Mutter! Wollen Sie das nicht, dann ist auch Ihre Liebe nicht sehr groß!"

„Mich verheiraten", seufzte die arme Frau, der er gewissermaßen das Messer an die Kehle setzte.

„Ich verlange keineswegs, daß es heute geschehen soll", entgegnete der Krieger gutmüthig. „Nach einer Woche, nach einem Monat haben Sie vielleicht weniger Schrecken vor der Ehe. Fragen Sie Ihren Beichtvater um Rath; er wird Ihnen sagen, daß verheiratete Frauen auf demselben Wege und in demselben Leichenkleide wie die Wittwen ins Paradies gelangen."

„Dann gestatten Sie mir, Ihnen zum Altar zu folgen, damit ich seine Mutter vor der Welt werden kann. Auf diese Weise können Sie bei Manuelito wohnen und ihn den ganzen Tag besitzen, während ich doch in meinen Wittwenstand verbleibe."

„Wenn Sie meine Frau werden", antwortete der Krieger mit einem halb gutmüthigen, halb komischen Lächeln, „dann geschieht es, um Ihren Wittwenstand an den Nagel zu hängen; wenn nicht, dann nehme ich meinen Sohn mit mir." Der Schelm hatte bereits die Wirkungen seiner Worte gesehen.

„Sie nehmen meinen Sohn von mir!"

„Wenn Sie mich nicht haben wollen, dann halte ich es nicht aus hier im Städtchen, wo ich geboren bin und gern meine Tage beenden möchte; dann muß ich also meinen Sohn nehmen und mit ihm in die weite Welt hinausgehen."

„Sie sind hier aus dem Städtchen?"

„Ja, Sennora? Es sind dreißig Jahre, seit ich es verließ. Jetzt, nachdem ich meinen Sohn wiedergefunden habe, wird es mein erstes Geschäft sein, meine alte Mutter aufzusuchen. Der Himmel gebe, daß sie noch am Leben ist. Mein Vater ist todt; seine fromme Seele befindet sich im Paradiese, das weiß ich."

„Welch' ein Gedanke! Wie ist Ihr Name?"

„Francesco Pavon, zu Diensten."

„Sohn von Mathäo Pavon?"

„Gerade."

Man hörte einen gedämpften Schrei von der Küche.

„Pavona, Dein Sohn ist hier!" rief Ursala.

Pavona trat schwankend ein.

„Er, der dort steht ist Dein Sohn", rief Ursala.

Digitized by Google

Pavona sah finstern Blickes den hohen Mann an.

„Es ist nicht mein Sohn", sagte sie bitter, „mein Sohn war roth und weiß. Ich habe dreißig Jahre lang meine beiden Söhne beweint."

„Mir ist als ob ich dieses Gesicht wieder erkenne", rief der Krieger, der unverwandt Pavona anstarrte. „Ich bin Francesco, der mit Trommelschlag an dem Tage ins Feld zog, als die Mutter in der Thür der Hütte stand und weinte."

Pavona schüttelte den Kopf.

„Mein Francesco war ein junges lustiges Blut und Ihr seid ein barscher, bärtiger Mann. Mir redet man solche Fabel nicht ein. Ihr scheint nicht sehr bescheiden zu sein, Sennor Krieger, denn Ihr wollt gleichzeitig der Vater des Kindes, der Mann der Wittwe und mein Sohn sein!"

„Maurea und Castilianer!" rief der Krieger, dessen Geduld zu Ende war. „Mein Sohn will mich nicht als seinen Vater anerkennen und meine Mutter mich nicht als ihren Sohn wieder erkennen. Ihr seid doch meine Mutter, denn jetzt erinnere ich mich Eurer nur zu wohl. Mein Vater — Gott erfreue seine Seele — hieß Mathäo, mein Bruder hieß Martolobos und ich heiße Francesco. Ihr, Mutter, habt stets gescholten und gebrummt und mein Vater machte einst einen Vers auf Eure böse Zunge, was Euch jedoch nicht hinderte, die liebevollste Frau und Mutter zu sein."

Als sie die letzten Worte hörte, schmolz das dreißigjährige Eis um das Herz der armen Pavona; sie fiel ihrem Sohn um den Hals und weinte an seiner Brust.

„Mein Sohn, mein Sohn, sie haben Dich also nicht getödtet?"

„Willst Du es, Mutter, schwarz auf weiß sehen, daß ich lebe?" antwortete der Soldat lächelnd. „Ich trage das Attest bei mir, ohne welches man keinen Sold bekommt."

„Ja, das ist sein heiteres Gesicht, das ist das Lächeln des Vaters?" rief Pavona entzückt. „Wie hast Du Dich gegen den schlimmen Feind schützen können, mein Sohn?"

„Indem ich alle diejenigen tödtete, die mich tödten wollten; das ist ein ausgezeichnetes Mittel, Mutter", fügte er mit eine Miene hinzu, welche deutlich zeigte, daß die Mühen und Beschwerden des Krieges sein heiteres Gemüth nicht zu unterdrücken vermocht hatten. „Ich finde hier alles, was mein Herz verlangt: Kind, Mutter, Frau; denn ihr möget wissen, Mutter", bemerkte er mit einem bittenden und doch urkomischen Blick auf Ursala, „wir zwei heiraten uns, damit Manuelito in der Familie bleiben kann. Dieser ist es, der uns vereint", rief er, indem er seinen Sohn auf den Arm nahm und ihn hoch in der Luft schwang, so daß Manuelito vor Vergnügen schrie und stets höher emporgehoben sein wollte. „Da seht ihr selbst", fuhr er lächelnd fort, „der Kleine hat also Amen gesagt. Ich komme wie gerufen, denn Ihr bedürfet eines Sohnes, der Junge bedarf eines Vaters, denn es taugt nicht, daß Knaben von Frauen erzogen werden, und um diese schöne und gute Frau wäre es doch jammerschade, ein langes Leben allein zu verbringen und alt zu werden, ohne daß ein liebevoller Arm sie in ihrem Alter stütze! Und als Bettler komme ich auch nicht; ich komme mit Epaulettes auf der Schulter, mit Orden auf der Brust und in der

Digitized by Google

Tasche hunderttausend Realen, die mit Gott und Recht mein Eigenthum sind."

Pavona bekreuzigte sich mit beiden Händen und schielte mit beiden Augen.

„Ist es auch gewiß, daß das Geld kein Blutgeld ist, mein Sohn?"

„Das ist eine Erbschaft von meinem Oberst, dessen Leben ich zweimal rettete. Beim dritten Mal reichte mein guter Wille nicht aus — Gott erfreue seine Seele im Paradiese, das war ein strenger, aber gerechter Herr!"

„Und das Kind — hat es auch seine Richtigkeit mit dem Kind? War seine Mutter Deine angetraute Frau?"

„Meine angetraute Frau. Manuelito ist Euer Enkel in derselben vollkommen guten Ordnung, wie ich Euer und meines Vaters Sohn bin."

Der Krieger dachte wohl bereits an die Hochzeit, denn er wurde immer heiterer und zwar auf eine kindliche Weise, die sein Gesicht förmlich schön erscheinen ließ, und es ist nicht ganz unmöglich, daß Ursala dies bemerkte, denn sie erröthete einige Mal ohne Grund. Da nun auch Manuelito, der noch immer die Engelkleidung trug, ganz von selbst zu dem fremden Manne hineilte, der ihn emporhob und zärtlich küßte, traten wieder Thränen in Ursalas schwarze milde Augen, allein dieses Mal waren es nicht Thränen des Kummers.

„Was sagst Du nun, Pavona?" begann sie, vielleicht um ihre Verlegenheit zu verbergen; denn daß der Krieger so bestimmt gesagt hatte, sie beide würden sich verheiraten, war doch ein schreckliches Ding. „Was wäre doch geschehen, wenn ich in jener Weihnachtsnacht mich nicht des Kindes angenommen hätte."

„Marijucce, unsere Nachbarin, war klüger als ich", antwortete Pavona, von der alle Härte gewichen war; „derjenige arbeitet für sich, der das Gute thut, sagte sie an jenem Abend."

Ein Erdbeben würde nicht die Bewegung in dem Städtchen hervorgerufen haben, wie die vierfache Neuigkeit, erstens daß der hohe Fremde, welcher so große Bewunderung in der Kirche erregte, in dem Städtchen geboren war, zweitens daß er Pavonas Sohn, drittens daß er der Vater des Kindes der Muhme Ursala war und viertens daß er der Mann der Wittwe werden sollte.

Ursala hatte freilich mit keinem bestimmten Wort ihre Zustimmung dazu gegeben, mit dem einen oder andern in die Ehe zu treten; aber wenn der Krieger so freudestrahlend es erzählte und Manuelito jubelte, sobald er den hohen Mann in die Thüre eintreten sah, hatte die gute Frau nicht das Herz zu erklären, daß aus der Hochzeit nichts werden könne.

Der Alkalde fand, daß er im vollen Recht sich befinde, Protest gegen eine solche Einnahme einer Festung mit Sturm zu erheben, die er während zwölf Jahren im Belagerungszustande gehalten hatte; aber als er alles wohl überlegte, fand er es doch nicht ganz politisch, es zwischen dem Civil- und Militär-Prätentionen zum offenen Kampfe kommen zu lassen.

Einen Monat, nachdem der Fremde sich in der Kirche gezeigt hatte, fand eine Hochzeit statt, wie solche niemand in dem Städtchen

Digitized by Google

je gesehen zu haben sich erinnerte. Der Barbier dichtete ein Hochzeitslied, worin es heißt, daß wenn das Jesuskind der Wittwe ein Kind gesandt habe, arm und nackt, wie es selbst, so habe der König als Ersatz ihr einen Mann gesandt mit Perus Gold im Gürtel und mit einem Herzen, flammend wie ein Freudenfeuer in der St. Johannisnacht. Pavona ließ in das Hochzeitshaus so viele Kinder ein, wie nur Raum finden konnten, und sie erhielten auch viel mehr Kuchen und Früchte als an jenem Weihnachtsabend; sie hatte voraussichtlich zu diesem Zweck eine Menge Pfeffernüsse gebacken, aber es fielen Thränen auf den Teig, denn Pavona hatte keine Pfeffernüsse gebacken, seit ihre beiden Söhne das Vaterhaus verlassen hatten. Den einen Sohn hatte ihr die Madonna nun zum Trost in ihrem Alter gesandt, aber wo war der andere? War er gestorben ohne Kreuz und ohne geistlichen Zuspruch?

Der Alguazile mißbrauchte ein gewisses altes Vorrecht, mehr von den guten Dingen des Hauses zu genießen, als sein gesetzliches Antheil war. Der Wein machte den Kapitän gerade so lustig wie der junge Francesco gewesen war, aber das Leben im Feld hatte ihn nicht verdorben, denn es kam kein Wort über seine Lippen, das das reinste aller Geschöpfe Gottes, seine Frau, verletzen konnte. Der Alkalde wurde sentimentaler, je mehr er trank und stieß Seufzer aus, welche die Flamme in der Messinglampe in Bewegung setzten.

„Die Kriegsleute haben aber auch überall Glück", sagte er mit hängendem Kopf zu der verheirateten Wittwe.

„Weil sie die Taktik verstehen", lachte der Krieger. „Es gilt beim Soldaten stets zu avanciren, stets vorwärts zu gehen und nie zurück."

Pavona verjüngte sich wie der Vogel Phönix und starb vierundneunzig Jahre alt, dem Alguazilen zwanzig Douros als Erinnerung zurücklassend.

An dem Tage als sie starb und man glaubte, sie habe alle Gedanken an die Lebenden verloren, erhob sie sich plötzlich auf ihrem Lager und lauschte: „Dort kommt Martolobos!" rief sie. Sie hatte jeden Tag auf ihn gewartet. Das war ihr letztes Wort.

Digitized by Google

Das moderne englische Zeitungswesen.

Von Leopold Katscher.

1. Die Wochenpresse.

Vor etwa einem halben Jahrhundert zogen einige englische Philanthropen die Möglichkeit in Erwägung, die Gesellschaft durch Schaffung einer wohlfeilen Zeitungsliteratur — der sogenannten „Pennypresse" — zu verjüngen. Diese Menschenfreunde bildeten sich ein, daß die Arbeiterklasse sich nach Kenntnissen sehne und daß der Befriedigung ihrer Sehnsucht nichts entgegenstehe, als die vom Fiskus geforderten Papier- und Zeitungssteuern. Diese Ansichten waren ein wenig zu rosig. Allerdings fand sich eine Anzahl von nach Fortbildung strebenden Arbeitern, aber dieselbe war unerheblich. In Anbetracht der anstrengenden Natur der Tagesarbeit kann die Zahl der wissensdurstigen Mitglieder des „vierten Standes" stets nur eine kleine Minderheit vertreten, wenngleich diese seit Einführung des Schulzwanges in England (1870) wahrscheinlich stetig zunimmt. Kein Wunder, daß der von Lord Brougham und einigen Gleichgesinnten begründete „Verein zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse" fehlschlug, und dasselbe gilt von den vielen im Laufe der letzten fünf Dezennien ins Leben gerufenen, zumeist auch wieder eingegangenen „Mechanics' Institutes" (Arbeiterbildungsvereine), deren Gründer ebenfalls voraussetzten, daß sich jeder Arbeiter leicht entschließe, gute Bücher zu niedrigen Preisen anzuschaffen.

Der wohlmeinende Brougham dachte an eine nichtpolitische Pennypresse. Die Erfahrung zeigt aber, daß die niedrigeren Bevölkerungsklassen gerade die politischen Pennyblätter mit Vorliebe lesen, während die unpolitischen vom Mittelstand vorgezogen werden. Doch läßt sich da keine feste Regel aufstellen. Thatsache ist, daß der Absatz der überaus zahlreichen Organe, die um den Preis von $8^1/_2$ Pfennigen verkauft werden, ein fabelhafter ist. In London allein werden wöchentlich sechs Millionen Exemplare nichtpolitischer Pennyzeitungen abgesetzt. Kaum eines dieser Preßerzeugnisse kann absolut korrupt genannt werden — dafür sorgt die energische Polizei; aber nicht wenige streifen hart die Grenze des Erlaubten, während die übrigen sich zumeist

Digitized by Google

einerseits durch greisenhafte Schwäche und kindische Werthlosigkeit, andererseits durch unvernünftige Sensationshascherei auszeichnen und infolge dessen auf die Entwickelung der Denkkraft hinderlich einwirken. Gewöhnlich gilt das Lesen für eine geistige Beschäftigung, allein zur Lektüre und Verdauung der von den meisten unpolitischen Pennywochenblättern gebotenen Kost bedarf es keinerlei geistiger Anstrengung. Den betreffenden Lesern scheint es direkt darum zu thun zu sein, das Denken gänzlich zu vermeiden.

In einer Gruppe der Organe, die wir hier im Auge haben, spielt das religiöse Element eine ziemlich große Rolle; eine noch größere aber spielen darin die, der ungeheuern Verbreitung entsprechend, ungemein zahlreichen Inserate, namentlich Anzeigen von Geheimmitteln, deren nicht wenige von Dissidentengeistlichen — diese haben sich stets gern auf den Arzt hinausgespielt — erzeugt und verkauft werden. Da begreift es sich leicht, daß Wesley schon im vorigen Jahrhundert es für nothwendig hielt, seinen Predigern den „Verkauf von Pillen, Tränkchen und Balsamen" zu verbieten! Drei dieser „christlichen Zeitungen" bringen neben frommen Erzählungen, politischen, literarischen, kirchlichen Nachrichten ꝛc. allwöchentlich eine Predigt des bekannten Newyorker Geistlichen Dr. Talmage, andere zwei je eine Predigt des berühmten Londoner bigotten, wenngleich politisch radikalen Baptisten-Seelenhirten Spurgeon, während ein sechstes die Kanzelreden Dr. Parkers, des freisinnigen Besitzers der „City-Temple" genannten Kirche in der englischen Hauptstadt veröffentlicht. Wie wirksam die Annoncen beim leichtgläubigen Publikum dieser halbreligiösen Blätter sein müssen, geht aus der Thatsache hervor, daß der Eigenthümer eines Geheimmittels ein solches Blatt eigens zu dem Zwecke gründete, seinen Artikel regelmäßig und ausführlich anzeigen zu können, ohne sich in allzugroße Kosten zu stürzen. Eine der hierher gehörigen Zeitungen sucht durch sorgsame Pflege des Gebietes der Prophezeiung künftiger Ereignisse — auf Grund von Bibelstellen — zu glänzen.

Eine andere Gruppe von Penny-Wochenschriften ist in erster Linie der Verbreitung der Grundsätze der in England erfreulicherweise immer stärker um sich greifenden Mäßigkeitsbewegung gewidmet und beschäftigt sich erst in zweiter Linie mit der Befürwortung eines christlich frommen Lebenswandels; aber sie sind so langweilig geschrieben und redigirt, daß selbst diejenigen Arbeiter, denen sie von philanthropischen Vereinen oder Personen zum Geschenk gemacht werden, sie nicht lesen wollen. Die Arbeiter sind in gewisser Hinsicht die argwöhnischste, hochmüthigste Bevölkerungsklasse. Sie wollen nicht offen gegängelt, nicht direkt belehrt sein; will man sie wie Kinder behandeln, so muß es mittelbar geschehen, sodaß sie es nicht merken. Sehen sie, daß man mit hübschen Bildern und durchsichtig tendenziösen Geschichten nach ihnen angelt, so werden sie leicht gegen die bezweckte Sache eingenommen.

Der größten Verbreitung erfreut sich zweifellos die belletristische Gruppe. Illustrirte Familienblätter vom Schlage der „Gartenlaube", des „Neuen Blatt" oder des „Ueber Land und Meer" giebt es in England nicht und die guten, annähernd ähnlich redigirten nichtillustrirten Organe kosten mehr als einen Penny. Von den Pennyblättern ist nur ein einziges halbwegs gut: der „Family Herald", zugleich

Digitized by Google

das älteste Mitglied dieser Gruppe. Die übrigen bieten nur Romane und Erzählungen der grellsten Art, die alle in den Kreisen der Aristokratie spielen. Schurkische Herzöge und Grafen wollen unschuldige Dienstmädchen, arme Künstlerinnen oder schöne Näherinnen verführen. Diese lassen sich aber nicht verführen und schließlich siegt die Tugend, während das Laster bestraft wird. Den Helden und Heldinnen werden die erstaunlichsten Fallen gelegt, blühendste Schilderungen aller Art und triviale Moralsprüche kommen haufenweise vor. Es wimmelt von Verbrechen, Lastern und Unglücksfällen. Jede Nummer enthält umfangreiche Fortsetzungen von zwei bis drei Romanen, sowie eine vollständige Novelle — außerdem werden häufig Extranummern mit abgeschlossenen größeren Erzählungen ausgegeben — ferner einen oberflächlichen Artikel über irgend einen Gegenstand von allgemeinem Interesse, dann Räthsel und schließlich einige Spalten „Antworten der Redaktion". Dieser „Briefkasten" bildet der Hauptsache nach ein Heiratsvermittlungsbureau, denn das Publikum dieser Wochenschriften besteht zumeist aus Dienstmädchen, Lakaien, Commis, Arbeiterinnen und Handwerkern, die in dem Redakteur ihren Freund und Rathgeber sehen, der ihnen in allen Lebensverhältnissen — besonders aber der so wichtigen Suche nach Lebensgefährten und -gefährtinnen — an die Hand gehen muß. Die Verfasser der Belletristik, die sich in den Blättern dieser Gruppe findet, gehören zuweilen den niedrigeren Ständen an, und man kann sich leicht vorstellen, welch richtige Kenntnisse solche Dilettanten vom Wesen und Treiben der Aristokratie haben können. Hier und da erscheinen in einem oder dem andern dieser Blätter auch Aufsätze über die Mode.

Erheblich ist die Anzahl der Jugendzeitungen à 1 Penny. Es giebt ihrer etwa anderthalb Dutzend mit einem wöchentlichen Absatz von ungefähr anderthalb Millionen Exemplaren. Ein Drittel der Gruppe ist dumm und gemein, zwei bis drei sind geradezu schädlich. „Our Boys' Journal" z. B. ähnelt in nichts einem Blatte, das ein verständiger Vater seinen Söhnen ruhig in die Hand geben kann. In einer uns vorliegenden Nummer finden wir drei Erzählungen, deren erste eine ekelhafte Schilderung einer Rauferei im gemeinsamen Schlafzimmer einer Schule enthält. Die zweite beschreibt das Treiben eines Leichendiebes und ist sogar mit einer bildlichen Darstellung dieses schönen Gegenstandes versehen. Die dritte ist eben so blöde, wie die zweite unschicklich ist. Noch mehrere andere für die Jugend bestimmte Preßorgane leben von Sensation und Schund, erfreuen sich „daher" einer riesigen Verbreitung und richten viel Unheil an. Die Spezialität des Blattes „The Young Men of Great Britain" ist, daß ihre „literarischen" Lockmittel von einer Lotterie begleitet sind, in welcher Affen, Esel, Uhren, Velocipede, Papageien, Angeln, Bücher, Bilder u. s. w. gewonnen werden können. Die besten englischen Jugendblätter sind: „Union Jack" („Die Nationalflagge"), „Young Folks", „Boys' Own Paper" und „Girls' Own Paper".

Oft genügt der Umstand, daß ein Pennyblatt sehr schlecht und werthlos sei, um demselben einen großen Absatz zu sichern. Am tiefsten stehen „Rag" („Der Fetzen", im Jargon der wandernden Fisch- und Obsthausirer geschrieben und fabelhaft blödes, sinnloses Zeug ent-

Digitized by Google

haltend), „Town Talk“ („Stadtklatsch“, sehr skandalsüchtig) und „Illustrated Police News“. Namentlich der letztgenannten Erscheinung begegnet man in jeder Ortschaft des Reiches. Diese Verbreitung bildet eine wahre Satire auf die berühmte „moderne Civilisation“. Die „Polizeizeitung“ bringt ausschließlich die peinlichsten Gerichtsfälle und Leichenschauberichte und giebt Bilder bei, die den Sinn der gedankenlosen Menge für das Gräßliche und Abstoßende nähren; die Inserate sind geradezu sittenwidrig. Neben „Rag“ und „Town Talk“ — dieses wird leider von einem Deutschen herausgegeben — zeichnen sich noch ein paar andere ähnliche Veröffentlichungen durch mehr oder minder versteckte Indezenz, durch Gedankenroheit und seichte Blödigkeit aus, ohne die geringste Belehrung zu bieten. So arg wie die französischen „pornografischen“ Zeitungen sind die englischen freilich noch lange nicht — dafür aber auch nicht so pikant — auch nicht so schädlich wie die frühere Penny-Raubritter-Colportage-Schundliteratur in Lieferungen — der technische Ausdruck dafür lautet „Penny Dreadfuls“ — die hier zu Lande fast ausgestorben ist. Diese Romane zogen sich, je nach dem Absatz, in die Länge, waren trotz des niedrigen Preises sehr theuer, verdrehten ihrem stockunwissenden Leserkreis die Köpfe, hatten manches Verbrechen auf dem Gewissen und raubten, ohne über etwas zu belehren, die Zeit, die weit besser zum Spazierengehen oder Schlafen verwendet worden wäre. Tout comme chez nous, d. h. ebenso wie mancher deutsche „Colportageroman“ es noch heutzutage thut.

Viel gesunder ist die politische Penny-Wochenpresse. Ein Theil derselben ist konservativ, die meisten jedoch stehen im Lager der Radikalen. Am verbreitetsten sind das hochdemokratische „Lloyd's Weekly London News“ (eine halbe Million Exemplare), das freidenkerische „Weekly Dispatch“ und das wüthend republikanische „Reynolds' Newspaper“. Der „Referee“ und die „Sunday Times“ zeichnen sich durch die große Aufmerksamkeit aus, die sie den Vorgängen auf der Bühne, in der Literatur, in Sportkreisen und in der Musikwelt schenken. Hierher gehört auch der „Observer“, der allerdings drei Pence kostet und das vornehmste Organ dieser Art ist. Seine Spezialität ist, daß er nicht — wie die übrigen ähnlichen Blätter — die Ereignisse der ganzen Woche rekapilulirt, sondern sich auf die Nachrichten vom Sonnabend beschränkt. Er kann daher, statt ein Wochenblatt, eine Ergänzungsausgabe zu sämmtlichen Tageblättern genannt werden. Diese erscheinen nur an Wochentagen, der „Observer“ („Beobachter“), sowie die übrigen Blätter dieser Gruppe nur Sonntags. Hier wäre noch das Hauptorgan der britischen Atheisten, der ebenfalls Sonntags erscheinende „National Reformer“ zu nennen, das eine eigenartige Rolle spielt, in seiner Art vorzüglich ist und von dem berühmten „Eidverweigerer“ Charles Bradlaugh herausgegeben wird.

Da wir eben von den Wochenblättern sprechen, wollen wir gleich auch der übrigen Hauptgattungen dieser Abtheilung des Zeitungswesens gedenken, der wichtigsten Wochenblätter nämlich, die mehr als einen Penny kosten und allgemeinen Inhalts sind. Den höchsten Rang nehmen die Sixpenny-Organe „Saturday Review“ und „Spectator“, sowie die um drei Pence käuflichen Wochenausgaben der „Pall Mall Gazette“ und der „St. James's Gazette“ ein; sie ähneln inhaltlich der Berliner

Digitized by

„Gegenwart“ und den Leipziger „Grenzboten“, sind aber weit umfangreicher und zur Hälfte mit ausführlichen Besprechungen der neuesten Bücher gefüllt. Sodann sind zu erwähnen die großen illustrirten Blätter „Graphic“, „Illustrated London News“ und „Pictorial World“; nach dem Muster des zweitgenannten wurden die Leipziger „Illustrirte Zeitung“, die Pariser „Illustration“ u. s. w. begründet. Die „Graphic“ und die „News“ erfreuen sich in den Ländern deutscher Zunge einer so großen Verbreitung, daß man sagen kann, die meisten deutschen Kaffeehaus- und Konditoreibesucher seien mit der Beschaffenheit dieser ebenso schönen wie verhältnißmäßig wohlfeilen Journale vertraut. Wir brauchen daher nichts näheres über sie zu sagen; wir wollen nur bemerken, daß die Unternehmungslust und Energie ihrer Leiter, die Schnelligkeit, mit der sie den Ereignissen folgen und die Höhe ihrer Auflagen gleich groß sind.

Der sich der „Gartenlaube“ nähernden, aber nicht illustrirten Blätter, haben wir bereits gedacht; die bedeutendsten sind: das vor mehr als einem halben Jahrhundert als erstes Experiment dieser Art begründete „Chambers' Journal“ (Edinburg, 1½ Pence) und das kurz darauf von dem berühmten Romancier Charles Dickens ins Leben gerufene „All the Year Round“ (London, 2 Pence). Sehr beliebt ist auch „Once a Week“ („Einmal wöchentlich“). Eine ganz neue Klasse von Zeitungen ist in London im Laufe der letzten zehn Jahre entstanden, die sogenannten „Gesellschaftsblätter“, die so heißen, weil sie für die „Gesellschaft“, d. h. die „höheren Kreise“ berechnet sind. Sie enthalten 8—16 Spalten kurzer Notizen — zumeist Nachrichten aus der Welt der „Oberen Zehntausend“ — dann eine Reihe politischer, literarischer, populär-wissenschaftlicher, volkswirthschaftlicher, sozialer und anderer Artikel in leichtem, plauderhaftem Ton, zuweilen pikante Pariser Korrespondenzen, Reiseschilderungen, Saisonbriefe von der Riviera und drgl., endlich kurze Rezensionen und Preischaraden. Das erste Blatt dieser Gruppe wurde im Frühling 1874 von dem Romanschreiber Yates unter dem Titel „World“ („Welt“) begründet und fand so großen Anklang, daß das bekannte Parlamentsmitglied Labouchere schon nach zwei Jahren die ganz ähnliche, oft etwas unverschämte, aber stets amüsante „Truth“ („Wahrheit“) ins Leben rief, die ihrerseits so erfolgreich war, daß bald eine ganze Reihe solcher Blätter entstand, deren jedes eine oder die andere Spezialität kultivirt, im allgemeinen aber den übrigen gleicht. Der Preis dieser Zeitungen beträgt sechs Pence, nur „Society“ kostet bloß die Hälfte. Noch jetzt sind „World“ und „Truth“ die verbreitetsten und besten „Gesellschaftsblätter“. Von letzteren, sowie den illustrirten Sixpenny-Wochenschriften und den belletristischen Familienblättern erscheinen alljährlich je eine separate „Weihnachts-“ und eine „Sommer-“ oder „Feiertagsnummer“, die dann gewöhnlich doppelt so viel kosten wie die gewöhnlichen Nummern und oft in fabelhaften Auflagen abgesetzt werden. Der Verkauf der Weihnachtsnummer des „Graphic“ — an deren Herstellung, nebenbei bemerkt, jedesmal etwa zehn Monate lang gearbeitet wird — erreicht zuweilen eine halbe Million, im letzten Jahre sogar 600,000 Exemplare. In Deutschland ist die „Illustrirte Frauenzeitung“ unseres Wissens das einzige Blatt, das den Versuch gemacht hat, die Sitte

Digitized by Google

der Weihnachts-Extranummern einzuführen, — mit welchem Erfolg, wissen wir nicht.

Jeder einzelne Bezirk Londons hat sein eigenes Lokalblatt, mancher Bezirk sogar zwei oder drei, und jedes dieser Sprengelorgane erscheint ein- bis zweimal wöchentlich. Aber es giebt keine einzige Zeitung, die die Lokalinteressen der gesammten Hauptstadt ausschließlich vertreten würde, während die englischen Provinzblätter den lokalen Nachrichten eben so viel — sehr oft noch mehr — Aufmerksamkeit schenken wie die deutschen. Die Londoner Zeitungen beschäftigen sich vornehmlich mit den Angelegenheiten des Landes, des Reiches, der ganzen Welt; Lokalsachen müssen schon sehr wichtig sein, wenn sie Raum finden sollen. Von den zahlreichen Straßentragödien, von den vor den kleineren Gerichten verhandelten interessanten und seltsamen Fällen kommt nur selten etwas in die großen Blätter. Auch von den Verhandlungen der höheren Gerichtshöfe werden nur sehr spärliche Auszüge mitgetheilt und auch diese zumeist in der dem großen Publikum nicht sehr verständlichen Sprache der Lokalreporter; nur zu Verhandlungen von großen politischen oder sozialen Skandalen oder sensationellen Verbrechen werden Spezial-Berichterstatter abgeschickt. Obwohl die Londoner Sprengelverwaltungen und die sogenannte „Hauptstädtische Bautenbehörde" alljährlich über Summen verfügen, die dem Staatshaushalt manches deutschen Kleinstaates und manches europäischen Königreiches gleichkommen, findet sich in den dortigen Weltblättern nur selten eine karge Erwähnung über die Thätigkeit dieser Körperschaften. Gegenwärtig erscheinen 104 Lokalbezirksorgane; viele sind ausgezeichnet, die meisten anständig redigirt, was bei der großen Konkurrenz und der daraus folgenden Versuchung der Sensationshascherei und Skandalsucht viel heißen will. Neben der Mäßigung des Tones in der Besprechung lokaler Angelegenheiten sind diese Blätter auch wegen ihrer Ausschließung anstößiger Inserate zu loben.

Auffallend groß ist die Anzahl (fast 800) der wöchentlich erscheinenden Spezial- und Fachblätter, die meistens in den letzten vier Dezennien entstanden und fast jede vorhandene Berufsklasse aller Gebiete vertreten; wie vollständig die Liste ist, geht daraus hervor, daß es seit einigen Jahren sogar ein eigenes Organ („Centaur") für die Interessen der Droschkenkutscher giebt. Eine große Rolle spielen natürlich die vielen Handels-, Finanz- und Gewerbejournale, die juridischen und medizinischen Fachblätter, die 24 Modezeitungen, die Organe der Theologen (45), der Temperenzler (38), der Sportsmen (18), die zahlreichen Literaturblätter. Zu den letzteren zählen in erster Linie das weltbekannte „Athenaeum", das Eigenthum des gegenwärtigen Lokalverwaltungsministers Sir Charles Dilke, dessen Konkurrenzblatt „Academy" und die von sehr liberalen Dissidentengeistlichen geschriebene „Literary World", welche hauptsächlich aus durch kritische Bemerkungen aneinander geknüpften Auszügen aus den neuesten Büchern besteht, also eine gewisse, wenn auch entfernte Verwandtschaft mit der Leipziger „Europa" aufweist. Zu den Spezialblättern gehören auch die Witzblätter, augenblicklich 36 an Zahl; doch bildet diese Gattung von Preßerzeugnissen ein sehr schwankendes Element des Zeitungswesens; man hat berechnet, daß diese humoristischen Schöpfungen in England durch-

Digitized by Google

schnittlich acht Monate am Leben bleiben — mit sehr wenigen Ausnahmen, die die Regel bestätigen. In London selbst besteht bloß ein halbes Dutzend Witzblätter, von denen selbstverständlich der „Punch“ das beste und im Ausland bekannteste ist. Seine ständigen Mitarbeiter zeichnen sich durch freundschaftlichen Verkehr miteinander aus und bilden jetzt, wie zur Zeit der Begründung (1841), einen trauten, intimen Kreis. Jeden Mittwoch kommen sie im Redaktionsbureau bei einem gemeinsamen Diner zusammen, um über den leitenden Karton für die nächste Nummer zu berathen. Jedes Mitglied dieses Zirkels schnitzt an seinem Platz seinen Namen in den Speisetisch, darüber nach seinem Austritt oder Tod sein Nachfolger, sodaß ein vollständiges Verzeichniß der Mitarbeiter entsteht. Als gut zu nennen sind neben dem „Punch“ noch: „Judy“ und „Fun“.

Ehe wir von den Wochenblättern scheiden, müssen wir eines in London erscheinenden Unikums von einer Zeitung gedenken, über das im Ausland wohl noch nichts geschrieben worden sein dürfte. Dieses Blatt giebt nicht an, wieviel es kostet; es übt bei der Aufnahme von Nachrichten und Inseraten die strengste Umsicht, erscheint zweimal wöchentlich und nimmt keine Pränumeration entgegen, wenn die betreffende Person nicht das glaubwürdige Zeugniß beibringen kann, sie sei „zum Empfang des Blattes geeignet“. Diese Wunderzeitung heißt „Police Gazette“ („Polizeijournal“) und wird an die Leiter der Polizeiämter, sowie ans Hauptquartier jedes Militär- und Milizregiments gesandt. Der Inhalt ist kein sehr salonfähiger, aber ein nützlicher, wenn auch nicht fürs große Publikum direkt. Die für die Armee bestimmte Ausgabe enthält eingehende Personenbeschreibungen von Deserteuren nebst allen erforderlichen Weisungen und Bemerkungen. Die Mittheilungen der andern Ausgabe aus der Verbrecherwelt zerfallen in vierzig Abtheilungen, die der Anzahl der „Verbrecherbewegungsbezirke“ entsprechen, in die das Land nach dieser neuen Polizeigeographie getheilt ist. In jedem einzelnen Falle wird ein Steckbrief sammt Bildniß der „gesuchten Persönlichkeit“ gegeben, nöthigenfalls detaillirte Schilderungen gestohlener, unterschlagener oder gefälschter Gegenstände, oft auch eine gedrängte Lebensgeschichte des betreffenden Zuchthauskandidaten. Dann kommen Rubriken mit „neuesten Nachrichten“, „Polizeikorrespondenzen“, Verzeichnissen von Verhaftungen, wiedererlangtem Gut, Ernennungen und sonstigen Veränderungen im Gebiete des Polizeiwesens. Ferner folgen Anzeigen von erledigten Stellen, Fragen und Antworten bezüglich der Rechte und Pflichten der Polizei, eine Liste von für die Auffindung verlorener Dinge und Thiere ausgeschriebenen Belohnungen, ebenfalls häufig von Illustrationen begleitet. Den Schluß bilden allgemeine Neuigkeiten und Inserate von polizeilichem Interesse. Bei dem Umstande, daß die englischen Gauner, Langfinger, Einbrecher, Mörder, Fälscher und Betrüger Anhänger der lykurgischen Lehre sind, es sei eine Schande, sich erwischen zu lassen, muß diese neuartige „Polizeizeitung“ hochwillkommen sein, — freilich nicht denjenigen, die „darin stehen“.

Digitized by Google

2. Die Tagespresse.

Eine der gesundesten und merkwürdigsten Blüten der modernen Civilisation ist die gegenwärtige englische Tagespresse. Wir sagen „gegenwärtige", denn so lange des Fiskus schwere Hand auf ihr lastete, war sie der kontinentalen nicht um vieles voraus, während sie diese jetzt an Ausdehnung, Absatz, Unternehmungslust, Wohlfeilheit, Inseratenfülle, Raschheit und Umfang der telegraphischen Nachrichten und — von einigen wenigen deutschen und österreichischen Tageblättern abgesehen — auch an allgemeiner Vortrefflichkeit weit überragen. Kein großes festländisches Tageblatt erfreut sich einer Auflage von 250,000 bis 300,000 Exemplaren, wie der „Daily Telegraph", oder von 200,000 bis 250,000, wie der „Standard", oder von 150,000—200,000, wie die „Daily News", oder von 100,000, wie die „Times" und das „Daily Chronicle". Keine festländische Zeitung wirft ihren Eigenthümern einen jährlichen Reingewinn von dritthalb Millionen Mark ab, wie der bereits genannte „Telegraph". Keine hat eine afrikanische Expedition im Kostenbetrage von 320,000 Mark ausgerüstet oder eine theure assyrische Keilschriftenforschung veranstaltet, wie es ebenfalls die Besitzer des „Telegraph" gethan; keine hat eigene Telegraphendrähte in anderen europäischen Hauptstädten, wie die „Times" und der „Telegraph" in Paris oder Berlin; keine steht, wie die Setzerei der „Times", in direkter telegraphischer Verbindung mit dem Sitzungssaale eines Parlaments. Keine erhält aus den übrigen Metropolen Europas täglich so ausführliche und daher so kostspielige Privattelegramme.

Nicht daß die Zahl der Tageblätter in England besonders groß wäre. Im Gegentheil, verhältnißmäßig erscheinen nirgendwo so wenig tägliche Zeitungen wie dort zu Lande; das ganze Reich hat ihrer nur 180, also bloß dreimal so viel wie Paris allein; das volkreiche London produzirt nur um zwei Tageblätter mehr als Wien und um fünfzehn weniger als Berlin! Es giebt hier im ganzen achtzehn täglich erscheinende Preßorgane und auch die werden nicht, wie fast alle Wiener und einige Berliner Zeitungen, zweimal täglich ausgegeben, sondern — mit einer einzigen Ausnahme — nur einmal, entweder bloß abends oder bloß morgens. Wenn dennoch in England mehr Zeitungen gelesen werden als sonstwo in der alten Welt, so äußert sich das weniger in der Anzahl der Blätter als in der Höhe ihrer Auflage. Das gilt von der Provinz eben so sehr wie von der Hauptstadt.

Die meisten englischen Tageblätter erscheinen in ungeheurem Format (fast doppelt so groß wie die „Kölnische Zeitung") und zählen acht Seiten, deren erste und letzte in allen Fällen — bei den verbreitetsten Organen auch die vierte, sechste und siebente — mit Inseraten gefüllt sind. Der „Telegraph" hat oft eine Beilage von vier Seiten, davon drei voller Anzeigen. Die „Times" — bekanntlich das größte und reichste Blatt der Welt — hat einen Umfang von 16—20 Riesenseiten, wovon stets die Hälfte Annoncen. In England, wo doch das Annoncenwesen so hoch entwickelt ist, sucht man vergeblich nach den auffälligen, fettgedruckten, oft kunstvoll angeordneten Anzeigen der kontinentalen Presse; hier bedarf es solcher Mittel nicht. Jede Art von Anzeigen hat ihren bestimmten Platz; alle sind klein gedruckt und den-

Digitized by Google

noch äußerst wirksam. Die Anzahl der Leitartikel beträgt täglich drei bis vier; sie handeln nicht nur, wie anderswo, von politischen, sondern auch von volkswirthschaftlichen, religiösen, sozialen, literarischen, wissenschaftlichen und allen anderen erdenklichen Gegenständen; der dritte oder vierte „leader" bildet einen Ersatz für das mangelnde Feuilleton, ganz besonders im „Daily Telegraph", wo G. A. Sala — der Chroniqueur der „Illustrated London News" — über alles mögliche in leichtem, plauderhaftem Ton zu leitartikeln pflegt. Uebrigens finden sich oft auch in anderen Theilen der Blätter Aufsätze aller Art, die anderswo im „Feuilleton" oder der gleichwerthigen „Sonntagsbeilage" veröffentlicht werden.

An dem Prinzip der Anonymität hält man in der englischen Tagespresse so streng fest, daß absolut gar keine direkten Beiträge unterzeichnet sind, nicht einmal die wissenschaftlichen und feuilletonistischen. Nur Beiträge in Briefform werden von den Verfassern gefertigt; sie sind aber freiwillig eingesandt und werden nicht honorirt. Und hiermit haben wir wieder ein hervorragendes Merkmal der englischen Tagespresse berührt: den engen Wechselverkehr, der zwischen Blatt und Leser besteht. Jede Nummer enthält zahlreiche Briefe aus dem Publikum, alle Tagesfragen, alle auf dem Tapet befindlichen Zeitprobleme betreffend. Hierin äußert sich die große Rolle, die die öffentliche Meinung im britischen Mutterlande spielt, der rege Antheil des Publikums an den Angelegenheiten des Staates, der Lokalverwaltung und der Menschheit im allgemeinen. Dadurch wird ein nützlicher Gemeinsinn, ein gesundes Interesse an öffentlichen Dingen gefördert, abgesehen davon, daß eine allseitige Durchsprechung den betreffenden Angelegenheiten in den meisten Fällen zu einer befriedigenderen Lösung verhilft als sie vielleicht sonst gefunden hätten. Ein ähnlicher Charakterzug der britischen Presse ist das unausgesetzte Verzeichnen mündlicher oder brieflicher Aeußerungen von Staatsmännern und anderen hervorragenden Persönlichkeiten über wichtige oder interessante Zeit- und Streitfragen.

Die Riesigkeit des Formates der Tageblätter ist in der erhöhten Leichtigkeit begründet, die es der Druckherstellung gewährt, namentlich wo die berühmten „Walter-Pressen" zur Anwendung kommen; dasselbe gilt von den „Hoe-Pressen"; beide Maschinen leisten fabelhaftes; die „Walter-Pressen" werden im Gebäude der „Times" erzeugt und gehen auch nach anderen englischen Städten, sowie nach dem Kontinent; in Wien wird die „Presse", in Deutschland das Morgenblatt der „Magdeburgischen Zeitung" auf Timespressen gedruckt. Weil wir gerade die „Times" erwähnen, sei bemerkt, daß in ihrer Druckerei mehrere Setzmaschinen thätig sind. Bei dieser Gelegenheit wollen wir gleich eines interessanten Experimentes gedenken, das der Gründer des großen Weltblattes, John Walter, im Gebiete des Setzwesens machte. Er wollte seine Zeitung wohlfeiler herstellen als die übrigen Blätter damals — vor etwa hundert Jahren — hergestellt werden konnten. Er hoffte dies dadurch zu erreichen, daß er zahlreiche häufig vorkommende Wörter, Sätze und Silben gießen ließ, wodurch seiner Ansicht nach viel Zeit erspart werden sollte, da der Setzer statt mehrerer einzelner Buchstaben, ein mehrbuchstabiges Stäbchen aus dem Kasten nehmen konnte. Der Versuch schlug gänzlich fehl, denn welcher Setzer sollte sich die

Digitized by Google

Plätze all der zahlreichen Stäbchen im Setzkasten merken können und wie wäre ein genügend großer und handlicher Setzkasten zu beschaffen gewesen?

Dem Umstande entsprechend, daß es in England zwei politische Hauptparteien — konservative und liberale — giebt, ist die politische Presse in zwei Lager getheilt; natürlich sind auch die „unabhängigen" und die radikalen Fraktionen journalistisch vertreten. Prononcirt whiggistisch ist in erster Linie die „Daily News", das bedeutendste Organ Gladstones, sodann die „Pall Mall Gazette", beide in London, der „Scotsman" in Edinburg, der „Manchester Guardian", der „Liverpool Mercury" und der „Leeds Mercury"; prononcirt konservativ sind vornehmlich: in London der „Standard" (das einzige englische Blatt, das eine Morgen- und eine Abendausgabe hat), der „Globe", die „St. James's Gazette", die „Evening News"; in der Provinz der „Liverpool Daily Courier" und der „Manchester Courier". Die bedeutendsten radikalen Blätter sind: „Echo" (London), „Daily Chronicle" (London), „Newcastle Daily Chronicle", die angesehensten „unabhängigen" die „Times", der „Daily Telegraph", der „Glasgow Herald" und der „Sheffield Daily Telegraph", während die hervorragendsten „liberal-konservativen" Blätter der „Morning Advertiser" und die „Morning Post", beide in London, sind. Die „Times" und der „Morning Advertiser" sind die einzigen englischen Tageblätter, die drei Pence kosten; alle übrigen kosten entweder einen Penny (alle Morgen- und einige Abendblätter) oder bloß einen halben Penny (die meisten Abendzeitungen). Sechs der hauptstädtischen Tageblätter halten sich der Politik gänzlich ferne und dienen ausschließlich Berufsinteressen: eins dem Finanz-, eins dem Sportwesen, zwei dem Handel, zwei der Schifffahrt.

Jedes der Londoner politischen Morgenblätter zeichnet sich durch irgend eine Spezialität aus: die „Times" durch die Ausführlichkeit ihrer Berichte aus Parlament und Gerichtssaal, der „Daily Telegraph" durch seine zahllosen Schilderungen aus dem Londoner Leben, der „Standard" durch die Fülle seiner telegraphischen Originalnachrichten aus aller Herren Ländern, die „Daily News" durch die Trefflichkeit ihrer Literatur- und Kunstkritik, die „Morning Post" durch ihre beliebten Mittheilungen über Vorgänge in Hof- und Adelskreisen, das „Daily Chronicle" durch seine Verfechtung der Interessen des „vierten Standes", der „Morning Advertiser" — bei dem, nebenbei bemerkt, vor 15—20 Jahren Karl Blind als Redakteur des „Ausland" angestellt war — durch energische Wahrnehmung der durch die Mäßigkeitsbewegung bedrohten Interessen der Schenkenwirthe, deren Genossenschaft das Blatt überdies als Eigenthum gehört, ein Umstand, der auch zur Folge hat, daß es dem von den Wirthen aus eigennützigen Ursachen außerordentlich begünstigten Sportwesen ganz besondere Aufmerksamkeit schenkt. Ein vor drei Jahren gemachter Versuch des Herausgebers der schon bereits erwähnten „World", ein Tageblatt nach dem Muster dieser „Gesellschafts-Wochenschrift" beim Publikum in Gunst zu bringen, mißlang, — der „Cuckoo" („Kuckuck") mußte trotz des packenden Titels und trotz der Geschicklichkeit des Redakteurs Yates bald wieder eingehen. Wahrscheinlich ist das Publikum angesichts des Ernstes des

Digitized

Weltenlaufs nicht geneigt, ein Plauderblatt, das alles leicht nimmt, alltäglich zu lesen; einmal wöchentlich kann man sich derlei eher gefallen lassen.

Eine der bemerkenswertheſten Erscheinungen des großartigen Aufschwunges, den die Londoner Tagespresse seit fast drei Dezennien infolge der Abschaffung der Papiersteuer, des Zeitungsstempels und der Annoncenabgaben, sowie infolge der starken Portoherabsetzungen allmählich genommen, sind die sogenannten „Zeitungszüge". Die wachsende Bedeutung der Provinzpresse nach dem letzten deutsch-französischen Kriege machte die Eigenthümer der hauptstädtischen Blätter besorgt; diese Besorgniß wurde von der weltberühmten Firma W. H. Smith, deren Inhaber im Disraeli-Beaconsfieldschen Kabinet Marineminister war und die das Zeitungsspeditionswesen der Viermillionenstadt monopolisirt, getheilt. Da kam der Leiter dieses Riesengeschäftes, Mr. Lethbridge, auf den Gedanken, mit den vier wichtigsten Eisenbahngesellschaften ein Abkommen zu treffen, wonach jede von ihnen täglich zwischen 5 und $5^1/_2$ Uhr morgens einen „Blitzzug" abgehen läßt, der zwar auch einige wenige Passagiere mitnimmt, dessen Hauptzweck aber die möglichst rasche und direkte Beförderung der Londoner Morgenblätter nach den bedeutendsten Provinzstädten ist. Aus den Druckereien gelangen die Zeitungen ins Smithsche Geschäftslokal am Strand, wo sie von einer Unzahl von Beamten und Knaben gezählt, sortirt, zum Theil gefalzt und zu Heften von je 26 Exemplaren zusammengelegt werden. Für den Vertrieb erhält die Firma 25 Prozent des Preises; diesen Nutzen theilt sie mit den Zeitungshändlern — zumeist die Papierhändler — oder den Straßen-Zeitungsverkäufern — gemeiniglich kleine Jungen, deren Geschrei namentlich beim Verschleiß der Abendblätter recht lebhaft zu sein pflegt, — die ihren Bedarf im Bureau am Strand selbst abholen oder abholen lassen müssen. Ein großer Theil der Auflagen wird von dort zeitig nach den zahlreichen Londoner Lokalbahnhöfen geschickt, um an den ebenfalls der Firma Smith angehörenden Stationsbuchläden verkauft zu werden. Diese Buden verleihen den Perrons Leben und Farbe und sind sehenswerth; man kann daselbst außer den Morgen- und Abendblättern alle Wochen- und Monatsschriften, alle neuesten und viele gangbare ältere Romane, Kalender, Wörterbücher, Broschüren über Tagesfragen, sowie allerlei Humoristisches und andere leichte Lektüre ankaufen. Die „Zeitungszüge" nun führen die Blätter den provinzialen Zeitungsverkäufern und Smithschen Bahnbuchläden zu; um Zeit zu sparen, wird ein Theil der Packete während der Fahrt sortirt. Diese Firma befaßt sich mit der Spedition sämmtlicher Londoner Preßorgane und besitzt im ganzen Lande zahllose solcher Literaturbuden; es läßt sich daher denken, daß der Umfang ihres Geschäftes ein ungeheurer ist.

Die 1876 erfolgte Einführung der Zeitungszüge hat in der That viel zur Steigerung der Auflagen der hauptstädtischen Tageblätter beigetragen; damit ist aber nicht gesagt, daß die Provinzpresse darunter gelitten hat. Im Gegentheil; das Verfahren ihrer Kollegen in der Metropole veranlaßte die Journalbesitzer in den anderen großen Städten zu erhöhten Anstrengungen ihrerseits, und die Folge ist eine merkliche Verbesserung der Qualität der Provinzpresse und damit eine allseitige

Digitized by Google

Hebung des Lesebedürfnisses. So hat sich denn auch in diesem Falle das Gesetz von der allgemeinen Nützlichkeit einer gesunden Konkurrenz bewährt. Die Londoner Blätter werden in der Provinz, die provinzialen in der Hauptstadt viel gelesen. Es giebt eine ganze Reihe von Zeitungen in Manchester, Liverpool, Newcastle, Edinburg, Glasgow u. s. w., die an redaktioneller Energie und inhaltlicher Vortrefflichkeit sich mit einigen der größten Preßorgane Londons messen können. Viele haben eigene Filialbureaux, sämmtliche haben Korrespondenten und einige sogar Privattelegraphendrähte in der Hauptstadt. Auch im Gebiete der sogenannten „Spezialberichterstattung" — in Kriegen und anläßlich anderer wichtiger Vorgänge von öffentlichem Interesse — leistet jetzt manches Provinzblatt nahezu ebenso tüchtiges wie die Hauptstadt. Die Palme in dieser Richtung gebührt aber noch immer der „Daily News", die sich der Dienste eines Forbes, eines Macgahan und eines Donovan rühmen kann. Die „Times" besitzt an dem weltbekannten Krimkriegreporter Dr. Russell — dem Vater der modernen Kriegsberichterstattung — ein Genie von einem Spezialkorrespondenten. Wir glauben nicht, daß die festländische Presse sich der Mitarbeiterschaft auch nur eines einzigen Journalisten solchen Kalibers erfreut.

Jedes politische Blatt bringt in jeder Nummer unmittelbar vor den am Ende der vierten Folioseite beginnenden Leitartikeln ein „Summary", d. h. ein Résumé der wichtigsten und interessantesten der in allen Theilen der Nummer vorkommenden Tagesneuigkeiten. Es giebt außerdem eine kürzere, nur aus Schlagworten bestehende Zusammenfassung der packendsten Nachrichten in Gestalt von großen, mit speckfetten Lettern gedruckten Zetteln, die mit jeder Nummer den Zeitungshändlern, den Straßen-Zeitungsverkäufern und den Vertretern der Bahnhofsbuchläden ausgefolgt werden, um vor den Thüren der ersteren und vor den Pulten der letzteren ausgehängt, von den Straßenverschleißern um den Arm gewunden oder auf das Pflaster gebreitet zu werden, damit die Passanten sich, ehe sie kaufen, von der Wichtigkeit oder Unwichtigkeit der Tagesereignisse überzeugen können.

Seit einiger Zeit bildet die Journalistik des Inselreichs nicht nur eine Macht im Staate außerhalb des Parlaments, sondern auch in der Volksvertretung selbst, namentlich seit den letzten Wahlen. Damals gelangten etwa zwei Dutzend Zeitungsschreiber und -besitzer ins Haus der Gemeinen; die bekanntesten sind Justin Maccarthy, Charles Bradlaugh, John Morley, Henry Labouchere, Joseph Cowen. Einige Journalisten sitzen im Kabinet — wie Gladstone, Harcourt und Dilke — andere — z. B. Lowe und Disraeli — gehörten schon früheren Ministerien an. Die Besitzer der „Times" gehören seit zwei Generationen der Gesetzgebung an.

Digitized by

Der Obotrit.

Von A. Engel.

In dem Königssaal des Schlosses auf der Däneninsel warf die Sonne ihre Strahlen, die sich tausendfach an den schimmernden Rüstungen der Reißigen, ihren blitzenden Schwertern und Helmen, den funkelnden Juwelen der leuchtenden Königskrone, an dem schweren Golde des Thronsessels brachen.

Auf diesem saß der alte Dänenkönig. Sein weißer Bart wallte stolz wie sein Purpurgewand von seiner Brust herab. Sein Auge ruhte auf einem Jüngling, welcher vor ihm stand, dessen Gewand nicht von Tuch und Seide und nicht mit Hermelin verbrämt war, wie die der Fürsten und Edlen, welche ihn umringten.

Ein dunkler Wams umschloß seinen Leib, der gewachsen war wie die schlanken Fichten an des Meeres sandiger Küste

Seine Seite bewahrte ein breites Schwert, dessen Knauf die jugendliche Hand kräftig umspannte.

Auf seinem Haupte ruhte der Abendsonnenstrahl aus und umgab seinen goldglänzenden Scheitel mit einem hehreren Scheine, als ihm eine Fürstenkrone zu verleihen vermocht hätte.

Der Jüngling beugte sein Knie. Der alte König hob seine zitternden Hände und segnete dies sonnengoldumflossene Haupt.

Darauf verließ jener den Saal, von den Reisigen zum Ausgang geleitet. Vor dem Schlosse traf er Gefährten, ähnlich gekleidet wie er, in wetterfesten Gewändern und mit wetterharten Gesichtern; nicht blühend im Morgenroth des Lebens, denn auf ihren Stirnen hatte das Schicksal harte Arbeit gethan. Aus buschigen Brauen blitzten spähensgewohnte Blicke und der Wind spielte mit wilden grauen Bärten.

Die schweren Wehrgehänke rasselten und klirrten, indem die Männer zum Hafen hinabstiegen.

An stolz bewimpelten Schiffen vorbeischreitend, gelangten sie an eine Barke, welche sich, abgesondert von den anderen, als ob sie sich ihrer Einfachheit schäme, auf den Wellen wiegte.

Digitized by Google

Die Recken sprangen hinein. Einige ergriffen mit nervigen Armen die Ruder.

Schweigend stießen sie vom Ufer ab. Nachdenklich, beinahe finster blickten sie vor sich nieder.

Der Jüngling saß am Bug des Schiffes. Den Arm hatte er nachlässig auf seine Laute gelehnt, welche einer der Männer beim Einsteigen unter dem Mantel hervorgezogen und ihm gereicht hatte. Sein Auge suchte träumerisch den fernen Horizont, den der anbrechende Abend schon mit dunklem Gewölk bekleidet hatte.

War das nicht das Bild seiner Zukunft, der er entgegenging?

Wie ein Riesenvogel zog die Nacht immer höher herauf und breitete ihre dunklen Fittiche über dem Himmel aus.

In der Tiefe des Meeres wurde es unruhiger. Aus dem Grunde hervor tönte ein dumpfes Grollen.

Die Wellen gingen gleichmäßig und schwer. Das Heben und Senken der Barke schläferte den Jüngling nicht ein.

Er empfand die ewige Unruhe des Meeres und der Gedanke, daß selbst die Nacht, welche allem Elend ein Ende schafft, diesem gewaltigen Elemente keinen Frieden geben könne, machte ihn traurig. Er träumte mit offenen Augen — Träume, welche ihm die Seltsamkeit seines Geschickes, die Wunder des menschlichen Daseins vor die Seele zauberten.

Beim ersten Grauen eines neuen Lichtes fuhr ein schneidender Wind über das Wasser. Die Männer zogen ihre Mäntel fester zusammen und holten in kräftigeren Ruderschlägen aus. Der Jüngling schauerte leicht in sich zusammen und bedeckte seine Laute.

Als das Gewölk zerriß, erkannten sie einen grauen Streifen am Horizont als die Küste des Landes, dem sie zusteuerten.

Der Jüngling spähte scharf aus. Er konnte nichts erkennen.

Grau, öde und kalt erschien alles. Wie schweres Blei schlugen die Wogen gegen das Schiff. Doch die Nebel stiegen immer höher. Die Luft wurde durchsichtiger.

Wie ein Wolkengebilde schwebte die Küste über dem Wasser und plötzlich stieg die Sonne in allbesiegender Kraft am Horizont auf, ein blendendes Strahlenmeer über die blitzenden Wogen ergießend.

Ein Ruf des Entzückens entfuhr den Lippen des Jünglings.

„Die Sonne heißt uns willkommen," rief er fröhlich den Gefährten zu, welche als Antwort ihre Anstrengungen verdoppelten.

Er tauchte den trunkenen Blick in die Schönheit des Anblickes, der sich vor ihm ausbreitete.

Ein Bild lachenden Frühlings bot sich seinem entzückten Auge.

Wie eine neue Schöpfung stiegen jene Ufer aus den Nebeln des Morgengrauens hervor.

Wie flüssiges Silber umspielten die Wogen die Barke, welche immer leiser auf- und niederwiegend in weiten sanften Schwingungen jenem Ufer zuflog.

Der Jüngling gab seine Laute dem Spiel des Morgenwindes frei und dieser entlockte ihr, durch ihre Saiten fahrend, melodische Klänge, welche sich mit dem leisen Rauschen der Wogen vereinigten.

Mit einem letzten kräftigen Ruderschlage flog die Barke an das Land.

Digitized by Google

Der Jüngling sprang zuerst heraus. Eine heftige Empfindung schien ihn zu übermannen.

Er schlug die strahlenden Augen zum Himmel auf und es schien, als sollte dieser Blick ein feierliches Gelübde emportragen.

Die Männer umstanden ihn ernst.

Er reichte jedem die Rechte.

Es war ein feierlicher Augenblick.

Nach einer kurzen leise geführten Berathung trennten sie sich.

Nur einer, der stärkste der graubärtigen Recken, welcher unbemerkt ein besonders aufmerksames Auge auf den jungen Gefährten gehabt, folgte diesem.

Sie wandten sich landeinwärts.

In den Hütten der Bauern kehrten sie ein, rasteten an dem einfachen Herd ihrer Bewohner, erquickten sich an ihrer Kost, pflogen Gespräche über Sitte, über Recht und Wohl des Landes, über die Thaten, welche auf diesem Boden geschehen waren und noch geschehen würden; wenn aber ein Wort von Unterdrückung und Gewalt fiel, und das geschah oft, wenn auch mit scheuer Vorsicht, da flammte des Jünglings Auge und seine Faust griff an die Seite, welche sonst sein Schwert umgürtete, die nun aber wehrlos war.

Auch der Alte trug jetzt seine Waffe unter dem Mantel verborgen.

Oft aber, wenn sie ein gastliches Haus verließen, sah man, wie der Jüngling einen ähnlichen Blick, wie damals im Angesicht des Meeres, zum Himmel sandte, als wolle er auch über diesem Dache sein Gelübde wiederholen.

Auch in den weiten Hallen der Edelsitze war der Sänger mit seiner Laute ein gern gesehener Gast.

Manch weibliches Auge winkte ihm ermunternd zu, schrak aber oft unwillkürlich zurück vor der unnahbaren Hoheit seines Blickes, und mit verwundetem Herzen sagten sie sich: Hier spricht unsere Anmuth vergeblich.

Auf ihrer Wanderung gelangten sie an einen See.

„Ist dies ein zweites Meer?“ fragte der junge Mann den älteren Gefährten.

Die stattlichen Wellen des Gewässers mochten ihm zu dieser Frage veranlassen.

„Nein, das ist der Plöner See.“

„Und jene Burg?“ rief der Jüngling.

„Ist die Plöner Königsburg.“

Jener erblaßte. Fest preßte er die Lippen aufeinander.

„Vorwärts!“ rief er, in einen Fischernachen springend und ein Ruder ergreifend.

Der andere sprang ihm nach; bald waren sie drüben.

Im Burghof regte es sich gewaltig.

König Kruko rüstete zur Jagd.

Rosse stampften den Boden, die Meute bellte, Stimmen tönten wirr durcheinander.

Des Jünglings Auge blitzte.

„Wolfhardt, meine Laute.“

Digitized by Google

Dieser blickte finster zu Boden. Schweigend reichte er jenem das Instrument, der es ihm mit einer heftigen Bewegung entriß.

„Tritt zurück!“

Der Alte gehorchte. Unter seinem Mantel rasselte das Schwert.

Da erzitterte die Brücke unter dem heransprengenden Troß.

Der Jüngling lehnte am Pfeiler. Die Saiten seiner Laute erklangen. Er erhob seine Stimme:

„Ich zog aus weiter Ferne her,
Und such' ein Vaterland.
Die Welt durchzog ich kreuz und quer
Und nie ich's fand.

Ich such' was einst gewesen mein:
Ein Königreich und Kron'.
Was wird des Suchens Ende sein
Des Sängers Lohn?“

Er stockte. Ein durchbohrender Blick des Königs traf ihn.

Dieser ritt voran.

Eisgrauer Bart umgab sein mächtiges Haupt. Sein Auge blickte wild und drohend. Es war ein Bild kriegerischer Grausamkeit.

Neben ihm ritt auf isabellfarbenem Zelter ein Weib — schön wie das Märchen.

Auch von ihr traf ein Blick den Sänger. Dieser ließ die Laute sinken. Traumhaft starrte er dem Zuge nach, der wirklich wie ein Traumbild durch die grüne, blühende Ebene dahinflog.

„Ist das Weib König Krukos Tochter?“ rief er, Wolfhardts Arm heftig pressend, indem flammende Röthe über sein Antlitz flog. „Dann behält er Leben und Land.“

„Bist Du von Sinnen! Das Weib ist Slavina, Swantibor, des Fürsten von Pommern Tochter — König Krukos Weib.“

„Dann gehört mir König Krukos Leben — und sein Weib.“

„Schweig, thörichter Knabe, ist das der heilige Trieb, der sich zu großen Thaten drängt, die Du zu Gottes Ehre vollbringen wolltest?“

„Zu Gottes Ehre, um der Liebe Preis,“ flüsterte der Jüngling mit glänzendem Auge.

Die schöne Slavina hatte heute ein edles Wild erjagt und mit der Liebe Pfeil das edelste Herz getroffen.

Dafür war das Wild des Waldes heute sicher vor ihrer zarten Hand.

„Wo ist meine kühne Slavina?“ neckte der alte Gemal, als sie träumend unter dem grünen Laubdach dahinritt.

Die Welt kam ihr verwandelt vor. Sie hatte eine Ahnung, daß sie nicht glücklich war. — Wer hatte ihr das gesagt? — Die Blumen am Wege, welche die Köpfe aus dem Moose hervorsteckten, schienen sie bedeutungsvoll anzusehen und es ihr zuzuflüstern.

Der Gedanke an das sanfte Feuer des Sängerauges machte ihr das Herz warm und als sie zwischen den alten Stämmen den Himmel mit der tiefen Purpurfarbe des Abendrothes überströmt sah, gedachte sie mit bebendem Gefühl an die Glut, welche bei ihrem Anblick die jugendlichen Wangen überflutet hatte.

Digitized by

Eine wunderbar schöne Nacht zog herauf. Aus dunkelblauem Gewölk grüßte das Heer der Sterne die Erde.

Nun lag die alte Königsburg wie in tiefem erschöpftem Schlafe, still als ob nie der gräßliche Waffenlärm in ihr getobt hätte, der so oft ihre Veste erdröhnen ließ.

Der See schlug in sanftem Wellenschlag gegen die alten Mauern.

Da erklang unendlich weich eine Menschenstimme durch die Nacht.

Die Natur erschauerte unter dem Wohllaut dieser Menschenstimme. Die störte ihren Frieden nicht.

„Ich zog aus weiter Ferne her,
Und such' ein Vaterland.
Die Welt durchzog ich kreuz und quer
Und nie ich's fand.

Ich such' was einst gewesen mein:
Ein Königreich und Kron'.
Was wird des Suchens Ende sein
Des Sängers Lohn?

Den Sänger führt' ein Gott zum Strand,
Umspült vom blauen Meer.
Daselbst er eine Perle fand,
Er sucht nicht mehr.

Die Perle sei ihm Suchens Lohn,
Sei Wonne ihm und Lust.
Fahr' hin nun Purpurglanz und Kron',
Schmückt sie die Brust."

Aus dem Bogenfenster eines Thurmes des Schlosses lehnte eine weibliche Gestalt weit hinaus.

Glänzend wie die Wellen des Sees, über welche das goldene Mondlicht glitt, floß die Fülle ihres Haares über ihr wallendes Gewand. Ahnend, zagend, schauernd blickte ihr Auge zu den Sternen empor, als wolle sie von dort die Antwort auf eine Frage herabholen, welche ihr Herz zitternd bewegte.

Die schöne Slavina blieb nachdenklich wie sie sich auf der Jagd gezeigt.

Sie hatte Anwandlungen sinnender Melancholie, welche sie ihrer Umgebung nicht mehr verbergen konnte.

Auf die Frage ihres Gemals nach der plötzlichen Umwandlung ihres Sinnes entgegnete sie:

„Kriegsgewitter und Siegeszüge haben meinem Herrn nicht Zeit gelassen, die Wolke der Schwermuth zu beachten, welche Slavinens Seele umdüstert. Ihr wißt, daß an dem Hofe meines Vaters man sich mit Spiel und Scherz ergötzte. Aug' und Ohr liebten es, sich zu erfreuen und die Herzen der Unterthanen sannen nicht allein auf blutige Thaten, sondern auch auf neue Dinge, die schön und heiter sind. Eure kriegerische Art beängstigt mein jugendliches unerfahrenes Gemüth, Eure rauhe Sprache schreckt mein Ohr und mein schüchtern Auge senkt sich furchtsam vor Euren fehdesuchenden Blicken."

Slavina war sehr schön, als sie so mit sanftem Ton und thränenverschleiertem Blick klagte.

Digitized by Google

Der alte König, der in keinem Kriegselend die Fassung verloren, blickte sich rathlos im Kreise seiner Getreuen um. Einer derselben sprach:

„O Herr, gestern zog ein Spielmann in unseren Ort. Man rühmt, die Musik übe eine wunderwirkende Macht auf das Gemüth des Menschen. Vielleicht gelingt es den Tönen jenes Sängers, das Herz unserer schönen Herrin zur Freude zu erheben, wenn Du befiehlst, daß er vor Euch trete mit seinen Liedern."

„Man rufe ihn herbei!" befahl der König.

Die schöne Slavina aber beugte sich nieder zu ihrem Wolfshunde, der zu ihren Füßen ruhte, und reichte ihm den schönsten Bissen von ihrem Teller.

Sie wollte die Blutwelle verbergen, welche bei dem Vorschlag des Recken ihr Antlitz überströmt hatte.

Sie wagte den Sänger nicht anzusehen, der jetzt, seine Laute im Arm, in die Halle trat.

Er blickte im Saale umher, als grüße er jedes Bild, jeden Gegenstand.

„Wie heißt Du?" fragte Kruko.

„Heinrich!" rief der Sänger mit blitzendem Auge.

„Heinrich!" rief der König aufspringend, indem er die Faust auf den Tisch stützte, daß die Pokale klirrten.

Slavina legte erbleichend die Hand auf seinen Arm.

„Ein echt deutscher Name, mein Gemal," sagte sie beschwichtigend, „und ein deutsches Herz wird in seiner Brust schlagen."

„Es heißt keiner ungestraft Heinrich!" rief Kruko schäumend vor Erregung und seine gewaltige Wehr klirrte zitternd gegen seinen Panzer.

Eine Bewegung entstand unter seinen Mannen.

„So alt und noch so thöricht," lachte er bitter auf, heftig auf seinen Sitz zurücksinkend.

„Glaubt so ein Milchgesicht mit dem Feuer, das die Jugend aus seinen Augen blitzt, diesen Felsen aufzuregen." Er schlug mit der Faust gegen seine Brust.

„Man rühmt uns Deine Lieder; hast Du auch eins für uns?"

„Meine Lieder sind für jeden, der sie hören will."

Er griff in die Saiten der Laute:

„Du süße Blume blüh'st im Eis
Und bist so schön und zart.
Bald bist Du, aller Schönheit Preis,
An welker Brust erstarrt.

Sieh' wie um Dich der Frühling lacht!
Es blühen Thal und Höh'n.
Willst Du in öder Wintersnacht
So einsam steh'n?

Zu mir! — ich will Dein Frühling sein,
Sieh' mich vor Dir erglüh'n.
In meiner Liebe Sonnenschein
Sollst Du mir neu erblüh'n

Digitized by Google

In meiner treuen Liebe Hut
Vergessen alle Qual;
Erblüh'n in dieses Herzens Glut
Viel schöner tausendmal."

Slavinens Haupt hob sich wie Schnee von der Purpurdecke ab, die über ihren Thronsessel hing, gegen dessen Lehne sie zurückgesunken war.

Die Recken saßen wie zu Stein erstarrt. Auch Krukos Züge waren unbeweglich; doch seine Augen rollten. Sie waren blutunterlaufen und drohten aus ihren Höhlen hervorzuquellen.

„Wer lehrte Dich dieses Lied?" fragte er. Seine Stimme klang wie das Grollen eines heranziehenden Gewitters und man hörte seine Zähne aneinanderknirschen.

„Ich finde meine Lieder am Wege," antwortete Heinrich. „Ich lausche dem Abendwinde, wenn er den Blättern flüsternd Geschichten erzählt, und meine Laute macht ein Lied daraus. Die Blumen, durch welche mein Fuß dahinschreitet auf der weiten Flur, flüstern miteinander. Ich horche auf das Morgenlied, das die Lerche dem Aether singt, und der kleine graue Vogel, dessen Töne unsere Frühlingsnächte durchziehen, hat immer neue Lieder. Hat Euch das meine nicht gefallen, so heißt die Stimmen schweigen, die es mich lehrten, nicht mich."

„Der Sänger muß sterben," raunte König Kruko nach aufgehobener Tafel seinen Getreuen zu, und in deren entschlossenen, finsteren Mienen stand das stumme Siegel darauf: Der Sänger muß sterben.

„Der Sänger soll sterben," flüsterte der Edelknabe, dessen Gegenwart man vergessen hatte und der seiner Herrin ergeben und verschwiegen war wie der große Wolfshund, jener zu, und die schöne Slavina beschloß: Der Sänger soll nicht sterben.

Dieser war indessen, als sich die Abenddämmerung wie ein süßes Geheimniß über die Fluren herabsenkte, hinausgegangen, weit hinaus, wohin kein Menschenlaut mehr drang.

Waldesschatten umfingen ihn.

Die alten Baumriesen schüttelten ihre dichtbelaubten Häupter wie im Traum.

„Was mag dort jetzt für ein Lied für mich klingen," dachte Heinrich sinnend.

Menschenstimmen schlugen flüsternd an sein Ohr.

Er horchte.

Vorsichtig ging er ihnen nach.

Die alten knorrigen Stämme traten immer weiter auseinander und öffneten sich endlich zu einem Hain.

Gespenstisch erhob sich hier eine regungslose Gestalt, welche menschliche Größe zu überragen schien.

„Hier ist es," sagte Heinrich leise. „Zernebog," sprach er lauter, „bist Du es, schrecklicher Götze?"

In dem Schatten des Götzen begann es sich zu regen.

Eine Anzahl Männer trat daraus hervor.

Es waren größtentheils die Gefährten, welche mit ihm aus dänischem Lande herübergekommen waren.

Alle waren bewaffnet.

Digitized by Google

Auch Heinrichs Seite schmückte wieder statt der Laute das breite Schwert.

„Nun?“ fragte er.

„Es steht gut, Herr. Hier.“

Einer der Männer reichte ihm ein zusammengerolltes Stück Pergament.

„Kommt weiter hinaus, Gefährten,“ sagte Heinrich. „Diesem schrecklichen Ort verweigern die Sterne ihr reines Licht.“

Sie traten, nachdem sie eine Strecke schweigend zurückgelegt hatten, aus dem Schatten der Bäume.

„Gott, leuchte Du mit Deinem heiligen Himmelsauge der gerechten Sache!“ rief Heinrich, das Pergament entfaltend und emporhaltend, sodaß das Licht des Mondes darauf fiel.

Die Männer umstanden ihn erwartungsvoll, während er las:

„Die Herzen der Bevölkerung zittern unter dem Getose des Krieges. Aber sie sind ermattet von den Gräueln, mit denen heidnisches Wesen sie vernichtet. Sie harren des Retters, der ihnen das Christenthum und damit den Frieden wiederbringt.“

„Das ist gute Botschaft, ihr Männer,“ rief Heinrich leuchtenden Auges, und die Faust gegen den düsteren Hain schüttelnd fügte er hinzu: „Nun, Zernebog, wahre Dein gräuliches Haupt; es fällt!“

Und alle hoben drohend die Hand gegen jene Stätte.

Auf dem Heimweg begegnete ihnen eine fest in einen Mantel gehüllte Gestalt, welche Halt vor ihnen machte.

„Wir haben Späher,“ flüsterte Heinrich. „Wer bist Du und was willst Du!“ rief er dem Fremden zu, die Hand an das Schwert legend.

„Still,“ raunte dieser ihm zu. „Folge mir.“

„In die Netze des Verraths!“

„Slavina,“ sagte die Gestalt und flüsterte ihm einige Worte ins Ohr.

Ueber Heinrichs Mienen zuckte ein Blitz des Triumphes.

„Gute Botschaft Freunde,“ rief er,“ „lebt wohl.“

Die Gefährten waren erschrocken.

„Gehe nicht,“ drängten sie von allen Seiten.

„Fürchtet nichts; wo ich hingehe, brauche ich kein Schwert. Gute Nacht!“ rief er fröhlich und bald war er mit seinem Führer im Dunkeln verschwunden, die Gefährten argwöhnisch und Schlimmes befürchtend zurücklassend.

Heinrichs Gedanken eilten seinen Schritten weit voraus. Endlich lag die Königsburg wie ein riesiger schwarzer Koloß vor ihnen. Der stumme Begleiter öffnete die kleine Pforte eines Seitenthurmes. Heinrich stolperte über eine Stufe. Dann tappte er tastend eine Treppe hinauf, die sich schneckenförmig aufwärts wand. Von draußen hörte er die Wogen dumpf gegen den Thurm schlagen. Endlich fiel ein matter Lichtschein über die Steinstufen, von dem man noch nicht bemerken konnte, woher er kam. Ein Vorhang wurde wie von unsichtbarer Hand zurückgeschlagen. Heinrich fühlte sich von seinem Begleiter, der stets hinter ihm geschritten war, weitergeschoben. Der Vorhang rauschte wieder hinter ihm zusammen und er sah sich an der Schwelle eines Thurmgemaches, welches mit einem rothen Dämmerlicht erfüllt

Digitized by Google

war, sodaß er erst nach und nach einzelne Gegenstände unterscheiden konnte.

Wie von einem Traume befangen, stand er regungslos der schönen Slavina gegenüber, welche auf einem Ruhebett lag und ebenfalls das Wort vergessen zu haben schien, mit dem sie ihn hatte begrüßen wollen. Endlich sagte sie:

„Ich hatte Verlangen nach Deinen Liedern; warum hast Du Deine Laute nicht mitgebracht?"

„Du hattest Verlangen nach meinen Liedern! — Die Stimme meines Herzens würde mein Lied übertönen und ich würde selbst nicht wissen was ich singe."

„Kommen denn Deine Lieder nicht aus dem Herzen?"

„O ja. Aber wenn ich den Strom, der in meinem Herzen flutet, entfesseln wollte, würde meine schöne Herrin vor seiner Gewalt erschrecken. Freilich ist er so gewaltig, daß ich selbst fürchte, in ihm zu ertrinken. Doch wäre das nicht ein schöner Tod, der Fülle seiner Lieder zu erliegen?"

Slavina spielte mit dem Kopf ihres Wolfshundes, der auch hier zu ihren Füßen lag und bei Heinrichs Eintritt drohend sich erhoben hatte, nun ihn aber wohlwollend anblinzelte. Slavina wünschte, sie hätte den Sänger nicht rufen lassen, denn nun erst wurde ihr klar, daß sie selbst nicht wußte, warum er da war.

Heinrich schien ihre peinlichen Gefühle zu errathen.

„Die Lippen der schönen Slavina sind nicht geformt, um Unwahrheiten damit zu sprechen, sondern Huld zu verkündigen," sagte er, einen Schritt näher tretend und sie fest mit seinem flammenden Blick ansehend.

„Ihr habt kein Lied für mich?" sagte sie unsicher.

„Nein, zu dem Lied, das ich jetzt nur singen könnte, müßte mir ein Gott seine Sprache leihen. — Aber lesen könnt Ihr es, wenn es auch nicht in Worten geschrieben steht." Dabei trat er nahe zu ihr heran und beugte sich zu ihr nieder.

Sie erhob sich mit angstvollen Blicken.

„Tretet zurück!" stieß sie mit schwacher Stimme hervor. „Vergeßt nicht, daß ich eine Königin bin."

„Auch ich bin nicht, was ich scheine; kein fahrender Sänger; ich bin ein Edler. Meiner Güter konnte man mich berauben, doch nicht der Reihe meiner Ahnen. Swantibors Tochter braucht nicht neben dem Sänger Heinrich zu erröthen. Seine Gestalt schien zu wachsen während er sprach. Sein Blick war gebieterisch.

Slavina senkte den ihren. Vor ihrer Seele sah sie, umwallt von Nebel, diese Gestalt, die vor ihr stand, vom Herrschergewand umhüllt, das stolze Haupt von der Königskrone beschwert.

Es war nur ein Traumbild — aber wehe König Kruko!

Sie erhob das Auge zu dem Helden.

„Ich will es Dir sagen, warum ich Dich rufen ließ. Der König will Dein Leben."

Heinrichs Antlitz leuchtete. Er dachte nicht daran, daß der König sein Leben wolle, nur daran, daß Slavina es wolle — nicht zum Tode, sondern zum Leben. — —

Digitized by Google

Am nächsten Tag saß Heinrich mit seinen Gefährten vor der Stadt unter einer Eiche. Eine drückende Schwüle lag in der Luft. Am Himmel regte sich kein Wölkchen, sondern unbeweglich grau und trübe hing es über der Erde. Nur ganz am äußersten Ende des Horizontes hatte er einen dunklen Saum, der allmählich breiter wurde.

„Es giebt ein Ungewitter," sagte einer der Männer.

„Ja, Genoß," erwiderte Heinrich, „es giebt ein Ungewitter. Ergreifen wir den Blitzstrahl und schleudern ihn wohin wir wollen. Der Schlag, der unserem Haupte droht, er treffe das unseres Feindes."

„So sei es," klang es im Chor.

Ein leises Grollen ließ sich aus der Ferne vernehmen und es zitterte der Boden unter dem Hufschlag von Rossen. Eine Schaar Reiter sprengte daher und es schien als wollten sie mit dem sich aufmachenden Wirbelwinde um die Wette reiten.

„Der König!" riefen die Männer.

In rasendstem Galopp zügelte König Kruko sein Roß an der Eiche, daß es schäumend emporstieg.

„Was sind das für Männer?" fragte er Heinrich, „und was hast Du mit ihnen zu schaffen?"

„Die Welt ist weit, Herr, und ich bin viel herumgekommen. Da findet man sich zusammen. Wir Heimatlosen sind Genossen, wo wir uns auch treffen. Unglück bindet fester, als alles Glück, denn keiner beneidet den andern um sein Unglück."

„Du siehst nicht unglücklich aus," sagte der König. „Du bist noch so jung."

„Der Schmerz eines Augenblickes kann schon tödten. Zwanzig Jahre sind ein weites Gefäß, viel Unglück geht hinein."

Kruko ließ mißtrauisch seine Blicke von einem zum andern gleiten.

„Ich will Dir zeigen," sagte er lauernd, „daß ich Deine Kunst zu schätzen weiß. Meine Gemalin hört Deinen Gesang gern. Ich wünsche, daß Du in meiner Burg bleibst."

Heinrichs Miene veränderte sich nicht.

„Ihr seid sehr gnädig, Herr."

Kruko sah ihn durchdringend an, indem er hämisch auflachte.

„König Krukos Gnade preisen zu hören ist seinen eigenen Ohren eine seltsame Musik. Wenn ich zurückkomme, erwarte ich, Dich in der Burg zu finden."

Damit ritt er davon.

Aus der Ferne hörte man noch das Hohngelächter der Mannen sich mit dem pfeifenden Winde mischen.

König Kruko hatte Heinrich ein königliches Gefängniß zugedacht.

Die schöne Slavina lag sinnend allein in ihrem Gemach und lauschte dem leise verhallenden Donner. Sie dachte darüber nach, warum die Welt ihr plötzlich so anders erschiene. Achtzehn Jahre war sie geworden und nun war alles verändert; das war merkwürdig. Sie schauderte zusammen. Sie dachte an ihres Gemals blut- und gräuellechzende Augen. In diesem schauerlichen Traume schien wie ein Frühlingshimmel der Blick zweier tiefblauer strahlender Augen und vertrieben, wie die alles besiegende Sonne, die düsteren Träume ihrer Seele. Dasselbe Bild, das sie schon gestern im Geiste gesehen, stieg

Digitized by

vor ihr auf, eine ideale Jünglingsgestalt im Königsschmuck — ein leiser Schrei entfuhr ihren Lippen. Vor ihr stand der, den sie im Traume gesehen, ohne königlichen Schmuck, aber königlich im Blick, in der Haltung und jeder Bewegung. Er neigte sich tief und ehrerbietig vor ihr. Er trat nicht näher, aber auch nicht zurück. Unbeweglich stand er, die Hand fest und entschlossen auf den Knauf seines breiten Schwertes gestützt.

Slavina erhob sich erschrocken.

„Was habt Ihr vor?“ fragte sie angstvoll.

„Leben um Leben, schöne Fürstin der Obotriten. — Der König naht sich Deinen Gemächern.“

Slavina rang die Hände.

„Das darfst Du nicht — das ist vermessen.“

„So willst Du meinen Tod, Slavina — er oder ich?“

Slavina sank auf die Kniee.

„Ich kann nicht,“ rief sie verzweiflungsvoll.

„Slavina, er oder ich?“

Man hörte nahende Schritte.

Sie schloß die Augen.

„Du nicht,“ kam es kaum hörbar über ihre Lippen.

Heinrich eilte zu ihr und preßte einen Kuß auf die Stirn der halb Bewußtlosen.

Die Thür ging auf. — Der König trat herein.

Heinrich riß das Schwert aus der Scheide.

„Da — Deinen Lohn, verrätherischer Barbar!“

Mit einem Wuth- und Schmerzensschrei stürzte Kruko durchbohrt zu Boden.

„Das schickt Dir Heinrich,“ rief sein Mörder, sich zu ihm niederbeugend.

Sein Antlitz verzerrte sich. Ein gräßlicher Fluch drängte sich auf seine Lippen — der Tod ließ ihn verstummen. König Kruko sollte keine Grausamkeit mehr begehen.

Slavina hatte sich wie eine Schlafwandelnde erhoben. Glanzlosen Auges starrte sie auf das Schreckensbild zu ihren Füßen. Heinrich eilte zu ihr, sie mit seinen Armen umschlingend. Sie strich mit der Hand über die Stirn, als wollte sie diesen Anblick wie einen bösen Traum verscheuchen.

„O, nun ist, glaube ich, alles aus,“ sagte sie. „Nun klebt auch an Deinen Händen Blut, nun bist auch Du ein Verräther.“

Heinrich taumelte erbleichend zurück. Doch sie fassend, suchte er ihr liebevoll zuzureden. Sie schüttelte nur stumm das Haupt. Heinrich war der Verzweiflung nahe. Gewaltsam zog er Slavina mit sich fort bis zur Königshalle.

„Weißt Du, was in diesem Saale beschlossen und geschehen? Weißt Du, wer jener Kruko war, der Dein Gemal gewesen? — Kennst Du König Gotschalks Geschick, Slavina?

Sie neigte das Haupt.

„Kruko hat ihn an den Stufen des Altars unseres Gottes ge-

Digitized by Google

schlachtet. Unsere Heiligthümer sind zerstört. Götzenbilder sind an der Stelle errichtet, wo wir zu dem wahren Gott gebetet, und gräuelhafte Zaubersprüche stiegen, freventlich die Rache unseres Herrn herabrufend, zum Himmel empor. Mein Heiligthum war die Schwelle Deines Gemaches, dort war der Ort für meine Rache — deines, des einzigsten Wesens auf der weiten Erde, das ich liebe mit der ganzen heißen Inbrunst meines Herzens, in dem noch keine andere Liebe wohnte, als die für das Edle und Gute."

Inniger zog er Slavina an sich. Sie sträubte sich nicht.

„Doch wer bestellte Dich zum Richter und Rächer?"

„Mein Gott," rief Heinrich, „mein Gott, den Kruko durch jede That, durch jeden Athemzug seines schändlichen Lebens gehöhnt und beleidigt hat. Slavina, kennst Du das Schicksal der Söhne Gotschalks?! Hier diese Stätte, diese Burg ist es, wo der älteste, Buthur, für sein gutes Recht kämpfend, schnöde verrathen wurde. Dies Land durchzog der jüngere, Heinrich, damals noch ein Knabe, vaterlos, heimatlos. Ein Fürstensohn, der nicht hatte, wo er sein Haupt niederlegen konnte, als den Stein am Wege, angewiesen auf das Erbarmen der Thiere der Wildniß, daß sie ihn nicht zerrissen, vor seiner entsetzten Seele das blutige Bild seines gemordeten Vaters, hingestreckt auf den heiligen Stufen, auf denen er sonst gemeinsam mit seinen Söhnen in brünstigem Gebet geruht."

Er konnte von Erregung überwältigt nicht weiter sprechen.

Slavina drückte ihr Haupt fest gegen seine Brust.

Man hörte Waffenlärm, verworrene Stimmen durcheinanderrufen.

Heinrich griff an sein Schwert. Doch im selben Augenblick ließ er die Hand wieder sinken, indem ein Strahl des Triumphes über sein Antlitz glitt.

„Heinrich, Heinrich, heil Heinrich, dem Obotriten!"

Die Thore öffneten sich und herein stürzte der erregte Haufe, die bloßen Schwerter in den Händen.

„Die Burgen sind unser. Das Land unterwirft sich Dir. Die Priester sammeln sich aus ihren Verstecken — sie nahen!" so rief es durcheinander.

Slavina glaubte zu träumen. Heinrich blickte lächelnd, fragend zu ihr nieder.

„Du, Heinrich?" flüsterte sie.

„Slavina, bin ich ein Verräther?"

„Mein Herr und mein König!"

Er zog sie mit sich die Stufen zum Thronsessel empor.

Blitzenden Auges empfing er die Insignien seiner fürstlichen Gewalt.

Nun stand er vor Slavina, wie sie ihn oft im Traume gesehen.

Die Reihen theilten sich. In feierlichem Aufzuge nahte die Geistlichkeit, das Kreuz vorantragend.

Heinrich beugte sich tief vor demselben.

„Gelobt sei Gott," sagte er, indem er es ehrerbietig küßte.

Der Priester hielt es auch Slavinen hin.

Digitized by Google

Sie bebte zurück.

„Slavina," sagte Heinrich, „das ist mein Glaube, mein Gott, der Gott, der alles zum Heile führt."

Mit einer Miene unbeschreiblicher Hingebung neigte sie sich herab und küßte das Kreuz.

„Genossen, das ist eure Königin, eure christliche Königin," rief Heinrich mit verhaltenem Jauchzen.

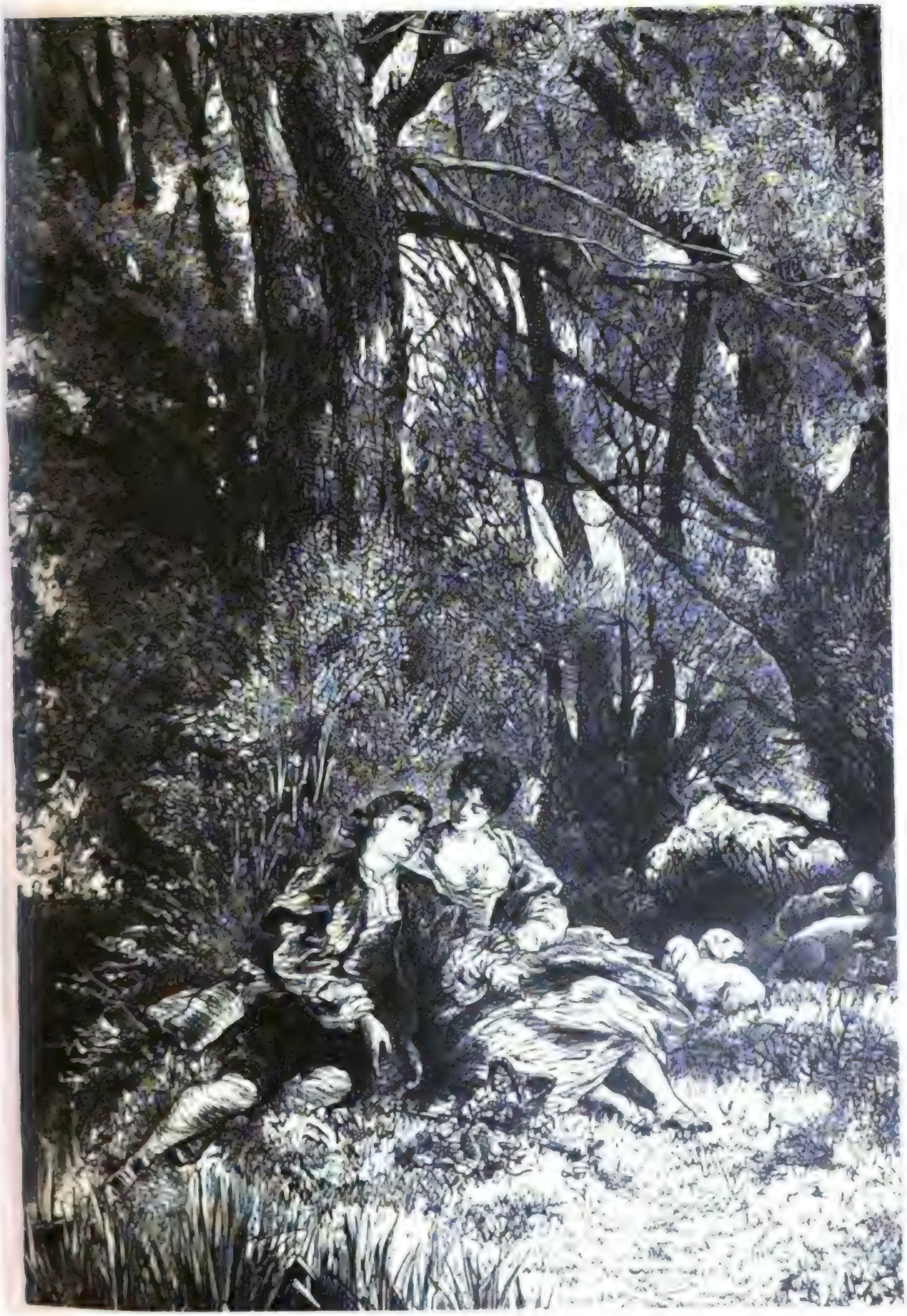
Brausender Jubelruf durchtoste den Saal.

„Heil, Heinrich! Heil, Swantibors Tochter, unserer schönen Fürstin!"

Heinrich erwiderte leuchtenden Auges:

„Ehre sei Gott und Heil dem Lande der Obotriten."

Digitized by Google



Ein Schäfer-Idyll.

Nach dem Originalgemälde von V. Weishaupt.

Digitized by Google

Wie schreibt man Romane?

Eine Plauderei von E. von Wald-Zedtwitz.

Er trat etwas erhitzt ein, verneigte sich und ließ sich schweigend ihr gegenüber am Kamin nieder.

„Werden Sie mir die Ehre erweisen, heute Abend den Thee bei mir zu nehmen, oder zieht es Sie wieder nach dem Klub?"

Die Frage hätte ebensogut auf eine andere Weise gestellt werden können, vielleicht so:

„Wenn Sie heute Abend den Thee nicht bei mir nehmen wollen, sondern wieder zu Ihren Freunden in den Klub gehen, dieser unangenehmsten aller Einrichtungen des 19. Jahrhunderts, so werde ich ernstlich böse werden und Sie brauchten gar nicht — ach nein, lange nicht — oder in der nächsten Zeit wenigstens nicht wieder bei mir zu erscheinen."

Die Blicke, welche die wirklich gesprochenen Worte begleiteten, der etwas gereizte Ton, in welchem sie dem kleinen, ganz charmanten Mündchen entquollen, ließen diese Deutung zu. Es erfolgte keine Antwort, nur verursachten sie bei dem Gefragten ein wunderbares Rollen mit den Augen; es lag in diesen Rollen etwas ganz Verzweifeltes.

„Nun, ich bitte sich gütigst zu entscheiden, denn sonst — sonst —"

Der Redefluß kam ein wenig ins Stocken. Das „sonst", oder vielmehr das, was diesem „sonst" folgen sollte, ließ auf sich warten, als ob es der schönen Sprecherin noch nicht klar wäre, was überhaupt folgen sollte.

„— sonst fahre ich in das Theater und nehme nachher meinen Thee bei Gräfin Lucedorsky."

„Ach!" war die Antwort. Dies „Ach" klang wie der Gurgellaut eines Ertrinkenden.

„Mein Herr, ist Ihr „Ach" auf meine Frage eine Antwort? Sprechen Sie Deutsch, Französisch, Englisch, reden Sie mit mir in den musikalischen Tönen Italiens, wählen Sie eine todte Sprache. Sie wissen, ich kenne meinen Homer, meinen Tacitus, ja selbst die Klänge Judas können Sie ertönen lassen, auch im Hebräischen bin ich bewandert, aber die Sprache der „Ach's", der „O's" verstehe ich nicht."

Sie klingelte; Johann erschien. „Bringen Sie keine Tassen." Johann ging.

Noch immer keine Antwort, nur unterdrückte Seufzer. Jetzt stand sie auf.

„Gut denn — ich fahre! Ich frage Sie, mein Herr, warum Sie sich eigentlich hierher bemühten?" — „Um zu heiraten?" — „Hei — heiraten! Ha, ha, ha, ha! Darf ich wohl so unbescheiden sein und zu fragen, wer die Beglückte ist?" — „Sie." — „Sprechen wir von etwas anderem." — Sie klingelte, Johann war wieder da. — „Johann, zwei Tassen!"

Er lächelte und seufzte nicht mehr. „Was treiben Sie jetzt, mein

Digitized by Google

Herr?" — „Ich erlaube mir Sie anzusehen." — „Mein Herr, das ist der reine Müssiggang, ich meine, womit verkürzen Sie Ihre Zeit, schreiben Sie ein Lustspiel?" — „Ich hatte ein solches angefangen, ich fürchte es wird ein Trauerspiel." — „Wohl möglich bei einem Manne, der die Sprache so wenig in der Gewalt hat wie Sie, mit „Achs" allein ganze Scenen füllt, der kann kein Lustspiel schreiben. Also ein Lustspiel schreiben Sie nicht, was denn?" — „Ich denke über einen Roman nach." — „So, der ist interessant, ich lese einen guten Roman lieber wie ich das beste Lustspiel sehe; so viel Unwahrheit auch im Roman vorkommt, so ist er doch noch immer wahrheitsgetreuer wie das natürlichste Lustspiel. Ich denke es mir nicht leicht einen Roman zu schreiben." — „Durchaus nicht." — „Schöpfen Sie aus dem Leben?" — „Natürlich." — „Kopiren Sie Gestalten?" — „Mit Vorliebe." — „Durchleben Sie Ihre Romane?" — „Zuweilen."

Sie fuhr ein wenig aus ihrem bequemen Sitze auf. „So?"

Das „So" klang scharf.

„Sie müssen interessante Begegnungen gehabt haben, mein Herr, ich las erst gestern Ihre „Frau in Seide", hm, hm, es ist noch Zeit, ich sollte — ich sollte am Ende doch noch in die Oper fahren. Johann, den Kessel hierher, er ist nun einmal da, vorher eine Tasse, mein Herr, wenn auch der erste Akt vorüber ist. Nun sagen Sie mir nur, wie kommt man denn eigentlich darauf, einen Roman zu schreiben; ich habe keinen Begriff davon, wie ein sonst ganz ruhiger und vernünftiger Mensch den Gedanken fassen kann, einen Roman zu schreiben." — „Sie meinen also, daß ein wenig Unvernunft dazu gehört?" — „Meine Ansicht." — „Gestatten Sie, Gnädigste, Ihren Ausspruch dahin zu modifiziren, daß ich zugebe, es gehört in den meisten Fällen ein wenig Unernunft dazu, einen Roman zu erleben." — „Mein Herr! Johann das Wasser ist zu kalt in den Kessel gegeben, es dauert ja entsetzlich lange, bis es kocht, wenn es so langsam geht, versäume ich auch noch den Anfang des zweiten Aktes. Nun also beichten Sie mir einmal, wie Sie einen Roman beginnen, fortsetzen und vollenden; nach dem was Sie mir vorher zugegeben, muß es doch eine Beichte werden?" — „Gewissermaßen ja!" — „Also nun beginnen Sie." — „Die Hauptsache ist bei meinem Romane der Stoff." — „Ha, ha, ha, sehr gut, süperbe; also ein Romanschriftsteller ist zuweilen um den Stoff verlegen?" — „Ich nie — niemals, ich versichere Sie." — „Nun, was nehmen Sie für einen Stoff?" — „Stets die Verherrlichung der Liebe, gekrönt durch eine glückliche Ehe!" — „Und dabei sind Sie noch unvermält? Ich denke, Sie durchleben Ihre Romane selbst?" — „Den Anfang nur, meine Gnädigste, das gute Ende überlasse ich meiner regen Phantasie. Wäre es nicht auch so besser, bedenken Sie, wenn ich —" — „Schweigen Sie!" — „Wenn ich alle meine Flammen, die im Romane — —" — „Schweigen Sie, schweigen Sie!" — „Wenn Sie sich die Ohren zuhalten, Gnädigste, dann bin ich außerstande Ihnen meine Romantheorie weiter zu entwickeln." Die zarten weißen Händchen sanken von den rosigen Ohrmuscheln herab. „Stoff ist also vorhanden. Die Verherrlichung der Liebe — die erste braucht es doch nicht zu sein — —?" — „O weh, nein, die erste Liebe ist ja stets ein mit Zucker überstreutes Phantom, ist der Zucker verbraucht, ist auch

Digitized by Google

das Phantom entschwunden." — „Also eine solide —" — „Aber nicht zu solide —" — „Eine reifere, sagen wir gediegenere Liebe, gekrönt durch eine glückliche Ehe!" — „So soll es sein." — „Den Schluß überlassen Sie der Phantasie, war es nicht so?" — „Bis jetzt war es der Fall, doch will ich es nicht als Regel aufstellen." — „Was kommt nun?" — „Naturgemäß beginnt die Suche nach der Heldin." — „Haben sie dafür eine Schablone? Groß, schlank wie eine Tanne goldlockig wie der Sonnenstrahl, blauäugig wie blühende Vergißmeinnicht, Purpurlippen, Zähne wie Elfenbein, Füßchen, die keine Füßchen mehr sind, fromm, gut, klug, musikalisch, belesen, kurzum eine Musterkarte der Schöpfung innerlich und äußerlich." — „Wo denken Sie hin?" — „Oder verfallen Sie in das Gegentheil, lassen Sie an Ihrer Heldin im Anfange kein gutes Haar; sie ist häßlich wie die Nacht, ein Fuchskopf der abscheulichsten Farbe, halb verwachsen, ein bodenlos schlechter Charakter und dann begegnet diesem Ausbund aller Untugenden ein Mannsbild, was so arrogant ist, aus diesem Wesen durch die Allmacht seiner allerhöchsten, alles beglückenden Liebe zum Schluß ein Engelsbild zu machen. Die rothen, strähnigen Haare werden goldige Locken, die Katzenaugen leuchtende Sterne, der Wuchs wird schlank und ebenmäßig, das Plus, das die ungnädige Mutter Natur diesem Geschöpf mit auf die Welt gegeben, schrumpft vor den Augen des Lesers, jemehr es geliebt wird, sichtlich ein, alle Tücke ist von ihr genommen, ein Engel, ein reiner bildschöner Engel läuft schließlich und wirft sich thränenden Auges in die ausgebreiteten Arme eines eingebildeten Mannes, das heißt, wenn er die Gnade hat, überhaupt sich die Mühe zu geben, seine Arme auszubreiten." — „Erlauben Sie, gnädigste Baronin, solche Heldinnen schreiben nie Damen." — „Natürlich Frauenschultern sind ja nur da, um gedrückt zu werden, nun beschreiben Sie mir Ihre Heldin Ihres neuesten Romans. Aber wahr, nur wahrheitsgetreu, nur keine idealisirten Gestalten!" — „Ganz wahr! Parole d'honneur!" Er lehnte sich bequem in den Sessel zurück. „Doch wir greifen vor; ehe wir die Heldin einführen, müssen wir den Schauplatz Ihrer Thätigkeit doch kennen." — Ganz bestimmt." — „Die Umgebung ist charakteristisch für sie, nicht wahr, meine Gnädigste?" — Eine Neigung des Kopfes war die zustimmende Antwort. Die Augen ihres vis-à-vis machten eine Promenade durch das Zimmer. „Ein eleganter Salon, nicht altmodisch, nicht stilvoll eingerichtet, ein reizendes Durcheinander von Zeugen einer alten und einer neuen Zeit, an jedem Stücke eine Erinnerung, ein Spiegel, geschnitzt, schwer im Rahmen, in dem schon die Großmutter ihr jugendfrisches Gesicht betrachtete, ein Schreibtisch, an dem ein anderes liebes Mitglied der Familie saß, schrieb und träumte, ein Nähtisch, der aus frühester Mädchenzeit der Besitzerin stammte, Sessel, Sophas, klein, groß, niedlich, bequeme und unbequeme; Blumen, wohlgepflegte Blumen, tausend unnennbare Kleinigkeiten, Geschenke von Freunden und Verwandten, Bilder und Rahmen, auf leichten Staffeleien, das eine oder das andere vielleicht von der zarten Hand der Eigenthümerin des traulichen Heims selbst gefertigt. Ein Oelgemälde am Ehrenplatze gerade dem Lieblingsplatz der Herrin gegenüber —" — Sie blickte auf, warf einen langen Blick auf das Gemälde der Hauptwand des Zimmers. „Es stellt einen

Digitized by

würdigen Herrn im vorgerückten Alter dar, den die Herrin — —" Sie seufzte leicht. „Vielleicht liebte, sicherlich verehrte —" rief sie scharf betont. — „Vielleicht ihm auch auf einige Zeit angehörte; wer mag es wissen, warum sie ihm die Hand gereicht?" — „Aus grenzenloser Verehrung, mein Herr." — „Gut, nehmen wir es an. Jetzt ist sie frei. Die Trauerschleife, die sich um den Cypressenzweig schlingt, der in der Vase neben dem Bilde steht, deuten darauf hin, daß es so ist und daß sie ihn noch nicht vergessen." — „Ihre Heldin ist also Wittwe?" — „So ist es, ich liebe Wittwen als Heldinnen meiner Romane ganz besonders." — „Entschuldigen Sie, der Thee ist fertig" — Sie reichte ihm eine Tasse und er trank. — „Ich danke, ganz vorzüglich. Darf ich nun fortfahren, oder haben Sie das Interesse an dem Romanrezept verloren? Mein Gott, ich halte Sie auf, der zweite Akt —" — „Johann, ich fahre nicht, lassen Sie die Pferde in den Stall führen." — Er fuhr fort. „Weiche Teppiche, in denen der Fuß lautlos versinkt, verstehen sich von selbst, ebenso der wunderbare, undefinirbare Duft, der den ganzen Raum durchweht, man weiß nicht, ob er den Blumen oder der Herrin entströmt." — „Ha, ha. Sie kommen auf Professor Jägers Theorie." — „Ich stimme Ihnen bei." — „Sie sind ein Neuerer, alles Neue zieht Sie an." — „Ein wenig, doch alte Bekanntschaften halte ich fest." — „Wir schweifen ab; bleiben wir bei der Sache." — Er verbeugte sich zustimmend. „Ein lodernder Kamin versteht sich von selbst, der elegante Salon einer Wittwe — einer jungen selbstverständlich — ist ohne diesen nicht zu denken, die Flammen züngeln nur matt, die Scheite glimmen kaum. Düster sieht er hinein." — „Ein „Er" ist also auch dabei?" — „Können Sie sich wohl einen Roman ohne einen solchen denken?" — „Wie sieht er aus?" — „Bitte, alles zu seiner Zeit, auch diesen „Er". — „Wie wunderbar bescheiden." — Sie rümpfte spöttisch lächelnd das Näschen. „Er nimmt die Zange — sehen Sie so — starrt noch immer auf einen Punkt, dann zuckt ein unbestimmtes Etwas durch seine Finger —" — „Schöngeformte Finger?" — „Bitte, nachher." Er streifte mit einem Augenblick seine Hand. „Sie mögen übrigens richtig vermuthet haben — also schöngeformte Finger. Mit einem Schlage loderte die wabernde Lohe auf und wirft ihren vollen Schein auf die Heldin." — „Ha, wie das blendet, die Hitze ist ja unerträglich." — Sie rückte den Stuhl ein wenig von dem Kamine ab und hielt die Hand vor die Augen. — „Was beleuchtet nun die Flamme?" — Auch er schob seinen Sessel zurück und vertiefte sich in den Anblick seines vis-à-vis; sie sah lächelnd zu ihm hinüber. „Meine Heldin, die eben jetzt im rothen, phantastischen Schimmer nachlässig in dem Sessel hingegossen liegt, zeigt einen Fuß — einen Fuß — —" Ihr zartes Füßchen, welches sich etwas unvorsichtig unter dem Saume des Kleides vorgewagt hatte, wurde schnell zurückgezogen. „Klein, allerliebst, bekleidet mit einem — oh nun hab' ich's vergessen — —" Er blickte zur Erde nieder, das Füßchen war und blieb verschwunden. — „Ich glaube — wie sagen wir, bekleidet mit einem seidenen Strumpf couleur à la mode und einem Schuhchen von Goldkäferleder — süperbe, ganz entzückend!" — „Wer wird sich bei den Füßen so lange aufhalten, mein Lieber? Sie werden weitschweifig, ich bitte weiter, halten

Digitized by Google

Sie die Spannung doch nicht gewaltsam auf." — „Schlank ist sie wie —" — „Keine Vergleiche, sie stimmen alle nicht." — „Gut denn. Sie ist schlank, dabei gerundet — —" — „Ich bitte weiter, weiter, der Kopf?" — „Sitzt frei auf königlichen Schultern, er ist klein, schön geformt, die Stirn ist hoch, die Nase klassisch, wenn sie erregt ist, bewegen sich die Nasenflügel ein ganz klein wenig wie die Fittiche eines Schmetterlings — —" — „Ha, ha, das muß ja göttlich sein!" — „Die Augen gleichen dem leuchtenden Glühwurm —" — „Ha, ha, um Mitternacht, ha, ha." — „Das Mündchen einer Kirsche." Jetzt rief sie dazwischen: „Das Haar lockt sich in brauner Fülle ꝛc. Da haben wir die Heldin, wie wir sie alle Tage in jedem Romane finden!" Er sah sie lächelnd an. „Entschuldigen Sie, es ist goldfarben, fast roth" — „So, so —" Sie erhob sich, that einen Gang durch das Zimmer und blieb an dem Spiegel stehen, in dem sich zufällig auch, gerade wie in der beschriebenen Scenerie des Romans, ihre Großmutter schon spiegelte, als sie noch ein ganz junges Mädchen war. Sie lächelte ein wenig. „Ja, ja es stimmt", flüsterte sie leise und setzte sich wieder nieder. „Nun kämen wir zu dem Charakter, nicht wahr, mein Herr?" — „Der ist nun äußerst schwierig zu beschreiben, er muß sich durch Thatsachen beweisen, dem Leser selbst bekannt machen. Hier heißt es: Thaten sprechen." Sie nickte und sah ihn mit den funkelnden Glühwurmaugen durchdringend an. „Soll ich Ihnen dabei vielleicht ein wenig zur Hand gehen?" — „Es wäre mehr als liebenswürdig." Er seufzte erleichtert auf, sie fuhr fort mit schalkhafter Betonung. „Es ist gefährlich einen Frauencharakter zu skizziren, nicht wahr?" — „Mehr als das." Sie sah jetzt äußerst feierlich aus. „Nun also — gut von Herzen —" — „Sehr gut!" fiel er begeistert ein. „Ein wenig eigensinnig!" — „Ja ganz recht!" Sie konnte einen leichten Spott nicht unterdrücken. „Lieben Sie das?" — „Im Roman immer, weniger im Leben, doch es soll gut sein." — „Besonders den Männern gegenüber, glauben Sie mir, ein Mann, der eine Frau hat ohne diese Eigenschaft, ist zu beklagen, er sinkt unfehlbar in wenigen Jahren zum grausamsten Egoisten herab." Er zuckte die Achseln ein klein wenig. „Mag sein." Die beiden Worte waren nur mit halber Ueberzeugung gesprochen. „Ein wenig gefallsüchtig soll die Heldin sein, ist Ihnen das genehm?" Er schwieg und sie fuhr fort. „Natürlich, denn daraus entstehen die Konflikte." Er sprang auf, zwei Gänge durch das Zimmer machend, dann setzte er sich vollkommen ruhig wieder nieder. „Natürlich die Konflikte, ohne diese kein Roman." — „Selbstverständlich setze ich voraus, daß sie nicht all' zu ernster Natur sind, daß sie die Einbildungskraft des Mannes oder des Verehrers dieser Heldin und durch seine grundlose Eifersucht hervorgerufen." Er biß sich auf die Lippen, in diesem Augenblick flog etwas in das Feuer des Kamins. „Was thun Sie? Mein Herr, ich bitte, Sie vergreifen sich an fremden Eigenthum." Sie nahm den Feuerhaken und versuchte das kleine Bildchen des Husarenlieutenants von Solenbecher vom Flammentode zu erretten. Es wollte nicht gelingen, das Gesicht des Adonis im rothen Schnürenrocke schnitt aber schon eine schreckliche Fratze und zerfiel bald darauf in Asche. „Pardon, Gnädigste, ich that es in der Zerstreuung." Er sah ärgerlich aus, als er das sagte. „Ihre Zer-

Digitized

ſtreuung iſt übergroß, mein Herr.“ Sie nahm die Schale, auf der noch mehr Bilder lagen und ſetzte ſie beiſeite. Er ſtotterte, er war verlegen. „Entſchuldigen Sie, ich war ganz bei dem Roman, bei den Konflikten.“ Der kleine Fuß zeigte ſich wieder und ſtampfte ein wenig ungeduldig den Boden. „So weit ſind wir aber noch nicht; ehe wir zu den Konflikten kommen, müſſen wir erſt den Helden betrachten, denn er iſt wohl in den meiſten Fällen die Urſache derſelben.“ Er nickte, ſie fuhr fort. „Geſtatten Sie, daß ich nun den Helden einführe.“ Eine zuſtimmende Bewegung des Kopfes ihres Gegenüber war die Antwort. Jetzt war ſie es, welche ihre Augen ſpöttiſch über ſeine Geſtalt gleiten ließ. „Ich beginne mit den inneren Eigenſchaften, ſie ſind den Frauen die Hauptſache, da der Held durch ſeine Einwirkung auf das andere Geſchlecht faſt immer die Konflikte hervorbringt, ſcheint mir dies gerechtfertigt, er iſt und bleibt doch der Störenfried.“ — „Wollen Sie damit ſagen, daß Frauen tiefer blickend, nicht ſo oberflächlich ſind, als die Männer, daß ſie ſich weniger von den äußeren Eindrücken beherrſchen laſſen?“ — „Auf meine perſönliche Anſicht kommt es dabei gar nicht an, ich bitte bleiben wir bei der Sache. Mein Held — —“ — „Ihr Held?“ — Es flog freudig über ſein Geſicht, ſie erröthete ein wenig, ein leichtes Zucken ihrer ſchönen Schultern war zu bemerken. „Sie ſind ein Wortklauber, alſo der Held meines Romans —“ Er hüſtelte. „Unſeres Romans.“ — „Nun gut, unſeres Romans, iſt ein Durchſchnittsmann, mit allen Fehlern und einem kleinen Theile von Vorzügen dieſes, des ſogenannten ſtärkeren Geſchlechts.“ — „Warum wollen Sie die Fehler dem Leſer zuerſt vor die Augen führen?“ — „Aus dem einfachen Grunde, weil ſie überwiegend ſind und die wenigen Vorzüge, wenn ich dieſe ſpäter aufführte, einfach erdrücken würden!“ Er ſeufzte tief. „Das muß ein fehlerhafter Held ſein, aber umſo beſſer, er wird an Intereſſe gewinnen, wenn ſeine Wandlung zum Guten durch die Heldin in glänzender Weiſe ausgeführt wird. Sie bekommen ſich doch, nicht wahr?“ — „Sie vergeſſen, mein Herr, daß Sie ſchreiben, nicht ich. Sie müſſen es alſo wiſſen.“ — „Alſo ich allein hätte die Schickſalsfäden in der Hand?“ Sie erröthete. „Nein, nein, ich intereſſire mich doch zu lebhaft für die Geſchichte, daß ich auch einen Antheil an dem Gange der Handlung für mich beanſpruche. Doch Sie kennen meinen Helden noch nicht.“ — „Ganz Ohr, äußerſt geſpannt.“ — „Mein Held iſt gewohnt die Welt durch ſeine Brille anzuſehen, er iſt zuweilen eigenſinnig, verwöhnt, einſeitig in ſeinem Urtheil, nur von ſich eingenommen; vor allen Dingen hält er ſich für unwiderſtehlich.“ — „Das wage ich — —“ — „Zu bezweifeln etwa? Mein Herr, wie kommen Sie dazu die Charaktereigenſchaften meines Helden zu bezweifeln. Sie kennen ihn ja gar nicht?“ Er hatte ſich bei den letzten Worten erregt erhoben, doch ließ er ſich geduldig wieder nieder und ſah ihr lange und anhaltend in das Geſicht. „Nun bin ich auf die guten Eigenſchaften geſpannt, es bleibt ja für dieſelben kaum noch ein Plätzchen übrig.“ — „Hören Sie nur, er iſt eine Seele, von Herzen gut —“ — „Mit oder ohne den bekannten Beigeſchmack?“ — „Ohne, mon cher, im Gegentheil er vereint — ein ſeltener Fall — mit angeborener Herzensgüte einen ſcharfen, weitblickenden Verſtand, inſofern ſeine

Digitized by Google

Unwiderstehlichkeit damit nicht in Konflikt geräth." — „Hm, hm, was noch?" — „Er wäre nie imstande etwas Unehrenhaftes, etwas was gegen Takt, Zartgefühl verstieße, zu begehen, er ist ein aufrichtiger Freund seiner Freunde." — „Das ist er, ja, wahrhaftig!" — Sie lehnte sich etwas zurück und spielte nachlässig mit der Quaste des Sessels. „Doch Frauen gegenüber ein wenig flatterhaft, sehr flatterhaft." — „Es ist wunderbar, wie Sie sich für meine Figur interessiren; bekommt er eine Gattin, so bessert er sich ganz bestimmt." Sie sah etwas ungläubig in die Flamme. „Nun und sein Aeußeres?" — Er stand auf, jetzt war er es, der sich wie zufällig vor den Spiegel stellte. „Nicht übel, nicht wahr?" Sie lachte. „Lassen wir das Aeußere dahingestellt sein, auf das Aeußere kommt es bei dem Manne gar nicht an." Er lächelte bedeutungsvoll. „Wenn aber ihr Held nun ein klein wenig verwachsen wäre, wenn er schielte, wenn Mondschein auf seinem Schädel läge — —?" — „Hören Sie auf, hören Sie auf —" Wieder glitt die Quaste langsam durch ihre schmalen Finger, dabei ruhte ihr Auge mit Wohlgefallen auf dem Sprecher. „Einen solchen Helden, würde ich bei allen seinen inneren Vorzügen nicht wählen." — „Aha, also, das stolze, vielgenannte Wort: „Auf das Aeußere des Mannes kommt es gar nicht an", trifft doch nicht immer zu." Sie seufzte und blieb die Antwort schuldig. „Aber wollen Sie sich nicht wieder setzen?" Er folgte gehorsam ihrem Winke. Ihr Gesicht legte sich in ernste Falten. „Die Scenerie ist da, den Helden und die Heldin kennen wir, was soll nun vorgehen?" Ihr Auge schweifte etwas unsicher bald über seine schlanke männliche Gestalt, bald über die Gegenstände ringsumher. Da sie noch keine Antwort erhielt, verharrte sie in demselben Schweigen und machte sich am Theekessel zu schaffen. „Einen Augenblick Geduld, es ist nicht leicht das erste Wort zu Papier zu bringen, denn oft liegt schon im nächsten Satze, den man niederschreibt, eine unüberwindliche Schwierigkeit für den ganzen Verlauf der Geschichte — man wählt falsche Farben, giebt eine unrichtige Richtung an, es entsteht ein Zerrbild, was nur allzuschwer wieder einzurenken ist. Soll der Roman humoristisch angehaucht sein, soll er eine düstere Färbung erhalten?" — „Ich finde die Erzählungen am interessantesten wo Ernst und Scherz, Scherz und Ernst sich angenehm ergänzen." — „Ein Durchschnittsroman also?" — „Er ist der wahrheitsgetreueste, an einzelnen leidenschaftlichen Erregungen darf es natürlich nicht fehlen." — „Selbstredend, sonst würde er ja entsetzlich langweilig sein." — „Ich bitte um einen Augenblick Bedenkzeit, Sie wissen, meine gnädigste Baronin, wie wichtig der Anfang ist." — „Ich harre geduldig." Eine Pause entstand, man hörte nur das Knistern der Flammen im Kamin und das leise, rhythmische Tick-Tack der alterthümlichen Pendüle auf dem Gesims. Wie ein Seufzer rang es sich aus seiner Brust. Die Augen verschlangen fast die junge Frau. Sie schlug die Lider mit den langen Wimpern nieder, die Quaste hatte heute viel zu dulden. „Hm, hm, so, jetzt lege ich das Papier zurecht, gut gefalzt, die Blätter peinlich zugeschnitten, die Feder ist schon eingetaucht, der erste Buchstabe starrt mir schon von der weißen Fläche glitzernd in seiner schwarzen Feuchtigkeit entgegen. Es ist ein „E"." — „Ha, ha, das ist freilich noch nicht viel." — „Doch immerhin schon etwas. Nun

Digitized by Google

geht es los: Es war —" Sie lachte auf und fuhr fort: „ein stiller Winterabend —" nun er, „der Schnee fiel immer dichter", nun sie, „so daß es niemanden in den Sinn kam" — „wer nicht unbedingt draußen zu thun hatte" — „sein Zimmer zu verlassen." Beide lachten. „Bravo, Bravo!" erklang es gemeinschaftlich aus beider Munde. Dann rief er heiter: „So, nun bin ich im Gange, nun überlassen Sie mir die Zügel. Leer die Straßen, leer die Plätze, nur dort an der Ecke ein halbverschneiter Pudel, der unter dem Schnee sich mühsam einen Knochen suchte. Der Pudel illustrirt, man sucht ihn, nicht wahr, sehen Sie, wie sich sein schwarzes Fell vom weißen Schnee abhebt, wie einzelne der Kristalle in seinen Locken hängen bleiben? Die trübe Gaslaterne, der fahle Schein des Mondes versteht sich von selbst. Sie haben genug Phantasie, um sich das alles vorzustellen. Nur nicht zu viel Scenerie, nur nicht zu viel Landschaft und wäre es Schneelandschaft mit Mondschein beschienen." — „Ganz meine Ansicht, kommen wir zur Sache!" Sie war ein wenig ungeduldig, das Füßchen zeigte sich wieder und dokumentirte, daß seine schöne Besitzerin nicht ohne Nerven war. „Oben in der ersten Etage eines aristokratischen Hauses durch rothseidene Gardinen —" — er sah nach dem Fenster — „die Farbe stimmt", flüsterte er leise, „fällt ein gedämpfter Rosenschimmer auf die Straße. Sehen Sie den Rosenschimmer im Schnee, natürlich bleibt er nicht nur auf den Bettfedern der Frau Holle haften, nein er fällt tiefer, immer tiefer, bis in das Herz des jungen Mannes! Sie können sich das wohl denken!" — „Bestimmt, aber vorläufig ist nur der Pudel da, von einem jungen Mann ist noch gar keine Rede, er sitzt bestimmt noch im Klub, vergißt über Kartenspiel, Stadtklatsch und — brrr — Bier und Cigarren, daß er versprochen hat, da wo der Rosenschimmer so malerisch auf die Straße fällt, pünktlich um 7 Uhr sich einzustellen." — „So ist's, das ist ja eben gerade ein Motiv, was eingeführt wird. Er kneipt, pardon, mille pardon, der abscheuliche Ausdruck, den ich schriftlich niemals gebrauche, entschlüpfte mir!" Sie seufzte; „den Klub, den Klub, den muß der Held sich abgewöhnen." — „Er hörte die Glocken auf St. Maria schon 1/2 8 Uhr schlagen, er stürmt durch den Schnee, verliert seinen linken Ueberschuh —" Sie bückte sich ein wenig und sah seinen rechten nassen Stiefel. „Ich würde ihn den anderen verlieren lassen." — „Gut, verliert also seinen andern Ueberschuh, erblickt das Haus, sieht den Rosenschimmer, starrt hinauf, geräth in Verzückung —" Er nieste ein-, zwei- nein viermal, dieses unabweisliche Naturereigniß unterbrach seinen begeisterten Redefluß. Sie dämpfte ihre sonore Stimme und rief mit Pathos: „Und holt sich einen Schnupfen!" — „Richtig bemerkt, meine Gnädigste, doch es wird vorübergehen. Nun klingelt er wie rasend, eilt die Treppe hinauf; der Mantel, der beschneite Hut und der verwittwete Ueberschuh fliegen in alle Ecken, er stürmt hinein — zu ihr. Wonnige Wärme strömt ihm entgegen, Düfte, undefinirbar, umwehen ihn, ein Etwas, eine wunderbare traute Heimlichkeit umfaßt ihn, er ist glücklich, er fühlt sich so wohl, so unendlich wehe!" Hatzi! Hatzi! nun noch dreimal Hatzi! „Trotz seines Schnupfens!" fällt sie lachend ein. Er läßt sich nicht aus dem Feuer bringen. „Loderndes Kamin, davor sie, reizend, entzückend, hingegossen, umspielt

Digitized by Google

von allen verklärenden Lichteffekten. Sie erhebt sich nicht, sie thut als ob sie zürne wegen der Verspätung im Klub; er weiß, daß sie nur so thut —" — „Sie sind dessen so sicher? Halt, halt der Held wird arrogant; seine eingebildete Unwiderstehlichkeit kommt zu früh zutage; er darf sich nicht gleich im Anfange zu sehr decouvriren." — „Er ist dessen sicher, er läßt sich auch am Kamin nieder, ihr gegenüber, rückt dicht heran, ihr Anblick macht ihn stumm, starr, sie ist zu schön, zu lieblich, seine Augen verschlingen sie, seine Lippen sehnen sich nach ihren Lippen; er springt auf, er liegt zu ihren Füßen, faßt ihre weiße Götterhand, springt wieder auf, und — und — und — küßt sie beinah todt!" Sie war nicht fähig ein Wort hervorzubringen, denn seine Lippen verschlossen ihren Mund wie mit sieben Siegeln, so sehr sie sich im Anfang auch dagegen wehrte, endlich gab sie sich dem süßen Rausche hin und es dauerte lange, ehe er sie wieder frei gab. „Mein Herr, der Roman ist viel zu kurz, kaum angefangen, bekommen sich ja schon die Helden." — „Rosita, angebetete Rosita, in der Ehe spielt er weiter, die Eheromane sind ja bekanntlich die allerinteressantesten." Sie seufzte auf, ihr Auge ruhte liebevoll auf ihm, der noch immer zu ihren Füßen lag, die Hand fuhr langsam durch sein blondes Lockenhaar: „Du lieber, böser Mann, was wird die Heldin da noch erleben müssen"

Kleinstädtische Briefe.

Klein-Wintersleben, Dezember 1884.

Ein jüngerer Freund von mir hat vor kurzem aus dem, etwas sehr prosaischen, aber unzweifelhaft gleich sehr triftigen Grunde geheiratet, um nicht mehr im Wirthshause speisen zu müssen.

Etwa vier Wochen später nach der Heimkehr von der unvermeidlichen Hochzeitsreise lud er mich mit andern Freunden zu Tische.

Die Tafel war vorzüglich beschickt. Tafelzeug, Silber, Glas, Porzellan strahlte von Sauberkeit. Mit feinem Geschmack, mit sinniger Anmuth war alles geordnet; die Speisen kamen aus kundiger Hand, die Bedienung geschah mit geräuschloser Akkuratesse. Eine duftige Schaale Kaffee, eine ausgesuchte Cigarre krönten das Werk.

Neid im Herzen, verließ ich den Freund. Mein sonst sehr trauliches Junggesellenheim kam mir an dem Abend recht öde vor.

Man überwindet das indeß. Was man nicht begehrt, entbehrt man nicht. Darin liegt die ganze Lebensweisheit. Und wenn man Junggeselle geblieben ist nicht aus der Nothwendigkeit, die in äußeren Verhältnissen begründet war, sondern mit Bewußtsein aus persönlichem Bedürfniß und Vernunftgründen, so begehrt man der Freuden der Ehe nicht, entbehrt sie also auch nicht. Mitunter freilich, da ist's doch, als flackerte ein Flämmchen Reue auf, nicht auch gefreit zu haben. Ein Flämmchen, auflohend in Momenten, wie der nach dem Mahl am häuslichen Herd des Freundes, aber rascher noch, wie es emporlodert, wieder verlöschend, fügt es die Bosheit des Zufalles, daß man auf den häuslichen Tisch desselben Freundes, den man ob seines Komforts am Eheherde beneidet, der Hausfrau unvermuthet einen Blick werfen kann, wie es mir geschah.

Digitized by Google

Ich begriff nach diesem einen Blick, warum der Freund jede Gelegenheit, wieder an der Wirthstafel zu speisen, begierig wahrnahm. Ein Ding, das mir sonst nach jenem Festmahl in seinem Hause wohl für immer ein Räthsel geblieben wäre. C. Sp.

Kleine Bosheiten.

In gesellschaftlichen Apophthegmen von Susanna Gräfin S—z.

Wie unserm Magen Melonenschnitte ohne Pfeffer widerstehen, so verdaut die Gesellschaft keine larmoyante Sentimentalität, keine reinen Gefühlsbaisers.

Mit dem Reste vorlieb nehmen, den ein anderer stehen ließ — das zu thun, sind von hundert Männern neunundneunzig ohne viel Besinnen bereit, wenn die Schüssel nur gut vergoldet ist.

Die Schätze, die die Frauen zu vergeben haben, unermeßlich? Mythus! Von Anbeginn der Welt bis zur heutigen Stunde haben freilich die Männer ihn geglaubt, glauben sie ihn.

Kirchlich fromm sein, ist, streng genommen, eine Dummheit, aber sie hat ihren Vorzug in der behaglichen Bequemlichkeit.

Wer mich haßt, malt mein Charakterbild am treffendsten.

Wetterbeständige Schönen, die in der Liebe nur ein reizendes Naturspiel sehen, das einer moralischen Messung gar nicht unterliegt, sind in vielen Salons nothwendige Karyatiden, an die sich die Männer anlehnen können.

In der Gesellschaft ist Humor geistige Vornehmheit. Das heißt jene Freiheit des Geistes, die über den Dingen steht, sie belächelt.

Frauentugend, die gehütet werden muß, ist der Schildwache nicht werth.

Die Kapillargefäße der Gesichtshaut sind bei den Männern weniger zart, als bei den Frauen. Das häufigere Erröthen dieser, ist deshalb nichts minder als ein seelischer Vorgang.

Der Lapidarstil in der Konversation ist im Salon zwar im allgemeinen verpönt; au petit coin wird er aber nichtsdestoweniger gern gepflegt. Natürlich nur zwischen Mann und Weib.

Die Gewohnheit ist ein eisern Hemd. In der Gesellschaft darf es niemand ausziehen.

Viele Grafen, Freiherrn und Edelleute sind Fürstenkinder. Ihre Mütter waren unverheiratet, ihre Väter meist nicht. Eigentlich sollten sie im Wappen eine Bank führen, unter der ein nacktes Knäblein liegt.

Vor keinen Unvorsichtigkeiten sollten sich die Frauen mehr hüten, als vor geschriebenen.

In der Gesellschaft wird jeder eben so viel gelobt, als er lobt.

Die verschiedenen weiten Mäntel der Liebe, der Vergessenheit — in der Gesellschaft müssen sie vorzugsweise stabile Tracht sein.

Digitized by Google

Nippsachen.

Das Austernessen. Saphir sagt: „Tausend Menschen *essen* Austern, allein wenige *genießen* Austern. Austern essen ist eine Kunst, die nur Leute von Geist verstehen: Austern muß man ohne Bart aber mit der Seele genießen. Man muß stets mit drei Austern beschäftigt sein: die eine muß man in der Hand, die zweite im Munde und die dritte im Auge haben!" Selten ward ein Ausspruch von größerer Wahrheit und Weisheit gethan. Austern essen ist nicht allein eine Kunst, sondern eine gastrosophisches Verständniß erfordernde Kunst. Für den Bedauernswerthen, der nur ißt, um zu essen, ist die „Perle des Meeres" nicht bestimmt.

Wird mit etwas Gutem in der Welt Mißbrauch getrieben, so ist es mit der Auster, dieser zarten, kostbaren Gabe der allgütigen Natur. Es ist haarsträubend, zuzusehen, wie gewisse Leute die „Aphrodite der Muscheln" mißhandeln, wie sie Dutzende und Hunderte in roher Barbarei hinunterschlingen, denn von Schmecken und eigentlichem Essen ist dabei keine Rede. Sonderbar ist es, daß man sich scheuen würde, z. B. ein Dutzend Bratwürste zu verlangen, Austern aber immer nach Dutzenden und Hunderten bestellt oder bestellen zu müssen glaubt, so daß Austern essen und viel essen für gleichbedeutend genommen wird. Daher stammt denn wohl das Gerücht, als ob die Austern überhaupt schwer verdaulich seien, sie sind aber nichts weniger als dies. Genießt man freilich eine Unzahl und trinkt noch schlechten Wein dazu, dann kann man allerdings bedenklich krank werden.

Zur Geschichte der Handschuhe. Die ersten Handschuhe wurden ohne Zweifel nicht zur Zierde, sondern zum Schutze gegen Frost und Insektenstiche angefertigt; man machte sie aus Leder und verwandte auf ihre Gestalt wenig Sorgfalt, daher sie auch keine Finger hatten. Die Panzerhandschuhe, welche die Ritter trugen, bestanden aus dünnen Eisenplättchen und gehörten zum Turnierschmuck. Späterhin fertigte man Handschuhe aus Tuch und Seide. In den Kirchen pflegte man ehedem ohne sie zu erscheinen, erst im Mittelalter tauchte die Gewohnheit auf, sie auch in diesen Räumen zu tragen. Anfangs zeigten sich nur die Priester bei feierlichen Gelegenheiten damit, später erschienen der Papst, die Kardinäle, Bischöfe und ihre Angehörigen auch in der Kirche mit Handschuhen. Es gab eine Zeit, wo das Handschuhtragen so gebräuchlich geworden war, daß man in Frankreich z. B. am Hofe des Königs keinen Pferdestall betrat, ohne sich vorher als Zeichen der Ehrerbietung zu behandschuhen. Welchen Zwang die Etikette bezüglich dieses fünffingerigen Kleidungsstückes noch heute auferlegt, weiß jeder aus Erfahrung. Im Mittelalter diente übrigens der Handschuh als Zeichen der Uebergabe des Besitzes unbeweglicher Güter, ebenso wurde als Herausforderung zum Zweikampfe oder als Ansagung der Fehde der Handschuh vor die Füße geworfen, als Zeichen der Annahme des Kampfes aber aufgehoben.

Wirkung der Musik auf den Blutlauf. Dogiel stellte über diesen Gegenstand neuerdings Versuche an und kam zu folgenden Resultaten: Zunächst hat Musik auf den Blutlauf sowohl des Menschen wie der Thiere Einfluß; es nimmt der Blutdruck zu und sinkt wieder, entsprechend den in den Gehörapparat gelangenden Tonschwingungen, was auf einer Wirkung auf das obere Ende des Rückenmarks zu beruhen scheint. Die Wirkung musikalischer Töne auf Thiere spricht sich in einer Beschleunigung der Zusammenziehungen des Herzens aus. Die Aenderungen im Blutlaufe fallen mit Aenderungen in der Respiration zusammen, und diese erwiesen sich abhängig von dem Charakter der Musik. Dies bestätigt, wenn auch nur theilweise, die Theorie, welche Chomet in seinem prächtigen kleinen Werke über „die Musik als Beförderer der Gesundheit" ausspricht. Chomet ist der Ansicht, daß musikalische Töne derart die Cirkulationen im Körper beeinflussen, daß man schließen kann: die Musik durchströme wie ein elektrisches Fluidum alle Theile desselben.

Khat, Cafta, der arabische Thee. Für den Araber ist Catha edulis von derselben Bedeutung, wie für andere Nationen Camellia Thea, eine Pflanze, welche eine für manche Länder fast zum Lebensbedürfnisse gewordene Substanz, nämlich Thee liefert. Die Pflanze wächst buschig bis etwa 3 Meter hoch und hat glatte, elliptische, gezähnte Blätter, die etwa 5 Centimeter lang und 2½ Centimeter breit werden. Die Blüten sind klein und weiß. Im Innern Arabiens wird der Strauch, meistens zusammen mit Kaffee, vielfach kultivirt. Zu Handelszwecken werden die Zweige mit den Blättern daran gesammelt, sorgfältig getrocknet und in Bündel von verschiedener Größe gepreßt. Die Händler erkennen schon an Gestalt und Größe dieser Päckchen die Qualität der Waare: für die besten gelten solche, die 30 bis 45

Digitized by Google

Centimeter lang und ungefähr 8 Centimeter breit sind; diese mit Rindenstreifen zusammengebundenen Bündelchen enthalten im Durchschnitt 40 schlanke Zweige. Sie werden vom Orte ihrer Kultur in großen Mengen nach Aden geschickt; der Durchschnittspreis pro Bündel guter Waare ist 2 Annas (circa 25 Pfennige).

Der Gebrauch dieses Thees soll in Arabien noch älter sein als der des Kaffees, seine Wirkungen sollen denen des starken chinesischen Thees ähnlich sein. Wegen seiner aufregenden Eigenschaften zählten die Araber den Khat einst zu den Berauschungsmitteln, da solche aber durch den Koran verboten sind, so traf das Verdikt auch diesen Thee. Eine Synode von gelehrten Muselmännern erklärte jedoch, daß er weder die Gesundheit schädige, noch die Beobachtung der religiösen Pflichten hindere, sondern nur froh und lustig mache, und der Bann wurde aufgehoben. Die Araber benutzen ferner diesen Thee, sowohl getrocknet als auch grün, zum Kauen, was den Humor steigern und große Wachsamkeit bewirken soll, so daß ein Wachposten eine ganze Nacht munter zu bleiben vermag, eine Wirkung, die einigermaßen der Coca gleicht. Die Araber halten den Khat auch für ein Gegenmittel gegen die Pest und behaupten, daß jemand, der einen Zweig der Pflanze bei sich führt, von keiner ansteckenden Krankheit befallen wird. Nach Aden kommen im Laufe des Jahres etwa drei Kameellaungen dieser Waare.

Schnecken sind eine besondere Delikatesse für Paris und werden in gewaltigen Kisten aus Burgund, der Champagne und aus dem Jura dorthin geschafft. Ließe man die Schnecken in Ruhe, so würden sie zwei Jahre leben und fett von Ende September bis zum Frühlinge schlafen. Da sie aber gegen den Winter hin auf dem Tische Mode werden, so erfreuen sie sich selten eines so langen Lebens, sondern sind in Pariser Ladenfenstern, zierlich mit Petersilie geschmückt, als fette escargots de Bourgogne zum Verkaufe ausgestellt. Die Engros-Schneckenhändler von Fach lassen die Thiere in Kammern nach Belieben umherkriechen, müssen jedoch jede Spalte sorgsam schließen, denn die Schnecken sind in Fluchtversuchen auffallend pfiffig.

*

Walfischfleisch als Speiseartikel versucht ein norwegischer Spekulant neuerdings in Aufnahme zu bringen. Er hält es für sowohl nahrhaft als auch schmackhaft, es wird zwar von Walfischjägern schon in Massen verzehrt, aber ungeheure Mengen werden nutzlos fortgeworfen. Er ist der Ansicht, daß es in zweckmäßiger Weise konservirt auch im Binnenlande als Nahrung Verwendung finden könnte. Er schloß mit Kapitänen von Walfischschiffen und auch mit zwei Fabriken für Fleischkonservirung Verträge ab und gab kürzlich ein Walfischdiner. Er behauptet bewiesen zu haben, daß Walfischfleisch in zwölf verschiedenen Arten zubereitet werden könne und ebenso delikat schmeckt, wie auch der Gesundheit zuträglich ist. Manche Theile des Thieres sollen das Material für eine vorzügliche Imitation der Schildkrötensuppe geben, andere ähneln im Geschmacke dem Rindfleische, noch andere sind so weiß und zart wie junge Hühnchen. Nun, Probiren geht oft über Studiren!

*

Die fertige Oper. Der alte Ditters von Dittersdorf, der Komponist der lebensvollen komischen Opern „Hieronymus Knicker" und „Doktor und Apotheker", hatte einen jungen, sehr hoffnungsvollen Neffen, der sich leider aber zu des Onkels Verdruß aufs Dichten gelegt hatte. Insbesondere plagte er den Komponisten mit dem Vorlegen von Singspieltexten, die dieser in Musik setzen sollte. Um ihn für einige Zeit los zu werden, behielt endlich Dittersdorf ein Libretto da, mit dem Versprechen, es zu komponiren. „Aber Du mußt mir Zeit lassen!" sagte der Musiker. „Gewiß, wie lange ungefähr?" — „Je nun! sagen wir so etwa ein halbes Jährchen!" „Gut! ich warte." Nach Verlauf des halben Jahres fragte der ungeduldige Neffe: „Nun, Onkel, mein Singspiel? Wie weit bist Du mit der Musik?" „Ach! brillanter Text das! Es geht rasch vorwärts mit der Musik. In einigen Wochen bin ich damit fertig." Der ob des brillanten Textes geschmeichelte Dichter wartet weiter. Er wartet ein ganzes Jahr, sogar zwei, obgleich er natürlich von Zeit zu Zeit mahnt. Endlich ist indeß seine Geduld zu Ende. „Onkel!" sagt er böse, „Du hast versprochen, aber schlecht gehalten!" „Was? was meinst Du?" „Nun, mein Singspiel, die Musik dazu" „Ist fertig!" „Ist fertig?" „Gewiß! fix und fertig! Keine Note fehlt." „Himmel! welches Glück für mich! Laß mich aber doch die Partitur 'mal sehen!" „Herzlich gern!" Und der Komponist beginnt unter seinen Skripturen zu suchen. „Teufel! da hat die Gans von Mädchen wieder so aufgeräumt, daß man nichts finden kann! Aber das ist auch einerlei. Hier ist Dein Text. Ich habe die Musik im Kopfe, Du sollst sie gleich hören!" Dittersdorf setzt sich ans Spinett und spielt und spielt — Introduktion, Lieder, Chöre! Der Dichter ist entzückt und

Digitized by Google

hat selbstverständlich nichts eiligeres zu thun, als überall zu verkünden, daß die Komposition seines Singspiels vollendet sei, daß er die Musik von der ersten bis zur letzten Note gehört habe. Man dringt aus Musikerkreisen in Ditterdorf, das neue Werk ans Tageslicht zu bringen. „Um Gotteswillen, laßt mich aus!" sagt der, „weil der Schlankel, mein Neffe, mir vorwarf, versprochen, aber nicht gehalten zu haben, mußte ich die Musik zu seinem Text halt improvisiren, um ihn nur zu beschwichtigen. Geschrieben ist davon keine einzige Note!" Der gefoppte Dichter wählte schließlich das Klügste, mit den bewundernden Lachern mit zu lachen. —w.

Der Marquis d'Argens, der Freund Friedrichs des Großen, empfing einst den Besuch eines Hofkavaliers, der das Pulver nicht erfunden hatte. „Mein lieber Marquis", sagte der Kavalier, „Sie haben Bücher geschrieben, die sehr schön sein sollen. Lassen Sie mich doch eins davon lesen." D'Argens giebt ihm den ersten Band seiner „Jüdischen Briefe". Nach Verlauf etlicher Tage sendet der Kavalier das Buch zurück, und läßt um ein neues bitten. Der Marquis, der seinen Mann kannte, schickt ihm abermals den ersten Theil der „lettres juives", aber in anderem Einbande. Die Komödie wurde noch einmal wiederholt, und der Kavalier in dem Glauben, immer ein neues Buch zu empfangen, las, ohne etwas zu merken, seinen ersten Theil allemal wieder durch. Bei der dritten Forderung nach einem neuen Buche ließ ihm d'Argens sagen: hiermit seien die jüdischen Briefe zu Ende. Der König, der um die Sache wußte, fragte danach den Kavalier: „Nun, wie haben Ihm denn die „lettres juives" d'Argens' gefallen?" „Vortrefflich, Ew. Majestät. Der Marquis schreibt wirklich allerliebst, nur scheint es mir, daß er sich ein ganz klein wenig wiederholt." —w.

Für Ewald von Kleist, den Dichter des „Frühling", verfaßte ein Lieutenant von Rahmel vom Regimente Flemming die folgende Grabschrift:

„Hier, Wandrer, ruht der Barde Kleist!
In ihm beweint der Musen Chor
Zum ersten Mal den schönen Geist
In einem preußischen Major." —w.

Der Distelorden ist nach Angabe schottischer Historiker von höchstem Alter. Nach Abt Justinian soll er von Achajus I. um 809 gestiftet sein, als dieser mit Karl dem Großen ein Bündniß schloß und die Distel als Devise annahm. Es wird angegeben, daß König Hungus, der Picte, einen Traum hatte, in welchem ihm der heilige Andreas erschien und ihm Sieg über seine Feinde, die Northumbrier verhieß; am nächsten Tage erschien ein Andreaskreuz (⨯) in der Luft und die Feinde wurden geschlagen. An diese Legende anknüpfend, stiftete Achajus den Ritterorden des heiligen Andreas mit der Distel. Historisch fand die Stiftung aber erst im Jahre 1540 durch James V. statt. Der König war der erste Ritter und ernannte zwölf Genossen, nach dem Vorbilde Christi und seiner zwölf Apostel. 1542 starb König James und der Orden der Distel erlosch mit ihm. Sein Ur-Ur-Enkel erneuerte ihn wieder, ernannte jedoch, das Grundprinzip des Ordens unbeachtet lassend, nur acht Ritter; Königin Anna vermehrte ihre Zahl auf zwölf, König Georg auf sechzehn, und diese Zahl, die Prinzen von Geblüt abgerechnet, hat der Distelorden noch jetzt.

Ein altes Notizbuch. Hamlet sagt:

„Schreibtafel her! Ich muß mir's niederschreiben,
Daß einer lächeln kann, und immer lächeln,
Und doch ein Schurke sein."

Eine solche als Antiquität merkwürdige Schreibtafel, wie sie Shakespeare kannte, befindet sich seit 1845 im Britischen Museum. Es ist ein kleines, etwa 6 Centimeter breites, 10 Centimeter langes Notizbuch in abgenutztem gepreßtem braunen Leder gebunden, dessen ursprüngliche Vergoldung geschwunden, und hat an dem offenen Rande zwei Schließklammern. Es zeigt die Jahreszahl 1581 und enthält sechs Blätter starkes Pergament, auf welchem sich die Schrift mit einem nassen Tuche wieder auslöschen läßt, etliche Blätter Schreibpapier, einige gedruckte Gebete und Tabellen der Landstraßen und Entfernungen der hauptsächlichsten englischen Städte.

Der Schauspieler Quin war ein solcher Feinschmecker, daß er häufig von London nur deshalb nach Bath reiste, um den delikaten Fisch John Dorey zu speisen. Einst kam er gegen Mitternacht an, ging ohne zu essen zu Bett und befahl seinem Diener, ihm zum nächsten Morgen um neun Uhr eine tüchtige Schüssel Fisch zu bestellen. Zur bestimmten Stunde pochte der Diener an die Thür. „Was giebt's"? fragte Quin. „Ich will nur melden, Herr, daß es heute keinen John Dorey giebt." „Geh zum Teufel und wecke mich morgen früh um neun!"

Digitized by Google

Salon-Büchertisch.

Die Häßliche. Roman in 3 Bänden von Clara Steinitz, Berlin 1884 Verlag von Freund u. Jeckel. Die begabte Verfasserin führt uns auf ein Gebiet das durch die politischen und sozialen Kämpfe der Gegenwart doppelt interessant geworden ist, sie macht uns in objektiver Weise mit dem Leben der deutschen Juden bekannt, welches uns bisher nur aus Freitag's „Soll und Haben" in einer Karikatur entgegentrat. Wenn Clara Steinitz noch nicht das dichterische Vermögen jener glänzenden Autoren besitzt, welche uns wie Bernstein, Kompert, Orzeszko, Okonski, die Juden der slavischen und halbslavischen Länder geschildert haben, so versteht sie doch gut und anregend zu erzählen und den Leser bis zum Schlusse zu fesseln. Die Heldin ihres Romans, die kleine, häßliche Elly, welche sich mit den Jahren zu einer in jeder Beziehung reizvollen weiblichen Erscheinung entwickelt, feiert durch die herrliche Entwicklung ihrer geistigen Gaben und vor allem ihres schauspielerischen Talentes schließlich seltene Triumphe und schlägt ihre schöne Schwester Judithe vollständig aus dem Felde. Auch die eingeflochtene altpolnische Geschichte der schönen Rebbezin und des zum Judenthum übergetretenen und auf dem Scheiterhaufen verbrannten Fürsten Potozki ist interessant. Treffend ist die Bemerkung des als Knabe von den Gassenjungen seiner Heimat mit Schimpfreden verfolgten Professors Naphtali über die Antisemiten. Es ist ihm zu Muthe, „als wären die Gassenjungen seiner Jugend groß geworden."

Sacher-Masoch.

Deutsches Frauenalbum in Wort und Bild. Herausgegeben von Rudolf von Gottschall. Mit sieben Vollbildern von C. Karger, Herm. Kaulbach und sechs Vignetten von C. Karger und F. Stuck. Zweite Auflage. Leipzig, Gustav Hoefler. Dieses wundervolle Album, in jeder Beziehung eine vornehme, ausgezeichnete Kunstleistung, können wir gar nicht genug unsern schönen Leserinnen empfehlen. Ein bewährter Literarhistoriker und bedeutender Lyriker wie Rudolf von Gottschall hat mit feinsinnigstem Geschmack eine Auswahl aus der besten deutschen Lyrik getroffen und in der That eine Reihe von Perlen zu einem Ganzen aneinander gereiht, das der Beschauer und Leser nur mit Andacht und innigster Herzensfreude zur Hand nehmen kann. Der dichterische, wie schon gesagt, mit dem Auge eines Dichters und Künstlers fein und sinnig ausgewählte Inhalt, ist eingetheilt in die Hauptphasen des weiblichen Lebens: Kindheit, Jugend, Braut und Gattin, Mutter. Dazwischen ranken sich die Schönheit und die Liebe hinein und eine Reihe von Frauengestalten unterbricht in erzählender Dichtungsform die lyrische Weise. Den Schluß bildet das ernste Kapitel „am Grabe." Jeder Abschnitt ist zu Anfang mit einer sinnig-allegorischen Vignette und einer größeren Illustration in Lichtdruck geziert. Besonders werden unsere Leserinnen die lieblichen, mit dem süßesten Reiz umflossenen Mädchengestalten Kaulbachs entzücken, z. B. das schlanke, knospende, noch ein klein wenig backfischhaltige Mädchen im Kostüm der ersten Jahre unseres Jahrhunderts zu dem Gedicht Scherenbergs „Woher?" oder das holde Jungfräulein „Florenz" zu dem Gedicht von Franz Kugler oder die wahrhaft entzückende bräutliche Mädchenfigur zu Gottfried Kellers „Vision." Karger hat seine Figuren etwas realistischer aufgefaßt. Ein sehr schönes Bild seiner Konzeption ist dasjenige zu Hopfens herrlichem Sonett: „Traurige Weihnachten." Einband, Ausstattung und Druck sind gleich vollendet, reich und künstlerisch vornehm, sodaß wir kein Prachtwerk wüßten, was sich äußerlich und innerlich so warm empfehlen ließe. Mögen dann unsere schönen Leserinnen nicht verfehlen, auf ihren Wunschzettel für das demnächste Weihnachtsfest zu setzen: „Gottschalls Deutsches Frauenalbum."

— x.

Der Kaffee in seinen Beziehungen zum Leben. Für Haus und Familie und für Gebildete aller Stände, geschildert von Dr. Heinrich Boehnke-Reich. Berlin und Leipzig, Verlag von Fr. Thiel, 1885. — Es sind jetzt zweihundert Jahre verflossen, seit das Kaffeetrinken in Oesterreich und Deutschland üblich wurde: 1685 entstanden die ersten Kaffeehäuser in Wien, 1686 in Regensburg, 1687 in Hamburg, 1688 in Prag, 1689 in Frankfurt am Main u. s. w. — Da kommt das angeführte Buch zur rechten Zeit in zweiter verbesserter und stark vermehrter Auflage. Der Kaffee ist uns geradezu ein Bedürfnißgetränk geworden und in allen Kreisen hat er sich eingebürgert, wenn auch die Ansichten über seinen Werth sehr getheilt sind. Warm getrunken verbreitet der Kaffee sogleich ein angenehmes Gefühl von Wärme und allgemeinem Wohlbehagen, zumal bei daran nicht gewöhnten, reiz-

Digitized by Google

baren Personen; in stärkeren Gaben wirkt er überhaupt nach Art flüchtig erregender, würziger Substanzen, beschleunigt den Puls, das Athmen, erhöht die Hautthätigkeit, während zugleich die geistige Thätigkeit lebhafter, Schläfrigkeit dagegen vertrieben wird. Ob durch seinen Genuß unmittelbar nach der Mahlzeit die Verdauung wirklich und positiv befördert werde, stehe dahin; aber Thatsache ist, daß dadurch das Gefühl von Völle und Belästigung, z. B. durch zu reichlich genossene, oder fette, oder sonstwie schwer verdauliche Speisen, zu schwinden pflegt. Besonderen Verdienst erwirbt sich aber der Kaffee durch seine erheiternde, belebende und den Schlaf vertreibende Wirkung. Mit positivem Nutzen wird er genossen von den Bewohnern kalter und zugleich feuchter oder gar sumpfiger Länder; bei unseren Arbeitern und den niederen Volksklassen ist er sogar ein Bestandtheil des „täglichen Brodes" geworden. Ferner müssen selbst die Gegner des Kaffee's zugeben, daß durch die Ausbreitung seines Genusses der jedenfalls schlimmere Mißbrauch geistiger Getränke und besonders des Branntweintrinkens bedeutend abgenommen hat, weshalb auch an verschiedenen Orten sogenannte „Kaffeeschenken" eingerichtet worden sind, in denen der „braune Trank Arabiens" gegen ein geringes Entgelt allen Schichten der Bevölkerung zu Gebote steht. Der Kaffeekonsum ist auch ein ungeheuerer und soll seit 40 Jahren um mehr als das Vierfache, nämlich von 1,900,000 Zentner auf 8,500,000 Zentner gestiegen sein. Ein Einwohner verbraucht in Belgien $4^1/_2$, in den Niederlanden $3^1/_2$, in der Schweiz $3^1/_2$, in Dänemark $2^1/_2$, im Zollverein $2^1/_6$, in Schweden $1^5/_6$, in Frankreich $1^5/_8$, in Oesterreich-Ungern $^3/_4$, in Italien $^1/_2$, in Großbritannien $^1/_2$, in Rußland $^1/_{10}$ Kilogramm jährlich. In Aethiopien ist das Kaffeetrinken nach arabischen Schriftstellern seit den ältesten Zeiten in Gebrauch; nach Arabien soll diese Gewohnheit Ismal Eddin Aldhabani, Mufti zu Aden, um die Mitte des 15. Jahrhunderts gebracht haben, zu Anfang des folgenden Säkulum kam der Kaffee auch nach Kairo, 1554 nach Konstantinopel, 1591 führte Prosper Alpinus die Kaffeebohne als Medikament in Venedig ein, in Deutschland wurde dies Getränk, wie gesagt, zu Ende des 17. Jahrhunderts bekannt. Alles dies erzählt uns Dr. Boehnke-Reich in anregendster Weise, theilt sodann Botanisches über den Kaffeebaum mit, bespricht hierauf ausführlich die Handelssorten des Kaffees und den Kaffeebau, behandelt in den folgenden Kapiteln die Chemie des Kaffees und die Therapie des Kaffeins, dem wir in erster Linie die wohlthuende und belebende Wirkung des Getränks zuschreiben müssen, ferner die Darstellung und Wirkung desselben, Surrogate und Zusätze, Verfälschungen 2c. Unterhaltend und belehrend zugleich, wird das hübsch ausgestattete Buch allen „Kaffeeschwestern" und „Kaffeebrüdern", denen es „in treuer Kameradschaft" gewidmet ist, willkommen sein. H. S—n.

Unser Bildertisch.

Gute Kameraden. (Mit Illustration.) Es ist ein gemüthliches Bild guter Kameradschaft, das uns unser Künstler auf seinem Bilde vorführt! Der müde Reitersmann ist über seinem Briefe an seine Herzallerliebste eingeschlafen und sein Pferd wirft ihm die Tintenflasche um, was übrigens „unter Kameraden ganz egal" ist. Ist doch das Roß des Reiters treuester Kamerad!

Kämpfende Hecht-Alligatoren. (Mit Illustration.) Nicht wahr, schöne Leserin, ein paar gräuliche, häßliche Thiere, diese beiden Alligatoren, welche sich da in den „Salon" verirrt haben! Indessen, es muß auch solche Käuze geben und wenn Sie bedenken, welch' reizende Sächelchen in Ihrem Boudoir, auf Ihrem Schreibtisch von diesen Sauriern stammen, so weilt vielleicht doch einen Moment Ihr schönes Auge auf diesen abenteuerlichen Gestalten. Der so reizend gemusterte und genarbte Deckel Ihrer Schreibmappe, die allerliebste, kleine Geldtasche, Ihr duftiges Portefeuille und noch einige andere Bijous, welche Ihr Gemach schmücken, und gerade jetzt in Mode sind, sind mit großer Kunstfertigkeit aus der Haut dieser furchtbaren Gesellen angefertigt. Also Sie sehen, wenn auch mit einem kühnen Saltomortale nachgewiesen, die beiden Hecht-Alligatoren sind doch nicht so ganz ohne jede Beziehung zu Ihrem Salon.

Der Einsiedler von Dreilinden. (Mit Illustration.) Ein moderner Cincinnatus! Der kühne Dänenbesieger, der Held von St. Privat, von Vionville, der Bezwinger von Metz, hier als einfacher Gärtner, als Baumpflanzer in dem Garten

Digitized by Google

seines einsamen Jagdhauses „zu den drei Linden". Das ist ein Bild soldatischer Einfachheit, kerniger Gesinnung und inniger Liebe zur Natur. Fern vom Hofgetriebe bringt der Prinz nach seinem eigenen Ausspruch hier seine behaglichsten Tage hin. Seine Lieblingsbeschäftigung ist die Pflege seiner Eichenplantagen. Ganz nahe am Jagdhaus, vom Wege nur durch eine schmale Baumwand getrennt, erblickt man ausgedehnte Kulturen. Dort pflanzt und pflegt Prinz Friedrich Karl mit eigener Hand die jungen Stämmchen. Er selbst hat sich dieser Kultur mit eiserner Konsequenz gewidmet. Im grauen Hausrock und Beinkleid, einen niedrigen Hut auf dem Kopfe, die Baumscheere am Bandelier über die Schulter gehängt, so sieht man ihn dort stundenlang beschäftigt. Er revidirt die langen Pflanzenreihen, schneidet die wuchernden oder trockenen Zweige fort, bindet die Stämmchen fest und verfolgt das Gedeihen aller seiner Pfleglinge. Fachleute versichern, daß der Prinz, was diese Forstkulturen anbetrifft, weit und breit von niemandem übertroffen werde. So hat er denn auch schon nach einigen Jahren die Genugthuung gehabt, daß seine Eichenpflanzungen einen recht ansehnlichen Ertrag erzielten.

„Hüte Dich!"

(Zu der Illustration: „Ein Schäfer-Idyll.")

Trau' ihm nicht, dem Argen, Losen,
Schöne Chloe, magst Dich hüten,
Schenk' ihm nicht von Deinen Rosen,
Spielt mit Herzen wie mit Blüten!

Ach, die süßen Liebesworte,
Die so leicht ihm geh'n vom Munde,
Brachten ihm am gleichen Orte
Manche schöne Schäferstunde! . . . .

Welke Blumen, bunte Bänder
Hier und dort im Moose liegen . . .
Wer sie schenkte, diese Pfänder?
Ach, der Wald ist so verschwiegen . . .

Schenk' ihm nicht von Deinen Rosen,
Spielt mit Herzen wie mit Blüten,
Trau' ihm nicht, dem Argen, Losen,
Schöne Chloe, magst Dich hüten! . . .

Franz Woenig.

Digitized by Google

Neueste Moden.

Nr. 1 bis 3. Mäntel für Kinder von 6 bis 8 Jahren.

Nr. 1. Mantel von kleinkarrirtem Wollenstoff mit doppeltem Kragen von dunkelblauem Sammet. — Drei dunkelgoldene Knöpfe halten die Falten der

Nr. 1 bis 3. Mäntel für Kinder von 6 bis 8 Jahren.

Pelerine in der Taille fest. Der Hut von grauem Filz ist mit einem Federbüschel und blauen Sammet-Windungen garnirt.

Nr. 2. Weste von Ottoman mit einem vorstehenden granatfarbigen Sammetstreifen besetzt und über einem gereihten Bruststück offen. Granatfarbiger Sammet am Kragen und an den Aermeln. Das Blousen-Kleid ist von weißer Voile, mit vorstehendem granatfarbigem Sammet-Plissé am untern Rand. Hut von granatfarbigem Filz mit derselben Farbe ausgeputzt. Federn von verschiedenem Hellroth

Digitized by Google

Nr. 3. Mantel mit Pelerinen-Capuchon von kapuzinerfarbigem Tuch, der Kragen und die Aermel mit passendem Sammet besetzt. Braunrother Filzhut mit braunrothem Sammet und einem Tuff von derselben Farbe.

Nr. 4. Mantel in Wollen-Ottoman.

Dieser Mantel ist reich mit Chenille und Seide mit Perlen gestickt und ringsum mit einem Besatz von Federn umgeben.

Nr. 4. Mantel in Wollen-Ottoman.

Nr. 5. Mantel von benähtem und besticktem Tuch mit Pelz besetzt

Die Stickerei auf dem Mantel kann man sehr vervielfältigen, entweder man stellt dieselbe mit Soutage-Börtchen her, oder man bestickt diesen mit feiner Chenille und Perlen.

Nr. 6. Anzug für junge Frauen

in Surah und Sammet in Ziegelsteinfarbe und bestickt. Rock von besticktem Sammet und mit einem Gefältel von Atlas am Rande besetzt. Draperie von Surah, vorn in Form einer Schürze und nach den Seiten zu hoch genommen fällt

Digitized by Google

dieselbe im Rücken faltig die ganze Länge des Rockes bis zu Ende desselben herab. Das Leibchen ist von glattem Sammet und ist vorn über einer Atlas-Weste, welche mit Phantasie-Knöpfen besetzt ist, offen. Der Schooß ist mit der Taille verbunden, indem er an den Seiten shawlartig fällt und so nach den Hüften zu geht. Der Rücken ist fest anschließend und mit dicken Falten an den Schößen, welche vollständig mit einer Stickerei von Perlen in der Farbe des Kleides bedeckt sind. Großer mit Perlen bestickter Shawl-Kragen. Die Aermel am Ellbogen mit Perlenstickerei. Rüsche und Spitzen von entsprechender Farbe am Hals und an den Aermeln.

Nr. 5. Mantel von benähtem und bestickten Tuch mit Pelz besetzt.

Nr. 7. Braut-Anzug.

Rock von weißem Atlas, garnirt und besetzt mit weißem Sammet mit Stickerei. Auf einem Rock von Atlas sind kegelförmige bestickte Sammetstreifen bis zum Fuß desselben gesetzt. Am untern Rande des Rockes ist ein Plissé von Atlas von einem ebensolchen noch kleineren begrenzt. Die Tunika ist in tiefe Falten gelegt und schlägt sich nach innen zurück; in der Hälfte dieser Falten nach der Taille zu, nochmals zusammengenommen, wiederholt sich die Puffe um die Taille bis zu den Hüften. Die vorderen Seiten der Taille sind mit bestickten Sammet besetzt und öffnen sich

Digitized by Google

Nr. 6. Anzug für junge Frauen.

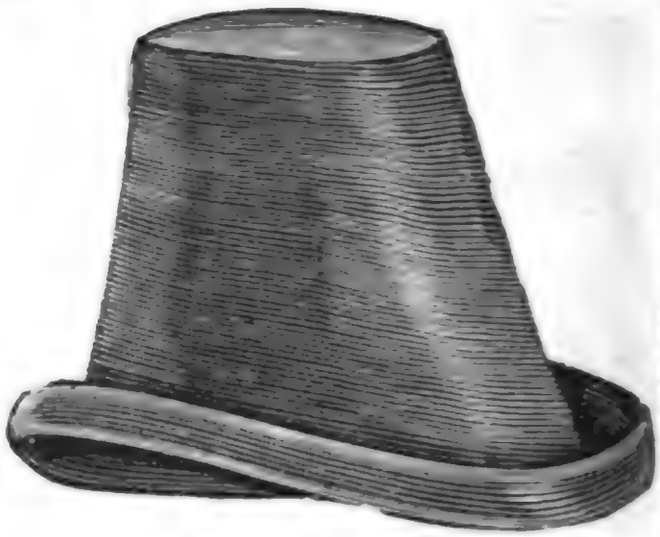
Nr. 7. Braut-Anzug.

Nr. 8. Anzug für junge Mädchen.

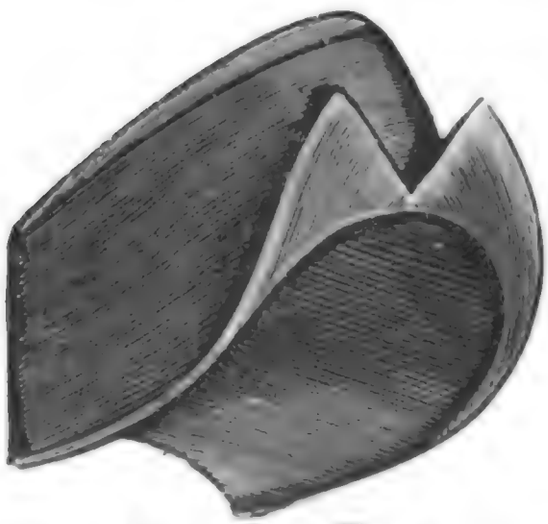
Digitized by Google

über einem gefältelten Brustſtück, welches am Hals eingereiht iſt. Die Aermel am Ellbogen mit Stickerei beſetzt, ſowie auch der Kragen. Spitzen-Krauſe am Hals, auch die Aermel ſind mit breiten Spitzen-Falbeln am Ende beſetzt.

Nr. 9. Hut für junge Mädchen von Filz.



Nr. 10. Hut Boccace.



Nr. 11. Capote Manon.

Nr. 12. Hut Dandy.

Nr 13. Hut Jean sans-peur.

Nr. 14. Hut Vierette

Nr. 9 bis 14. Neue Hutformen.

Nr. 8. Anzug für junge Mädchen.

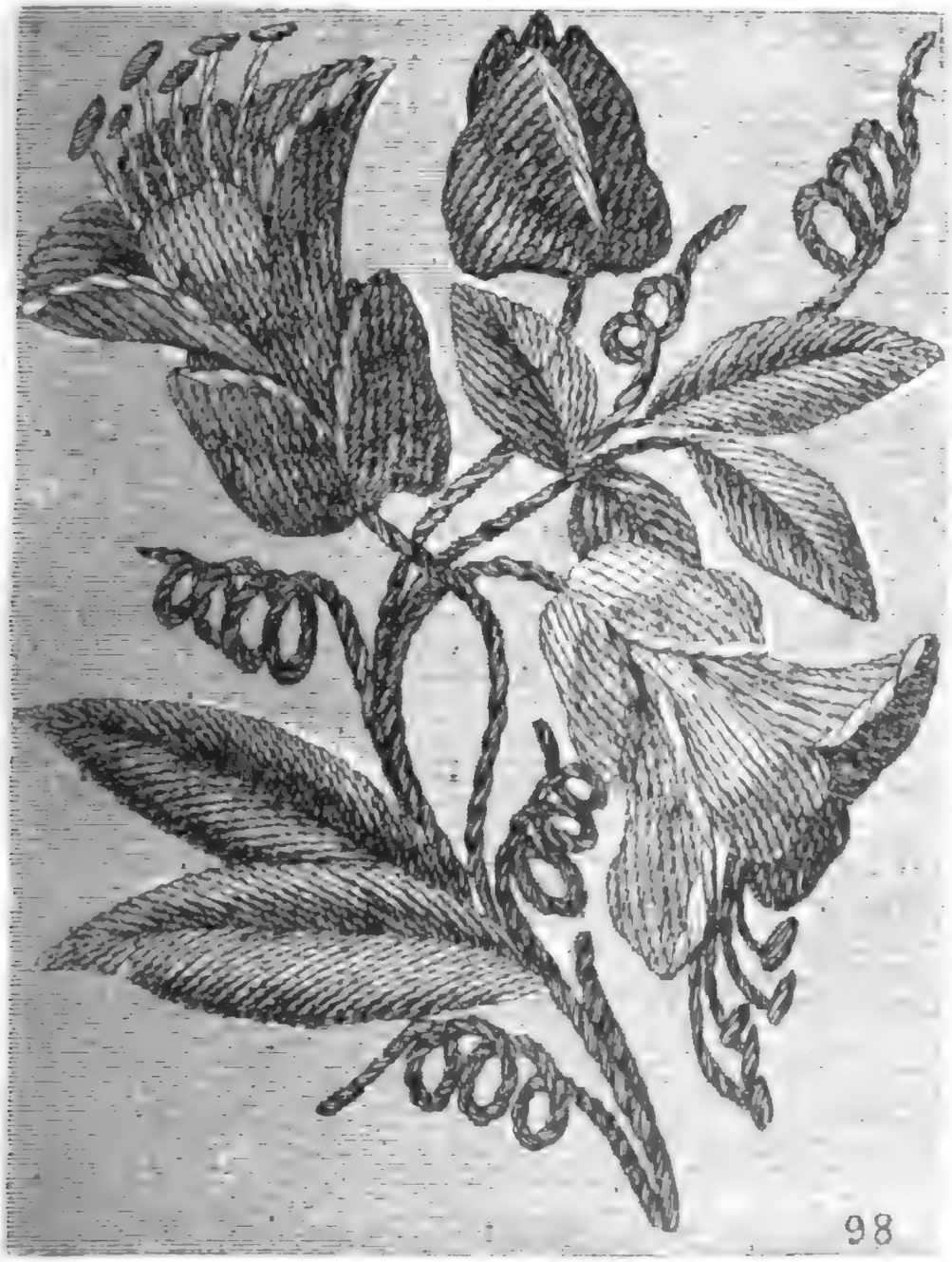
In johannisbrodfarbigem Surah und geſticktem Linon. Engliſches Kleid von Surah mit Spitze bedeckt. Weſte von Surah, die Schöße ausgeſchnitten und offen

Digitized by Google

über einer Weste von johannisbrodfarbigem Sammet, welche mit Knöpfen besetzt ist. Gepuffter Zwischensatz von Stickerei bildet das Bruststück des Kleides. Der Rücken liegt fest an und ist mit Postillon-Schößchen von Surah und Sammet. Ein Gürtel von Surah zieht die Taille zusammen. Kragen von Sammet mit Spitzen eingefaßt. Aermel am Handgelenk mit Sammet-Aufschlag und Phantasie-Knöpfen besetzt.

Nr. 9 bis 14. Neue Hutformen.

Nr. 9. Hut für junge Mädchen von Filz. Der Kopf ist hoch und der Rand an der einen Seite aufgeschlagen.



Nr. 15. Stickerei zu Kissen.

Nr. 10. Hut Boccace. Der Kopf ist hoch und der Rand ringsum aufgeschlagen.

Nr. 11. Capote Manon. Mit flachem Kopf und emporgeschlagener Passe, welche einen Ausschnitt in Form eines V zeigt.

Nr. 12. Hut Dandy. Aufgeschlagener Rand, der vorn und hinten etwas niedergezogen ist und hoher Kopf.

Nr. 13. Hut Jean sans-peur. Vorn Filz mit aufgeschlagenem Rand, welcher vorn etwas breiter ist und ausgebogen nach oben steht.

Nr. 14. Hut Pierette. Von Filz, am Rande aufgeschlagen mit sehr hohem Kopf.

Digitized by Google

Nr. 15. Stickerei zu Kissen.

Diese hübschen Blumen werden in violetten Schattirungen auf maisfarbigem Atlas oder auch Ottoman gestickt. Blätter und Ranken sind in bläulichen Tönen gehalten. Die Kelche der violetten Blumen sind mit einer grünlichen, lila Farbe schattirt. Man kann diese Blumen auch auf gelbbraunem Canevas sticken.

Nr. 16. Englisches Costüm für Knaben.

Glatte Blouse von blauem Tuch mit einer Patte, worauf die Knöpfe ange-

Nr. 16. Englisches Costüm für Knaben.

Nr. 17. Blouse für Knaben von Cheviot mit Stickerei garnirt.

bracht sind. Der Halsausschnitt ist ziemlich tief im Viereck und läßt ein kleines besticktes Bruststück von Tricot-Stoff sehen. Matrosen-Kragen von Linon-Blau eingefaßt. Hosen von blauem Tuch.

Nr. 17. Blouse für Knaben von Cheviot mit Stickerei garnirt.

Flache Falten vorn herunter und mit Knöpfen geschlossen. Der Gürtel von demselben Stoff ist sehr weit unten angesetzt. Runder Kragen mit Stepperei. Hosen von demselben Stoff.

Redaktion, Verlag und Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig.

Digitized by Google

Unerwartetes Weihnachtsgeschenk.

Nach dem Originalgemälde von Gust. Igler.

Digitized by Google

Digitized by Google

„Ohne Königin kein Spiel!“

Humoreske von Hildebrandt-Strehlen.

Schach!“

„Thut nichts!“ — Ich decke meinen König mit dem Läufer!“

„Schach und Gardé!“

„Ich retirire.“

„So verlierſt Du Deine Königin.“

„Kann ich anders? — Ich ergebe mich.“

„Oho! — Das darfſt Du nicht. Du beſitzeſt immer noch fünf Offiziere gegen meine drei.“

„Mag ſein! — Aber ohne Königin iſt's kein Spiel mehr. — Ich gebe die Partie verloren.“

„Wie Du willſt. — So biete ich Dir Revanche an.“

„Nein, Onkel! — ich danke. — Du biſt mir zu ſehr überlegen.“

„Aber Junge! — was ſollen wir anders mit dem angebrochenen Abende anfangen? Wir können doch unmöglich um 9 Uhr ſchon in die Poſen kriechen? — Sapperlot! — W asiſt aus uns geworden! — Ich alter Haudegen dachte mich zu verjüngen, als ich mich mit Dir jungem Springinsfeld aſſociirte, und nun haſt Du mich mit Deiner Duckmäuſerei angeſteckt.“

„Ohne Königin iſt's kein Spiel mehr!“

„Was murmelſt Du da?“

„Ich meinte nur, daß es in der Welt nichts langweiligeres giebt, als dies Leben.“

„Ja! — wie wir's treiben! — Aber noch im vorigen Winter glänzte der Herr Referendar von Rohr auf allen Bällen, war eine Zierde unſerer Salons.“

„Und mein Ohm, der Herr Oberſt von Rohr, excellirte als Sportsman, liebte leidenſchaftlich die Jagd, fehlte keinen Abend im Kaſino.“

„Wenn ſich bei mir das gelegt hat, iſt's kein Wunder; ich bin ein alter Invalide.“

„Alt? — mit achtundvierzig Jahren? — und einem Kopf voll brauner Haare? — Invalide? — mit einem ſteifen Zeigefinger an der linken Hand? — und Löwenmark in den Knochen?“

Digitized

„Ich glaube Dich zu verstehen. Du meinst, unser Zusammenleben lege uns gegenseitig eine gewisse Gêne auf. — Meinetwegen ziehe Du wieder vors Wasserthor. Vielleicht setzt dann die unbefriedigte Sehnsucht nach einander unser Blut in lebhaftere Wallung.“

„Ohne Königin ist's kein Spiel mehr!“

„Zum Henker! — Brumme nicht in den Bart! Sprich laut und deutlich, was Du willst. — Mußt doch wissen, daß mein Gehör nicht mehr das beste.“

„Ich denke nur darüber nach, ob unsere Hypochondrie nicht einen tiefern Grund hat?“

„Nun? Hast Du's entdeckt, so schieße los! Bin doch neugierig. Was solls sein? Was fehlt uns noch? Ein richtiger Hypochonder weiß eben keinen Grund für sein Mißbehagen.“

„Ich meine: In unserm Spiele fehlt die Königin. Ohne Königin kein Spiel mehr!“

„Königin? Was soll das heißen?“

„Du sollst heiraten, Ohm!“

„Ich? Ich alter eingefleischter Hagestolz? Ich verwitterte Vogelscheuche, vor der jedes Singvögelchen Reißaus nimmt? Nein! das thut's nicht. Aber Du hast mich auf eine Idee gebracht. Möchte wetten, Junge! Du bist verliebt. Hab' als Lieutenant auch einmal solche Anwandlung gehabt; spielte vier Wochen lang den bleichen, hohlwangigen Werther; bis mein geträumter Schatz sich mit meinem Rittmeister verlobte. Da war ich kurirt, Junge! Du bist noch nicht der richtige Hypochonder; wirst ja roth bis über die Ohren.“

„Was wär's weiter, Onkel! wenn Du's getroffen hättest; wenn auch ich solche Anwandlungen verspürte, die nur zu heilen sind durch einen bevorzugten Nebenbuhler? Warum sollte der Neffe glücklicher sein als der Onkel?“

„Was, Bursche! und so lange hast Du aus Deinem Herzen eine Mördergrube gemacht? Spielst den Blasirten, den Fatiguirten gegen den einzigen Bruder Deines Vaters?“

„Onkel Ernst! Meine Liebe ist hoffnungslos!“

„Donner und Doria! Das sagt mir ein Adonis, der in jeder Saison einem Dutzend schöner Mädel den Kopf verdreht hat?“

„Was nutzen mir die verdrehten Köpfe, wenn der rechte nicht dabei ist, um den allein ich mich kümmere. Ja! „kümmere“, das ist das richtige Wort. Bin doch weder türkischer Janitschar, noch eine Rothhaut, die siegestrunken heimkehren, wenn sie aus dem Feldzuge eine Mandel Köpfe oder Skalpe mitbringen.“

„Hm! Das schmeckt wirklich schon nach Galgenhumor. Möchte nur wissen, wer die kalte, unerbittliche Schöne ist, welche meinem Neffen Franz zu widerstehen vermag.“

„Du, Onkel, darfst es immerhin wissen. Du wirst mich nicht auslachen, nicht verhöhnen.“

„Nein, mein Junge! das kann ich Dir dreist versprechen.“

„Es ist die Kriegsräthin Hennig.“

„Was? Die Hennig! Menschenkind! wohin hat sich Deine Liebe verirrt!“

„Verirrt? Hast Du an ihr etwas auszusetzen?“

Digitized by Google

„Nu, nu! Ruhig Blut, mein Söhnchen! Schaust Du mich doch so wild an, als wolltest Du mich vor die Klinge fordern! Auszusetzen? An ihr eigentlich nicht.“

„Also an mir! Du hältst mich für unwürdig, nicht werth, zu solchem Juwel den Blick zu erheben?“

„Gemach, Musje Feuerbrand! Bist doch nicht ganz aus der Art geschlagen. Freut mich. Hättest das Tüfteln über den Corpus juris anderen überlassen und zum Degen Deines Vaters greifen sollen. Nun, ich hab' gegen Euch beide nichts. Du bist ein wackerer Bursche und sie — ist ein sehr respektables Frauenzimmer; ja! — sehr respektabel, wie ich kaum eine zweite kenne. Aber dennoch hätte ich eher vermuthet, daß Dein Auge auf irgend ein Backfischchen mit hohen Absätzen aus dem Pensionat drüben gefallen, als — —. Hast Du denn gar nicht an den Unterschied der Jahre gedacht? Du zählst kaum sechsundzwanzig und sie? Wird wohl mitten in den dreißigern stecken; dazu Wittwe!“

„Aber Onkel! Wenn Du selbst eine „Anwandlung“ gehabt hast, mußt Du doch wissen, daß Liebe nicht rechnet.“

„Hm! mag sein, so lange sie vorhält. Aber bedenke doch: in zehn Jahren ist sie eine Matrone und Du bist eben ins Mannesalter getreten.“

„Meiner Hedwig Geist bleibt ewig jung und frisch.“

„So! Also Hedwig heißt die Frau Kriegsräthin? und zwar „meine Hedwig“? Also lieben wir wohl nicht ganz so hoffnungslos, als wir uns den Schein geben?“

„Ach! Das Wort ist mir so entfahren! Hab' keine Ansprüche darauf. Zwischen uns herrscht auch nicht das kleinste, „süße Geheimniß“, nicht die geringste Vertraulichkeit. Ihre Freundlichkeit mir gegenüber ist so unbefangen-harmlos, wie die einer Mutter zu einem erwachsenen Sohne. Könnte ich nur eine Spur von Erregtheit an ihr wahrnehmen, während ich glühe, brenne, mich verzehre.“

„So, so! Ganz recht! Dein Verschwinden aus der Gesellschaft datirt genau seit der Zeit, da die Frau Hennig — wegen der Trauer um den Verlust ihrer Mutter — sich in ihre vier Pfähle zurückzog. Bist halt noch ein unerfahrner Jüngling, trotz Deiner fünfundzwanzig Jahre und trotz Deiner — auf dem glatten Boden der Salons — errungenen Siege. Begreifst Du denn nicht, daß ein Wittwenherz anders fühlen muß, als das eines Backfisches? Ein Wittwenherz ist natürlich von soliderem Kaliber und praktischerem Empfinden: reif, ernst, streng. Von „Deiner Hedwig“ darfst Du nicht zimperliches Erröthen und jungfräuliche Verwirrung erwarten.“

„Ach, wenn ich nur Gewißheit darüber hätte: ob und wie sie für mich empfindet!“

„Hab' wohl ein wenig vorschnell meine helle Freude ausgesprochen über die entdeckten Spuren von Soldatenblut in Deinen Adern. Wer auf der Mensur Courage zeigt, sollte doch vor den blauen Augen eines schönen Weibes sich nicht fürchten. Ums Leben spielt die noch lange nicht mit Dir.“

„Aber um einen höheren Preis.“

Digitized by Google

„Papperlapapp! Das sind verbrauchte Redensarten, Romantiraden!“

„Onkel! denk an Deine Anwandlung!“

„Nun meinetwegen! Du beabsichtigst also: weiter fortzuschmachten, ad infinitum, oder doch so lange, bis ihr beide grauköpfig geworden; sie vor Alter, Du vor Gram? Mensch! so faſſ' Dir Doch ein Herz! Frag' wenigstens an.“

„Onkel! ich kann nicht. Ich will mir den letzten Hoffnungsschimmer nicht rauben.“

„Das ist moraliſche Feigheit, Musje! Verstanden?“

„Onkel! einziger, beſter, schönſter Onkel! Du könnteſt Deinen Verdienſten nun auch die Krone aufſetzen, wenn Du wollteſt —“

„Wenn ich was wollte?“

„Wenn Du ſie ausforſchen wollteſt.“

„Du meinſt: für Dich freiwerben?“

„Ach nein! Soweit darf ich ja gar nicht denken. Wie würde es ſich ſchicken, wenn ich eine Gattin als „Frau Referendarin“ heimführen wollte! Und eine lange Brautſchaft ihr zuzumuthen, wäre doch — faſt eben ſo unpaſſend. Das iſt's ja eben, weshalb ich es nicht wage, mit der Sprache herauszurücken.“

„Alſo ſiehſt Du das doch ein. Bin in beiden Punkten ganz Deiner Anſicht. Aber was hindert Dich, Deinen Dienſt, für den Du mir gerade nicht zu ſchwärmen ſcheinſt, zu quittiren, das väterliche Gut zu übernehmen, Dich dem Rübenbau zu widmen und Deine Auserkorene zur Frau von Rohr zu machen, reſpektive als Rübenkönigin zu proklamiren? Du ſchweigſt? Nun ſo will ich Dir einen Vorſchlag machen. Das Aushorchen und Aufdenzahnfühlen iſt nicht meine Sache. Willſt Du mir aber Vollmacht geben, ſo bin ich gern bereit dazu für Dich zu thun, was ich für mich nie gethan habe und nun auch nicht mehr thun werde: ich will den Freiwerber für Dich machen, will draufgehen, wie der alte Zieten. Doch eine Bedingung ſtelle ich: die Hochzeit muß noch in dieſem Jahre ſtattfinden.“

„O Onkel! Wenn ſie's zufrieden iſt, noch in dieſem Monat! Du giebſt mir das Leben, giebſt mir das Vertrauen auf mein Glück wieder. Laſſ' Dich umarmen!“

„Schon gut, mein Junge! Ich glaube, wenn ich einen Freund gehabt hätte, der zur Zeit meiner Blödigkeit zu Hilfe gekommen wäre, wer weiß, was geſchehen. Für einen andern werben denke ich mir gar nicht ſchlimm. Wir wollen die ſchöne Wittib ſchon überrumpeln.“

„Dir freilich, dem Sieger von Mars-la-Tour kann das nicht ſchwer fallen. Biſt ja ohnehin ihr Hausfreund.“

„Durfte doch die Wittwe meines beſten Freundes nicht verleugnen!“

„Wann gehſt Du, Onkel?“

„Nu, nu! Geduld! Heut' nicht mehr.“

Am nächſten Morgen, ſchon zu früher Stunde, meldete die Dienerin der Kriegsräthin den Herrn Oberſt von Rohr.

Lebhaft erhob ſich die Dame, eilte dem Gaſte bis zur Thür des

Digitized by Google

Vorzimmers entgegen, faßte seine Hände und rief: Willkommen, herzlich willkommen, Sie lieber, treuer Freund! Sie am wenigsten durften heute uns fehlen, an dem ersten Freudentage, den ich seit langer, langer Zeit erlebe. Kommen Sie!“

Mit Befremden bemerkte der Gast hinter dem Theetische, dem er sich näherte, eine junge Dame, die ihn ehrfurchtsvoll, doch förmlich, mit einer Verbeugung à la cour begrüßte.

Seinem fragenden Blick begegnete jedoch alsbald der Hausfrau helles Lachen.

„Sie erkennen wohl unsere kleine Helene nicht wieder? Sie ist gestern — gegen Abend erst — aus der Pension zurückgekehrt.“

Der alte Haudegen, sonst ebenso zu Hause auf dem glatten Boden des Hofes wie auf dem Schlachtfelde, fühlte, was ihm im Leben noch nicht passirt, eine Befangenheit, die ihn unsicher in seinem Benehmen machte.

„Mein gnädiges Fräulein!“ stammelte er verlegen.

Allein die Freundin kam ihm schnell zu Hilfe.

„Nicht doch!“ rief sie heiter. „Sie werden doch Ihr Pathchen nicht desavouiren! Es ist noch dasselbe Lenchen, das Sie so oft auf dem Knie geschaukelt, auf dem Arm getragen.“

Nun drückte der „alte, treue Freund“ wohl das feine weiße Patschchen des jungen Mädchens zwischen seinen sehnigen Fingern, sagte ihr herzliche Worte des Willkommens, ließ sich auch geduldig von ihr den Thee serviren, die Rostbrödchen bereiten und die Eier schälen; doch blieb er einsilbig in seinen Antworten, schien gedankenlos Mittheilungen entgegenzunehmen, welche wohl geeignet gewesen wären, seine Theilnahme zu wecken. Eine Flut von Gedanken und Gefühlen war über ihn hineingestürzt, hatte ihn überwältigt. Ihr Rauschen ließ ihn kaum vernehmen was man sprach. Er kam sich vor, wie in eine andere Welt versetzt.

Vor ihm Helene, der Mutter Ebenbild, wie es eben aus dem Rahmen gestiegen zu sein schien, welcher an der gegenüberliegenden Wand ein Kniestück Hedwigs (als Braut) umschloß, dann — im Hintergrunde seiner Phantasie — Franz, der unreife Jüngling, als „Stiefvater“ dieser jungen Dame! Eine so bizarre Idee konnte unmöglich in seinem Hirn je Platz gefunden haben! gewiß! Nur ein närrischer Traum hatte ihn zum besten gehabt, ihm solche Possen vorgegaukelt. Und jetzt erwacht, ernüchtert, sollte er zu solchem Unsinn „Ja“ und „Amen“ sagen? Unmöglich! Und doch: hatte er nicht wirklich und wahrhaftig, hatte er nicht freiwillig seine Hilfe versprochen? War ihm die Erinnerung an Helene denn ganz und gar aus dem Gedächtniß gerückt? an Helene, den einzig richtigen Gradmesser, an der Lebensskala Hedwigs? Oder hatte er sich eingebildet, sie sei noch die Puppe, mit der er einst gespielt?

Der Obrist schwankte zwischen einer Alternative, die ihm in keinem Falle eine tröstliche Entscheidung verhieß:

Entweder war er damals, als er sich zum Freiwerber erbot, nicht bei Sinnen gewesen, oder es spukte augenscheinlich ein tückischer Dämon in seinem Kopfe.

Digitized by Google

Fest entschlossen, seine Gedanken loszureißen von so unheimlichen Grübeleien, richtete er seine Augen voll und fest auf Hedwig.

Sie hatte, wohl dem frohen Tage der Wiedervereinigung zu Ehren — die Trauerkleidung abgelegt und erschien ihm in der hellen Gewandung, von Licht und Duft umflossen, so jugendlich frisch, daß er Franzens Gefühle — wenn auch nicht zu billigen, so doch — zu begreifen vermochte.

Ja, wenn er's recht überlegte, wenn er in aller Seelenruhe prüfte und verglich, mußte er dem Jungen recht geben. Helene konnte als idealer Entwurf, als die poetische Idee eines genialen Künstlers gelten, deren meisterhafte Durchführung in Hedwigs Erscheinung überraschte. Dort sah er — zu schönen Hoffnungen, zu großen Erwartungen berechtigende — Ansätze; hier befriedigende Vollendung; dort die duftige Blüte; hier die — zum Genuß lockende Frucht.

Der Geschmack, das Urtheil des „Bengels“ gewann immer mehr in seiner Achtung, je länger er wägte, bis ihm einfiel, daß Franz nie Gelegenheit gehabt, ähnliche Vergleiche anzustellen, daß er Helenen gar nicht kenne, vielleicht von ihrer Existenz keine Ahnung habe.

Um endlich aus diesem Labyrinth widersprechender Gedanken und Gefühle sich herauszuarbeiten, hielt der alte Soldat sich stramm an dem Leitseil der Pflicht, die er übernommen.

Alle abschweifende Reflexionen als störende Allotria verscheuchend, wandte er nunmehr seine volle Aufmerksamkeit den Dingen zu, welche die Damen zum Gegenstande der Unterhaltung zu machen eben beliebten. Dabei sprang er — wie das im Zustande der Erregung so leicht geschieht — aus einem Extrem ins andere. Das „gnädige Fräulein“ verwandelte sich alsbald in ein „Wettermädel“ und schließlich gar in eine „verdammt kleine Hexe“.

Um alle diese verschiedenen Strömungen seiner Stimmung in ein gemeinschaftliches Bett zu zwängen, faßte der Held von Mars-la-Tour den heroischen Entschluß, durch ein Coup des mains allen Präliminarien ein Ende zu machen.

Er wollte und mußte das — völlig unmotivirte — Gefühl, das in ihm sich aufbäumte gegen die Erfüllung seiner Mission, niederkämpfen; der gordische Knoten, den seine ungeschickten Finger zu lösen nicht vermochten, sollte mit scharfem Schwerthiebe durchschnitten werden.

Unmöglich aber durfte er in Gegenwart der „Kleinen“ seines Auftrages sich entledigen. So benutzte er denn die trauliche Situation des Augenblickes, um Lenchens Kopf in seinen großen Händen verschwinden zu lassen, auf die er sich dann herabbeugte, um zwischen seinen Fingern hindurchzuflüstern: „Liebes Kind! — habe mit Deiner Mama — in Geschäftsangelegenheiten — nothwendig unter vier Augen zu sprechen. — Du verstehst mich.“

Und als er es wieder frei gab, das eingefangene, kleine, schelmische Gesichtchen, da glaubte er ganz deutlich in den Spitzbubenaugen, die von oben bis unten ihn musterten, zu lesen, daß man ihn über alles Erwarten verstanden.

Mit einem tiefen, ironischen Knix bestätigte sie dieses Urtheil, wandte sich, ließ „Papchen“ von seiner Stange auf ihren Finger steigen, öffnete die nach dem Garten führende Glasthür und verschwand,

Digitized by Google

ohne Entschuldigung, ohne Vorwand, mit ihrem geschwätzigen Begleiter in den Büschen.

Herr von Rohr zögerte denn auch nicht, den günstigen Moment beim Schopfe zu ergreifen.

„Ich habe das liebe Kind fortgeschickt“, hub er feierlich an, „so traut und süß ihre Nähe mich auch anmuthet, weil ich heute zu Ihnen gekommen bin, theure Freundin, um eine Angelegenheit von tiefem Ernst und hoher Bedeutung mit Ihnen zu besprechen.“

Halb erstaunt, halb verwirrt senkte das schöne Weib die weißen Augenlider fast bis zur Berührung der dunklen Wimpern; wie ihre Gewohnheit, wenn sie scharf und eingehend beobachten wollte.

Jetzt erst fiel ihr die glänzende Paradeuniform auf, in welcher des Mars stattlicher Sohn vor ihr stand, stramm, schlagfertig, siegesgewiß.

Lächelnd wies sie auf den, vom Gaste unruhvoll zurückgeschobenen Fauteuil, in der Meinung, daß jede intime Auseinandersetzung zwischen ihnen zunächst der äußeren Ruhe bedürfe, zur Stärkung der inneren Haltung.

So verstand mindestens der Oberst den stummen Wink, während er an ihrer Seite wieder Platz nahm.

Allein es schien, als ob diese — wenn auch zarte und rücksichtsvolle Unterbrechung den Redner aus dem Konzept gebracht habe.

Hatte er sich doch alles so sauber und schön im Kopfe zurecht gelegt, was er sagen wollte und nun mußte er wieder von vorn beginnen.

Da ihm kein aufmunterndes Wort aus dem Munde der Wittwe zutheil wurde, klang seine Rede etwas weniger zuversichtlich, als er aufs neue anhub:

„Sie haben nicht vergessen, wie nahe meinem Herzen Ihr seliger Gatte gestanden. Sie übertrugen einen Theil des Vertrauens — ja ich darf vielleicht sagen: der Neigung, die durch seinen Tod gegenstandlos geworden, auf den Unwürdigen, den er einst Freund genannt. Diese Ihre Güte mag meine Kühnheit entschuldigen, da ich heute zu hoffen wage: Sie werden mir nicht zürnen, wenn ich den Wunsch ausspreche, das unsichtbare Band, welches — seit einer Reihe von Jahren — unsere Familien geistig und gemüthlich umschloß, durch ein äußeres, der Welt Achtung gebietendes zu verstärken. Sie kennen meinen Ne — —“

Verdammt! — Eine neue Unterbrechung! — während der Held von Mars-la-Tour eben an dem Namen seines Neffen würgte. Es mußte ein plötzliches „Schlucken“ über ihn gekommen sein, dessen er nicht Herr werden konnte.

Bis dahin hatte der schönen Frau seelenvolles Auge unverhüllt, mit unverkennbarer Innigkeit auf dem bärtigen Antlitz ihres Gastes geruht. Jetzt legte sie sanft ihre weiche Hand auf die des Freundes und sprach:

„Ich ahne, ja ich weiß, was Sie sagen wollen. Doch lassen Sie mich — ehe Sie vollenden — aufrichtig sein, wie es unserem Charakter und — ohne Ziererei — wie es unsern Jahren geziemt. Ich habe

Digitized by Google

Ihren Antrag erwartet, seit mein Trauerjahr vorüber; mehr noch: ich habe ihn —“

„Wie! Sie wußten bereits!?“ unterbrach heftig, fast erschrocken der Obrist das vertrauensvolle Bekenntniß. „Ihre kühle Zurückhaltung gegen Ihren jugendlichen Verehrer ist nur Maske gewesen? Sie zürnen nicht seinen kühnen Wünschen?“

Die Stimme des alten Soldaten klang plötzlich so rauh, so vorwurfsvoll, als verletze ihn dieser Mangel an Zorn.

Auch im Tone ihrer Antwort klang es, wie ein sanfter, zärtlicher Vorwurf.

„Kühl?“ frug sie, mit einem wehmüthigen Zuge um den weichen Mund. „Sollten Sie wirklich meine stille Neigung, die innige, bedingungslose Hingabe meiner Seele, die sich, nur zu oft Ihnen gegenüber verrieth, mir als Kälte ausgelegt haben?“

„Nicht ich; wohl aber Franz.“

„Ihr Neffe? Wie kommen Sie auf den? Welchen Einfluß kann der junge, unbedeutende, unreife Mensch auf Sie, Ihre Stimmung, Ihre Auffassung, Ihre Entschlüsse üben?“

Was war das?

Dem alten Helden brummte es im Kopfe, wie wenn 10,000 Milliarden Mitrailleusen ihr Feuer gegen ihn eröffnet hätten. Mit offenem Munde blieb er — wenig höflich — die Antwort schuldig.

Dagegen rang Hedwig mit besserem Erfolge nach Fassung und fuhr dann ruhiger fort:

„Ich weiß, daß Sie Ihren Neffen nicht allein der Geselligkeit wegen — um einem eigenen Bedürfniß zu genügen — in Ihr Haus aufgenommen haben, sondern in der Absicht: dem unfertigen, schwankenden, zur Ueberspanntheit hinneigenden Jünglinge einen festen Halt zu geben, gleichsam seine Erziehung zu vollenden. Doch ich weiß nicht, daß andere Bande, andere Verpflichtungen — als die, welche Ihr freundliches Herz Ihnen auferlegt — an diese Aufgabe Sie fesseln.“

„Auch ich weiß davon nichts. Franz ist mir ein theures Vermächtniß meines einzigen Bruders. Er ist aus freiem Antriebe auf meinen Vorschlag eingegangen: meine Vereinsamung mir zu erleichtern, meinen verdüsterten Sinn zu erhellen. Aber es scheint, daß wir uns gegenseitig nicht genügen. Es bleibt eine unausgefüllte Herzensleere.“

„Wohl begreiflich! Der Herr Referendar mit seiner Oberflächlichkeit, seinem leichten Sinn, wird, sobald er sich wieder in den Strudel des Lebens stürzt, dem Sie ihn entrissen, volle Befriedigung finden. Etwas anderes ist es jedoch mit Ihnen, mein Freund! Bevor wir jedoch über den jungen Mann, der Ihnen Sorge zu machen scheint, weiter sprechen, lassen Sie mich Ihnen ein Geständniß machen, das wohl geeignet sein dürfte, alle Skrupel in Ihrem — nur allzubescheidenen Gemüthe zu heben.

Sie sollen wissen, wie mein seliger Mann Sie geliebt und hochgehalten hat; Sie sollen seine eigenen Worte hören, die letzten, die er zu mir gesprochen, während er meine glühende Hand in seiner erstarrenden festhielt:

„Mein Weib! Das höchste Erdenglück hast Du mich kennen ge-

lehrt. Aber ich weiß auch, was eine unglückliche Ehe bedeutet. Laß Dich — wenn Du der Trauer um den Todten Genüge gethan — nicht drängen zu einer zweiten Ehe mit einem Manne, für den Dein Herz nicht spricht. Ich weiß nur einen, der meiner Hede genügen, sie ganz würdigen, ihr ganzes Herz ausfüllen könnte, meinen Ernst.“

Damals, in der frischblutenden Wunde wollüstig wühlend, hielt ich den leisesten Gedanken an ferneres Glück für ein Vergehen gegen den theuren Todten. Jetzt? — Der linden Heilkraft der Natur hat auch mein wilder Schmerz weichen müssen. Ich meine nur: man habe ein Recht und eine Pflicht zu leben, so lange man fähig ist, zum Glück anderer beizutragen. Glauben Sie, daß ich das wirklich vermag, so antworte ich Ihnen mit einem offenen und freudigen „Ja!“ Da haben Sie meine Hand, Sie alter, theurer, treuer Freund!“

Wie versteinert stand der Obrist da. Kaum wagte er den warmen Händedruck der erregten Frau leise zu erwidern. War das alles Traum oder Hexerei? Aber nein, nein! es mußte Wirklichkeit, beglückende, entzückende Wirklichkeit sein. Was er zu träumen nie gewagt, stand jetzt leibhaftig im hellen Sonnenlicht vor ihm. Das Weib, das er, so lange er es konnte, abgöttisch verehrt, glühend geliebt, es offenbarte ihm das Evangelium vom „Himmel auf Erden“. Und diese verhängnißvolle Erkenntniß kam ihm jetzt erst, zu so später Stunde.

Wohl zuckte es wie Wehmuth um ihren Mund, feucht schimmerte es in dem glänzenden Auge; doch eine stille, überirdische Seligkeit strahlte aus dem lieben, verklärten Angesicht. Sein wackeres, altes, keusches Herz hatte der strebsamen Phantasie nie gestattet, einem solchen Glück Gestaltung zu geben, das — wie eine unverstandene Ahnung — in seiner Seele geschlummert. Schon faßte er kräftig die zu ewigem Bunde ihm gebotene Rechte, schon stand er im Begriff, sein Glück in fester, mannhafter Umarmung sich zu sichern; da fuhr ihm — wie ein Blitz — der Gedanke durch's Hirn: „Verräther! Was hast Du versprochen? wozu kamst Du her?“ War es denn aber ein Verrath, wenn er nahm, was sein eigen, wenn er den ihm gebotenen Schatz nicht von sich stieß? Konnte aus seinem Opfer ein anderer Nutzen ziehen? Darüber mußte er volle Gewißheit haben, wenn er einer süßen Täuschung nicht selbst zum Opfer fallen wolle.

Allein in dieser Seelenangst verließen ihn alle diplomatischen Künste, vermochte er nur die unpassende Frage zu stammeln: „Und Franz? Was soll ich meinem armen Franz sagen?“

Da lösten sich die bebenden zarten Finger aus seiner Hand. Befremdet, wunderbar abgekühlt erhob sich die, in ihrem heiligsten Gefühl gekränkte Frau.

„Immer noch Ihr Neffe?“ Und wie schneidender Spott klang's ihm ins Ohr, als sie — zornig fast fortfuhr: „Hoffentlich sind Sie dem leichtsinnigen jungen Menschen nicht angetraut?“

Da hielt sich Ernst von Rohr nicht länger. In stürmischer Umarmung, heißem Flehen suchte er Vergebung für seine vielen, vielen Unterlassungssünden, beichtete er demüthig alle Geheimnisse, die er selbst erst vor wenigen Minuten in den versteckteſten Tiefen seines Herzens entdeckt hatte.

Der holden Freundin edle Seele verstand das redliche, schüchterne,

närrische Herz des „alten Knaben“ und fand darin die beste Bürgschaft für sein, für ihr Glück. Auch in Bezug auf den Neffen glaubte sie ihn beruhigen zu können. „Du magst ihn mir morgen', meinte sie, mit zuversichtlichem Lächeln, „zuschicken, Ernst! Ich will ihm sagen, was zu wissen ihm noth thut; werd' ihm den Kopf schon zurechtsetzen, den Standpunkt klar machen, ohne daß auf den Ohm der leiseste Schatten fällt; bitte, überlaß das mir.“

Jetzt kam sich der alte Herr doch wie ein schlauer Diplomat vor, als er seinem Auftraggeber eröffnete: „Die Dame habe des Onkels Vermittelung nicht acceptirt; dagegen erwarte sie den Herrn Referendar morgen Abend zum Thee.“ — —

Lange mußte am nächsten Tage von Rohr sen. auf Franzens Heimkehr warten. Der „Thee“ schien sich zu einem „Souper“ ausgedehnt zu haben. Sein Gewissen begann wieder unruhig zu werden. Mit fast ängstlicher Spannung horchte er auf jeden sich nähernden Tritt. Endlich klang die Hausglocke. Klopfenden Herzens musterte er das Gesicht des Eintretenden. Keine Spur von Zorn, Schmerz oder Resignation war darin zu finden; dafür aber eine Fülle heiterer Laune und freudiger Hoffnung.

„Habe mich prächtig amüsirt, Onkel! — gottvoll! — danke Dir tausendmal! Vor allen Dingen aber gratulire von ganzem Herzen und — auf Ehre! — ohne Neid.“

Vierzehn Tage später feierten Onkel und Neffe zur nämlichen Stunde und in demselben Hause ihre Verlobung. Es geschah das natürlich nur, damit sie während der langen Winterabende mit zwei Königinnen — die nicht geraubt werden durften, ihr Schach fortsetzen konnten.

Marc Aurel als Herrscher und Philosoph.

Eine historische Charakteristik.*)

Von Moritz Brasch.

Marc Aurel oder, wie sein eigentlicher Name war, Marcus Annius Verus, gehörte zu den sehr wenigen Fürsten, welche die Geschichte der Menschheit als die Vorbilder des erhabensten und zugleich liebenswerthesten Charakters, wie als Muster und Inbegriff aller menschlichen und Herrschertugenden verzeichnen kann. Unter den römischen Kaisern, welche ein halbes Jahrtausend das größte Reich der Welt beherrschten, ist sicher niemand, der ihm an die Seite gesetzt werden kann. Es hat unter ihnen gewiß größere Kriegshelden, vielleicht auch bedeutendere Staatsmänner gegeben, aber keiner in dieser fast unübersehbaren Reihe bald interessanter und anziehender, bald dämonischer und abstoßender Charakterköpfe kann mit Marc Aurel als Mensch verglichen werden. Diese Einzigkeit würde ihm unter seinen Vorgängern und Nachfolgern auf dem römischen Throne zukommen, wenn er auch nicht als einer der gebildetsten Männer seines Jahrhunderts gelten würde. Aber diese Vielseitigkeit seiner geistigen Bildung war keine bloße Anhäufung gelehrten Wissens, sondern eine wirkliche Durchdringung des Geistes durch alle wissenschaftlichen Bildungselemente, welche jene Zeit zu bieten vermochte, und deren belebenden Mittelpunkt die Philosophie bildete.

Marcus Aurelius ist der letzte bedeutende Name in der Reihe der stoischen Philosophen des Alterthums. Freilich läßt er uns neben

---

*) Diesen Essay entlehnen wir dem soeben erschienenen Band I des Werkes: „Die Klassiker der Philosophie. Von den frühesten griechischen Denkern bis auf die Gegenwart. Eine gemeinfaßliche historische Darstellung ihrer Weltanschauung nebst einer Auswahl aus ihren Schriften". Von Dr. Moritz Brasch. (Leipzig. Druck und Verlag von Greßner und Schramm.) Dieses interessante und geistvolle Werk, welches noch vor seiner Beendigung rasch beliebt geworden ist, scheint wirklich einem allgemein empfundenen Bedürfniß entgegen zu kommen, indem es bei aller wissenschaftlicher Sachlichkeit sich doch durchweg einer sehr verständlichen und klaren Darstellung befleißigt. Die Redaktion.

Digitized by Google

den ursprünglichen Zügen der stoischen Philosophie zugleich in seinem Wesen und in seinen Ansichten die Veränderungen erkennen, welche jene in fünf Jahrhunderten erlitten hatte. Zugleich repräsentirt er aber auch den ersten Stoiker, in welchem im Gegensatz gegen die früheren der Stoicismus die Probe der Erfahrung bestanden hat. Zum erstenmale besteigt in ihm die Philosophie den Thron des römischen Weltreiches, auf welchem sie eine Aufgabe zu lösen hat, welche zu den schwierigsten gehört, welche die Weltgeschichte einem Herrscher je gestellt hat. Was die Lösung dieser Schwierigkeit noch erhöht, ist der Umstand, daß der auf den Herrschersitz erhobenen Philosophie eine neue geistige Macht entgegentritt, welche sich, freilich von ganz anderen Voraussetzungen und in einer andern Richtung dieselbe Aufgabe gesetzt hat: Die religiöse Wiedergeburt einer zerfallenden Welt. Dieser Gegensatz ist ein tief bedeutsamer. Denn bei aller thatsächlichen Verwandtschaft des Stoicismus und des Christenthums tritt nicht nur der schneidende Kontrast beider Weltanschauungen in der Bestimmung der sittlichen Zwecke des einzelnen und der Mittel sie zu erreichen, hervor, sondern es spiegelt sich auch hierin das total verschiedene Verhältniß beider zu den Zielen des römischen Staates. Sehen wir, wie weit Marc Aurel imstande war, diese gewaltigen Aufgaben zu überwinden.

M. Annius Verus wurde zu Rom im Jahre 121 n. Chr. geboren. Seine Familie war spanischen Ursprungs und erfreute sich vielfach der Gunst der römischen Kaiser. Einzelne Mitglieder derselben waren bereits bis zu den höchsten Staatsämtern emporgestiegen. Der junge Annius war früh vaterlos geworden, so daß seine Erziehung ganz in der Hand seiner Mutter lag. Diese ließ es indeß weder in Bezug auf die Wahl der Lehrer, noch auf die Strenge der sittlichen Grundsätze an etwas fehlen, damit der hochbegabte Knabe nach allen Richtungen hin für den Staatsberuf vorbereitet würde. Daß er schon im Alter von zwölf Jahren nicht nur Geschmack an der Philosophie, sondern sogar Verständniß für den Stoicismus gezeigt hätte, was daraus hervorgehen soll, daß er darauf bestand, einen sogenannten Philosophenmantel anzulegen, dürfen wir füglich als eine Uebertreibung seiner Biographen ansehen. Wichtiger für das spätere Schicksal des jungen Mannes ist jedenfalls, daß der kinderlose Kaiser Hadrian ihm früh seine Zuneigung und sein herzliches Wohlwollen zuwandte. Er hatte den Lucius Cejonius Commodus adoptirt und zu seinem Nachfolger erklärt. Daß er aber bei der Schwäche und Kränklichkeit des letztern an Marcus Annius dachte, geht daraus hervor, daß er diesen, kaum 15 Jahre alt, mit der Tochter des Commodus verlobte. Und als der längst erwartete Tod des Commodus wirklich eintrat, traf der Kaiser Anordnungen, durch welche die Thronfolge für unsern jungen Philosophen thatsächlich gesichert wurde. Er adoptirte nämlich den durch Geistes- und Herzensvorzüge ausgezeichneten Titus Aurelius Antoninus, der später als Kaiser den Beinamen „Pius" erhielt, veranlaßte diesen aber, zugleich seinen Neffen, unsern Marcus Annius, an Kindesstatt anzunehmen. Seitdem führte dieser den Namen Marcus Aurelius Antoninus.

Seit dem Tode Hadrians und dem Regierungsantritt des Antoninus (138 n. Chr.) stand Marcus Aurelius in dem innigsten, auf

Freundschaft und Verehrung beruhenden Verhältniß zu seinem Adoptivvater. Dieser that aber auch alles, um den hoffnungsvollen Erben des Weltreiches an sich zu fesseln. Er führte ihn nicht nur selbst den Staatsgeschäften zu, sondern weihte ihn auch in seine intimsten Pläne ein. Um ihn noch fester an sich zu ketten, löste er die Verlobung mit der Tochter des Commodus auf und vermälte ihn mit seiner eigenen Tochter Faustina. So hatte Marcus Aurelius dreiundzwanzig Jahre am Hofe und in engster Beziehung zum Kaiser gelebt, indem er seine Zeit zwischen den öffentlichen Geschäften und dem Studium der Philosophie theilte. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß er an manchen Maßregeln Antheil hatte, durch welche die musterhafte Regierung des Antoninus den Frieden des Reiches sicherte und dessen innern Volkswohlstand förderte. Und als Marc Aurel nach dem Tode desselben (161 n. Chr.) in einem Alter von vierzig Jahren den kaiserlichen Thron bestieg, hatte er eine hinlängliche praktisch-politische Erfahrung gesammelt, um mit Aussicht auf Erfolg an die seiner nunmehr wartenden Regierungsaufgaben heranzutreten.

Schon die ersten Maßregeln des Marc Aurel zeigen, daß er ganz in die Fußtapfen seines Vorgängers zu treten beabsichtigte. Er berief eine Reihe tüchtiger Rechtsgelehrten, um Gesetzgebung und Rechtspflege zu verbessern, fuhr fort, für reichliche Getreidezufuhren, für Ausbesserung von Straßen und Erleichterung der Verkehrsmittel zu sorgen, beschränkte die Ausgaben für Volksbelustigungen und milderte die Unmenschlichkeit und Rohheit der Gladiatorenkämpfe. Die Zahl der Waisenhäuser und Wohlthätigkeitsanstalten, die schon von Antoninus errichtet waren, wurde vermehrt, ebenso geschah alles, um Kunst und Wissenschaft zu fördern. Außerdem war er bemüht, die Verwaltungsmißbräuche früherer Regierungen nach Möglichkeit zu beseitigen. So suchte er den Erpressungen der römischen Beamten in den Provinzen zu steuern, die öffentlichen Lasten gerechter zu vertheilen und überhaupt den Geist der gesammten Staatsadministration zu heben. Wie er strenge Gewissenhaftigkeit und unbedingte Pflichttreue als die ersten Erfordernisse eines Herrschers erklärte, so sollten diese Eigenschaften auch alle Glieder der großen Beamtenhierarchie des Weltreiches erfüllen. Die einzige höhere Staatskörperschaft, die noch aus früherer Zeit zu Rom bestand, den Senat, war er bemüht, durch Aufnahme würdiger Männer zu heben, seine Selbstständigkeit zu befestigen und seine politischen Funktionen zu erweitern. Immer mehr verbreitete sich unter diesen eifrig betriebenen Reformen ein Gefühl der Sicherheit und des Wohlbehagens, zumal auch eine gerechtere und geordnetere Justizpflege immer mehr Platz griff. Denn niemand durfte fortan seinem ordentlichen Richter entzogen werden, und wie er gegenüber etwaigen Attentaten gegen seine Person sehr milde verfuhr, so begnadigte er alle, welche wegen hochverrätherischen Handlungen zum Tode verurtheilt waren, meist zu geringen Strafen. Wenn je das Wort: „ein Republikaner auf dem Thron" Geltung hatte, so war es hier bei Marcus Aurelius der Fall, der nach keiner Richtung hin einen Vorzug vor irgend einem Bürger beanspruchte, als höchstens den, seine unausgesetzte Sorge auf alle zu erstrecken.

Nicht lange freilich sollte Marcus Aurelius das Glück genießen,

das Reich unter der Wirksamkeit seiner Reformen aufblühen zu sehen. Denn vom Beginn seiner Regierung an war seine Sorge auch der äußern Sicherheit des Staates zugewandt. Im Gegensatz zu Antoninus, der während seiner dreiundzwanzigjährigen Herrschaft nur einige unbedeutende Grenzkriege und einige geringe Aufstände in den Provinzen zu unterdrücken hatte, war die Aufmerksamkeit unseres philosophischen Fürsten durch fortwährende kriegerische Verwickelungen, gefahrdrohende Empörungen und schwere Katastrophen, von denen einige Theile des Reiches heimgesucht wurden, in Anspruch genommen. Gleich nach der Thronbesteigung bricht an der Ostgrenze ein Krieg mit den Parthern aus, der zwar durch den tapferen Avidius Cassius siegreich durchgeführt wird, aber nur um einem Feldzug gegen einen andern Feind im Norden, die Markomannen, Platz zu machen. Kaum war dieser nach heftigen Kämpfen beendet, als in Italien eine Hungersnoth und in Rom selbst eine verheerende Seuche ausbrach. Der Feind an der nördlichen Grenze jedoch war nicht gänzlich beruhigt. Neue Feldzüge wurden nothwendig, und um die Kriegskosten zu bestreiten, ließ der Kaiser sechzig Tage lang die Schätze des kaiserlichen Palastes versteigern. Nach langwierigen und für die Römer nicht immer siegreichen Kämpfen wurde ein Friede errungen, der im Grunde genommen nur ein Waffenstillstand war. Aber bald war des Kaisers Sorge wiederum durch Unruhen im Orient wachgerufen. Sein bedeutendster Heerführer, der ehrgeizige und herrschsüchtige Avidius Cassius, hatte sich an der Spitze einer Anzahl Legionen empört und sich selbst zum Cäsar ausrufen lassen. Zwar wurde er von seinen eigenen Soldaten ermordet und so der Aufstand beendet, und eine mehrjährige Anwesenheit des Marc Aurel in den östlichen Provinzen stellte wieder Ruhe und Ordnung her. Doch brach bald wiederum der Krieg mit den germanischen Stämmen aus. Wie schon früher eilte der Kaiser trotz seiner wankenden Gesundheit an die Nordgrenze, wo er an der Donau sein Hauptquartier nahm. Schon konnte er als das Ergebniß vieler Anstrengungen die Hoffnung auf gänzliche Niederwerfung des Feindes hegen, als er zu Vindobona (dem heutigen Wien) von einer Krankheit ergriffen wurde, der er am 17. März 180 in einem Alter von neunundfünfzig Jahren erlag.

Ohne Zweifel war das Leben Marc Aurels kein wahrhaft glückliches zu nennen. Seine Regierungszeit war nicht nur bei weitem ruheloser als die seines Vorgängers, sondern auch innerhalb seiner eigenen Familie fand er keineswegs das Glück und die Zufriedenheit, wonach er sich sehnte. Seine Gemalin Faustina entehrte ihn durch einen unwürdigen Lebenswandel, und sein Sohn und Nachfolger Commodus, auf den er so große Hoffnungen gesetzt hatte, war den schändlichsten Lastern ergeben. Gewiß ist die Frage berechtigt, ob nicht die übergroße Milde des philosophischen Herrschers diese Dinge zum Theil mit verschuldet habe. Die historische Gerechtigkeit erfordert es, diese Frage zu bejahen. Und wenn wir sehen, wie ihn dieselbe Herzensgüte und Nachsicht gegenüber seinen Mitregenten, dem Lüstling Lucius Verus, und später selbst in dem Hochverrath des Avidius Cassius in die übelste Lage versetzten, so kann man sie nur als Schwäche und Mangel an Thatkraft bezeichnen. Auch sein durch

nichts zu erschütterndes Vertrauen und seine gute Meinung von den Menschen, so sehr sie seinem idealen Sinn alle Ehre machte, können doch schließlich bei dem Herrscher eines Weltreiches die schlimmsten Konsequenzen haben. Nur zu viel Unwürdige wußten die Güte desselben zu mißbrauchen und zum Schaden des Staates durch Aemter und Würden sich zu bereichern. Aber wenn man diese Eigenschaften, welche sonst im Privatleben als höchste Vorzüge des Herzens gelten, bei einem Fürsten als Schwäche bezeichnen muß, so sind es doch solche, welche aus seiner Denkart und seiner Lebensanschauung mit Nothwendigkeit folgten. Wollen wir also zu dem innern Kern in dem Charakter und der Persönlichkeit Marc Aurels gelangen, so müssen wir das Eigenthümliche seiner Philosophie näher ins Auge fassen.

Marc Aurel hat weder die Probleme der Physik, noch die der Dialektik behandelt. Dagegen hat er Untersuchungen ethischer Natur angestellt und zwar über die im Geiste des Epiktet gemilderte stoische Lehre. Den Glauben an die Götter hält er für nothwendig dem Menschen. Es würde sich nicht lohnen, meinte er, in einer Welt ohne Götter zu leben. Denn deren Vorsehung habe alles aufs vollkommenste angeordnet und eingerichtet. Das menschliche Leben sei nichts als ein Traum, ein Rauch, der mit dem Tage kommt und wieder verschwindet. Der große Alexander und sein Reitknecht, so sehr verschieden an Rang, Ehre, Größe und Wirksamkeit, sind nicht beide längst in einen und denselben Geist des Weltalls aufgegangen? Was habe alles Forschen in die Tiefe der Wesen für einen Nutzen, wenn man nicht bei sich selbst, d. h. sich mit dem Göttlichen im Menschen zu befreunden bestrebt ist? Um die wahre Ruhe zu finden und um uns im Flusse des äußern Lebens als Werkzeuge des göttlichen Willens zu betrachten, müssen wir vor allem unsern Genius rein erhalten.

Nach dem Vorgange der ältern Stoa hält auch Marc Aurel den Leib für die physisch nothwendige, aber sittlich zu überwindende Hülle, in die die Seele gebannt ist. „Wirst du einmal, meine Seele", ruft er aus, „gut und lauter sein und einig und unverhüllt und durchsichtiger als der Leib, der dich umgiebt? Wirst du einmal gesättigt und bedürfnißlos und keinen Genuß mehr verlangen? Was kümmerst du dich, o Mensch, um Fremdes? Ziehe dich doch lieber in dich selbst zurück, wo du allein Ruhe und Wohlsein findest! Bete nicht um äußere Güter, sondern um die rechte Gesinnung in Betreff derselben. Besinne dich auf dich selbst, pflege den Genius in dir, befreie dein wahres Selbst, die vernünftige Seele von allem, was ihr nur äußerlich anhängt, und bedenke, daß nichts äußeres dir die Seele berühren kann, daß nur deine eigenen Vorstellungen es sind, welche dich beläftigen, daß nur in deinem Innern ein unversiegbarer Quell wahren Glückes strömt und daß die leidenschaftslose Vernunft die einzige Burg ist, in die du dich flüchten mußt, willst Du unüberwindlich werden."

Daneben tritt ein stark ausgeprägtes religiöses Moment in ihm hervor. Vergleichen wir diese seine Aussprüche mit den Lehren Zenos oder des Chrysippus, so tritt der weiche, milde und ergebungs-

Digitized by Google

volle Charakter seiner Philosophie sehr deutlich zu Tage. Nur wer sich selbst beschränkt, heißt es in den „Betrachtungen“, und von allem äußerlichen befreit hat, in dem ist jeder Wunsch und jede Begierde erloschen, er ist mit der Gegenwart zufrieden und schickt sich mit Ergebenheit in den Weltlauf, denn er weiß, daß darin nichts geschieht, als der Wille eines weisen, guten und liebevollen Vaters, und daß das dem Ganzen Frommende auch für den einzelnen das Beste sei, damit er als Mann und als Römer seinen Platz ausfülle und dem natürlichen Ausgang und dem Ende seiner Tage, ob es nun früher oder später eintrete, mit heiterer Ruhe entgegentreten kann. „Erlauben dir die Menschen jedoch nicht, der Natur eines vernünftigen und gesellschaftlichen Wesens gemäß zu leben, so gehe freiwillig aus der Welt, jedoch so, daß du nicht meinst, mit dem Tode ein Uebel zu erleiden. Denn deine Seele wird mit dem Tode nicht untergehen, sondern wiederum in die Weltseele eingehen, wie der Leib in die Elemente.“

Ein Hauptmoment in den ethischen Betrachtungen unseres Philosophen ist seine Ueberzeugung von der Hinfälligkeit und Nichtigkeit aller irdischen Dinge, von den Uebeln des Lebens, von der sittlichen Schwäche des Menschen. Man hat in diesem, aus innerster Seele ihm quillenden Bekenntniß den Einfluß christlicher Ideen, insbesondere der Lehre von der ererbten Schuld sehen wollen. Es dürfte hier ähnlich wie bei Seneca und Epiktet, wo man auch derartige Einflüsse des Christenthums annahm, sich schwerlich etwas derartiges historisch feststellen lassen. Denn wenn wir einerseits auch nicht in Abrede stellen wollen, daß eine gewisse Verwandtschaft dieses spätern Stoicismus mit den christlichen Lehren vorhanden sei, so ist andererseits in wesentlichen Punkten die Verschiedenheit zu groß, als daß man an eine bewußte und direkte Aufnahme christlicher Vorstellungen seitens dieser heidnischen Philosophie denken kann.

Insbesondere fehlt in allen Betrachtungen und Geständnissen der späteren Stoiker der Kern der christlichen Lehre: das Schuldbewußtsein und das Bedürfniß nach Erlösung. Es ist immer und immer wieder die Philosophie, welche dem gedrückten Gemüthe Beruhigung, dem kranken Willen Heilung bringen soll. Nach Marc Aurel ist der Philosoph der Arzt für die Seele, der wahre Priester und Diener der Gottheit. Als solcher freilich erweist er sich vor allem durch die unbeschränkteste, hingebendste und rückhaltloseste Menschenliebe. Alle Menschen, lehrt Marc Aurel, sind sich verwandt, die ganze Menschheit ist ein Leib, und wer sich auch nur von einem seiner Mitmenschen lossagt, der scheidet sich wie ein abgehauenes Glied von dem Stamme der Menschheit selbst ab. „Lasset uns Gutes thun, ruft er aus, nicht um des Anstandes und des Ruhmes willen, sondern weil uns das Wohlthun Freude macht, weil sich jetzt wohlthut, wer andern eine Wohlthat erzeigt.“ Auch die vom Wege des Rechtes abweichenden wollte er lieben, auch den Undankbaren und feindselig Gesinnten müsse verziehen werden. Die Menschen fehlen ja doch nur deshalb, weil sie ihr wahres Bestes nicht kennen. „Und leiden wir denn, fragt Marc Aurel, durch fremdes Unrecht in unserem Innern wirklichen Schaden? Sind wir selbst fehlerfrei?

Und wenn wir dieses verneinen müssen, warum wollen wir nicht andere nehmen, wie sie sind? Nicht Trotz, sondern Sanftmuth und liebreiche Belehrung sind die Mittel, mit denen wir den sittlich Strauchelnden begegnen müssen.

Solches etwa waren die Gedanken und Maximen, denen Marc Aurel in seinen Betrachtungen Ausdruck gab. Aber wir wissen, was der Philosoph theoretisch aussprach, hat der Kaiser in seinem öffentlichen und privaten Leben praktisch ausgeübt. Hierin liegt die seltene Harmonie und Schönheit dieses antiken Charakters.

Hedwig.

Manchmal, wenn nach verscholl'nen Tagen
Die Sehnsucht leis' mich meinen Gram
Vergessen ließ, klingt es als riefe
Mir Deine Stimme wundersam.

Ich lausche auf, im Wahn ich hörte
Im Nebenzimmer Deinen Schritt
Und an die Thür Dich fragend klopfen;
„Ich komme, Kind, ich gehe mit!"

Und laß die Arbeit, schließ die Fenster
Schnell noch die Bücher klappend zu,
Beiseit' sie werfend, hastig, zitternd,
Erregt, als wartet'st draußen Du.

Da trifft mein Blick das Bild der Mutter
Der Du so seltsam ähnlich siehst,
Und plötzlich fällt mir ein dann wieder,
Daß Du ja lang gestorben bist.

C. F. Stuart.

Digitized by Google

Christfestgebräuche in England.

Es kommt ein Schiff geladen bis an sein'n höchsten Bord;
Es trägt Gottes Sohn voll Gnaden, des Vaters ew'ges Wort.
Das Schiff geht still im Triebe, es trägt 'ne theure Last;
Das Segel ist die Liebe, der heil'ge Geist der Mast.
Der Anker hast't auf Erden und das Schiff ist am Land,
Gott's Wort thut Fleisch uns werden, der Sohn ist uns gesandt.

(Joh. Tauler.)

Das Christfest ist so eng mit dem Christenthume verbunden, daß es als das Hauptfest unserer Kirche gelten kann, mag man es im religiösen, historischen oder häuslichen Sinne betrachten. „Derjenige Mensch muß ein eingefleischter Misanthrop sein," sagt Dickens in seinen „Skizzen", „in dessen Brust bei Wiederkehr des Christfestes nicht ein Frohgefühl erweckt wird, in dessen Seele keine freudigen Erinnerungen auftauchen." Einstmals wurde in England die Weihnachtszeit prunkvoll gefeiert, recht zahm ist sie jetzt, verglichen mit der übersprudelnden Lustigkeit Alt-Englands, dennoch zieht ein Gefühl von Wohlbehagen durch das ganze Volk und die jetzt üblichen Bräuche der Festsaison zeigen ein wenn auch schwaches Spiegelbild der Vorzeit.

Die prachtvollen Hoffestlichkeiten unter der Regierung früherer englischer Herrscher wirkten auch auf den niederen Adel in der Weise zurück, daß die Gutsherren an der Pforte ihres Hauses Lebensmittel an die Armen vertheilten, um deren Herz zum Christfeste zu erfreuen. Der ergreifende Brauch, die Wohnungen und Kirchen mit Immergrün und dergleichen zu schmücken, stammt aus den ältesten Zeiten, in welchen sogar die Straßen geziert wurden, namentlich mit den traditionellen Pflanzen Stechpalme, Epheu, Rosmarin, Lorbeer, Buchsbaum, Tanne, Fichte und Mistel, nach welchen noch jetzt starke Nachfrage ist. Auch der „Weihnachtsbaum" ist sehr alten Datums, ist ganz besonders in Deutschland und Sicilien der hervorragendste Zug des Christfestes und verbreitete sich aus Deutschland nach England, Amerika und Frankreich.

Auch die Weihnachtslieder gehören den frühesten Zeiten der christlichen Kirche an, in allen Ländern begrüßt man die Geburt Christi mit

Digitized by Google

Gesängen. In Frankreich heißen sie Noëls, in England Christmas-carols, die calabrischen Hirten und Dudelsackpfeifer (pifferari) steigen von ihren Bergen in die Dörfer und Städte hinab, um an den Kapellen ihre Andacht zu verrichten und das religiöse Jahresfest mit rauhen Gesängen zu feiern.

Die Weihnachtszeit beginnt in England schon mit dem 21. Dezember, dem St. Thomastage, der durch einige alte Bräuche ausgezeichnet ist. In manchen Theilen von Kent ziehen Frauen mit Zweigen von Immergrün von Haus zu Haus und bitten um eine Geldspende; dies ist das „Going a-gooding"- oder „Good-even"-Wünschen; in Herefordshire wird es „Mumping-day" in Warwickshire „Doleing-day" genannt. Auf der Insel Thanet findet an diesem Tage eine Prozession mit Musik („hodening") statt, der Ueberrest eines mit dem römischen Schwerttanze identischen altsächsischen Brauches. Am St. Thomastage bestand einst das Hauptvergnügen der Londoner in Hahnenkämpfen, die glücklicherweise nicht mehr kultivirt werden.

Vom 21. Dezember bis zum Weihnachtsabende treten keine auffallenden Festlichkeiten in den Vordergrund, doch füllte man in engeren Kreisen die Zeit mit allerlei Spielen aus, wie Burton in seiner „Anatomy of Melancholy" mittheilt, mit Karten, Würfel, Beilke, Schach, Federball, Maskeraden, Musik, Singen, Tanzen, Anekdoten, Räthseln, Schnurren u. s. w.

Lange Zeit war die Aufführung des Stückes „St. Georg und der Drache" eine der Vergnügungen dieser Saison, was zu der Pantomime der Gegenwart führte. Die Pantomime scheint nach England aus Italien gelangt zu sein, wo sie ihre beste und unterhaltendste Darstellung fand, während sie in England kaum mehr als eine Karikatur ist. Ihre charakteristischen Gestalten lassen sich auf heidnische Gottheiten zurückführen. Der Harlekin auf Merkur, die Columbine auf Psyche, der Clown auf Momus, der Pantalon auf Charon. Trotz ihrer Entartung ist die Pantomime der Hauptspaß der Weihnachtszeit.

Der „Heilige Abend" erregt ganz besonders unsere religiösen Gefühle, und obgleich an diesem Abende uns schon die Feststimmung erfüllt, können wir uns dennoch weihevollen Gedanken nicht verschließen. Aber abgesehen von dem allen rüstet man sich für die guten Dinge des ersten Feiertags, in den Straßen von London, auf den Märkten von Leadenhall und Smithfield, in den geschmückten Kaufläden drängt sich eine freudig geschäftige Menge. In ihrer anlockenden Gestalt zeigen sich die Festbraten, der Truthahn, das massige Roastbeef und Sülzen in mannigfaltigster Art. Die hauptsächlich in Canterbury bereiteten Sülzen sind ein altehrwürdiges Gericht beim Christfestfrühstücke, das zur Zeit der Königin Elisabeth (1558—1603) aus Sülze, Senf und Malvasierwein bestand. In manchen Gegenden wird nach Urväter Brauch das „Julscheit" mit den Resten des Weihnachtscheites vom vorigen Jahre angezündet, zuerst mitten in die Haushalle gelegt und erst dann in den Kamin, wenn jeder Gast ein Weihnachtslied gesungen hat. Die mit Immergrün umwundenen „Weihnachtslichter" haben ihren Ursprung in dem früheren Namen des Festes, „Fest der Lichter". Am heiligen Abende sollen die Ochsen in den Ställen niederknieen, die Bienen im Chor eine Weihnachtshymne singen, die Hähne, wie Shake-

Digitized by Google

speare sagt, die ganze Nacht krähen und Glocken aus dem Innern der Erde heraus ertönen.

Endlich tagt der große Tag, der wie kaum ein anderer religiöse Gedanken selbst in dem Freigeiste erweckt. Das Christfest soll weder ein Tag des Schwelgens, noch auch ein Tag strengen, dummfrommen Formelwesens sein, sondern ein Tag, da Herz und Seele zusammen wirken, damit der Engelsgesang wahr werde: „Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen", der Tag, da unser Erlöser Mensch wurde, der Tag, der deshalb zu unseren höchsten Festen zählt.

Eine wie weite Kluft trennt diesen lichtvollen Tag von den brutalen Vergnügungen und blutigen Grausamkeiten der Saturnalien und ähnlicher Feste, selbst das Verschwinden mancher Weihnachtsbräuche im christlichen England vor Jahrhunderten darf kein Bedauern erregen; viele von ihnen würden, falls noch beibehalten, mit dem Fortschritte des Wissens und der Gesittung ganz unvereinbar sein, wenn auch ihr guter Einfluß nicht zu leugnen ist, indem sie die Verehrung Gottes in den Gemüthern förderten, den Sinn für das Malerische weckten, Reich und Arm einander näher brachten, sodaß wenigstens zur Weihnachtszeit die hilfreiche Bruderhand dem Darbenden gereicht wurde.

Kein anderes Fest zeigt so viele „Zeichen der Zeit" als das Christfest. In den Städten wie auf dem Lande herrscht eitel Leben und Geschäftigkeit, um die zur Festfeier nöthigen Vorbereitungen zu treffen, das Haus wie der Markt schwärmt von stärker pulsirendem Leben. Die Geflügelhöfe werden decimirt, in den Familien wird Fleisch gehackt, um die Pastete zu bereiten, deren Reichthum an Würzen an die Gaben der Weisen aus dem Morgenlande erinnern soll, die in früheren Zeiten in die Gestalt einer Krippe geformt wurde, was die Puritaner als Abgötterei verwarfen. Entkleiden wir die Weihnachtspastete auch von allen religiösen Beziehungen, so bleibt sie dennoch ein delikates Gericht, das bei allen die gründlichste eingehende Würdigung findet. Was wäre für die kleinen Engländer und Engländerinnen ein Weihnachtsmahl ohne Plumpudding? Dieses Gericht hieß ehemals „hackin" und hatte seinen Namen wahrscheinlich davon, daß zu seiner Bereitung vieles Hacken erforderlich ist. Ein altes Buch aus der Zeit, in welcher man um ein Uhr zu Mittag speiste, sagt: „das hackin muß bei Tagesanbruch schon im Kochen sein oder es muß die Köchin von zwei jungen Männern um den Marktplatz gejagt werden, bis sie sich ihrer Faulheit schämt". Der Name „hackin" scheint zur Zeit Karls II. (1660—1685) in Fortfall gekommen und durch „plum-pudding" ersetzt worden zu sein. Ein damaliger König von Frankreich wollte den englischen Gesandten mit einem Heimatgerichte überraschen und verschaffte seinem Küchenmeister ein gutes Rezept zum Plumpudding, aber man vergaß ihn in eine Serviette eingeschlagen zu kochen, sodaß der Pudding zum Erstaunen des Engländers beim Weihnachtsbankette als Rosinensuppe in der Suppenterrine aufgetragen wurde.

Eine andere Festspeise war früher gepökelter Eberkopf, der mit Guirlanden umgeben von der Dienerschaar unter Gesängen aufgetragen wurde. Noch jetzt wird am Christfesttage im Queen's College in Oxford die Eberkopfhymne gesungen: Caput apri defero etc. Statt des jetzigen Truthahns machte ehemals der Pfau auf der Tafel seine Auf-

wartung. Auf der königlich englischen Tafel erscheint als Weihnachtsbraten stets ein ganzes Ochsenhintertiertel, das in England als royal baron of beef zum Adel gehört und bisweilen 150 Kilogramm schwer ist.

Heutzutage wird in England zu Weihnachten die Gastfreundschaft nicht mehr so öffentlich geübt, wie in früheren Zeiten, aber man vergißt der Armen nicht, wenn auch in den Höhlen des Lasters und Verbrechens für Myriaden unkultivirter Seelen der Name „Christfest" nur ein Spott ist. Heutzutage ist das Weihnachtsfest zumeist eine Familienzusammenkunft der Verwandten und Freunde, bei welcher ein angemessenes Diner verspeist wird, an welches sich ein Tänzchen oder Spiele des jungen Volkes schließen.

Viele der herzigen alten Festbräuche, vor allen der kirchliche Gottesdienst, gehören allen christlichen Ländern an, die zwingende Macht des Beispiels hat auch auf Schottland ihren Einfluß gehabt, das unter der anglo-puritanischen Vormundschaft im siebzehnten Jahrhundert das Weihnachtsfest und andere kirchlichen Feste verwarf, weil sie die starre Sonntagsheiligung beeinträchtigten. Jetzt finden auch dort die Familien zum Christfeste sich zusammen und die Häuser werden mit Immergrün geschmückt, aber gesetzliche Sanktion hat das Fest noch nicht gefunden und die meisten industriellen Beschäftigungen nehmen so ungestört ihren täglichen Fortgang, als ob es gar keine Weihnachten gäbe.

Der 26. Dezember, der St. Stephanstag, ist der Geschenktag (boxing-day). Zum ersten Weihnachtsfeiertage schickt man seinen Freunden Glückwunschkarten, zum zweiten Geschenke (Christmas-boxes). Der Name box stammt von der wirklichen Kiste (box), die einst auf Schiffen aufgestellt war, um Gaben für den Schiffspriester aufzunehmen, der für die Sicherheit des Fahrzeuges und seiner Mannschaft betete. Die Armen baten die Reichen um Beiträge für die box, woraus sich die Benennung der Weihnachtsgeschenke allmählich entwickelte. Einer der Hauptbräuche in Irland am St. Stephanstage ist das Zaunkönig-Jagen (hunting the wren). Von Haus zu Haus tragen die „wren boys" einen oder mehrere vorher gefangene und getödtete Zaunkönige in mit Bändern geschmückten Stechpalmenbüschen und erwarten natürlich kleine Gaben. Seinen Ursprung soll dieser grausame Brauch in der Fabel haben, daß die Vögel einst als König denjenigen Genossen haben wollten, der am höchsten fliegen könne. Dies vollbrachte der Adler, aber als er erschöpft war, flog ein Zaunkönig, der sich in des Siegers Gefieder versteckt hatte, hervor und über den Adler hinaus. Wegen dieser Impertinenz wird er verfolgt und endlich deshalb, weil nach einer irischen Sage ein Zaunkönig durch das Aufpicken von Krümchen den schlafenden Trommler der feindlichen Dänen erweckte, welche von den Iren mit aller Aussicht auf Sieg eben überfallen werden sollten. Derselbe Brauch wird auch auf der Insel Man geübt, wo mit schelmischer Feierlichkeit der Zaunkönig getödtet, auf dem Todtenbette in Parade ausgelegt, nach der Kirche getragen wird u. s. w.

Der Sylvesterabend kommt heran, hat jedoch keine besonderen Ceremonien aufzuweisen, außer daß man das neue Jahr erwartet, das

Digitized by Google

unsere Hoffnungen erfüllen soll und so oft täuscht. Der Neujahrstag, ein Tag der Geschenke, und die Nacht des 6. Januar (heilige drei Könige), die Nacht der Maskeraden und der Kuchen, in welcher das verwelkte Immergrün abgenommen und verbrannt wird, schließen die Christfestsaison ab. Zur Zeit des häuslichen Regiments der Spinnrocken hatte ausschließlich das Landvolk noch eine Nachfeier am 7. Januar, die dem Schutzpatrone der Spindel (St. Distaff) geweiht war. Die Festfreude war eben so kurz als roh: die Männer machten einen plötzlichen Angriff mit Feuer auf den Flachs und die Spinnrocken, wofür die Mädchen Vergeltung übten, indem sie die Angreifer eimerweise mit Wasser überschütteten. Diese Feier findet jetzt nicht mehr statt; symbolisch kann sie das Auslöschen der Lichter der Weihnachtszeit bedeuten.

Boehnke-Reich.

Digitized by Google

Trösteinsamkeit in der Christnacht.

Winterliche tiefe Stille!
In des Schnees weißer Hülle
Träumt der Wald dem Lenz entgegen;
Nur von meiner Schritte Schall
Leise sich die Zweige regen,
Leise rauscht der Schnee im Fall.

Grau der Himmel! Matte Sterne
Blinken aus der dunklen Ferne
Und der Abend sinkt hernieder;
Hier und dort ein leiser Ton,
Und im Städtchen hin und wieder
Zünden sie die Lichter schon.

Ach, es wandert sich so eigen
In der Christnacht heil'gem Schweigen!
Und Du denkst, wie Du als Knabe
Deinen Christbaum schauteſt noch,
Freuteſt Dich der bunten Habe --
Ach, wie ist es anders doch!

Jetzo bist Du längst ein andrer
Und Du zieheſt hier als Wandrer
Durch das wildbewegte Leben
Still mit sehnsuchtsvollem Sinn,
Ernstem Denken hingegeben,
Einsam Deine Straße hin.

Nun in diesen Weiheſtunden
Taucht sie auf, die längst entschwunden,
Jene Zeit in Deinem Innern
Und Du sinnst mit Wehmuth gar
Und mit schmerzlichem Erinnern,
Wie sie doch so selig war!

Digitized by Google

Horch, von fern das holde Klingen!
Helle Kinderstimmen singen,
Von den Thürmen feiernd schallen
Lobgesänge fern und nah,
Glaubensfromme Beter wallen,
Und es klingt: Hallelujah!

Jetzo ist die sel'ge Stunde!
Alles wartet in der Runde
Und es thun sich auf die Pforten:
Jubel, Glanz und Fröhlichkeit,
Freude, Freude aller Orten
Und gestillt ist manches Leid!

Haus an Haus das Lichterblinken!
Ueberall die Freuden winken,
Selbst in jenem letzten Hause
Blitzt ein Lichtchen auf, nur eins,
Nur in Deiner eignen Klause
Ist es still, es grüßt Dich keins!

Aber laß Dein banges Zagen
Und Dein heimlich stilles Klagen!
Denke nur, wie, ach, so viele
Elend sind zu dieser Stund',
Wie viel Kinder ohne Spiele
Und wie manches Herz ist wund!

Laß den Trost der wunderbaren
Heil'gen Nacht sich offenbaren
Deinem Herzen! Nie der Erde
Ward ein Tag so gnadenvoll,
Als dem Christuskind das Werde
Einst in Bethlehem erscholl!

Dir auch ward der Trost zutheile,
Dir auch jener Tag zum Heile!
Wandelst Du auch still und einsam,
Blicke freudig himmelwärts!
Mit dem Weltenherz gemeinsam
Fühle schlagen Du Dein Herz!

Allen Menschen sei beschieden
Dieser gnadenreiche Frieden!
Hör' der Engel Lied erschallen,
Das seraphisch fromme Lied:
Allen sei ein Wohlgefallen!
Freue Dich Du mein Gemüth!

Ludwig Soyaux.

Digitized by Google

Aus der Gesellschaft.

Original-Novelle von Ferdinand Schifkorn.

I.

Die rauschenden Klänge einer Militärmusik lockten die buntgemischte Menschenmenge in den herrlichen Stadtpark von Graz.

Zahlreiche Fremde, durch die Ungunst des wetterwendischen Hochsommers in die Stadt geführt, benützten in Gemeinschaft mit der einheimischen eleganten Welt den ersten schönen Tag nach langer Regenzeit, um sich an Sonnenlicht und warmen Luftwellen zu erlaben; dicht gedrängt überflutete der Menschenstrom die breiten Wege zwischen den saftig grünen Rasenteppichen mit ihren Bosketts und Baumgruppen, alt und jung, bunte Uniformen zwischen schwarzen Salonröcken und hell leuchtenden Damentoiletten, lachend, scherzend und medisirend ein unerschöpfliches Kaleidoskop, das, begleitet vom Geplätscher des prächtigen Parkbrunnens, von den Tonwellen der Musik, umrahmt von duftigen, das ganze buntbewegte Bild abschließenden Bergkuppen einen eigenartig poetischen Reiz gewann.

Frauenschönheit und Anmuth zumal erschien in solcher Umgebung doppelt anziehend und wurde hier in der That schon manch' unempfindliches oder abgestumpftes Männerherz von Liebespfeilen aus schönen Augen so tief verwundet, daß nur des Schützen zarte Hand Heilung zu bringen vermochte.

„Wahrhaftig, ich bin Dir noch mehr zu Dank verpflichtet, als ich gedacht, es ist hier in der That hübscher als in der Kecskemeter Haide", sagte ein junger Mann in der schmucken Uniform eines Husaren-Rittmeisters, welcher Arm in Arm mit einem älteren Herrn im eleganten Civilrocke den Damenflor musterte.

„War mir auch unbegreiflich, wie Du Dich in einer Sandwüste lebendig begraben lassen konntest", meinte dieser achselzuckend.

„Was willst Du? Von unseren gemeinschaftlichen Wiener Studien gründlich blasirt, gebrauchte ich die Garnison in Kecskemet als drastische Kur und zwar mit Recht, da ich mich wie neu geboren fühle."

„Glücklicher!“ näselte der ältere Herr, das Monokle kunstgerecht ins Auge schleudernd, während seine matten abgelebten Züge schmerzliches Entsagen auszudrücken suchten.

„Ei nun, warum folgtest Du nicht meiner Einladung? Auch Dir hätte ein Jahr Kecskemeter Haide gut gethan.“

„Danke, der Mensch muß nicht von allem haben, übrigens, ausgebrannte Kohle glüht doch nicht mehr.“

„Wirklich ausgebrannt?“

„Total, auf Kavaliersparole!“

„Hm, ich fragte nur, weil —“

Ein Druck von dem Arme des Freundes ließ den Redner um so rascher verstummen, als sich eben drei Frauengestalten nahten, welche seine vollste Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen.

Ein Blick verrieth in denselben Mutter und Töchter; von den letzteren war die jüngere der äußeren Erscheinung nach ein halbes Kind, wogegen die ältere durch die edlen Formen ihrer hohen Gestalt wie durch den ungewöhnlich intelligenten Ausdruck der Züge um so mehr ins Auge fiel.

Des Rittmeisters Begleiter grüßte die Damen achtungsvoll doch mit einem Zusatze von Vertraulichkeit, welche auf längere Bekanntschaft schließen ließ.

„Beim Himmel, eine prachtvolle Erscheinung, Venus im Exil!“ rief der Rittmeister begeistert.

„Venus? Möglich, einstweilen spielt man die Rolle der Minerva — willst Du vorgestellt werden?“

„Welche Frage? Natürlich will ich es; doch wer sind die Damen?“

„Wittwe und Waisen eines Majors von Siebenfeld“, lautete die Antwort.

„Von Siebenfeld?“ wiederholte der Rittmeister nachdenklich, „vor zehn Jahren etwa garnisonirte ich mit einem Hauptmann gleichen Namens in Pest, sollte es derselbe sein?“

„Wahrscheinlich, jedenfalls aber giebt es einen Anknüpfungspunkt für die erste Begegnung — Minerva Siebenfeld ist nicht sehr zuthunlich, mußt Du wissen.“

Wenige Minuten später traten die beiden Freunde zu den drei Damen, welche an einem der Tische vor dem Parkcafé Platz genommen hatten; der Rittmeister wurde von seinem Begleiter als „Kamerad“ des verstorbenen Majors unter dem Namen eines Grafen Radinovicz vorgestellt, dessen angenehmer Klang seine Wirkung that.

Frau von Siebenfelds Miene, bei der Annäherung des jungen Offiziers etwas frostig, wurde plötzlich von sonniger Freundlichkeit erwärmt, der Blondkopf zur Rechten blickte verwundert auf und selbst die stolze Haltung der Schwester wurde verbindlicher, als Graf Radinovicz sich den leeren Platz neben derselben erbat.

Während die Damen ihren Kaffee schlürften, suchten nun die Herren ihre Unterhaltungsgabe in das beste Licht zu setzen. Der Graf sprach mit Fräulein Anna, der ältern Schwester von den Theatern und Konzerten der Residenz, bei welcher Gelegenheit er erfuhr, daß die junge Dame selbst sehr viel Musik treibe, auch Unterricht im

Digitized by Google

Klavierspiel und Gesang ertheile. Die letztere Mittheilung geschah im Tone natürlichster Unbefangenheit, offenbar ohne Ahnung von dem Eindrucke, welchen dieselbe ausübte, einem geübteren Ohr aber hätte der merklich kühlere und freiere Ton des Grafen sofort verrathen, daß die Musiklehrerin in dessen Augen ziemlich tief unter das Niveau gesellschaftlicher Gleichberechtigung gesunken war.

Des Grafen Freund, ein Herr von Kopistinski, unterhielt mittlerweile Fräulein Dora durch allerlei Bemerkungen über die Vorübergehenden, welche bisweilen geistreich, immer aber boshaft, die Lachlust der heiteren kleinen Dame reizten, obschon deren Blicke weit öfter auf der ritterlich schönen Erscheinung des Grafen ruhten, als es sich vielleicht für eine wohlerzogene junge Dame schickte.

„Sieh, sieh, der lange Herr mit der Haltung und Miene eines Leichenbitters kommt schon zum dritten Male vorüber, he, he, er grüßt so energisch, daß er eben seinem Hintermann den Stock aus der Hand schlug — ah, Pardon, ein Bekannter wie ich sehe."

Fräulein Dora hatte den ehrfurchtsvollen Gruß des Leichenbitters mit einem Kopfnicken erwidert.

„Adjunkt Dr. Hartnagel, eine Bekanntschaft aus dem Singverein", bestätigte sie ein wenig erröthend.

„Hartnagel, welch' entsetzlicher Name! Ich würde mich an seiner Stelle sofort an meinen nächsten eisernen Namensvetter aufknüpfen", meinte Herr von Kopistinski lachend.

„Seltsam, mir fiel der Name bisher so wenig auf, wie mein eigener", bemerkte Dora einfach.

„Ah, Siebenfeld, das ist etwas anderes, das erinnert an die sieben Hügel Roms oder an das leuchtende Siebengestirn des Himmels, aber freilich, das klassische Sprichwort ist Ihnen wohl unbekannt?"

Herr von Kopistinski verabsäumte nie seine überlegene Schulweisheit auszukramen, Fräulein Dora aber warf die Oberlippe spöttisch auf, was den kleinen rosigen Mund noch pikanter erscheinen ließ.

„O, Sie halten mich für sehr unwissend, allerdings lernte ich weder lateinisch noch griechisch, aber das „Nomen est omen" kennt ja jedes Kind, übrigens spricht das alte Wort ganz und gar zu Gunsten des Doktors, denn er ist in der That ein eisenfester, tüchtiger, verläßlicher Charakter, dem man allgemein Achtung zollt."

„Beneidenswerther Sterblicher, von solchem Munde gelobt zu werden! Wäre ich nicht Kopistinski, ich möchte Dr. Hartnagel sein — doch will ich wenigstens sein Freund werden, vielleicht wird dann auch mir solches Glück zutheil."

Diesen halb ernst halb sarkastisch gesprochenen Worten folgte ein muthwilliges Aufleuchten in Doras blauen Augen.

„Sie der Freund Dr. Hartnagels?" rief das Mädchen lachend, „wahrhaftig, wenn Sie dies zustande bringen, dann —"

„Nun, dann?"

„Dann können Sie von mir verlangen was Sie wollen", platzte die kleine Dame heraus.

„Topp, es gilt, Fräulein Dora!"

Die also beim Wort Genommene erröthete abermals im Bewußtsein, sich zu weit vorgewagt zu haben, doch legte sie die kleine Hand

mit trotziger Entschlossenheit in jene des Herrn von Kopistinski, den Pakt sanktionirend.

„Ich setze voraus, daß der Herr Doktor nicht avisirt wird", bemerkte dieser vorsichtig.

„Keine Sorge", brach Fräulein Dora kurz ab, da die nahe postirte Musikkapelle eben ein neues Stück intonirte. Es waren Mendelssohnsche Lieder für das Orchester eingerichtet, deren präziser, fein ausgeführter Vortrag stets die allgemeine Aufmerksamkeit erregte.

Auch der Rittmeister schwieg, betroffen von dem edeln, vergeistigten Ausdrucke in den Zügen seiner Nachbarin. Im andächtigen Hören vertieft, von den Schwingen der Töne in eine andere Welt getragen, erschien ihm die Musiklehrerin wieder so schön und begehrenswerth, daß er den bewundernden Blick nicht abzuwenden vermochte.

Auch Frau von Siebenfeld schien ganz Ohr, obschon ein scharfer Beobachter leicht bemerkt hätte, daß der Dame kein Fädchen der feinen Gespinnste entging, welche zu ihrer Rechten und Linken gestanden. Entzückt lispelte sie ein „Superbe", bald ein „Charmante", wobei sie jedoch nie vergaß nach dem Törtchenkorbe zu greifen, welchen ihr Herr von Kopistinski jedesmal mit verständnißvoll ermunterndem Lächeln darbot.

Als das Musikstück endete, war auch der Törtchenkorb leer; Frau von Siebenfeld erhob sich, Herr von Kopistinski erbat sich die Mühe der Rechnungsbegleichung übernehmen zu dürfen, worauf man sich dem Menschenstrome anschloß, der sich infolge einer drohenden Wetterwolke in der Richtung der Stadt ergoß.

„Sind Sie wieder zur Erde zurückgekehrt, mein Fräulein?" fragte der Graf lächelnd an Annas Seite.

„Leider", versetzte diese zerstreut.

„Ah, Fräulein, dieses leider klingt nicht sehr schmeichelhaft."

„Verzeihung, Herr Graf, ich dachte, Sie wären mit mir der Erde entrückt gewesen?"

„O — ja — gewiß", meinte der Rittmeister, das feine Schnurrbärtchen drehend, „doch kam ich nicht sehr weit, mir fehlen die musikalischen Schwingen."

„Deren bedarf es nicht; auch ich vermag mit meinen musikalischen Kenntnissen die hohe Sprache unserer großen Tonmeister nicht immer zu verstehen, doch ahne ich den Sinn dieser Geistessprache und fühle mich emporgehoben zu ihrer Höhe."

Graf Radinovicz, dessen musikalische Schwingen sich in der That noch nie über die rhythmischen Höhen eines Walzers oder einer Operettenmelodie hinausgeschwungen, schwieg, nach einer Wendung des Gespräches suchend.

„Haben Sie Nachsicht mit der Schwärmerei eines unklaren Mädchenkopfes", kam Frau von Siebenfeld zu Hilfe. „Es ist nichts leichter als in den reinen Sphären der Geister zu schwelgen, wenn man noch nichts vom Ernst des Lebens weiß und nicht für den Abendtisch zu sorgen braucht, als erfahrene Hausfrau schätzt und genießt man die Musik, vergißt aber nicht, daß noch kein Mensch von Tönen satt geworden."

Anna entgegnete nichts, der Rittmeister aber dachte an den Tört-

Digitized by Google

chenkorb und gestand lachend, daß er in diesem Punkte ganz mit der erfahrnen Hausfrau übereinstimme, da er bei überirdischen Genüssen regelmäßig einen vortrefflichen irdischen Appetit bekomme.

Anna lachte herzlich mit; des Grafen offene Art gefiel ihr weit besser, als die künstliche Begeisterung oder anmaßende Unwissenheit sogenannter Musikkenner, worauf sich ein lebhaftes Gespräch über die Vorzüge der verschiedenen Nationalküchen entspann, bei welchem der Rittmeister mit Frau von Siebenfeld an erstaunlicher Vielseitigkeit mit Erfolg wetteiferte.

„Fräulein Dora, Sie sind zerstreut, ich langweilte Sie wohl?“ fragte Herr von Kopistinski, welcher mit dem jungen Mädchen vorausging.

„Wie können Sie nur glauben! Sie sind wirklich zu bescheiden“, erwiderte Dora mit recht boshaftem Lächeln.

„Das bin ich durchaus nicht, daher ich gerne wissen möchte, wohin jetzt eben Ihre Gedanken schweiften, welche Sehnsucht aus dem schwärmerischen Blick Ihres Auges sprach.“

„Soll ich die Wahrheit gestehen?“

„Natürlich.“

„Sie ist aber sehr lächerlich.“

„Um so besser.“

„Nun denn, mein sehnsüchtiger Blick galt den Kindern dort, welche so lustig im Grase spielen, es muß köstlich sein, mit dem Reifen um die Wette zu laufen.“

Herr von Kopistinski strich sich wohlgefällig das dünne Spitzbärtchen am Kinn, welches ihm eine frappante Aehnlichkeit mit dem edeln Geschlechte der Gaisböcke verlieh; ein halb väterlicher, halb faunischer Blick streifte das schelmische Mädchen, während er sagte: „Eine ganz natürliche Sehnsucht, Fräulein, gedulden Sie sich nur ein wenig, der nächste Christbaum soll Ihnen einen goldenen Spielreifen bringen.“

„O danke sehr, im Schnee spielt man nicht mit Reifen, da ziehe ich Schlittschuhe vor.“

„Gut, also Schlittschuhe! Was aber werden Sie mir dafür bescheeren?“

Dora sah einen Moment nachdenklich vor sich hin, dann blitzte es lustig in ihren Augen auf.

„Freuen Sie sich, Sie bekommen einen Nußknacker!“

„Einen Nußknacker? um des Himmels Willen, was soll mir dieses Instrument?“

„Sie werden vollauf zu thun haben, wenn Sie damit alle Nüsse aufknacken, welche ich Ihnen liefern werde.“

Die Miene Herrn von Kopistinskis war in diesem Augenblicke keineswegs geistreich, doch wußte der Mann seinen Verdruß geschickt hinter einem mild väterlichen Lächeln zu verbergen.

Dora aber ließ den Blick wieder in die Ferne schweifen, bis derselbe an einem etwas struppigen blonden Jünglingshaupte haften blieb, welches über die Köpfe der Menge emporragte, wie einst Goliaths Haupt über das Volk der Philister.

War es Zufall oder magnetische Wirkung, das blonde Haupt näherte sich sehr rasch, worauf unter demselben die hohe vorgebeugte

Digitized by Google

Gestalt Doktor Hartnagels sichtbar wurde; jetzt unmittelbar vor Dora angekommen, trat er ehrerbietig grüßend zurück, doch so unglücklich auf die zarten Füße einer Dame, daß diese mit lautem Schmerzensschrei zur Seite sprang, wodurch wieder einige alte Herren aus dem Gleichgewicht kamen, und eine ganze Reihe von so komischen Kollisionen entstand, daß Dora laut auflachte, während Doktor Hartnagel nach allen Richtungen Entschuldigungen stammelte.

„En avant, Mademoiselle!“ sagte Herr von Kopistinski leise, „wenn Ihr eisenfester Schützling noch einmal grüßt, so giebt es ein Unglück.“ —

Die Wohnung Frau von Siebenfelds war so nahe gelegen, daß man sie binnen wenigen Minuten erreichte. Unter dem Thore nahmen die Herren Abschied, wobei Mama Siebenfeld die Hoffnung auf baldiges Wiedersehen in verbindlichster Weise aussprach.

Arm in Arm schlenderten die Freunde nochmals durch die noch immer belebten Wege des Parkes, Herr von Kopistinski geistreiche Bemerkungen flüsternd, Graf Radinovicz wortkarg, träumerisch, so wenig dies sonst in seinem Wesen lag. Einer ursprünglich kroatischen, später magyarisirten Familie entstammend, mit fast unversiegbaren Geldmitteln ausgestattet, war sein Leben ein einziger Triumphzug über gebrochene Herzen und — Flaschen, dem sich schließlich in Wien unter der Leitung Kopistinskis, eines weitläufigen Vetters des Grafen, jene Studien anschlossen, welche nach Jahresfrist mit einer Duellaffaire endeten.

Vielleicht war es eine Folge des bittern Nachgeschmackes dieser Studien, daß der Graf sich heute so empfänglich für die keusche Mädchenerscheinung der „Musiklehrerin“ fühlte, ja, daß er deren holde Venusgestalt mehr als einmal aus dem Dunkel der duftigen Jasmingebüsche im bleichen Mondlicht erscheinen und wieder spurlos zerfließen sah; als er jedoch zehn Minuten später seinem ortskundigen Begleiter in einem eleganten taghell erleuchteten Speisesalon gegenüber saß, entwich diese schwärmerische Mondscheinstimmung bei Austern und Bordeaux so ganz und gar, daß er der plötzlichen Frage des Freundes gegenüber, wie ihm die neue Bekanntschaft gefallen, heiter erwiderte: „Bah, Thorheit, Freund, ich fühle nicht die geringste Anlage zum blöden Schäfer, begreife somit nicht, was Du damit willst.“

Herr von Kopistinski zog mit einem überlegenen Lächeln sein Geldtäschchen hervor und entnahm demselben einen kleinen bedruckten Zettel, welchen er dem Freunde mit einem kurzen „ließ dies einmal“, übergab.

Der Zettel enthielt folgendes aus einem Zeitungsblatt entnommene Inserat:

„Eine distinguirte Wittwe sucht einen edlen Herrn als Freund und Rathgeber. Anträge unter P. S. 101.“

„Was bedeutet dies?“ fragte der Graf aufblickend.

„Es bedeutet, daß Frau von Siebenfeld eine distinguirte Wittwe ist, ich aber ein edler Freund und Rathgeber bin, begreifst Du nun?“

Nach einem kurzen Moment der Ueberraschung lachte der Graf laut auf, um jedoch zweifelnd hinzuzusetzen: „Gut, ich begreife, daß Frau von Siebenfeld eine — sagen wir, eine sehr kluge Dame ist, aber die Mädchen?“

Digitized by Google

„Spielen selbstverständlich die Unwissenden, müßten jedoch blind sein, um nichts zu merken."

„Wahr", murmelte der Graf nachdenklich, „also wieder ein zertrümmertes Götterbildniß mehr."

„Bah, Du glaubtest noch an Göttinnen?"

„An die Göttin der Liebe bisweilen, doch Du hast recht, auch das ist Unsinn — Kellner, Champagner! Fort mit den letzten Illusionen der Jugend, es lebe das Vergnügen!"

„Das ist der richtige Standpunkt", bemerkte Herr von Kopistinski, die Gläser füllend, „Illusionen bringen stets Enttäuschungen mit sich, das Vergnügen ist das einzig Vernünftige und Reelle in der Welt; im Knabenalter allerdings denkt man anders, man glaubt an weibliche Tugend wie man an so vieles glaubt, was nur in der Phantasie der Menschen existirt. Bald merkt man jedoch, daß diese Tugend nichts weiter ist, als Vorsicht oder kaltes Blut, womit sich in der Liebe wie bei jedem andern Handel der beste Preis erzielen läßt; kindliche Gemüther und Dummköpfe gehen auf den Leim und werden wie Gimpel gefangen, kluge Leute kommen billiger durch und erfreuen sich der köstlichsten Würze jedes Vergnügens, nach dem Beispiele des Schmetterlings, der aus allen Blütenkelchen Honig nascht, ohne das Gift der Neige zu berühren."

Der Champagner schäumte in den Gläsern, und der fröhliche Geist des fränkischen Weines vertrieb bald die letzten philisterhaften Bedenken aus dem eben nicht zu skrupulösen Gehirn des jungen Edelmannes. Zwar nickte ihm aus den Schaumperlen der ersten Gläser noch manch schöner Mädchenkopf mit traurig vorwurfsvoller Miene zu, doch ein paar kräftige Züge verschlangen das Bild und die nächsten dem Schaume entstiegenen Gestalten trugen die verführerische Schönheit Annas an sich, ein vielverheißendes Lächeln auf den blühenden Lippen — und wieder lachte der Graf laut auf; sein erfahrener Freund hatte recht, was für ein Narr war er gewesen, in dieser Venusgestalt die Tugend einer Vestalin zu vermuthen! Fort mit den Illusionen der Jugend, es lebe das Vergnügen!

II.

Das Lob, wie es Dora dem Doktor Hartnagel gespendet, war vollberechtigt, obschon das holde Mädchen vielleicht die einzige Dame der Stadt war, welche dasselbe so unumwunden aussprach.

Schlechter Tänzer, im Benehmen schüchtern und unbeholfen, im Gespräch ernst, von Mutter Natur, abgesehen von der Körperlänge, nicht allzu sehr bevorzugt, war er bei dem weiblichen Geschlechte weit weniger beliebt, als bei seinen Vorgesetzten und Kollegen, bei ersteren seines Fleißes wie seiner Kenntnisse, bei letzteren seines ehrlichen geraden Charakters wegen; Freunde, was man heutzutage darunter versteht, besaß er allerdings auch unter diesen nicht und zwar aus dem einfachen Grunde, weil er seine Abende weder in Gast- noch Cafehäusern verbrachte, ein Fehler, der in gewissen Kreisen der Männerwelt unverzeihlich, auch Doktor Hartnagel und zwar nicht ganz unbegründet in den Ruf eines Sonderlings und Geizhalses brachte.

Als der älteste Sohn einer unbemittelten, mit sechs Kindern ge-

Digitized by Google

segneten Beamtenwittwe, hatte der junge Kalimach — dieser Name war das einzige Geschenk eines Taufpathen, reichen Lederhändlers und Onkels — die Kunst des Sparens und Darbens so gründlich erlernt, daß ihm nur seine kräftige Natur vor Verkümmerung und Siechthum rettete. In dieser harten Lehrzeit des Lebens, während welcher er nicht nur seine Studien fortsetzte und vollendete, sondern durch Unterrichtgeben und sonstige Nebenarbeiten auch für sich und seine Geschwister Brod schaffte, hatte er aber den Fluch der Armuth genügend kennen gelernt, um den festen Entschluß zu fassen, sich demselben, koste es was es wolle, zu entreißen.

So kam es, daß Doktor Hartnagel das karge Leben seiner Jugend auch dann noch fortführte, als die Mutter gestorben, die Geschwister versorgt, er selbst aber in der Stellung eines Gerichtsbeamten in der Lage gewesen wäre, sich alle jene Genüsse zu verschaffen, welche der großen Mehrzahl seiner Standes- und Altersgenossen unentbehrlich scheinen.

So kam es in weiterer Folge, daß Herr von Kopistinski, als er andern Morgens mit dem Vorhaben, die Freundschaft Doktor Hartnagels zu gewinnen, dessen Adresse erfragt hatte, drei Stockwerke eines alten finstern Hauses erklettern mußte, um durch einen dunklen Gang und noch dunklerer Küche schließlich in eine Stube zu treten, welche dem verwöhnten Geschmack des Lebemannes nach eher für die Zelle eines Verbrechers, als für das Wohnzimmer eines Richters paßte.

In der That hatten der alte Schreibtisch, an dem Doktor Hartnagel saß, wie die vier Rohrstühle und die beiden wurmstichigen Kommoden, das heißt, das gesammte Amöblement des Gemaches, schon dem Vater ihres jetzigen Eigenthümers gute Dienste geleistet, und schien sich ein moderner Palissanderflügel in dieser Umgebung ebenso unbehaglich zu fühlen, als ein allerliebstes mit dem Sacktuche wehendes Backfischchen, das im goldenen Rahmen an der kahlen Wand über dem Schreibtische hing. Von goldigem Blondhaar umwallt, die kleinen Füßchen stramm gegen den Morgenwind gestellt, schien es, als wenn das reizende Kind den jungen bleichen Mann aus der dumpfen ärmlichen Stube zu sich hinauf winken wollte zu fröhlicher Lustfahrt mit dem kleinen Kahne, der am Ufer des blauen Sees im Hintergrunde der duftigen Landschaft bereit lag.

Herr von Kopistinski sah dies alles mit einem einzigen Blicke seines scharfen, grünlich schillernden Auges, worauf er sich dem Bewohner des Raumes vorstellte, über des letzteren einladende Handbewegung neben dem Schreibtische auf einem der alten Rohrstühle Platz nahm und nun den ihm gegenübersitzenden mit demselben raschen Blicke musterte.

Die äußere Erscheinung des jungen Beamten war so wenig wie die Ausstattung des Gemaches geeignet, einem Manne wie Herrn von Kopistinski zu imponiren.

Die höchst einfache Kleidung, die etwas bleichen, von blondem, struppigen Haupthaar und kurz gehaltenem Vollbart umrahmten Züge, die ganze Gestalt in ihrer eckigen Haltung schien Damen gegenüber so wenig gefährlich, daß der weltgewandte Kavalier im Bewußtsein seiner

Digitized by Google

Im Keller.

Nach dem Originalgemälde von F. Vinea.

igitized by Googl

eigenen distinguirten Persönlichkeit das Gespräch mit einem ebenso zufriedenen als überlegenen Lächeln begann.

Ohne den Namen Doras zu nennen, erwähnte er den ehrenhaften Ruf des Doktors als den Beweggrund seines Besuches, da er schon lange den Wunsch gehegt, einen Mann von solchen Eigenschaften als juristischen Beirath in einem schwierigen Erbschaftsprozesse zur Seite zu haben, worauf er die beiläufige Bemerkung anfügte, daß er bei der Gewissenlosigkeit gewisser Advokaten ein sehr gutes Geschäft zu machen glaube, wenn dem Herrn Doktor einige tausend Gulden als Entschädigung genügen würden.

Herr von Kopistinski betrachtete während dieser Mittheilung sehr aufmerksam die elegante Form seiner Lackschuhe, ohne jedoch die Züge seines Gegenüber auch nur einen Moment außer Augen zu lassen; statt des erwarteten Aufleuchtens bemerkte er jedoch zu seiner Verwunderung, wie sich dieselben zu einem fast abstoßend harten Ausdrucke verfinsterten, während die Worte: „Bedaure sehr, bin aber kein Advokat", kurz und rauh aus dessen Munde kollerten.

„O, Herr Doktor, ich weiß das", meinte Herr von Kopistinski rasch, „doch handelt es sich nicht um eine Vertretung, sondern um Ihre juristische Meinung nach Durchsicht der Akten."

„Bedaure, hierzu fehlt es mir an Zeit", kam es ebenso kurz von des Juristen Lippen.

„O, ich dachte, eine oder die andere Abendstunde würden Sie —"

„Bedaure, in den Abendstunden fehlt mir die Lust."

Herr von Kopistinski biß sich in die schmalen Lippen; diese Sprache war zu deutlich, um mißverstanden zu werden, doch ebenso beharrlich als geschmeidig gab er sein Vorhaben keineswegs auf.

„Dann muß ich allerdings auf meine Hoffnung verzichten und mich der Belästigung wegen entschuldigen", sagte er, sich mit einer leichten Verbeugung erhebend. „Ah, was für ein reizendes Bild! Und welche markante Aehnlichkeit mit einer jungen Dame — ei, ja doch, daß ich nicht gleich daran dachte, Fräulein Dora ist ja eine gemeinschaftliche Bekannte; wie kommt es nur, Herr Doktor, daß ich Sie noch nie im Hause Siebenfeld gesehen? Nicht eingeladen? Begreife, aber es wird mir ein Vergnügen sein, Sie vorzustellen — heute noch, es bleibt dabei, um die Mittagsstunde stehe ich —"

„Bedaure, um die Mittagsstunde pflege ich zu essen", unterbrach Doktor Hartnagels tiefe Stimme den Redestrom.

„Gut, also jetzt, die Damen sind frühzeitig sichtbar —"

„Bedaure, jetzt ist meine Bureaustunde", versetzte der Doktor mit demselben Ernste, indem er gleichzeitig nach der Uhr sah und seinen Hut ergriff.

Herr von Kopistinski fühlte, daß ihm nur ein möglichst rascher Rückzug übrig blieb. „In der That, ich vergaß, daß andere Menschen beschäftigter sind als ich", versetzte er mit gezwungenem Lachen, „also wenn es Ihnen beliebt, hier meine Adresse — au revoir, Herr Doktor!"

Mit den letzten Worten legte er ein zierliches Billet auf den Schreibtisch, ging mit einem verbindlichen Lächeln, als sei alles nach seinen Wünschen geordnet, zur Thür hinaus, summte den dunkeln

Digitized by Google

Korridor durchschreitend, ein französisches Liedchen, kniff im Vorübergehen einer drallen Küchenmagd in die Wange, und tappte sich glücklich die Treppe hinab auf die Gasse, wo er tief athmend stehen blieb, um einen wüthenden Blick nach der Höhe zu werfen, von welcher er eben gekommen.

„Parbleu!“ zischte er dabei durch sein falsches Gebiß, „ich glaube, der deutsche Tölpel da oben, hielt mich mit seinem ewigen „Bedauern“ zum Narren — brrr — ein Paragraphenklotz, der für nichts anderes, nicht einmal für baares Geld Interesse fühlt — ah, halt, meine kleine pikante Schönheit scheint es ihm doch angethan zu haben, um so besser, diable, der Herr Doktor soll es noch bedauern, einen Kavalier zur Thür hinaus bedauert zu haben!“

Doktor Hartnagel war zurückgeblieben, um einen Blick auf das Billet zu werfen, welches nebst Namen und Adresse die Bezeichnung „Attaché“ einer auswärtigen Gesandtschaft enthielt.

„Hm, sonderbar, der Mann scheint mir lange beurlaubt“, murmelte der Lesende nachdenklich, „was um alle Welt mochte das verschrumpfte Diplomatenwesen in meine Klause führen? Der Prozeß war doch nur ein Vorwand — sollte Dora —?“

Die Erinnerung an das junge Mädchen führte den Doktor unwillkürlich vor das Bild, das eben erst an seinem Besitzer zum Verräther geworden, obschon die Aehnlichkeit desselben mit Dora nur eine zufällige war. Der „Geizhals“ hatte es für theures Geld von einem Kunsthändler erstanden, um es als einen Altar der Liebe in seiner Klause aufzurichten, vor dem er seine tiefsten und geheimsten Herzenswünsche in Tönen und Worten ausschütten durfte, ohne Furcht, verlacht oder verspottet zu werden. „O, dieses silberhelle, grausame Lachen“, murmelte er angesichts seiner kleinen Gottheit. „Auch dies also eine Täuschung — wie hold sie damals lächelte, und damals, als ich den Mantel um ihre Schultern — nein, auch der Druck des kleinen Händchens, Täuschung, nichts als Täuschung — Liebe lacht nicht, wenigstens nicht so grausam — vorbei, vorbei — wieder der alte lichtlose, einsame Pfad — und wozu, wozu? Thorheit, sei ein Mann — Pflicht, vorwärts!“

Mit dem letzten Worte machte Doktor Hartnagel wie ein Soldat auf das Kommando seines Vorgesetzten „Kehrt“ und verließ mit großen eiligen Schritten das Gemach. An der nächsten Küchenthüre legte er den Schlüssel in die Hand einer freundlich knixenden alten Frau, dann ging er die Treppe hinab und durch mehrere Gassen mit stets vermehrter Schnelligkeit, zum Verdrusse des flanirenden Publikums, das der Doktor in seinem Pflichteifer nicht anders behandelte, wie etwa ein rüstiger Schwimmer die Wellen, welche ihn vom Ziele trennen.

Da im dichtesten Wagenschwalle hielt der Eilende plötzlich an, wie von unsichtbarer Macht festgebannt; doch nein, dort zeigte sich die Macht in einer Rosamantille, einen Strohhut auf dem Lockenköpfchen, eine Notenmappe am Arm, frisch, lächelnd, wie eine wandelnde Rosenknospe, es ist Dora auf dem Wege zur Gesangslehrerin, ein Weg, welcher identisch mit jenem zum Bureau Doktor Hartnagels zugleich die merkwürdige Eigenschaft an sich hatte, daß er sich trotz der schmalen Trottoirs zu Zweien außerordentlich angenehm wandeln ließ.

Digitized by Google

Der Doktor, eingedenk dieser Eigenschaft, war eben im Begriff sich der jungen Dame zuzuwenden, als er abermals, wie von unsichtbarer Macht beeinflußt, wieder vorwärts schnellte und mit Schritten in die nächste Seitengasse einbog, wie sie eben nur so langen Beinen möglich waren. Er war jedoch kaum bis in die Mitte der Gasse gelangt, als eine silberhelle Stimme mit dem Rufe „Herr Doktor, Herr Doktor, so warten Sie doch ein wenig!“ den Ausreißer nicht nur zum Stehen, sondern geradezu zur Erstarrung brachte.

Hätte sich der Himmel geöffnet und ein leibhaftiger Engel die Worte herabgerufen, der Doktor würde in der That nicht bestürzter gewesen sein. „Mein Gott, Fräulein, was thun Sie, bedenken Sie doch die Leute!“ stammelte er, blaß vor Schreck, dem athemlos heranhüpfenden Mädchen entgegen.

„Gewiß, die Leute werden sich hübsche Dinge denken von Dora Siebenfeld“, meinte diese mit köstlicher Heiterkeit unter dem Strohhute hervorlugend, „doch sagen Sie selbst, was soll man thun, wenn gewisse Herren Augen haben und nicht sehen?“

„Mein Gott, Fräulein, hätte ich geahnt, daß Ihnen meine Gesellschaft —“

„Ah, Sie sahen also und machten dennoch so entsetzliche Siebenmeilenschritte? Sehr hübsch, hätte ich das gewußt, dann freilich würde ich mich nicht bemüht haben.“

Dora sprach dies trotzig und ärgerlich, indem sie gleichzeitig dem Vordache ihres Kaleschenhutes einen so kräftigen Stoß nach vorne versetzte, daß sich der neben ihr wandelnde Doktor vergeblich bemühte, die schelmische Miene der Sprecherin zu erblicken.

„Verzeihen Sie, Fräulein“, sagte der junge Mann mit etwas unsicherer Stimme, „Ihrer gestrigen Heiterkeit zufolge glaubte ich annehmen zu müssen, daß ich Ihnen mit meiner ungeschickten Gesellschaft nur lästig fallen könne.“

Ein lustiges Kichern drang unter dem Strohhut hervor.

„O sehen Sie, Fräulein, Sie lachen heute noch“, versetzte der Doktor traurig.

„Aber bester Herr Doktor“, erwiderte Dora noch immer kichernd, „hätten Sie den kühnen Seitensprung der Dame, die zornigen Gesichter der wankenden alten Herren im Moment des Carambols gesehen, Sie würden ebenso herzlich gelacht haben.“

„Sehr wahrscheinlich, Fräulein, aber das ist eben mein Unglück, daß ich bei solchen Gelegenheiten absolut nichts anderes sehe, als —“

Dora spitzte vergebens das kleine Ohr unter dem Kaleschenhut, um die Fortsetzung zu vernehmen, allein der Doktor war plötzlich verstummt, höchst unzeitig, wie sie dachte, doch mit dem Erfolge, daß auch das Kichern der kleinen Dame verstummte. Ja, letztere wurde mit einemmale ebenso ernst wie ihr Begleiter, und schien in tiefes Nachdenken versunken, bis beide auf ihrem Wege ein sogenanntes Durchgehhaus betraten, das wenig begangen, in diesem abgelegenen Stadttheile nur dazu bestimmt schien, mittheilungsbedürftigen Wanderern zu freundlicher Raststation zu dienen.

„Herr Doktor“, sagte Dora stehenbleibend, indem sie die kleine

Digitized by Google

Rechte Versöhnung bietend ausstreckte, „Sind Sie mir noch böse, Herr Doktor?“

„Fräulein!“

„Es war thöricht und unartig von mir, ich weiß es.“

„Nicht doch, Fräulein.“

„O ja, um so thörichter und unartiger, als dieser langweilige, häßliche Herr von Kopistinski dabei war, o, ich hätte mich selbst zerreißen mögen über meine kindische Lachlust, obschon ich nicht über Sie lachte, ganz gewiß nicht über Sie.“

„O genug, Fräulein!“ stammelte Doktor Hartnagel, der längst das kleine Händchen Doras erfaßt hatte, und so fest umschlossen hielt, als wäre es ein Vögelchen, das zwischen den Fingern hindurchfliegen könnte; doch Himmel, was war das? Thränen in ihren Augen, Thränen um seinetwillen, war es denn möglich? Der lange Mann war durch diese Entdeckung so erschüttert, daß er geraume Zeit unter das Vordach in das purpurrothe Gesichtchen starrte, aus dessen Augen trotz der geschlossenen seidenweichen Vorhänge Perle um Perle tropfte, ohne ein Wort über die Lippen zu bringen; o, was thun, um dem zarten theuern Mädchen dies Weh vom Herzen zu nehmen? Am liebsten hätte er es auf die Arme genommen, um es fortzutragen aus all dem Jammer des prosaischen Lebens in ein fernes Land voll Sonnenschein, oder wenigstens in den sonnigen Park mit dem blauen See im Hintergrunde über seinem Schreibtische. Doch würde sie ihm auch dahin folgen wollen? Ja, das war die Frage, welche vor allem festgestellt werden mußte, und Doktor Hartnagel war viel zu sehr Jurist und Richter, um selbst in diesem stürmischen Momente die Wichtigkeit logischer und konkreter Fragestellung außer Acht zu lassen.

„Liebstes, theuerstes Fräulein“, begann er dringend, sich noch tiefer unter das Strohdach des Kaleschenhutes beugend, „o, sagen Sie mir nur eines, könnten Sie wirklich einen so ungeschickten Menschen, wie ich bin, ein wenig, nur ein klein wenig gut sein?“

Dora antwortete nicht, doch hoben sich die seidenen Vorhänge und aus den feuchten blauen Augensternen des jungen Mädchens traf den Fragesteller ein Blick, so kindlich vertrauensvoll und zugleich so verheißend süß, daß den letzteren ein Schwindel befiel, infolge dessen das ganze Strohdach sammt Kalesche wie vom Sturmwind erfaßt nach rückwärts fiel, den blonden Lockenkopf entblößend und nur durch ein loses Band gehalten, am Rücken der Eignerin baumelnd.

Erschreckt über die unerwartete Obdachlosigkeit fuhr Doktor Hartnagel empor, während die junge Dame, ungeachtet der erst eingestandenen Reue in ein silberhelles Lachen ausbrach.

Aber obschon es ebenso lustig klang wie tags zuvor, so schien es doch heute für den Doktor nichts grausames mehr an sich zu haben; im Gegentheil entlockte es auch dem Munde des letzteren ein nicht minder heiteres Echo, worauf die beiden stillvergnügt ihren Weg fortsetzten, nachdem sie wie von demselben Gedanken erfaßt einen dankbaren Blick nach dem still schattigen Durchgehhause zurückgeworfen, wo soeben die wichtigste Lebensfrage zweier Menschen eine beglückende Lösung gefunden.

Wäre der Weg stundenlang gewesen, die beiden hätten ihn ohne

Digitized by Google

Ermüdung zurückgelegt, daher sie umsomehr erstaunten, als schon nach fünf Minuten die Firmatafel der Gesangslehrerin an die wirkliche Welt mit ihren Lasten und Pflichten erinnerte.

Unter dem Thorwege ergriff Doktor Hartnagel nochmals Doras Händchen, um es wie eine wunderwirkende Reliquie an das Herz zu drücken, was die kleine Dame mit sichtlichem Vergnügen und nicht geringem Stolze geschehen ließ, dann trennten sie sich, Dora, um ihre Meisterin durch unerhört kühne Tonfolgen in Verzweiflung zu bringen, Doktor Hartnagel, um über die unbegreiflichen Satzfolgen seiner Akten selbst in Verzweiflung zu gerathen, und schließlich zur Verwunderung seines Amtskollegen Figuren auf die Schreibmappe zu zeichnen, welche ebenso viel Aehnlichkeit mit einem Mastschweinchen, als mit einem Kaleschenhute hatten, unter welchen sich aber in der Phantasie des Zeichners gleichwohl alles verbarg, was in der Welt gut, schön und liebenswerth genannt zu werden verdiente.

III.

Mehrere Wochen gingen dahin, während welchen kaum ein Tag verfloß, der den Grafen und seinen Freund nicht zufällig oder absichtlich mit der Familie Siebenfeld zusammengeführt hätte.

Bei schönem Wetter wurden gemeinschaftliche Ausflüge in die wundervolle Umgebung der Stadt unternommen, bei schlechtem gab es reizende kleine Soupers im Hause Siebenfeld, bei zweifelhafter Witterung endlich traf man sich im Stadtpark, bei allen Gelegenheiten aber ergab es sich wie von selbst, daß der Graf seine ritterlichen Dienste Anna, Herr von Kopistinski die seinen Dora widmete, zu nicht geringem Verdruß der letzteren, welche den schönen ritterlichen Mann und dessen ungezwungenes, gewinnendes Benehmen ebenso aufrichtig bewunderte, als sie Herrn von Kopistinski mit seinem bald einschmeichelnden, bald hochmüthigen Wesen verabscheute.

Was dagegen Anna anbelangt, so wäre es geradezu unnatürlich gewesen, wenn deren Herz im steten Verkehr mit einem jungen Manne von so reichen Gaben, wie sie Graf Radinovicz eigen waren, unberührt geblieben wäre. Ja, dieses edle, warmfühlende Mädchenherz schlug dem liebenswürdigen Werber weit offener entgegen, als dessen Eignerin wollte und wußte, und würde sich vielleicht schon nach Verlauf dieser wenigen Wochen ganz und gar gefangen gegeben haben, hätte nicht bisweilen ein unbewachter Blick des jungen Kavaliers ein gewisses undefinirbares Etwas im Ausdrucke seiner Züge in der reinen Seele des Mädchens ein Unbehagen hervorgerufen, welches ohne klare Motivirung instinktiv zur Vorsicht und Zurückhaltung mahnte.

Frau von Siebenfeld verhielt sich diesem Wechselspiele von Anziehung und Abstoßung mit dem Takte einer welterfahrenen Frau, hier verweisend oder besänftigend, dort anregend oder ausgleichend, aber unverrückbar das eine Ziel im Auge behaltend, dem sie während ihres ganzen Lebens mit wechselndem Erfolge zustrebte. Als vermögenslose Waise in einem reichen Wiener Bankierhause erzogen, war das luxuriöse Wohlleben dieser Kreise schon dem jungen Mädchen derart zum Bedürfnisse geworden, daß es keinen Augenblick zauderte, dem ältesten

Digitized by Google

und wohlhabendsten Bewerber, Major Siebenfeld, zum Traualtar zu folgen, dessen Herz es weder durch Liebenswürdigkeit noch Schönheit, sondern durch rechtzeitige Schwärmerei für Poesie und Kunst gewonnen hatte. In der Erkenntniß dessen schwärmte die zwanzigjährige kluge Dame auch als Gattin fort, wußte jedoch ihre Vorliebe für die reellen Dinge dieser Welt so vortrefflich mit dieser Schwärmerei zu verbinden, daß, als der alte Herr starb, auch dessen Vermögen aufgezehrt war und das Ziel, dessen Erreichung, wie sie sagte, für arme Mädchen „die einzige Oase in des Lebens Wüste" bilde, weiter denn je von ihr entfernt war.

Während Anna unter diesen Umständen als Musiklehrerin den Kampf um das Dasein muthig aufnahm, bewährte Frau von Siebenfeld die angeborne Lebensklugheit auf das glänzendste, indem sie den unverhältnißmäßig luxuriösen Hausstand mit Hilfe der kombinirtesten Kreditoperationen jahrelang aufrecht erhielt, dann aber, als die „unverschämte Zudringlichkeit ungebildeter Gläubiger" eine Katastrophe herbeizuführen drohte, das treulos gewordene Glück auf dem nicht mehr ungewöhnlichen Wege der Insertion wieder an sich zu locken suchte.

Nach dem Grundsatze aller lebensklugen Leute schmiedete Frau von Siebenfeld nunmehr das Eisen so lange es warm war, daher denn auch Annas Geburtstag als willkommener Anlaß zur gemeinschaftlichen Wallfahrt nach einer nahegelegenen romantischen Burgruine benützt wurde.

Nach einer herrlichen Fahrt in der thaufrischen Morgenlandschaft, und nach einem etwas mühevollen Aufstieg den steilen Berg hinan, lagerte man um die Mittagszeit im Schatten des alten malerischen Gemäuers um so behaglicher, als Frau von Siebenfeld für ein sehr reichliches Diner gesorgt hatte, um nicht, wie sie augenzwinkernd bemerkte, im Vollgenusse der Natur durch prosaischen Hunger gestört zu werden.

Angesichts der fernen, von bläulichen Nebeln umwallten Stadt brachte der Graf, sichtlich enthusiasmirt von dem edeln Liebreiz seiner Nachbarin, ein „Hoch" aus auf die reizenden Bewohnerinnen derselben, welche die hauswirthliche Sorge für das materielle Leben in anmuthigster Weise mit dem hohen Sinn für ideales Streben verbinden; Herr von Kopistinski toastirte unter bedeutsamem Blickwechsel mit dem begeisterten Freunde auf das „Vergnügen", welches die Gesellschaft liebenswürdiger, schöner Damen gewähre, worauf Anna das große sprechende Auge träumerisch nach den verfallenen, epheuumrankten Mauerzinnen gewendet, ihrer Namensschwester gedachte, welche der Sage nach hier vor Jahrhunderten als Burgfräulein gehauset und ihr Leben in treuer Liebe zum Opfer gebracht hatte.

„Eine herrliche That!" bemerkte Frau von Siebenfeld, mit verständnißvoller Begeisterung ein Stück Rebhühnerpastete auf der silbernen Gabel in ihrer Hand betrachtend, „doch muß ich gestehen, daß ich schon bei dem Gedanken an den grauenhaften Sprung vom Schwindel erfaßt werde."

„Ich wäre an ihrer Stelle lieber davon gelaufen", versetzte Dora resolut.

Graf Radinovicz, welcher die Sage noch nicht kannte, erbat sich von Anna deren Geschichte. Herr von Kopistinski aber meinte mit

Digitized by Google

überlegenem Lächeln, die Dame hätte jedenfalls besser gethan, sich dem Naturprinzip zu fügen, nach welchem das Weibchen stets dem stärksten Männchen folge.

Frau von Siebenfeld drohte in scherzhafter Entrüstung mit dem Reste der gespießten Pastete, Dora lachte jedoch lustig auf und rief: „Ei, Herr von Kopistinski, Sie sollten diesem Naturgesetze am wenigsten das Wort reden."

„Warum das, Fräulein?"

„Je nun", fuhr das heitere Mädchen mit einem spöttischen Blick auf die allzu schlanke Figur des Fragenden fort, „weil Sie sich unter der Herrschaft dieses Gesetzes wahrscheinlich ganz ohne Weibchen behelfen müßten."

Der Scherz war zu treffend, um nicht belacht zu werden, Herr von Kopistinski aber sagte mit einem Blicke aus seinen grünschillernden Augen, unter dem selbst das übermüthige Mädchen sich betroffen fühlte: „Sie irren, Fräulein, denn heutzutage entscheidet nicht die physische, sondern die geistige Stärke."

Auch Anna war von der Wendung des Gespräches peinlich berührt, daher sie sich mit dem Vorschlage erhob, den durch den Todessprung berühmten Aussichtspunkt zu besuchen, um des Grafen Bitte an Ort und Stelle zu erfüllen.

Der erlösende Vorschlag wurde mit Akklamation angenommen, mit Ausnahme Frau von Siebenfelds, welche zurückzubleiben erklärte, um sich von dem überwältigenden Eindruck der herrlichen Natur ein wenig zu erholen.

Den Kopf auf ein mitgebrachtes Kissen stützend nickte sie zufrieden den sich entfernenden Paaren zu, stellte sich dann eine Bisquit-Torte nebst einem Fläschchen Liqueur de Vanille zur Hand und begann mit halb geschlossenen Augen das Geschäft der Erholung, zugleich von einer noch schöneren Zukunft träumend, in der sie als Mutter zweier reicher Töchter den Sommer über abwechselnd auf deren Gütern in Galizien und Ungarn, den Winter aber in der Residenz zubringen würde, endlich auf der Höhe jener Existenz, für welche ihre ideal angelegte, allem Niedrigen und Unschönen abholde Natur allein geschaffen war.

Die Sonne brannte recht heiß herab, als Anna mit dem Rittmeister den weit ins Thal vorspringenden Ausläufer des Bergrückens erreicht hatte, welcher mit seinem felsigen Ende fast senkrecht in die Tiefe abfallend, in der That eine wundervolle Rundschau bot.

Anna hatte als Soldatenkind Gelegenheit gehabt, die meisten nichtdeutschen Provinzen des buntscheckigen Kaiserstaates mit ihrer eigenen deutschen Heimat zu vergleichen, wobei nach und nach ihre Liebe für die letztere zu einer Art von Herzenskultus geworden war. So betrachtete sie auch heute mit freudigem Stolze das herrliche Alpenpanorama, das duftig und frisch, als wäre es eben erst durch das schöpferische „Werde" erstanden, zu ihren Füßen lag; das blühende Thal zunächst mit dem silbernen Band des prächtigen Bergstromes, nordwärts von hell grünen Thalwinkeln flankirt, darüber terrassenförmig aufragend die wuchtigen dunkelgrünen Bergrücken mit eingesprenkelten Felsgruppen, bis zu den höchsten und fernsten nebelgrauen Höhen, der Heimat flinker Gemsen und mächtiger Hirsche, südwärts

Digitized by Google

die sich weitende Thalebene durchrauschend, umrahmt von anmuthigen villenbesäeten Hügeln und kleinen Waldhainen theilend, dann das Häusermeer der Stadt mit der duftigen Baumkrone des Schloßberges, mit ihren Thürmen, Giebeln und Schlotten, und darüber hinauseilend so weit das Auge reicht, bald zwischen blauen Bergen, zwischen Städten und Weilern verschwindend, bald aufblitzend in der unabsehbaren Ebene.

Anna kannte zwar den Kontrast, welcher nicht nur in landschaftlicher Beziehung das kleine grüne Alpenland von dem weiten Pußtalande schied, doch dachte sie heute so wenig daran, wie daß der ritterliche Mann an ihrer Seite dem letzteren angehöre; sie fühlte nur, wie der kräftige Pulsschlag in dem Arm, der sie stützte, gleich einem elektrischen Strom ihren Körper durchzuckte, das Pochen ihres Herzens befeuerte, ein neues ungeahntes Glück ihr Dasein beseligte und nur um das lange Schweigen zu brechen, fragte sie leise:

„Ist sie nicht schön, meine Heimat?"

Der Graf antwortete nicht sogleich, theils weil er bisher der paradiesischen Landschaft kaum einen Blick gegönnt, theils weil auch in seinem Herzen Regungen laut wurden, welche sein ganzes Fühlen und Denken gefangen nahmen.

Das herrliche Mädchen an seiner Seite schien ihm heute in der Verklärung einer ersten glücklichen Liebe so engelhaft rein und anbetungswürdig wie damals bei der ersten Begegnung im Stadtpark und wie damals fühlte er sich in dem edlen Kern seines Wesens wie mit Zaubergewalt angezogen.

„Ja, sie ist wunderbar schön", sagte er unter dem Banne dieses Zaubers nach einem zerstreuten Blick auf das grüne sonnige Land ringsum, „dennoch wäre sie für mich eine öde Wüste ohne die, deren Heimat sie ist."

Die bebende Stimme des Grafen ließ Anna keinen Zweifel an dessen tiefer Bewegung; mit einem vollen vertrauenden Blick wandte sie das Antlitz dem geliebten Manne zu; wie in einem offenen Buche stand in den schönen jungfräulichen Zügen die ganze Hingebung eines reinen warmen Frauenherzens geschrieben, und schon wollte sich den zitternden Lippen des durch diese keusche, vertrauende Liebe Entzückten die entscheidende heiße Bitte entringen, „sei mein geliebtes angebetetes Weib!" als sich die Stimme Herrn von Kopistinskis aus geringer Entfernung vernehmbar machte.

„He, he, sehr gut, Fräulein Dora, keine Rose ohne Dornen, doch, nehmen Sie sich in Acht, auch Rosen stechen nicht ungestraft, ha, ha, glauben Sie mir, oft folgt die Strafe sogar auf dem Fuße."

Wie aus einem Traum erwachend, ließ der Graf Annas Arm dem seinen entgleiten und nachdem er sich nach der Seite umwandte, von wo die Stimme erscholl, überflog ein skeptisches Lächeln seine Züge.

Anna, im stillen dem zartfühlenden Freunde dankend, daß er unter der Gefahr einer solchen Störung jede weitere Erklärung vermied, ließ sich auf einen Felsblock im kärglichen Schatten einer Fichte nieder, worauf sie den Grafen mit dem Beifügen an ihre Seite einlud, daß sie nunmehr ihr gegebenes Versprechen einlösen wollte.

Freudig aufleuchtenden Auges gehorchte dieser dem Winke, indem

er sich zu den Füßen des jungen Mädchens in das Waldmoos lagerte, den Rücken auf den Stamm der Fichte, den Kopf auf die Hand stützend und unverwandten Blickes die reizende Gestalt vor sich betrachtend.

Es war wieder still geworden um das abgeschiedene Plätzchen, warme Luftwellen strömten flimmernd darüber hin, wollüstige Düfte von Waldkräutern und wilden Rosen mit sich führend, Anna hatte Hut und Mantille abgelegt, um Stirn und Wangen und Nacken dem leisen Fächeln der Lüfte preiszugeben, der Graf aber sog mit klopfenden Pulsen diese mit dem Lebensodem des blühenden Mädchens gesättigte Atmosphäre in sich, während Annas schlanke gerundete Formen durch die moderne, der Plastik so überaus günstige Kleidung mehr gehoben als verborgen, ihn an den berauschenden Liebreiz der schaumgeborenen Göttin erinnerten.

„Zur Zeit als Bertha spann", begann Anna lächelnd, „lebte in der Burg, deren Ruinen uns noch heute von vergangener Macht und Herrlichkeit erzählen, ein edles Ritterfräulein, des verwittweten Burgherrn einziges Töchterlein; schön und sittig hatte sie das Herz eines Ritters gewonnen, welcher nicht reich an Gütern, doch durch Edelmuth, Tapferkeit und Hochsinn ausgezeichnet, auch dem Vater ein willkommener Tochtermann war. Das junge Liebespaar hatte Treuschwur und Ring getauscht, und könnten diese Steine sprechen, sie wüßten uns gewiß von mancher trauten Abendstunde zu berichten, die demselben hier, in seliger Hoffnung künftigen Glückes nur allzu schnell verrann.

Schon war der Hochzeitstag bestimmt, als des Burgherrn mächtigster Nachbar, nachdem er gelegentlich eines Besuches Schön-Anna gesehen, als Freier auftrat und den altersschwachen Vater überredete, die Entscheidung zwischen den beiden Nebenbuhlern, nach der Sitte jener Zeit, einem ritterlichen Waffengange zu überlassen.

Zur Stunde des Zweikampfes eilte Schön-Anna angsterfüllten Herzens hierher, um angesichts des furchtbaren Waffenspieles des Himmels Segen für den Geliebten zu erflehen und ihm im Herzen nochmals Treue bis in den Tod zuzuschwören.

Hier in dem friedlich stillen Thale, an derselben Stelle, wo jetzt der grüne Wiesenteppich unser Auge ergötzt, empfing der Verlobte des unglücklichen Mädchens die Todeswunde von der Hand des Gegners, dieses aber hielt seinen Schwur, indem es sich muthig in die grauenvolle Tiefe stürzte."

Die Erzählerin hielt seltsam bewegt inne, bis die Umschlingung eines kräftigen Armes sie in die freundlichere Gegenwart zurückrief.

„Fort mit den trüben Erinnerungen, meine holde Anna", flüsterte es mit süßem Schmeichelton in ihr Ohr, „laß uns nur der trauten Stunden gedenken, welche das glückliche Paar hier verbracht — willst Du, mein Lieb?"

Achtzehn Jahre alt, warmblütig und mit vollem Herzen liebend, glitt Anna widerstandslos in die Arme des theuren Mannes, welcher, vom Wonnetaumel erfaßt, deren Hände, Gesicht und Nacken mit glühenden Küssen bedeckte.

„O Dank, Dank, Du Herrliche", flüsterte es immer leidenschaft-

Digitized by Google

licher. „Nun bist Du mein, ganz mein und kein Gott soll Dich mir entreißen!“

Erschreckt öffnete Anna die Augen, was war das? Das war nicht mehr der Geliebte, der noch vorher an ihrer Seite stand; diese gierig blitzenden Augen, dieser thierische Zug um die Lippen gehörten einem Rasenden, dessen Anblick sie mit Grauen erfüllte.

Mit dem Aufgebote ihrer ganzen Willenskraft erhob sie sich, doch umfingen des Grafen Arme ihre Gestalt nur um so fester.

„O fürchte nichts, mein süßes Mädchen“, drängte er halb von Sinnen, „ich schwöre Dir, nie sollst Du bereuen, mir Dein Herz —“

Ein halblauter zorniger Aufschrei aus Annas Mund unterbrach ihn. Schreck und Aufregung hatten ihre Kraft wie ihren Willen geschwächt, doch stieß sie mit einer letzten Anstrengung den von Wein und Liebeswahn Bethörten zurück, um im nächsten Augenblick die äußerste, über den Abgrund hängende Felsenspitze zu betreten.

„Keinen Schritt näher, Herr Graf, oder beim Himmel, Sie laden einen Mord auf Ihre Seele!“

Verwirrt, ernüchtert, halb ungläubig und halb zagend starrte der junge Mann das Mädchen an, das hoch aufgerichtet, stolz und todesmuthig vor ihm stand, schöner und hinreißender noch als er es je gesehen; in demselben Moment bemerkte er aber auch, daß der Stein, auf welchem dessen rechter Fuß ruhte, nur lose mit dem Felsen verbunden war und dem Drucke zu weichen begann.

„Um Gott, Anna — Fräulein, kommen Sie!“ rief er, der Gefährdeten die Hand entgegenstreckend.

„Nicht eher, Herr Graf, bis Sie selbst diesen Platz verlassen haben!“ lautete die entschiedene Antwort.

„Herr des Himmels, Fräulein!“

Dem Rittmeister trat kalter Angstschweiß auf die Stirn; zurücktretend rief er:

„Seien Sie barmherzig, Fräulein, ich schwöre bei meiner Ehre, daß kein Wort, kein Blick von mir Sie ferner beleidigen soll.“

In diesem Augenblicke bemerkte auch Anna das Weichen des Steines, sie schritt vorwärts und diese Bewegung genügte, um das morsche Stück unter prasselndem Getöse in die Tiefe zu stürzen.

Eine Sekunde standen sich die beiden bleich und stumm gegenüber, dann streckte der Rittmeister dem bebenden Mädchen die Hand entgegen.

„Gott sei Dank, gerettet, o Anna, können Sie verzeihen?“

„Verzeihen — vielleicht, vergessen — nie!“ erwiderte die Gefragte tief aufathmend, dann schritt sie mit einer so ruhig und stolz abweisenden Geberde an ihm vorüber, daß jeder weitere Annäherungsversuch aussichtslos erschien.

Nach kaum fünfzig Schritten erblickte sie Dora auf einem Seitenwege heranstürmend, mit hochgeröthetem Gesichtchen, wirr flatternden Locken, den Hut auf dem Arm tragend; die kleine Dame stieß beim Anblick der Schwester einen Freudenschrei aus, wandte sich dann rasch, um einem über das Gestrüpp des Abhanges ragenden Cylinderhute nochmals grüßend zuzuwinken und hing sich darauf an Annas Arm,

Digitized by Google

ohne Herrn von Kopistinski zu beachten, der, den Schweiß von der Stirne wischend, nachkeuchte und sich dem Grafen anschloß.

Was auch in den Herzen der Betheiligten vorgehen mochte, sie fühlten, daß weder Zeit noch Ort vertraulichen Mittheilungen günstig sei; schweigend schritten die Schwestern voraus der Ruine zu, schweigend folgten die Freunde, Frau von Siebenfeld aber wurde recht unangenehm aus ihrem schwiegermütterlichen Zukunftstraum erweckt.

IV.

Doktor Hartnagel war am nächsten Morgen wie gewöhnlich an seinem Schreibtisch beschäftigt, als es an die Thür klopfte und auf dessen „Herein" der dicke kleine, ewig lächelnde Amtsdiener Zwettel, ein versiegeltes Amtsschreiben in der Hand, das dicke Bestätigungsbuch unter dem Arme, eintrat.

Ein Blick auf das gutmüthige rothe Gesicht des ihm besonders „gewogenen" Dieners belehrte den Doktor sofort, daß das Schreiben nichts angenehmes enthielt; doch so wehmüthig, ja schmerzlich das Lächeln war, mit dem der brave Mann heute das dicke Buch zur Empfangsbestätigung vorlegte und sich mit demselben wieder empfahl, der Inhalt der schriftlichen Botschaft war noch schlimmer als der auf eine Hiobspost Gefaßte gedacht. Dasselbe verständigte ihn nämlich, daß er über „höhere Weisung" aus Diensteesrücksichten wie im Hinblick auf seine besondere Verwendbarkeit nach einem entlegenen Bezirksgerichte des Unterlandes versetzt worden sei und mit möglichster Beschleunigung dahin abzugehen habe.

Nach der ersten Ueberraschung des Lesers regte sich in demselben der oppositionelle Unabhängigkeitssinn; war auch der neue Posten mit manchen pekuniären Vortheilen verbunden, so trug die Maßnahme doch entschieden den Charakter einer ungerechten, willkürlichen Maßregelung an sich.

Hastig öffnete Doktor Hartnagel eine Lade des Schreibtisches, und entnahm derselben ein Packet, aus dessen zahlreichen Hüllen sich ein Sparkassenbuch entwickelte; nach einer beiläufigen Ueberrechnung der Einlagen sammt Zinseszinsen ergab sich ein Guthaben von nahezu achttausend Gulden, ein Resultat, welches des jungen Mannes Brust mit stolzer Genugthuung erfüllte, bis sein Blick auf das winkende Backfischchen über dem Schreibtische sein üppiges Rentierbewußtsein plötzlich in eitel Dunst zerfließen ließ. Ja, achttausend Gulden waren für ihn, den knauserischen Junggesellen, eine hübsche Basis, um sich auf die Hinterbeine zu stellen, für den Gatten und Familienvater in spe aber nichts, als ein Nothanker im Sturm, ein grüner Zweig für das Zukunftsnest; nein, um Klein-Dora willen mußte er das Joch weiter tragen, um sie nicht ganz zu verlieren, mußte er sie jetzt verlassen, obschon das arme Mädchen gerade jetzt seines Rathes und Beistandes am nöthigsten bedurft hätte.

Abermaliges Klopfen an der Thür unterbrach diese Reflexionen; diesmal war es der Postbote, welcher zwei Briefe überbrachte, wovon der kleinere mit der zierlichen Schrift auf dem Couvert dem Doktor schon beim ersten Blick das Blut zu Kopfe trieb.

Digitized by Google

Mit der Taktik des Gourmands, welcher den feinsten Gaumengenuß für den Schluß reservirt, öffnete er zuerst das Schreiben von unbekannter Hand, das sich als eine nicht unfreundliche Aufforderung des Onkels und Lederhändlers zu gelegentlichem Besuch entpuppte und zwar zu einer Besprechung „im beiderseitigen Interesse", wie das Schreiben etwas geheimnißvoll andeutete.

Unter andern Umständen würde das Schreiben des reichen Sonderlings, welcher sich bisher so wenig um ihn gekümmert, des Doktors vollste Aufmerksamkeit und Divinationsgabe in Anspruch genommen haben, heute legte er es kopfschüttelnd, wenn auch mit dem Vorsatze beiseite, den Abend der gewünschten Besprechung und zugleich seinem Abschiedsbesuche zu widmen; dann griff er mit dem süßen Herzklopfen einer ersten tiefen Liebe nach dem anderen Schreiben, und las folgendes: „Sehr geehrt — nein, keine Neckerei heute mit kalten Titulaturen, mein liebster, großer Herzensfreund, denn ach, ich bin gerade heute sehr unglücklich; auch will ich Dir vor allem recht herzlich für den Ritterdienst danken, welchen Du mir durch Erfüllung meiner schriftlichen Bitte geleistet; denke nur, der abscheuliche Mensch wollte mich auf jenem Seitenwege zum Annafelsen mit Gewalt küssen, ich aber war eben im Begriff diese Frechheit mit den Waffen, welche Mutter Natur den Katzen und Frauen verliehen, zu bestrafen, als Dein rechtzeitiges Erscheinen mich dieser Mühe überhob.

Nun aber zur Sache, das heißt zu dem eigentlichen Schicksalsschlage, unter dessen Wucht ich schon erlegen wäre, wenn ich Zeit dazu gehabt hätte und Dir nicht in aller Eile schreiben müßte, während Mama bei unserem alten Zimmerherrn Oberst Degentreu weilt, der wieder an seinem Asthma leidet. Ich höre durch die dünne Wand, wie der alte bärbeißige Krieger abwechselnd hustet und raisonnirt und wie ihn Mama mit sanft schmeichelnder Stimme zu beruhigen sucht; das ist aber eben das Schreckliche, daß ich nicht begreife, weshalb Mama mit dem alten, sehr wenig liebenswürdigen Herrn so gütig und nachsichtsvoll umgeht, wogegen sie ihr eigenes Kind — o, daß ich das Entsetzliche niederschreiben muß — doch Mama kann jeden Augenblick kommen — wisse also, daß Deine angebetete Dora, „Dein lichter Engel" im — horribile dictu (der Ausdruck ist eine Errungenschaft des vielgeschmähten Lyceums) — im Hausarreste sitzt! O, welche Schmach, gleich einem unartigen Schuljungen behandelt zu werden! Und zwar nicht, weil ich unartig, sondern im Gegentheil, weil ich zu artig gewesen bin gegen einen gewissen Dr. juris. So, nun ist's heraus, damit Du aber nicht gar zu trostlos bist, will ich gleich im Vertrauen gestehen, daß ich mir aus der ganzen Geschichte nicht so viel mache, ja im Gegentheil sehr stolz darauf bin, für Dich und unsere Liebe zu leiden.

Eben dringt der Duft von Chaudeau aus der Küche zu mir, auch höre ich Mama tellerklappernd in des Obersten Zimmer treten; ich bekomme natürlich nichts, obschon Chaudeau mein Lieblingsgericht ist, o, Mama ist schrecklich in ihrem Zorne. Gestern nannte sie mich eine dumme Gans, heute Hausarrest und keine Chaudeau — o, und das ist noch nicht das Schlimmste! Wie wahr spricht doch der große Aeschylos mit den Worten: „Vielgestaltig ist der Menschen Leid, mit

immer neuem Fittich stürmt das Weh heran!" (Wieder eine Errungenschaft des Lyceums.) Das Schlimmste nämlich ist die Gesellschaft des geistreichen Herrn von Kopistinski, dieses zudringlichen Menschen, der, wie ich bestimmt weiß, an all' dem Unglück die Schuld trägt. Gestern Abend rächte ich mich aber durch die kunstvolle Anbringung von vier Knallerbsen unter die Füße seines Fauteuils (auch eine Errungenschaft des Lyceums) und durch ein diabolisches Gelächter, als das nervenschwache Männchen vor Schreck über die vierfache Explosion fast unter den Tisch gefallen wäre.

Schilt mich nicht, Du lieber Weiser, ob so thörichten Treibens, denn sieh, tiefer Ernst steckt im kindischen Spiele. Zur Römerzeit lebte ein Mann namens Brutus — staunst Du nicht über mein umfassendes Wissen? — der sich blödsinnig stellte, um seine Verschwörungspläne gegen Tarquinius Superbus um so leichter zu verbergen; nun denn, sieh in mir einen weiblichen Brutus, der unter kindischer Maske die närrische Liebe für Kalimachus verbirgt. Ach, wenn Mama dies wüßte! Doch sorge nicht, selbst wenn ein dunkles Verhängniß sie in den Besitz unseres Geheimnisses setzen sollte, weder der Duft von Chaudeau noch irgend eine andere Folterqual soll mir diese Liebe aus dem Herzen — Mama kommt, lebe wohl, sei tausendmal — wie im Durchgehhause — von Deiner ewig treuen Dora.

Nachschrift. Mama ist wieder fort; ich füge mich als gehorsame Tochter in mein Schicksal, da Mama die Thüre absperrte und den Schlüssel zu sich steckte, Gertrud aber nimmt diesen Brief durch die Spalte zwischen Thüre und Fußboden in Empfang, um ihn auf die Post zu geben.

Nachschrift. Endlich kam Schwester Anna vom Lektiongeben nach Hause — sie ist ein Engel und weiß alles, alles! Mir aber ist so sonderbar dabei zu Muthe, daß ich weinen muß, Gott segne Dich mein Geliebter!" — —

„Armes süßes Kind", murmelte der Doktor, und dabei wurde ihm selbst so sonderbar zu Muthe, daß Thränen in seine Augen traten, als er das Briefchen an seine Lippen drückte. Niemand wußte so gut als er, welch' tiefinniges Denken und Fühlen sich unter Doras kindlichem Wesen barg, daher ihn auch der Ton des Briefes keinen Augenblick über die wirkliche Stimmung des herzigen Mädchens täuschte, welches seinen ganzen Vorrath an jugendlichen Uebermuth hervorkehrte, nur um des Geliebten Herz nicht allzu sehr zu beschweren — armes, süßes Kind! Der Tag verging dem gemaßregelten Doktor mit dienstlichen Abschiedsbesuchen, wie mit dem Packen seiner Effekten, am Abend aber erstieg er die unmittelbar an der Südseite der Stadt gelegene Anhöhe, auf welche die Villa des alten Herrn lag.

Wie er wohl aussehen mochte? Der Doktor hatte ihn seit Jahren nicht mehr gesehen. Als Knabe war er, wie er sich erinnerte, von dem kleinen, dicken, etwas barsch auftretenden Manne bisweilen beschenkt, später an Sonn- oder Festtagen auch zu Gaste geladen worden, dann aber hatte sich der kaum Sechzigjährige von allem Menschenverkehr zurückgezogen, und auch den Neffen, als dieser ihn einmal heimsuchen wollte, nicht mehr empfangen. Aus gerichtlichen Akten wußte der Doktor, daß der alte Herr viel Geld erworben, in seiner

Digitized by Google

Ehe jedoch wenig glücklich gewesen, auch mit den Verwandten seiner Frau in Unfrieden gelebt habe, und vermuthete, daß der letztere Umstand den Anlaß zu seiner späteren Abgeschlossenheit gegeben.

Die Villa des alten Hartnagel lag in einem weitläufigen Park, in welchen der Doktor durch ein Gitterthor eintrat; eine herrliche Aussicht auf die Stadt und Umgebung fesselte zuerst seinen Blick. Die Strahlen der Abendsonne spiegelten sich in den Fenstern und in den Wellen des Stromes; Dächer, Giebel und Thürme erglänzten unter ihrem Feuer, und wie Meeresbrausen drang das Gewoge von Menschen und Wagen zu dem Beschauer empor.

Zögernd nur wandte sich der junge Mann dem höher gelegenen Hause zu, blieb jedoch neuerdings betroffen stehen vor dem Bilde, das sich ihm hier darbot. Als hätte ein Gartenkünstler die Parkanlagen im Goldrahmen über seinem Schreibtische kopirt, so naturgetreu fand er die Rasenteppiche mit ihren Baumgruppen und Bosketts, die zierliche Villa im Hintergrunde, und den blauen Seespiegel unter ihren Fenstern wieder, ja nichts fehlte an der frappirenden Aehnlichkeit, als das Backfischchen im Vordergrunde, mit dem stramm gegen den Wind gestellten Füßchen, und den lustig winkenden, feinen Armen.

In der wehmüthigen Stimmung des Augenblicks that ihm die duftige Poesie des duftigen Landschaftsbildes, an das sich die Erinnerung seiner weihevollsten Stunden knüpfte, doppelt wohl, und dieser Eindruck wurde auch durch die im Vorschreiten gemachte Entdeckung nicht vermindert, daß der vermeintliche See in Wirklichkeit nur aus einem größeren Weiher bestand, dessen Spiegel dem am Ufer befestigten Kahn sehr mäßigen Spielraum bot.

Auch die Villa selbst, in Kreuzform erbaut, glich in ihrer stillen Abgeschiedenheit, mit ihren zierlichen Thürmchen, Erkern und mit dem grünen Schmucke wilder Reben, welche den ganzen Bau in üppigster Wucherung umrankten, eher dem poetischen Retiro eines seinen Phantasiegebilden lebenden Dichters oder Künstlers, als dem Ruhesitze eines ehrsamen Lederhändlers; allein die gehobene Stimmung des jungen Doktors, womit er den Messingknopf an dem Eingangsportale in Bewegung setzte, wich einer um so gründlicheren Ernüchterung, als die Pforte geöffnet wurde, und eine alte, häßliche, schmutzige Magd mit einer Miene um sein Begehren fragte, welche einem bissigen Kettenhund alle Ehre gemacht hätte.

Als der Doktor seinen Namen genannt, wurde ihr Gesicht womöglich noch häßlicher und bissiger, dann schritt sie schlurfend und wortlos an ihm vorüber, um nach Passirung des Treppenhauses im ersten Stockwerke eine Thüre zu öffnen, den Besucher, wortlos wie bisher, in ein stockfinsteres Gemach zu schieben, und die Thür wie hinter einen Gefangenen zu schließen, während zugleich auf des Doktors Gehör ein höllischer Lärm von schreienden Stimmen eindrang, daß er in eine Gesellschaft Tobsüchtiger gerathen zu sein glaubte.

Der Knall einer Peitsche machte dem Getöse plötzlich ein Ende, und nun vernahm der rathlos Harrende endlich vom andern Ende des weiten Gemaches her die barsche, kräftige Stimme des Onkels.

„Nur näher, Herr Neffe, meine Gesellschaft da ist nicht gefährlich, wenn sie auch schreit, es sind ja keine Menschen."

Digitized by Google

In der That bemerkte jetzt der Doktor, dessen Auge sich an die im Raum herrschende Dunkelheit gewöhnt hatte, zu beiden Seiten des Gemaches eine Reihe von großen Käfigen und Ständern, sämmtlich mit den verschiedensten Arten von Papageien und Affen bevölkert, welche der seltene Anblick eines fremden Menschen in sichtliche Aufregung versetzte. Während die ersteren den Eindringling mit allerlei ehrenrührigen Namen bewillkommten, pfiffen, knirschten und grollten die Herrn Vettern mit und ohne Schwänze denselben zähnefletschend an, der Herr des Hauses aber, welcher in einer Fensternische bei einem mit Weinflaschen und Gläsern besetzten Tische saß, lachte und meinte, nachdem der Doktor auf seine Einladung ihm gegenüber Platz genommen hatte:

„Eine lustige Gesellschaft, nicht wahr? Heucheln und Schmeicheln kann das Volk allerdings nicht, doch eben darum ersetzt es mir die guten Freunde, welche liebenswürdig sind, so lange sie etwas brauchen, aber sackgrob werden, wenn sie nichts erhalten. Na, es ist schon etwas dunkel hier", fügte er mit einem Blick auf die der Thiere wegen dichtvergitterten Fenster hinzu, während er das Glas seines Gastes mit Rothwein füllte, „die alte Liese spart das Licht, auf das ich nicht verarme, he, he, sie meint es gut mit mir, die Alte, ist zwar auch sackgrob, aber ehrlich; freilich ist sie auch gut bezahlt, und für Geld sind die Menschen ja ehrlich und schlecht, wie man will, für Geld bringen sie einander um oder küssen sich, werden sie Heilige oder Schufte, ganz nach Bedarf; nun, was rede ich, Du weißt das wohl selbst, Ihr vom Gerichte habt ja mit Spitzbuben von allen Sorten zu thun — aber trinke doch, der Wein ist echt, so echt überhaupt eine Gottesgabe sein kann, die durch Menschenhand gegangen."

Während dieser im Polterton hervorgesprudelten Rede des alten Herrn, dem es trotz seiner zur Schau getragenen Menschenverachtung offenbar wohlthat, sein Herz wieder einmal einem Menschen gegenüber ausschütten zu können, hatte der Doktor Zeit gehabt, den Mann genauer zu betrachten, der ihm im Laufe der Jahre nahezu fremd geworden war.

Die kleine beleibte Gestalt desselben hatte sich zwar, soweit dieselbe unter der dichten, die unteren Extremitäten bedeckenden Hülle sichtbar war, wenig geändert, doch der Kopf darauf war grau, das gutmüthige volle Gesicht sehr roth geworden, und um den Mund hatte sich im Gegensatze zu dem sonst wohlwollenden Ausdrucke desselben ein ganzes Nest herber, feindseliger Falten gebildet, welche in Verbindung mit den meist finster zusammengezogenen, starken grauen Augenbrauen dem ganzen Antlitz das Ansehen einer von dunkeln Gewitterwolken getrübten Landschaft verliehen.

„Du bist krank, Onkel?" fragte der Doktor, nachdem er dem alten Herrn Bescheid gethan, auf die Hülle um dessen Bein deutend.

„Pah, Dummheit", versetzte dieser, sein Glas wieder füllend, „Doktor Wegl meint zwar, der rothe Burgunder da sei in meine Füße gefahren, während ich ihn doch nie anderswo, als im Kopfe verspüre, ja er behauptet sogar, das Tröpfchen Wein könnte mir einmal ein rasches Ende bereiten; na, der Alte will mir eben Angst machen, um sich täglich fünf Gulden Honorar herauszuschlagen, es ist aber nur ein wenig

Digitized by Google

Gicht von der Nässe im Garten, doch wäre es auch mehr, der Teufel soll mich holen, ehe ich mir meinen Burgunder verleiden lasse, irgend ein Vergnügen muß der Mensch haben."

„Richtig, Onkel, aber Du könntest ja zu Deinem Vergnügen im Sommer reisen, im Winter das Theater besuchen, oder —"

„Hör' auf mit diesem Vergnügen", fiel der alte Herr mit dem grimmigsten Ausdruck in den Mundfalten und Augenbrauen ein, „ja wenn man mit dem Natur- und Kunstgenuß nicht auch das verdammte Menschengesindel in den Kauf nehmen müßte, all' die windschiefen Zierpuppen mit ihren Pfauenrädern, ihren angestrichenen Gesichtern, falschen Haaren, Zähnen und Herzen, all' die gedrechselten Gecken mit ihren abgeschmackten Redensarten, dazu die ganze verlotterte, geldgierige Schaar von Kellnern, Portiers, Wirthen, Polizisten, Packern, Zollbeamten, Lohndienern, Bummlern, Bettlern und liederlichen Dirnen Tag für Tag sehen zu müssen, na, da danke ich dafür, ich will lieber unter meinen Affen und Papageien mit der alten Liese zur Mumie vertrocknen."

„Du scheinst schlimme Erfahrungen gemacht zu haben, armer Onkel", entgegnete Doktor Hartnagel, innerlich höchlich ergötzt von dem originellen Wesen des alten Herrn, „auch liegt viel wahres in Deiner Schilderung, doch wirst Du zugeben, daß es mitunter Ausnahmen giebt —"

„Ausnahmen? he, he, giebt es solche? Na, will es glauben, aber genug davon, Du wirst ja wohl begierig sein, zu erfahren, weshalb ich Dich da zu mir herauf bemühte; na, die Geschichte ist kurz und einfach genug; der alte Wegl ist zwar ein Pfuscher, wie die meisten seiner Herrn Kollegen, indessen der Mensch ist sterblich, und so will ich denn für alle Fälle Sorge treffen."

„Ah, Du willst also testiren?"

Der alte Herr machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand.

„Nicht mehr nöthig, das ist in Ordnung und mein Vermögen geht, wie ich es meiner verstorbenen Frau versprochen, auf deren Tochter Eveline aus erster Ehe über; na, das ist nur recht und billig, denn das Vermögen der Mutter war die Grundlage des meinigen. Dagegen mußte sich das Mädel verpflichten, nur dem Manne ihre Hand zu reichen, welchen ich für sie wählen würde; auch nur recht und billig, weil das Mädel zu einfältig ist, selbst eine Wahl zu treffen. Daß es an Freiern nicht fehlte, läßt sich denken, da Eveline am Tage der Hochzeit hunderttausend Gulden und nach meinem Tode viermal so viel erhält, doch hatten wir bisher beide wenig Eile mit der Wahl; ich, weil ich nicht ans Sterben dachte, Eveline, weil es ihr bei ihren mütterlichen Verwandten in Wien so wohl ergeht, daß sie keine Sehnsucht nach einer Veränderung verspürt. Nun aber kam mir mit der verdammten Gicht auch die Erinnerung an Dich, und daß Du meinen Namen als Pathengeschenk trägst; na, Dein Vater, Gott habe ihn selig, meinte es gut, wollte mich damit versöhnen, ob auch Geschehenes sich dadurch nicht ungeschehen machen ließ, ich aber bin Dir wohl einen Schadenersatz schuldig, denn wenn es auch gerade kein Unglück ist, Kalimach zu heißen, so ist's doch sicher auch kein Glück. Na, kurz und gut, Du und kein anderer soll die Eveline heimführen,

sie ist davon unterrichtet, Du aber kannst den Hochzeitstag bestimmen; so, und nun dies abgemacht, wollen wir sehen, daß wir auch ein Licht, und etwas Eßbares bekommen."

Doktor Hartnagel war den Eröffnungen des alten Herrn um so ruhiger gefolgt, als er dessen Widerwillen, um nicht zu sagen Haß gegen seine Eltern kannte, und daher niemals an eine Erbschaft von dieser Seite gedacht hatte; er hatte sich deshalb auch um die Vermögensangelegenheiten des Oheims so wenig gekümmert, als um dessen eventuelle Erben, und wußte daher weder von dem Tode seiner seit Jahren von ihrem Gatten getrennten Tante, noch von der Existenz seiner Cousine Eveline.

Erst die überraschende Schlußwendung in der Rede des wunderlichen Mannes bewog ihn seine bisherige Passivität aufzugeben.

„Warte noch ein bischen, lieber Onkel", sagte er lächelnd, den nach dem Glockenzuge ausgestreckten Arm des letzteren berührend, „so ganz abgemacht scheint die Sache denn doch nicht."

„Nicht abgemacht? Na, hättest Du denn noch etwas dagegen einzuwenden?"

„Nur eine Kleinigkeit, Onkel, nämlich, daß auch ich schon meine Wahl getroffen und daher nicht mehr zu haben bin."

„Potztausend, nicht mehr zu haben bin, na und darf man auch erfahren, wer die Glückliche ist?" fragte der Alte ironisch; als der Doktor aber nicht ohne Stolz den Namen Dora von Siebenfeld genannt, lachte er laut auf und sagte: „Dora von Siebenfeld und Kalimach Hartnagel, na, das paßt ja vortrefflich, na, wahrscheinlich sammt den schönen Namen arm wie eine Kirchenmaus?"

„Das dürfte richtig sein, Onkel."

„So, so, dacht' mir's doch, na, mir kann's recht sein; doch so viel ist klar wie Tinte: das Mädel hält Dich entweder zum Narren, oder Du rennst ins Unglück gerade wie Dein Vater."

„Da irrst Du, Onkel, Dora ist ein braves und gutes Mädchen, mein Vater aber war bis an sein Ende ein glücklicher Mann."

„He, he, mit einer elenden Pension und sieben Kindern?" klang es ironisch zurück.

Dem jungen Mann begann die Geduld zu schwinden; er erhob sich mit den ernst gesprochenen Worten:

„Du scheinst zu glauben, daß nur der Reiche glücklich sei, ich aber werde es nimmer glauben, daß Geld, und wären es auch Milliarden, ein Glück zu schaffen vermöge, wie es eine edle liebende Frau meinen Vater bei aller Armuth schuf; so ist's allerdings nicht jedem beschieden; wer dies Glück aber nicht kennen gelernt, der soll es deshalb nicht gering achten, denn wahrhaftig, lieber Onkel, es ist gewiß das beste, das ein ehrlicher Mann für sein Leben erringen mag."

Der Alte antwortete nicht, er war plötzlich finster und nachdenklich geworden, als sein Neffe aber sich zum Fortgehen anschickte, ermannte er sich und rief, an der Glockenschnur reißend:

„Na, warte doch, das soll uns das Essen nicht verderben, jedem Lappen gefällt seine Kappen; wenn Du die halbe Million nicht willst, meinethalben, es findet sich wohl ein anderer dafür."

Damit wandte er sich der alten Liese zu, welche mürrisch und

Digitized by Google

schmutzig, wie vorher, eingetreten war, um dieselbe betreffs des erwarteten Imbisses zu interpelliren.

Das Aussehen der alten Liese war indessen so wenig Appetit erregend, daß sich der Doktor eiligst nach seinem Hute umsah, welchen er beiseite gelegt hatte; zu seinem Schrecken bemerkte er jedoch, daß sich derselbe nicht mehr auf seinem Platze, sondern in den Händen eines „Herrn" von der auserlesenen Gesellschaft des Oheims befand, welch' letzterer eben im Begriff stand die bekannte gründliche Wißbegierde seines Geschlechtes an der fast neuen Kopfbedeckung des Gastes zu befriedigen.

Mit einem Riesensprunge näherte sich der Doktor seinem gefährdeten Eigenthum, um kühnlich den nicht ungefährlichen Kampf um dasselbe aufzunehmen, daher er nur mit halbem Ohr hörte, wie die alte Liese des Oheims Frage mit allerlei Anzüglichkeiten von überflüssigen Verwandten und zudringlichen Hungerleidern, welche gerade zur unschicklichsten Zeit ins Haus gefallen, beantwortete, und mit dem Berichte schloß, daß während sie die Küche verlassen, um die Hausthüre zu öffnen, die Katze den Braten gefressen und dabei die Suppe verschüttet habe.

In diesem Augenblick endete auch der Kampf mit getheiltem Siege, indem dem Doktor der zerknitterte Hut, seinem Gegner aber das Hutband als Trophäe in den Händen blieb, womit der letztere sich pfeilschnell auf die Höhe seines Ständers schwang, um mit Zähnefletschen und höhnischem Triumphgeschrei auf den verdutzten Eigenthümer herabzublicken. Der alte Herr lachte laut auf, Liese ließ ungeduldig die Thüre auf; die im Dunkeln halb entschlummerten Papageien riefen schlaftrunken ihre Verbalinjurien, der Doktor aber empfahl sich und suchte mit Verzichtleistung auf Erbschaft, Hutband und Nachtimbiß so schnell als möglich ein Haus zu verlassen, das für ihn jeden Schimmer an Poesie eingebüßt hatte.

Erst in der frischen freien Abendluft des Gartens hielt er tief aufathmend an und blickte auf die Stadt hinab, aus welcher Tausende von Gasflammen ihr vereintes Licht in die stille Dunkelheit heraufsandten.

Gedankenvoll nahm der junge Mann die bandlose Kopfbedeckung ab, um das widerspenstige Haar von der heiß gewordenen Stirne zu streichen; waren auch des verbitterten Einsiedlers Worte ganz und gar unberechtigt, ein Körnchen Wahrheit steckte doch darin: Das Elend seiner Kinderjahre sagte ihm, daß er Doras Geschick nicht eher an das seinige knüpfen dürfe, als bis er in der Lage sei, der Geliebten ein freundlicheres Loos zu sichern, wie seiner armen Mutter zutheil geworden.

Während jedoch dieser entsagungsvolle Entschluß in der Seele des jungen Mannes reifte, haftete sein Auge auf einer der Lichtinseln der inneren Stadt, wo Doras Wohnung lag und bald vergegenwärtigte ihm seine angeregte Phantasie das Bild des holden blonden Kindes, wie es beim Schein der Lampe saß, vielleicht wieder in der Gesellschaft eines heimtückischen, windigen Gesellen, dem das freche Laster auf der Stirne geschrieben stand.

Diese Vorstellung war so widerlich, daß sie den Schweiß auf seine Stirne trieb.

Der Besuch jenes Mannes, die wüthenden Blicke desselben bei späteren Begegnungen, das Attentat in der Nähe des Annafelsens, die Behandlung Doras vonseiten der Mutter, und endlich seine plötzliche Versetzung, dies alles erschien ihm mit einemmale in einem Zusammenhange, welcher den windigen Gesellen in weit gefährlicherem Lichte zeigte und ihm sagte, daß sein weises Vorhaben verfrüht, daß er erst das Recht auf den Besitz des Mädchens erkämpfen müßte.

„O, o", murmelte er, den Hut mit kräftigem Ruck tief in die Stirne drückend, „so ist's gemeint, mein bester Herr? Biegen oder Brechen, nicht wahr? Nun denn, wir wollen ja sehen, wer von uns aus zäherem Holze geschnitzt ist; sehen Sie sich vor, der deutsche Bär ist nicht so geschickt im Lauern und Ueberfallen wie der polnische Lux, wenn er aber einmal anfaßt, dann hält er fest bis zum letzten Athemzuge!"

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Gegen den Tod kein Kraut gewachsen ist.

Von Oberstabsarzt I. Kl. Dr. Aug. Dyes in Hannover.

Wenn man diesem geflügelten Worte der Volksironie (welches unmöglich auf die unter allen Umständen tödtlichen oder absolut lethalen Krankheiten und Körperverletzungen, an welchen die Kunst aller Heilmethoden scheitert, gemünzt ist, vielmehr auf die Machtlosigkeit der Heilkunst im allgemeinen hinzielt) auch nicht jede Berechtigung absprechen kann, insofern die Erfolge der gebräuchlichen Heilmethoden in der That ungünstig genug sind, wie die Statistik nachweist und die trauernden Familien bestätigen, so liegt doch die Ursache dieser betrübenden Thatsache nicht allein in dem Umstande, daß die Anschauungen und Maximen der auf Autoritäten und Tradition fußenden Heilmethoden vielfach irrig und verkehrt sind (wie ich in meiner Schrift „Aerztliche Beobachtungen, Forschungen und Heilmethoden" und an anderen Orten nachgewiesen habe), sondern vielfach in der Gewohnheit vieler Laien, beim Entstehen einer Krankheit zu lange zu zögern, ehe sie ärztliche Hilfe suchen, nicht selten so lange, bis der Krankheitsverlauf schon eine bedenkliche Wendung genommen hat oder fast abgelaufen ist, wo dann keine Rettung ist. Insonderheit wird bei Erkrankung der Kinder der ärztliche Beistand häufig allzuspät in Anspruch genommen, weil die Angehörigen die Entstehung und Symptome der Krankheiten nicht kennen und unbeachtet lassen oder nicht bedenken, daß eine beginnende Krankheit meistens leicht, eine weit vorgeschrittene oft gar nicht heilbar ist, gleichwie ein beginnendes Feuer leicht, eine Feuersbrunst schwer oder gar nicht zu löschen ist.

Wenn dann in solchen vernachlässigten Fällen schließlich ein Arzt gerufen wird und dessen Rathschläge sich erfolglos erweisen, so pflegen die schuldigen Angehörigen die Schuld auf den Arzt zu schieben oder sich mit dem Sprichwort „gegen den Tod kein Kraut gewachsen ist" zu entschuldigen und zu trösten, während frühzeitige ärztliche Hilfe den schlimmen Ausgang der Krankheit vielleicht abgewandt hätte.

Digitized by Google

Wie wichtig bei allen Krankheiten die schnelle, sachgemäße, gegen die andauernde Ursache gerichtete, d. h. rationelle Hilfe ist, möchte ich an einigen Beispielen nachweisen:

1. Die Ohnmacht.

Da beim Eintritt einer Ohnmacht meistens keine Zeit vorhanden ist, einen Arzt herbeizuholen, so ist es Sache der Angehörigen, die nothwendige Hilfe selbst zu leisten. Deshalb sollten die Laien sich zeitig über Entstehung und sachgemäße Behandlung der Ohnmacht zu unterrichten suchen, damit sie vorkommendenfalls nicht rath- und thatlos dastehen oder gar in ihrer Erregung die verkehrtesten Maßregeln ergreifen. Dergleichen gemeinnützige Kenntnisse sollten schon in den Schulen gelehrt werden. Wegen Hinter-Indien und dergleichen werden aber diese wichtigen Angelegenheiten versäumt und die Folge davon ist, daß beim Eintritt einer Ohnmacht die Angehörigen angstvoll schreiend umherrennen, nach Wasser, Salmiakgeist ꝛc. suchen und rufen und häufig ganz nutzlose und widersinnige Maßnahmen ergreifen, wodurch das Uebel verschlimmert und verlängert wird.

Die Ohnmacht besteht in Kongestion des Blutes zu den Organen der Brust- und Bauchhöhle und in dem dadurch bewirkten zeitweiligen Blutmangel in den Adern des Gehirns.

Um nun dem Gehirn eine größere Menge Blut zuzuführen und um dadurch zugleich die Blutüberfüllung der Adern der Brust- und Bauchhöhle zu beseitigen, genügt es, den Ohnmächtigen ganz horizontal zu lagern und zwar ohne Erhöhung des Kopfes. Sobald das geschieht, gleichgiltig ob das Lager ein Sopha, Bett oder der Fußboden ist, so erhebt sich der Ohnmächtige sofort und sein Bewußtsein kehrt bald zurück.

Da nun alle Nichtkenner dieser Thatsache, welche den Ohnmächtigen unnöthigerweise mit Wasser begießen und ihm angebrannte Federn oder Salmiakgeist unter die Nase halten, Brust und Kopf des Leidenden geflissentlich hoch zu lagern pflegen, so verlängern sie durch ihre verkehrten Maßnahmen die Ohnmacht nicht nur, sondern sie können dadurch sogar den Uebergang der Ohnmacht in lähmenden oder tödtlichen Schlagfluß verschulden.

Neben der horizontalen Lagerung der Ohnmächtigen ist die Lockerung beengender Kleider und insonderheit die Entfernung der gesundheitswidrigen Strumpfbänder, sowie Sorge für frische Luft zweckdienlich.

Ganz verkehrt ist es, dem Ohnmächtigen belebende Getränke einflößen zu wollen, weil ein Bewußtloser nicht trinken kann.

War Mangel an Nahrung die Ursache der Ohnmacht, so reiche man nach Rückkehr des Bewußtseins ein belebendes Getränk, z. B. Kaffee, Wein, Bouillon.

Ist die Ohnmacht durch zu enge Kleider veranlaßt, so genügt die Lockerung derselben (zur Notiz für die Ball-Mütter).

Wohin die Unkunde und der übermäßige Eifer der Angehörigen eines Ohnmächtigen führen kann, möchte ich durch Erzählung eines einst in Hoya erlebten Falles den Lesern zur Warnung mittheilen: Während einer Feuersbrunst fiel die Besitzerin eines brennenden

Digitized by Google

Fabrikgebäudes in Ohnmacht, wohl deshalb, weil sechs Freundinnen die Betroffene klagend und händeringend umstanden. Nach dem Eintritt der Ohnmacht eiferten nun die hilfreichen Freundinnen in schleuniger Herbeischaffung von Wasser, Riechfläschchen, angebrannten Federn, belebenden Tropfen, Wein u. s. w. u. s. w. Als die Ohnmächtige zum Bewußtsein zurückgekehrt war, wurde sie von den sie umstehenden Freundinnen mit allerlei Erfrischungen bestürmt, während eine Konsultation ergab, daß die Verabreichung eines Brausepulvers nothwendig sei. Nun wurde ein Knabe beauftragt, für eine Mark Brausepulver von der Apotheke zu holen und bald gab man das gebrachte Pulver mit Wasser gemischt der Leidenden ein. Als sich darnach bald Uebelkeit, Erbrechen und Leibschmerzen einstellten und eine der Hilfreichen die Entdeckung gemacht hatte, daß auf der das vermeintliche Brausepulver enthaltenden Papierkapsel drei Kreuze standen, da stürzten einige der eifrigsten Damen in mein Zimmer, riefen „Gift!“ und veranlaßten mich, ihnen zu folgen.

Nachdem ich die blaue Giftkapsel zum Apotheker gesandt und um Aufklärung gebeten hatte, ließ ich der über Leibschmerzen klagenden Kranken Seifenwasser mit Milch reichen, da scheinbar eine Vergiftung vorlag und dieses Mittel das Erbrechen befördert.

Der zurückkehrende Bote brachte vom Apotheker dann die Mittheilung, in der Kapsel sei Sabadillapulver gewesen (ein gegen Ungeziefer gebräuchliches Mittel). Er ließ dabei erklären, daß ein Knabe L . . . . pulver verlangt habe. Zur Entschuldigung für den Knaben sei bemerkt, daß er von Brausepulver noch nie gehört hatte, während ihm das gebrauchte Wort geläufiger war und bei der stattfindenden allgemeinen Aufregung eine Verwechselung beider Worte leicht möglich war.

Obwohl nun ein Glas Mandelmilch mit Opium die Beschwerden der geängstigten Frau schnell beseitigte, so dürfte dieser Vorfall — eine Illustration des Sprichwortes „zu viel Eifer schadet nur“ doch eine Mahnung sein, über Entstehung, Wesen und Behandlung der plötzlich auftretenden Krankheiten auch die Laien zu unterrichten, damit sie bis zur Ankunft des Arztes sachgemäße Hilfe leisten können.

Das jetzt so häufige Vorkommen der Ohnmacht ist die Folge des allgemeinen Siechthums unserer Generation, dessen Verbreitung in den letzten Jahrzehnten dem Umstande beizumessen sein dürfte, daß man seit etwa 40 Jahren die vormals so beliebte und entschieden heilsame Blutentziehung bei den hitzigen Krankheiten und Kongestionen nicht mehr anwendet und gegen die durch solche Krankheiten entstandene Verunreinigung des Blutes giftige Arzneien verordnet (Blei, Kupfer, Höllenstein, Quecksilber, Eisen, Arsenik, Brom ꝛc.), obwohl diese schädlichen Stoffe das Blut nicht verbessern können, sondern noch im höheren Grade verunreinigen.

Die so allgemeine Verderbniß und der frühzeitige Verlust der Zähne ist insonderheit die Folge des Gebrauches der genannten giftigen Mineralien, wie auch der Anwendung des Kreosot, wie ich in meiner Schrift „Aerztliche Beobachtungen, Forschungen und Heilmethoden“ erörterte.

Die Naturvölker erfreuen sich gleich den Thieren der schönsten

Digitized by Google

Zähne bis ins hohe Alter, weil sie so glücklich sind, nicht solche Aerzte zu haben, welche die Gifte als Arzneien verordnen.

2. Der Schlagfluß und Scheintod.

Daß bei diesen Krankheitszuständen nur die schnellste Hilfe erfolgreich sein kann, liegt auf der Hand, und man muß eilen, den nächsten Arzt oder Bader herbeizurufen, damit ein Aderlaß vorgenommen werde, weil dieses Mittel allein Hilfe bringen kann, insofern beide Krankheitszustände auf Stockung des durch Ansammlung von Kohlenstoff zu dickflüssigen Blutes bestehen.

Vor Ankunft des Arztes mögen die Angehörigen die bekannten Reizmittel (Riechfläschchen, kaltes Wasser, brennendes Siegellack, Reiben des Körpers in der Richtung zum Herzen ꝛc.) in Anwendung ziehen.

Weil der Aderlaß nicht mehr in Gebrauch ist und die Aerzte keine Aderlaß-Lanzette bei sich führen, so sterben jetzt viele am Schlagfluß und der Scheintod geht in den wirklichen Tod über, während ein zeitiger Aderlaß sie hätte retten können, denn eine kleine Blutentziehung ist das wirksamste Mittel, den stockenden Kreislauf des Blutes wieder herzustellen.

Daß seit Anathematisirung der früher in übertriebener Weise angewandten Blutentziehung der Schlagfluß ungleich häufiger vorkommt, kann niemand leugnen.

Statt nun den Mißbrauch der Blutentziehung aufzuheben, wurde das mächtigste aller Heilmittel — der Aderlaß — abgeschafft, während das widersinnige Schröpfen (wodurch nur das im Haargefäßgewebe unter der Haut befindliche lymphatische Blut entleert wird) beibehalten und vielfach verordnet oder ohne Verordnung angewandt wird.

Die Ursache der jetzt so häufigen Unreinheit und Verdickung des Blutes (welcher man den irreleitenden Namen Blutarmuth gegeben hat und welche die Ursache des Schlagflusses) ist dem Umstande beizumessen, daß seit etwa 40 Jahren bei den hitzigen oder fieberhaften Krankheiten und Kongestionen die heilsame Blutentziehung durch Aderlaß (bei Kindern durch Egel) unterlassen wird. Die Blutentziehung bei diesen Krankheiten ist aber nothwendig, weil während solcher Krankheiten die Blutreinigung gestört ist und die sich ansammelnde Blutschlacke (die farblosen Blutkügelchen) das Blut zu dickflüssig macht.

Daß bei den hitzigen Krankheiten (z. B. Lungen- und Hirnentzündung, Typhus, Rheumatismus) und Kongestionen eine Verminderung der Blutmenge nothwendig und heilsam ist, das sehen wir bei vielen jugendlichen Krankheiten, bei welchen der Fiebersturm Nasenbluten bewirkt, sowie bei den Kongestionen der Erwachsenen, welche zur Entstehung der Hämorrhoidalblutungen häufig Anlaß geben. Selbst die entschiedensten Gegner der künstlichen Blutentziehung leugnen nicht, daß solche Blutungen eine heilsame Naturhilfe sind.

Wie aber nicht jedes Hochwasser und nicht jede Sturmflut die Deiche der Ströme und Meere zerbricht, so hat auch nicht jeder Fiebersturm und nicht jede Kongestion einen Aderbruch und Blutung der Nasenhöhle zur Folge. Deshalb sollten die Aerzte als beobachtende und denkende Gehilfen der Meisterin Natur bei den genannten

Digitized by Google

Krankheiten zeitig eine angemessene Blutentziehung durch Aderlaß (bei Kindern durch Egel) vornehmen, um dem Eintritt einer natürlichen Blutung vorzubeugen, weil die durch Aderzerreißung entstehenden natürlichen Blutungen auch an sehr ungünstigen Körperstellen vorkommen können.

Nur das Nasenbluten, die Menstruation und Hämorrhoiden sind günstige natürliche Blutungen. Kommt die Aderzerreißung aber im Magen, in den Lungen, in den Nieren, in der Blase oder im Gehirn vor, so haben sie schlimme Folgen, da sie durch Blutsturz und Schlagfluß den jähen Tod verursachen oder solche bleibende Schäden zurücklassen, welche das Leben verkümmern und verkürzen, wie ich in diesem Blatt (1883, Heft 2) erörterte.

Da der Schlagfluß sich selten ohne Vorboten einstellt, so sollte man nicht verabsäumen, gegen diese (Kopfschmerzen, Schwindel, Ohrensausen, Mückensehen, Herzklopfen, Asthma, Marodigkeit, Schlaflosigkeit, Frösteln, fliegende Hitze, Kälte der Hände und Füße, voller träger oder aussetzender Puls) zeitig eine Blutentziehung durch Aderlaß vorzunehmen, um dem Aufhören des Blutkreislaufes (Schlagfluß) vorzubeugen.

Mag auch die jetzt übliche Unterlassung der Blutentziehung bei den gedachten Krankheiten vorzugsweise die jetzige Häufigkeit des Schlagflusses verschulden, so wird die durch diese Unterlassungssünde verursachte Unreinheit und Dickflüssigkeit des Blutes durch die jetzt übliche Anwendung giftiger Arzneien noch erheblich verschlimmert. Blei, Kupfer, Höllenstein, Quecksilber, Arsenik, Eisen ꝛc. sind keine Heilmittel, sondern Unheilmittel. Auch die erregenden und narkotischen Mittel richten viel Unheil an, insonderheit das jetzige Universalmittel — die Salicylsäure, wodurch die Kongestion zum Kopf stets gesteigert und nicht selten Aderzerreißung im Gehirn bewirkt wird.

Möchten doch diejenigen, welche solche Mittel mit leichter Feder verordnen, dieselben selbst einmal versuchsweise einnehmen, so würden sie deren schädliche Wirkung empfinden.

Wenn die Heilwissenschaft das Nasenbluten, die Hämorrhoiden und Menstruation für heilsame Blutungen erklärt, so ist es eine Inkonsequenz, bei den genannten Krankheiten die Anwendung einer künstlichen Blutentziehung als schädliches Schwächungsmittel zu verbieten. Das entzogene kranke, unreine und dickflüssige Blut wird in einigen Tagen durch Neubildung gesunden, reinen und dünnflüssigen Blutes ersetzt. Sowie der Brunnen nicht schlechter, sondern besser wird, wenn Wasser geschöpft wird, so wird durch die künstliche Blutentziehung das Blut in gleicher Weise verbessert, wie durch eine natürliche Blutung.

Die Wichtigkeit der künstlichen Blutentziehung bei Schlagfluß und Scheintod will ich durch Erzählung eines erlebten Falles nachweisen.

In der Zeit von 1837—1839, als ich am Hannoverschen Krankenhause Holschers Assistent war, wurde ein Müllergeselle wegen Lungenentzündung aufgenommen. Da der Kranke dem Trunke ergeben sein sollte, so verbot mein verehrter Vorgesetzter schulgemäß den bei Lungenentzündung damals üblichen Aderlaß, weil bei Trinkern dadurch der Ausbruch des Deliriums veranlaßt werden könne.

Digitized by Google

Als der Krankenwärter einige Stunden später mir die Anzeige machte, dieser Kranke sei gestorben und in ein anderes Zimmer gebracht, beschloß ich, einen Wiederbelebungsversuch zu machen, weil der Tod schon am dritten Tage der Krankheit eingetreten war, also durch Lungenschlag.

Die Füße und Hände der vermeintlichen Leiche ließ ich in warmes Wasser legen und durchschnitt, weil eine Armvene nicht fühl- und sichtbar war, die Gegend, wo eine Blutader (cephalica) zu liegen pflegt. Durch zwei Krankenwärter ließ ich den Körper in der Richtung zum Herzen reiben. Da quoll nach etwa fünf Minuten theerartiges Blut aus der Schnittwunde, und als einige Minuten später das Blut im Strahl hervorsprang, da richtete sich die vermeintliche Leiche auf und sagte gähnend: „Da hew' ik mal slapen!" Einer der ungläubigen Krankenwärter erschrak bei dieser Erweckung aus dem Scheintode dermaßen, daß er niederstürzte und Krämpfe bekam.

Der Wiedererweckte aber verließ in kurzer Zeit genesen die Anstalt.

3. Der Kruphusten oder die häutige Bräune (croup).

Schon der ganz absonderliche Name „Häutige Bräune" ist ein Beweis, daß das Wesen dieser Krankheit unbekannt ist.

Wenn man dieser Krankheit den sachgemäßen Namen „Kehlkopfkatarrh" beigelegt hätte, so würde jeder rationelle Arzt dagegen dasselbe Heilverfahren einschlagen, wie bei den übrigen katarrhalischen und entzündlichen Krankheiten der Athmungsorgane.

Da aber die Heilwissenschaft, welche sich auf Autoritäten stützt und auf Tradition beruht, fort und fort die Lehre verbreitet, beim Kruphusten bilde sich an der Schleimhaut des Kehlkopfes eine zähe Haut, welche ausgestoßen werden müsse, so wendet man gegen diese ganz abnorme Krankheit auch ein ganz abnormes Heilverfahren an.

In der Natur aber giebt es keine abnormen oder ungewöhnlichen Zustände, da sie nach unwandelbaren Gesetzen regiert wird.

Bei hunderten von Krupkranken, welche ich in meiner 47jährigen Praxis behandelte (und welche durch Anwendung schweißtreibender Mittel ohne Ausnahme genasen), beobachtete ich vom dritten Tage der Krankheit an einen schleimigen Auswurf, wie man es bei allen katarrhalischen und entzündlichen Krankheiten der Athmungsorgane stets wahrnimmt.

Wenn dem entgegen viele Schriften über den Kruphusten (Home, Guersent, Albers ꝛc.) versichern, daß diese Kranken durch Husten zähe häutige Massen auswerfen und daß man bei Leichenöffnungen solche im Kehlkopf vorgefunden habe, so dürfte in diesen Fällen eine Verwechselung des Kruphustens mit der miasmatischen Bräune oder Diphtherie vorliegen, sofern diese die Schleimhaut des Kehlkopfes ergreift und brandig zerstört. Sowie die bei der Diphtherie an der Schleimhaut der Rachenhöhle sichtbaren weißen Flecke kein Neugebilde oder Exsudat sind, sondern durch das Miasmengift abgestorbene Schleimhaut, welche in Fetzen abfällt, so wird auch häufig durch diese Miasmen die Schleimhaut des Kehlkopfes zerstört, wie auch die der Nasenhöhle.

Digitized by Google

Der Kruphusten ist keine miasmatische, sondern eine katarrhalische Erkrankung der Schleimhaut des Kehlkopfes, und er muß deshalb, wie jeder andere Katarrh, mit milden schweißtreibenden Mitteln behandelt werden, wie ich in meiner Schrift „Aerztliche Beobachtungen, Forschungen und Heilmethoden" erörterte.

Die Gefährlichkeit des katarrhalischen Krups und des miasmatischen oder Diphtheritiskrups ist dem Umstande beizumessen, daß die Kehlkopfsnerven Zweige der zu den Lungen, zum Herzen und Magen gehenden Hirnnerven sind, sodaß diese die Schädigung des Kehlkopfnerven mitempfinden (Sympathie).

Obwohl nun bei Anwendung der seit 70 Jahren gebräuchlichen Albersschen Methode zahlreiche Kinder am Krup starben und sterben, so blieb dieses Heilverfahren dennoch in Geltung, weil dasselbe ein preisgekröntes ist und den Napoleonschen Preis davongetragen hat. Dieses Heilverfahren imponirte damals, weil es die ganze schwere Artillerie der Apotheke gegen die genannte Kinderkrankheit auffuhr: Blutegel, Brechmittel, abführende Queckſilberpulver (calomel) und Queckſilberſalbe, Senega und schließlich Moschus. So gelehrt die lateinisch abgefaßte Albersſche Schrift auch aussieht, so enthält sie doch nur Behauptungen, aber keine Begründung.

Möchten doch die Aerzte, welche vertrauensvoll diesem Albersschen Heilverfahren huldigen, selbst einmal nur einige Gaben dieser giftigen Preisarzneien versuchsweise einnehmen, so würden sie erkennen, daß sie mit leichter Feder nicht Heilmittel, sondern Unheilmittel verordnen.

Wer jemals an Erbrechen und Diarrhoe litt oder jemand an Katzenjammer, Seekrankheit, Ruhr, Brechruhr und Cholera leiden sah, der wird begreifen, daß zarte Kinder, zumal dann, wenn sie an Kehlkopfentzündung leiden, an dem durch die genannten Unheilmittel künstlich erzeugten Brechdurchfall der Albersschen Methode wohl sterben können, und es gehört ein Köhlerglaube dazu, diese schädlichen Stoffe für Heilmittel zu halten.

Wenn die Kranken sich die verordneten Arzneien von ihrem Arzte kredenzen ließen, wie früher die Fürsten nur kredenzten Wein tranken, so würden die Aerzte bald aufhören, giftige Stoffe als Arznei zu verordnen.

Durch diese Gifte wird einestheils der schnelle Tod vieler Krupkranken herbeigeführt, anderntheils hat die durch den Gebrauch des Kupfers und Queckſilbers verursachte Blutvergiftung bei den mit dem Leben davonkommenden Kranken ein oft jahrelanges Siechthum und insonderheit die Verderbniß der Zähne zur Folge.

Daß ich diese giftigen Arzneien nicht grundlos beschuldige, leuchtet aus der Thatsache hervor, daß ich in meiner fast 47jährigen Praxis hunderte von Krupkranken mit unschädlichen schweißtreibenden Mitteln stets erfolgreich behandelte und die Freude hatte, daß die schnell Genesenen sich auch schnell erholten.

Die widersinnige Albersſche Heilmethode gegen den Krup ist leider so eingewurzelt bei den Laien, daß ängstliche Mütter sogar Brechmittel vorräthig halten und ihren Kindern eingeben, sobald sie einmal trocken

husten. Da Vorurtheile so schwer auszurotten sind, so darf ich kaum hoffen, daß meine wohlgemeinte Warnung Gehör findet.

Man versuche es doch einmal, das am Kruphusten erkrankte Kind in eine wollene Decke einzuwickeln und ihm so lange Fliederthee einzuflößen, bis der Schweiß ausbricht, so wird man sich überzeugen, daß mit dem Ausbruch des Schweißes der bellende und trockene Ton des Hustens sofort aufhört und sich in einen katarrhalischen Husten verwandelt.

Dieser Schweiß muß aber drei Tage hindurch mäßig unterhalten werden, bei feuchtwarmer Zimmerluft, weil in den beiden folgenden Nächten der trockene Kruphusten sich sonst wieder einstellt.

Da ich dieses wirksame Heilverfahren schon vor fünfzehn Jahren in ärztlichen Schriften mittheilte, aber dem Indifferentismus begegnete, so wird kein menschenfreundlicher Berufsgenosse mir verargen, daß ich es jetzt den Laien (welche wohl Grund haben, sich vor dem Kruphusten zu fürchten) direkt zur Kenntniß bringe, damit sie erfahren, daß gegen den Kruphusten ein Kraut gewachsen ist.

4. Die miasmatische Bräune oder Diphtheritis.

So wie bei dem Kruphusten die schleunigste Anwendung des meinerseits empfohlenen Heilverfahrens nothwendig ist, wenn man gute Erfolge erzielen will, so auch bei der miasmatischen Bräune oder Diphtheritis.

Während man diese Halskrankheit in den ersten drei Tagen nach erfolgter Ansteckung durch Diphtheritismiasmen (Pilzsporen, Bacillen) schon durch einige Gaben Cognac oder Rum heilen kann, sicherer freilich durch einige kleine Theelöffel voll Chlorwasser (40 Gramm Chlorwasser mit 20 Gramm Wasser gemischt), so ist häufig kein Mittel imstande, den tödtlichen Ausgang dieser in sieben bis neun Tagen verlaufenden Krankheit abzuwenden, wenn erst am sechsten oder siebenten Tage der Krankheit ärztliche Hilfe gesucht wird, wo die Entzündung der Schleimhaut der Rachenhöhle schon den Ausgang in Brand (Gangrän, Sphacelus) genommen hat; um so weniger dann, wenn auch die Schleimhaut der Nasenhöhle und des Kehlkopfes durch die Diphtheritismiasmen brandig zerstört sein sollte.

Die brandige Zerstörung der Schleimhaut der Rachenhöhle und des Kehlkopfes ist deshalb so gefährlich, weil die Nerven beider Organe Zweige desjenigen Hirnnerven (vagus) sind, dessen Hauptzweige zum Herzen, zu den Lungen und zum Magen gehen.

Da das Diphtheritisgift häufig auch die Nasenhöhlen-Schleimhaut in einen entzündlichen Zustand versetzt, so genügt es nicht, diesen Kranken das wunderbar wirksame verdünnte Chlorwasser einzugeben (anfangs stündlich einen halben Theelöffel voll, später seltener), sondern man muß auch die Nasenhöhle täglich dreimal mittels einer kleinen Gummiballspritze ausspritzen. Dazu eignet sich das Jodkali am besten (4 Gramm in 180 Gramm destillirtem Wasser gelöst).

Wie bei den anderen miasmatischen Krankheiten, so muß auch bei Diphtherie das Krankenzimmer ununterbrochen bei Tage und bei Nacht stark gelüftet werden, und zwar im Winter bei Heizung des Zimmers durch Offenstehen eines Fensters; in der milden Jahreszeit

Digitized by Google

aber durch Erregung von Zugluft, deren Nachtheile man durch eine sogenannte spanische Wand oder durch ein vorgehängtes Laken verhütet.

Durch das Chlorwasser wird die beginnende Diphtherie im Keime erstickt oder coupirt, während es die schon vorgeschrittene Krankheit wesentlich mäßigt und gefahrloser macht, indem es den brandigen Ausgang der miasmatischen Rachenentzündung verhütet. Wird dieses mächtige Mittel erst dann in Anwendung gezogen, wenn die entzündeten Schleimhäute schon brandig geworden sind, so schützt auch das Chlorwasser nicht immer vor dem tödtlichen Ausgange, doch erzielt es ungleich bessere Erfolge, als alle anderen üblichen Arzneien, weil es die diese Krankheit erzeugenden Miasmen schnell zerstört und also die fortdauernde Krankheitsursache beseitigt.

Der jetzt übliche Kehlkopfschnitt (Laryngotomie) ist bei der Diphtherie eben so nutzlos und schädlich, wie beim Kruphusten. Die wenigen nach Anwendung dieser Operation genesenden Kranken würden auch ohne sie genesen sein und man kann von ihnen sagen, daß sie nicht durch diese Operation geheilt wurden, sondern trotz derselben am Leben blieben. Das ist keine unbegründete Behauptung, sondern sie ist durch die Thatsache erwiesen, daß ich sieben Kinder durch das Chlorwasser heilte, bei welchen der Kehlkopfschnitt als letztes Mittel bereits empfohlen, von den Eltern aber abgelehnt wurde. Wäre bei diesen Kindern die beabsichtigte Operation zur Ausführung gekommen und einige von ihnen wären danach genesen, so würde man doch dieser Operation die Genesung zugeschrieben haben, obwohl mit Unrecht, weil sie auch ohne diesen ganz unmotivirten Eingriff durch das allein sachgemäße (rationelle) Chlorwasser vom drohenden Tode gerettet wurden.

Wenn nun an der Diphtherie, gleichwie an den anderen miasmatischen Krankheiten (Scharlach, Ruhr, Typhus, Cholera, Blattern, gelbes Fieber) zahlreiche Kranke sterben, weil ganz verkehrte Mittel dagegen zur Anwendung kommen, ist dann der deprimirende Volksspruch gerechtfertigt: „Gegen den Tod kein Kraut gewachsen ist?“

Man reiche den an einer miasmatischen Krankheit Leidenden das die Miasmen tilgende oder antimiasmatische Chlorwasser und sorge für reine Luft, so werden die guten Erfolge den Beweis liefern, daß das vielgebrauchte Sprichwort unbegründet ist. Daß das gebräuchliche Heilverfahren gegen viele Krankheiten widersinnig und verkehrt ist, ist eine leidige Thatsache, wie ich in meiner Schrift „Aerztliche Beobachtungen und Heilmethoden“ nachgewiesen habe.

5. Die Nierenentzündung und Wassersucht.

Wenn es im allgemeinen für jeden denkenden Laien nützlich ist, über die Entstehung und frühzeitige Erkennung der Krankheiten möglichst unterrichtet zu sein, weil sie sonst außerstande sind, zu deren Verhütung etwas beizutragen oder dieselben im Keime zu ersticken und frühzeitig ärztliche Hilfe zu suchen, so ist das ganz besonders bei der Wassersucht der Fall, weil derselben stets Nierenentzündung vorangeht.

Ist auch die nach Scharlach so häufig vorkommende Wassersucht durch eine mäßige Blutentziehung durch Egel (am Vorderarm anzu-

Digitized by Google

legen) und den dadurch bewirkten Schweiß, welcher durch geeignete Mittel befördert werden muß, meistens schnell zu heilen, so trotzt die in mehr vorgerücktem Lebensalter bei den sogenannten Blutarmen häufig vorkommende Wassersucht meistens allen Mitteln, während die vorangegangene sogenannte Blutarmuth und dadurch verursachte Nierenentzündung durch Aderlaß und schweißtreibende Mittel meistens schnell zu heben ist und durch dieses Heilverfahren der Ausgang in Wassersucht verhütet werden kann.

Wenn man nun gerade bei Wassersucht so häufig über die Machtlosigkeit der Heilwissenschaft klagen hört und das Sprichwort „gegen den Tod kein Kraut gewachsen ist“ dabei häufig angewandt wird, so ist dieser Vorwurf gegen die Heilwissenschaft nicht unberechtigt.

Kann man die Wassersucht aber auch meistens nicht heilen, so könnte man sie doch mit seltener Ausnahme verhüten, wenn man gegen die ihr vorangehende sogenannte Blutarmuth und Nierenentzündung kleine Aderlässe anwendet.

Gewachsen sind viele heilsame Kräuter, sie werden aber leider nicht immer zur rechten Zeit angewandt.

Digitized by Google

Warum?

Wollüstig flutet die Sommernacht,
Süßschmeichelnde Winde kosen;
Wer in schwüler Mühe sein Werk vollbracht,
Lustwandelt im Dufte der Rosen.
Doch der da gereckt sich in träger Rast,
Der reiche, der schlemmende Wicht,
Im Glanzpalast er die Nacht verpraßt
Und frohlockt frechmüthig und spricht:

„Ihr Geigen, rast, verströme, Wein,
Aufleuchtet, hellblendende Flammen,
Ihr Tänzer wohlauf! zu den üppigsten Reih'n
Schaart euch zusammen, zusammen!
Wir wollen ja jubeln, wir wollen uns freu'n
Und opfern der Göttin der Lust,
Wir brauchen nicht Himmel noch Hölle zu scheu'n
An der Weiber weißwogender Brust!

Die die Väter erkargt und zusammengescharrt
In der Arbeit erbärmlicher Frohne,
Bin nicht in die rostigen Thaler vernarrt,
Und verschleud're sie ihnen zum Hohne.
Wie lustig sie fliegen aus spinnigem Spind
Und spenden zum Danke Genuß!
So wiege und schmiege dich, reizendes Kind,
Und neige dich feurigem Kuß!

Denn das Leben verweht in ein Häuflein Staub
Und den Leib überschüttet die Scholle,
Der Mann nur erraffte ersprießlichen Raub,
Der gespielt die lustigste Rolle.
Der das Leben verzecht und verbuhlt und verschwärmt,
Ist der einzige Weise im Land,
Der das Leben vermüht und vergrollt und verhärmt,
Sei als Ketzer, als Ketzer verbrannt!

Wenn die gleiche Glut durch die Fibern frißt,
Der die muthige Loosung verkünde:
Was immer das Ende der Dinge ist,
Es lebe, es lebe die Sünde!
Und thronst du im Himmel, ein mächtiger Gott,
Auf der Wolken erhabenem Sitz,
So schleud're, zu sühnen den gellenden Spott,
Ja schleud're den rächenden Blitz!"

Digitized by Google

Und der Donner rollt und der Palast kracht
Und sie staunen und spotten und zittern,
Und taghell leuchtet die schwarze Nacht,
Und die Angeln, die Gläser zersplittern.
„Was Donner und Blitz? Laßt brausen die Luft!“
Und sie toben, die Sünde zu jagen. —
An der Schwelle liegt mit dem Kind an der Brust
Das ärmste Weib erschlagen.

Karl Henckell.

Geständniß.

Ich liebe Dich, wie man das Leben liebt,
Wenn uns die Jugend und die Liebe schäumt;
Ich liebe Dich, wie Traum nur Liebe giebt,
Wenn man von unerreichtem Glücke träumt.

Ich liebe Dich, wie Lenz- und Rosenpracht,
Wie heiße Weine, Kunst und Lerchensang;
Ich liebe Dich, wie jene stille Nacht,
In der zuerst mir Dein: „Dich lieb' ich!“ klang.

Ich liebe Dich, wie's nicht zu sagen ist
Mit Worten, und wie's ausdrückt kein Vergleich;
Wie's nicht zu jubeln, nicht zu klagen ist,
Und in der Liebe bin ich stolz und reich!

Ich liebe Dich als meine Braut, mein Weib,
Als Mutter meines Kind's und als mein Kind,
Und bete, daß ein Glück erhalten bleib',
In dem wir nun unsäglich glücklich sind!

Alfred Friedmann.

Digitized by Google

Ein Spaziergang durch Metz.

Von Arthur Mennell.

I.

Die Beschäftigung mit Elsaß-Lothringen gehört so zu sagen zu dem täglichen Brode der französischen Presse Einige Blätter haben einen besonderen Redakteur, der dem Publikum alles das, was die deutsche Verwaltung herabsetzen und den französischen Patriotismus der Reichslande in leuchtender Glorie zeigen könnte, aufspioniren und mundgerecht serviren muß.

Auch Reisebeschreibungen werden sehr gern, und zwar bald in Zeitungen, bald auch in großen Monatsschriften — so z. B. in der noch immer maßgebenden „Revue des deux mondes“ — veröffentlicht, in denen höchst selten auch nur der Schein einer objektiven Darstellung, niemals aber diese selbst zu finden ist. Umsomehr aber jammern diese Reiseschriftsteller über das grausame Loos der vielgeliebten beiden Provinzen, sie auf den Tag des Ruhmes zu vertröstend, der das unterjochte Recht endlich wieder über die brutale Gewalt triumphiren lassen werde.

Abgesehen von einem mehr oder weniger versumpften internationalen Abenteurerthum, das sich in dem leichtgläubigen Paris Stellung und Ansehen, die ihm anderwärts versagt sind, machen will und thatsächlich auch macht, indem es über Elsaß-Lothringen pathetischer heulmeiert, über Deutschland frecher schimpft und schmiert als irgend ein Franzose, bedingen es politische und journalistische Zustände der französischen Hauptstadt, daß das Klagen über die Erdrosselung der armen Elsaß-Lothringer fortbesteht und aller Voraussicht nach noch lange Zeit fortbestehen wird. Die Verhältnisse liegen so, daß jede Partei die beständige Versicherung eines besonderen Patriotismus nöthig zu haben glaubt. Die Folge davon ist, daß die eine die andere zu überschreien sucht. Willkommenstes Objekt ist selbstverständlich das Reichsland.

Bei solcher Lage der Dinge ist es dem politischen Spekulanten ein Leichtes, sich als kundiger Thebaner zu erweisen. Ach, und an diesem jämmerlichsten Produkte des heutigen Parteilebens ist in Paris der Ueberfluß nur allzu groß, in Paris, wo alles in allem die Politik nichts weiter ist als ein Geschäft.

Digitized by Google

Der Sonntagsjäger.

Nach dem Originalgemälde von Karl Naumann.

Kommt noch hinzu, daß das elsässische sowohl wie auch das lothringische Element, und zwar jetzt bei weitem mehr als vor dem Kriege in Paris eine mächtige Stellung einnimmt, daß dasselbe bei fortdauernder Spannung mit Deutschland thatsächlich immer stärker wird, daß unter demselben manch racheglühender Chauvinist zu finden, daß endlich dasselbe in der Presse schon wegen seiner Kenntniß der deutschen Sprache auf einen besonders günstigen Platz gestellt ist, so sieht sich ein, daß von einer baldigen und dauernden Aenderung der Dinge, trotz der jetzigen günstig scheinenden Aussichten gar nicht die Rede sein kann.

Für mich war die Versuchung nicht klein, gelegentlich einer Reise nach Deutschland mir wenigstens einen Theil des Reichslandes anzusehen. Mein Ziel war zunächst Metz, die alte Hauptstadt Lothringens, in der, französischen Urtheilen zufolge, das frühere charakteristische Leben erstorben und an dessen Stelle der brutale Lärm preußischer Soldateska getreten sein soll. Die Fahrt war in vieler Hinsicht reizvoll und lehrreich. Wir Deutschen sind gewöhnt, selbst mit der lächerlichsten Kleinigkeit, die dem Pariser Pflaster entwächst, bekannt gemacht zu werden. Von der französischen Provinz hingegen und ihren eigenthümlichen Lebensäußerungen erfahren wir so viel wie gar nichts. Wir wissen allenfalls, daß Paris, politisch gesprochen, Frankreich bedeutet und infolge des seit langen Jahren angewandten Centralisationssystems auch in wirthschaftlichen Dingen maßgebend und bestimmend geworden ist für das ganze große Land. Das aber ist auch alles; wir haben dagegen keine Ahnung davon, wie bevorzugt der deutsche Provinziale gegenüber dem französischen erscheint, wie seine Daseinsbedingungen ungleich günstigere sind als die des andern. Die Provinzialstadt lebt bei uns ihr eigenes individuelles Dasein, in Frankreich nicht. Ein reicher Kranz sich herrlich entwickelter Städte windet sich um Berlin; um Paris kreist mehr, kreist das ganze Land, aber nicht selbstständig und frei, sondern in erschlaffendem Zwang. Die französische Provinz schmückt Paris, die deutsche schmückt sich selbst. Das ist der Hauptunterschied zwischen beiden und es leuchtet ein, welche Fülle von Verschiedenheiten er bedingen muß in rein geistiger, wirthschaftlicher, ja selbst moralischer Hinsicht. In der französischen Provinz lebt man einzig um zu erwerben, in der deutschen nicht bloß um zu erwerben, sondern auch um zu leben, um zu wachsen an Gütern des Geistes und der Schönheit. Daher hat wohl jene den Vortheil, daß sie in der Hand jedes einzelnen größeren materiellen Besitz sich ansammeln läßt, während in der unsern der Umsatz des Erworbenen im Genuß ein ungleich größerer, vielleicht zu großer ist. Aber dafür entbehrt jene allen und jeden Komfort und giebt ihn diese desto verschwenderischer. Ohne Scherz: der deutsche Provinziale lebt im Verhältniß zu dem französischen wie der liebe Gott in Frankreich. Daher kommt es denn aber auch, daß bei uns daheim sich jetzt ein gleichmäßiges Wachsen des Geschmackes, der Freude am Schönen und am schönen Schein bemerkbar macht, während die französische Provinz ein düsteres, meist schmutziges, altväterisches Aussehen zeigt. Ich erwähne absichtlich den Geschmack als ein Charakteristikum, weil die Vorstellung von dem Geschmack der Franzosen zu jenen gehört, die uns Deutschen unausrottbar sind. Der französische Provinziale ist aber in Wirklich-

Digitized by Google

keit bei weitem weniger Aesthetiker als der Deutsche, er verzichtet von vornherein auf die schöne Form und hält sich in allem und jedem nur an den Klang der — Münze.

Selbst in Paris, das nicht zum wenigsten durch seinen, nun schon seit zwei Jahrhunderten währenden Zufluß von Genußmenschen aller Länder den Kultus der Form so reich entwickeln konnte, findet man diesen Verzicht auf sie in überraschend großer Ausdehnung und da, wo sich das Verlangen nach ihr dennoch geltend macht, nicht selten in eben solchen grotesken Aeußerungen wie bei der deutschen „Landpomeranze."

Zu ähnlichen Bemerkungen muß jeder gelangen, der sich die Verhältnisse der französischen Provinz nur einigermaßen genau betrachtet. Selbst dem Reisenden, der eilig seinem Hauptziele entgegenfährt, der es für eitle Liebesmüh hält, auf etlichen Bahnstationen in Frankreich einen längeren Aufenthalt zu machen, wird die flüchtigste Betrachtung von seinem Eisenbahnwagen aus gar manche Unterschiede mit dem Heimischen wahrnehmen lassen, die nur zu Gunsten des letzteren sprechen. Man sehe sich nur die französischen Bahnhöfe an, deren Restaurationszimmer in der primitivsten Weise eingerichtet sind, von Schmutz und schlechter Luft starren und an Speisen und Getränken Unglaubliches zu hohen Preisen liefern. Das Aeußere dieser Bahnhöfe läßt sich mit dem der deutschen in keiner Weise vergleichen. Machen diese dem Auge meist einen angenehmen Eindruck, so sehen jene aus, als ob sie in aller Eile hingeklext wären, nur eben weil man ihrer unbedingt nöthig hatte. Wie Tag und Nacht verhalten sich die neueren Bahnhöfe in Lothringen zu den ebenfalls neueren auf der Linie Châlons-Verdun. Ich hätte nicht nöthig gehabt, in Amanweiler, dem deutschen Grenzorte, zehn, zwölf Bahn- und Steuerbeamte stramm auf- und niedergehen zu sehen: der Anblick des Bahnhofes hätte genügt für den Nachweis, daß hier ein anderes, kräftigeres Regiment begann. Hübsche Anlagen, wie sie so viele unsere Bahnhöfe umgeben, sucht man in Frankreich vergeblich. Ueberall begegnet man dem Verzicht auf die Form und auf Komfort. Es ist nicht zu glauben, wie sehr der Franzose gewöhnt ist, auf Behaglichkeiten, ohne die wir kaum noch auskommen würden, zu verzichten. Wie oft habe ich es in Paris, wenn ich mich über Mangel an Bequemlichkeit und dergleichen beklagte, erlebt, daß mir die Antwort wurde: Que voulez-vous! C'est comme ça! . . . Wie viel sich bescheidende Entsagung liegt in dieser Antwort.

Eine französische Spezialität sind die Bahnwärterinnen. Die Französin nimmt ja im geschäftlichen und amtlichen Leben überhaupt einen ungleich größern Platz ein als die Deutsche; so hat man sie auch zum Bahnwärterdienste zugelassen, welcher der versorgungsbedürftigen Wittwe jedenfalls einen sichern Lebensunterhalt bietet. Freilich, schön sind diese Wittwen nicht, dafür aber desto unreinlicher. Sei es Morgen, sei es Abend, so treten sie in einem Aufzuge vor ihr Häuschen heraus, um dem vorübereilenden Zuge die Honneurs zu machen, daß man ihren dauernden Wittwenstand nur zu gut begreift.

Wie die französische Provinzialstadt von der deutschen sich wesentlich verschieden zeigt, so weisen auch die Dörfer beider Länder gar bedeutsame Unterschiede auf. Von der Heiterkeit, von der idyllischen

Digitized by Google

Poesie des Dorfes weiß man in den Provinzen, die man von Paris bis zur Ostgrenze durchfährt, gar wenig. Um zu erfahren, wie grunddeutsch das Elsaß bis zum heutigen Tage trotz seiner französischen Liebhabereien blieb, braucht man bloß seine Städte, seine Dörfer zumal mit den französischen und den lothringischen zu vergleichen. Diese verrathen fast durchweg den romanischen Charakter im Bau der Häuser, in ihrer ganzen Gestaltung. Die Häuser sind eng aneinander, man möchte sagen ineinander gebaut, Sand- oder Backstein sehr oft nicht einmal als Unterbau verwendet; von weitem sieht das Ganze aus, wie eine schwarze, lehmige Masse. In der Regel genügt eine einzige breite Straße, zu der hinaus übrigens auch die Düngerhaufen führen und die in Wirklichkeit auch zu den einzelnen Häusern den Hof bildet. Keine freundliche Farbe, kein hübsches Gärtchen, die das Auge des Beschauers fesselten. Wie anders in Deutschland, im Elsaß! Die Idylle von Sesenheim wäre in dem französischen Lothringen unmöglich gewesen. Das französische Dorf weiß nichts von Poesie. Interessant ist es, je näher man Metz kommt, inmitten der romanischen Gestaltung dieser Dörfer deutsch-lothringisches, also germanisches Leben sich entfalten zu sehen. So zeigt Moulins, ein Dorf mit diesem echt französischen Namen, ganz überraschend deutlich ein romanisches und ein germanisches Element. Das letztere wirkt unendlich vortheilhafter. Der romanische Lothringer ist überhaupt im Gegensatz zum Deutsch-Lothringer und zumal zu dem Elsässer ein lässiger Ackerbauer. Sein ganzes Temperament athmet Ruhe und Bedürfnißlosigkeit. Dabei aber ist er von einer Höflichkeit, die man auch nicht annähernd in Paris findet. Daher mag es denn auch kommen, daß trotz der Feindseligkeit des Lothringers gegen deutsche Eingewanderte und gegen deutsche Verwaltung, brutale Exzesse fast niemals stattfinden konnten. In den um Metz herumliegenden Dörfern, die schon äußerlich romanischen Habitus tragen, findet man denn auch französische Sprache nicht bloß vorherrschend, sondern nur sie allein. Ungleich dem Elsaß, wo jedermann deutsch versteht und wo man die allemanische Mundart bei weitem fertiger handhabt als das Französische, spricht der Lothringer in der Regel dieses allein oder aber deutsch allein. Man hat in Lothringen Gegenden, wo in einer Entfernung von wenigen Kilometern beide Sprachgebiete schroff gegenüberstehen. Das lothringische Französisch ist übrigens ungleich dem elsässischen völlig rein. Daß es so bald verschwinden könnte, darf schon deshalb bezweifelt werden, weil die deutsche Einwanderung sich wohl in die Städte und namentlich nach Metz, nicht aber auf das flache Land ausgedehnt hat. Kenner der ländlichen Verhältnisse Lothringens wünschten wohl eine Ansiedelung des deutschen Elementes in den rein französischen Distrikten und zwar schon aus dem Grunde, weil eine deutsche Bewirthschaftung dem reichen Boden ganz anderen Gewinn entziehen würde, als es seither geschieht, aber derselben steht nicht zum mindesten die ganze Art und Weise der seitherigen landwirthschaftlichen Verhältnisse in Lothringen gegenüber.

Wenden wir uns nunmehr zu Metz, dem eigentlichen Ziele unserer Fahrt. Die Metz umgebende Landschaft macht einen großartigen Eindruck. Zu seiner Rechten und Linken sieht der Ankömmling ein

Digitized by Google

weites von der Mosel durchzogenes Thal sich strecken, das fast allseitig von hoch emporlaufenden Höhen umschirmt wird. Man braucht kein Festungskünstler zu sein, zu ahnen, wie verschwenderisch hier die Natur die Gelegenheit zu starrenden Bollwerken gab. Und was die Natur so reich vorbereitete, daß Metz bis 1870 allen Stürmen trotzen konnte; die Befestigungskunst hat unter deutscher Herrschaft noch so mächtige Hindernisse geschaffen, daß aller Voraussicht nach selbst die stärkste und größte Armee vergeblich versuchen wird, die Deutschen aus dieser Festung zu vertreiben.

Die Stadt selbst liegt zur Rechten der Mosel. Von weitem gesehen, liegt sie in düsterer Schwermuth da, die durch den feierlich emporragenden gothischen Dom nur noch gesteigert wird. Daß ich es gleich hier sage: die leichtfertigen französischen Reiseschriftsteller haben allerdings recht, wenn sie Metz nicht heiter, nicht frisch emporblühend fanden. Aber sie irren, wenn sie diese Thatsache aus dem Besitzwechsel der Stadt folgern; denn abgesehen davon, daß mir von einer durchaus vertrauenswerthen, in Metz von Jugend auf ansässigen Persönlichkeit versichert wurde, die Stadt habe niemals vor 1870 äußerlich wesentlich anderes Aussehen gezeigt als jetzt, so läßt sich aus dem Umstande, daß sein ganzer Charakter dem der französischen Provinzialstadt entspricht, die Erklärung für sein verhältnißmäßig geringes Wachsthum, für seinen ganzen äußeren Habitus finden. Metz ist die alte Cité Lothringens und als solche hat sie niemals jene frischen, lebenslustigen Allüren haben können, wie beispielsweise Straßburg. Man fühlt auf Schritt und Tritt, daß Metz als Hauptstadt des im ganzen armen, jedenfalls aber bedürfnißlosen Lothringens ganz naturnothwendig den Charakter des Landes wiederspiegelt. Vor 1870 gab es allerdings in Metz ein reiches gesellschaftliches Leben, das nach dem Wegzuge vieler reicher Familien erloschen ist. Aber wie reich es auch gewesen sei: das weiß jedermann, daß exklusive Gesellschaftskreise so gut wie keinen Einfluß haben auf das Gesammtleben einer Stadt. Dieses selbst war vor 1870 aber naturgemäß schon nicht bloß nicht lebhafter, sondern stiller als heute, weil seitdem Metz zum Knotenpunkte einer ganzen Anzahl neuer Bahnlinien geworden ist. Es ist kein Kunststück Metz — abgesehen von seinem militärischen Leben — still, ja todt zu finden, wenn man am Abend vorher noch auf dem Boulevard Montmartre spazieren gegangen ist.

Aber betrachtet, wie es betrachtet werden muß, unter Berücksichtigung seiner ganzen Daseinsbedingungen, stellt sich seine Physiognomie durchaus nicht als eine durch den Krieg, durch die Losreißung von Frankreich bedingte dar. Daß die französisch sprechende Bevölkerung von Metz — sie bildet noch immer über die Hälfte aller Einwohner — eine ablehnende Haltung einnimmt, das ist ja erklärlich genug. Schon ihre Sprache hindert diese Leute an einer Gesinnungsänderung. Es läßt sich nicht leugnen, daß die neuerliche Bestimmung über die deutsche Sprache Lothringen schwer trifft, andererseits sieht sich ein, daß der Germanisirungsprozeß endlich beginnen mußte. Das Vae victis gilt noch heute, gilt auch für die Lothringer, die sich vielleicht erinnern, daß die Franzosen nach 1807 in den von ihnen eroberten Gebietstheilen ihre Sprache in unendlich brutalerer Weise einführten,

als es heute seitens der Deutschen mit der ihrigen geschieht. Uebrigens ist zu bemerken, daß eine thatsächliche Auflehnung gegen Erlernung der deutschen Sprache nirgends stattfindet. Die Lothringer sind in diesem Falle unendlich nachgiebiger als die Polen. Das die Germanisirung thatsächlich große Fortschritte macht, die nicht zum wenigsten durch ausgediente lothringische Soldaten gefördert wird — jetzt hat sich sogar in Louvigny, dicht an der französischen Grenze ein Kriegerverein gebildet, der aus fünfunddreißig, sich aus vier, fünf Grenzdörfern rekrutirenden Mitgliedern besteht und dessen Statuten in deutscher wie französischer Sprache abgefaßt wurden — erhellt deutlich genug aus der Haltung der Protestpartei.

Seither hatte dieselbe jede Betheiligung am Landesausschusse abgelehnt und dafür das Lob der Pariser Chauvinisten sich verdient. Jetzt aber stellt sie in ihren Pariser Organen die Nothwendigkeit einer Betheiligung an diesen Arbeiten dar. Und aus der ganzen Begründung dieser Nothwendigkeit geht deutlich genug hervor, daß die Partei den Boden unter den Füßen zu verlieren glaubt, ja, an Boden verloren hat. Daß übrigens das deutsche Element in Metz bereits bei den letzten Gemeindewahlen ein gutes Drittel der Gemeinderäthe hätte wählen können, wenn es nur einig gewesen wäre, sei nebenbei bemerkt.

Der düstere Charakter der Stadt verliert sich auch bei näherer Betrachtung nur wenig und neben den bereits gegebenen Ursachen ist auch der, die Häuser schwärzende Kohlenruß als solche anzugeben. Der erste Eindruck, nachdem man den neuen Bahnhof verlassen hat, ist allerdings nicht unfreundlich. Selbst die inneren Befestigungswerke, die sofort in das Auge fallen, machen in ihrer steinernen Herrlichkeit ein freundliches Gesicht. Damit man auch gleich wieder an Frankreich, das man doch eben erst verließ, erinnert werde, sieht man, noch ehe man das, eine französische Inschrift zu Ehren eines Metzer Bäckers, der seiner Zeit die Stadt vor dem Feinde rettete, tragende Bahnhofsthor passirte, einen französischen Cigarrenladen. Hat man das Thor hinter sich, so dehnt sich gleich zur Linken eine lange, hochgebaute Kaserne, an deren Ende sich der Königsplatz anschließt und zwar in einer Ausdehnung, wie man sie ähnlich bei keinem der Pariser Plätze, man müßte denn die Place de la Concorde ausnehmen, wiederfindet. Er dient als Exerzierplatz, bietet jeden Morgen das bewegteste Bild militärischen Lebens. „Ach—tong! Ge—wehr auf d'Tscholter!" waren die ersten heimatlichen Töne, die ich in Metz hörte. Einige Metzer hielten Maulaffen feil und amüsirten sich nicht wenig über die eifrige Drillerei. Dann ging ich — einigen Herren folgend, die ich sehr bald mit gutem Grund für einheimische Advokaten halten durfte, ein Stand, der in Lothringen übrigens stets eine besonders hervorragende, auch materiell bevorzugte Rolle spielte und zwar umsomehr, als der Advokat durchweg auch die Ersparnisse seiner Klienten nach Gutdünken verwaltet — quer über den Platz durch die exerzierenden Soldaten hindurch, um vor dem Denkmal des Marschall Ney halt zu machen. Wie dieser tapfere General, so hat auch der General Fabert, ein geborener Metzer, sein Standbild in der altehrwürdigen Stadt gefunden. Das letztere trägt einen Ausspruch seines Helden in französischer Sprache, wonach nur derjenige Patriotismus wirklich echt sei, der nicht bloß sich selbst,

sondern alles, Freunde und Familie dem Vaterlande zu opfern wisse. An französischen Inschriften ist überhaupt kein Mangel, selbst die von den Franzosen erbauten Kasernen weisen noch den kaiserlichen Adler auf, die Straßennamen sind dieselben geblieben, haben sich aber die Hinzufügung deutscher Bezeichnungen gefallen lassen müssen. Alles in allem merkt man auch rein gar nichts von einer brutalen Zerstörungswuth alles Französischen, wohl aber eine weitgehende Schonung desselben. Am Königsplatz beginnt denn auch gleich die Esplanade, die sich im Halbkreis bis zum Quai Skt. Ludwigsstaden bis hinunter zu der nach dem hübsch gelegenen Fort Mosel führenden Brücke zieht. Sie bildet einen prächtigen Rahmen zu dem düstern Gemälde und gewährt einen lohnenden Ausblick hinüber nach den thronenden Höhen. In der Mittagsstunde ist sie das Ziel einheimischer Spaziergänger, die es indessen auch des Nachmittags, wenn die Militärmusik den Herren Offizieren nebst Gemalinnen aufspielt, nicht verschmähen, vorbeizugehen. Wendet man sich über den Königsplatz zurück, so gelangt man von hier aus, durch die Rue Serpenoise beginnend, durch das lebhafteste Viertel der Stadt nach dem Dom, über dessen Bauart ich hier wohl nicht erst zu berichten nöthig habe. Es fand gerade Hochamt in demselben bei meinem Eintritt statt, das der Erzbischof von Metz selbst celebrirte. Die Kirchgänger gehörten an diesem Tage meist der ärmeren Klasse an und sah ich manche deutsche Gebetbücher. Hier ist zu erwähnen, daß es nur der Geistlichkeit zu danken ist, wenn man selbst in Lothringen noch ausgedehntes deutsches Sprachgebiet findet; denn sie war es, die sich dem unter Napoleon III. besonders eifrig betriebenen Entgermanisirungsprozesse des Reichslandes widersetzte. Durch den Kulturkampf wurde sie natürlich Frankreich desto näher gebracht, während seit einiger Zeit der Statthalter von Manteuffel sie in einer Weise wieder zu gewinnen bemüht ist und bereits erfolgreich bemüht war, die von der französischen republikanischen Presse mit Argwohn und Neid wahrgenommen wird. Metz ist übrigens durch und durch klerikal und in politischen Dingen von jeher legitimistisch und jetzt orleanistisch. Das Bild des Grafen von Paris sieht man in französischen Läden ebenso oft, wie das des Papstes, während das unseres Kaisers und der deutschen Fürsten in den deutschen Läden ausgestellt ist. So sah ich in einem Buchladen auch eine Unzahl kleiner Büchelchen, die als Titelbild den Kaiser inmitten seiner Getreuen zeigten. „Sieh nur", meinte ein echter Metzer Junge, zu einem der mit ihm an dem Laden stehenden Kleinen, „das alles nur für 25 Pfennige!" Für die Zähigkeit des Patriotismus dieser Bevölkerung spricht die Thatsache nicht wenig, daß man sich bei derartigen politischen und religiösen Ansichten trotzdem der Republik gegenüber freundlich verhält. „Wir sind in erster Linie Franzosen und wieder Franzosen. Haben wir erst wieder den Anschluß an das Mutterland gefunden, dann wird sich über unsere politische Parteistellung reden lassen", argumentirt Monsieur Antoine, der vielgenannte Metzer Thierarzt, der auf dem Ludwigsplatze in einem stattlichen Hause wohnt. Er hat da ganz in seiner Nähe eine den Bayern gehörende Kaserne, die so brutal und so siegesgewiß einherschreitet, daß ich den Lärm ihres Schrittes just vor dem Hause des Herrn Antoine hörte. Der Ludwigsplatz ist übrigens

durch seine Arkaden sehenswerth. Wer diese erbaute, hat gewiß niemals den Anblick des Schönen erlebt; denn eine häßlichere Bauart wie diese auf einer Anzahl Rundbögen, hinter denen allerhand Trödelläden sich eingenistet haben, erbauten kahlen Häuser aufweisen, sucht man in aller Welt vergebens. Von hier aus gelangt man übrigens schnell empor in ein Gemisch enger Gassen und Gäßchen, denen es im Winterschlafe ihres Schmutzes ungemein wohl zu sein scheint. Ueberhaupt sieht man viel Dürftiges und Aermliches in Metz, ganz wie im übrigen Lothringen. Aber selbst die ärmeren Leute sind höflich und geben bereitwillig Auskunft. Mir passirte es, daß einer, den ich deutsch fragte, einige deutsche Brocken stammelte, und, roth vor Verlegenheit, mir auseinanderzusetzen versuchte, er verstehe nicht Deutsch. Andererseits findet man aber unter der ärmeren, einheimischen Bevölkerung auch oft die deutsche Sprache. Dagegen tragen die Hotels noch sämmtlich französische Bezeichnungen, wie man denn auch mehr französische als deutsche Firmenschilder sieht und auch durch das in größeren Häusern übliche Conciergewesen an Frankreich erinnert wird.

Ein eigenthümliches Leben bringt natürlich das Militär in die Stadt. Man kann auf fünf Einwohner zwei Soldaten rechnen und sich hiernach ein Bild des militärischen Treibens machen. Alle möglichen Uniformen sieht man hier. Preußen, Bayern, Braunschweiger, Sachsen — kurz Soldaten aller deutschen Gebietstheile. Ich hatte am frühen Morgen kaum meinen Spaziergang durch die Stadt begonnen, als ich auch schon einen strammen Musketier mit seiner Dulcinea an der Straßenecke stehen sah. Das erste deutsche Liebespaar, das ich da nach langer Zeit wieder sah. Und es war nicht einmal glücklich; denn sie machte ihm offenbar Vorwürfe, da er meinte: „Mach' aber doch keinen Unsinn!" Sie aber machte doch welchen und lief entrüstet von dannen. Die Soldaten, die man hier sieht, macheni m übrigen in jeder Bewegung einen unendlich militärischeren Eindruck als die Rothhosen jenseits der Grenze. Ich will deren Tugenden nicht herabsetzen, aber im Verhältniß zum deutschen Soldaten sind sie wahrhaftige Waschlappen. Ich speiste übrigens mit einer ganzen Zahl Einjähriger zusammen, die Ostern erst in das bunte Tuch gesteckt waren. Darunter befand sich auch ein Lothringer, ein allerliebstes, schmächtiges Kerlchen, der das Deutsche nicht allzugeläufig sprach und sich nicht wenig über die grotesken Uebungen amüsirte, die solch ein Rekrut alle mitzumachen hat. Wo viel Militär ist, blüht auch das Kneipenleben. Metz hat alles andere eher als Mangel daran. Deutsche Gasthausnamen findet man in Hülle und Fülle. Selbst ein Tingel-Tangel mit französischen und deutschen Grazien ist vorhanden und stark besucht, auch von Einheimischen. Die letzteren haben wenigstens mit etwas Frieden gemacht: mit dem deutschen Biere. Andererseits verkehren unsere Offiziere zahlreich in den französischen Cafés. Da die letzteren und auch die deutschen Beamten ihre Einkäufe vielfach in französischen Läden machen, weil unter den eingewanderten Deutschen die Firma Schund und Compagnie leider eine sehr große Rolle spielt, so wird schon dadurch das Verhältniß beider Elemente ein besseres, denn das ist eine Thatsache, daß dem Franzosen sein Geschäft noch über seinen Patriotismus geht.

Als Hauptzerstreuungsmittel sollen die Theater dienen; das französische macht aber womöglich noch schlechtere Geschäfte als das deutsche, das aber vor kurzem doch wieder einen kleinen Krach erleben mußte. Dagegen haben die Meininger hier so großen Zulauf gehabt, daß sie nächstens wiederkommen wollen. Der Wassersport gedeiht auch. Bei einer kürzlich hier stattgefundenen Regatta hatten sich auch die einheimischen Gesellschaften betheiligt, um mit den eingewanderten um die von dem Statthalter gestifteten Preise zu starten.

Von neuen Bauten sieht man soviel wie nichts; aber das kommt natürlich daher, weil immer alte Häuser verkäuflich sind. Die Einheimischen denken nicht daran, zu bauen und die Eingewanderten haben es nicht nöthig. Trotzdem braucht man um die Zukunft von Metz nicht bange zu sein. Es zieht aus der kolossalen militärischen Besatzung fortwährenden materiellen Nutzen, der jedenfalls hinreicht, um den durch die Verlegung einer ganzen Zahl von Fabriken entstandenen Ausfall zu decken. In jedem Falle ist die Stadt weit davon entfernt, eine dem Tode geweihte oder ihm gar schon verfallene zu heißen. Die neuen Bahnlinien müssen ihren Verkehr nothwendig beständig haben. Zur Zeit der Messen sieht sie übrigens auch jetzt ein ungemein reich bewegtes Leben innerhalb ihrer Mauern. Zu dieser Zeit sollten nur einmal etliche der französischen Reiseschriftsteller nach Metz kommen. Freilich, auch dann würden sie schreiben, wie sie immer geschrieben. Aber sei es darum; wir Deutsche müssen ein für allemal darauf verzichten, bei den Franzosen Gerechtigkeit zu finden. Und trösten wir uns damit, daß von uns noch heute das Wort gilt, das ihnen Börne in seiner „Balance“ zurief, das Wort nämlich, daß „die Deutschen eine edle Gerechtigkeit üben gegen alles was groß und schön ist, in jeder Gattung, in jedem Lande und zu jeder Zeit.“

igitized by Google

Wahres Gold!

Erzählung aus dem Zeitalter Ludwigs XIV.

Von Hans von Spielberg.

Lieber Luigi, ich mache mir keine Illusionen: Ich bin ruinirt, vollkommen ruinirt. Rechne ich alles zusammen, was mir nach dem Verkauf meines Hotels, meiner Pferde, meiner Brillanten noch übrig bleibt, so ist's eine jährliche Rente von 2000 Livres — nicht genug zum Leben, kaum genug zum Sterben, wie Du mir zugeben wirst. Entweder ich jage mir eine Kugel durch den Kopf, wozu ich die größte Neigung habe, oder ich ziehe mich nach der Einsamkeit irgend eines kleinen Landstädtchens zurück und vertrauere den Rest meiner Tage als ehrsamer Spießbürger."

„Nimm's mir nicht übel, eins ist so dumm wie das andere! Ist es denn glaublich, Du, Graf Leon de Valaterre, jung, der eleganteste Kavalier des Hofes, der Erbe eines der stolzesten Namen Frankreichs — Du willst Dich wegen einer Erbärmlichkeit, wie es einige hunderttausend Livres Schulden sind, tödten oder, was noch lächerlicher ist, in der Provinz lebendig begraben. Deine Gläubiger müssen Dir in der That so hart zugesetzt haben, daß Du den Kopf verloren hast — ich sehe, Du bedarfst des Zuspruches eines älteren, erfahrenen Freundes und es ist ein Glück, daß Du mich hast. Ich gratulire Dir herzlich dazu."

Der Graf lächelte bitter. „Leider sind Deine schönen Worte eben — Worte. Wir brauchen uns doch wahrhaftig gegenseitig keine Weihrauchwolken vorzumachen und sehen der nackten Wahrheit besser offen ins Gesicht. Ich habe, so lange ich konnte, meine Börse Dir stets offen gehalten, gerade daher weiß ich aber auch, daß die Deine wohl nicht imstande sein wird, die 50,000 Livres für mich zu zahlen, die ich dem alten Wucherer Jacques Petier schulde und die in acht Tagen fällig sind. Oder sollte ich mich getäuscht haben? Würdest Du vielleicht — —?"

„Du bist wahrhaftig ein Narr, Leon. Wenn Du mich auf den Kopf stellst, fallen keine zehn Louisdor heraus. Aber der brave

Digitized by Google

Menschenfreund wird warten, man muß nur mit ihm zu unterhandeln wissen. Zahltest Du bisher zwanzig Prozent, so versprich ihm jetzt vierzig — ein Manöver, das meiner Erfahrung nach selten seine Wirkung verfehlt und Deine Situation nicht wesentlich verschlechtern wird. Doch laß uns verständig reden. Du bist also in der That ruinirt, das Spiel, die Frauen, der Luxus, die Pferde haben in kaum fünf Jahren die zehn Millionen, die Dein Vater Dir hinterließ, aufgezehrt."

„Verzeih, Du vergißt, die guten Freunde haben geholfen!"

„Diese Bemerkung ist nicht sehr edel — aber meinetwegen. Sie gerade werden jetzt auch weiterhelfen und zwar zunächst ich, indem ich Dich abhalte, irgend eine Thorheit zu begehen und indem ich Dich mit meinem Rath unterstütze! Graf Leon de Valaterre, Mann, hast Du denn vergessen, daß der gütige Himmel Dir in der Provinz einen braven Onkel erhalten hat, der zeitlebens gespart und den goldglänzenden Mammon zusammengetragen hat, als ob er wüßte, daß einst sein Neffe, der glücklichste aller Erben, diese Reichthümer zum allgemeinen Wohl, besonders auch seiner Gläubiger, sehr wohl werde verwenden können?"

„Sein Erbe? Ich — der Erbe des Vicomte de Barville, denn diesen meinst Du doch? Du bist im Irrthum, mein Freund ..... leider total im Irrthum!"

„Aber inwiefern denn, Leon? Der Vicomte ist Hagestolz — Du bist sein einziger Verwandter auf der weiten Welt! Wie soll ich Dich verstehen?"

Der Graf stand auf und schloß eines der vielen Fächer seines Sekretärs auf. Einige Augenblicke suchte er anscheinend vergebens in einem wirren Haufen unordentlich durcheinanderliegender Papiere, bis er endlich das richtige gefunden zu haben schien. Es waren zwei Schreiben, die er herausnahm und dem Freunde hinreichte — dann, während jener sich in ihre Lektüre vertiefte, warf er sich wieder in seinen Lehnstuhl und stützte sorgenvoll die Stirn in beide Hände.

Graf Leon war der echte Sohn seiner Zeit, jener Zeit Ludwigs XIV., welche einem ganzen Jahrhundert ihren Stempel aufgedrückt hat. Leichtsinnig und verschwenderisch, allen Passionen fröhnend und sich keinen Genuß versagend, frivol und dabei von einem gewissen geistreichen, bestechenden Wesen, das freilich mehr auf der Oberfläche blitzte und glitzerte, als in die Tiefe ging, war er in seinem äußeren das glänzende Bild eines tadellosen Kavaliers, innerlich ohne jeden moralischen Halt. Hatten dennoch vielleicht einige Züge ursprünglicher Gutmüthigkeit in ihm gesteckt, so waren sie unter dem Einfluß Luigis della Rocca verschwunden — dieser hatte es mit einem seltenen Geschick verstanden, die edleren Regungen an dem Herzen des Grafen zu ersticken und durch frivolen Skepticismus zu ersetzen.

Eine eigenthümliche Persönlichkeit, dieser Luigi della Rocca. Vor etwa fünf Jahren war er plötzlich in Paris aufgetaucht; durch einige Empfehlungsbriefe aus Rom, deren Echtheit böse Zungen allerdings zu bezweifeln gewagt hatten, hatte er sich bei Moritz von Sachsen eingeführt und durch diesen überraschend schnell festen Fuß in der sogenannten ersten Gesellschaft gefaßt. Eine elegante Tournure und eine

ungemeine Menschen- und Weltkenntniß, verbunden mit der Gabe, geschickt zu schmeicheln, unterstützten ihn hierbei und ließen die Mehrzahl seiner neuen, schnell erworbenen Freunde über manches räthselhafte und unerklärliche an Rocca — dem Prinzipe della Rocca, wie er sich mit Vorliebe nennen hörte — hinwegsehen. Niemand wußte z. B. genaueres über Luigis Herkunft; während er selbst sich nur äußerst vorsichtig über seine Abstammung, „von einem der ältesten Fürstengeschlechter Italiens", ausließ, behaupteten seine Gegner, an denen es ihm natürlich nicht fehlte, daß er niederer Herkunft sei, ja ein neapolitanischer Edelmann, der sich in diplomatischen Affären kurze Zeit in Paris aufhielt, erklärte mit Bestimmtheit, in ihm den davongelaufenen Gutsverwalter eines Freundes wiederzuerkennen. Indessen hütete man sich, dem edlen Prinzipe alles dies ins Gesicht zu sagen oder gar eines anderen Gerüchts zu erwähnen, nach welchem er im Dienst der Geheimpolizei stehen sollte. Luigi Rocca führte einen vortrefflichen Degen und — er besaß merkwürdigerweise wirklich einflußreiche Freunde, da er nie Anstoß nahm, in allen gefährlichen und zweideutigen Affären der gewandte Helfershelfer zu sein. Es war schnell genug in Paris bekannt geworden, daß einer seiner Feinde, der sich in höchst abfälliger Weise über ihn geäußert hatte, trotz aller Strenge der Duellgesetze mehrere Wochen infolge einer schweren Stichwunde das Bett hüten mußte, daß ein anderer leichtsinniger Schwätzer durch ein lettre de cachet gar zu einem unfreiwilligen Aufenthalt in der Bastille eingeladen wurde, ohne daß man ihm einen plausiblen Grund dafür namhaft zu machen die Güte gehabt hätte. Räthselhaft war auch, womit della Rocca seinen großen Aufwand bestritt, räthselhaft selbst dann, wenn man wußte, daß er die Börse seiner „Freunde" bisweilen stark in Kontribution zu setzen liebte und nicht ohne Glück, aber doch mit berechnender Vorsicht spielte. Beide Hilfsquellen hätten ihn allein nicht dauernd über Wasser halten können, das Paris von damals bot einem rücksichtslosen Abenteuerer, der in der Wahl seiner Mittel nicht engherzig war, fortdauernd neue Chancen.

Der Italiener las beide Schreiben, die ihm Graf Leon gegeben, aufmerksam durch — er studirte sie förmlich. Dann, als er seine Lektüre beendet, stand er auf und schritt einige Male im Zimmer auf und ab, um endlich vor dem Freunde stehen zu bleiben.

„Das sind ja recht erfreuliche Nachrichten," sagte er mit scharfer Betonung. „Nun begreife ich erst, daß Du Dich selbst als vollkommen ruinirt betrachtest. Du hättest allerdings allen Grund dazu — — wenn . . . . . wenn ich nicht da wäre."

Der Graf schaute verwundert auf. „Ich verstehe Dich nicht! Wenn Du nicht da wärst? Ja, wie willst Du denn den Entschluß meines Oheims ändern? Du kennst den alten Herrn ja nicht einmal?"

„Vielleicht ist es mir gerade deshalb möglich, weil ich ihn — und er mich nicht kennt. Aber laß uns mit Ruhe überlegen, ich habe meinen Plan bereits gemacht." Er zog sich einen Sessel heran und fuhr fort: „Es war ein guter Gedanke von Dir, in der Gestalt des Kammerdieners Dir einen brauchbaren Spion bei Deinem Oheim zu halten; mit Deiner Erlaubniß in der That der einzige gute Gedanke,

Digitized by Google

den Du in der ganzen Affäre entwickeltest, denn sonst ließ Dein Benehmen so ziemlich alle Regeln der einfachsten Klugheit außer Acht. Bitte, unterbrich mich nicht," schaltete er energisch ein, als der Graf etwas entgegnen wollte, „Du wirst noch zeitig genug zu Worte kommen. Der letzte Bericht Jeromes ist vom 24. Oktober datirt, heute haben wir den 15. Dezember, inzwischen hat sich das große Ereigniß in aller Ruhe und Ungestörtheit vollzogen und Du hast nichts gethan, um irgendwie einzugreifen. Blanche Montfort ist heute bereits auf Schloß Bécourt installirt und lacht als präsumtive Erbin der schönsten Herrschaft in der Provence über den Tölpel von Neffen, der das Nachsehen hat. Ist's nicht so? Aber nun, Leon, wenn Dir anders zu helfen sein soll, Offenheit! Wer hat Dich, abgesehen davon, daß Du Dich um den alten Herrn offenbar zu wenig bekümmert hast, seine Gunst verscherzen lassen?"

„Weiß ich's? Geschäftige Schwätzer werden ihm gemeldet haben, daß ich gerade nicht das Leben eines Tugendboldes führe, wer kann wissen, was die Fama mir sonst noch angedichtet hat — übrigens siehst Du ja aus seinem eigenen letzten Schreiben, welches ich Dir gab, daß er es immerhin wenigstens für nöthig befunden hat, mir in aller Form seine Absicht anzuzeigen, Blanche Montfort, „die einzige Enkelin seiner unvergeßlichen Jugendliebe", zu adoptiren, worüber ich allerdings bereits durch Jerome wußte. Ganz gebrochen hat der Alte also nicht mit mir, er will wenigstens den Schein wahren, er ladet mich ja sogar ein, ihn zu besuchen."

„Und das wird für uns sehr wichtig werden. Aber ich muß genauer wissen, weß Geistes Kind der Vicomte ist, der Bericht des Schurken von Kammerdiener bewegt sich in dieser Beziehung in recht allgemeinen Redensarten."

Der Graf zuckte die Achseln. „Ich habe den Oheim seit etwa acht Jahren nicht gesehen. Damals erschien er mir bereits ziemlich hinfällig, ein streng ehrenwerther, fast pedantisch gewissenhafter und dabei stark zu phantastischen Ideen neigender Greis. Ich erzählte Dir wohl schon gelegentlich von seinen Marotten, sich häufig gleich einem Eremiten in einem Pavillon des Parkes — seinem alchimistischen Laboratorium — einzuschließen, von seinem Aberglauben, der ihn fast in den Ruf eines Magiers gebracht hat, und der Horde von Quacksalbern, die das Schloß unsicher machen?"

„Ich erinnere mich," entgegnete Rocca nachdenklich, „und kennst Du jene Blanche Montfort persönlich?"

„Ich sah sie als Kind im Hause meiner Schwester. Sie versprach sehr hübsch zu werden."

„Aber, Mann des Unverstandes, ist Dir denn niemals die Idee gekommen, alles Unheil dadurch zu repariren, daß Du die Erbin und die Erbschaft heiratest?"

Ein bitteres Lächeln spielte um den Mund des Grafen. „Wenn das Deine ganze Kunst ist, Luigi, dann laß Dich begraben. Du hast offenbar den Brief meines Onkels nicht genau durchgelesen. Erlaube — hier ..... hier steht es ausdrücklich: „Blanche, das holde Kind, ist, was Dir vielleicht noch nicht bekannt, aber wissenswerth ist („das klingt fast wie prophetischer Sarkasmus," schaltete der Graf ein), seit

Digitized by Google

wenigen Monaten Braut. Wir denken in einem halben Jahr ihre Hochzeit mit Herrn d'Aubreville, einem liebenswürdigen jungen Edelmann aus der Nachbarschaft, zu feiern. Diese Heirat soll mich aber nicht der Stütze meiner letzten Lebensjahre berauben, sie wird sie im Gegentheil verdoppeln, denn das junge Paar wird bei mir auf Schloß Bécourt bleiben" u. s. w. Du siehst, Freund Luigi, Dein unermeßlich kluger Rath kam leider — zu spät."

Der Italiener hatte ruhig zugehört. „Du traust mir eine, sagen wir, eine Kurzsichtigkeit zu, die wenig schmeichelhaft ist," sagte er jetzt lächelnd. Aber tröste Dich, ich hatte die Verlobungsanzeige sehr wohl gelesen. Verlobt ist aber noch nicht verheiratet und ich finde es ziemlich armselig von Dir, daß Du Dich, den Landjunker nicht aus den Sattel zu heben getraust. Für des Oheims Zustimmung, für seine völlige Willensänderung laß mich sorgen. Aber nun höre meinen Plan! Daß Du den auf Dich entfallenden Theil scharf nach meinen Instruktionen ausführst, davon hängt wesentlich sein Gelingen ab."

Beide Genossen rückten enger aneinander und della Rocca entwickelte in kurzen Zügen seine Ideen. Anfangs lächelte der Graf, er schien denn doch kein volles Vertrauen auf die Hoffnungen seines Partners zu haben, dann aber belebte sich plötzlich sein nicht unschönes, aber von den Leidenschaften vor der Zeit durchfurchtes Gesicht und sein Auge glänzte. Als Luigi geendet, sprang er auf.

„Du hast recht, zehntausendmal recht — es muß gelingen!" rief er erregt.

„In weniger als zwei Monaten hast Du Dein Recht zurückerobert — bist Du Erbherr von Bécourt."

Der Graf trat an den Schreibtisch und riß ein Formular hervor. „Ich will nicht undankbar sein — bestimme Du selbst den Lohn für Deine Bemühungen — ich bin bereit zu schreiben, was Du diktirst."

„So schreibe:

„Hunderttausend Livres zahle ich dem Prinzipe Luigi della Rocca acht Tage nach meiner Hochzeit mit Blanche de Montfort, vorausgesetzt, daß diese Verbindung sich der Einwilligung meines Oheims, Vicomte de Barville, erfreut."

Hast Du geschrieben — so . . . . nun die Unterschrift! Das genügt, ich vertraue in allem übrigen Deinem Worte und, mehr noch, Deinem Vortheil. Und nun — auf, nach Bécourt. Du mußt noch heute reisen. Für die Arrangements mit Deinen Gläubigern laß Deinen Intendanten und mich sorgen."

Er schob den Schuldschein in die Tasche. „Mich deucht, die hunderttausend Livres sind so gut wie gewonnen," sagte er triumphirend. „Vorwärts, Leon, es gilt zu handeln!"

Seit acht Tagen weilte der Graf als Gast im Hause seines Oheims. Er war nicht gerade mit offenen Armen empfangen worden, der Vicomte nahm seinen Besuch wie ein selbstauferlegtes Martyrium hin, Blanche zog sich vor ihm, scheu wie eine Schwalbe, in ihr Thurmstübchen zurück und erschien nur bei den allgemeinen Mahlzeiten oder wenn der Schloßherr sie zur Schachpartie bitten ließ. Am schärfsten

Digitized by Google

aber trat ihm Henri d'Aubreville gegenüber, obwohl er diesem eigentlich der fremdeste war; der glückliche Bräutigam kam fast täglich von seiner nahen Besitzung nach Château Bécourt herübergeritten, um einige sonnige Stunden mit seiner schönen Blanche zu verplaudern und zu verkosen — schon bei der ersten Begegnung mit dem Grafen von Valaterre hatte er sich aber von diesem so abgestoßen gefühlt, daß er bei seinen Besuchen auf dem Schloß jedes Zusammentreffen mit ihm möglichst vermied und kaum die Pflichten der gewöhnlichsten Höflichkeit erfüllte, wenn er ihm nicht ganz aus dem Wege gehen konnte. Der Graf schien von dem allen nichts zu bemerken, er spielte die Rolle des Unbefangenen mit aller ihm zu Gebote stehenden weltmännischen Gewandtheit und suchte sich Schritt für Schritt eine bessere Stellung zu den Schloßbewohnern zu erobern.

Bei dem Vicomte gelang es ihm am leichtesten. Der alte Herr war ein höchst eigenthümlicher Charakter, ein Original, wie sie nur jene Zeit besaß. Die Ideen der anbrechenden neuen Zeit hatten sich in ihm mit den mittelalterlichen Vorstellungen seiner Jugend verschmolzen; halb fühlte er sich noch als einer jener Ritter, die mit Roß und Wehr für die Farben ihrer Dame zum Turnier ritten, halb erfüllten ihn, aus zahlreichen Büchern aufgesogen, die nicht ganz verstandenen Gedanken des eigenen Jahrhunderts — Aufklärung und finstere Dunkelheit stritten um seinen an sich klaren Geist und hatten ihn schließlich dem Aberglauben, der Magie in die Arme getrieben. Freilich äußerte sich diese unheilvolle Neigung bei ihm in der mildesten Form; er that niemand mit der Ausübung seiner alchimistischen und kabbalistischen Versuche wehe und die ihm näherstehenden lächelten höchstens mitleidig über die kleinen Thorheiten des alten Edelmannes. Sein großes Vermögen aber gestattete ihm ohne Schwierigkeit die kostspieligen Experimente, in denen er dem Stein der Weisen oder der magischen Tinktur des Alberti magni nachspürte; es gestattete ihm auch die reichliche Unterstützung des einen oder anderen Anhängers der „hohen Kunst", die, wie Bienen den Zucker, Schloß Bécourt umschwärmten und es immer aufs neue aufsuchten. Mehr als einen von ihnen hatte seine Stellung, sein Ansehen den Händen der Justiz entrissen und so oft er sich selbst getäuscht und betrogen sah, er lächelte milde — und alles blieb beim alten. Graf Leon wußte diese Marotte auf das raffinirteste auszunutzen. Luigi della Rocca hatte ihn gut instruirt, er hatte sich selbst aus einigen Büchern eine oberflächliche Kenntniß der Magie erworben und heuchelte nun, geschickt jede Aufdringlichkeit und Uebertreibung vermeidend, ein hohes Interesse für die Bestrebungen seines Oheims, ja er ließ durchblicken, daß ihn, den vom Strudel des Lebens Ermüdeten, eigentlich nur der Ruf des Vicomte als eines hohen Meisters der geheimnißvollen Kunst nach Schloß Bécourt gezogen habe. Nicht lange und er durfte wie ein Schüler zu seinen Füßen sitzen und bald gar als ein aufmerksamer Adept den Greis in das Laboratorium im Gartenpavillon begleiten. Oft genug schlug er sich selbst vor die Stirn und sagte sich ärgerlich: „hätte ich den Narretheien des Alten vor Jahr und Tag die halbe Aufmerksamkeit geschenkt wie heute, die ganze Komödie wäre unnöthig gewesen!"

Digitized by Google

Dennoch wäre es ihm wohl kaum gelungen, sich das Wohlwollen des Vicomte zurückzugewinnen, wenn er nicht gleichzeitig die Abneigung seines Adoptivkindes überwunden hätte. Allmählich freilich nur, sehr allmählich glückte ihm aber auch dies im gewissen Grade. Er verstand es wie kein zweiter, sich ihr gegenüber den Schein offener Ehrlichkeit zu geben, leise über seine „verlorenen" Jahre und seine tolle Vergangenheit zu seufzen und doch zugleich das junge Mädchen mit allerhand erzählten Erinnerungen aus derselben zu unterhalten. Stets machte ihr der aufmerksame Weltmann den Hof, ohne je die Grenze zu überschreiten, die ihre Brautschaft zog, ohne je selbst Henri Gelegenheit zum Streit zu geben. Auch ihn versuchte der Schlaue zu umgarnen, aber eine ahnende Scheu trieb d'Aubreville schon das Blut in die Wangen, wenn er nur des Grafen Stimme hörte.

„O, wie ich ihn hasse, diesen Heuchler," hatte er zu seiner Braut gesagt, als bei einem Spaziergang im Park Valaterre mit dem Vicomte vor ihnen herschritt und den altersschwachen Greis sorgsam stützte.

„Ich weiß nicht, was Du willst, Henri. Leon ist ein liebenswürdiger Kavalier, ein angenehmer Gesellschafter — ich glaube gar, Du bist eifersüchtig?"

„Und wenn ich es wäre?"

Sie verzog die rosigen Lippen zu einem allerliebsten Schmollen. „Dann würde ich sagen, daß Du ein Narr bist. Ein lieber, guter Narr zwar," verbesserte sie sich schnell und lehnte ihre Wange an seine Brust, „aber ein Närrchen doch auf alle Fälle." Und mit einem fröhlichen Lachen küßte sie ihm die letzte Sorge vom Gesicht.

Eines Abends, als der Vicomte und Valaterre im Laboratorium beschäftigt waren, brachte jener endlich das Gespräch selbst auf den Punkt, den der Graf lange sehnsüchtig herbeigesehnt, aber sich doch wohl gehütet hatte, persönlich zu berühren. Leon hatte in seiner kecken Art einige geistreich klingende Paradoxen über irgend einen chemischen Vorgang hingeworfen, die der alte Herr sofort als tiefsinnige Weisheiten aufzufassen bereit war. „Warum bist Du nicht früher zu mir gekommen, mein Sohn?" hatte der Vicomte gesagt, „Du, die feurige, schnellerfassende Jugend — ich das bedächtige Alter, was hätten wir beide gemeinsam dem großen Ziele nachstrebend nicht erreichen können?" Dann fuhr er, seine Hand auf das Haupt des Grafen legend, der sich demüthig beugte, tiefbewegt fort: „Zu spät, zu spät! Wenn ich daran denke, Du hättest Blanche früher kennen gelernt, wie ganz, ganz anders wäre alles gekommen! O, mein Sohn, Du hast mir viel, viel Kummer gemacht." Der Graf schwieg wohlweislich, er begnügte sich, tief und schmerzlich aufzuseufzen, als empfinde er selbst den Verlust am herbsten. Noch in derselben Nacht aber ging ein Courier nach Paris ab. Er brachte einen kurzen Zettel an della Rocca: „Halte Dich bereit, zu kommen. Die Saat ist reif."

Am nächsten Tage erzählte Leon wie zufällig die Geschichte seiner ersten Einführung in die Alchimie — ein artiges Märchen, auf das er sich längst vorbereitet hatte. Ein Schüler des gefeierten Jacques le Coeur, des Hofalchimisten König Carls VII., habe ihn in den geheiligten Kreis der Wissenden aufgenommen. Chalcedon Caëto sei der Name

Digitized by Google

des großen, leider viel verkannten Mannes, eines Italieners, der zur Zeit in Paris sich unter falschem Namen vor den Verfolgungen seiner Gegner verborgen halte. Er selbst, der Graf, sei zweimal bei Experimenten gegenwärtig gewesen, bei denen jenem die Verwandlung des Queckſilbers in Gold gelungen wäre und da bei diesen, welche im Beisein auch anderer unzweideutiger Zeugen und gründlicher Kenner stattgefunden hätten, jeder Betrug absolut ausgeschlossen gewesen wäre, so sei ihm fast unzweifelhaft, daß Chalcedon Caëto wirklich im Besitz des Magisteriums, des großen Elixirs, sei. Der Vicomte war sofort Feuer und Flamme. „Es steht fest," rief er erregt, „daß Jacques le Coeur die Perfektion (Verwandlung) der Metalle thatsächlich ausgeführt hat. Wenn Dein Freund sein Schüler ist, so ist es in der That nicht unmöglich, daß er das Geheimniß kennt."

„Der Meister soll es ihm im Gefängniß mitgetheilt haben. Er selbst ist an der Ausführung im großen nur durch den Mangel der nöthigen Mittel zur völligen Ausbildung des Experiments gehindert worden."

„Auch das würde stimmen, denn Jacques le Coeur starb in der Bastille, wohin ihn der König hatte bringen lassen, weil er seine unsinnigen Ansprüche nicht erfüllen wollte. Aber warum," fuhr der Alte leidenschaftlich fort, „warum theilst Du mir erst heute die Anwesenheit des Meisters in Paris mit? Ich brenne vor Ungeduld, näheres zu erfahren. Könntest Du Deinen Freund nicht nach Bécourt einladen? Was ihm fehlt, hier kann er es finden!"

Das war es, was der Graf wünschte. Nur mühsam verbarg er seine Freude und machte einige Einwendungen, um den Oheim desto mehr zu reizen. Endlich gab er seinen dringenden Bitten nach und versprach, sofort an Caëto zu schreiben — er hoffte, daß dieser nicht abschläglich antworten werde. Niemand war glücklicher, als der Vicomte. „So soll es mir vielleicht doch noch gestattet sein, das erhabene Ziel zu erreichen," sagte er. „Nicht für mich strebe ich nach dem Gold, der Himmel weiß es, ich will mein Land, mein Frankreich damit glücklich und reich machen, den Betrübten will ich den Kummer, den Armen die Sorge nehmen!"

„Großer, gütiger Mann," flüsterte der Graf wie in Bewunderung versunken und für sich selbst dachte er leise, „alberner Narr, auch auf Dich paßt das Wort: Mundus vult decipi, ergo decipiatur!"

Chalcedon Caëto war angekommen und mit den, seinem Wissen und Können entsprechenden Würden empfangen worden. Luigi della Rocca spielte seine Rolle meisterlich; er würde selbst einen weniger Vertrauensseligen wie den Schloßherrn getäuscht haben. Er war vom Scheitel bis zur Zehe der Allwissende, der ebensowohl spenden wie versagen kann; gleichzeitig von gewinnender Liebenswürdigkeit und voll tiefen Ernstes, zur rechten Zeit gesprächig, zur rechten schweigsam wußte er dem Vicomte sofort zu imponiren und zugleich an sich zu fesseln. Da er sich in der That im wechselvollen Laufe seiner Abenteuererlaufbahn einmal mit Alchimie beschäftigt hatte und in den Schriften des Abu-Musa al Sofi ebensogut Bescheid wußte, wie in den Büchern des

Digitized by Google

Raimund Lullus und des Basilius Valentinus, da er endlich die Gabe aller Schwindler, die Frechheit, im höchsten Grade sein eigen nannte, so war es ihm leicht, sich seinen Nimbus auch im Laboratorium selbst zu bewahren. Schon seine ersten Experimente bezauberten den Vicomte vollständig, zumal er sich das Ansehen gab, als halte er mit dem wesentlichsten absichtlich zurück. Hierzu kam, daß der schlaue Betrüger, die phantastischen Neigungen des Greises errathend, gerade derjenigen Richtung der Alchimie anzugehören vorgab, die wesentlich auf der geheimnißvollen Kabbala fußend, Hand in Hand mit der Magie ging.

Der Graf war auf das ausdrückliche Ersuchen Caëtos von den Experimenten ausgeschlossen worden. Er behandelte ihn sehr von oben herab und nannte ihn einen Schüler, noch nicht werth, mit Meistern gemeinsam zu arbeiten. Leon war das doppelt recht. Einmal entzog es ihm dem immer drückender werdenden Zwange, dem Oheim gegenüber seine Biedermannsstärke zu bewahren, zum andern gewann er Zeit, sich Blanche entschiedener zu nähern. Mochte Luigi, der im Gartenpavillon selbst seine Wohnung aufgeschlagen hatte, dort mit dem Alten brodeln und kochen und seinen Hokuspokus treiben, ihm sagte es weit mehr zu, mit seiner schönen Cousine den Falken steigen oder die Meute jagen zu lassen.

Aber er sollte bald erkennen, daß er sich verrechnet hatte, wenn er meinte, Henri d'Aubreville, den „simplen Landjunker", aus dem Herzen des jungen Mädchens reißen zu können. Ihre freundschaftlich verwandtschaftliche Zuneigung mochte er erringen, ihre Liebe nie und beim ersten leisen Versuche, in ihren Augen den Bräutigam verkleinern, herabsetzen zu wollen, weckten ihr kaum eingeschlummertes Mißtrauen aufs neue. Sie wandte sich stolz und kühl von dem Grafen ab. Valaterre knirschte mit den Zähnen, er trieb seinen Bundesgenossen und Helfershelfer zur Eile; aber Caëto war nicht der Mann, sich drängen zu lassen. „Soll ich, wie Du das Wohlwollen von Blanche, auch das des Alten durch übertriebene Heftigkeit verscherzen?" entgegnete Luigi heftig. „Ich muß langsam vorbauen, um die Krönung des Gebäudes desto wirkungsvoller zu machen. Indessen will ich sehen, was sich thun läßt. A propos, besitzt Schloß Bécourt nicht das Bild der Großmutter Deiner Zukünftigen — sie war ja wohl die Jugendliebe des Alten?"

„Das Porträt befindet sich in der Galerie — aber was willst Du damit?"

Der Italiener lachte trocken: „Was ich jetzt alle Tage thue, ein wenig zaubern. Du malst ja wohl nicht ungeschickt in Pastell? Fertige mir doch schleunigst — aber bitte, noch heute — eine kleine Skizze jenes Bildes an. Ich werde sie brauchen. Im übrigen, mein Freund, Geduld! Es kann Dir genug sein, daß der Vicomte selbst fast ebenso trostlos über mein absichtliches Zögern ist, wie Du — das ist für uns das beste Zeichen!"

In der That konnte der Schloßherr seine Ungeduld kaum zügeln Chalcedon Caëto hatte ihm wiederholt die Ausführung des entscheidenden Experiments zugesagt, aber er schob sie immer aufs neue hinaus. In der aller auffälligsten Weise durchkreuzten äußere Einflüsse nach den Angaben des großen Alchimisten seine Maßnahmen und

Digitized by Google

Hoffnungen; bald waren die Sterne ungünstig, deren glückliche Konstellation für das Gelingen der Metallverwandlung durchaus geboten war, bald scheiterten schon die nothwendigen Vorbereitungen an dem unerklärlichen Eingreifen geheimnißvoller Gewalten. Der Magier war in Verzweiflung, die sich in gesteigertem Maße auf den Schloßherrn übertrug.

Endlich schloß sich Caëto eine ganze Nacht im Laboratorium ein, ohne sogar den Vicomte zuzulassen. Am andern Morgen zeigte er ihm ein sehr ernstes, bedenkliches Gesicht. „Wir werden unsere Absicht aufgeben müssen — die höheren Mächte wollen uns nicht wohl, Schloß Bécourt scheint überhaupt nicht geeignet zur Erreichung des höchsten Zieles."

„Aber ich beschwöre Sie, Meister," stammelte der schwergetroffene Vicomte und seine Stimme wollte ihm schier versagen, „warum soll gerade Schloß Bécourt, mein Besitz, das Eigenthum des treuesten Schülers der hohen Kunst, nicht des Glückes gewürdigt werden?"

Der Meister zuckte die Achseln und verweigerte lange jede Auskunft. Endlich erklärte er auf fortgesetztes Bitten, es müßten sich leider verwandtschaftliche Beziehungen an die Person des Besitzers knüpfen, die gerade ihn unfähig machen, das letzte, höchste Mysterium zu erreichen. Er wolle in den kommenden Nächten nochmals Beschwörungen vornehmen, um näheres zu ergründen. Der Greis drang in ihn, daß er dabei gegenwärtig sein dürfe und Caëto gestand es ihm nach langem Zögern endlich zu.

„Bereite Dich auf den großen Schlag vor," flüsterte er an demselben Abend dem Grafen zu. „Alles ist im besten Zuge — jetzt oder nie!"

Am nächsten Morgen verließ der Vicomte das Laboratorium als ein ganz gebrochener Greis — er schien in der einen Nacht um Jahre gealtert. Trotz der augenscheinlichen Erschöpfung seiner geistigen und körperlichen Kräfte ließ er aber sofort den Grafen zu sich bitten.

So schnell, als hätte Valaterre den Ruf erwartet, erschien er am Lehnstuhl des Oheims.

„Leon, mein Sohn," begann dieser mit zitternder Stimme, „sage mir aufrichtig: Liebst Du Blanche?"

Valaterre beugte heuchlerisch das Haupt. „Wozu foltern Sie mein Herz, Oheim? Blanche ist ja Braut — wie dürfte ich so vermessen sein, meinen Blick zu ihr zu erheben?"

Ein tiefes, schmerzliches Stöhnen entrang sich der Brust des Greises. „Und dennoch muß ich Dich fragen: Liebst Du Blanche?" wiederholte er endlich.

Schon kniete der Graf zu den Füßen des Vicomte hin. „Verstoßen Sie mich nicht, Oheim, sondern erbarmen Sie sich meiner. Ja, ich liebe sie, liebe sie, wie nie ein Weib geliebt wurde. Hundertmal war ich im Begriff, Blanche und dieses Schloß zu fliehen, weil ich mir sagte, sie kann nie die deine werden — hundertmal zwang meine wahnsinnige Leidenschaft mich, meinen Vorsatz aufzugeben. Verzeihung, mein Oheim, Verzeihung!"

„So ist es denn wirklich der Wille der Vorsehung," flüsterte der Vicomte leise und legte die Hand wie segnend auf das Haupt des

Neffen. „Ihr zu gehorchen ist unsere Pflicht!“ Und lauter fügte er hinzu: „Rufe mir Blanche, mein Sohn und laß mich mit ihr allein — vielleicht daß auch ihr Herz von dem räthselvollen Walten des Schicksals gelenkt und in die rechten Wege gewiesen ist. Geh, Leon .... und hoffe!“

„Oheim, theurer Herr, es kann nicht Euer Ernst sein — wollt Ihr mit mir armen Mädchen scherzen?“ hatte Blanche gerufen, als ihr der Vicomte die Frage vorgelegt hatte, die den Grafen auf den Gipfel seiner Hoffnungen erhoben hatte. Und als der Greis dann immer heftiger in sie drang, ihr eigenes Herz gründlich zu erforschen, vermochte sie unter Thränen nur zu stammeln: „Mein Herz liebt niemand und wird niemand lieben als Euch, Oheim, und Henri d'Aubreville, meinen Verlobten!“

Aber als ob die Nennung dieses Namens einen lang verhaltenen Jähzorn entfessele, brauste jetzt plötzlich der Greis auf. „Bei allen Gewalten des Himmels, jener d'Aubreville ist nicht mehr Dein Verlobter, er darf es nicht mehr sein. Willst Du gegen sie ankämpfen, die die Welt regieren?“ Die Thränen, der fragende Blick des Mädchens, ihr Flehen schien seinen Widerspruch nur noch heftiger erregen zu können. „Willst Du Deinen Oheim, Deinen zweiten Vater unglücklich machen, ihm den Rest seiner Tage verbittern?“ fuhr er tief erregt fort. „Kraft meiner Gewalt über Dich — zu Deinem eigenen Wohl und Besten — erkläre ich Deine Verlobung für aufgehoben und Dich zur Braut meines Neffen Leon, der Dich liebt und dem Du bestimmt bist.“

Der Greis hatte sich mühsam im Sessel erhoben, jetzt fiel er erschöpft zurück — Blanche wollte zuspringen, ihn stützen, aber er wehrte ihr ab. „Geh,“ flüsterte er, „geh, mein Kind und laß Dir die Einsicht kommen, die mir — leider zu spät — gegeben wurde.“

Im Vorzimmer stand der Graf — Blanche mußte an ihm vorüber. Er legte heuchlerisch die Hand aufs Herz und wollte sie ansprechen, aber ihr in Thränen hoheitsvoller Blick schreckte ihn zurück. „Schurke,“ schleuderte sie ihm ins Gesicht, dann fielen die Vorhänge zusammen. Wüthend ballte er die Faust hinter ihr her und knirschte mit den Zähnen. „Das Wort soll Dir vergolten werden, Weib — Dir und Deinem Geliebten!“

Blanche fühlte, was auf dem Spiele stand, ihr scharfer Verstand fand sofort eine Kombination, welche der Wahrheit ziemlich nahe kam, wenigstens ahnte sie instinktiv, daß der Graf im Spiele und jener Chalcedon Caëto sein Helfershelfer sei. In fliegender Hast warf sie einige Zeilen auf das Papier, durch welche sie Henri von dem Vorgefallenen benachrichtigte und — da er unmöglich in das Schloß kommen konnte — ein Rendezvous im Park mit ihm verabredete. Einer der ihr ergebenen Diener jagte mit dem Billet nach der d'Aubrevilleschen Besitzung hinüber.

Der Graf hatte seinen Oheim, nachdem Blanche ihn verlassen, tief erschöpft, halb ohnmächtig gefunden; er eilte, Luigi zu rufen, dessen Anwesenheit den Greis thatsächlich zu elektrisiren schien. Der Italiener spielte seine Rolle vortrefflich weiter. Er mahnte den Vicomte ab, auf seinem Willen zu beharren, aber in so raffinirter Weise, daß er

Digitized by Google

dadurch gerade das erreichte, was er wollte, nämlich daß dieser um so hartnäckiger darauf bestand, Blanche und Leon zu verheiraten.

„Vicomte," sagte der Schlaue, „geben Sie Ihren Plan auf. Wenn Ihre schöne Nichte den Herrn Grafen nicht liebt, wozu wollen Sie das Mädchen in eine Ehe drängen, die ihr nicht zusagt? Entsagen Sie lieber Ihren eigenen ehrgeizigen Zielen, so hoch mir selbst dieselben stehen! Sie hörten ja heute Nacht die Stimmen der Abgeschiedenen, es ist wahr, sie stehen unseren Absichten im Wege, so lange der Graf Valaterre, der nun einmal allein zur Ausführung des großen Wunderwerkes prädestinirt erscheint, ledig, so lange er nicht durch engere verwandtschaftliche Bande mit Ihnen verknüpft ist — aber gerade Sie müssen ja auch wissen, welchen Irrthümern wir im Erkennen des Ueberirdischen ausgesetzt sind, welche Mißverständnisse —."

„So lassen Sie uns weiter forschen, Meister," unterbrach der Greis erregt.

„Ich fürchte, Vicomte, Ihr Körper leidet unter den Anstrengungen — ich kann es kaum verantworten, Sie weiteren Aufregungen auszusetzen."

„Was nehmen Sie auf mich Rücksichten? Was liegt an mir altem Manne, wenn die höchsten Fragen sich zur Lösung vorbereiten. Ich will, ich muß Klarheit, volle Gewißheit haben!"

Der Abenteuerer verbeugte sich. „Ich bewundere Ihre Opferfreudigkeit — der Erfolg kann ihr nicht fehlen. Es sei, wie Sie befehlen. Also heute Nacht — ich gehe, mich durch Fasten auf das große, entscheidende Werk vorzubereiten."

Draußen nahm er den Grafen beiseite. „Heute Nacht muß ich den letzten Trumpf ausspielen. Ich hatte ihn gestern zwar schon durch einige Bauchrednerkunststückchen vollständig überzeugt, wir wollen ihm heute besseres zeigen. Sende mir den Jerome nach dem Pavillon — der Kerl hat eine Stimme wie ein Weib — und das gestern aus Paris angekommene Kostüm — wir werden es brauchen. Und sei heute Abend selbst gegenwärtig. Die Komödie beginnt nach 11 Uhr — Du wirst sehen, die Truppe des Palais royal selbst spielt nicht besser."

Gegen Mitternacht waren sie im Laboratorium versammelt. Der Graf, der Vicomte und Chalcedon Caëto, der große Meister. Der Greis ruhte auf einem bequemen Lehnstuhl, seine Augen glänzten fieberhaft, auf seinen eingefallenen Wangen brannte eine hektische Röthe. Zu seinen Füßen auf einem niedrigen Schemel saß der Graf, der Magier hantirte geschäftig am Herde, auf dem es in zwanzig Tiegeln und Retorten brodelte und kochte. Es war schwül in der hohen Halle — ein betäubender, würziger Duft erfüllte die Luft, eine einzige kleine Lampe erhellte kaum zur Hälfte das große Gemach nothdürftig, das übrige lag im Halbdunkel. Nur ab und zu leuchtete vom Herde ein phosphorescirender Schein herüber und zuckte gespenstisch auf dem Marmorfußboden entlang, bis er sich im Dunkeln verlor.

Caëto blickte auf die Uhr. „Es ist Zeit," sagte er dumpf und kniete nieder. Finstere Beschwörungen murmelnd, zeichnete er auf dem Boden kabbalistische Figuren — vom Schlosse her kündeten ernst und langsam die schweren Schläge der Thurmuhr die zwölfte Stunde — die Lampe verlosch . . . . . .

Plötzlich flammte auf dem Herde ein heller, greller Lichtschein empor, um sogleich wieder zu versinken und einer dichten weißen Rauchwolke Platz zu machen. In ihrer Mitte hob sich langsam eine weibliche Figur, deren alterthümliche Tracht sich im Halbdunkel nur verschwimmend in ihren Umrissen von dem schwarzen Hintergrunde abhob. Der Vicomte streckte zitternd die Arme gegen die Erscheinung aus. „Maria, Geliebte meiner Jugend," stammelten seine bebenden Lippen, „ich erkenne Dich — Du bist es!"

„Ja, ich bin es," tönte es geisterhaft dumpf von oben herab. „Gekommen bin ich aus den Sphären der Seligen, Dich noch einmal zu schauen! Gekommen, Dich zu mahnen, die bräutliche Hand meiner Enkelin in Deines Neffen Rechte zu legen, wenn Dein Werk anders gelingen soll! Gekommen, Dir zu sagen, daß Henri d'Aubreville —."

„Schurken, was ist's mit ihm!" scholl es plötzlich vom Fenster her. Ein greller Lichtstrahl fiel auf die phantastische Scene — ein Klirren wie von zerbrochenen Scheiben — und schon steht mit raschem Sprunge eine hohe, kraftvolle Männergestalt am Kamin und reißt das sich sträubende Gespenst aus dem Weihrauchdampf in die nackte Wirklichkeit herunter. Henri d'Aubreville selbst ist es — ihm folgt der Friedensrichter aus der nächsten Stadt und einige Gensdarmen; heller Fackelschein übergießt die Halle . . . . . „Im Namen des Königs, Ihr seid verhaftet!"

Der Vicomte lag ohnmächtig in seinem Sessel, der große Magier suchte sich vergebens den handfesten Griffen eines der Wächter des Gesetzes zu entziehen, der Graf allein stand hochaufgerichtet, trotzig. „Wagt es nicht, mich anzurühren," rief er, „wessen beschuldigt man mich, der ich rein zufällig an den albernen Belustigungen dieses alten Narren dort theilnehme. Ich bin Edelmann, mein Wort muß genügen!"

Der Friedensrichter verbeugte sich höhnisch. „Man wird Ihnen eine standesgemäße Unterkunft nicht verweigern, mein Herr Graf, und wenn Sie Ihren Ankläger kennen wollen: Baron d'Aubreville hat mein Kommen veranlaßt. Vorläufig wollen wir zur Untersuchung des Thatbestandes schreiten — alles andere wird sich finden. Monsieur d'Aubreville, sorgen Sie für den Herrn Vicomte . . . . . aber was ist denn das eigentlich für ein Bursche, den Sie dort immer noch unter den Händen haben?"

Henri ließ das Gespenst frei und gab ihm einen Fußtritt, daß er bis mitten unter die Häscher flog. Dabei fiel die weibliche Wachsmaske und die lange Lockenperrücke herab. „Jerome," hieß es plötzlich von allen Seiten, „des Herrn Vicomte Kammerdiener!" Bleich wie der Tod bot der Bursche ohne Sträuben seine Arme den Handschellen hin.

Chalcedon Caëto oder vielmehr Luigi della Rocca und Jerome als sein Helfershelfer wurden noch in derselben Nacht in das Gefängniß der nächsten Stadt überführt, der Graf sollte bis auf weiteres auf Schloß Bécourt im Verwahrsam gehalten werden. Bei der Untersuchung der Papiere des italienischen Abenteuerers fand man indessen jenen Schein, den Valaterre ihm ausgestellt hatte und der diesen der Gemeinschaft mit dem Betrüger überführte. Als er sah, daß alles Leugnen vergebens, machte er selbst seinem Leben ein Ende. Man

Digitized by Google

fand ihn an einem Fensterkreuz seines Zimmers erhängt. Nur seine Gläubiger waren untröstlich und bewahrten ihm ein treues Andenken. In Luigi della Rocca entdeckte die Polizei einen entwichenen Galeerensträfling und veranlaßte ihn die Bekanntschaft der Ruderbank zu erneuern. Eine Zeit lang sprach man in den Salons von Paris noch von ihm — dann wurde er vergessen, bis nach Jahren ein von Petersburg zurückkehrender Diplomat erzählte, er habe dort einen italienischen Grafen gesehen, der als Wunderarzt die großartigsten Kuren ausführe und die nordischen Barbaren bezaubere, der Mann habe eine merkwürdige Aehnlichkeit mit dem verflossenen Prinzipe della Rocca gehabt. Es war die goldene Zeit der Abenteuerer — das siebzehnte Jahrhundert!

Auf Schloß Bécourt freilich hatte das Magierwesen für immer ein Ende. Die Enttäuschung war doch selbst für den Vicomte zu stark gewesen. Nachdem er sich von der langen Krankheit, in welche ihn die tiefe Gemüthserschütterung geworfen, erholt hatte, veranstaltete er mit seinen alchimistischen und kabbalistischen Werken eine großartige Auto-da-fe und ließ den Gartenpavillon niederreißen und durch Parkanlagen ersetzen, er wollte jede Erinnerung an vergangene Tage vertilgen.

„Ist's nicht recht so, Blanche?" fragte er das glückliche junge Paar an seiner Seite, als sie den ersten Ausgang nach seiner Genesung in den Park machten und deutete auf das frische Grün, das jetzt aus der Stätte hervorsproßte, auf welcher früher seine Retorten gebrodelt hatten. „Ist's nicht recht so, Henri?"

Und Blanche neigte sich zu ihm herab und küßte seine Stirn. „Gewiß, mein theurer Vater," sagte sie und sah ihren Gatten zärtlich an, „das wahre Gold — wir finden es ja doch nur in der Liebe!"

Ein moderner Epiker.

Es gereicht dem Literarhistoriker zur Freude, auf den staubigen Heerstraßen der erzählenden Dichtung einer Erscheinung zu begegnen, welche durch die Frische und Originalität ihrer Natur in erquickend wohlthuender Art die Aufmerksamkeit fesselt und von dem Troß der dahinströmenden Passanten angenehm auffällig sich abhebt. Eine solche Erscheinung begrüße ich in Ludwig Soyaux, einem jungen Epiker, der bereits vor mehreren Jahren durch seine kleine reizende Dichtung „Im Kornfeld“ (Hamburg, Hoffmann und Campe) die warme Theilnahme der forschenden Kritik erregte und der jetzt in seiner eben erschienenen Erzählung in Versen „Renate“*), die derzeit auf sein Talent gebauten Hoffnungen so glücklich erfüllt hat, daß ich fast zuversichtlich behaupten möchte, der junge Poet werde, völlig ausgereift, das Zeug in sich haben, der modernen Epik vielleicht noch einmal ganz neue Bahnen zu weisen. Eine wahrhaft helle Freude hat man, findet man nach jahrelangen mühsamen Entdeckungsfahrten endlich ein Epos, das ganz aus dem modernen Leben gegriffen ist und welches in gelungener Weise unser modernes Theater-, Konzert- und Kunstleben in schwungvollen und meistentheils auch wohlgeformten Versen zu schildern weiß, stößt man endlich einmal auf eine Dichtung, welche sich nicht in den ausgetretenen Geleisen jener Mittelalterlichkeit bewegt, die eine gedankenlose Tagesmode überall auf den Schild erhoben, sondern die aus dem vollen und frischen Menschenleben des Heute schöpft und die deshalb dem modernen Geschlecht ganz besonders zusagen muß.

Es läßt sich nicht leugnen und es muß offen ausgesprochen werden, daß man in vielen Leserkreisen der ewigen Minnesängergestalten der Troubadoure, Ritter und Burgfräuleins, der verschwommenen Sa-

*) „Renate, Eine Künstlergeschichte vom Rhein“ (Verlag von A. H. Payne Reudnitz bei Leipzig), welche, wie sich unsere Leser erinnern werden, seinerzeit im „Salon“ (Jahrgang 1884 Heft 6—9) zuerst erschien. D. Red.

Digitized by Google

genromantik, der mondbeglänzten Zaubernacht der Mystik längst überdrüssig ist. Und, Hand aufs Herz! hat denn die Gegenwart nicht das absoluteste Recht, von dem modernen Epiker zu verlangen, daß er ihr frischpulsirendes Leben im Spiegel der Dichtung auffange? Die Butzenscheibenlyrik, auch wenn sich an sie die gerade jetzt gefeiertsten Dichternamen knüpfen, schließlich fängt sie denn doch schon an, nicht bloß monoton und maniriert, sondern auch noch schlimmeres: langweilig zu werden. Jedes Zeitalter ruft dem Epiker zu: Willst Du immer weiter schweifen, sieh, das Gute liegt so nah?" . . . . . Auch unser Zeitalter, die Gegenwart, entbehrt trotz ihres Realismus durchaus nicht des poetischen Reizes, und wer den Pulsschlag des Tages, den er lebt, zu belauschen vermag, dem wird gewiß der große Wurf gelingen, den Besten seiner Zeit zu genügen und deren Aufmerksamkeit zu fesseln.

Der Dichter der „Renate" ist zum Gelingen dieses großen Wurfes augenscheinlich auf dem besten Wege. Mindestens nimmt er dazu mit seiner vorliegenden Dichtung einen hervorstechend tüchtigen Anlauf. „Renate" ist ein Kind unserer Zeit, eine moderne Künstlerin voll Liebreiz, Frohsinn und Heiterkeit, und in ihrem, in unserm Epos geschilderten Leben spiegelt sich das künstlerische Leben und Weben der Gegenwart in wunderbar plastischer und bei allem Realismus doch hochpoetischer Gestalt wieder. Der Dichter sieht die Welt und Dinge mit dem scharfen Auge des Malers, deshalb treten auch seine Figuren und Gestalten mit voller Naturwahrheit uns entgegen, sodaß wir sie mit Händen greifen könnten, und zu allen diesen Vorzügen gesellt sich die lebhafte Phantasie des wahren Dichters und eine schwunghafte Diktion, welche alle Schwierigkeiten der Technik des modernen Kunstepos mit seltener, nahezu staunenswerther Leichtigkeit überwindet.

Die Fabel der „Renate" spielt am Rhein, dem „breiten grüngoldigen Strom", dessen Zauber ewig und unvergänglich ist. Gut erfunden, voller frappant origineller Züge, erzählt sie in zwölf spannenden Gesängen, wie ein junges, mit einer herrlichen Stimme begabtes deutsches Mädchen in einem kleinen Rheingaustädtchen in höchst interessanter Weise „entdeckt" wird.

Sie ward bekannt im ganzen Städtchen
Ob ihres lieblichen Gesang's;
Da war im Nachbargau kein Mädchen,
Das solcher Fülle, solchen Klang's
Der Stimme sich berühmen könnte.

Sie wird von einem großen Singemeister für den Kunstgesang der Oper ausgebildet, betritt dann die Bühne und erntet auf deren heißem Podium durch ihre herrliche und sympathische Stimme, die Vollendung ihres bel canto und den ganzen Zauber ihrer jungfräulichen Erscheinung große Triumphe. Aber je größer der Erfolg ist, welcher die Leistungen der Künstlerin begleitet, desto mehr wächst auch der Haß und der Neid der Kollegen und Kolleginnen, welche durch den neuen Stern verdunkelt werden, und die nun sich mühen, durch Ränke und Intriguen, wie sie im Dämmerdunkel der Coulissen üppig ins Kraut schießen, den Fall Renates herbeizuführen. Hierzu kommt, daß ihr ursprünglicher „Entdecker", der Sänger Fratecci, ein ebenso brillanter Tenor, als furioser Mensch, mit wahrhaft italisch-infernali-

Digitized by Google

scher Leidenschaft Herz und Hand der Künstlerin begehrt, und, da sie beides dem Unwürdigen verweigert, in niedriger Rachsucht Theaterskandale gegen sie anzettelt, ihren Frauenruf zu kompromittiren sucht. Schließlich geht die unlautere Leidenschaft dieses Menschen, nachdem jene Bosheiten alle mißlungen, soweit, daß er die Künstlerin heimlicherweise in ihrem Zimmer überfällt, wo die im Moment Schutzlose nur durch die plötzliche Dazwischenkunft ihres Kindheits- und Jugendgenossen Bredo Folkert, der jetzt deutscher Marineoffizier ist, von dem Schlimmsten gerettet wird.

Bredo Folkert ist eine lebensvolle Prachtfigur.

Die vielen Widerwärtigkeiten des Theaterlebens mit allen seinen Kabalen und Intriguen verleiden Renate aber doch die Bühne; sie entsagt der Kunst, mit blutend wehem Herzen zwar, unter heißen Kämpfen nur, aber sie entsagt. Bredo Folkert, der Kindheitsgenosse, der um die Liebe Renates schon geworben, da beide kaum noch recht wußten, was Liebe ist, erringt jetzt das Herz der schönen Künstlerin, und in dem reinen Glück, das am Herdfeuer des Hauses erblüht, findet diese reichen Ersatz für den trügerischen Scheinglanz der Welt, die sie verlassen, und innerhalb ihrer Wände Raum genug, ihren Gesang zur Freude der Ihren weiter zu üben.

Das ist in kurzen Worten der Stoff, der in gereimten Versen in echt dichterischer Weise behandelt ist und sich ungemein spannend liest. Ich habe schon von der Formgewandtheit des Dichters gesprochen, und man muß erstaunen, mit welchem Takt, welcher Noblesse der dichterischen Gesinnung und welch' feinem ästhetischen und Sprachgefühl Ludwig Soyaux es verstanden hat, bei den heikelsten Scenen nie trivial zu werden. Man vergleiche in dieser Beziehung jene reizenden Kapitel, worin er in schmucken und glatten Versen z. B. eine Musiksoiree schildert, eine Zeitungskritik bringt u. s. w. Das rheinische Leben in seiner bunten Mannigfaltigkeit und mit seiner frischen und fröhlichen Lebenslust ist ebenso poetisch wie wahrheitsgetreu gezeichnet. Der Festzug des Königs Rheinwein und die Fahrt auf dem Rhein sind wahrhafte Kabinetsstücke poetischer Genremalerei, welche deutlich bekunden, daß der Dichter für Farbenmischung und Massengruppirungen ein ganz besonderes Verständniß hat und nicht umsonst die Malerakademie besuchte, da er ursprünglich beabsichtigte mit dem Pinsel, statt wie jetzt mit der Feder, zu dichten. Sehr anmuthig liest sich auch das Debüt Renates als „Agathe" im „Freischütz", und von hochpoetischem Feuer diktirt ist auch der Schluß des Poems, worin das Sichfinden der Liebenden erzählt wird.

Daß in einem gereimten Epos von dem Umfange der Renate ein harter Reim 'mal mit unterläuft, eine etwas an die banale Prosa anklingende Wendung sich findet — das Gegentheil würde ein wirkliches Wunder sein.

Das lyrische Gedicht — Renates Kindessang — „Die Schwalben sind kommen", das in der Erzählung zweimal wiederkehrt, hat prägnant volksthümlichen Klang.

So stehen wir denn nicht an, zu sagen: „Renate ist nicht nur „Eine Künstlergeschichte vom Rhein", wie der Dichter sein Werk bescheiden nennt, sondern zugleich ein sehr zu empfehlendes Vorbild des

modernen Kunstepos, welches die frischen Wurzeln seiner Kraft aus dem Jungbrunnen der Gegenwart schöpft und dessen Lektüre daher jedermann erquicken wird. Ueber dem Ganzen ist ein duftiger Hauch von Anmuth, Liebreiz und froher Jugendlichkeit ausgegossen, Attribute, die besonders deshalb so angenehm berühren, weil sie nichts erkünsteltes, nichts gemachtes an sich haben. Namentlich werden die Damen an ihrem holden Schwesterlein „Renate" ihre helle Freude haben und die Dichtung lieber lesen, wie jene romantischen Sagengeschichten, welche man aus der grauen Vergangenheit heraufbeschwört und in „stilvoller" äußerer Umkleidung dem Lesepublikum vorführt. In „Renate" treten uns wahrhaftige und lebendige Menschen entgegen, wir lieben und leiden, wir lachen und weinen und wir zechen und schwärmen mit ihnen. Ja „schwärmen!" Eine heitere Lebenslust, eine prickelnde Rheinweinlaune, diese Momente bilden den Grundton der Dichtung, und wer den Rhein, wer die Kunst liebt, namentlich aber wer dem Grundsatze huldigt, daß Wein, Weib und Gesang des Lebens höchste Blüte sei, der wird „Renate" mit innigem Behagen lesen. Der süße Wohlklang der Verse wird ihm so schmecken, wie echter Aßmannshäuser.

„Renate" von Ludwig Soyaux beweist, daß der Dichter ein Mann ist, der seine Zeit versteht und ihre Poesie zu finden weiß. Möge er uns bald durch ein ähnliches Werk erfreuen — der Weg ist ihm geebnet.

„Vorwärts mit frischem Muth!"

Dr. Adolf Kohut.

igitized by Google

Am Kamin.

Was der Kamin erzählt.

Ein Weihnachtsmärchen von A. Engel.

Hat Dir, lieber Leſer, der Kamin ſchon je eine Geſchichte erzählt? Wenn es geſchehen, dann wird Dir dies Märchen nicht ſo unglaublich klingen wie wohl die Sagen von Rieſenzwergen und von Steinen und Bächen, die geredet haben, was doch auch nicht ſo ganz wunderbar iſt. Denn wenn einer nur auf eine ſolche Sprache lauſchen will, ſo flüſtern ihm der rauſchende Baum, der Rieſe des Waldes, und die Zwerge, die Pilze und geſchäftigen Inſekten im Mooſe, welche unter ſeinem Schutz und Schatten hauſen, manch geheimnißvolles Wort zu, und der murmelnde Bach begleitet es mit ſeinem Liede.

Nun wird jeder denken, ich will ihn in Waldesſchatten, an den fließenden Quell, über blumige Fluren führen, das ernſte mürriſche Geſicht des Winters in das fröhliche lachende des Frühlings verwandelnd, und am Ende gar enttäuſcht ſein, wenn ich ihn auf die glitzernden kunſtvollen Blumen an den Fenſterſcheiben hinweiſe, die der Winter ſo wunderbar fein und zart gemalt hat, als wäre er ein wirklicher Künſtler und nicht der griesgrämliche Geſelle, als welcher er gern von den Leuten und zwar nicht mit dem freundlichſten Geſicht bezeichnet wird. Ich wollte nur auf den Anfang, den Kamin zurückkommen. Kennt ihr den Zuſtand, der uns traumhaft umfängt, wenn wir vor einem Kamin ſitzen, behaglich in einem niedrigen Seſſel zurückgelehnt in die Glut ſehend, die ſich unſerer Phantaſie, je länger das Auge hineinſieht, immer verſtändlicher erſchließt, bis ſie uns erſcheint wie ein Reich der Feuergeiſter. Angeregt von dem Gaukelſpiel der hüpfenden Flämmchen, die aufblucken und verſchwinden wie neckiſche Kobolde, ziehen Bilder aus der Vergangenheit an uns vorüber, wechſelnde Vorſtellungen wie die aufſteigenden und in der Luft zergehenden Funken ſpielen mit unſeren Gedanken und Träume, wie der am Holze hinzüngelnde leiſe Flammenhauch, nehmen unſere Sinne gefangen.

Dort züngelt eine kleine blaue Flamme verſtohlen unter einer Kohle hervor, dort noch eine. Langſam lecken ſie an dem Holzſcheit hinab, bis ſie vereinigt in heller fröhlicher Flamme aufleuchten. Aber ſie müſſen ſich wieder trennen. Traurig ſchleichen ſie auseinander und verſchwinden wie ſie gekommen, oder eine große Flamme verſchlingt ſie beide.

Das iſt der allgemeine, keine Ausnahme duldende Spruch des Schickſals — ſcheiden. Allmählich theilt ſich auch die große Flamme; ſie wird niedriger. Einzelne Flämmchen leuchten auf — und noch einmal, wie im Todeskampf. Der Kampf wird matter, und bald läßt ein ſchwarzer Kohlenhaufen nichts mehr von den lieblichen und düſtern Bildern ahnen, die wir in dem kleinen ſchwarzen Theater geſchaut.

Es war Weihnachten!

Digitized by Google

Wie viele Erzähler haben ihre Geschichten mit diesen Worten begonnen. Und doch wenn hundert Geschichten damit anfingen, so würde ich mich doch nicht scheuen, die meine zum hundertundeinten Male damit beginnen zu lassen, ohne die Furcht alltäglich zu werden. Denn dies Wort behält seinen, es mit lieblichen Zauber umgebenden Reiz. Es läßt das verlöschende Auge des Greises aufleuchten, und wenn die Kinder unter dem brennenden Tannenbaum jauchzen: es ist Weihnachten, so legen die Eltern manch trübe und liebliche Erinnerung in die leise Wiederholung: es war Weihnachten. Und so ist's heute wieder Weihnachten und zwar der Abend an dem sich der Himmel öffnete, die Engel daraus hervor und auf die schneebedeckten Gefilde hernieder schwebten, den Hirten zu verkündigen von dem Stern, der aufgegangen und ihnen zuzujauchzen: Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen.

Freude herrscht überall. Selbst in der ärmsten Hütte, wo diese holde Trösterin sonst selten einkehrt, zieht sie an diesem Abend ein, wenn auch manchmal nur durch eine blinde Fensterscheibe.

Ihr Schein strahlt von den dürftigen Wachskerzen in das Gesicht der Kleinen, und wirft von dort ihren Widerschein auf die abgehärmten Wangen der Eltern.

Draußen lag der Schnee wie gewöhnlich um diese Zeit tief und es war zu erwarten, daß er immer tiefer wurde, denn die Flocken fielen dicht und der Sturm trieb ihn zu hohen Wällen zusammen.

Glücklich, wer in diesem Wetter daheim bleiben konnte. Am Weihnachtsabend wird ja der Mehrzahl der Menschen dies Glück ihr Heim in der ganzen Behaglichkeit einer frohen Feststimmung genießen zu können.

In der Stadt würde es noch eher gehen. Da glauben wir sogar, ein recht buntes Getreibe in den Straßen gehöre dazu. Die Leute, in Pelzen wohlgeborgen, reich mit Packeten beladen, eilen auf den hellerleuchteten Straßen dem behaglichen Heim zu. — Anders auf dem Lande; die Häuser im Dorfe stehen vereinzelt und der Lichtschein fällt nur eine kleine Strecke vom Hause auf den Schnee. Doch im Inneren ist's behaglich. Alle äußeren Geschäfte sind besorgt. Auch die Gäule und die anderen Thiere haben ein volleres Maß an Futter zugemessen erhalten, damit sie auch wissen, daß Weihnachten ist.

Aus den hohen Bogenfenstern des Schlosses leuchtet mehr Licht in das Dunkel draußen, als aus allen Häusern des Dorfes zusammen. Aber es kommt nicht vom Lichterglanz des brennenden Christbaums sondern von den Glaskronleuchtern, die einen Abend wie den andern brennen.

In einem der vielen Säle, der groß genug wäre, die Bewohner des ganzen Dorfes zu fassen, und das sind gar nicht wenig, und dessen Ausstattung vermuthen läßt, daß sein Besitzer sich wohl hundert Tannenbäume, behangen mit den schönsten Sachen, anzünden könnte, wenn er wollte, wandelt der junge Schloßherr auf und nieder.

Nach menschlichen Ansichten kann er sich jede Freude verschaffen, d. h. soweit sie mit Geld zu erkaufen wäre und das sind ja freilich die wenigsten.

Daß er allein ist, zeugt vielleicht davon, daß er keine Freude hat und der Friede scheint aus seinem ruhelosen Geiste gewichen. Er sieht nicht aus, als ob er geboren wäre wie ein Friedloser umherzuirren.

Digitized by Google

Man glaubte hinter den düsteren Schatten, die auf seinen Augen liegen, einen klaren heiteren Blick zu erkennen und könnte sich die jugendlich schöne Gestalt viel eher von Sonnenschein umgeben, als mit diesen Wolken auf der Stirne denken, die weder zu ihm noch seiner Umgebung stimmen; und noch dazu ist es Weihnachten.

Nachdem er eine Weile in das Dunkel und das Schneegestöber hinausgeblickt, warf er sich in einen Sessel vor dem Kamin und starrte in die Flamme.

Ihm galten die wirbelnden weißen Flocken draußen und die sprühenden, glühenden Funken ganz gleich. Er achtete weder auf das eine noch das andere und schien nicht einmal etwas besonderes zu denken, sondern sich in dem Zustande zu befinden, in dem man wohl fühlt, daß etwas im Innern wühlt und gräbt und arbeitet, sich aber nicht einmal bemüht den Ruhestörer, der einem Schmerz bereitet, näher kennen zu lernen. Das ist die verzweiflungsvolle stumpfe Hingabe an die Empfindung eines dagewesenen, verlorenen, nie wieder zu gewinnenden Glückes.

Plötzlich klang es aus dem Geknister der Flammen, unter den großen Holzblöcken hervor wie Geflüster.

Aus seinen düsteren Grübeleien herausgerissen, blickte der junge Mann aufmerksam in die Glut, und erkannte bald in den leisen Wispern eine Unterhaltung, welche die Holzscheite im Kamin miteinander führten.

Als er nun doch etwas neugierig geworden hinhorchte, hörte er wie gerade ein recht knorriger dicker Stamm zu den andern sagte:

„Ihr fordert mich als den Aeltesten auf, den Anfang mit dem Erzählen zu machen, und etwas aus meinem Leben zu berichten und ihr habt recht. Manches Jahr hat sich der Reif auf meine grünen Nadeln gelegt und wenn mich auch die Leute lobten, daß ich selbst den Winter über mein grünes Kleid behielt, und nicht so kahl und trübselig dastände wie die anderen Gefährten im Walde, so that die Kälte mir doch nicht weniger weh als diesen, und ich freute mich nicht weniger als sie, wenn die Frühlingssonne durch den blauen Himmel brach, wenn die Vögel wieder ihr Lied in meinen Zweigen sangen und die ersten Waldblumen ihre Köpfe aus dem Moose hervorsteckten. Darum ist's mir nun auch ganz recht, daß ich hier bin", fügte er hinzu, „damit ich mich einmal wärmen kann. Nur hätte ich, ehe ich aus meinem Walde scheiden mußte, noch gerne über das Schicksal Einer etwas gewußt, und ist es euch recht, so ist es gerade diese Eine, von der ich euch erzählen will."

„Ja, ja", riefen alle anderen Scheite begierig, „erzähle nur, es wird schon hübsch sein."

„Ja und es ist viel netter, daß es Eine und nicht Einer ist, davon höre ich viel lieber", sagte ein junger vorwitziger Tannenbaum (wir nennen die Scheite nun nach dem, was sie gewesen), „aber wie heißt sie denn?"

„Nur nicht vorlaut, das werden wir schon alles erfahren", verwies ein ehrbarer Baum den jungen Neugierigen.

„So, nun kann es losgehen", und da prasselte und knisterte es

so gemüthlich, und die Flamme schlug lustig empor. Die Scheite drängten sich dichter zusammen — nun konnte es losgehen.

Der Alte begann:

„Ich war eine der größten Tannen im Walde und stand an einer kleinen Lichtung, die eine Art Weg bildete. Darum kamen bei mir mehr Menschen vorüber als bei anderen Bäumen. Meistens ist es ja nur still im Walde, daß werdet ihr auch wissen. Das heißt, ich meine damit nur, der Lärm der Leute drang nicht zu uns. Sonst haben wir ja Leben genug. Denkt nur an die unzähligen Sänger in den rauschenden und lispelnden Zweigen, an das Neigen der Blumen am rieselnden Quell, an das Klopfen des Spechtes an der knorrigen Rinde und an tausend andere Dinge. Ich sagte schon, daß ich am Wege stand und daher wohl mehr Menschen gesehen hätte als andere, aber auch weil ich schon so lange dagestanden. Ich hatte ja nichts zu thun, beobachtete daher die Menschen und gewann mit der Zeit eine Meinung über sie. Doch eine war's, die ich vor allen, welche ich gesehen, am wenigsten wieder vergessen und die ich wirklich lieb gewonnen habe. Das ist jene, von der ich euch erzählen will."

Ein Funke sprühte auf.

Der junge Tannenbaum hatte gesagt: jetzt geht es erst los. Das war der Funke.

„Funken sprühen dürft ihr aber nicht, wenn ich erzähle, das stört mich", sagte der Alte.

„St! stört ihn nicht" flüsterten die anderen und die Flamme brannte ganz bedächtig.

Der Alte war zufrieden und fuhr fort:

„Sie hieß Minna. So nannte sie wenigstens ein anderer, der auch in meiner Geschichte vorkommt, daher weiß ich es. Eines Tages kamen Arbeiter. Es zogen öfters solche durch den Wald, aber diesmal gingen sie nicht vorüber, sondern begannen zu meinen Füßen zu arbeiten. Bald merkte ich, daß sie eine Bank von Moos und Stein dort herrichteten. Ich dachte mir, daß es wohl darauf ankommen müsse, denn der Förster war selbst dabei und wies die Leute an. Und richtig, als sie beinahe fertig waren, kam eine weißgekleidete junge Dame daher.

Die Leute und selbst der Förster zogen ehrerbietig die Mützen, nannten sie „gnädiges Fräulein" und fragten, ob das „gnädige Fräulein" sonst noch Wünsche habe. Sie nickte ihnen freundlich zu, dankte ihnen, daß sie alles so hübsch gemacht hätten, und als sie fort waren, setzte sie sich auf die kleine Bank, sah empor zu meinem Haupte nach den Vögeln, blickte in das Abendroth, das durch die Bäume schimmerte und bückte sich zu den Blumen im Grase.

Sie schien gern dort zu sein. Doch wurde es spät und sie machte sich bald auf den Heimweg."

„Nun geht sie schon wieder fort. Ich dachte nun fing es erst recht an; und wie sah sie denn aus?" rief der unverbesserliche junge Tannenbaum dazwischen und die Funken sprühten empor.

„Du bist doch hier gar nicht zu gebrauchen und störst uns", riefen unwillig die anderen, und nun sprühten die Funken von allen Seiten,

Digitized by Google

bis endlich der Alte, der immer in gleichmäßiger Flamme weiter brannte, zur Ruhe mahnte.

„Wie ein Mensch aussieht, läßt sich schwer beschreiben", sagte er bedächtig. „Mir war bei ihrem Anblick zu Muthe, als wenn die Frühlingssonne hervorbricht, so müßt ihr sie euch denken. Ich kann nur noch sagen, daß sie in ihrem weißen Kleide über den grünen Rasen schwebte, wie ich mir die Elfen denke, die früher ihren Reigen unter den Bäumen getanzt haben, wie sich die Leute erzählen.

Doch ich will fortfahren. Von diesem Tage an kam sie öfter. Bald freute ich mich auf die Stunde, in der sie zu kommen pflegte, gerade so wie ich mich über den Sonnenstrahl freute. Als sie einmal wieder wie gewöhnlich mit einem Buche zu meinen Füßen saß, trat plötzlich eine andere Gestalt in die Lichtung.

Es war ein Mann, aber einer, wie man ihn auch nicht alle Tage sieht.

Ich bemerkte ihn eher als Minna, und hatte Zeit ihn zu betrachten, denn er blieb überrascht stehen. Zwei Theile wußte ich denn auch gleich von ihm, nämlich, daß er sehr schön und sehr vornehm war. Besonders gut gefielen mir seine Augen, mit denen er so lustig, so offen und doch so sinnig blickte.

Ueber seiner Schulter hing ein Gewehr. Er hatte hohe Stiefeln an und schien gejagt zu haben, denn er sah ganz erhitzt aus. Während er noch immer unbeweglich stand, blickte Minna auf. Da hatte er auch schon den Hut in der Hand und trat heran. Ich sah nun, daß ihm die Locken, die über seine Stirne fielen, noch besser kleideten als alles andere und daß Minnas Wangen roth waren. Das kam wohl vom Schein der Abendröthe, die gerade durch die Bäume fiel. Vielleicht hatte sie sich auch ein bischen über sein plötzliches Erscheinen erschrocken, was gar nicht zu verwundern war, denn seit die Bank dort errichtet war, kam nur noch selten jemand vorüber. Sie schienen schnell, sie ihren Schreck, er sein Erstaunen, vergessen zu haben, denn sie lachten bald sehr fröhlich miteinander, und als sie sich nun auch erhob und neben ihm stand, fiel es mir auf, daß sie aussahen, als gehörten sie zusammen.

Als Minna am nächsten Tage wiederkam, brachte sie sich freilich wieder ein Buch mit, aber sie las nicht so eifrig wie sonst. Es lag öfters in ihrem Schoß. Sie blickte darüber hinweg und lächelte, sah dann wieder ganz ernsthaft aus, bis wieder ein fröhlicher Gedanke hervorbrach.

So trieb sie es mehrere Tage. Das Buch sah sie immer weniger an, desto öfter und wie mir schien immer fröhlicher lächelte sie.

Eines Tages aber hatte sie ihr Buch gar nicht mehr mitgebracht. Statt dessen aber einen anderen Gefährten, in dem ich, als sie näher kamen, den jungen Mann, den ich neulich zum ersten Male gesehen, erkannte. Heute hatte er kein Gewehr über der Schulter, aber seine Augen blitzten noch eben so lustig wie an jenem ersten Tage, und sie sah noch eben so fröhlich aus als damals, als sie sich über die Bank freute. Auf diese ließen sie sich beide nieder. Es war nicht wie neulich, als er, den Hut in der Hand, vor ihr stand. Sie lachten nicht so viel zusammen, und sprachen nicht einmal immer. Von dem, was sie

Digitized by Google

redeten verstand ich aber nicht viel, und was sie eigentlich trieben, dafür fehlte mir das Verständniß. Und doch beobachtete ich sie gerne, freute mich an ihrem Anblick und dachte, wenn sie fortgingen, ob sie wohl wiederkommen würden?

Sie kamen wieder. Ebenso regelmäßig zusammen, wie sie früher allein gekommen waren. Gewöhnlich kam als dritter ein großer Hund mit, der, wie ich bald bemerkte, eben so treue Augen hatte wie sein Herr.

Derselbe lag meistens zu Minnas Füßen, hatte den Kopf auf ihren Schoß gelegt, und sah so verständnißvoll aus, als wenn er alles wüßte, was um ihm vorging.

Da dachte ich denn, wenn der Hund das weiß, so werde ich es doch auch verstehen können, und beobachtete noch aufmerksamer. So begriff ich denn mit der Zeit manches und hatte so im stillen meine Gedanken für mich. Ich sah, daß die Augen des jungen Mannes am hellsten strahlten, wenn sie auf Minnas Gestalt ruhten und das thaten sie meistens; daß aber auch sie oft lange in die seinen schaute, oft so lange, wie sie sonst auf einer Seite ihres Buches gesehen, und es schien als stände darin ebenfalls etwas geschrieben, was ihr Vergnügen machte zu lesen.

Ich sagte euch vorhin, daß es mir gleich vorgekommen sei, als ob die beiden zusammen gehörten.

Es schien wirklich so zu sein. Sie saßen so dicht neben einander, daß jeder, der sie aus der Ferne sah, denken mußte, es sei nur ein Mensch, hätte sie nicht ein weißes Kleid angehabt, das doch von seinem dunklen Rock abstach. Er schien es auch gar nicht recht aushalten zu können, wenn er nicht wenigstens ihre Hand in der seinen hielt. Denn öfter, wenn die ihre auf dem Kopfe des Hundes ruhte und sie sich zu demselben niederbeugte, sah er wohl einen Augenblick zu, lächelte auch ganz vergnügt. Es dauerte ihm aber immer zu lange. Dann legte er seine Hand auf die ihre und zog sie so ganz leise zu sich heran und wenn sie dann zu ihm aufsah und ihn anlächelte, war er erst ganz zufrieden.

Manchmal warf er sich sogar neben dem Hunde nieder und legte seinen Kopf auf ihre Hand. Sie strich mit der anderen über sein Haar, spielte mit seinen Locken und sah zu ihm nieder. Ich konnte ihre Augen nicht sehen, aber es mußte wohl ein anderer Blick darin sein, als der, mit dem sie den Hund anzusehen pflegte. Denn der konnte ihn aushalten und sah sie wieder an. Wenn aber der schöne Mann zu ihren Füßen den Kopf erhob, so strahlte er wohl — die Menschen nennen das vor Glück — aber dies Glück schien so groß, daß er es gar nicht tragen konnte, denn er ließ seine Lider wieder sinken und dann barg auch sie wohl ihr Gesicht in sein dichtes Haar und so saßen sie lange."

Die Tanne schien selbst gern bei diesem lieblichen Bilde zu verweilen.

„Es ist so hübsch, erzähle noch mehr davon, was sie thaten", bat der junge Tannenbaum, und diesmal wurde der Alte gar nicht böse wegen der Unterbrechung. Es freute ihn doch, daß die andern gern hören mochten, was ihm noch in der Erinnerung so hübsch erschien. Er sagte denn auch ganz freundlich:

Digitized by Google

Morgentoilette.

Nach dem Originalgemälde von Guſt. Igler.

Digitized by Google

„Ich könnte euch wohl noch vieles von dem Zusammensein dieser beiden erzählen, aber ich darf auch nicht alles verrathen, was ich gesehen und gehört. Ich erzähle nur, was nothwendig ist, damit ihr euch ungefähr denken könnt, wie es gewesen."

Als die anderen Einspruch erhoben, daß es ja niemand höre, sagte er schnell:

„Ich muß mich auch sputen, daß ich zu Ende komme, sonst verlöschen wir noch eher. Ihr würdet euch auch vielleicht doch noch langweilen, wenn ich so ausführlich erzähle, denn eigentlich muß man so etwas immer selbst mit erlebt haben. Doch ich will fortfahren. So wie ich's euch erzählt habe und noch anders trieben sie's den ganzen Sommer hindurch. Da kam der Herbst.

Das Laub der andern Bäume wurde gelb, und wenn auch die Nadeln an meinen Zweigen grün blieben, so wirbelten doch zu meinen Füßen welke Blätter und als eines Tages die beiden wieder zu der Bank kamen, da waren auch die Singvögel fort.

Es wehte schon ein herbstlicher Wind durch den Wald. Sie schienen zu frieren, denn sie schmiegten sich enger aneinander. Das war's aber nicht allein, sondern sie schienen traurig wie wir Bäume im Walde über den kommenden Winter. Nur einen Augenblick saßen sie auf der Bank.

Sonst suchte er ihr die schönsten Blumen des Waldes, heute pflückte sie einige, die letzten, die auf dem schon bräunlichen Boden blühten, band sie mit einem rothen Faden zusammen und steckte sie ihm vorn in den Rock. Dabei ließ sie ihren Kopf an seine Brust sinken. Ich glaubte zu sehen, daß sie zitterte, meine auch nicht, daß das vom Winde kam. Der Mensch läßt sich nicht so leicht bewegen wie ein Blatt.

Von da an sah ich ihr Gesicht gar nicht mehr. Sie hielt immer ein weißes Tuch davor. Als sie aufgestanden, trat er ganz nahe an sie heran und sein Auge blickte sehr ernst und traurig. Es stand ihm das aber nicht schlechter. Sie standen lange so nahe aneinander, daß ich Minna kaum sehen konnte, denn er hatte sich über sie gebeugt und war sehr groß, und sein Haupt ruhte auf dem ihren.

Endlich trennten sie sich. Doch als er einige Schritte gethan, wandte er sich noch einmal um. Sie hatte den Arm nach ihm ausgestreckt.

Da kehrte er noch einmal zurück, warf sich vor ihr nieder, sprang wieder auf, zog sie so heftig an sich, daß ich glaubte, er müsse ihr weh thun, und dann wandte er sich schnell ab. So große Schritte hatte ich ihn noch nie machen sehen wie jetzt, als er fortging.

Einen Augenblick blieb Minna stehen. Als er sich aber nicht wieder umsah, eilte auch sie fort. Ihr Gesicht habe ich nicht wieder gesehen, denn sie hielt noch immer das Tuch davor. Am nächsten Tage blieb sie fort. Die folgenden auch. So kam der Winter. Derselbe verlief wie gewöhnlich für uns. Ich brauche euch nicht davon zu erzählen. Erstlich weil jeder von euch schon einige Winter im Walde verlebt hat, dann auch weil ich die, von der ich euch erzähle, nicht wiedersah.

Wenn ich aber einmal aus meiner Erstarrung erwachte, so dachte

Digitized by Google

ich ihrer oft, wie Frühlingshoffnung und mir wurde ordentlich warm unter meiner winterlichen Umhüllung. Der Winter war sehr lang. Ich denke mir, daß auch andere als nur wir Waldbewohner sein Ende herbeigesehnt haben. Endlich fühlte ich es wie Erlösung. Es war als ob ein frischer Lebenssaft durch meinen Stamm rieselte. Das hatte die Sonne gethan. Sie nahm leise die Hülle von uns allen und frei und erleichtert streckten wir ihr die Zweige entgegen. Doch nun spreche ich von mir. Ich wollte das nicht, aber es ist etwas gar so schönes, wenn einem das schwere Winterkleid abgestreift wird und die Frühlingsluft durch alle Fasern bebt.

So hielt denn der Frühling wie alle Jahre seinen Einzug. Mit ihm erwartete ich auch Minnas Wiederkommen.

Die Vögel waren schon wieder da und besserten emsig an ihren Nestern, was ihnen die rauhen Winde, die unstät auf der Erde umherfahren und kein Heim haben, neidvoll zerstört hatten. Die blauen Kleider der Veilchen schimmerten schon durch das grüne Moos. Da kam auch Minna, und zwar kam sie täglich wieder.

Aber immer nur mit einem ihrer Gefährten vom vorigen Jahr, über den ich mich mehr wunderte, als wär's der andere gewesen, nämlich mit dem Hund.

Wer mochte dessen Herr sein? Wenn ich Minna beobachtete, kam es mir vor, als sei sie etwas anders geworden. Sie sah oft lange in die Ferne, als zöge sie dort etwas hin. Fiel ihr Blick dann auf den vor ihr sitzenden Hund, so liebkoste sie ihn vielmehr als sie früher gethan hatte. Ihr könnt euch nicht denken, wie verschieden die Menschen sein können, auch wenn sie allein sind, und wie viele Ausdrücke sie für ihr Wesen haben, die andere gar nicht so zu verstehen vermögen. Geahnt habe ich allerdings später manches. Doch konnte ich mir immer nicht recht klar werden.

So brachte sie öfters einen Brief mit, den sie sehr lange las und wenn sie ihn gelesen, drückte sie ihr Gesicht darauf, und dann fing sie wieder von vorne an. Später suchte sie oft die noch spärlich blühenden Veilchen, sah sie lange an, den Kopf an meinen Stamm gelehnt, was sie jetzt öfter that und was ich besonders gern hatte, drückte ihre Lippen darauf, und legte sie dann in ein kleines Buch.

Warum sie das alles gethan, weiß ich nicht. Die Menschen thun gewiß alle so etwas, der eine dies, der andere jenes. Ich glaube nicht, daß sie etwas besonderes gethan, wenigstens nichts besonders thörichtes. Das dachte ich wohl öfters, daß sie alles sehr hübsch machte, und derjenige, der die Blumen erhielt, sich noch mehr darüber freuen müßte als über anderes, denn daß sie dieselben nicht für sich pflückte, konnte ich mir ebenfalls denken. Frühling und Sommer gehen immer schnell dahin.

Es war denn die Zeit gekommen, wenn das Laub am dunkelsten ist und der Chor der Vögel am vollsten ertönt, weil die jungen ihre Stimmen schon mit den Alten mischen.

Da geschah wieder etwas besonderes in unserem eintönigen Leben.

Minna hatte mit jedem Tage länger und gespannter die Augen geradeaus gerichtet, als ob sie auf jemand warte. Aber es war immer vergeblich gewesen. An dem Tage nun, von dem ich erzählen

will, saß sie mit gesenktem Haupte, als plötzlich der Hund, der sonst nie von ihr ging, mit lautem Bellen aufsprang.

Ich sah auf, da stand der zweite Gefährte.

Mit mir zugleich hatte Minna ihn erblickt. Viktor! jauchzte sie und flog auf ihn zu.

Ich hatte ordentlich einen Schreck bekommen vor Freude, als ich ihn erblickte, und es war mir durch alle Fasern gefahren. Aber plötzlich war es mir, als hörte mein Saft auf zu rinnen. Wie anders sah er sie an als früher. Größer schien er geworden, indem er noch immer auf demselben Flecke dastand. Die Hand hatte er weit ausgestreckt, aber nicht um Minna heranzuziehen wie sonst, sondern damit sie nicht näher kommen sollte.

Nicht einmal seine Augen waren dieselben. Die Lustigkeit war ganz daraus verschwunden. Sie waren nicht einmal so ernst und traurig wie das letzte Mal. Sie waren eben ganz anders und seine ganze Gestalt konnte ebensogut ein Baum des Waldes sein, so unbeweglich stand er.

O und ihr hättet sie sehen sollen. Weißer als ihr Kleid war ihr Gesicht. Die Hände hatte sie gefaltet und das Gesicht, das sie so fröhlich zu ihm zu erheben pflegte, tief gesenkt.

Als sie einen Augenblick so gestanden, hob sie den Blick zu ihm und faßte ganz leise seine ausgestreckte Hand. Er zog sie zurück. Da trat sie noch näher, ganz nahe an ihn heran, legte ihren Kopf auf seine Schulter und sah ihn an, mit einem Blick — ich sah wohl, daß sie ihn um etwas bat, wußte aber auch, daß ich es ihr gewährt hätte, und wenn ich nie wieder hätte Vogelsang hören und nie die Sonne scheinen sehen sollen. Er aber wandte sich ab und sah ihren Blick gar nicht. Er nannte nur einen Namen. Auch seine Stimme klang anders. Wie das Rauschen der Blätter sich anders anhört, wenn ein sanfter Wind sie leise bewegt, als wenn ein Orkan pfeifend durch sie hinfährt. Es war ein Name, den ich ihn früher schon hatte nennen hören. Sie hatte dann stets gelacht, und war er heftig geworden, hatte sie ihm Blumen gebracht, und er schien bald alles vergessen zu haben. Heute aber lachte sie nicht. Ich glaube, sie hatte das Lachen in dem Augenblick verlernt, als er sie so unfreundlich zurückgestoßen, in dem Augenblick, auf den sie sich gewiß schon so lange gefreut. Sonst würde sie nicht so gejubelt haben, als er endlich da war. Er sprach noch einige heftige Worte, auf die sie nichts antwortete, sondern nur seine Hand zu fassen versuchte. Doch vergeblich.

Langsam zog er den Hut und kehrte um, wie er gekommen. Es kam mir vor, als setzte er den Fuß fester auf den Boden als sonst. Für gewöhnlich hatte er einen leichten Schritt wie Minna. Sein Hund, dem er gewinkt hatte, ging mit gesenktem Haupt hinter ihm. Vergeblich streckte Minna heute die Hand aus, er wandte sich nicht um. Da schlang sie den Arm um meinen Stamm und legte ihre weiche Wange gegen meine harte Rinde. Ich fürchtete, sie würde sich wehe thun, aber sie schien nichts zu fühlen. Der Thau, der aus ihren Augen rann, mochte den Schmerz lindern.

Mir wurde ganz wunderbar bei ihrer Berührung zu Muthe und

ich konnte nun erst recht nicht begreifen, daß ihr Gefährte dies nicht hatte dulden wollen und nicht schon um dieses gethan, was sie wünschte.

„Viktor, Viktor", hörte ich sie wieder rufen, aber ihre Stimme klang leise und zitternd. Sie konnte nicht daran denken, daß er es noch hören sollte, denn er verschwand bereits immer mehr zwischen den Bäumen. Da rief sie noch einmal ganz laut: „Ingo! — Laß mir wenigstens den Hund, Viktor!" Dieser wandte sich halb um, strich leise über den Kopf des Hundes und wies mit der Hand zurück. In weiten Sätzen kam jener und schmiegte sich an Minnas Füße. Diese umfaßte ihn mit beiden Armen, drückte ihr Gesicht fest an seinen großen Kopf und sprach mit ihm, wie mit einem Menschen.

Ich bemerkte jetzt, daß sie weinte, denn sie konnte kaum sprechen. Ich hörte nur, daß sie sagte: „Ingo, Du verläßt mich nicht, bleibe bei mir, Ingo!"

Ich wußte jetzt, daß Viktor ihr etwas gethan hatte und konnte ihm darum ordentlich böse sein. Ingo mochte ich aber seit jenem Tage viel lieber leiden als sonst.

In der nächsten Zeit kam Minna gar nicht und als sie endlich wiederkehrte, war auch sie verändert.

So viel ich mich auch bemühte, ich konnte den hellen fröhlichen Schein in ihren Augen nicht wiederfinden. Ich wußte, daß sie traurig sei. Was das ist, können wir ja nicht recht verstehen. Denn es schien die Sonne für sie so gut wie für uns, und war auch der Winter vor der Thür, so konnte sie, wie wir, selbst auf den Frühling hoffen. So kam wieder der Winter. Derselbe brachte, wenn er auch im allgemeinen kalt und strenge war, doch manchen schönen sonnigen Tag.

An einem dieser sonnigen Tage kam Minna mit einer alten Dame den sonnigen Waldpfad daher. Als sie näher kamen, erkannte ich die Herrin des Gutes, auf dessen Gebiet ich stand, Minnas Mutter.

In der Nacht vorher war ein furchtbarer Sturm durch den Wald dahin gebraust und hatte mehrere alte Bäume umgerissen, unter denen war auch ich.

Als Minna mich über den Weg hingestreckt liegen sah, weinte sie. Ich schien ihr doch lieb gewesen zu sein. Sie bat die alte Dame mich fortbringen zu lassen und sprach lange mit derselben auf jenem Platze.

Ich hörte nur einiges. Sie sagte, sie wolle gerne alles tragen, wenn nur er nicht so schlimmes von ihr dächte — sie meinte Viktor — und wenn er nicht auch unglücklich sei. Es sei ja alles nur die große Liebe zu ihr Schuld gewesen. Sie nannte auch ein Wort, daß wie Eifersucht klang. Ich weiß nicht was das ist, aber wenn es eine Eigenschaft des Menschen bedeutet, so muß es eine schreckliche sein, die ihn blind und taub macht, denn blind und taub mußte man sein, wenn man Minna etwas zutrauen konnte, das nicht rein wie der Schnee zu meinen Füßen war.

„O, Mama, wenn er käme — in Jahren noch, wie würde ich glücklich sein. Gewiß, ich wollte ihm nicht böse sein, er ist ja auch unglücklich."

Das sind die letzten Worte, die ich von ihr gehört. Ich habe sie überhaupt nicht wieder gesehen. Denn am nächsten Tage kam der

Digitized by Google

Förster mit seinen Leuten, um mich aus dem Walde zu holen. Ich freute mich schon als der eine sagte:

„Das wird ein Prachttannenbaum fürs Schloß. Das gnädige Fräulein nimmt ihn gewiß für die Bescheerung der Dorfkinder. Dafür giebt sie stets das Beste her.“ Aber der Förster erwiderte, die gnädige Frau habe befohlen, mich nicht aufs Schloß zu bringen, da mein Anblick für Fräulein Minna traurig sei. So wurde ich denn in Stücke gehauen und mit den anderen auf einen Wagen geladen. Ich kam hierher. Das übrige wißt ihr.

Das ist die Geschichte von Minna, ich hätte gerne gewußt, wie es weiter geworden. Ob sie wohl im Frühling wieder zu der Bank kommen wird und allein oder mit Viktor?“

Die andern Bäume schwiegen ganz nachdenklich still. Die Flamme brannte schon ganz niedrig.

„Aber das wißt ihr vielleicht nicht, daß heute Weihnachten ist“, sagte der alte Tannenbaum.

Da erhob sich plötzlich eine hohe Gestalt vor dem Kamin. Erschrocken schwieg auch der Alte, als er sah, daß er belauscht war.

„Himmel! Da ist er selbst“, flüsterte er. „Na, es schadet nicht. Nun weiß er wenigstens, was ich von ihm denke, und daß er unrecht hat. Nun wird vielleicht noch alles gut“, damit fielen er und die anderen Scheite polternd zusammen.

Der Lauscher am Kamin hatte noch aufmerksamer zugehört als die jüngeren Gefährten des alten Erzählers. Ganz still hatte er gesessen und nur manchmal sein Gesicht mit den Händen bedeckt. Als aber der Tannenbaum von dem, was Minna im Walde ihrer Mutter gesagt, erzählte, hatte er eine Bewegung gemacht, als wolle er aufspringen. Doch schien ihn die Geschichte zu sehr zu interessiren.

Nun aber stand er da mit ganz verklärtem Gesicht. Man hätte glauben sollen, es sei ein ganz anderer, wenn man nicht schon vorher gedacht hätte, so müsse er eigentlich aussehen. Er preßte die Hand aufs Herz:

„Ja, heute ist Weihnachten“, sagte er mit bebender Stimme, aus der verhaltener Jubel klang.

Einen Augenblick später sprengte ein Reiter vom Schloßhof in das Wetter hinaus. Weder er noch sein Roß achteten des wirbelnden Schnees und pfeifenden Windes. So gings in den Weihnachtsabend hinein.

* * *

Im Saale auf dem benachbarten Gute sieht es weihnachtlich aus mit den großen, mit Geschenken belegten Tafeln.

Unter dem großen brennenden Weihnachtsbaum steht ein junges Paar und eine würdige Matrone.

Die Augen der jungen schönen Menschen ruhen tief ineinander. Neben ihnen steht ein großer Hund, auch ein alter Bekannter, der sich freut in zweien einen Herrn gefunden zu haben.

„Wie kommt es, daß sich gerade heute Dein Herz gewandt hat“, flüsterte Minna, „das haben wir gewiß dem Weihnachtsengel zu verdanken.“

„Und unserem guten alten Tannenbaum", sagte Viktor glücklich lächelnd, sie fester an sich ziehend. (Wie würde der sich gefreut haben, hätte er das gehört!)

Sie verstand ihn zwar nicht, aber das war auch nicht nöthig. Sie war ja zufrieden und vielleicht erzählte er es ihr später einmal.

Sie konnte mit ihrem Weihnachtsengel auch recht haben. Denn der geht an keinem vorüber. Auch nicht an dem, der ihm keinen Lichterbaum zum Empfang anzündet. Dem bringt er dann selbst einen und wenn's auch keiner mit Wachskerzen war, so war's doch ein Tannenbaum gewesen, der als schönstes Geschenk dem armen Einsamen Friede und Freunde in seine weiten reichen Räume gebracht hatte. Als sich die großen Flügelthüren öffneten, die fröhliche kleine Schaar hereinströmte, die weichen Kinderstimmen anhuben ein Weihnachtslied zu singen und der Prediger feierlich sprach: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen", da sank der Kopf des jungen Mannes auf das Haupt des lieblichen Mädchens und eine Thräne rann leise in ihr seidenweiches Haar. Sie galt gewiß dem guten alten Tannenbaum.

Kleinstädtische Briefe.

Klein-Wintersleben, Dezember 1885.

Draußen, wo die letzten Häuser stehen, wohnt sie in einer ererbten kleinen Lehmhütte, die Schulmeisterswittwe. Fünfzig Mark Jahrespension, ein Morgen Feld, ein halber Garten, die Hütte und eine bildschöne Tochter, Regine mit Namen, nebst drei Ziegen sind des Haushaltes ganzer Reichthum. Das Hauptstück, die drei Ziegen. Haben aber auch, wie alle ihresgleichen, die böse Gewohnheit, nur durch den Hals zu melken und obendrein sind's verzweifelt wählerische Leckermäuler, die alle Tage was anderes wollen. Hat ihre helle Noth mit ihnen, die Regine. Besonders im Sommer mit dem Grünfutter. Muß alle Tage geschafft werden und wenig nur geben Garten und Feld her, soll da auch noch Kartoffelfrucht, Gemüse und Flachs gebaut werden. Wachsen da aber nun in der großen königlichen Forst, die Klein-Wintersleben von zwei Seiten umschließt, auf ein paar Lichtungen die würzreichsten Kräuter, just die, wonach den Ziegen die Mäuler wässern. Freilich, aufs strengste ist's verboten, in der königlichen Forst Gras zu schneiden. Indeß, die Regine in ihrem naiven Sinn stützt sich aufs Naturrecht. Der liebe Herrgott läßt ja die Kräuter wachsen, nicht der König. Sie geht also Gras schneiden in der Forst des Königs. Wäre ja auch kein rechtes Evakind gewesen, hätte sie's nicht gethan. Mit Herzklopfen, mit Zittern und Zagen zwar geht sie immer, denn eine Himmel-Höllen-Angst hat sie vor dem jungen Herrn Förster, der erst vor ein paar Monaten gekommen ist, noch keine Frau hat und der sie, geht er am Häuschen vorüber und sie steht gerade in der Hausthür oder am Fenster, allemal mit so ganz eigenem Blick ansah, daß ihr das Blut flammend heiß in die Wangen schoß. Herr des Weltalls! wenn der sie einmal träfe! Nein! die Schande! Und richtig! er

Digitized by Google

traf sie 'mal. Just hat sie ihre Hucke voll geschnitten, will sie eben aufnehmen, als er unversehens plötzlich vor ihr steht. Heiliger Gott! wie sie zittert! Die Hände bittend gefaltet, schlägt sie in stummem und doch so beredtsamem Flehen die Augen zu ihm auf. Und was für Augen! Er muß ordentlich blinzeln, der junge Jägersmann, vor dem so innig sanften Flehen dieser Augen. Aber als gewissenhafter Beamter notirt er doch in seiner Schreibtafel den Namen der Kontravenientin, unbeirrt durch das holde Flehen von ein paar süßen Mädchenaugen, zeigt er die Regine pflichtschuldigst auch an bei dem Herrn Amtsanwalt und das Amtsgericht citirt sie — o! über die Schande! und die Regine muß kommen. Nein! die Augen aus dem Kopfe fast schämt sich die arme Dirne, und einen Groll hat sie auf den Herrn Förster, einen Groll, Jesus, nein! es ist gar nicht zu sagen, wie! Und der Herr Amtsrichter verurtheilt das sündige Kind wegen Forstfrevels in den vierfachen Werth des entwendeten Grases. Macht sechzig Pfennig. Vier, sechs Wochen verbirgt sich die Regine vor aller Welt. Endlich, an einem Sonntag faßt sie doch das Herz, wieder in die Kirche zu gehen, frommen Sinnes dem lieben Gott den vom weltlichen Richter schon bestraften Frevel auch noch abzubitten. Christe! da sitzt ihr gerade gegenüber der böse, der verhaßte Herr Förster und schaut sie ohne Unterlaß an, mit Blicken, so wunderbar, daß ihr der rothe Flammenschein gar nicht aus den Wangen kommt und die nächstsitzenden Mädchen, trotz Gesang und Predigt, bedeutsam verdächtig in die Resedasträußchen hineinkichern. Voller Scham und doch voll ahnungsvoll süßer Furcht flieht Regine nach Hause, als die Kirche aus ist. Du mein Herrgott! da kommt aber auch der Herr Förster geraden Weges aufs Haus zu. Allerbarmer! was kann der böse Mann nur wieder wollen? In angstvoller Beklommenheit flüchtet das Mädchen in den Ziegenstall. Wie ihr das Herz klopft, die Pulse fliegen! Und da ruft die Mutter, sie solle kommen, der Herr Förster behaupte, er müsse sie nothwendig etwas allein fragen. Zagenden Schrittes, lautpochenden Herzens, heiße Glut auf den Wangen tritt sie ins Stübchen. Und der Herr Förster? Was so nothwendig muß er denn die Regine allein fragen? O! die alte, tausendmal schon wiederholte Frage nur:

„Und wolltest Du wohl die Jägerin sein,
Du rosenrothes Herzmägdelein?
Trarah! Trarah!
Das Mägdelein flüsterte: Ja!"

Wie Sie sehen, meine schönen Damen, in der königlichen Forst um Klein-Wintersleben ist gut Gras stehlen! C. Sp.

Kleine Bosheiten.

In gesellschaftlichen Apophthegmen von Susanna Gräfin S—h.

Auch der Salon hat seine Mysterien. Nur die täppische Hand der Taktlosigkeit rührt an deren Schleier.

Was anrüchigen Männern zur Last gelegt wird — unberührte Mädchenseelen haben kein Verständniß davon. In seinem Dunkel wirkt es aber gerade auf diese mit bannehmendem Zauber.

Digitized by Google

Geniale Sinnenmenschen sind allerzeit die Löwen der Salons gewesen.

Die Liebe in ihrer idealen Reinheit ist eine Religion, ein Gottesdienst. Im Salon ein, bald mehr, bald minder liederlicher Realismus.

Weshalb eine alte Jungfer ihres Hundes kalte Schnauze küßt, ihm flanellene Modestien anzieht? Aus Berufsverfehlung.

Nicht umsonst giebt das Volksmärchen dem Aschenbrödel die höchsten Liebreize. Das ist die Herdflamme, die sie zeitigt.

Selbstbeherrschung ist oft weniger eine Charaktereigenschaft, als eine Folge der guten Gewohnheiten der Gesellschaft.

Im Salon mit einem gewissen Anstrich von Gravität sich geben, ist das sicherste Kriterium der geistigen Beschränktheit.

Ein Mann, der eine schöne Frau von Geist und Anmuth heiratet, darf nicht vergessen, daß sie dadurch, daß sie das ist, was sie ist, angeborne Anrechte hat auf die Huldigung der Welt.

Die bettelnde systematische Wohlthätigkeit, die sich in den Salons breit macht, ist ein widerlicher Abscess unserer gesellschaftlichen Verhältnisse.

Keiner gewiß hat mehr Respekt vor dem in seinem Werth bescheidenen selfmademan, als der wirkliche Aristokrat. Der mit irgend einem gleichgiltigen Orden emaillirte, reich gewordene Hoflieferant, der geadelte ehemalige Holz- oder Viehhändler von Schmidt, in seines Nichts durchbohrendem Gefühl eselhaft brutal, weil er Geld hat, wie aber will der auf Achtung Anspruch erheben?

Ein Mann von feuermagnetischer Kraft im Salon, ein Leichenfeld von Frauenherzen.

Die Signatur des Abenteuerlichen am Mann ist im Salon immer ein Accidenz, das Relief verleihet.

Im Salon ist erlaubt, was ergötzt.

Die Erkenntniß ist immer fruchtbar. In der Gesellschaft soll man niemals Verlangen danach tragen.

Ein Mann aus der Gesellschaft kann unbeschadet seines sozialen Rufes eine schmucke dralle Bauernmagd zur Geliebten, niemals aber einen Bauer zum Freunde haben.

Das Denken ist ein Akt der Freiheit, den auch der Salon gestattet. Was man denkt, aber für sich behalten, das ist sein Fundamentalgesetz.

Nippsachen.

In Geldsachen hört die Gemüthlichkeit auf. Das ist ein Wort, welches nicht nur bei uns in Europa und noch mehr bei unseren Gegenfüßlern, den Herren Amerikanern, sondern auch im fernen Asien seinen Werth und seine Bedeutung hat.

Wie man aus dem soeben erschienenen neuesten Jahrgange des „Diplomatischen Jahrbuches", einer Quelle, bei welcher jede Annahme von Flunkerei von selbst ausgeschlossen ist, ersieht, kann im Königreich Siam der Finanzminister jederzeit abgesetzt werden, und zwar ohne gesetzliches Erkenntniß, wie es zur Absetzung jedes andern Ministers auch dieses Landes erforderlich ist. Daß die guten Siamesen gerade bei dem Manne, welcher ihren nervus rerum zu verwalten hat, so summarisch verfahren, und so kurzen Prozeß machen, muß übrigens seinen guten Grund haben. Dieser wird uns leicht begreiflich, wenn wir jener Quelle weiter folgen, die uns mittheilt

daß die Einnahmen des Königs von Siam auf höchstens (!) 15 Millionen Mark geschätzt werden, da der größte Theil der Einkünfte von den Beamten, die nur nominell einen Gehalt beziehen, unterschlagen wird. Bitte, das genügt!! Hst.

Frauen als Aerzte. Ueber die Anstellung weiblicher Assistenzärzte wird augenblicklich in Paris viel hin und her debattirt. Nicht nur die medizinische Welt erhitzt sich dafür und dagegen, auch im großen Publikum haben sich leidenschaftliche Theilnehmer für und gegen das „weibliche Internat" — dies die Pariser Bezeichnung — erhoben. Die Pariser Blätter veröffentlichen Stimmen von Autoritäten, unter denen bei allen öffentlichen Dingen diejenige Viktor Hugos am meisten Gewicht hat. Der Dichtergreis hat nun folgendes kuriose briefliche Manifest im Lapidarstil erlassen:

Mein Herr! Die Frauen einschließen oder ihnen die Freihei lassen: das ist das Dilemma.

Ich denke nach.

Die eingeschlossene Frau — Mysterium.

Die freie Frau — Hoffnung.

Also!

Ich drücke Ihre loyale Hand. Viktor Hugo.

Man könnte einen Preis für denjenigen aussetzen, der aus diesen Briefhieroglyphen des Dichters Meinung herauslesen kann.

Sehr interessant ist Emile Zolas Antwort. Der Apostel des Realismus schreibt:

Lieber Kollege! Sie können dreist sagen, daß ich das Internat billige. Welche Unzuträglichkeiten sieht man darin? Will man die Wahrheit noch weiter verstecken? Fürchtet man, den Frauen etwas beizubringen, was sie eigentlich besser als wir wissen sollten? Außerdem wissen sie es, oder sie rathen es. Man thue doch nicht so, als wolle man ihre sogenannte Schamhaftigkeit schonen, diese Heuchelei macht mich rasend.

Sagen wir alles! Ich habe es bewiesen, als ich meine „Joie de vivre" schrieb: Ich beweise es weiter in dem Roman, den Ihr Blatt bringen wird. Wird man Geschrei darüber erheben? Meinetwegen. Man schreit ja immer. Was liegt mir daran! Ich gehe meinen Weg geradeaus wie ein Ochs vor dem Pfluge, und ich fahre fort, meine kräftige und gesunde Arbeit zu erledigen. Der Ihrige Emile Zola.

Die Meerschaum-Minen in Klein-Asien. Die ausgedehntesten Ablagerungen von Meerschaum in Klein-Asien finden sich etliche Meilen südöstlich der Stadt Eski-scheer, früher Dorylea genannt, deren Einwohner, gegen 12,000 Armenier und Türken, hauptsächlich mit Sammeln und Verhandeln dieses Minerals beschäftigt sind. Es liegt ziemlich tief in der Erde, so daß Schächte von 9 bis 11 Meter Tiefe getrieben werden. 40 bis 50 Leute arbeiten in einer Mine, bilden eine Genossenschaft und theilen den Gewinn unter sich.

Die Stücke sind gewöhnlich von unregelmäßiger Gestalt und von sehr verschiedener Größe, von Nußgröße bis $^1/_2$ Quadratmeter und mehr. Die größten Stücke sind die gesuchtesten und theuersten. Frisch gegraben ist das Mineral gelblichweiß, mit einer fingerdicken Schicht rother, fettiger Erde bedeckt und so weich, daß es mit dem Messer geschnitten werden kann.

Die Behandlung des Meerschaums, bevor er in den Handel gebracht werden kann, ist sehr mühsam und kostspielig. Die Stücke müssen von der anhängenden Erde gereinigt, 5 bis 6 Tage in der Sonne und 8 bis 10 Tage in warmen Räumen getrocknet werden. Dann wird das Mineral abermals gereinigt und mit Wachs polirt. Nun wird es in die verschiedenen Grade, deren es zehn giebt, sortirt und sorgfältig in Watte gehüllt in Kisten zum Export verpackt. Bei dem Reinigen und Trocknen verlieren die Stücke zwei Drittel ihres ursprünglichen Gewichts und Umfangs.

Die Kisten haben alle dieselbe Größe, jede enthält nur Meerschaum von derselben Qualität. Sie fassen 30 bis 80 große Steine, 80 bis 100 mittlerer Größe, 200 bis 300 kleine und 600 bis 1200 kleinste Stücke. Das Gewicht einer Kiste ist 24 bis 35 Oken (1 Oka = 1281 Gramm). Der Preis richtet sich nach der Nachfrage und dem Bedürfniß. Die größte Menge gelangt nach Wien und Deutschland; der jährliche Export ist 8000 bis 10,000 Kisten im Werthe von etwa 2,400,000 Mark.

Die türkische Regierung erhebt eine Abgabe von $12^1/_2$ Prozent von dem rohen Material an Ort und Stelle, wo es gegraben wird, und abermals $12^1/_2$ Prozent von dem Verkaufspreise, wenn der Meerschaum für den Export bestimmt ist. Außerdem ist die herkömmliche Exportsteuer am Orte der Verschiffung zu zahlen. Das Recht des Grabens wird nicht in gewöhnlicher Weise verpachtet, sondern die Regierung begiebt die Antheile zu einem festen Preise.

Digitized by Google

Die Muschel als Industrieartikel. Durch den in den letzten Jahren so sehr ausgedehnten Weltverkehr hat sich die Muschelindustrie zu einer besonderen Blüte entfaltet. Die zahlreichen Muschelfischereien an verschiedenen Meeresküsten lassen darauf schließen, daß der Bedarf an Konchylien heutzutage enorm ist, und die jährlichen statistischen Veröffentlichungen des deutschen Reiches geben davon Zeugniß, daß ein großer Theil der nach Europa eingeschifften Muscheln in Deutschland verbraucht wird.

Schon den Völkern des Altertums war der Genuß der Muscheln, namentlich der der Auster, bekannt; bei den Römern nahm diese Austernschwelgerei derartig überhand, daß sich die Regierung veranlaßt sah, die Einführung derselben durch hohe Strafen zu verhindern. Bei uns ist die Auster fast die einzige Muschel, welche gegessen wird, nur die beinahe überall rund um Europa vorkommende Miesmuschel findet hier und da noch einige Liebhaber, jedoch ist der Genuß derselben nicht rathenswerth, da sich nach diesem oft Symptome einstellen, welche auf eine Blutvergiftung schließen lassen. In Amerika hat man in neuerer Zeit sein Augenmerk auch auf andere Muschelarten gelenkt, welche ebenso schmackhaft wie die Austern sein sollen.

Doch nicht nur auf die Nahrung beschränkt sich der Nutzen der Muscheln. Die Schalen dieser Weichthiere, welche unser Auge oft durch die eigenartigsten Formen, sowie durch eine mannigfaltige Farbenpracht erfreuen, werden zu verschiedenen industriellen Zwecken verwendet. Vor allen hat die Perlmuttermuschel für uns den größten Werth, sie liefert jene kostbaren Perlen, welche im Preise den Diamanten nicht nachstehen, außerdem wird bekanntlich die schöne glänzende Schale zu Bestandtheilen von Portemonnaies, Messern, Schmucksachen ꝛc. verarbeitet. Einige Arten der Kopffüßer (Cephalopoden) geben die bekannte braune Sepiafarbe. Zum Serviren von Ragout und Kompott werden in feineren Küchen die Scheibenmuscheln, unter dem Namen Ragoutschalen bekannt, benützt. Löffel, Leuchter, Schreibzeuge, Streichholzhalter, Pfeifen und Cigarrenspitzen, aus Muscheln verfertigt, findet man jetzt in den meisten Bijouterieläden vorräthig. Jedermann bekannt sind gewiß die besonders in kleinen Orten beliebten Kästchen, Uhrhalter, Nadelkissen ꝛc., welche mit zahlreichen kleinen Muscheln belegt sind.

Zur Zier des Gartens und der Stube eignen sich die Stachelschnecke (Murex), die Triton- und Harfenmuschel (Harpa), die Flügel- (Strombus) und die Porzellanschnecke (Cypräa), Gold und Silbermund (Turbo), sowie die durch ihre merkwürdige Bauart sich auszeichnenden Nautilaceen ꝛc.

Es würde zu weit geben, hier eine Beschreibung der nach Tausenden zählenden Muschelarten folgen zu lassen, sich dafür Interessirende erfahren das Wünschenswerthe durch ein gutes Naturgeschichtsbuch oder durch ein größeres Muschelgeschäft. (Umlauff in Hamburg ist, wie wir glauben, die empfehlenswertheste Firma in dieser Branche.) L.

Rossini pflegte stets einen gewissen Abscheu vor dem Tode bemerkbar werden zu lassen, wenn zufällig das Gespräch auf diesen unliebsamen Gegenstand kam, und er schien sich selbst einzureden, daß er auf das Festeste gegen diese Fatalität gewappnet sei. Als Meyerbeer starb, sagte er: „Jetzt kommt die Reihe an Auber!" Aber er irrte sich, denn obwohl Auber älter war als Rossini, wurde letzterer doch zuerst aus dem Leben abgerufen.

Heinrich Heines böse Zunge verschonte selbst während seines elenden Siechthums „in der Matratzengruft" diejenigen nicht, die er aus Laune oder aus persönlicher Feindschaft lächerlich machen wollte. So fragte ihn eines Tages sein Arzt nach sorgfältiger Untersuchung ganz ernst: „Können Sie pfeifen?" Heine antwortete mit einem schweren Seufzer: „Nicht doch, lieber Doktor! Nicht einmal auf die Stücke Scribes!"

Auch ein kritischer Gesichtspunkt. In der internationalen Kunstausstellung in Wien betrachtete ein Arbeiter die vielen, oft übergroßen Bilder und rief endlich entrüstet: „Es ist ein Skandal, so viel Leinwand zu verderben, während so viele Arme nicht ein Hemd auf dem Leibe haben!"

Wagner und Lachner haben sich miteinander nie sonderlich gut gestanden. Als ein gemeinschaftlicher Freund die beiden einst in München vorstellte, verbeugte sich Wagner sehr kühl und meinte in seinem schon damals stark entwickelten Hochmuthsdünkel auf den berühmten Lachner herabblickend: „Ich habe schon von Ihnen gehört, Herr Lachner", worauf dieser, ein Urbayer, schlagfertig erwiderte: „I ober noch nix von Ihna!" . . . Tableau! . . .

Digitized by Google

Salon-Büchertisch.

Neue Bücher von Ferdinand Groß und Alfred Friedmann. Die im Verlage von Hugo Engel in Berlin und Wien erscheinende Bibliothek für „Ost und West" elegant gebundene, stattliche Bände zu dem im deutschen Buchhandel seltsam billigen Preise von „Eine Mark" pro Band*) — bringt in Band 7 und 8 zwei österreichische Dichter von Ruf und Namen: Ferdinand Groß und Alfred Friedmann, denn auch Friedmann, obschon in Frankfurt a. M. geboren, darf wohl mit Recht zu den österreichischen Dichtern gerechnet werden, sobald man überhaupt einen Dichter sozusagen „landschaftlich" klassifiziren mag. Ferdinand Groß, dessen Porträt — ein markanter Charakterkopf — den Band ziert, giebt eine Sammlung überaus interessanter Skizzen media ex vita Wiens, die er — sehr bescheiden für das Gediegene, was man da, meist im reizvollen Gewande des Humors, liest und lernt — „Blätter im Winde" nennt. Ich habe mit wohlbewußter Absicht gesagt „liest und lernt", denn auch der, der Wien kennt — Referent kennt freilich nur das „alte" Wien Castellis und seiner Zeit — wird aus den geistvollen Skizzen in angenehmster Weise lernen. Eine brillante Musterskizze dafür, ist die, mit bestem Salz pointirte Studie: „Wien in der Weltliteratur". Friedmann betitelt sein feinsinniges Werk: „Neue Lebensmärchen". Eine Reihe dichterisch empfundener, das Leben mit stimmungsvoller Gemüthstiefe, mit prächtigem Witz, satirischer Schärfe wiederspiegelnder Novellen, Skizzen und Bilder aus „Ost und West", die in ihrer Gesammtheit vollgiltiges Zeugniß erbringen für des Verfassers poetisches Können ebensowohl, wie für den poetischen Blick, mit dem er das Leben auch in dessen winzigen Modalitäten erfaßt. Unbedingt ist Friedmann in seinem Genre bedeutend. Groß und Friedmann, in ihrer intuitiven Wesenheit aufs schärfste zwar einer vom andern verschieden, einen gemeinsamen Zug haben sie doch beide. Beide sind wirkliche Dichter. Wenn Friedmann aber irgendwo „zinnoberfarbige Schieferdächer" gesehen hat, so sind das zweifellos keine gewesen. Aus den Lebensmärchen wird — mit bereits erhaltener Genehmigung des Verfassers — der Salon in einem seiner nächsten Hefte den Lesern eine Probe vorführen.

E. Spielmann.

Das Wunderkind. Erzählung von U. Frank. Berlin, 1884. Abenheimsche Verlagsbuchhandlung (G. Joël). Es ist in der That wunderbar, daß unsere Novellisten und Romanschreiber dieses ebenso interessante wie zeitgemäße Thema nicht schon früher aufgegriffen und behandelt haben. Freilich bietet die Durchführung desselben mancherlei Schwierigkeiten und Klippen, die in der psychologischen Entwickelung zu suchen sind und die überwunden und nur dann vermieden werden können, wenn der Autor auch für jeden kleinen Wechsel der seelischen Vorgänge im Herzen seiner Helden ein scharfes Auge hat und dieselben mit äußeren Einwirkungen, die zugleich eine Veränderung des gesammten Wesens bedingen, zu paralleliſiren versteht, mit einem Wort, wenn er sich selber in die Gestalt der Helden so hineinzusetzen vermag, daß das objektiv Erzählte zu einem subjektiv Empfundenen und Erlebten wird. Dies psychologische Problem zu lösen, ist der Verfasserin so vollkommen gelungen, daß es uns bei der Lektüre des Buches erschienen ist, als hörten wir in dieser ebenso einfachen wie hochpoetischen Geschichte das „Selbstbekenntniß" einer jener armen Seelen, die mit dem Fluche des Genies beladen, durch Eitelkeit und Geldgier aus dem Paradiese der Kindheit vertrieben, ihre Schwingen wachsen fühlen, und indem sie der Sonne des Ruhmes zustreben, ihre beste Kraft vergeuden, um nach kurzer Zeit macht- und wehrlos im Kampfe mit Neid und Mißgunst und den Sorgen des Lebens zu unterliegen und je tiefer zu stürzen, je höher sie sich erhoben. Das ist die Geschichte so mancher Wunderkinder und auch die desjenigen, von der uns der Verfasser mit feinem psychologischen Verständniß erzählt und die er, um den Reiz der Lektüre zu erhöhen, in maßvoller Weise mit romantischem Arabeskenwerk durchschlungen hat. Eine rühmliche Sorgfalt hat U. Frank den Nebenfiguren in der Erzählung gewidmet und sie äußerst individuell und plastisch herausgearbeitet, so daß sie an der harmonischen Entwickelung des Ganzen den wesentlichsten Antheil haben. Auf Einzelheiten näher einzugehen verbietet mir der zugemessene Raum. Ich empfehle das Buch als gehaltvolle interessante Lektüre für den Weihnachtstisch den deutschen Familien.

Franz Woenig.

---

*) Ein Heft Salon liefert auf 7½ Druckbogen circa 6000 Zeilen für ebenfalls nur „Eine Mark!"
Anmerkung der Redaktion.

Digitized by Google

Erloschene Sterne. Von Hermann Friedrichs. Mit einem Prolog von Woldemar Kaden. Leipzig und Berlin, Verlag von Wilh. Friedrich, Königl. Hofbuchhandlung. Preis eleg. geb. 3 Mark. Unter den lyrischen und epischen Poesien der Neuzeit kennzeichnen sich vornehmlich drei Hauptrichtungen, die von unseren Dichtern mit mehr oder weniger Geschick und größerem oder geringerem Erfolg eingeschlagen werden. Zunächst ist es die Gefühlslyrik, die in unendlichen Varianten und allen Tonarten das ewige Lied von Lenz und Liebe, von Dulden und Harren, von Werden und Vergehen zu erschöpfen sucht, ohne beim Publikum einen wesentlichen Eindruck hervorzurufen, welches lyrische Erzeugnisse dieser Art mit einem mitleidigen ironischen Lächeln aufnimmt oder vollständig ignorirt. Unser leicht- und schnelllebiges Geschlecht findet keine Muße zu einer innerlichen Vertiefung, zu einer andachtsvollen erhebenden Einkehr und das ist umsomehr zu bedauern, da besonders im letzten Dezennium auf dem genannten Gebiet sehr viel Schönes geschaffen und spurlos untergegangen ist. Die zweite Richtung findet ihre Vertreter in den „Neuromantikern", wie ich sie nennen möchte, Paul Heyse hat sie kürzlich ironisch „Butzenscheibenlyriker" getauft, die ihre Rezepte aus alten vergilbten Chroniken, todten Legenden- und bestäubten Kräuterbüchern beziehen und unter steter Beimischung gewürzhafter kräftiger Ingredienzien ihres eigenen Witzes und ihrer Phantasie poetische Tränke zusammenbrauen, so sonderlich und wundersam, daß sich der Leser bei Schilderung der herkulischen, mächtig einhertrottenden Landsknechtsgestalten und des lustigen abenteuerlichen Lebens der Fahrenden, deren Mund von Witz und kräftigem Fluchwort überfließt, ganz erbärmlich und philisteriös erscheint. Wo existirt noch eine alte Chronik, deren trockener Inhalt nicht hochromantisch aufgeputzt und zierlich versifizirt wäre! Die dritte Richtung endlich pflegt das Kraftgeniale, wenn überhaupt von einer Pflege die Rede sein darf, denn diese Jünger Apollos sind die urwüchsigen Talente, denen der göttliche Funke der Poesie tief in das Herz gedrungen und die voll Feuer und Begeisterung sich über alle kleinlichen Schranken emporschwingen und singen und sagen, wie's der Genius ihnen eingegeben. Das sind die erhabensten der Geister unter den Geistern — und zu ihnen gehört der Dichter der „Erloschenen Sterne". Was er uns in dem kleinen vorliegenden Bändchen bietet, trägt den Stempel hoher dichterischer Begabung, darin steckt nichts Krankes und Stümperhaftes. Sinnliche Glut und Leidenschaft paart sich schwesterlich mit dem Ausdrucke des intensivsten Empfindens, seine Gestalten haben Kern und Mark, sie dulden in ihrer imponirenden Größe nichts Halbes, nichts Laues, weder in der Tugend noch im Haß, noch in der Liebe. Dies gilt besonders von der ersten größeren erzählenden Dichtung „Oktavia", die uns von dem tragischen Geschick dieser tugendhaften, verbannten Gemalin Neros kündet. Die Dichtung wird eingeleitet durch einen hübschen Prolog aus der Feder Woldemar Kadens und durch ein reizendes landschaftliches Stimmungsbildchen von dem Schauplatz der Geschichte, dem öden Kratereiland Pandataria. Der Titel für den zweiten Theil der Sammlung ist insofern sehr richtig gewählt, als sich die schwunghaften, formvollendeten Poesien mit mehr oder minder historischen Persönlichkeiten beschäftigen, die gleich glänzenden Meteoren aufleuchten und inmitten ihrer leuchtenden Bahn jählings von ihrer Höhe herabsinken. Hermann Friedrichs „Erloschene Sterne" haben uns überzeugt, daß wir in dem jungen Autor einen aufgehenden Stern in unserer literarischen Welt zu begrüßen haben und wir wünschen ihm von Herzen einen ruhmreichen Aufflug.

Franz Woenig.

Ein Dichterbuch. Nach Vorgang ähnlicher Anthologien, welche die Dichterstimmen aus nicht immer geographisch, sondern mehr ideal begrenzten deutschen Gauen in sich vereinen, unternahmen es die Halleschen Dichter Emil Barthel, Adolf Brieger und Curt von Rohrscheidt, ein sächsisch-thüringisches Dichterbuch zu veranstalten, welches soeben bei O. Hendel, Halle a. d. Saale, erschienen ist. Dasselbe enthält eine Fülle des Schönen, sogar Vortrefflichen; neben bekannten und berühmten Dichternamen finden wir auch weniger bekannte, ja auch solche, deren Vertreter hier zum ersten Mal ihre Stimme ertönen lassen. Aber das sei vorausgeschickt: keine Dichtung füllt ihren Platz unwürdig aus oder nur deshalb, weil ihr Verfasser dem sächsisch-thüringischen Gau entsprossen ist. — Außer dem Halleschen Musenhof, den nebst den Herausgebern Richard Leander, Richard Franz, Wilhelm Wolfram, Salingför, Karl Elze würdig vertreten, finden wir Gedichte der Dresdner: Albert Möser, Julius Duboc, Gustav Kühne, Günther Walling, Wörmann, Adolf Stern, der Leipziger: Gottschall, Ernst Eckstein, Hermann Simon und des geschätzten Dichters Julius Grosse aus Weimar. — Wegen Raummangel müssen wir unter-

Digitized by Google

lassen, hier auf einzelne besonders schöne Dichtungen hinzuweisen, nur daß die elegante Ausstattung das „Dichterbuch" zu Festgeschenken besonders geeignet macht, sei noch erwähnt.

Julie Burow, „Denksprüche", neu bearbeitet von Elise Polko, Bremerhaven, L. v. Vangerow. 23. Auflage. — Eine 23. Auflage auf dem Titelblatt eines Buches ist in den meisten Fällen das beste Beglaubigungsschreiben für den Werth desselben; hier ist sie uns wirklich ein durch Zahlen belegter Beweis, daß Julie Burow das Edelste und Beste aus dem großen Garten deutscher und fremdländischer Spruchweisheit zu pflücken und zum Strauße zu einen verstand. Solche Denksprüche, wie sie uns bietet, sind wirklich „Freunde in der Noth", um mit ihren eigenen Worten zu reden. Diese 23. Auflage ist von der sinnigen Elise Polko bearbeitet, ergänzt und herausgegeben, gewiß nur zum Vortheil des Buches. Sie erscheint in elegantem Gewand als echtes und rechtes Festgeschenk und bringt unter ihren Sinnsprüchen selbst Gaben der allerneuesten Literatur, Weisheitslehren der besten Dichter und Denker. Keine Phase des weiblichen Lebensganges mit seinem Glück und Weh, keine denkbare Gemüths- und Seelenstimmung, für welche sich hier nicht ein freundlicher Widerhall, eine Lehre, Warnung oder Tröstung fände. Möge daher manches Frauenherz an dem gediegenen Sammelwerke sich erfreuen!

Studien und Betrachtungen über Oesterreich. Von Dr. Eduard Reich. Großenhain und Leipzig, Verlag von Baumert & Ronge. 1884. 8°. 45 S. (Separatabdruck aus „Das zwanzigste Jahrhundert".) — In bekannter geistreicher, gründlicher Weise schildert der Verfasser das Deutschthum und Magyarenthum im Donaureiche, wie die deutsche Sprache nur eine künstliche, aus politischen Gründen geschlossene Hegemonie behauptet, wie die magyarische Sprache in organischer Entwickelung und kultureller Bedeutung weit hinter den slavischen Sprachen zurücksteht, wie von Rechtswegen die gewaltsam vernichtete böhmische Sprache an der Spitze stehen müßte. Für Oesterreich-Ungarn ist eine Eidgenossenschaft, ein stramm gefaßter Staatenbund, eine Konföderation, die sich über die allgemeine Verständigungssprache zu einigen hat, die wirklich naturgemäße Staatsform. Ein Staat von dreißig Millionen Seelen, der fünfzehn Millionen Slaven birgt, kann niemals eine Großmacht sein. Aber mit Aufrichtung einer österreichischen Konföderation, in welcher keine Rasse, keine Nation und Fraktion die andere beherrscht, unterdrückt und aussaugt, werden die slavischen und die anderen Nationen ihr normales Selbstgefühl erlangen und in höherem Maße der Welt Achtung gebieten, als es bisher der Fall ist. — Das wenn auch nur kleine, jedoch hochbedeutsame Werkchen wird dem Leser anregen, den Forscher befriedigen, den Staatsmann belehren! B.-R.

Das Buch von der Weltpost, Entwickelung und Wirken der Post und Telegraphie im Weltverkehr von O. Veredarius, vollständig in 10 Monatslieferungen von je fünf Bogen Quartformat à 2 Mark; illustrirt durch 30 Vollbilder und 10 Halbbilder in Kupferstich, Farbendruck, Lichtdruck, Heliogravüre, sowie durch circa 150 Textbilder und Vignetten in Holzschnitt, Autotypie, Zinkätzung ꝛc. Verlag der Hofbuchhandlung Herm. J. Meidinger, Berlin C., Niederwallstraße 22. Von diesem sich durch Anlage, Bilderschmuck und Ausstattung auszeichnenden Prachtwerk ist unlängst das erste Heft erschienen. Das durchsichtige Pseudonym des Autors „Veredarius" (Postillon) läßt unschwer den Fachmann errathen, ein Blick in den Text aber zeigt, daß der Autor seine Aufgabe nicht nur vom einseitigen Standpunkte des Fachmanns erfaßt, sondern als flotter unterhaltender Schriftsteller in seine Darstellungen auch alle Anknüpfungen an die allgemeine Kulturentwickelung der Menschheit einzuflechten und dadurch die weitesten Kreise für sein wissenschaftlich gediegenes Werk „Das Buch von der Weltpost" zu interessiren weiß. Schon die Auswahl der Textillustrationen beweist, welch' gute kulturgeschichtliche Kenntnisse der Autor besitzt und über welch' ausgedehnte Beziehungen zu den Kunstmuseen aller Orten er verfügt. Der Inhalt des ersten Heftes beginnt mit dem „Schriftthum und der Entwickelung des brieflichen Verkehrs" und behandelt 1) Schrift und Schreibstoff, 2) den Buchdruck, 3) den Brief, 4) die Postwerthzeichen. Die Illustrationen desselben sind, soweit sich solche nicht an selten zugängliche Originale anlehnen, von dem kürzlich verstorbenen Professor Ludwig Burger und dem sehr talentvollen Maler-Radirer Alb. Krüger-Strüwing, Berlin. Die vier Kunstbeilagen bestehen aus dem allegorischen Titel in Lichtdruck, mit den Porträts der Begründer des Weltpostvereins, einem

Digitized by Google

Blatt aus der 42zeiligen (Mazarin-) Bibel Guttenbergs (1450—1454) in zweifarbigem Buchdruck, einem überraschend blendenden Tableau seltenster Postmarken und Postkarten in neunfachem Farbenlichtdruck und in einer Abbildung des Oberlichtsaales der Reichsdruckerei zu Berlin in Lichtdruck. Ein der Post als Förderin der kulturellen, wechselseitigen Beziehungen der Völker und populärstem Institut des Erdenrundes gewidmetes Werk darf bei der heutigen Entwickelung ihrer jedermann zugänglichen, segensreichen Einrichtungen — darauf rechnen, der allgemeinen Sympathie zu begegnen. Besonders auch darf die Deutsche Reichspost, als wesentlicher Theil der Weltpost, die Veranstaltung dieses, auch ihrem Ruhme zu gute kommenden Prachtwerkes mit freudiger Genugthuung begrüßen. Das „Buch von der Weltpost" bildet eine schätzbare Bereicherung der Verkehrsliteratur und wird dem Erscheinen der zweiten Lieferung sicherlich von allen, denen das erste Heft zu Gesicht kam, mit Spannung entgegengesehen werden.

Deutsche Kunst in Bild und Lied. Im Verlage von Julius Klinkhardt in Leipzig, Berlin und Wien ist soeben der 25. Jahrgang des Prachtwerkes: „Deutsche Kunst in Bild und Lied." Originalbeiträge deutscher Maler, Dichter und Tonkünstler, herausgegeben von Albert Traeger. Preis 20 Mark, in bekannter, hocheleganter Ausstattung erschienen. Das Werk hat sich in dem Zeitraum von 25 Jahren einen großen Kreis von Freunden erworben, und wird gewiß auch dieser Jubiläumsband, der des Schönen in Bild und Lied viel enthält, von allen Seiten mit Freuden begrüßt werden.

Die französisch-russische Allianz. Separatabdruck aus Sacher-Masochs „Auf der Höhe". Leipzig, bei Licht & Meyer. — An eine französisch-russische Allianz hat vielleicht nur ein einziger Mensch ernstlich geglaubt, nämlich Léon Gambetta. Daß an diese ebenso wie an einen deutsch-russischen Krieg heute wenigstens nicht gedacht werden kann, sucht das vorliegende Schriftchen nachzuweisen. Das streng monarchische Rußland kann sich nicht mit einer Republik alliiren; Frankreichs Sympathien waren stets und sind auf Seiten der Feinde Rußlands; der französische Nationalcharakter und die Art und Weise, in welcher Frankreich Politik macht, würde für Rußland gefährlich werden. Rußlands nächstes Ziel ist Persien, denn es braucht den persischen Meerbusen, und was Rußland gebraucht hat, hat es auch immer bekommen! — Der ganze Aufsatz ist eigentlich ein gegen andere Staaten Europas gerichtetes, etwas barsches Loblied auf Rußland, als solches interessant und seinen Preis von 20 Pfennig werth. B.-R.

Reuter-Reliquien. Im Verlage der Hinstorffschen Hofbuchhandlung in Wismar (in welchem bekanntlich die gesammten Fritz Reuterschen Werke erschienen sind) erscheint in nächster Zeit ein interessantes Buch, welches voraussichtlich unter den Weihnachtsnovitäten einen hervorragenden Platz einnehmen wird. Es führt den Titel: „Fritz Reuter-Reliquien" von K. Th. Gaedertz. — Gaedertz, der durch seine „Geschichte des Plattdeutschen Schauspiels" bereits begonnen hat, sich einen Namen zu machen, hat zu diesem Bande ein reichhaltiges Material gesammelt, und bietet nicht nur viel neues über Fritz Reuter, sondern auch vieles aus Reuters Feder selbst. So soll z. B. der erste hochdeutsche Entwurf der „Stromtid" Reuters, welcher sich im Nachlaß des Dichters vorgefunden, eine eingehende Behandlung erfahren und ein Abschnitt aus demselben zum Abdruck kommen. Nach allem, was bisher darüber bekannt, wird das Werk eine werthvolle Ergänzung der Reuterschen Gesammtwerke bilden und dürfte von der nach vielen Tausenden zählenden Reuter-Gemeinde freudig willkommen geheißen werden.

Zur Naturgeschichte der Berlinerin. Eine der originellsten und witzigsten Schriften wird demnächst aus der Feder eines unserer namhaftesten Schriftsteller und Publizisten, der aber pseudonym bleiben will, im Verlage von W. Ißleib in Berlin erscheinen. Unter dem Titel: „Naturgeschichte der Berlinerin" hat der Verfasser die anziehendsten und originellsten weiblichen Typen der Reichshauptstadt in frischer und flotter Weise geschildert und zum ersten Male ein erschöpfend und anschauliches Bild der Berlinerin gegeben, wie sie leibt und lebt. Wie unglaublich es auch klingen mag, so ist es doch wahr, daß es vorher niemand gesagt und für nöthig gehalten hat, die Eigenarten des zarten Geschlechts, welches mit Spree-Wasser getauft ist, kritisch zu beleuchten. Die Gliederung des Stoffes sowohl als die

Digitized by Google

Behandlung desselben von Seiten des Autors ist ganz dazu angethan, in allen Kreisen Sensation zu erregen. Aus der Fülle des Stoffes heben wir nur folgende Kapitel hervor: „Die Konfektioneuse und Probirmamsell", „Die Vereinsdame", „Die Räthin und Geheimräthin", „Die Berliner Soubrette". Der Autor berührt auch vielfach brennende Frauenfragen, aber nicht in dozirendem, sondern in jenem feuilletonistisch-plaudernden Tone, der jedermann zusagen wird.

Der Trotzkopf. Eine Pensions-Geschichte für erwachsene Mädchen von Emmy von Rhoden. Stuttgart, Gustav Weise. Die Verfasserin, von der bereits im vorigen Jahre zwei vortreffliche Kindererzählungen „Lenchen Braun" und „Das Musikantenkind" erschienen sind, bietet zu dem diesjährigen Christfeste den erwachsenen Mädchen eine Pensionsgeschichte dar und wir können gleich hinzufügen, eine vorzügliche Geschichte. Die heranwachsenden Backfischchen werden den Trotzkopf mit dem größten Eifer lesen, sie werden kaum ruhen, bis sie das Buch ganz gelesen haben und dann bedauern, daß die schöne Geschichte bereits zu Ende ist. Und in sich werden sie viel bewahren, denn ohne daß „Der Trotzkopf" mi teinem einzigen Worte den Lehrmeister herausteckt, wird er doch ungemein erziehend und veredelnd wirken, und wir können deshalb den Müttern für ihre heranwachsenden Töchter kein besseres Buch als „Der Trotzkopf" von Emmy von Rhoden vorschlagen. Wir glauben, die Mütter selbst werden das Buch gern lesen.

Fabeln, Erzählungen und Räthsel. Von Paul Bennborf. Mit 49 in den Text gedruckten Holzschnitten nach Zeichnungen von O. Herrfurth und 3 Buntdruckbildern und Buntdruckumschlag nach Aquarellen von Prof. Woldemar Friedrich. Elegant kartonirt. Preis 2 Mark. Leipzig, Verlag von Ambr. Abel. Verfasser bietet der lieben Jugend hier ein reichhaltiges, wohl ansprechendes Büchlein dar, in welchem aus jedem einzelnen Stücke ein echt kindlicher, frischer, fröhlicher Ton herausklingt. In den Fabeln, die sämmtlich Originale sind, tritt uns das Thier- und Pflanzenleben in leicht verständlicher Weise entgegen, so daß der ethische Kern, der darin liegt, unschwer herauszufühlen ist. Dabei sind die Verse leicht und von ansprechender Form. — Auch die Prosastücke repräsentiren bei einfachem Satzbaue einen Inhalt, der seine Wirkung auf des Kindes Geist und Herz sicher nicht verfehlen wird. Die Erzählungen sind allesammt lebenswahr! Als Anhang findet sich ein reichhaltiger Räthselschatz, der viel originelles bringt und zur Unterhaltung und Belehrung des Kindes reichen Stoff bietet. Mögen diese „Fabeln, Erzählungen und Räthsel" eine freundliche Aufnahme und bleibende Stätte im Kreise unserer deutschen Jugend finden.

Frühlingsstimmen. Als besonders geeignete Gabe für den Weihnachtstisch der lieben Jugend empfiehlt sich das von ersten Autoritäten der Tonkunst in hervorragenden Zeitungen hochgepriesene neue Liederheft von Graben-Hoffmann für Kinder unter dem Titel „Frühlingsstimmen, eine neue Liederspende für die Jugend", op. 107, Dresden, bei L. Hoffarth. Preis 5 Mark. Das Werkchen ist gleichzeitig durch einen Kunsttitel so schön ausgestattet, daß es durch seinen Inhalt nicht nur das Herz, sondern auch das Auge der Kinder erfreuen wird.

Unser Bildertisch.

Ein unerwartetes Weihnachtsgeschenk. (Mit Illustration.) Fürwahr, ein eigenthümliches Weihnachtsgeschenk, solch eine Ruthe! Am Christabend beschenkt man sich mit den schönsten Sachen, Süßigkeiten und allerhand Herrlichem, Glänzendem und Nützlichen. Das Böse ist in diesen Stunden vergessen; was sich sonst zürnte, zeigt sich heute frohe, gute Gesichter und was sich sonst neckte, liebt sich heut ganz gewiß. Die junge Mutter auf unserm Bilde überrascht ihr Töchterchen am Weihnachtsmorgen mit einer Ruthe; die kleine Predigt aus dem Buche Ruth, welche sie dabei hält, kann jeder Salonleser ihr von dem Munde ablesen. Ach, man möchte auch manchem Erwachsenen zuweilen gern eine Ruthe bescheeren für all' das Liebe, das er uns gethan und es wäre gar nicht so übel, wenn man, wie man in Mecklenburg das „Julklapp" anonym dem Empfänger ins Haus expedirt, gewissen Leuten als sinniges Symbol, als Gesinnungsausdruck, eine Ruthe dedicirte!

Digitized by Google

Doch, wir ſollen uns ja an dem herrlichen Chriſtfeſtabend freuen und nicht rachſüchtige, ſtachlige Gedanken gegen unſere Mitbrüder hegen. Apropos! Die Ruthe im Salon! Dieſer artige Gegenſtand tritt in unwandelbarer Erſcheinung unverändert durch alle Zeiten auf! Mutter Natur ließ die Birkenreiſer für das Bauernkind ebenſo gut und elaſtiſch wachſen, wie für das Salonbaby! Vor der Ruthe ſind wir eben alle gleich; die Ruthe iſt der große Gleichmacher auf Erden!

Im Keller.

(Mit Illuſtration.)

Habe Dank, hab' Dank, Carina,
Für den ſüßen Flammentrank!
Schönſtes Mädchen von Reſina, —
Schönſte Roſe, habe Dank!

Alma mia, eh' ich nippe,
Reiche mir die weiße Hand!
Küſſe mit der Purpurlippe
Segnend meines Bechers Rand!

Löſche Du, verſchämte Taube,
Meines Trunkes Zauberglut,
Denn verſengend iſt der Traube
Wunderſames Herzensblut!

Aus geborſt'nem Lavaſteine
Sog es ſeine Feuerkraft,
Sog es ſeine edle, reine
Wonnevolle Leidenſchaft.

Alma mia, übe Gnade,
Löſche Du den holden Brand!
Schönſte Maid am Golfgeſtade
Küſſe meines Bechers Rand!

Frida Schanz.

Morgentoilette.

(Mit Illuſtration.)

Der Garten liegt im friſchen Thau
Und in der klaren Frühlingsſonne
Sitzt Röschen vor des Hauſes Thür
Mit ihrer Puppe — ihrer Wonne;
Sie wäſcht ſie, kämmt ſie, putzt ſie ſchön,
Sie will mit ihr ſpazieren geh'n.

Was ihr gethan voll Zärtlichkeit
Das Mütterlein noch dieſen Morgen,
Das wendet ſie der Puppe zu:
Der Liebe aufmerkſame Sorgen; —
Wie doch des kleinſten Mädchens Herz
Schon ſinnig macht ſelbſt Spiel und Scherz!

Doch Spiel und Kinderzeit flieht ſchnell,
Die Monate und Jahre ſchwinden;
In ihrem Lauf wird Röschen man
Als Braut, als Weibchen wiederfinden;
Das heut'ge Spiel wird Ernſt dann ſein —:
Sie iſt ein ſorgſam' Mütterlein!

A. Altmann.

Der Sonntagsjäger.

(Mit Illuſtration.)

Jagen iſt der Krieg im Frieden,
Jagen ſchwellt des Mannes Bruſt!
Gönnt dem wackern Invaliden
Dieſe ſelt'ne Götterluſt!
Die Bergveſte zu bewachen
Kläglich iſt's, Gott ſei's geklagt!
Heut iſt Sonntag! Her den Nachen,
Heut' geht's auf die Entenjagd!

Aber ach! Was hilft der Eifer,
Wenn ihn kein Erfolg belebt,
Wenn der Arm wird immer ſteifer,
Der umſonſt die Flinte hebt?
Vögel fliegen auf in Maſſen,
Doch bald ſagt der Alte ſich:
Woll'n ſie ſich nicht ſchießen laſſen,
Laſſ' die Enten ſchießen ich. H.

Neueſte Moden.

Nr. 1. Geſtrickte Kopfhülle.

Dieſe iſt von crèmefarbiger Wolle mit Chenille-Franſe und Bällchen beſetzt.

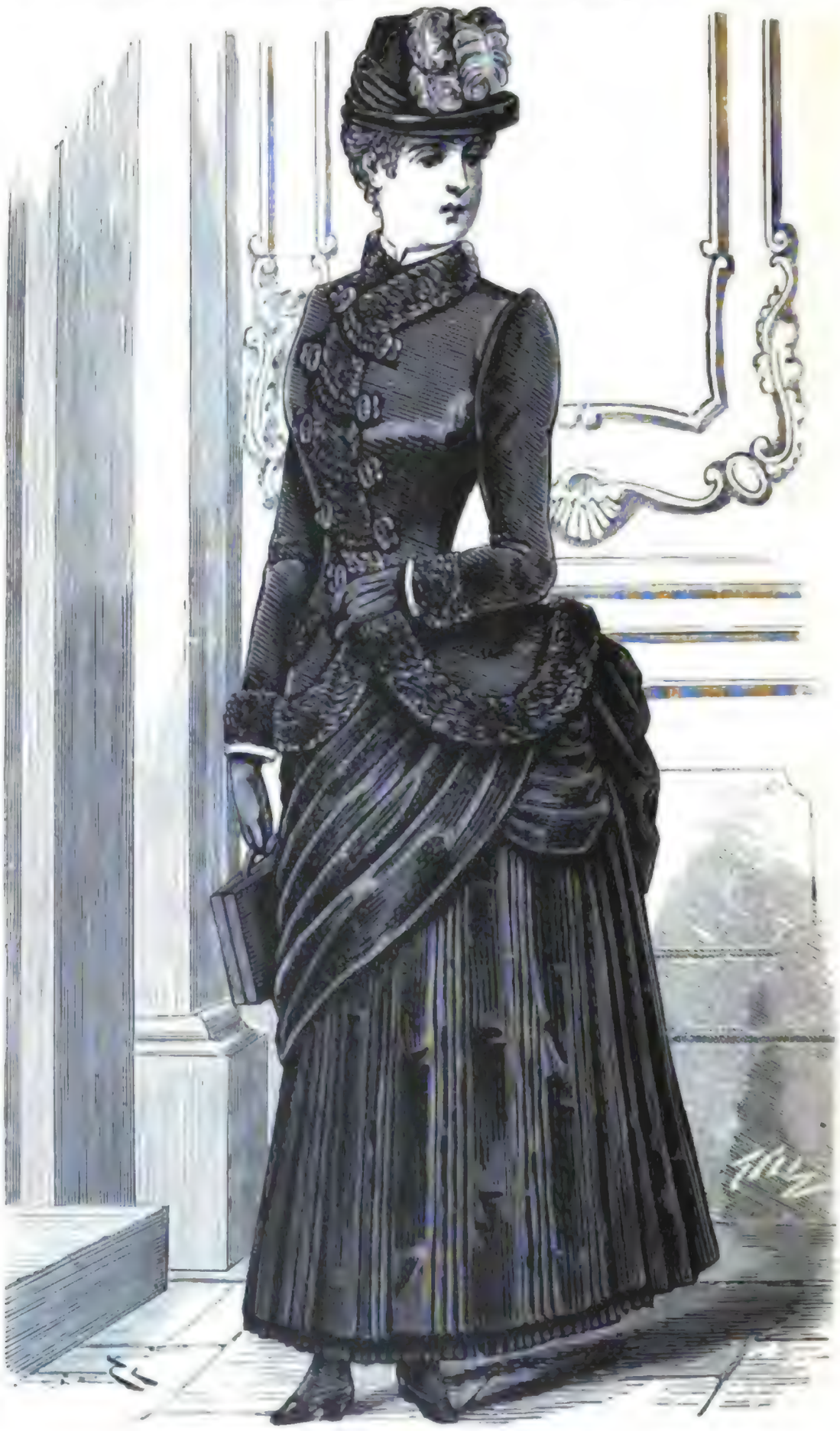
Nr. 1. Geſtrickte Kopfhülle.

Eine doppelte Elſaß-Schleife von Ottoman in roſa und mattblau oben auf. Den Kopfputz hält an der Seite ein Roſen-Bouquet feſt.

Digitized by Google

Nr. 2. Anzug für junge Mädchen.

Der erste Rock von mauerfarbigem Cheviot, maronenfarbig und roth gestreift auf



Nr. 2. Anzug für junge Mädchen.

grau und rubinroth gesprenkeltem Grund ist in Falten gelegt. Die Tunika zieht sich nach der Seite und läßt ein kurzes Panier sehen, von maronenfarbigem voile

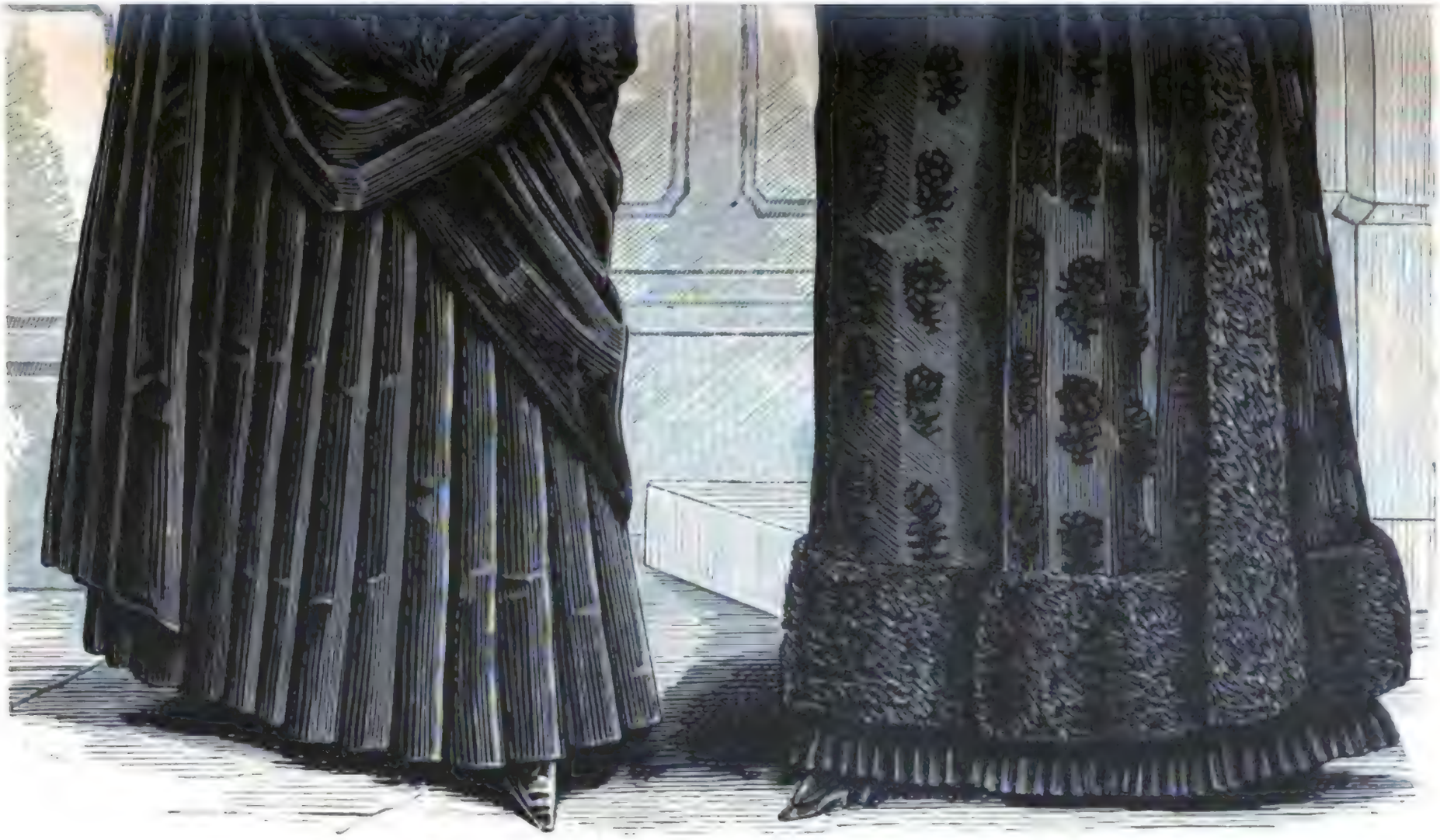
Digitized by Google

de l'Inde, in der Nüance des Rockes. Abgerundetes Schooß-Jäckchen in maronenfarbenem Tuch-Ottoman, ringsum mit Pelz beſetzt, welches im Rücken feſt anliegt

Nr. 3. Anzug für junge Mädchen.

und hinten nicht geſchlitzt iſt. Auf der Seite ſind kleine Taſchen angebracht. Das Jäckchen, welches übereinander geht, iſt vorn herunter mit ſchräg aufgeſetzten

Digitized by Google



Nr. 4. Winter-Anzug.

Nr. 5. Ueberrock „Bulgare“.

Digitized by Google

Digitized by Google

Brandenbourgs geschlossen. Der Hut ist von maronenfarbigem Filz mit dazu passendem Sammet und einem rubinrothem Federbusch verziert.

Nr. 3. Anzug für junge Mädchen.

Der erste Rock ist von geflammtem Sammet und in tiefe Falten gelegt, über einem Vorstoß von Atlas. Die einfache Tunika ist von (haarigem) rauhem, geflammtem Cheviot. Das Jäckchen und die Pelerine sind von dunkelmaronenbraunem Tuch mit Pelz besetzt. Das Jäckchen ist im Rücken anliegend und bildet unten zwei Doppel-Falten. Der maronenbraune Filzhut ist mit ebensolchem Sammet garnirt und hat eine Schleife von geflammtem Ottoman.

Nr. 6. Capote Trianon.

Nr. 4. Winter-Anzug.

Der Rock ist aus reicher Bronze-Serge und in tiefe Falten gelegt. Die Tunika ist ebenfalls gefaltet und nach hinten gezogen, wo sie in tiefe Falten auf den ersten Rock herabfällt. Die Casaque von Tuch ist anliegend, gekreuzt und nach unten offen, sowie ringsum mit Pelz besetzt. Die Aermel sowie Taschen ebenfalls mit Pelz garnirt. Die Capote ist von Bronze-Sammet mit einer Schleife und Feder von Crème-Farbe.

Nr. 5. Ueberrock „Bulgare."

Der Ueberrock ist von Wollenstoff mit Sammetblumen und mit breitem Fischotter-Besatz. Der Rock ist ganz anliegend und hat nur hinten von der Taille an

Digitized by Google

tief ausgehende Falten. Der große Pelzkragen iſt mit einem kleinen verſehen, welcher ſich hohl um den Hals legt. Capote von Sammet mit einem Sammetblumentuff an der Seite. Bindebänder ebenfalls von Sammet.

Nr. 6. Capote Trianon.

Dieſer Hut iſt von ſchwarzem Filz. Dicke Falten von Sammet bilden den Schirm des Hutes. Ein Bouquet von Goldähren mit ſchwarzen Sammetblättern liegt oben auf. Im übrigen iſt der Hut mit Sammetband garnirt, welches auf der Rückſeite von Atlas iſt. Die Bindebänder ſind von ebenſolchem Band.

Nr. 7. Capote Bijou.

Nr. 7. Capote Bijou.

Hut von hellfiſchotter-farbigem Filz mit gemuſtertem Seidenband von derſelben Farbe. Ein hübſcher Phantaſie-Vogel in zwei Farben iſt in der Mitte einer Schleife oben auf dem Schirm des Hutes angebracht.

Nr. 8. Mantel „Diaconeſſe.“

Der Mantel iſt von reichem Atlas-Brokat und die Garnitur von gepreßtem Sammet ſowie Biber-Beſatz. Die Vordertheile ſind anliegend und glatt, zwei

Digitized by Google

[illegible] Der Hut ist von maronenfarbigem Filz mit dazu passendem Sammet und einem [illegible] Federbusch verziert.

Nr. 3. Anzug für junge Mädchen.

Der [illegible] ist von [illegible] Sammet und in tiefe Falten gelegt, über [illegible] Die einfache Tunika ist von (haarigem) rauhem, ge[illegible] Das Jäckchen und die Pelerine sind von dunkelmaronenbraunem [illegible] Das Jäckchen ist im Rücken anliegend und bildet unten zwei [illegible] Der maronenbraune Filzhut ist mit ebensolchem Sammet garnirt [illegible] von [illegible] Ottoman.

Nr. 6. Capote Trianon.

Nr. 4. Winter-Anzug.

[illegible] Bronze-Seide und in tiefe Falten gelegt [illegible] und nach hinten gezogen, wo sie in tiefe [illegible] Die Casaque von Tuch ist anliegend, [illegible] mit Pelz besetzt. Die Aermel [illegible] Die Capote ist von Bronze-Sammet [illegible]

Nr. 5. Ueberrock „Bulgare."

[illegible] ist von [illegible] mit Sommerblumen [illegible] Der [illegible] ist ganz anliegend und hat [illegible]

tuff an der Seite. Bindebänder ebenfalls aus [illegible].

Nr. 5. [illegible]

Dieser Hut ist von schwarzem Filz. [illegible] Schirm des Hutes. Ein Bouquet von [illegible] oben auf. Im übrigen ist der Hut mit [illegible] Rückseite von Atlas ist. Die Bindebänder [illegible]

Digitized by Google

Patten von gepreßtem Sammet sind dem Mantel von oben bis unten aufgesetzt. Die Aermel sind vorn rund und an der Seite der Länge des Rückens angefügt. Die Aermel sind ebenfalls mit Sammet besetzt, sowie mit einem Pelzstreifen, am

Nr. 8. Mantel „Diaconesse."

Ansatz des Aermels unten mit einer Posament-Agraffe befestigt. Der Rücken ist anliegend und formt sich in zwei tiefe Falten bis zur Länge herunter. Der Kragen ist von Pelz, sowie ein Pelzstreifen am untern Rande des Mantels.

Redaktion, Verlag und Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig.

Digitized by Google

Die kleine Mama.

Nach dem Originalgemälde von Heinr. Hirt.

Digitized by Google

H C

Orchidea.

Von Frida Schanz.

Wer von Genua an der Riviera di Levante entlang nach dem von zwei trotzigen Felsenforts bewachten Hafen von Spezzia wandert, der trifft etwa auf halbem Wege ein Dorf, das an einem der lachenden Vorberge des Apennin so malerisch gelegen ist, daß man glauben möchte, ein übermüthiges Kind habe eine Schachtel voll Spielzeug von der Höhe ins Meer hinabschütten wollen, die bunten Häuschen aber seien seiner wilden Laune zum Trotz zwischen Maisfeldern, Rebengeländen und Olivengärten hängen geblieben.

Das Bemerkenswertheste, das dem Reisenden beim Anblick jenes Dorfes in die Augen fällt, ist ein stattlicher Kirchthurm, dessen Bedeutung für den Ort man aus den stolzen, leuchtenden Kinderaugen ablesen kann, wenn es einem etwa einfallen sollte, eins der bronzebraunen Amorettenfigürchen, die auf dem Sande der flutverlassenen Küste nach Muscheln und Seepferdchen suchen, um den Namen des campanile zu fragen.

„Kennt Ihr die Kirche des gemarterten Herzens unserer Madonna nicht?“ perlt es in der Sprache Petrarkas melodisch zwischen blitzenden Zähnen und purpurnen Lippen hervor. Gelingt es dem Wanderer, durch ein paar Kupfermünzen den kleinen Sohn des Südens noch auf einige weitere Augenblicke zu fesseln, so belehrt dieser den armen Unwissenden im Tone der reizendsten Ueberlegenheit über die Wichtigkeit der weitgerühmten Wallfahrtskirche, über das wunderthätige Marienbild und die Schönheit des goldgestickten Meßgewandes, das den Pfarrherrn an den hohen Festtagen schmückt.

„Wo wohnt denn der ehrwürdige Herr?“ fragt dann wohl der Fremde, der in diesem Augenblicke unfehlbar das poetische Bild eines sanften, greisen Seelenhirten inmitten eines mit Granaten und Myrthen geschmückten Pfarrgärtchens vor seinem geistigen Auge emporsteigen sieht.

„Dort droben am Markt," sagt der kleine Cicerone, indem er sein braunes Fingerchen nach dem einzigen stattlichen Bau des weitverstreuten Ortes richtet.

„Ein schönes, großes Haus!" meint der Reisende, das Haupt wiegend, ohne zu überlegen, daß die scheinbare Stattlichkeit des gelbrothen Sandsteingebäudes nur in dem Kontrast mit den winzig kleinen Nachbarhütten beruht.

„Ein prächtiges Haus!" stimmt der Kleine bei; „und er bewohnt es allein mit Benedikta, der Magd, seit Pater Agostino, der Kaplan, nach dem alten Thurme übergesiedelt ist."

Der kleine braune Finger des Knaben weist nun am Strande entlang nach einem kahlen Felsvorsprung, der auf seiner Höhe die von einem breitästigen Feigenbaum überschatteten, halbzerfallenen Mauerreste einer einstigen Burg trägt, als deren früheren Herrn sich die stets bereitwillige Phantasie des Fremden sofort einen finsteren, glutäugigen, durch Seeraub reich gewordenen Edelmann vorstellt.

Mit seiner letzten Auskunft glaubt der niedliche braune Schelm seine Soldi reichlich abverdient zu haben; mit der anmuthigsten Gelassenheit wendet er sich wieder seinem Spiele und den gaffenden Gefährten zu; — und doch ist sein Bericht gerade an der Stelle, wo er ihn abbricht, der Theilnahme des gefühlvollen Hörers am meisten werth; denn Pater Agostino, der Kaplan, der in dem verfallenen Thurme am Strande haust, ist in seiner Art eigenartiger, als das Bild der wunderthätigen Jungfrau, ja selbst als die Goldpracht des seidenen Meßgewandes, in dem der hochachtbare Pfarrer der unvergleichlichen Würde der Himmelskönigin standesgemäß aufzuwarten sucht.

Lockt die Neugierde einen fremden Waller bis in das Innere des zerbröckelnden Felsthurmes — was übrigens meines Wissens nach noch selten geschah — so ist dieser unfehlbar enttäuscht, wenn er dem Bewohner dieser sonderbaren Klause gegenübertritt. Pater Agostino trägt in seinem Aeußeren auch nicht das kleinste Merkmal eines Schwärmers an sich; sieht man ihm in das große, gutmüthige Auge, in die freundlichen, fest und breit angelegten Züge, über denen ein wohlthuender Zug von Zufriedenheit und unschuldsvoller Daseinsfreude lagert, so fragt man sich umsonst, was diesen Mann veranlaßt haben könne, sich aus dem löblichen Schutze des wohlüberdachten Pfarrhauses in die romantische Einsamkeit des letzten, halbzerfallenen Gemaches eines wankenden Thurmgemäuers zu stehlen.

Selbst die Aussicht über die See, so leuchtend und duftig sie sich in dem Rahmen des morschen Rundbogenfensters darbietet, mag droben in der Pfarre um kein Haar schlechter sein, vielleicht durch einen farbensatten, fröhlichen Vordergrund noch gehoben; und den Vortheil, die frischeste Meerbrise in heißen Sommertagen aus erster Hand zu haben, könnte ein nüchterner Sinn in Anbetracht der unbehaglichen Oktobernächte, in denen das zähe Gerieſel des Himmels durch die zerklüfteten Fugen des mühsam gestützten Deckengewölbes zu sickern pflegt, für höchst unbedeutend und nebensächlich erklären.

Seinen Grund hatte Pater Agostino indeß unfehlbar, als er seinem getreuen Oberen einst erklärte, er könne sein Werk über das Leben des heiligen Johannes, das er in Form eines geistlichen Heldengedichtes

Digitized by Google

verfaßte, nirgends so in Ruhe und Sammlung vollenden, als in jenem stillen Thurmgemach, das er auf einem Spaziergang entdeckt und plötzlich lieb gewonnen hatte. — Der alte Pfarrer, der selbst mit einer Art heimlichen Stolzes die Dichtung seines jungen Mitbruders in Christo heranreifen sah, wollte an deren Vollendung nicht im mindesten hinderlich sein und ordnete selbst die Uebersiedlung einiger Strohstühle, eines Tisches und eines Bettes nach dem Thurme an, obgleich er im Grunde nicht begriff, worin der überwältigende Vortheil dieser luftigen Behausung bestünde.

Indessen war es ja wohl genügend, wenn Pater Agostino selbst diesen Vortheil leuchtend vor Augen sah, und das mußte der Fall sein, denn, nachdem er die letzte Hand an seinen Umzug gelegt, indem er ein Stündchen lang, mit Büchern und Schriften beladen, zwischen dem Pfarrhaus und dem Strande hin- und hergeschritten war, setzte er sich mit warmem Lächeln an dem Tische zurecht, den er nahe an sein Thurmfenster gerückt hatte, breitete seine Folianten vor sich aus und begann nun emsig Zeile an Zeile zu fügen. Von Zeit zu Zeit jedoch legte er die Feder weg, beugte sein Haupt über die Fensterbrüstung und sah, indem er ein paar Mal tief athmete, mit liebenswürdiger Andacht auf das Schutt- und Steingerölle nieder, das den Raum zwischen dem steinernen Sims und einer drunten zum Meer vorspringenden Felskante füllte. Wer dann seinen Blicken gefolgt wäre, hätte das Wunder entdeckt, das den stillen Arbeiter zu der wunderlichen Idee seines Wohnungswechsels veranlaßt hatte. Zwischen dem Staub vergangener Jahrhunderte hatte eine duftige, fremdländische Blume ihren weißen Kelch entfaltet; — auf hohem, schlankem Stengel wiegten sich rings um einen Strahlenstern zartgoldener Staubfäden die reinsten Blütenblätter gleich schneeigen Falterschwingen, während bei jedem Zittern des gebrechlichen Stieles eine Welle süßen, feinen Duftes in der unbewegten Luft zerfloß.

Ein Botaniker hätte sich das Vorkommen dieser edlen, tropischen Orchisart als einen seltenen und wunderbaren Fall von Samenvertragung vielleicht kopfschüttelnd zu erklären gewußt; Agostino frug nicht: Wer? und woher? als er zum ersten Mal in das keusche, zarte Blumenantlitz schaute, doch kam ihm urplötzlich der Gedanke, daß die Nähe dieser duftigen Schönheit ein einsames Menschenleben unsäglich verklären könne.

Nun bewohnte der fromme Mann sein seltsames Quartier schon über ein Jahr. — Sein schneeiger Liebling hatte unermüdlich Kelch um Kelch entfaltet und war dann verblichen und verwelkt, um nach kurzer Winterrast nur leuchtender und schöner zu erstehen. Agostino gab auch, während sein Liebchen schlief, seine Klause nicht preis, so dringend der alte Pfarrer ihn bat. Viel lieber ging er während der stürmischen Regenabende, an denen er seinen freundlichen Patron einsam und gedankenvoll glaubte, den ausgewaschenen Pfad zum Markte hinauf, um mit dem Alten zu plaudern oder Schach zu spielen. Seine freien Tagesstunden wandte er nach wie vor seiner theuren Arbeit zu, in der er den Stolz und das Glück seines Lebens sah. Statt des Duftes seiner Blume labte ihn dabei die Hoffnung auf deren erneutes Erblühen.

Digitized by Google

Als der weiße Schimmer ihres glänzenden Atlaskleides durch die erste frühlingsgrüne Knospe schimmerte, wußte sich Agostino vor Entzücken kaum zu fassen. — Was er an diesem Tage über das Walten des Liebesapostels niederschrieb, war ein Hymnus der Liebe und Verehrung. — Langsam, mit verschämtem Zagen entrollte die Orchidea während des Tages Blatt um Blatt. Wer sie dann gesehen hätte, wie sie voll erblüht vor dem dankbaren Manne stand und den glühenden Abendschein über ihr schönes Haupt hinfluten ließ gleich einem lieblichen, jungen Weib, das seine weiße Schönheit in rosige Schleier hüllt, der hätte es verstanden, wie lieb er sie haben mußte, der freundliche Geselle, der in stillen Stunden so oft darüber nachgedacht hatte, wie traulich es sein müsse, eine Schwester zu haben und lieben zu dürfen.

Lange, lange stand er andachtsvoll vor dem holden Wunder; über seinem Haupte kreisten die Schwalben und drunten sangen die Wogen, die am Fels zerschellten, ihr ewiges Lied.

Er sah und hörte beides nicht, seine Blume war ihm alles.

Statt seiner aber sogen zwei andere Wesen, deren Anblick eine Klippe dem Pater verdeckte, die hohe Schönheit des klaren Märzabends mit allen Sinnen ein. Drunten am Strande saß ein hochgewachsener, blonder Mann, der sich bemühte, den beweglichen Reiz des wundervollen, vom Abendduft umflorten Wellenbildes auf ein Blatt zu bannen. Sein Antlitz war stolz und weich zugleich wie das eines Menschen, der sich bewußt ist, ein hohes, reiches Glück tapfer erkämpft zu haben, dessen Besitz ihn nun doch demüthig und dankbar stimmt.

Am reinsten strahlte sein Auge diesen Ausdruck wieder, so oft er es von der Arbeit zu der jungen, mädchenhaften Frau erhob, die ihm zur Seite saß und mit stillem, lieblichem Lächeln die kleinen, purpurnen Steinnelken mit dem goldigen Geflock der flatternden Strandgräser zu kunstlosen Sträußen wand, mit denen sie ihr leichtes Reisekleid und den edlen Reichthum ihrer lichtbraunen Flechten schmückte.

Als sie damit fertig war, saß sie sinnend still, faltete die Hände im Schoße und lauschte mit halbem Lächeln auf einen Laut des Entzückens aus dem Munde ihres Liebsten.

Der Mann aber umfing ihre Gestalt nur mit einem stummen Blick, der freilich mehr sagte, als tausend Worte, den sie aber nicht gewahrte und den zu verdolmetschen er sich jetzt tapfer bezwang, weil er sich geschworen hatte, trotz aller Liebesseligkeit, die ihn erfüllte, seiner Muse nicht untreu zu werden und weil das Sonnenlicht, das auf den Wellen verzitterte, voraussichtlich in fünf Minuten erloschen und für seinen Pinsel verloren war.

Das junge Weib begriff dies alles mit der Feinfühligkeit eines reichen Herzens, auch ohne daß er ihr's sagte; sie träumte lächelnd fort und brach nur einmal unwillkürlich die Stille, indem sie mit leiser, melodischer Stimme sagte: „Weißt Du auch, daß es heut vier Wochen her ist, daß wir vor dem Altar standen?"

Nun hob er einen Augenblick lang sein dunkles, mächtiges Auge zu ihrem zarten, von dem feinen, wehenden Gelock umspielten Antlitz empor.

„Süßes Herz!" sagte er statt aller Antwort.

Digitized by Google

Vielleicht war er jetzt trotz allem bereit, sie an sein übervolles Herz zu schließen, sie aber fühlte plötzlich bei der Erinnerung an daheim, an den stolzen, eichenumrauschten Herrensitz, an den ritterlichen, greisen Vater und die theure Mutter, an ihr Mädchenstübchen im Thurm, an den schlanken Goldfuchs, der sie so oft dem Morgenwind entgegen über die blühende Haide getragen, eine übermächtige, an Heimweh streifende Empfindung in ihrem frohen Herzen emporquellen.

Die flüchtige Rührung über das verlorene Glück ihrer Mädchentage verrann zwar traumesschnell in dem stolzen, seligen Bewußtsein ihres neuen Frauenglückes, aber sie entfärbte ihr doch einen Augenblick lang die weichen Wangen und netzte die langen, dunklen Wimpern, die den klaren, offenen Kinderaugen von jeher jenen verschleierten, geheimnißvollen Ausdruck verliehen hatten.

Mit abgewandtem Antlitz und einem leisen, reizenden Lachen sprang sie empor. Er sollte nicht sehen, daß auch nur ein Hauch von Leid jemals ihre frohe Seele trüben könne.

„Bist Du mir böse?“ sagte er erschrocken, indem er die kleinen rothen Nelken zusammenlas, die ihrem Schoße entfallen waren.

„Nein, nein! Ich will nur ein wenig auf Kundschaft ausgehen, bis Du fertig bist!“ entgegnete sie.

Er sah ihre schlanke Gestalt zwischen Steinen und Gerank entschwinden; eine kindische Anwandlung, Pinsel und Farben weit von sich zu schleudern und ihr nachzueilen, überkam ihn.

Aber er hatte sich im Leid bezwingen gelernt, und das Glück sollte ihn nun nicht launisch und wandelbar finden.

„Ein paar Minuten noch, dann bin ich Dein!“ sagte er leise.

Inzwischen hatten sich ihre flinken, feinbeschuhten Füßchen durch Ufersand und Steine bis zu dem schattenden Feigenbaum hingearbeitet, der das verwitterte Thor der alten Burg verdeckte. Ein großer, gefleckter Hund kam ihr entgegen, sah treuherzig zu ihr empor und rieb dann den langohrigen Kopf an ihrer Seite.

„Wohnst Du hier, verzauberter Prinz?“ sagte sie.

Das mächtige Thier knurrte behaglich, als sei die Begegnung mit weißgekleideten Frauenschönheiten ihm eine gewöhnliche, alltägliche Sache.

„Willst Du mir einen Aussichtspunkt zeigen, von wo ich meinen Liebsten belauschen kann?“ sagte sie belustigt, als sie hinter ihm drein die schmale, gewundene Steinstiege emporschritt.

Nun stand der Hund vor einer Thür still und steckte den zottigen Kopf durch die Spalte, daß der morsche, vermoderte Flügel kreischend nachgab.

„Lontino!“ rief da eine freundliche Stimme dem Hunde zu.

Wie versteinert stand das junge Weib auf der Schwelle still. Die Anwesenheit des großen, schwarzgekleideten Mannes, dem sie sich plötzlich gegenüber fand, machte sie betreten.

„Verzeiht!“ sagte sie, indem sie die ehrfurchtsvolle Verneigung des erröthenden Paters mit leichtem Kopfneigen erwiderte. „Ich wußte nicht, daß diese Trümmer bewohnt seien und stieg nur in der Hoffnung, eine Aussicht zu finden, empor.“

Ihre Vornehmheit und Schönheit mochten ihn verwirren, denn

Digitized by Google

seine bebenden Lippen suchten vergebens eine Erwiderung, aber die Bewegung seiner Hand und der beredte Ausdruck, mit dem er seine Blicke von ihr weg nach dem Fenster wandte, frugen deutlich: „Und ist Euch die Aussicht nicht schön genug, Signora?“

Nach kurzem Zögern hatte sie ihre volle Selbstbeherrschung wieder. Sie trat ein paar Schritte vor und sagte, indem sie sich graziös über die alte Brüstung neigte: „Es ist in der That ein bezaubernder Blick und ich begreife, daß er Euch für vieles andere entschädigen kann. Aber was ist das?“ frug sie plötzlich, indem sie ihr Auge auf dem schneeigen Kelch der Orchidea haften ließ. „Welche herrliche, seltene Blume! Wie kommt sie hierher? Wie heißt sie und wo ist ihre Heimat?“

„Sie blüht nur für Euch, Madonna!“ sagte der fromme Mann. „Erlaubt, daß ich sie Euch pflücke!“

Mit schnellem Griff hatte er sein Arbeitstischchen vom Fenster hinweggerückt, sodaß ein paar lose Blätter auf die Erde stoben, dann bog er den Arm über das Sims und berührte den Stengel seines Lieblings.

Da legte sich eine weiche, kühle Hand auf seine braunen Finger. „Nein, nein!“ tönte es dicht an seinem Ohr; „wollt Ihr mir die Blume schenken, so erlaubt, daß ich sie selbst breche.“

„Wie Ihr befehlt!“ sagte er, indem sein Blick wie verzaubert auf dem runden, spitzenumhüllten Arm und den reizend geformten Fingern haftete.

Im nächsten Augenblick aber tönte ein kurzer, abgerissener Schreckenslaut von seinem Munde.

Dieses Blumendasein zwischen dem staubigen Geröll war trotz all seiner Schönheit nur ein schwaches, vergängliches Kinderleben gewesen; ein einziger Griff, der nur den Stengel knicken sollte, hatte genügt, um die zarte Wurzel aus dem lockeren Erdreich zu lösen.

„Was habt Ihr?“ frug die junge Frau, indem sie die weiße Blume am Ausschnitt ihres Kleides befestigte und Wurzel und Stengel den Abhang hinabwarf.

„Nichts, nichts!“ entgegnete er verwirrt; „ich erschrak nur, da Ihr Euch über die Brüstung bogt. Ich meinte, Ihr könntet fallen oder Euch verletzen.“

Dabei blickten aber seine Augen starr und groß, wie erwachend, auf die Blume, die zwischen Spitzen und feingefaltetem Stoff gar selig an dem zarten Frauenbusen zu ruhen schien.

Ehe sich ihre blaßrothen Lippen noch öffneten, um für seine Fürsorge zu danken, scholl ein heller, kräftiger Ton zu den beiden empor.

„Elisabeth!“

Im nächsten Augenblick war sie mit flüchtigem Gruß und Dank aus des Paters Klause entschwunden. Der fromme Mann gab ihr das Geleit bis zu der Pforte, die des Feigenbaums schattendes Dach verdeckte. Er bog die Zweige nieder, damit sie ihr helles Gewand nicht streiften, und rief ihr ein zitterndes: „Gott behüte Euch!“ nach.

In geringer Entfernung von dem Thurme stand indeß ein breitschulteriger, dunkelblonder Mann, dessen Züge förmlich aufleuchteten, als die leichten Tritte des jungen Weibes nahten.

Sie hing sich traulich an seinen Arm und ließ es geschehen, daß

Digitized by Google

seine warmen Lippen ihre schönen Wangen zärtlich wie nach langer Trennung küßten.

„Warum bist Du so nachdenklich? Fröstelst Du?“ sagte er mild.

„Ach nein!“ entgegnete sie träumerisch; „mir fiel es nur eben ein, wie schaurig, einsam und trüb ein Leben sein muß, das ohne Liebe verfließt!“

Indessen war Agostino sinnend die schwanken Treppenstufen wieder emporgestiegen. Er rückte den kleinen Arbeitstisch an den alten Platz, hob die zerstreuten Blätter vom Boden auf und schickte sich an, seine geliebte Arbeit fortzusetzen. — Aber die Gedanken, die sonst über seine Seele hereinströmten, ließen sich heut nicht beschwören. Er nahm, gleichsam um sich selbst anzufeuern, einen großen Band beschriebener Blätter, den fertigen Theil seiner Dichtung, aus einem sorgsam verschlossenen Kasten; als sie aber vor ihm lagen, legte er seine gefalteten Hände darauf, sah trostlos ins Leere und flüsterte: „Wozu? Wozu?“

Dann lächelte er wieder, nahm die Feder aufs neue zur Hand und versuchte, sich selbst zum Trotze, ins alte Geleis zu kommen.

Doch es war vergebliche Mühe.

„Seltsam, seltsam!“ sagte er plötzlich fast laut, indem er von seinem Sitze aufstand und ruhelos im Zimmer hin- und herschritt. „Gestern noch dünkte meine Arbeit mir eine werthvolle Gabe für die Welt zu sein. — Und heute? — Was ist das? Was fehlt mir plötzlich, das ich gestern noch besaß? Ist es der Glaube, die Zuversicht, die Liebe zu meinem Heiland?“

Mit einem tiefen Athemzug schritt er zum Fenster, als suche er im sterbenden Licht des Tages die Lösung des Räthsels. Er bog sich über die Brüstung, wie er es seit Jahren so oft gethan hatte, aber mit einem verzweifelten Schmerzenslaut wandte er sich ab. — Zwischen den Steinen, aus denen der schlanke Bau seiner Orchidea geragt, gähnte eine kleine Spalte, die ihm in seinem Weh tausendmal größer drückte, als sie in Wirklichkeit war. — Er kniete vor dem Strohschemel nieder, barg das Antlitz in die Hände und rief unter Schluchzen:

„Sei barmherzig, gütiger Heiland, und lehre mich weiterleben. — Ich weiß, ich weiß es, was mir fehlt, was gestern noch mein war! — Es ist der Duft der weißen Blume, es ist die Unbefangenheit, die Ruhe, die Unschuld meiner Seele! Gieb mir es wieder, Du, der Du allmächtig bist!“ — — — — — — — — — — — — — — — —

— —

Ob der Himmel sein Flehen erhörte, weiß ich nicht. Auch von dem Erscheinen seines Werkes habe ich nichts vernommen.

Indessen hoffe ich noch immer, daß er es beendet, wenn nicht heute, so doch vielleicht in Jahren.

Es wäre ja zu seltsam, wenn der Tod einer Blüte ein strebendes Herz für immer beugen sollte!

Reinhold Lenz.

Eine Studie von Dr. Emil Traut.

Die gewaltige Bewegung, welche sich in der Mitte des vorigen Jahrhunderts der deutschen Literatur bemächtigte, hat eine unverkennbare Aehnlichkeit mit der großen französischen Revolution, und war selbst eine Revolution. Prinzipale Gegensätze standen sich schroff gegenüber und wurden mit rücksichtsloser Kampfeslust ausgefochten; auf der einen Seite eine Partei der literarischen Legitimisten, welche hartnäckig an den Traditionen des alten französischen Regimes festhielten, auf der anderen neben klaren und zielbewußten Männern eine Reihe junger Stürmer und Dränger, welche mit Leidenschaftlichkeit Herkommen und Sitte bekämpften, Regel und Gesetz verachteten und im bürgerlichen Leben sowohl wie in der Kunst in kecker Selbstüberhebung die Schrankenlosigkeit des einzelnen proklamirten, indem sie bloß die ursprüngliche Schöpfungskraft anerkannten und zum höchsten Kunstgesetz den Einklang der freien Bewegung des Einzelnen mit der Natur, wie sie sich ihnen vorstellte, erhoben. Wie junger Most schäumte es in den erregten Gemüthern und nur wenigen läuterte er sich zu klarem Wein. Man ergab sich einem ungestümen literarischen Jakobinismus, brach im Sturm die Bastille unserer Literatur, die französische Oberherrschaft, und stürzte unter lautem Triumphgeschrei die gepuderten Götter von den schwankenden Thronen. Ein Hauptschauplatz dieser literarischen Bewegung im Anfang der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts war Straßburg, die Residenz des jugendlichen Goethe. Goethe selbst hat sich mit Energie diesem genialen Treiben hingegeben, vor den Excessen und Verirrungen hat ihn jedoch das ewige Schönheitsgefühl bewahrt, das der Gott des Gesanges ihm in die Brust gelegt hatte. Aber nicht wenige wurden von dieser Bewegung widerstandslos mit fortgerissen und sind Opfer ihres eigenen zügellosen Genies geworden und unter ihnen ist der bedeutendste Goethes Jugendgenosse, der Dichter Jacob Michael Reinhold Lenz. Auch auf ihn läßt sich das Wort anwenden, mit welchem Goethe den unglücklichen Johann Christian Günther

Digitized by Google

charakterisirt, dem Lenz überhaupt in vielen Stücken ähnlich ist, das herbe und doch so wahre Wort: „Er wußte sich nicht zu zähmen und so zerrann ihm sein Leben wie sein Dichten."

Es ist ein Dichterleben voll ergreifender Tragik, das sich vor unseren Augen aufrollt. Wohl selten sind so edle geistige Gaben so elendiglich zugrunde gegangen wie bei Lenz. Ihm ist kein guter Genius zu rechter Zeit erschienen, der ihm den Weg gewiesen und ihn getreulich und sorgsam über die Abgründe des Lebens geführt hätte, und so hat sich ein reiches, schönes Leben an seiner eigenen Kraft zerrieben. Lenz' Leben ist ein ereignißvoller Roman, vom Dunkel des Geheimnißvollen reizvoll umwoben. Noch sind die Hauptmomente dieses Romanes unaufgeklärt und wohl nimmer wird es gelingen, das Räthsel seines Lebens völlig zu lösen. Zweimal ist er Goethe auf dessen Siegeslauf in den Weg getreten, aber der Triumphzug des Halbgottes ist über ihn hinweggegangen, und ein müder Mann ist er im Staube liegen geblieben. Auch sein literarisches Schicksal entspricht der Tragik seines Lebens. Anfänglich mit Hosiannah begrüßt, allgemein bewundert und von einem Herder als der deutsche Shakespeare gefeiert, gerieth er bald in Vergessenheit, bis ihn Goethe in seiner Selbstbiographie, des verlorenen Freundes gedenkend, der deutschen Literatur wieder ins Gedächtniß rief und hiervon angeregt Ludwig Tieck im Jahre 1828 eine Sammlung seiner Werke mit einem anerkennenden Nachruf veranstaltete. Freilich, eine jede Sammlung der Schöpfungen Lenz' wird ein Fragment bleiben, wie sein Leben war; mehrere seiner Werke sind spurlos verschwunden, ja selbst die Dichtung, welche er für sein Meisterwerk hielt, ist verloren gegangen und es ist keine Hoffnung auf ein Wiederfinden derselben vorhanden. Allerdings darf nicht geleugnet werden, daß die meisten seiner literarischen Produktionen des rein künstlerischen Werthes entbehren und bloß noch ein kunstgeschichtliches Interesse bieten; einige derselben aber und unter diesen vor allen eine Anzahl lyrischer Gedichte, sind von bleibendem Werth und gehören zu den bedeutendsten Schöpfungen der deutschen Dichtkunst. Sie verdienen, der Vergessenheit entrissen zu werden.

Reinhold Lenz wurde am 12. Januar 1750 zu Seßwegen in Livland als der zweite Sohn eines protestantischen Geistlichen geboren. Im Jahre 1759 siedelte er mit seiner Familie nach Dorpat über und begab sich 1768 mit seinem Bruder Christian auf die Universität Königsberg, woselbst er sich dem Studium der Theologie, vor allem aber den Vorlesungen des großen Kant widmete, während sein Bruder Jurisprudenz betrieb. Schon hier veröffentlichte er eine größere epische Dichtung, „Die Landplagen" betitelt und in sechs Gesänge eingetheilt. Das Werk ist der Kaiserin Katharina II. von Rußland gewidmet. Er besingt in demselben Krieg, Hungersnoth, Pest, Feuer- und Wassersnoth und das Erdbeben, ein seltsamer Stoff für einen neunzehnjährigen Dichter. Die Dichtung athmet den Geist Klopstocks, das religiöse Pathos des Messias tönt aus dem übrigens ungelenken und unfertigen Hexametern heraus, die Einen jeden Augenblick stolpern lassen. Aber hier und da blitzt ein großartiger Gedanke auf, leuchtet eine farbenprächtige Schilderung hervor, steht ein treffender Vergleich, und die leidenschaftliche Darstellung des Ganzen zeugt von wahrhaft dichteri-

scher Kraft. In Königsberg nahm Lenz, welcher mit seinem Vater in Differenzen gerathen war, eine Stelle als Reisebegleiter der Herren von Kleist an, zweier junger kurländischer Edelleute, welche in französische Kriegsdienste zu treten beabsichtigten und in Straßburg französische Sitte und Sprache lernen sollten. Nach einem längeren Aufenthalt in Berlin und Leipzig kam der wunderliche Mentor im Jahre 1771 mit seinen Pflegebefohlenen in Straßburg an. Er verkehrte anfänglich meist in Militärkreisen, fühlte sich aber bald von diesen abgestoßen und fand an dem biederen Aktuar Salzmann einen treuen Freund und eine feste Stütze, deren er um so nothwendiger bedurfte, als er in ein wüstes lüderliches Leben hineingezogen worden war. Durch Salzmann lernte er auch den Freundeskreis Goethes, Jung-Stilling, Lerse u. a. m. kennen und trat mit Herder und mit Goethe selbst in nähere Verbindung. Goethe hat uns eine Schilderung des damaligen Lenz hinterlassen: „Klein, aber nett von Gestalt, ein allerliebstes Köpfchen, dessen zierlicher Form niedliche, etwas abgestumpfte Züge vollkommen entsprachen, blaue Augen, blonde Haare, kurz ein Persönchen, wie mir unter nordischen Jünglingen von Zeit zu Zeit eins begegnet ist; einen sanften, gleichsam vorsichtigen Schritt, eine angenehme, nicht ganz fließende Sprache und ein Betragen, das zwischen Zurückhaltung und Schüchternheit sich bewegend, einem jungen Mann gar wohl anstand." Für seine Sinnesart, schreibt Goethe, wisse er nur das englische Wort „whimsical", das unserem „verrückt" ziemlich nahe kommt. In Straßburg betrieb Lenz eifrig das Studium der Dramen Shakespeares und übersetzte einige Plautinischen Komödien, denen er ein modernes Gewand gab. Shakespeare und Plautus sind ihm immer die Muster der beiden Hauptgattungen der dramatischen Kunst gewesen, über welch' letztere er in besonderen Aufsätzen sein Glaubensbekenntniß abgelegt hat, das allerdings unsern modernen Anschauungen über Aesthetik keineswegs entspricht. Auch begann Lenz wahrscheinlich um diese Zeit schon seinen „Hofmeister", eine Komödie von kühner Erfindung, aber barocker Ausführung, die von vielen als das beste seiner Werke gerühmt wird und die sonderbarerweise der alte Bühnenpraktiker Schröder in Hamburg für eins der theatralisch wirksamsten Stücke hielt. Schröder brachte es auch auf seine Bühne, der gehoffte Erfolg blieb aber gänzlich aus.

Im Mai 1772 verließ Lenz die altehrwürdige Stadt im Elsaß und begleitete seinen jüngeren Telemach nach Fort Louis, einer jetzt zerstörten Inselfestung auf dem Rhein. Nicht weit entfernt davon liegt Sesenheim, um dessen Pfarrhaus die schönste deutsche Liebesidylle schwebt. Ein Jahr zuvor hatte Goethe dort gelebt, geliebt und gedichtet, noch waltete die anmuthige Friederike mit geschäftiger Hand und sehnsuchtskrankem Herzen daselbst im stillen Kreise. Lenz wurde in die Familie des freundlichen Brion eingeführt und auch ihm versengten das leichtempfängliche Herz die sanften Augen der blonden Pfarrerstochter. Noch glühten ihre Lippen von Goethes göttlichen Küssen, da trat ihr Lenz entgegen; eine mächtige Leidenschaft zu dem schönen Mädchen erfaßte ihn, auch er hatte eine Sesenheimer Episode, aber es ist mehr eine Ballade als eine Idylle. Ueber dieser ganzen Zeit schwebt ein bisher noch undurchdrungenes Dunkel. Besonders erschwert

wird das rechte Verständniß dieses ganzen Verhältnisses durch die Schilderung Goethes, welcher im Herbste 1779 auf seiner Rückreise aus der Schweiz Sesenheim berührte und hierüber folgendes schreibt: „Ich finde Friederike Brion wenig verändert, noch so gut, liebevoll, zutraulich wie sonst, gefaßt und selbstständig. Der größte Theil der Unterhaltung war über Lenzen. Dieser hatte sich nach meiner Abreise im Hause introducirt, von mir, was nur möglich war, zu erfahren gesucht, bis sie endlich, da er sich die größte Mühe gab, meine Briefe zu sehen und zu erhaschen, mißtrauisch geworden. Er hatte sich indeß, nach seiner gewöhnlichen Weise, verliebt in sie gestellt, weil er glaubte, das sei der einzige Weg, hinter die Geheimnisse des Mädchens zu kommen, und da sie, nunmehr gewarnt, scheu seine Besuche ablehnt und sich mehr zurückzieht, so treibt er es zu den lächerlichsten Demonstrationen des Selbstmordes, da man ihn halbtoll erklären und nach der Stadt schaffen kann. Sie klärt mich über die Absicht auf, die er gehabt hat, mir zu schaden und mich in der öffentlichen Meinung und auch sonst zugrunde zu richten, weshalb er denn auch damals die Farce gegen Wieland drucken ließ." Letzteres geht auf die Goethesche Satire „Götter, Helden und Wieland", deren Veröffentlichung Lenz betrieben hatte. Diese vernichtenden Worte sind von Goethe geschrieben, aber nicht von ihm veröffentlicht, sondern erst später von Eckermann in die Ausgabe von 1840 aufgenommen und zwar nach einem Goetheschen Manuskript über Lenz. Vermuthlich sind diese Zeilen nur ein Konzept oder Notat für „Wahrheit und Dichtung", wovon dann Goethe nur das für seine Selbstbiographie benutzt hat, was er später für geeignet hielt und vertreten zu können glaubte. Aus diesen Zeilen leuchtet ein gewisser Ingrimm des Dichterkönigs gegen den armen Lenz, vielleicht diktirte sie ihm ein Gefühl von Eifersucht, daß er sich nicht mehr allein in dem Herzen des Mädchens gefunden, das er in seiner Jugend so glühend geliebt hatte. Charakteristisch aber ist es, daß Goethe diese Worte in seiner Selbstbiographie weggelassen hat, er mochte wohl guten Grund dazu haben. Ueberhaupt kann die Beurtheilung, wie sie Goethe seinem Jugendgenossen Lenz angedeihen ließ, nicht als die maßgebende angesehen werden, aus allen seinen Worten über den Straßburger Bekannten klingt es wie persönliche Verletztheit und literarische Eifersucht. Auch schon in der obigen Schilderung Lenz' entbehrt der Ausdruck „Persönchen" nicht ganz eines ironischen Anflugs.

Daß Friederike Brion von Lenz wahrhaft und ohne kleinliche Absichten geliebt worden ist, beweisen am besten des Dichters Briefe an Salzmann. Es geht durch sie eine tiefe Sehnsucht nach dem Besitz der Geliebten, feurige Liebesflammen lodern mächtig empor. Am 3. Juni 1772 schreibt Lenz aus Fort Louis an seinen Freund: „Den Sonntag waren wir in Sef. (enheim); den Montag frühe ging ich wieder hin und machte in Gesellschaft des guten Landpriesters und seiner Töchter eine Reise nach Lichtenau. Wir kamen den Abend um 10 Uhr nach S. zurück: diesen und den folgenden Tag blieb ich dort. Nun haben Sie genug. Es ist mir, als ob ich auf einer bezauberten Insel gewesen wäre, ich war dort ein anderer Mensch, als ich hier bin, alles, was ich geredt und gethan, hab' ich im Traume gethan.

Heute reiset Madame Brion mit ihren beiden Töchtern nach Saarbrücken zu ihrem Bruder auf vierzehn Tage und wird vielleicht ein Mädchen da lassen, das ich wünschte nie gesehen zu haben. Sie hat mir aber bei allen Mächten der L— geschworen, nicht da zu bleiben. Ich bin unglücklich, bester, bester Freund! und doch bin ich auch der glücklichste unter allen Menschen. An demselben Tage vielleicht, da sie von Saarbrücken zurückkommt, muß ich mit Herrn von Kleist nach Straßburg reisen. Also einen Monat getrennt, vielleicht mehr, vielleicht für immer. Und doch haben wir uns geschworen, uns nie zu trennen." Eine Woche später schreibt er: „Ich fürchte, es ist zu spät, an eine Heilung zu denken. Es ist mir wie Pygmalion gegangen. Ich hatte mir zu einer gewissen Absicht in meiner Phantasie ein Mädchen geschaffen — ich sah mich um und die gütige Natur hatte mir mein Ideal lebendig an die Seite gestellt. Es ging uns beiden wie Cäsar: Veni, vidi, vici. Durch unmerkliche Grade wuchs unsere Vertraulichkeit — und jetzt ist sie beschworen und unauflöslich. Aber sie ist fort, wir sind getrennt. — — — Ich bin um mich zu zerstreuen die Feiertage über bei einem reichen und sehr gutmüthigen Amtsschulz in Lichtenau zu Gast gewesen. Ich habe mich an meinem Kummer durch eine ausschweifende Lustigkeit gerächt, aber er kehrt jetzt nur desto heftiger zurück, wie die Dunkelheit der Nacht hinter einem Blitz . . . . Gestern ist der Herr Landpriester bei mir zu Gast gewesen. Es ist ein Fielding'scher Charakter. Jeder andere würde in seiner Gesellschaft Langeweile gefunden haben; ich habe mich recht sehr darin amüsirt; denn ein Auge, womit ich ihn ansah, war poetisch, das andere verliebt. Er läßt sein Leben für mich und ich für seine Tochter." Von Landau aus, wohin er sich mit dem jüngeren Herrn von Kleist begeben hatte, berichtet er in seinem Trennungsschmerz an den Freund: „Es ist wahr, meine Seele hat bei aller anscheinenden Lustigkeit jetzt mehr als jemals eine tragische Stimmung. Die Lage meiner äußern Umstände trägt wohl das Meiste dazu bei, aber — sie soll, sie mag sie nun höher oder tiefer stimmen, doch nie verstimmen. Eine sanfte Melancholie verträgt sich wohl mit unserer Glückseligkeit und ich hoffe — nein, ich bin gewiß, daß sie sich noch einst in reine, dauerhafte Freude auflösen wird wie ein dunkler Sommermorgen in einen wolkenlosen Mittag. Auch fehlen mir jetzt öftere Sonnenblicke nicht, nur kann freilich ein Herz, dem die süßen Ergötzungen der Freundschaft und — der Liebe — sogar einer vernünftigen Gesellschaft genommen sind, bisweilen einen Seufzer nicht unterdrücken. An den Brüsten der Natur hange ich jetzt mit verdoppelter Inbrunst, sie mag ihre Stirn mit Sonnenstrahlen oder kalten Nebeln umbinden, ihr mütterliches Antlitz lächelt mir immer und oft werd' ich versucht mit dem alten Junius Brutus mich auf den Boden niederzuwerfen und ihr mit einem stummen Kuß für ihre Freundlichkeit zu danken." Und weiter schreibt er in einem Brief ohne Datum: „Ich bin dazu bestimmt, mir selbst das Leben traurig zu machen — — aber ich weiß, daß, so sehr ich mir jetzt die Finger am Dorne zerritze, daß ich doch einmal eine Rose brechen werde."

Aus dieser Zeit stammt auch eins der tiefempfundensten Gedichte Lenz' „Die Liebe auf dem Lande", worin er sein Verhältniß zu Frie-

Digitized by Google

derike und Goethe in wahrhaft rührender Weise geschildert hat und welches einen wohlthuenden Gegensatz zu Goethes Auslassung bildet. Eingang und Schluß dieses zur vollständigen Wiedergabe seiner Länge wegen ungeeigneten Gedichtes mag hier Platz finden und Zeugniß von der aufrichtigen Liebe des Dichters zu der schönen Pfarrerstochter ablegen. Es beginnt:

„Ein wohlgenährter Kandidat,
Der nie noch einen Fehltritt that,
Und der verbotnen Liebestrieb
In lauter Predigten verschrieb,
Kehrt' einst bei einem Pfarrer ein,
Den Sonntag sein Gehülf' zu sein.
Der hatt' ein Kind, zwar still und bleich,
Vor Kummer krank, doch Engeln gleich,
Sie hielt im halberloschnen Blick
Noch Flammen ohne Maaß zurück,
All' itzt in Andacht eingehüllt,
Schön wie ein marmor'n Heil'genbild.
War nicht umsonst so still und schwach,
Verlaßne Liebe trug sie nach —

Der Kandidat führt die Pfarrerstochter heim, aber ihre Ehe ist eine unglückliche. Wie sehr sich auch die Gattin bemüht, dem Manne ein freundliches Familienleben zu verschaffen — —

Denn immer, immer, immer doch
Schwebt ihr das Bild an Wänden noch
Von einem Menschen, welcher kam
Und ihr als Kind das Herze nahm.
Fast ausgelöscht ist sein Gesicht,
Doch seiner Worte Kraft noch nicht,
Und jener Stunden Seligkeit,
Ach jener Träume Wirklichkeit,
Die, angeboren jedermann,
Kein Mensch sich wirklich machen kann."

Dieser Dritte ist offenbar Goethe, den Friederike zu lieben nie aufgehört hat. Aus diesem Grunde mochte Lenz wohl auch glauben, werde weder ihm noch Friederike eine dauernde Verbindung das wahre Glück der Ehe bieten, und so spricht er in dem Gedicht seine eigene Resignation aus. Die Dichtung ist eine Lenz selbst ehrende Anerkennung Goethes und enthält mehr Wahrheit als die herbe Beurtheilung dieses ganzen Verhältnisses seitens des letzteren.

Ob auch Friederike die Neigung des jungen Theologen erwidert hat, läßt sich positiv nicht nachweisen. Aber wenn schon die Briefe Lenz' an Salzmann von dichterischer Selbstüberhebung nicht frei sein mögen, so scheint aus ihnen doch zur Genüge hervorzugehen, daß Friederike, obgleich sie Goethe nimmer vergessen hat, doch von den Liebeswerbungen Lenz' nicht ganz ungerührt geblieben ist. Auch mochten wohl die Eltern einer Verbindung ihrer Tochter mit dem lebensfrohen jungen Theologen nicht ganz abgeneigt sein. Das Verhältniß löste sich jedoch bald wieder, aus welchen Gründen dies geschah und ob die oben angedeuteten maßgebend waren, kann mit Bestimmtheit nicht angegeben werden und ist lediglich Sache der Vermuthung. Lenz kehrte über

Digitized by Google

Landau nach Straßburg zurück, von den jüngsten Ereignissen aufs tiefste ergriffen. Mit Unrecht schreibt man den späteren Wahnsinn des Dichters seiner unglücklichen Liebe zu Friederike von Sesenheim zu, eine andere Leidenschaft von elementarer Gewalt stieß ihn in die Nacht des Irrsinns hinab. In Straßburg suchte Lenz in ernsten Studien und in der Betrachtung der Natur, aber auch in zügelloser Ausgelassenheit Vergessenheit des Vergangenen. Er betheiligte sich als ein eifriges Mitglied an der von Salzmann gegründeten „Gesellschaft der deutschen Sprache" und hielt bei der Eröffnung einen Vortrag „über die Vortheile einer Verbindung dieser Art zu einer hoffentlich zu erwartenden deutschen Sprache", in welchem er die einseitige Herrschaft des norddeutschen Idioms bekämpfte und zur Zuführung neuer sprachlicher Elemente aus der süddeutschen Sprachart aufforderte. Auch poetisch war Lenz in dieser Zeit am produktivsten. Er vollendete hier seinen „Hofmeister", schrieb „Den neuen Menoza", „Die Soldaten", „Die Freunde machen den Philosophen" u. a. m. Seine Dramen nannte er „Komödien". In ihnen steht in unvermittelster Weise die erschütterndste Tragik neben der ausgelassensten Komik, geht Melpomene mit dem Harlekin Hand in Hand. Es fehlte ihm jener weltüberwindende Humor, der bei Shakespeare die feindlichen Gegensätze versöhnt und verbindet. In allen Lenzschen Dramen muß man aber die gewaltige dramatische Energie und die geniale Konzeption der Charaktere bewundern, die er in kurzen prägnanten Zügen lebenswahr zu schildern weiß; einzelne Scenen sind von gewaltiger theatralischer Wirkung, aber sie hängen lose zusammen und das Ganze ist formlos und von barocker Ungeheuerlichkeit. Die besten Gedanken und Effekte verpuffen in einem bunten Durcheinander von hinreißenden Schönheiten und tollen Abgeschmacktheiten. Seine Dramen behandeln soziale Probleme, aber dieselben sind theilweise schon an sich einer dramatischen Bearbeitung unzugänglich, theilweise ist ihre Lösung eine unbefriedigende und ästhetisch wie menschlich mißlungene. Man kann daher mit Recht behaupten, daß die Lenzschen Dramen bloß noch ein literar-historisches Interesse besitzen, einen wie großen Verehrer sie auch an des Dichters Biographen Gruppe gefunden haben, der Lenz als den Vater unseres modernen „Schauspiels" bezeichnet. In der Straßburger Zeit knüpfte Lenz verschiedene werthvolle Bekanntschaften an, so mit Lavater und mit Goethes Schwester Cornelia Schlosser, mit welch' letzterer ihn bald eine innige Freundschaft verband. Zu dieser Zeit beschäftigte er sich theoretisch mit einer Reform des Soldatenstandes, der damals an Rohheit der Sitten alle übrigen Gesellschaftskreise übertraf. Lenz, welcher die Wurzel dieses Uebels in der Ehelosigkeit des militärischen Standes fand, kam hierdurch auch mit Herzog August von Weimar in Verbindung, nach dessen mäcenatischen Hof er hoffnungsvoll seine Augen wendete.

Am 1. April 1776 traf Lenz in Weimar ein. Sein erstes Auftreten war allerdings wunderlicher Art. Ihm fehlte die Grazie, mit welcher Goethe seine Weimarschen Abenteuer ausführte und welche die Mißgunst bald zum Schweigen brachte. Die Verletzung der Etikette ist bloß dem Dummkopf und dem Gotte gestattet. Am Abend seiner Ankunft stieg Lenz im Gasthof zum Erbprinzen ab. Daselbst hörte

Digitized by Google

er, daß Hofball en masque sei. „Er läßt sich", erzählt Böttiger, „einen rothen Domino holen und erscheint abends im Saal, wo nur Adelige Tanzrecht und Zutritt hatten. Ehe man ihn noch durchbuchstabiren kann, hat er schon ein Fräulein von Lasberg an der Hand und tanzte frischweg. Es wird ruchbar, daß ein bürgerlicher Wolf unter die Herde gekommen sei, alles wird aufrüherisch. Der Hof desorganisirt sich. Der Kammerherr von Einsiedel kommt athemlos zum Herzog herauf und erzählt ihm die Geschichte. Dieser befiehlt ihm, Lenzen heraufzuholen und liest ihm ein derbes Kapitel." Derartige Vorgänge wiederholten sich. Da er wahrnahm, daß man ihn mit einer gewissen Geringschätzung betrachtete und ihn auch nicht den literarischen Größen gleich achtete, welche der kunstsinnige Herzog in Weimar um sich versammelt hatte, so fand er Gefallen daran, überall Anstoß zu erregen und seine Verachtung der Etikette und ihrer Träger offen zur Schau zu tragen. Er brüskirte den Hof und machte sich durch sein unfeines Benehmen nicht nur den Hofleuten verhaßt, sondern verlor auch bald die Zuneigung der ihm günstig Gesinnten. Nur wenige übersahen sein unförmliches Auftreten und erkannten den Genius in ihm an. Auch Frau von Stein zählte zu seinen Gönnerinnen, bei welcher er von Goethe eingeführt worden war und welche an dem jungen Dichter trotz seiner saloppen Manieren Gefallen gefunden hatte. Sie bat ihren Freund, Lenz zu ihr auf ihr Gut Kochberg zu schicken, woselbst sie mit ihm englische Studien treiben und besonders Shakespeare lesen wollte. Goethe schrieb ihr unter dem 10. September 1776: „Ich schick' Ihnen Lenzen, endlich hab' ich's über mich gewonnen. O, Sie haben eine Art zu peinigen, wie das Schicksal, man kann sich nicht darüber beklagen, so weh es thut. Er soll Sie sehen und die zerstörte Seele soll in Ihrer Gegenwart die Balsamtropfen einschlürfen, um die ich alles beneide. Er soll mit Ihnen sein. — Er war ganz betroffen, da ich ihm sein Glück ankündigte, in Kochberg mit Ihnen zu sein, mit Ihnen gehen, Sie lehren, für Sie zeichnen, Sie werden für ihn zeichnen, für ihn sein. Und ich — zwar von mir ist die Rede nicht, und warum sollte von mir die Rede sein. — Er war ganz im Traum, da ich's ihm sagte, bittet, nur Geduld mit ihm zu haben, nur ihn in seinem Wesen zu lassen. Und ich sagt' ihm, daß er es, eh' er gebeten, habe. Ich schicke einen Shakespeare mit, schicke hoffentlich den Wakefield nach. Genießen Sie rein der lieben Herbstzeit, es scheint, als wollt' Sie der Himmel mit lieben Tagen segnen. Von mir hören Sie nun nichts weiter. Ich verbitte mir auch alle Nachrichten von Ihnen oder Lenz. Wenn was zu bestellen ist, mag er's an Philipp schreiben." Dieses Schriftstück ist charakteristisch für das Verhältniß der beiden Dichter zueinander, besonders aus den letzten Worten klingt ein Ton der Erregtheit Goethes gegen den jüngeren Lenz, eine gewisse Eifersucht, welche aber zugleich den edelsten Ausdruck erhält. Und das war in einer Zeit kurz vor dem Falle Lenz'. In Weimar, wo Goethes Stern hell und klar in siegender Schönheit emporstieg, sollte das Gestirn seines Jugendgefährten plötzlich in ewige Nacht versinken. Auch hier steht eine Liebesgeschichte im Vordergrunde des erschütternden Dramas und auch hier sind die Hauptmomente desselben unaufgeklärt geblieben. Eine neue Leiden-

Digitized by Google

schaft bemächtigte sich seiner mit unwiderstehlicher Gewalt, wie ein brausender Sturm fuhr es über die träumende Dichterseele und das Ende sollte Elend sein, Entsagung und Wahnsinn. Der Gegenstand seiner Neigung war Fräulein Adelaide von Waldner, eine Hofdame der Herzogin. Er hatte sie bereits im Elsaß kennen gelernt und bereits damals zu ihr eine heftige Leidenschaft gefaßt, welche jetzt zur verzehrenden Glut sich entfachte. „Lavater", schreibt er an seinen Freund bei Uebersendung ihres Bildes, „möchtest Du ein Bild in Deine Physiognomik, mit dem Du das Ideal weiblicher Vollkommenheit ausgedrückt bekommst? Von einem erhabenen Stande, durch persönliche Eigenschaften unendlich weit über denselben erhoben, die Gelassenheit, die Bescheidenheit, die Acquiescenz in alles, was die ihr gewiß innig vertraute Gottheit über sie verhängt! alles Feuer des ungewöhnlichsten, erhabensten Genius mit dem scharfen Blick in das Innerste der Sachen! das Eigenthümliche, das unumstößlich Feste, das Weitumfassende des Urtheils, die Kenntniß der Welt, die sich nicht allein auf die Denkungsart der Großen, deren Herzen sie alle wie in Händen hat, sondern bis auf das Fassungs- und Empfindungsvermögen des Allergeringsten ausdehnt, so daß ihre Befehle und Aufträge an ihre Untergebenen aus den Wünschen derselben hervorgeholt scheinen, so daß sie eine Welt regieren könnte, ohne daß sie es inne würde — alles dieses — alles, alles — und mehr — willst Du sie, bete! — Gott, welche Seele malt sich in dem Profil, welch ein Meisterstück von edler Erziehung unter den Großen, mit alledem verbunden, was ein unauslöschlicher Durst nach allem, was vollkommen ist, was Kenntniß heißt und das Herz eröffnet, aus uns selber machen kann. Und dann alle die Hilfsmittel, die Konstellation aller äußeren Umstände — auf dem Lande gepflanzt, erzogen, an einem Hofe zur Reife gebracht und jetzt in seiner ganzen Liebenswürdigkeit vollendet, um tausend elend und einen zu einem Gotte zu machen."

Das Verhältniß barg von Anfang an den Todeskeim in sich; Adelaide war die Braut eines anderen. Bereits auf seiner Reise von Straßburg nach Weimar hatte Lenz von ihrer Verlobung erfahren und die Nachricht hatte ihn bis ins innerste seines ganzen Wesens getroffen. Wie der Schmerzensschrei eines Sterbenden klingt es aus dem Briefe, welchen er mitten auf dem Wege datirt „einige Stunden hinter Frankfurt nach Weimar" an seinen alten Freund Lavater richtete: „Lavater! mitten auf meinem Wege bekomme ich den Todesstreich, die Nachricht, daß Fräulein von Waldner Braut ist mit einem Menschen, der sie nicht verdient, nicht zu schätzen weiß, ohne Nerven für Schön und Gut, bloß eigennützig vielleicht unter der Maske der Liebe. Mein Schicksal ist nun bestimmt, ich bin dem Tode geweiht, will aber rühmlich sterben, daß weder meine Freunde noch der Himmel darüber erröthen sollen. Aber sie — sie in den Armen eines andern und unglücklich zu wissen, das ist ein verdammter Gedanke. Strecke aus Deine Hand, Knecht Gottes, und rette nicht mich — sie, damit ich ruhig gehen kann. — — — Lavater, rette! wenn Schönheit mit allen Eigenschaften der Seele vergesellschaftet, je Anspruch auf Mitleid und Enthusiasmus machen. Mit welcher Wollust sterben wollte ich, wenn ich wenigstens wüßte, daß sie in dem Besitze eines

Digitized by Google

Mannes wäre, der sein Glück zu fühlen, zu schätzen, der sie durch seine innige Verehrung auf der Laufbahn zu erhalten wüßte, auf der unsichtbare Engel sie geleitet — die jetzt vergeblich um sie zittern, sie von einem Irrwege abzuleiten, der ihnen eine Schwester entreißt. Ach! Lavater, wenn Du je eine edle That gethan hast, so ist es diese, ein Sterbender bittet Dich darum, ein Sterbender, der Dir lieb war, dem Du Beurtheilung und Vernunft zutrauſt, selbst wenn er dem unerträglichen Gewicht seiner Schmerzen erliegt."

Welche Beweggründe Adelaide zur Eingehung dieser Verbindung veranlaßten, ist wie das ganze Detail dieser Liebestragödie unbekannt. Nur soviel ist gewiß, daß Lenz in Weimar bei dem Anblick der Geliebten nur heftiger entbrannte und trotz der Aussichtslosigkeit seiner Neigung nicht Herr seiner Leidenschaft zu werden vermochte. Aus dieser Tragik sprossen wie Blumen am Abgrund die schönsten seiner Lieder empor, ungestillte Sehnsucht tönt aus ihnen heraus, wie ein verhaltenes Schluchzen. Diese lyrischen Gedichte sind kleine Meisterwerke und stehen in der deutschen Liebeslyrik obenan. Sie haben in der Einfachheit ihrer Form und in der Ursprünglichkeit ihrer Empfindung einen verwandten Zug mit den Goetheschen, leider fehlt ihnen die glättende Hand, mit welcher unseren großen Lyrikern und unter ihnen vor allen Heine die kleinen Unebenheiten der Form und des Ausdrucks zu tilgen vergönnt war. Zu Papier gebracht, wie sie der Dichter in der glücklichen Stunde, da ihm das Herz voll von Gesang und Liebe war, seinem Genius ablauschte, sind sie in die Welt hinausgegangen und sind vergessen worden wie ihr unglücklicher Sänger. Und doch ragen sie riesengleich hervor aus dem Pygmäengeschlecht der meisten ihrer Zeitgenossen und Epigonen. Da sie den Lesern zum größten Theil unbekannt und auch nicht leicht zugänglich sein werden, möge es gestattet sein, aus den schönsten Liederblumen einen Kranz zu winden und hier darzureichen. Sie verdienen es, in unsere Anthologien lyrischer Gedichte aufgenommen zu werden, mit mehr Recht als so viele schwächliche Produkte unserer Goldschnittlyrik; sollte dieses Verdienst anerkannt und demnach verfahren werden, so würde auch der Hauptzweck dieser kleinen literarischen Studie erfüllt sein. Auch sind viele der Lenzschen Gedichte in dem Sinne wahre Lieder zu nennen, als in ihnen der musikalische Ausdruck bereits enthalten ist und es nur der kundigen Hand bedarf, die schlummernde Melodie zu wecken.

Folgendes Gedicht ist eins der formvollendetsten unter ihnen und auch der Schlußgedanke hat eine reizvolle und überraschende Pointe. Es ist um so interessanter, als der Grundton der Lenzschen Liebeslyrik in ihm verlassen ist und ein schalkhaftes Lachen mit einem leisen ironischen Zuge aus ihm herausklingt:

Aus ihren Augen lacht die Freude,
Auf ihren Lippen blüht die Lust,
Und unterm Amazonenkleide
Hebt Muth und Stolz und Drang die Brust:
Und unter Locken, welche fliegen
Um ihrer Schultern Elfenbein,
Verräth ein Seitenblick beim Siegen
Den schönen Wunsch, besiegt zu sein.

Digitized by

Aus diesem Gedichte blickt uns das anmuthreiche Gesicht der lebensfrohen Adelaide schelmisch an, von der er singt:

An ihrem Blicke nur zu hangen
Verlang' ich, weiter nichts,
Und von dem Reichthum ihres Lichts
Ein Fünkchen in mein Herz zu fangen.

Dieselbe Genügsamkeit des Liebenden spricht sich in dem Gedichte „Die erwachende Vernunft" aus:

Du nicht glücklich? stolzes Herz,
Was für Recht hast Du zum Schmerz?
Ist's nicht Glück genug für Dich,
Daß sie da ist, da für sich.

Von einer ähnlichen Stimmung ist folgendes Lied getragen:

Bebe, beb' ihr auf zu Füßen,
Frühlingserde, und ein Flor
Junger Veilchen, sie zu grüßen,
Keim' aus Deinem Schoß hervor!

Sagt ihr, Veilchen, eure Wonne,
Daß ihr sie zu seh'n gekriegt,
Sagt ihr, daß in eurer Sonne
Fern von ihr, ein Bruder liegt.

Ohne die Geliebte ist ihm das Leben öde und nichtig, nur sie giebt ihm Wesen und Inhalt.

An * *

In der Nacht, im kalten Winter
Wird's so schwarz und graulich nicht,
Als in meinem armen Herzen,
Fern von Deinem Angesicht.

Aber wenn es wieder lächelt
In die Seele mir hinein,
Werd' ich jung und neugeboren,
Wie das Feld im Sonnenschein.

Du allein giebst Trost und Freude;
Wärst du nicht in dieser Welt,
Stracks fiel alle Lust zusammen,
Wie ein Feuerwerk zerfällt.

Wenn die schöne Flamm' erlöschet,
Die das all' gezaubert hat,
Bleiben Rauch und Brände stehen
Von der königlichen Stadt.

Die Leidenschaft wächst und findet in folgendem Gedichte einen originellen und großartigen Ausdruck:

Verzeih' den Kranz, den eines Wilden Hand
Um Dein geheiligt' Bildniß wand,
Hier, wo er unbekannt der Welt,
In dunklen Wäldern, die ihn schützen,
Im Tempel der Natur es heimlich aufgestellt,
Und wenn er davor niederfällt,
Die Götter selbst auf ihren Flammensitzen
Für eifersüchtig hält.

Bei der Geliebten allein findet er den heiß ersehnten Frieden der Seele, in ihren Augen leuchtet ihm das Glück der Erde, an ihrem Herzen vergißt er die Welt, seinen Schmerz und sich selbst:

Digitized by

An diesen Lippen, diesen Augen,
Die Welt vergessend, hinzubangen,
Und aus den rosenrothen Wangen
Des Lebens Ueberfluß zu saugen,
An dieses Busens reiner Fülle
Die Schmerzen meiner Brust zu wiegen,
Und auf des Schoßes Fried' und Stille
Mit thränenmüdem Haupt zu liegen:
Das war mein Wunsch und ist mein Grämen,
Und soll mir doch kein Schicksal nehmen.

Allein über sein Liebesleben laufen die drohenden Schatten des Unheils, und nur dem Liede vertraut er sein Leid:

Die Todeswunde tief in meiner Brust.
Um Euch nicht zu betrüben,
Ihr Freunde, die mich lieben,
Steh' ich und lache Lust.

Stille Freuden meiner Jugend,
Ach, wo seid ihr hin?
Seit ich nicht mehr in die Tugend,
Nein, in mehr verzaubert bin.

Die Reihe mag folgendes Gedicht beschließen, gewiß eins der feurigsten der gesammten deutschen Liebeslyrik, dessen Schönheit leider durch einige Unklarheiten beeinträchtigt wird. Ein stürmischer Herzschlag bewegt die melodischen Verse, die gewaltigste Liebesleidenschaft stirbt himmelhoch jauchzend und sehnsüchtig klagend in dem fließenden Wohllaut dahin. Und es war wohl auch des Dichters Schwanengesang, sein Herzblut strömte in dem klingenden Liede aus und das goldene Saitenspiel entfiel dem Arm des Sängers.

Der verlorene Augenblick, die verlorene Seligkeit.

Eine Predigt über den Text: Die Mahlzeit war bereitet, aber die Gäste waren ihrer nicht werth.

Von nun an die Sonne in Trauer,
Von nun an finster der Tag,
Des Himmels Thore verschlossen;
Wer ist, der wieder eröffnen,
Mir wieder erschließen sie mag?
Hier ausgesperret, verloren
Sitzt der Verworfne und weint,
Und kennt im Himmel, auf Erden
Gehässiger nichts als sich selber,
Und ist im Himmel, auf Erden
Sein unversöhnlichster Feind. —

Auf gingen die Thore,
Ich sah die Erscheinung;
Und war's kein Traum?
Und war's so fremd mir?
Die Tochter, die Freude,
Der Segen des Himmels,
In weißen Gewölken,
Mit Rosen umschattet,
Duftete sie hinüber zu mir,
In Liebe hingesunken,
Wie schrecklich in Reizen geschmückt,
Schon hatt' ich so selig, so trunken
Fest an mein Herz sie gedrückt,
Ich lag im Geist ihr zu Füßen,
Mein Mund schwebt über ihr,
Ach! Diese Lippen zu küssen,
Und dann mit ewiger Müh'
Den süßen Frevel zu büßen! —

In dem einzigen Augenblick,
Große Götter, was hielt mich zurück?
Kommt er nicht wieder?
Er kehret nicht wieder!
Ach, er ist hin, der Augenblick,
Und der Tod mein einziges Glück!
Daß er käme!
Mit bebender Seele
Wollt' ich ihn fassen,
Wollte mit Angst ihn
Und mit Entzücken
Halten, ihn halten,
Und ihn nicht lassen,
Und drohte die Erde mir
Unter mir zu brechen,
Und drohte der Himmel mir
Die Kühnheit zu rächen,
Ich hielte, ich faßte Dich,
Heilige, Einzige,
Mit all Deiner Wonne,
Mit all Deinem Schmerz,

Preßt' an den Busen Dich,
Sättigte einmal mich,
Wähnte, Du wärst für mich,
Und in dem Wonnerausch,
In den Entzückungen
Bräche mein Herz!

Dieses Lied scheint sich auf einen Vorgang in Weimar zu beziehen, welcher in Verbindung mit anderen unbekannten Begebenheiten den Grund zur Ausweisung des Dichters aus der herzoglichen Residenz bildete. Wahrscheinlich war Lenz in einer nicht ganz unanstößigen Situation mit seiner Geliebten, der Braut eines anderen, überrascht worden und hatte sich hierdurch bei Hofe unmöglich gemacht. So vermuthet auch Gruppe. Eine andere Vermuthung geht dahin, daß er zarte Verhältnisse mit grober Hand berührt und sich namentlich gegen den Herzog und Goethe unfeiner Indiskretionen schuldig gemacht hat. Vielleicht würde auch hierüber der im großherzoglichen Archiv zu Weimar zurückgehaltene literarische und briefliche Nachlaß Goethes Aufschluß geben können, vor der Hand schwebt ein undurchdringliches Dunkel über diesen ganzen Vorfall, der Katastrophe des Lebensdramas des unglücklichen Dichters.

Ende November 1776 erhielt Lenz den herzoglichen Befehl, Weimar binnen Tagesfrist zu verlassen. Strenger und verletzender konnte man wohl kaum gegen den Dichter vorgehen. Die Härte der herzoglichen Ordre wurde auch im Lenzschen Bekanntenkreis schmerzlich empfunden. Goethe, welchem Lenz bei seinem Scheiden noch einen Brief an die Herzogin übergeben hatte, schreibt hierüber an Frau von Stein: „Die ganze Sache reißt so an meinem Innersten, daß ich erst daran wieder spüre, daß es tüchtig ist und was aushalten kann."

Wie ein Verbrecher aus der Gesellschaft ausgestoßen, mit seinem Vater und seinem älteren Bruder verfeindet, literarisch unbekannt, verließ Lenz blutenden Herzens und unbefriedigten Ehrgeizes am 1. Dezember 1776 Weimar und ließ dort sein Glück und seine Liebe zurück. Ein Heimatloser wanderte er hinaus in die Fremde, die Schwungkraft seiner Seele war gebrochen, weinend verhüllte der Genius sein Antlitz, eine ungezähmte aber edle Natur war zerstört. Lenz wendete sich nach Süddeutschland, ohne daß man seine Spuren verfolgen könnte; er durchzog Elsaß und irrte im Winter im rauhen Wasgau umher. Am 20. Januar 1778 finden wir ihn in Waldbach im Steinthal wieder. Er war wahnsinnig. Er kam ins Pfarrhaus im traurigsten Anzuge und verwildertem Aussehen und brachte dem Pfarrer Oberlin Grüße von einem Bekannten. Der Pfarrer kannte ihn nicht und hielt ihn für einen wandernden Schreinergesellen. Lenz nannte seinen Namen. Als der Wirth, welcher einige Dramen von Lenz gelesen hatte, fragte, ob er der Verfasser sei, erwiderte er: Ja, aber belieben Sie mich nicht danach zu beurtheilen. Lenz wurde von dem trefflichen Pfarrer gastlich aufgenommen und zuvorkommend behandelt. Oberlin hat über diese ganze Zeit ein Tagebuch geführt, das uns über die Waldbachsche Episode den rührendsten Aufschluß giebt. Schon in der ersten Nacht stellte sich bei Lenz ein Anfall von Tobsucht ein. Er ging auf den Hof und stürzte sich in den Brunnentrog. Als man ihn hier überraschte, stieg er gelassen wieder heraus und sagte, er sei gewohnt, im kalten Wasser zu baden. Die Anfälle wurden jedoch immer heftiger; einmal ergreift er unvermerkt eine Scheere und will sich damit erstechen,

Digitized by Google

wird aber noch rechtzeitig an seinem Vorhaben gehindert; ein anderes Mal springt er zum Fenster heraus, um sich zu tödten; weiterhin versucht er, sich den Kopf an der Wand einzurennen und muß von einigen kräftigen Männern gehalten werden. Bei diesen periodischen Ausbrüchen des Wahnsinns hielt es der Pfarrer für gerathen, dem Unglücklichen ein anderes und sicheres Unterkommen zu verschaffen. Lenz wurde unter Bewachung nach Straßburg und von dort zu Schlosser nach Emmendingen gebracht. Hier brach die Tobsucht mit solcher Heftigkeit aus, daß Lenz in Ketten gelegt werden mußte. Allmählich nahm sein Wahnsinn jedoch eine mildere Gestalt an und verwandelte sich in eine stille Schwermuth. Schlosser brachte ihn bei zuverlässigen Leuten in der Familie eines Schuhmachers unter. Dort erlernte er das Schuhmacherhandwerk und schloß sich mit schwärmerischer Liebe einem jungen Gesellen namens Konrad an, dem er auch auf seine Wanderschaft Empfehlungen an seine Freunde mitgab. Diese Briefe sind von einer rührenden Treuherzigkeit; er stellt sich in ihnen dem Schuhmachergesellen gleich und bittet in kindlichem Tone, denselben freundlich aufzunehmen. Inzwischen hatte Schlosser an den alten Lenz geschrieben und im Sommer 1779 traf ein Bruder des Dichters ein. Er führte den an Leib und Seele gebrochenen Reinhold aus dem Süden übers Meer zurück in die nordische Heimat, von wo er mit jugendstolzem Muthe aufgebrochen war, das Glück zu suchen, das zu finden das Schicksal ihm nicht vergönnt hat. Die See trug den müden Sänger und sein Weh heimwärts, wie die Flut mochte die Erinnerung an die vergangene selige Zeit an ihm vorüberrauschen, vor ihm in Nebeln verhüllt lag die Ferne und die Zukunft, hinter ihm zurück blieb, was er geliebt und gedichtet. Der Genius in ihm war todt. Nur spärlich fließen von nun an die Quellen. Er lebte einige Zeit in Riga und begab sich von dort nach Petersburg, vergeblich sich um eine Anstellung im Staatsdienste bemühend. Durch Uebersetzungen ins Deutsche fristete er kümmerlich sein Leben, bis er schließlich im Hause eines gastfreundlichen Edelmannes zu Moskau Aufnahme fand. Hier ein Gegenstand des Mitleids, aß er das Gnadenbrod und starb am 24. Mai 1792. Er wurde auf Kosten des großmüthigen russischen Edelmannes begraben. In Deutschland, wo man schon früher einige Male seinen Tod angezeigt hatte, ging die Kunde vom Ableben des unglücklichen Dichters spurlos vorüber. Sein Name und seine Dichtungen waren längst vergessen.

Wie mit prophetischem Geiste hatte er im Jahre 1775 von sich geschrieben: „Mir fehlt zum Dichten Muße und warme Luft und Glückseligkeit des Herzens, das bei mir tief auf den kalten Nesseln meines Schicksals halb im Schlamm versunken liegt und sich nur mit Verzweiflung emporarbeiten kann.“ Freilich, ihm fehlte auch die Energie und die sittliche Kraft, den verderblichen Leidenschaften zu widerstehen und sein Leben und Dichten harmonisch zu gestalten. Aber nimmer darf vergessen werden, daß er nicht nur einer der unglücklichsten, sondern auch einer der bedeutendsten unserer Dichter war und daß einzelne seiner Werke und vor allem seiner Lieder das dankbare Gedenken verdienen, mit dem ein Volk seine großen Söhne und sich selbst ehrt.

Digitized by

Zwei Gedichte.

Von Martin Greif.

Nachgefühl.

Als ich im Thau die Rose brach,
Schien auch ihr Duft dahin,
Nun quillt er wieder allgemach
Und träumend athm' ich ihn.

Und immer trunk'ner strömt vermehrt
Ihr herrlicher Geruch,
Als weile ihr zurückgekehrt
Die Seele zu Besuch.

Was wohlig nur der Sinn empfand,
Dringt als ein Hauch zur Brust,
Wie uns ein Glück erst, da es schwand,
Vollkommen wird bewußt.

Die unbenützte Sonnenuhr.

Im Friedhof die Kapelle
Trägt eine Sonnenuhr,
Wenn es am Himmel helle,
Weist sie die Stunden nur.

Doch wenn sie klar auch weiset,
Was fragen nach der Zeit
Noch jene, die gereiset
Ins Land der Ewigkeit?

München, im November 1884.

In die Marmarosch!

Von Paul Dehn.

Postskriptum. Vergiß nicht, mich rechtzeitig wissen zu lassen, wohin Eure gemeinsame Rundfahrt in diesem Jahre geht. Ich werde unter allen Umständen dabei sein, ob der Kanal von Korinth oder der Berg Ararat Euer Ziel sein wird oder ob ihr im Lande bleibt, was mir am liebsten wäre."

„Das Verein," so schrieb der Freund zurück, und ich höre fast aus seinen Zeilen, wie schwer dem trefflichen Magyaren die deutsche Sprache, insbesondere mit ihrem unberechenbaren „der, die, das", wird, „das Verein wird fahren am 8. Juli und wird kommen zurück nach Budapest am 19. Juli. Man hat beschlossen, die Marmarosch zu besuchen. Du weißt, das ist meine Heimat. Nun kannst Du sie im Festesstaat kennen lernen. Eile, zu kommen."

Willkommene Kunde! In jene nordöstlichste der ungarischen Provinzen mit ihrem orientalischen Völkermosaik, wo in den anmuthigen Thälern der Vorkarpathen Magyaren, Deutsche, Wallachen, Ruthenen, Juden, Zigeuner und in den endlosen Wäldern Bären, Wölfe, Luchse, Marder und Wildschweine einträchtig zusammenwohnen, in jene, von Europas Kultur noch weit abgelegene Gegend hatte es mich schon längst gezogen. Wer seinen Verstand bilden und sein Wissen bereichern will, der gehe nach dem Westen, wo alles zu finden, was die moderne Kultur mit ihren Licht- und Schattenseiten zu schaffen vermag. Im Osten dagegen ist davon noch wenig übertüncht. Da herrscht noch die Natur und giebt sich überall, wie sie ist, im Lande und in den Leuten, mit all der kraftvollen Ungebundenheit und entzückenden Unmittelbarkeit, welche ihr innewohnt.

Veranstalter unserer Rundfahrt war „das" Verein ungarischer Schriftsteller und Künstler in Budapest. In ihm finden sich die meisten hervorragenden Angehörigen der freien Künste Ungarns zusammen, einerseits Gelehrte, Dichter, Politiker, Abgeordnete und Journalisten, andererseits Musiker, Sänger und Schauspieler. In einer kleinen und

Digitized by

so innig zusammenhaltenden Nation, wie es die magyarische ist, wird der Einzelne, wenn er sich hervorthut, leichter bekannt und gefeiert. Dazu ist Budapest für Ungarn beinahe was Paris für Frankreich ist: Der Mittelpunkt des gesammten geistigen Lebens der Nation. Hiernach wird es begreiflich, daß bekannte und gefeierte Persönlichkeiten aus dem vornehmen Reiche geistiger Thätigkeit, wenn sie von der Hauptstadt in die Provinz gehen, wohin sie immer kommen, des ausgezeichnetsten Empfanges gewiß sein durften, zumal die ausübenden Künstler fast in jeder der berührten Städte zu wohlthätigem Zwecke sich in Theater- und Konzertaufführungen produzirten. Maurus Jokai, der vielgefeierte Präsident des Vereins, befand sich leider nicht im Zuge, in dessen Führung sich der alte Franz Pulszky, welcher schon in den dreißiger Jahren von sich reden gemacht und in der bewegten Zeit von 1848 und 1849 eine hervorragende Rolle an Kossuths Seite gespielt hat, mit Ludwig Urvary, dem Chefredakteur des „Pesti Naplo", mit Eduard Pänlay, dem intelligenten Direktor des Nationaltheaters, mit dem gelehrten Historiker Archivar Pesti, mit dem beliebten Romancier Dégré u. a. theilten.

Von Budapest aus ging unsere Fahrt durch das anmuthige und fruchtbare Bergvorland der Karpathen über Mischkolz und Munkatsch nach Marmarosch-Sziget, unweit der Grenze gegen die Bukowina und Rumänien und von da mitten durch die ungarische Tiefebene über Szathmar, Nagy-Karoly und Debrezin, dieser größten Pußtastadt des Landes, nach der Hauptstadt zurück. Zehn Tage währte die Fahrt, welche wahrlich einem Triumphzuge glich; denn allerwärts, wohin wir kamen, wurden wir festlich empfangen und nicht nur die Intelligenz nahm uns so gastlich auf, daß keiner von uns ein Hotel besuchen durfte, sondern auch die Bevölkerung in weiteren Schichten bekundete für uns eine herzliche Freundlichkeit. Wenn unser Sonderzug in den Bahnhof einfuhr, ertönten Eljenrufe und frohe Zigeunerweisen. Dann hieß uns in feierlicher Ansprache der Bürgermeister oder der Reichsrathsabgeordnete oder sonst eine hervorragende Persönlichkeit willkommen. Von unserer Seite wurde alsbald darauf freudig erwidert. Draußen harrte eine Wagenburg, vielfach geführt von einem Banderium der jungen Intelligenz in Nationaltracht und zu Pferde. Schon vorher hatte jeder seinen Quartierzettel erhalten und fand so rasch seinen harrenden Wirth. In langem Zuge fuhr man durch die überfüllten Straßen zum Marktplatz oder zum Komitatshaus oder in das neue Quartier. Nur kurz waren die Pausen, welche zwischen den unvermeidlichen Banketten, Konzerten und Bällen der freien Unterhaltung blieben und doch nahm die letztere uns lebhaft in Anspruch, weil unter so außerordentlichen Umständen uns alle Häuser und alle Herzen weit geöffnet waren.

Gleich der erste Tag der Fahrt brachte die rechte Festesstimmung. Auf dem Bahnhofe von Mischkolz, wo ein Stündchen verfrühstückt werden sollte, begrüßte uns neben den überaus liebenswürdigen Einwohnern dieser trefflichen Weinstadt eine Batterie von Flaschen, deren Inhalt dem Tokayer Weingebiete entstammte. Im Auslande hat ein unsolider Zwischenhandel die Tokayer Weine gefälscht und ihren Ruf zerstört. Aber an den Abhängen der Karpathen, in der Gegend von Mischkolz, gedeiht noch wie ehedem der König der Weine und ließ uns

Digitized by Google

seine Herrschaft fühlen. Er ist ein gefährlicher König, ein Tyrann, welcher völlige Unterwerfung verlangt, und seine Mameluken gaben neue Flaschen in die Eisenbahnwaggons, sodaß er uns bis Munkatsch begleitete und diese gute Stadt für uns in Nebel hüllte, als wir dort eintrafen. Von Munkatsch wußte ich vorher nichts als das bekannte Schulgedicht mit dem Anfangsverse: „Alexander Ypsilanti saß auf Munkacs' hohem Thurm." Davon weiß nun aber Munkatsch nichts, wenigstens nichts von einem hohen Thurme. Sowie es anmuthig daliegt, wo die Ausläufer der Karpathen in die Ebene verlaufen, einen Kranz begrünter Berge in Sehweite, einige Anhöhen und den isolirten Festungshügel in unmittelbarer Nähe, erinnert die Gegend von Munkatsch an diejenige von Salzburg, allerdings ohne an die Schönheiten der letzteren heranzureichen. Munkatsch würde einen recht freundlichen Eindruck machen, wenn nicht die orthodoxen Juden allzu massenhaft aufträten. Es ist sehr eigenthümlich, wenn die schmutzstarrenden Leute das Geschirr als unrein wegwerfen, aus welchem ein Christ gegessen hat. In jüdischen Wirthshäusern muß jeder Christ das benützte Geschirr bezahlen. Von dem Juden der Munkatscher Gegend gilt ganz und gar, was Kronprinz Rudolf einmal von dem Juden des Marmarosch-Komitats geschrieben: „In den Dörfern gelangt er immer mehr und mehr zur Herrschaft. Er führt das Landvolk finanziell an den Rand des Abgrundes und läßt sich dann von demselben bedienen." (Mittheilungen des niederösterreichischen Jagdschutzvereins. 1883. Nr. 1.) Munkatsch seufzt aber noch unter einem anderen Drucke, unter dem gewaltigen Prestige eines Fideikommisses, dessen Mittelpunkt es bildet. Von den 44 Quadratmeilen des Bereg-Komitats gehören 22 unmittelbar dem Grafen Schönborn, während ihm über die übrigen 22 Quadratmeilen die Schank-, Jagd- und Wassergerechtigkeit zusteht. Alles was man in diesem Komitat sieht, selbst alle stattlicheren Häuser in Munkatsch, alles dies gehört mit verschwindenden Ausnahmen dem Nachfolger Rakoczys, dem Grafen Schönborn, welcher nichtsdestoweniger aus seinem ungeheuren Besitzthume alljährlich 100,000 Fl. Reingewinn im Durchschnitte zieht.

Von Munkatsch aus besuchten wir zunächst die alte Veste, eine stattliche Burg mit weitem Rundblick von den Altanen und den Herrenzimmern. Aber da droben gefiel es uns wenig. Da, wo ehedem die Herrin des Schlosses Hof hielt, in einem gothisch gewölbten Gemach, fanden wir eine Schusterwerkstätte vor, im Herrenzimmer wurden Möbel und Stühle verfertigt, alle Zimmer waren fest verschlossen und verriegelt, gelegentlich wurde Kettengerassel hörbar, in einer Tretmühle quälten sich Menschen ab, um aus einem tiefen Brunnen Wasser zu Tage zu fördern — mit einem Worte: wir befanden uns in einem Zuchthause. Wahrlich, nicht immer wohnt auf den Bergen die Freiheit!

Um die industrielle Hebung jener Gegenden hat sich das größte Verdienst ein Geschöpf erworben, welches von vielen Menschen als ein schweinisches verabscheut, wenngleich in geräuchertem oder gekochtem Zustande mit Appetit verzehrt wird. Zu vielen Tausenden wächst und gedeiht in der Ebene des Bereg-Komitates bei Munkatsch mit Hilfe des edlen Eichbaumes und seiner nährenden Früchte das Schwein, welchem obschon es doch ebenso anspruchslos als schmackhaft ist, auch von an

Digitized by

deren als exklusiv vegetarianischen Kreisen noch immer nicht die verdiente ungetheilte Anerkennung zutheil wird. Sollte wirklich Uhland so ganz vergebens gesungen haben:

„Wenn solch' ein Fleischchen weiß und mild,
Im Kraute liegt, das ist ein Bild
Wie Venus unter Rosen?"

In Munkatsch wurde, als ich dort verweilte, der vorzeitige Tod von achthundert dieser trefflichen Thiere bedauert, weil sie, auf den Weiden des ehemaligen Szernye-Sumpfes in eifriger Vorbereitung für ihren Lebenszweck begriffen, von den herabstürzenden Wolkenbrüchen und Regenbächen überrascht und elendiglich ertränkt wurden. Solches Schicksal war im Interesse der betheiligten Schweine wie auch Menschen lebhaft zu bedauern. Nicht Schweine gewöhnlicher Art sind diejenigen von Munkatsch, denn einigen ihrer Ahnen verdankt die Gegend den Alaunbergbau. Im Jahre 1792 verwendete das gräflich Schönbornsche Eisenwerk zum Bau eines Hochofens den Stein eines der jetzigen Alaunbrüche, ohne dessen Eigenschaften oder Art irgendwie zu kennen. Als Baumaterial bewährte sich derselbe ganz und gar nicht, er war nicht feuerfest und hielt die Hochofenglut nur kurze Zeit aus. Bald war der Ofen zerstört und blieb als Schutthaufen allen Einflüssen der atmosphärischen Luft ausgesetzt, bis er verwitterte und sich in eine erdige weiche Masse verwandelte. So wären diese Reste eines verfehlten Unternehmens wohl vollends verkommen, wenn nicht einzig und allein das Schwein Augen und Nase offen gehalten hätte. Sobald die Schweine auf dem Wege zur Weide bei jenem verwitterten Steinhaufen vorübergeführt wurden, blieben sie gerne stehen und würdigten mit gutem Verständniß, was da verachtet lag, indem sie behaglich daran leckten. Von diesen Schweinen aber lernten die Menschen. Bald ließ man jene Steine untersuchen und fand, daß der daraus zu gewinnende Kali-Alaun jenem zu Tolfa im Kirchenstaate gewonnenen Produkte, welches zu jener Zeit im Welthandel hochgeschätzt war, in seinen Bestandtheilen und in seiner Reinheit gleichzustellen sei. Unverzüglich wurde mit der Alaunfabrikation begonnen, welche lange Zeit sehr gewinnbringend gewesen ist, noch jetzt betrieben wird und vielen Tausenden von Menschen Arbeit und Brod verschafft hat.

Zu den angenehmsten Erinnerungen im Bereg-Komitat und in seiner freundlichen Hauptstadt Bereg-Szaß, d. i. das sächsische Bereg, jetzt freilich ganz magyarisirt, zähle ich meine Bekanntschaft mit dem Obergespan desselben, Herrn von Perenyi. In ihm lernte ich nicht nur einen liebenswürdigen Magnaten und den Sprossen eines Geschlechtes kennen, welches schon im dreizehnten Jahrhundert zu den angesehensten Ungarns zählte, sondern auch, was in einem Lande, wo die Verwaltung noch so viel zu wünschen übrig läßt, nicht wenig sagen will, einen wohlmeinenden und thätigen Verwaltungsmann. Aus seiner Praxis erfuhr ich von anderer Seite zufällig eine auch sonst charakteristische Episode. Es befremdete mich, daß in der Gegend von Munkatsch, Sziget ꝛc. die öffentliche Sonntagsfeier dadurch vollständig beseitigt wird, daß die orthodoxen Juden, welche fast den ganzen Handel inne haben, ihre Verkaufsstellen den Samstag über geschlossen halten,

Digitized by Google

des Sonntags aber öffnen und vielfach zu Gunsten ihres Schabbes auch die Verlegung der Wochen- und Jahrmärkte bewirkt haben. In einem jüdischen Staat wäre dagegen nichts einzuwenden, aber so weit ist Ungarn denn doch noch nicht gekommen. Namentlich auf den Bauer mußte diese antichristliche Gewohnheit eigenthümlich wirken, er durfte fragen, wer denn eigentlich in Ungarn der Herr sei. Und so wurde denn im Bereg-Komitat angeordnet, daß an den Sonntagen innerhalb der Zeit des Gottesdienstes die Geschäfte geschlossen werden müssen und nur am frühen Morgen und spätem Abend geöffnet werden dürfen. Darüber waren indessen die Juden entrüstet und erhoben in Budapest Klagen und Beschwerden, welche so gewichtig gewesen sein müssen, daß sich das Ministerium des Innern veranlaßt sah, die Maßnahmen des Bereger Obergespanes zurückzunehmen. Wieder einmal triumphirte Israel über so unerhörte Auswüchse christlicher Intoleranz. Wie die Juden aus ihrer Profanation des Sonntags besonderen Nutzen zu ziehen wissen, das hat in einer feinen und treffenden Bemerkung Kronprinz Rudolf angedeutet, indem er schrieb (Mittheilungen des niederösterreichischen Jagdschutzvereins, Jahrgang 1883, S. 124) und zwar mit Bezug auf die Ortschaften der Marmarosch: „In den Dörfern, durch die wir kamen, sahen wir die Israeliten vor ihren Häusern sitzen, auf Bänken hatten sie ganze Kaufläden errichtet und boten den am Sonntag arbeitslos in den Gassen herumgehenden Landleuten Waaren zum Kaufe an, besonders Kleidungsstücke und Lebensmittel, wie Fleisch, Brod und die unter den Ruthenen so beliebten Branntweinflaschen." Das „Sonntagsgeschäft" gilt da für besonders ergiebig.

Anderen Tages ging es endlich wirklich in die Berge hinein, etwa 40 Kilometer aufwärts auf der Trace der projektirten Eisenbahn Munkatsch-Stry über Szolliwa nach dem kleinen Badeorte Harsfalva und darüber hinaus bis ins Wotschi-Thal, wo ein hübsches Jagdhaus des Grafen Schönborn steht, inmitten von Urwäldern mit allerlei wildem Gethier, selbst mit Bären. Da wurde im Gebüsch am rauschenden Bach unter dem Vorsitz der Frau Stuhlrichter Buzath, welche in dem kleinen Orte Szolliwa einen lokalen Frauenverein, eine Fröbelsche Kinderschule und hausindustrielle Thätigkeit eingerichtet und gefördert hat, uns ein echt magyarisches Mahl von schönen Mädchen bereitet und servirt: zwei gewaltige Kessel Gulasch, Räuberbraten, Filetstücke auf Holzstangen gespießt und gebraten, zahlloses Geflügel am Spieß, Halusch-ken mit Topfen, eine magyarische Nationalmehlspeise und dazu außer Bier noch Wein und Wasser. Bei dieser Gelegenheit wurde ich denn auch richtig von einem schwarzen Magyarenmädchen am Herzen leicht gestreift. Aber wo ist sie? Vielleicht liest sie dieses Blatt:

„Die Du geraubt mir meine Ruh'
Im Wotschithal — wie heißest Du?
Zwei Worte nur möcht' ich Dir sagen:
Magyarenherz und deutsch Gemüth
Thun sich vereint so gut vertragen,
Daß noch im Herbst der Lenz erblüht."

Unten in dem anmuthigen Badeort Harsfalva, auf deutsch etwa Lindenheim, so genannt, weil der Kurplatz aus einem Wäldchen herrlicher uralter Linden besteht, wo christliche Gäste außer uns nicht vor-

Digitized by

handen zu sein schienen, gab es Konzert, Feuerwerk und als lebendes Bild eine reizende magyarische Bauernhochzeit, welcher für uns leider nur die lange nächtliche Rückfahrt folgte. Dieser Ausflug nebst den Feierlichkeiten in Munkatsch selbst, Konzert, Bankett, Ball ꝛc. erforderte zwei Tage und drei Nächte. Am vierten Tage ging's über Bereghszasz, wo die jungen Damen der Stadt ein opulentes Mahl servirten und wo echt magyarische Herzlichkeit zu Tage trat, nach dem Hauptziele unserer Rundreise, nach Marmarosch-Sziget.

Sziget, auch Szeged-Insel, gebildet durch den Zusammenfluß der Theiß und der Iza, nicht zu verwechseln mit der kleinen Veste Szigetvar-Inselburg im Komitat Somogy, aus Körners „Zriny" bekannt, ist die Hauptstadt der Marmarosch; sie liegt an einem Endpunkte der europäischen Welt. Zuweilen glaubt man in Rußland, manchmal in der Wallachei, öfter noch in — Palästina zu sein. Magyaren giebt es fast nur in der Stadt. In den Dörfern wohnen Ruthenen, Wallachen und Juden. Die Bauern sind arm, trotz großen Fleißes; denn die beiden Reichthümer jener Gegend, Salz und Holz, gehören dem Staate. Mitten in einem weiten Kranz langsam abfallender blauer Berge erhebt sich die stille Komitatsstadt, in welche wir auf drei Tage ungewohntes Leben bringen sollten. Gleich am Abende unserer Ankunft wurde eine Ballfestlichkeit abgehalten, wie später zu Szathmar, im sommerluftigen Raum, entweder mit Laub überdeckt oder frei unter den Sternen, in welchem Falle dann zur Verhütung von Staub der Boden mit Hirse bestreut wurde. Mit preußischer Gewissenhaftigkeit habe ich allerwärts die hübschesten und anmuthigsten Damen zum Tanze gebeten und auf diesem Wege in Sziget zu meinem Erstaunen eine Dame unserer Gesellschaft, die junge Gemalin des Herrn Direktors Paulay, kennen gelernt, in deren Bann ich die Möglichkeit begreifen lernte, daß Mitglieder des schwächeren Geschlechtes selbst zu weltgeschichtlichem Einfluß gelangen können.

Unser erster Tag in Sziget war dem Besuche der Salzbergwerke gewidmet. Wenn dieselben von den großen mitteleuropäischen Reisestraßen nicht gar so entfernt wären, würden sie gewiß weit zahlreicher besucht werden, denn kaum ein zweites Bergwerk Mitteleuropas hat infolge eines zentralisirten Abbaues so imposante unterirdische Räume aufzuweisen, als dasjenige, welches bei Szlatina den Fremden gezeigt zu werden pflegt. Ein Fahrstuhl führte uns langsam in die Tiefe hinab. Nachdem wir die oberen Erdschichten passirt, darauf die Steinsalzschichte und hiermit den Raum des Abbaues erreicht hatten, war es uns, als kämen wir von oben her in ein gewaltiges Kirchenschiff, weit höher und länger, als irgend eines auf der Oberwelt. Vom spitzbogigen dunklen Plafond aus erweiterte sich der gewaltige Raum und bald erblickten wir die ferne Tiefe, in der Mitte elektrisch, an den Seiten durch tausende von Flammen etwas erhellt. Und um die Täuschung voll zu machen, ertönten von einer Seitengalerie her, in der gewaltigen Wölbung mächtig wiederhallend, die Klänge eines Chorals, welchen die Bläser der Knappschaftskapelle angestimmt hatten. Unten angelangt, orientirten wir uns zunächst über die Entstehung dieser ungeheuren Höhlung. Seit hundert Jahren ist dort der Abbau von Salz in großem Maßstabe betrieben worden. Nach Einrichtung des langen

Digitized by Google

Stollens hat man planmäßig in steter Erweiterung nach unten abgebaut und so den großen spitzbogigen Raum geschaffen, dessen Höhe sicher über 500 Meter beträgt. Mitten in diesem gewaltigen Raum erhebt sich mit seiner Spitze der obersten Wölbung nahekommend ein riesiger Obelisk von Salz, welcher die Entstehung der Höhlung trefflich veranschaulicht. Dieser Obelisk ist nämlich nicht positiv, sondern negativ gebaut worden. Bei einem Besuche des Kaisers oder vielmehr Königs war ein kleiner Obelisk von Salz in halber Mannshöhe als Dekoration errichtet worden. Beim weiteren Abbau nun respektirte man den kleinen Obelisken und ließ ihm immer wieder ein neues breiteres Fundament, sodaß er nach unten hin wuchs in dem Maße, als der Abbau tiefer ging und schließlich riesengroß geworden ist und ein Gewicht von 60,000 Zentnern erhalten hat. Alljährlich einmal wird an diesem Obelisken Gottesdienst abgehalten.

Abgesehen von dem elektrischen Licht, welches für derartige Bergwerke ganz unschätzbar ist, geschieht der Abbau noch so wie ehedem, ja theoretisch betrachtet, noch schwerfälliger als in ältester Zeit. Wie uns die alten aufgefundenen Werkzeuge und Vorrichtungen, welche in einer hübschen kleinen Sammlung vereinigt sind, zeigen, hat man damals das Wasser zur Hilfe genommen, durch dasselbe breite Rinnen im Salzgestein auswaschen lassen und alsdann die hervorstehenden Streifblöcke abgehauen und verwerthet. Dieses Verfahren ist allerdings ein sehr langsames gewesen und mußte durch Heranziehung der Menschenkraft im Interesse ausgiebigeren Betriebes beschleunigt werden. Jetzt erfolgt der Abbau des Salzes derart, daß der Arbeiter in die vor ihm horizontal sich ausbreitende Salztafel Furchen von 10 Centimetern Breite, 23 Centimetern Tiefe und 2 Metern Länge haut, die so von 5 Seiten eröffneten Prismen mit eisernen Keilen und mit Hämmern aufsprengt und in Stücke von etwa 80 Pfund Schwere bricht. Demnach erfolgt die Förderung lediglich durch Menschenkraft unter Ausschließung jeden Sprengmaterials. Die Arbeit wird in Akkord berechnet und zwar nach der verfertigten Anzahl solcher Blöcke. Bei einer Arbeitszeit von 3 Uhr morgens bis 12 Uhr mittags entfällt auf den schwächeren Arbeiter ein Verdienst von 30—48 Kreuzer, auf den stärkeren 48—60 Kreuzer. Für eine achtstündige Schicht erhalten die Förderer 48 Kreuzer, die Hauer 54 Kreuzer, was gering erscheint für so schwere Arbeit, welche die Leute ohne Hemd, nur mit einer Hose bekleidet, vollbringen. Nichtsdestoweniger sollen die Salzarbeiter besser stehen, als die anderen Arbeiter in der Marmarosch, zunächst weil sie sichere ständige Beschäftigung haben. Auch sonst wird für sie durch Wohlfahrtsanstalten gesorgt. Weizen erhalten sie für ihren Bedarf zu dem Begünstigungspreis von 4 Fl. für den Meterzentner. Für Krankenpflege und Altersversorgung besteht eine große Knappschaftskasse („Bruderlade“) mit einem Vermögen von 130,000 Fl., worin die Arbeiter 6 Prozent ihres Verdienstes zahlen, während der Staat die nämliche Summe zuschießt. Außerdem hat der Staat im Jahre 1883 ein Defizit von 15,000 Fl. gedeckt. An Krankengelder werden 60 Prozent, an Pensionen 35—100 Prozent des Arbeitslohnes gewährt. Im Jahre 1883 zahlte die Bruderlade 45,000 Fl. für Pensionen und Erziehungsbeiträge.

In der Marmarosch kommt das Salz in mächtigen Lagern nep-

Digitized by Google

tunischen Ursprunges vor, meist rein und nur selten mit Thon oder Gyps vermischt. Es bestehen mehrere große Salzbergwerke und zwar zu Szlatina, Ronaszek und Sugatag, welche sämmtlich in Betrieb stehen und mit der Eisenbahnstation Sziget durch eine Salzbahn verbunden sind. Die Mächtigkeit der Lager ist noch unbekannt, da das Liegende, die Unterbank des Salzes, noch nirgends erreicht wurde. Indessen schätzt man die Menge des Salzlagers in Szlatina auf 330, in Ronaszek auf 440 und in Sugatag auf 500 Millionen Zentner. Der Salzreichthum der Karpathen ist einfach unerschöpflich und würde selbst für Sonne, Mond und einige hundert Sterne genügen, wenn sonst es dort salzbedürftige Wesen gäbe und die Verkehrsfortschritte den Transport gestatteten. Dann müßte die ungarische Regierung freilich auf die außerordentlich hohe Salzsteuer verzichten, welche sie einhebt. Obschon ihr der Zentner Salz auf nicht mehr als 45—50 Kreuzer zu stehen kommt, verkauft sie denselben zu $8^1/_2$—$9^1/_2$ Fl. an Ort und Stelle in den freien Handel. Im Kleinverkehr wird das Salz mit 10—12 Fl. für den Meterzentner bezahlt. Eine mäßige Salzsteuer läßt sich wirthschaftspolitisch immerhin rechtfertigen. Die Grenzen weiser Mäßigkeit werden aber in Oesterreich und Ungarn bei der Salzsteuer weit überschritten.

An einem wolkenlosen Sonntag ging es endlich an den östlichsten Punkt unserer Rundfahrt, von Marmarosch-Sziget die Theiß hinauf nach Raho, einem großen Dorfe, 35 Kilometer oberhalb Sziget, etwa eine Tagereise zu Wagen von Tschernowitz, der Hauptstadt der Bukowina, entfernt. Hier hat die Theiß, welche schon bei Sziget in die Ebene tritt, um darin zu verbleiben, noch ganz den Charakter eines Gebirgsflusses, thalbildend, reißend, in steten Windungen sich das Bett erkämpfend. Hier trägt er nur Flöße, aber mit der Schnelligkeit eines gewöhnlichen Eisenbahnzuges. In Raho fanden wir für uns vier mächtige Flöße gezimmert, welche uns, nachdem einige Stunden zuvor die oberen Schleusen geöffnet und hinreichende Wassermassen beschafft worden waren, in weniger als fünf Stunden von Raho bis in die Nähe von Sziget zurückführten. Voran die Musikbande der Zigeuner und Floß um Floß hinterdrein. Anfangs ging es nicht gut. Das Floß vor uns saß plötzlich fest und unser nachfolgendes Floß rannte, von der raschen Strömung getrieben, unaufhaltsam zugleich gegen das Schiffahrtshinderniß und das festsitzende Floß vor uns. Es ergab sich als nicht unerwünschte lustige Episode ein harmloser Floßzusammenstoß und nach leichter Mühe waren beide Fahrzeuge wieder flott gemacht und eilten, hie und da von kleinen Strudeln und Wirbeln etwas mitgenommen und überschwemmt, auf der Theiß dahin. Gegen Ende der Fahrt, als sich das Thal gegen die Ebene hin öffnete, erblickten wir die Sonne, wie sie zur Rüste ging und weithin das Land in ein herrliches Farben- und Lichtmeer hüllte.

Das war der Rückweg von Raho. Auf der Hinfahrt hatten wir das hübsche Plateau auf halber Bergeshöhe bei dem Dorfe Lonka besichtigt, wo für Kronprinz Rudolf von Oesterreich-Ungarn von der Forstbehörde ein Jagdschloß erbaut wird. Damals — im Juli 1884 — waren erst die Pläne und das Fundament fertig und im Herbst 1884 sollte es bereits fertig dastehen. Bei Raho empfing uns ein Ban-

Digitized by Google

derium, das ist ein Fähnlein von fünfzig berittenen jungen Männern des Ortes in rothen Halinahosen und schwarzem Halinaüberwurf und geleitete uns durch den Ort auf die halbe Höhe eines Waldabhanges, wo über mehreren Reihen langer Tafeln ein großes Zelt ausgebreitet war. Im weiten Kreise umgaben uns die Bewohner des Ortes, ruthenische Arbeiter und Bauern mit ihren Weibern und betrachteten uns, so wie wir sie anschauten. Es waren durchweg freundliche, angenehme, hübsche Menschen, die Männer und Frauen in jungen Jahren zumal, einige Knaben und Mädchen von ausnehmender Schönheit, welche in der malerischen Tracht vollends zur Geltung gelangte. Ein ruthenischer Geistlicher empfing uns mit einigen Begrüßungsworten in der Sprache seines Volkes und wendete sich sodann mit erhobener Stimme an die Landleute, welche sich auf der ansteigenden Höhe, um besser beobachten zu können, zwanglos gruppirt hatten, um denselben Art und Herkunft der Gäste zu erklären.

Bereits auf der Fahrt von Sziget nach Raho hatten wir einige ruthenische Dörfer passirt, welche Kronprinz Rudolf so hübsch beschrieben. Die Häuser stehen zu beiden Seiten der Straße, eines vom andern nicht so weit auseinander, wie das bei den magyarischen Dörfern der Fall ist, auch sind sie unvergleichlich solider und besser gebaut als diese und die der Slovaken und Südslaven. Bei letzteren ist alles flüchtig errichtet, sozusagen nomadenhaft, auf baldigen Verfall und raschen Wiederaufbau berechnet; einfach niedere Lehmwände mit einem Strohdach überspannt. Die Dörfer gleichen großen Lagern. Bei den Ruthenen dagegen sind die Häuser ganz nach russischer Art gebaut; ziemlich hoch aus runden Baumstämmen, steilen Giebeln, mit ähnlichen Balken wie die Außenwände oder auch manchmal mit dichten Strohlagen zugedeckt. Kleine, mit Moos ausgefütterte Fenster sind für den rauhen Winter berechnet und auf Holzsäulen ruhende Vordächer und Stiegen, die zur Hausthüre führen, geben dem Ganzen einen freundlichen Charakter; ein kleiner Garten trennt nur auf wenige Schritte ein Haus vom andern, doch in diesen Zwischenräumen sieht es fürchterlich aus; da stecken in einem Meere von Koth und Schmutz die Kinder im friedlichsten Zusammenleben mit weißen langgehörnten Ochsen, schwarzen Büffeln und Schweinen; auch auf der Straße inmitten der Dörfer ist es nicht viel besser und nur mit Mühe dringt der Wagen durch die tiefe Erde und all' die Lachen durch. Im ganzen bietet aber ein ruthenisches Dorf als Bild, wenn man es nicht zu detaillirt betrachtet, einen malerischen Anblick dar. Die vielen holzfarbigen braunen Häuser, in ihrer Mitte die kleine griechische Kirche, auch ganz aus Holz verfertigt, mit zwei Thürmen, deren spitze Dächer von Holzsäulen getragen sind, sodaß man die Glocken frei hängen sieht, das Schiff der Kirche aber mit viel Winkelwerk und Stiegen zur Eingangsthüre, das alles macht auf den Reisenden einen guten, freundlichen Eindruck.

Unser Gastherr in Raho war der joviale Vorstand der dortigen Forstdirektion, Herr von Bikkal. In einer Dauer von wenigstens vier Stunden setzten uns die liebenswürdigen Damen von Raho ein Mahl vor, in welchem wir unter unzähligen trefflichen Gerichten auch die Forellen der Theiß und besonders den Wildreichthum jener Gegend in eigener Prüfung kennen und schätzen lernten. Zu dem fremden Preußen

Digitized by Google

aus Berlin kamen auch in Raho liebenswürdige Einheimische und freuten sich, ihm die Hand zu drücken. So erzählte mir Herr Advokat Alexander Egner von unserem trefflichen Rudolf Bergner, welcher ein Jahr zuvor diese Gegenden bereist und auch ihrer in seinem neuen Werke „Siebenbürgen" (Leipzig 1884) freundlich gedacht hat.

Raho ist zugleich ein Mittelpunkt der großartigen Karpathenwildnisse, welche sich in einem breiten Band auf ungarischer und galizischer Seite, nördlich und südlich der Grenze und Wasserscheide erstrecken; meilenweit unbewohnte Gegenden, in welche die ganzen Wintermonate hindurch kein Mensch, nicht einmal ein Hirt eindringt, in denen Bär und Luchs die alleinigen Herren sind. In den Wäldern und Bergen der Marmarosch überhaupt ist der Bär der König der Thierwelt. Jahraus, jahrein wird er gesehen, schreibt Kronprinz Rudolf, Alt und Jung kennt ihn als einen nicht seltenen, wenn nicht den häufigsten Waldbewohner; jedes Dorf hat einige Männer aufzuweisen, die durch Bärengeschichten gekennzeichnet sind, die das starke Thier glücklich bekämpft haben oder im Kampfe schwere Wunden davontrugen oder selbst das Leben einbüßten. Im Sommer lebt der Bär auf den Hochalpen an der Waldgrenze, in den so viele Meilen und Meilen großen Wildnissen, in den Nadelholzwäldern, neben den Alpen, auf denen die Heerden weiden. Im Herbst, gegen Ende September, ziehen sich die Bären allmählich in die Vorberge herab und versammeln sich da in den Buchenwäldern, um nach Bucheln, ihrer Lieblingsspeise, zu suchen; da mästen sie sich nun so lange an, bis die ersten großen Schneefälle sie in ihre Winterstände zurücktreiben; große Schneegestöber werden zur Heimreise benützt und häufig geschieht es, daß ein Unwetter die ganzen Vorwälder von Bären säubert. Ihre Gauras (Winterschlafplätze) befinden sich unter Steinen und Wurzeln, wo Felsen sind, in Höhlen, meistens aber in den großen Windbrüchen inmitten jener Fichtenwälder in den im Winter völlig unzugänglichen Thälern und Schluchten der ganz hohen Gebirge. Auch der Wolf haust in allen Wäldern der Marmarosch. Erst in den ganz rauhen Wintertagen des Dezember und Januar rotten sich kleine Trupps bis zur Zahl von acht Stück zusammen und benützen dann den tiefen Schnee und die schlechtesten Stürme, um unter dem armen Wilde und selbst den Hausthieren fürchterlich zu wüthen. Ebenso finden sich dort Füchse, Luchse, Wildkatzen, Edelmarder ꝛc. In allen diesen Gebirgen und riesigen Wäldern hausen die Thiere noch frei und ungezwungen, und wenn man jene Länder kennt, dann wird man begreifen, daß in diesem Jahrhundert noch die letzten Steinböcke auf den höchsten Bergen Siebenbürgens und in den großen Wäldern und Sümpfen nahe der östlichen Grenze dieses Landes, die letzten Auerochsen ausgerottet wurden. Diese Notiz — schreibt Kronprinz Rudolf — habe ich aus vollkommen sicherer und verläßlicher Quelle erhalten und wer es bezweifeln will, soll nur vor allem eingestehen, daß man alle diese Länder bisher noch sehr wenig gekannt, beobachtet und durchforscht hat. Wer hat die Gelegenheit und die Mittel, in dieses Labyrinth von menschenleeren Gebirgen und Wäldern einzudringen und darin wissenschaftliche Beobachtungen anzustellen? Was kann da nicht noch alles für den Zoologen Interessantes unbemerkt vor sich gehen!

Digitized by Google

Rauchs Grabdenkmal der Königin Louiſe.

Digitized by Google

Ms. Ch. 21

Unter solchen Umständen ist es befremdlich, daß nach den eigenen Beobachtungen und Erfahrungen des Kronprinzen Rudolf in jenen Gegenden die Jagd primitiv, dilettantenhaft und nachlässig betrieben wird. In dem Berichte über seine Jagden dort, Ende 1880, heißt es einmal: „Unsere waidmännischen Hoffnungen sanken trotz des schönen und an Bären reichen Reviers von Tag zu Tag, dafür aber entdeckten wir ein Jagdpersonal, welches durch Ungeschicklichkeit fast erheiternd auf den fremden Waidmann wirkte; denn auf eine so freche Art alltäglich gegen die Lehrsätze unseres großen Schutzpatrones und heiligen Hubertus zu sündigen, erfordert unleugbar auch ein gewisses negatives Talent.“ Alljährlich finden sich zwar auf amtliche Aufforderung größere Jagdgesellschaften zusammen, um gegen die zu sehr überhandnehmenden wilden Thiere eine Schlacht zu schlagen. „Es sind schöne Feste, bei denen viel gegessen und getrunken wird, doch geschossen wird sehr selten etwas.“ Die Bewaffnung der niederen Jäger, Heger, Abspürer oder Waldläufer besteht in einem langen Messer und Gewehren der unglaublichsten Art; alte Vorderlader, ganz verrostet, oft gebrochen, die einzelnen Bestandtheile mit Schnüren zusammengebunden. Aus diesen Maschinen werden nun gehacktes Blei, grobes Schrot und sehr häufig nur alte Nägel herausgeschossen. Mit solch' elender Bewaffnung treten diese Männer dem Bären allein entgegen und müssen nicht selten ihr Wagniß mit dem Tode büßen. So erlag, wie Kronprinz Rudolf erzählt, ein Jäger in einem Kampfe mit einem Bären, den er im Walde nahe bei dem Badeorte Borkut zufällig erspäht und angeschossen hatte. Das kranke Thier schlug sich in einem Windbruche ein, der Jäger und ein ruthenischer Heger folgten zu rasch der Spur, wurden vom Bären, der versteckt lag, schneller angegriffen, als sie schußbereit wurden; nun entspann sich ein heißer Kampf, der Jäger blieb todt, der Ruthene, schwer verwundet, erlag dann auch seinen Wunden, der Bär konnte sich auch nicht weiterschleppen und verendete ebenfalls am Platze; als man dann die Vermißten suchen ging, fand man die beiden Männer und den Bären auf einer Stelle ruhig nebeneinander liegend.

Seit dem Besuche des Kronprinzen wird indessen auch in der Marmarosch das höhere Waidwerk geübt. Insbesondere darf dem Meister Petz kein Leid angethan werden. Kundigere und geübtere Bärenjäger sind nach der Marmarosch versetzt worden und das Forstpersonal wird jagdwissenschaftlich herangebildet.

Erst am späten Abend trafen wir von Raho in Sziget wieder ein, wo Haus für Haus bis in die Seitengassen hinein festlich illuminirt und im Komitatshause ein großes Bankett hergerichtet war, bei welchem niemand fehlen durfte. Da habe ich denn auch unter den vielen Tischrednern das Wort ergriffen und auf die stete Freundschaft zwischen den Magyaren und den „Deutschländern“, wie man in Ungarn die Deutschen im Reich zum Unterschied von den Deutsch-Oesterreichern vielfach nennt, getrunken mit dem Bedauern, daß die Magyaren so wenige Millionen seien, und mit der Mahnung, sich zu vermehren.

In Sziget ward vielen von uns eine recht unangenehme Ueberraschung; denn als der erste, der uns willkommen hieß, stellte sich in ungarischer Gala der Reichstagsabgeordnete Varady vor, eine im gesellschaftlichen Verkehr offenbar sehr liebenswürdige und selbst sympa-

Digitized by Google

thische, im übrigen aber sehr anrüchige Persönlichkeit. Gerade weil solche Individuen in Ungarn wie in Oesterreich eine Rolle zu spielen und in ihrer Person die Charakterlosigkeit und Korruption salonfähig zu machen suchen, gerade deshalb sollten sie allerwärts und jederzeit dorthin gedrängt werden, wohin sie gehören, in die Stille der Verachtung, in das Dunkel der Vergessenheit. Varady ist nicht der einzige Reichstagsabgeordnete gewesen, welcher sein Mandat und seinen daraus entstammenden Einfluß mißbrauchte, um sich Geld zu machen. Aber er that es lange Zeit unbeachtet und in der Maske eines gewandten Tartüffe, sodaß er sogar zum Vicepräsidenten des Reichstages gewählt ward, bis ein originelles Mißgeschick sein Treiben vor aller Welt enthüllte. Wie bekannt, giebt es österreichische Orden, mit deren Verleihung die Erhebung in den Adelstand verbunden ist. Einige dieser Orden sind insofern käuflich, als der betreffende Reflektant, wenn er sonst keine Verdienste um den Staat aufzuweisen vermag, an ein Ministerium, etwa an das Kriegsministerium, zu Gunsten eines öffentlichen Zweckes, etwa eines Invalidenhauses, einen Betrag von durchschnittlich 120,000 Fl. überweist. So sind in Oesterreich namentlich viele Emporkömmlinge von der Börse geadelt worden und mit vollem Adelsstolz stellt man sich vor: Levi Ritter von Ehrenthal, Cohn Ritter von Stolzenfels ꝛc. Irgend einem reichen Gauner und Wucherer in Ungarn kam nun einmal auch der Gedanke, auf diese Art seine zweifelhafte Reputation wieder herzustellen und da ihm 120,000 Fl. dafür zu viel Geld erschien, so wandte er sich an den Abgeordneten Varady, von dessen Ruf er unter der Hand gehört haben mochte. Beide wurden handelseinig. Varady erklärte sich bereit, um 30,000 Fl. den gewünschten Orden zu beschaffen. In der That erwirkte er in Wien die Verleihung desselben, ließ sich seine Provision auszahlen und hatte im Verborgenen weiterspekuliren können, wenn nicht wieder einmal zwischen Lipp' und Kelchesrand der finsteren Mächte Hand geschwebt hätte. Sei es, daß man in Wien den dekorirten Gauner nachträglich doch für unwürdig befand oder aber die wohlfeile Weggabe des kostbaren Ordens bereute — genug, die fragliche Ordensverleihung wurde alsbald wieder zurückgezogen. Das war sehr unangenehm für den Ordensbedürftigen, aber noch weit unangenehmer für den Abgeordneten Varady. Ersterer verlangte die Provision von 30,000 Fl. zurück, letzterer konnte nicht zahlen und so kam die Sache an die Oeffentlichkeit. Als Varady bald darauf wieder im Reichstage erschien, wurde er dort so empfangen, daß er bis zum heutigen Tage nicht wiederzukehren gewagt hat. Von diesem Manne in Sziget empfangen und geleitet zu werden, konnte uns wahrlich weder zur Freude noch zur Ehre gereichen.

Von Sziget ab ging es wieder heimwärts, doch auf anderem südlichen Wege. Zunächst mußten wir nach Szathmar, einer stattlichen Pußtastadt, wo sich mit geringen Variationen wiederholte, was wir fast in jeder Stadt gefunden hatten: Empfang, Einfahrt, Frühstück, Mittagessen, Konzert und Ball. In dieser lebenslustigen, angeblich etwas schlimmen katholischen Bischofsstadt, wurde von uns das Standbild des magyarischen Kunstphilosophen und Kritikers Kolcsey (1790—1838), des magyarischen Lessing, feierlich bekränzt, nachdem Karl P. Szathmary, ein verdienter Historiker, die Festrede gehalten hatte.

Digitized by Google

Nagy-Karoly, welches Nodj-Karol ausgesprochen wird, ist eine freundliche wohlhabende Pußtastadt. Die Straßen sind still, man lebt nach innen. „Jedes Haus hat Garten, klein, aber ist," so erklärte mir ein Reisegefährte, welcher der deutschen Sprache fast unkundig war. Der Garten liegt hinter dem einstöckigen Hause und ist auffallend blumenreich. Friede und Ruhe überall, auch in den Menschen. Wie ein Sturmwind kamen wir über diese Idylle, um von ihr für einen Augenblick gebannt zu werden. Mancher wäre gern geblieben. Ich selbst kann noch immer nicht ganz die blauen Augen der anmuthigen jungen Damen vergessen, welchen bei dem Festessen gegenüber zu sitzen ich das Glück hatte. Da sie sehr wenig deutsch sprachen, so versuchte ich, von ihnen magyarisch zu lernen und erfuhr fast alles, was ich zu wissen wünschte, daß schön szep, liebenswürdig kedves, gut jo und szerety lieben heißt. Mehr brauchte ich vorläufig nicht zu wissen. Bei dem Abschied von Nagy-Karoly habe ich von diesen meinen Kenntnissen der magyarischen Sprache verschwenderischen Gebrauch gemacht.

Es wäre unverzeihlich, von Nagy-Karoly zu scheiden, ohne einer seltenen, vielleicht einzigen Sehenswürdigkeit zu gedenken, welche wir bewunderten. In der Nähe der Stadt, inmitten eines großen Gartens, führte man uns zu einem schloßartigen Gebäude von vornehmem, elegantem, stilvollem Aeußeren. In demselben befanden sich helle luftige Hallen, in geräumige Abtheilungen getrennt, eine Reihe kleinerer Gemächer mit allerlei Kostbarkeiten und Seltenheiten angefüllt, und vor allem ein herrlicher großer Saal, welcher einer Aula glich. So elegant und vornehm hatte ich noch keine Akademie gesehen. Welchen Zwecken mochte dieser schöne Bau dienen? Zu unserem Bedauern konnten wir diese Frage nur scherzhaft aufwerfen, denn wir befanden uns in den Pferdeställen des Grafen Karoly, wo die Thiere besser wohnen als ihre Knechte und als hunderttausende anderer Menschen.

Zwei Stunden rascher Fahrt von Nagy-Karoly durch die Pußta brachte uns nach der Hauptstadt derselben, nach Debrezin, unserer letzten Station. Hier waren wir wieder mitten im Magyarenlande, in seinem treuesten und reinsten Hort, in dem kalvinischen Rom, wo allezeit Nationalität und Religion zusammengehalten hatten gegen das deutsche Regiment von Wien. Gern anerkannten wir das Selbstbewußtsein der stolzen „Civischen" (Bürger) dieser Stadt mit ihrer festen Tüchtigkeit und allen ihren konservativen Tugenden.

Am Vormittage versammelten wir uns im Stadtparke, wo die Gemeinde Debrezin ihrem großen Sohne, dem Dichter Csokonay, dem ungarischen Bürger (1774—1805), ein Denkmal gesetzt hat. Ein ungarisches Lied für Männerchor eröffnete die kurze Feier und Ludwig Bartok, der Dichter der besten der neueren historischen Trauerspiele der magyarischen Bühne, der Verfasser von „Kendi Margit", schloß sie mit einer Ansprache. Inzwischen hatte mir ein Debreziner, mein liebenswürdiger Wirth, in gebrochenem Deutsch von den Leiden und Entbehrungen des armen Dichters erzählt. Armer Csokonay, als Du lebtest, eine Zierde des Vaterlandes, da darbtest Du, während manch' einer neben Dir schwelgte, obgleich oder vielleicht weil er ein Gauner war. Nun, da Du gestorben, setzen sie Dir ein Denkmal und nennen Dich

Digitized by Google

einen König im Reiche der Geister. Du aber flüsterst, wie einst der trefflichste aller Achajer, als ihn Odysseus in der Unterwelt besuchte:

„Lieber möcht' ich fürwahr dem unbegüterten Maier,
Der nur kümmerlich lebt, als Tagelöhner das Feld bauen,
Als die ganze Schaar vermoderter Todten beherrschen."

Noch etwas bot uns auch Debrezin in Hülle und Fülle, was wir freilich schon vorher in gewaltigen Mengen hatten kosten müssen, nämlich echten ungarischen Pußtenstaub. Zuerst fühlte ich mich in die Heimat zurückversetzt, in die Streusandbüchse des heiligen römischen Reiches. Aber bald schien selbst sie mir arm zu sein an Staub gegenüber dem Reichthum der ungarischen Tiefebene. Doch bin ich dem vaterländischen so wenig wie dem ungarischen Staub besonders gram, nachdem ich beide für harmlos und gefahrlos gefunden habe neben dem Wiener Kalksteinstaub, welcher in der lieblichen Kaiserstadt an der Donau alle diejenigen unbarmherzig dahinsiechen läßt, deren Lungen nicht kerngesund und kräftig sind. In Debrezin hatten wir leider über all' die veranstalteten Festlichkeiten es verabsäumt, die berühmten Spezialitäten der Stadt, Wurst und Speck, zu erproben, welche im übrigen charakteristisch sind für die kräftigen und fetten Speisen, die der Debreziner zu essen gewohnt ist.

Zu meinem Bedauern muß ich sagen, daß ich den Künstlerkonzerten und Theatervorstellungen, welche die ausübenden Angehörigen unseres Zuges fast in jeder Stadt unter großem Zulauf und nicht geringem Beifall zu wohlthätigem Zwecke veranstalteten, zumeist fern geblieben bin, was mir, wie ich hoffe, verziehen worden ist. Gern will ich erwähnen, daß sich um das Gelingen dieser Produktionen hervorragende Verdienste erworben haben die Herren Odry, ein ausgezeichneter Baritonist von starker Gestaltungskraft, die ausnehmend intelligenten Tenoristen Hassi und Hajos, letzterer auch in Deutschland wohlbekannt, Frau Szigeti, die erste dramatische Sängerin der Budapester Oper, Fräulein Spanyi mit ihrem schönen Mezzosopran, Frau Abranyi und die trefflichen Pianisten Rausch und Szabados.

Wenngleich nicht im Konzertsaal, so habe ich dennoch mit ganzem Herzen mich in die Höhen und Tiefen derjenigen Kunst reißen lassen, welche so ganz national magyarisch und doch so international verständlich ist wie keine andere, von der sogenannten Zigeunermusik. Wohin wir kamen, ertönten uns zum Willkomm wie zum Abschied jene für die Eigenart des Magyaren, der sich unter Thränen freut, so charakteristischen Weisen, himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt, von denen Kronprinz Rudolf gesagt, daß sie ihn viel mehr bezaubern, als jede große Oper an den besten Theatern. Die Zigeunermusik bedient sich vorwiegend der Streichinstrumente: zwei Violinen, ein Cello, ein Violon oder eine Baßgeige, eine Klarinette und ein Cymbal (Schlagzither) ist die gewöhnliche Zusammensetzung eines Zigeunerorchesters. Blasinstrumente liebt der Zigeuner nicht. Notenkenntniß ist bei den Zigeunern noch immer selten, obgleich in neuerer Zeit mehr und mehr zunehmend. Fremde Musikstücke erlernt er zumeist durch Vorsingen oder Vorspielen. Zuerst spielt sie der Primgeiger nach und die Begleitung folgt dann versuchend und mit immer größerer Sicherheit. Die Ansicht Liszts, daß

Digitized by Google

die Magyaren urspünglich gar keine Nationalmusik gehabt, sondern eine solche erst durch die Zigeuner erhalten hätten, erklärt Schwicker in seinem Buche über die Zigeuner (Wien und Teschen, 1883) mit Recht für irrig, weil im Widerspruche mit positiven geschichtlichen Zeugnissen und mit allen ethnographischen Erfahrungen. Die magyarische Nation besitzt ihre eigenthümlichen nationalen Weisen und den Zigeunern bleibt im wesentlichen nur das Verdienst einer ausgezeichneten stimmungsvollen Reproduktion. Musikkenner bewundern den lebendigen Geist und das warme Gefühl des Zigeuners, welcher bei seinem Spiel durch keine Aufmerksamkeit für das Notenblatt von der vollen Hingabe an sein Instrument zurückgehalten wird. Zu den ausgezeichnetsten Künstlern dieses Gebietes gehört Herr Matté, welcher in den Konzerten mit seiner Geige Mann und Weib, Alt und Jung so hinzureißen wußte, wie einst die Fiedler aus dem Nibelungenliede ihre Helden und Frauen. In der Musik der Zigeuner steckt eine ganze, eine pessimistische Lebensauffassung:

„Dreifach haben sie mir gezeigt,
Wenn das Leben uns nachtet,
Wie man's verraucht, verschläft, vergeigt
Und es dreimal verachtet."

Mehr noch als bei den ungarischen tritt dieser pessimistische Zug bei den Zigeunern in Rumänien hervor, welche häufig die Grundmelodie durch einen Sänger markiren lassen.

Vom Standpunkte des Weintrinkens aus war unsere Rundfahrt vielleicht nicht ganz glücklich angeordnet worden, da wir die rechte Weinfolge nicht innehalten konnten. In Mischkolz, einem Hauptmarkte des berühmtesten der ungarischen Weingebirge, der Hegyalja, mußte mit dem „König der Weine", mit dem Tokayer begonnen werden. Diesem König und seinem zahlreichen Gefolge mit Eifer und Hingebung zu huldigen, war die Aufgabe, welche uns die Gastfreundschaft von Mischkolz gestellt hatte. Inmitten all' der Flaschen dachte niemand von uns an die alte Geschichte von der Mischkolzer Sulz und der mit einem Auge noch blinzelnden Kröte, welche nach einem verleumderischen Volkswort irrthümlich in jene Sulz mit hineingekommen war. Auf den König der Weine folgte dann in Munkatsch der Hausknecht der Weine, wie man das Gewächs des Bereger Komitates charakterisirt. Anfangs schien mir dieser Wein wegen seines starken Bodengeschmackes ungenießbar zu sein. Allein wenn man ihn mischt mit den an und für sich auch nicht gerade schmackhaften Mineralwässern des Bereger Komitates, so erhält man ein außerordentlich erfrischendes und angenehmes Getränk. Für den Alltagsverkehr ist überdies im allgemeinen ein Hausknecht ohne Zweifel zweckmäßiger, als ein König. Dieses Gemisch war fortan der willkommene Begleiter auf unserer Fahrt, sowohl im Marmarosch-Komitat, wo kein Wein wächst, als in Debrezin, wo es an Wasser fehlt. Es ist wahrhaftig im deutschen wie im ungarischen Interesse zu beklagen, daß ein unsolider, vorwiegend polnisch-jüdischer Zwischenhandel durch unerhörte Pantschereien den Ungarwein, welcher einst namentlich in Norddeutschland viel getrunken wurde, so gründlich diskreditirt hat. Vielleicht wird das Vertrauen der Norddeutschen wieder erworben durch den „Ungarischen Landes-Centralmusterkeller" in Buda-

Digitized by Google

pest, welchen das dortige Handelsministerium im Jahre 1882 mit der Bestimmung geschaffen hat, zwischen den ausländischen Käufern und den inländischen Produzenten eine direkte und reelle Vermittelung herzustellen. Auf der Berliner Hygieine-Ausstellung war dieser offizielle Keller, dessen Weine vom Ministerium selbst garantirt werden, recht hübsch vertreten und er hat inzwischen in Deutschland einige Zweiggeschäfte eröffnet.

So waren mit Essen, Trinken, Jubiliren, Reden und Tanzen zehn Tage vergangen, Tage der Freude und des Genusses, schöne Tage, von denen ein Kenner des Lebens und der Menschen behauptet hat, daß nichts schwerer zu ertragen sei, als eine Reihe derselben. Das empfanden auch wir. Noch sollte eine Nachtragspartie in die größte und ursprünglichste ungarische Pußta Hortobagy bei Debrezin gemacht werden, wo tausende von wilden Pferden tags vorher zusammengetrieben und dazu eine Fata Morgana in sichere Aussicht gestellt worden war — aber die meisten von uns lehnten ab. Alle waren wir erschöpft, übermüdet, ruhelos geworden. Die einen sahen aus, als hätten sie eine lange Krankheit überstanden, andere schienen reif zu sein für die Ueberführung in das Krankenhaus, nicht wenige waren bereits spurlos verschwunden. Ich selbst sehnte mich nach Schmerzen, Sorgen und Aerger und vor allem nach Schlaf und Arbeit, nach Dingen, welche man uns in dem festfreudigen Ungarn auf der Fahrt nirgends geboten hatte, obschon sie wenigstens nach deutscher Anschauung doch auch zur Würze des Lebens gehören.

Digitized by Google

Aus der Gesellschaft.

Original-Novelle von Ferdinand Schifkorn.

(Schluß.)

V.

Der nächste Tag war ein Sonntag, für Müßiggänger die periodische Quelle der Langweile, ein Freudentag dagegen für fleißige Leute, wozu nicht nur Anna Siebenfeld als vielbeschäftigte Musikmeisterin, sondern auch Klein-Dora zählte, welche sich nach absolvirtem Lyceum mit brennendem Eifer zur Lehrerin ausbildete. Thatsächlich waren die sonntäglichen Vormittagsstunden daher die einzigen in der ganzen Woche, während welchen sich die Schwestern jenem süßen vertraulichen Geplauder hingeben konnten, das jungen Mädchen ein geradezu unentbehrliches Herzensbedürfniß ist, mag es sich dabei um die alltäglichsten Dinge, oder die wichtigsten Lebensfragen handeln.

Wenn heute trotzdem die Plauderstunde nicht in den rechten Gang kommen wollte, so war nur Anna daran Schuld, welche nahezu eine Stunde schon auf dem Sopha des Empfangszimmers saß, den Blick ins Leere richtend, die Hände über die Kniee faltend, ohne Doras verschiedene Anknüpfungsversuche anders als mit einem einsilbigen, nicht ganz unpassenden, „Ja" — „Nein", oder „So" zu beantworten. Verletzt hatte sich die angehende Lehrerin zurückgezogen, um in den entferntesten Winkel der Stube an der Hand eines Leitfadens der Geometrie unverdrossen dreimal hintereinander die Eselsbrücke zu passiren, worauf dem weichherzigen Mädchen so wehmüthig zu Muthe wurde, daß es plötzlich mit überströmenden Augen zu den Füßen der Schwester kniete.

„Um des Himmels willen Anna, sprich, was ist Dir?" rief es geängstigt die Schwester umschlingend.

„O, daß ich es Dir sagen könnte", seufzte Anna schmerzlich.

„Mein Gott, Du kannst, ich weiß ja doch alles."

„Was weißt Du?" fragte erstere erschreckt.

„Nun, daß Du Dich mit Deinem Anbeter zankest, und daß Ihr jetzt beide vor Verdruß und Reue sterben möchtet; o Du meine Zeit, als ob mir dergleichen mit meinem großen Doktor nicht schon mehrmals

Digitized by Google

passirt wäre, aber das giebt ein paar Tage Herzweh und dann eine um so süßere Stunde, eine Stunde, in welcher der böse Mensch Abbitte leistet und meine Hände so oft küßt, daß die betreffenden Stellen eine Woche lang nachbrennen, ja und siehst Du, nach jeder solchen Versöhnung lieb ich ihn womöglich noch mehr, wird mein Vorsatz ernstlicher, als seine Frau zehnfach zu vergelten — Himmel! Du weinst? Du hast Dich also sehr arg gezankt?"

Anna, deren Herz sich dem Einblicke in das reizende Verhältniß der Schwester gegenüber krampfhaft zusammengezogen, lächelte schon wieder und die reine Stirne derselben küssend erwiderte sie ablenkend:

„Es ist nicht dies allein, Kind, mich drückt noch eine andere schwere Sorge, dieser Herr v. Kopistinski —"

„Ach, Du fürchtest, daß die Liebenswürdigkeit dieses Verehrers, welcher Du so glänzend widerstanden, mein kleines Herz erweichen könnte?" fiel Dora heiter ein „o sei ruhig, zwischen uns ist kein Friede denkbar, Kampf bis aufs Messer", ist die Loosung.

„Du scherzest, ich aber sage Dir, Kind, daß dieser Mensch weit gefährlicher ist, als wir dachten, ja wenn ich die Anmaßung seines Benehmens genau betrachte, ahne ich so Entsetzliches, daß ich es kaum auszudrücken wage." Dora blickte die Schwester mit einem Ausdrucke in den kindlichen Zügen an, der vielmehr Klugheit und Verständniß verrieth, als mit dem Alter derselben durchschnittlich verbunden ist.

„Arme Schwester, Du ahnst erst?" sagte sie mit einem schmerzlich bitteren Lächeln.

„Und Du?"

„O ich, siehst Du, höre und sehe, während Du Dich in poetische Träumereien versenkst, oder am Pianoforte in anderen Regionen umherschwärmst, daher weiß ich längst, aus welchem Grunde Mama nicht mehr von groben Gläubigern bedrängt wird, weiß, daß die Kosten für unsere feinen Soupers ebensowenig von Mama bestritten werden, als jene für —"

„Dora!" schrie Anna auf, deren Ahnungen durch die Mittheilungen der Schwester weit übertroffen waren, doch vermochte sie kein Wort hinzuzufügen, da ihr feines Ohr im selben Moment des Grafen spornklirrenden Schritt vernommen hatte.

Schweigend blickte sie mit den großen Augen erschreckt nach der Thüre, als diese geöffnet wurde, und Frau von Siebenfeld mit dem Rittmeister auf der Schwelle erschien.

„Fasse Dich, mein Engel, ich bringe Dir —" hier verstummte auch Frau von Siebenfeld, da der Graf ganz gegen seine sonstige galante Art die Damen mit einer raschen Bewegung zurückgedrängt, und die Thüre hinter sich geschlossen hatte.

„Ich störe, wie ich sehe", sagte er dann, die Schwestern mit einem Blicke auf Dora begrüßend, der nicht mißzuverstehen war.

Dora zog sich mit einer etwas förmlichen Verbeugung in das Nebengemach zurück, das ihr und Anna als gemeinschaftliches Schlafkabinet diente, letztere war mit dem Grafen allein.

Das sonst so ruhige, ernste Mädchen war fassungslos wie kaum zuvor. Da stand der Mann, dem sich ihr innerstes Wesen zuerst erschlossen hatte, so bescheiden, so ritterlich, so männlich schön in der

Digitized by Google

reichen nationalen Uniform, daß sie den Jubel ihres Herzens kaum zu verbergen vermochte.

„Fräulein", nahm jetzt der Graf das Wort, „ich war so unglücklich Sie zu beleidigen, und komme, um Ihnen Genugthuung zu leisten, ich bin leidlich wohlhabend, und daher Herr meines Thuns; als freier unabhängiger Kavalier aber frage ich Sie, mein gnädiges Fräulein: Wollen Sie meinen Namen, mein Hab und Gut mit mir theilen, wollen Sie mein theures, heißgeliebtes Weib sein?"

Einem Manne von der Erfahrung des Grafen konnte Annas tiefe Bewegung ebenso wenig entgehen, wie die ihm günstige Bedeutung derselben, daher er bei den letzten Worten auch schon das widerstandslose Mädchen in seine Arme nahm und im Begriffe stand, das süße Jawort von den schwellenden Lippen zu küssen; als die scheinbar Willenlose sich plötzlich aufraffte, den Ueberraschten mit einer kräftigen Bewegung von sich stieß, und hochaufgerichtet mit hoheitsvollem Blicke maß. Und seltsam, der stolze Kavalier senkte das Auge vor diesem Blicke, beschämt, verlegen, wie ein ertappter Taschendieb.

In der That hatte der triumphirend funkelnde Blick, jenes markante Zucken um die Lippen, das ungestüme fast gewaltsame Benehmen des leidenschaftlichen Mannes den Eindruck seiner Erscheinung sofort verwischt und in dem jungen Mädchen den herben Gedanken hervorgerufen, auch jetzt sei weder Liebe noch Ehrenhaftigkeit, sondern derselbe Sinnenrausch das eigentliche Motiv dieser plötzlichen Werbung, dessen beleidigende Aeußerung durch letztere gesühnt werden sollte.

„Ich bin nur ein armes Mädchen, muß mich daher durch den Antrag eines durch Geburt wie durch Reichthum gleich hochgestellten Kavaliers sehr geehrt fühlen", sagte sie mit vor Empörung und Herzensjammer zitternder Stimme, „dennoch, Herr Graf, bitte ich Sie, von Ihrer wohlmeinenden Absicht ein für allemal abzustehen, da, ich —"

„Anna!"

„Da ich", fuhr diese schwer athmend fort, „nie und nimmer Ihre Gattin werden kann!"

„Anna!" rief der Graf nochmals halb bestürzt, halb zornig. „Wie soll ich das verstehen? War die Liebe, welche ich in Ihren Augen las, an welche ich glaubte wie an das Evangelium, nichts weiter als ein Gaukelspiel? Antworten Sie, Fräulein, denn, beim Himmel, eine ehrliche Antwort glaube ich wenigstens zu verdienen."

„Gewiß, und diese soll Ihnen werden, Herr Graf", erwiderte Anna mit gewaltiger Anstrengung sich aufrecht haltend, „meine Liebe war kein Gaukelspiel, Herr Graf, ja sie besteht noch, und wird Ihnen mit Segenswünschen folgen auf allen Ihren Wegen, doch diese Liebe fand nicht die Erwiderung, welcher man wie einem Evangelium glauben könnte, und deshalb bitte ich Sie, mich zu vergessen!"

Wie schon einmal, so fühlte der Graf auch jetzt, daß trotz seiner sonstigen Unwiderstehlichkeit diesem edlen Mädchen gegenüber momentan jeder Einfluß verloren; diese demüthige Erkenntniß stachelte aber die verletzte Eitelkeit des stolzen Mannes derart, daß er plötzlich wie zu Eis erstarrend und ein spöttisches Lächeln auf die Lippen zwingend sich verbeugte, um mit den ironischen Worten: „Ihre Bitte soll mir Befehl sein", das Gemach spornklirrend verließ.

Digitized by

„Anna, Anna, was thatest Du!“ rief Dora an der Schwelle des Schlafzimmers erscheinend, gleichzeitig erschien aber auch Frau von Siebenfeld hochgerötheten Antlitzes und fliegenden Athems.

„Was soll das heißen?“ rief sie, sich auf das von Anna verlassene Sopha werfend.

„Der Rittmeister stürzte wie blind und taub an mir vorüber, ich will nicht hoffen, daß Du so wahnsinnig warst, einen Menschen zurückzuweisen, der Graf und nahezu Millionär ist, es wäre dies —“

„Wenn man wahnsinnig sein muß, um einem Manne gegenüber die Selbstachtung zu bewahren, dann war ich es, Mama“, sagte Anna mit der dumpfen Ruhe der Resignation.

„Welcher Unsinn!“, entgegnete Frau von Siebenfeld entrüstet, „Selbstachtung, als ob je ein Mensch davon satt geworden wäre; ein wahres Glück, daß ich da bin, um die Sache zu planiren.“

„Ich bitte Dich dies zu unterlassen, da ich von meinem Entschlusse unter keiner Bedingung abgehen kann.“

„Ich aber sage Dir, Du wirst davon abgehen, oder dieses Haus verlassen, in welchem für ungerathene, widerspenstige Kinder kein Raum ist.“

„Mama!“

Der Schreckensruf kam von den Lippen klein Doras, deren böses Gewissen sich durch diese Worte beunruhigt fühlte, worauf eine peinliche Pause folgte.

„Du vergißt, Mama“, nahm endlich Anna das Wort, „daß ich in diesem Hause, aus dem Du mich verstoßest, nicht das Gnadenbrod esse.“

Frau von Siebenfeld brach in ein krampfhaftes Gelächter aus.

„Wahrhaftig, Du meinst wohl gar, daß wir alle von den sechzig oder siebzig Gulden leben, die Du Dir mit dem unglückseligen Jammerholz verdienst; welche Verblendung! Kaum schwarzes Brod könnte man genügend dafür schaffen; aber freilich, was weiß so ein thöricht Kind davon, das in den Tag hineinlebt; ohne Ahnung; daß es allen Komfort, alle Poesie dieses Lebens nur den Hilfsquellen verdankt, welche eine vorsorgliche Mutter zu eröffnen —“

Eine unerwartete Scene ließ den Redestrom der Dame plötzlich versiegen.

Anna, durch die unerwartete Bestätigung der schwesterlichen Mittheilungen in ihrem Ehrgefühle auf das schwerste getroffen, zog die jüngere Schwester mit einer unwillkürlich schützenden Bewegung an sich. Das warmfühlende Mädchen kämpfte einen schweren Kampf mit seinem Herzen.

War Anna auch dem ideal angelegten Vater stets näher gestanden, als der praktischen Mutter, die gewohnte Kindesliebe mahnte zu einem Versöhnungsversuche, wogegen die Kenntniß von dem Charakter der Mutter ihr sagte, daß eine wirkliche Aussöhnung nur auf Kosten ihres und vielleicht auch Doras Lebensglückes möglich sei. Die Rücksicht aber auf die geliebte Schwester beendete ihr Schwanken.

Dora, vom Mitgefühl für die Schwester erschüttert, barg das sonst so übermüthige Köpfchen schluchzend an Annas Busen, und so innig aneinander geschmiegt, wie zwei Rosen an einem Stiele, verließen die

Digitized by Google

Schwestern das Gemach. So dicht und schwer durchdringlich die praktische Atmosphäre auch war, welche Frau von Siebenfeld mit ihrer Lebensklugheit im Laufe der Zeit um sich erzeugt, das Benehmen der Kinder versetzte sie dennoch in solche Aufregung, daß auch ihre Thränen flossen, begleitet von Klagen ob unerhörter Undankbarkeit und Verständnißlosigkeit der Jugend gegenüber übermenschlichem mütterlichen Opfermuth, deren lauter Ausdruck von der immer praktischen Sprecherin offenbar für das Nebenzimmer berechnet war. Aber diese Herzensergießung fand ein plötzliches Echo in gewaltigen Kraftlauten, die nur wenig gedämpft, durch die dünne Zwischenmauer drangen, bestehend aus Flüchen in allen Sprachen, gespickt mit deutschen Bomben und Granaten und unterbrochen von gewaltigen Hustenanfällen.

„Himmel, der Oberst wartet auf seinen Chaudeau, das giebt ein Unwetter! Mein Gott, welche Sorge macht doch ein ungerathenes Kind einer armen Mutter!"

Damit erhob sich Frau von Siebenfeld, um sich nach einem Blick in den Salonspiegel und nach einigen Korrekturen an dem Aufputz des koketten Morgenhäubchens eiligst in die Küche zu begeben.

Zehn Minuten später ließ sich das von Dora erwähnte verheißende Tellergeklapper vernehmen, dem ein erneuter Ausbruch von Kraftlauten und Krampfhusten folgte, welcher sich jedoch unter der Einwirkung der flötensanften Stimme Frau von Siebenfelds gar bald in ein Gemisch von mildem Brummen und wohlgefälligem Schlürfen auflöste. —

Am Abende dieses Sonntags saßen Graf Radinovic mit seinem Vetter und Freunde Herrn von Kopistinski in derselben Nische desselben Restaurant, wo sie vor wenigen Wochen die junge Bekanntschaft des ersteren mit der Familie von Siebenfeld so hoffnungsvoll gefeiert hatten.

Die Herrn aßen und tranken gewohnheitsgemäß schweigend, bis der Geist des feurigen Weines in Wirksamkeit trat.

„Kann Deinen Einfall noch immer nicht begreifen", sagte Herr von Kopistinski das zweite Dutzend Austern mit Citronensaft würzend, „Du mit Deinem Namen und Vermögen, der unter den reichsten Erbinnen des Landes wählen darf — nein verzeihe, es ist geradezu absurd."

„Hm, es scheint mir nachgerade ebenso", meinte der Graf, „aber was willst Du, man ist eben nicht immer weise, am wenigsten wenn man — übrigens", unterbrach er sich, „sieh Dich vor, Du stehst derselben Thorheit weit näher, als Du selbst ahnen magst."

„Möglich, aber das wäre keine Thorheit, sondern die Vorsicht eines Mannes, der sich bewußt ist, bald der Hand einer liebreizenden Pflegerin zu bedürfen", entgegnete Herr von Kopistinski mit einer cynischen Grimasse, „doch genug von meiner Wenigkeit, was gedenkst Du jetzt zu thun?"

„Jetzt? Nun jetzt gehe ich nach Wien, und zwar heute noch; die Affaire hat die Erinnerungen an die liebenswürdigen Frauen der Residenz neu belebt, ich hoffe, Du begleitest mich."

„Mit Vergnügen, wäre meine Kasse für die Residenz besser vorbereitet."

Digitized by Google

„Unsinn, wozu wäre ich denn reich? Uebrigens bist Du ja doch mein Erbe, denn die Heiratsgelüste sind für immer abgethan.“ Der Redner bemerkte das unheimliche Feuer nicht, das bei diesen Worten in seines Gefährten grünlich schillerndem Auge aufleuchtete, da letzterer vorsichtig sein Glas erhoben hatte, um das Lob der Frauen Wiens zu trinken, worauf der Graf mit leidenschaftlicher Hast Bescheid that, und die Unterhaltung in derselben Stimmung fortführte, bis die heranmahende Abfahrtsstunde des Wiener Eilzuges zum Aufbruch mahnte.

Eine Stunde vor Mitternacht warfen sich die Freunde scherzend und lachend in ein Coupé erster Klasse, in dem Augenblicke aber, als das Signal ertönte und der Zug ins Rollen kam, zeigte sich in dem offenen Raume über den hohen Sitzlehnen des Coupés ein Gesicht, dessen Anblick auf den polnischen Kavalier ernüchternder wirkte, als eine Taufe mit kaltem Wasser; ein Gesicht, das ganz so struppig und unschön aussah, wie jenes des Herrn Doktor Kalimach Hartnagel, des ihm so verhaßten deutschen Tölpels.

VI.

An einem wunderschönen Herbsttage des folgenden Jahres saß derselbe Doktor Hartnagel in dem Bureau eines ländlichen Gerichtsamtes, zwanzig Meilen von Graz, an einem mit Akten bedeckten Schreibtische, abwechselnd seufzend und arbeitend, ersteres zum steten Gaudium eines dicken Amtskollegen, welcher im Bierstoffe ein wirksames Gegengift gegen die Liebe entdeckt zu haben glaubte. Doktor Hartnagel war jedoch nicht der Mann, aus bloßer Gefühlsduselei seine Zeit mit Seufzen zu vergeuden, hatte vielmehr gewichtige Gründe für solch' menschliche Aeußerung des Grames, zumal auf heute Doras Geburtstag fiel, Doras, des heißgeliebten süßen Mädchens, das — ach er konnte es sich nicht mehr verhehlen — ihm für immer verloren war.

Was war in einem Jahr aus seinen kühnen Hoffnungen und Plänen geworden? Was hatte es ihm genützt, daß er sich gleich einem Schatten an die Fersen jenes windigen Gesellen geheftet? Nachdem er wochenlang die eleganten Lasterhöhlen der Residenz besucht, hatte sich ein moralischer und zugleich finanzieller Katzenjammer als einziges Resultat eingestellt. Zwar war er endlich auf den glücklichen Einfall gekommen, seinem liebsten Schulkollegen, einen Beamten der Central-Polizeidirektion, aufzusuchen; von diesem hatte er Material über den ehemaligen Gesandtschaftsattaché erhalten, das er als ehrlicher Mann vor allem der Mutter seiner Dora mitzutheilen sich verpflichtet glaubte; als er aber in Graz angekommen, sich zu Frau von Siebenfeld begeben hatte, war er von der Dame in ein dunkles Hinterzimmer geführt, nach abgestattetem Berichte jedoch mit so energischen Zeichen der Ungnade entlassen worden, daß ihm bei dem Gedanken daran noch heute das Blut zu Kopfe stieg. Vergeblich hatte er betont, daß Herr von Kopistinski, abgesehen von allen Bedenken bezüglich seiner dunkeln Vergangenheit, auch in der Gegenwart weder Stellung noch gesichertes Einkommen besitze, da er seines Postens aus nicht aufgeklärten Gründen entlassen, sein Erbschaftsprozeß aussichts-

los, seine sonstigen Verhältnisse aber möglichst zerrüttet seien; die Dame bemerkte spöttisch, da Herr von Kopistinski in einer Woche so viel ausgebe, als ein k. k. Adjunkt im ganzen Jahre einnehme, so müßten des ersteren Vermögensumstände trotz alledem zweiundfünfzigmal günstiger stehen, als die des Herrn Doktor Hartnagel, weitere Erörterungen aber wußte sie mit jener eleganten Unverfrorenheit abzuschneiden, welche Frauen höherer Gesellschaftssphären häufig zu Gebote steht.

Das wäre gleichwohl noch lange nicht das schlimmste gewesen; doch Dora blieb für ihn unsichtbar, obschon er stundenlang vor ihrem Fenster spazieren ging oder im Durchgehhause harrte und doch mußte er fort, da der erbetene Urlaub seinem Ende nahte.

Ein Zufall ließ ihn in letzter Stunde in Erfahrung bringen, daß Doras Schwester das mütterliche Haus verlassen und eine eigene Wohnung bezogen habe.

Anna war seine letzte Hoffnung und in der That empfing ihn diese auf das freundlichste, versprach ihm auch, über Dora Nachricht zu geben, und hielt dieses Versprechen einige Wochen nach seiner Abreise von Graz mit einem reizenden Briefchen, aus welchem er erfuhr, daß die telegraphischen Grüße vom Fenster aus nur infolge der strengen mütterlichen Aufsicht wegen unterblieben waren.

Leider war dieses erste Briefchen auch das letzte, trotz endloser schriftlicher Anfragen und stürmischer Bitten, und als er endlich nach sechsmonatlicher Qual sich abermals für wenige Tage frei gemacht, um den Grund dieses schrecklichen Schweigens zu erforschen, war ihm Annas Wohnung konsequent verschlossen geblieben, obschon er in seiner Verzweiflung deren Thüre durch achtundvierzig Stunden förmlich belagerte und schließlich die Klingelschnur abgerissen hatte.

So war ihm allgemach trotz allem inneren Sträuben der Gedanke vertraut geworden, daß Dora und deren Schwester endlich die Unmöglichkeit eines günstigen Resultates eingesehen und aus diesem Grunde jede weitere Verbindung mit ihm als unnütz abgebrochen hätten. Einem so traurigen Ende seiner schönsten Lebenshoffnungen gegenüber war es nur ein schwacher Trost, daß sein treuer Freund im Wiener Polizeibureau ihn über das Thun und Lassen seines Nebenbuhlers auf dem Laufenden erhielt, und er daher wußte, daß dieser zwar noch immer im Siebenfeldschen Hause verkehrte, aber auch wochenlang in Wien oder auf Ausflügen nach Berlin und Petersburg verweilte, bei allen diesen Gelegenheiten aber einen Aufwand treibe, welcher ihren gemeinschaftlichen Verdacht hinreichend rechtfertigte.

Auch heute war ein diesbezüglicher kurzer Bericht von dem diensteifrigen Kollegen eingetroffen und zwar, wie schon mehrmals geschehen, unter Beilage einer Reihe autographisch kopirter Schriftstücke, um, wie der Sender bemerkte, keinen Knoten zu vergessen, der zur Vervollständigung des Fangnetzes dienen könnte. Seufzend hatte Doktor Hartnagel das Packet beiseite gelegt, da er schon Hunderte von Seiten des oft krausen Gekritzels ohne einen Schatten von Erfolg durchgesehen, nach einem zufälligen Blicke auf das zu oberst liegende Schriftstück aber nahm er das Ganze wieder zur Hand und begann mit wachsendem Interesse zu lesen, bis er beim Anblicke einer besonders zierlichen Schrift nachdenklich an die Stirne griff und das Amtslokal in so

Digitized by

stürmischer Weise verließ, daß der phlegmatische Kollege kopfschüttelnd nachblickte, in der Meinung, der andauernde Liebesgram des Doktors habe endlich zu einem Paroxismus geführt.

Eine halbe Stunde später rollte Doktor Hartnagel im Schnellzuge Graz zu und nach acht weiteren Stunden stand er abermals an der verschlossenen Thüre von Annas Wohnung.

Das Glück begünstigte ihn diesmal, indem auf sein Klingeln nicht Anna selbst, sondern eine Dienerin an der Thür erschien, welche ihn ungehindert bis in das Wohngemach dringen ließ, wo Anna bei einer Studirlampe in die Lektüre eines Buches versunken saß.

Es war in der neunten Stunde, daher die Leserin beim Geräusche männlicher Schritte erstaunt, ja erschreckt aufblickte.

„Sie, Herr Doktor, hier? Um diese Stunde?" fragte sie, den sich Verbeugenden erkennend, mit so strenger entrüsteter Miene, daß Doktor Hartnagel unwillkürlich in die Worte ausbrach:

„Was habe ich Ihnen gethan, Fräulein, daß Sie mich in solcher Weise behandeln?"

„Was Sie mir gethan?" wiederholte das Mädchen verächtlich, „o, gewiß nicht das Geringste, denn, daß Sie ein Mädchen bethörten, das ich meine Schwester nenne, kann in den Augen eines Mannes kaum ins Gewicht fallen, welcher ein Menschenleben auf dem Gewissen hat."

Doktor Hartnagel glaubte zu träumen.

„Fräulein Anna", sagte er im Tone echten Galgenhumors, „ich habe schon manches erlebt, daß man mich jedoch so ohne weiteres und ohne mein Vorwissen zum Mörder stempelt, scheint mir doch ein wenig stark."

„O, Sie läugnen, natürlich warum nicht, das ist ja so leicht."

„Im Gegentheil, Fräulein, das ist gar nicht leicht, wenn man nicht die geringste Ahnung hat, was man leugnen soll, indessen da ich in Ihrer Meinung schon entschieden ein Mörder bin, so werden Sie vielleicht die Güte haben, meinem Gedächtnisse nachzuhelfen und mir zu sagen, welcher oder welche Unglückliche das Opfer meiner Ruchlosigkeit geworden ist."

Der Ton dieser Worte und noch mehr das ehrliche Gesicht des Sprechenden waren in der That so wenig mit dem Schuldbewußtsein eines Verbrechers vereinbar, daß Anna sichtlich verwirrt ausrief:

„Mein Gott, so kennen Sie also gar nicht das schreckliche Ende des Mädchens?"

„Doras — Ende?" stammelte der junge Mann entsetzt.

„Nicht doch, das Ende jenes Mädchens das in demselben Hause mit Ihnen wohnte, und sich von Ihnen treulos verlassen sehend, den grausigen Tod in den Fluten suchte und fand?"

„O, o, ein ganzer Roman also mit tragischem Ende, und der Name des Verfassers?"

Ein vorwurfsvoller Blick aus Annas seelenvollem Auge traf den Sprecher, während deren bebende Hand eine auf dem Tische liegende Mappe öffnete, und demselben ein Billet entnahm.

„Ihr Scherz ist abscheulich, mein Herr, selbst dann, wenn das Mädchen nur das Opfer eines unglücklichen Irrthums wäre; lesen Sie!"

Im höchsten Grade gespannt übernahm Doktor Hartnagel das Billet, das außen seine Adresse trug und las folgende Worte:

„Ich verzeihe Dir, obschon Du mir das Herz gebrochen; sei glücklich in den Armen einer anderen, und vergiß, wenn Du kannst, Deine verzweifelte Amalie."

Der Name Amalie erinnerte jetzt den Doktor an eine junge, hübsche, fleißige Näherin in dem Hause, das er bewohnt, welcher er fast täglich begegnet war; er erinnerte sich aber auch, daß dieselbe, wie er durch den ihm bekannten Armenarzt gelegentlich erfahren, an einer unheilbaren Herzkrankheit litt, welche sie aller Wahrscheinlichkeit nach in den Tod getrieben hatte.

Beweisen ließ sich dies allerdings nicht, und war die Fälschung jedenfalls ebenso klug ersonnen, als geschickt durchgeführt; von wem, konnte für Doktor Hartnagel trotz der außerordentlichen Gewandtheit, womit die Schriftzüge verstellt waren, keinen Augenblick zweifelhaft sein, gab es doch nur einen einzigen Menschen, der aus solchem Schurkenstreich Vortheil ziehen konnte.

„Eine letzte Frage, Fräulein", wandte er sich an Anna, „wie kam der Brief in Ihre Hände?"

„Sehr einfach, durch die Post nämlich", erwiderte Anna, „das unglückliche Mädchen hielt wahrscheinlich mich für die Ursache Ihres Treubruches und versah das Schreiben mit einem zweiten an mich adressirten Couvert, um ihren Verführer doppelt schmerzlich zu treffen."

„Hm, ja, das klingt ganz wahrscheinlich, dennoch hoffe ich Sie noch heute mit dem wahren Schreiber dieses Briefes bekannt zu machen, wenn Sie sich entschließen, mich auf eine halbe Stunde in die Wohnung Ihrer Frau Mama zu begleiten."

„Zur Mutter! Jetzt in dieser Stunde?" rief Anna erstaunt.

„Sie vergessen, daß —"

„Nichts vergesse ich, weiß im Gegentheil alles", lautete die energische Antwort.

Herr Doktor, ich begreife Sie nicht, was haben Sie vor?"

„Wollen Sie einem ehrlichen Manne Ihr Vertrauen schenken, Fräulein?" fragte Doktor Hartnagel zurück, indem er dem ängstlich gewordenen Mädchen die Hand entgegenstreckte.

„Einem ehrlichen Manne", wiederholte Anna überlegend und die wenig interessanten Gesichtszüge des Adjunkten einer scharfen Prüfung unterwerfend; „es soll ehrliche Männer geben, und wahrhaftig", fügte sie entschlossen ihre Hand in die dargebotene legend, „ich will glauben, daß Sie zum Geschlecht der weißen Raben gehören."

„O, ich sehe schon, daß wir uns noch vortrefflich verstehen werden, meinte Doktor Hartnagel vergnügt, indem er der jungen Dame mit mehr Geschick, als sein eckiges Wesen versprach, den Hut reichte und die Mantille um die Schultern legte.

Wenige Sekunden später aber verließ die letztere thatsächlich am Arme desselben Mannes das Haus, welchen sie eben noch für einen herzlosen Verführer und indirekten Mörder gehalten.

Digitized by

VII.

Wie Doktor Hartnagel vermuthete, saß Herr von Kopistinski zur selben Stunde im matt erleuchteten traulichen Salon Frau von Siebenfelds und zwar so nahe neben Dora, daß seine ausgestreckte Hand die feine Taille des jungen Mädchens hätte umfassen können.

Behaglich in ein weiches Fauteuil zurückgelehnt, schien sich der ehemalige Diplomat in diesem Raume äußerst wohl zu fühlen, während Dora dagegen eine um so reservirtere Haltung zeigte, indem sie kaum das Auge von den Kunstblumen aufschlug, mit deren Erzeugung sie sich scheinbar wenigstens beschäftigte, ein Kontrast des Betragens, der durch die äußere Erscheinung des Paares noch mehr verschärft wurde. Der ohnedies nicht jugendliche Lebemann war in dem letzten Jahre so sehr gealtert, daß seine Häßlichkeit und Magerkeit geradezu abschreckend wirkten, während Dora sich in derselben Zeit zu einer reizend erblühenden Mädchenknospe entwickelt hatte, deren köstliche Frische die begehrlichen Blicke, wie das triumphirend faunische Lächeln, womit der erfahrene Greis die liebliche Gestalt an seiner Seite betrachtete, sehr begreiflich machte.

„Sie wollen also den Hochzeitstag nicht selbst bestimmen, Fräulein Dora?“ sagte er, Doras Achselzucken als Antwort auf eine vorhergehende Frage nehmend, „gut, sagen wir also in vierzehn Tagen, dann fällt unsere Hochzeitsreise nach Italien gerade in die richtige Zeit — einverstanden?“

Dora erwiderte auch jetzt nichts, sondern begann in nervöser Aufregung eine eben vollendete Rose zu entblättern.

„Ei, Fräulein, was that Ihnen die arme Rose zu Leide?“ fragte Herr von Kopistinski ironisch.

„Nichts, sie muß sich eben jede Behandlung gefallen lassen, weil sie sich nicht zur Wehre setzen kann“, bemerkte das junge Mädchen trotzig.

„Lupus in fabula, sehr richtig“, versetzte ersterer heiter und sich mit übergeschlagenen Beinen noch behaglicher zurücklehnend, fuhr er fort: „Sehen Sie, Fräulein, das erinnert mich an eine andere Bemerkung aus Ihrem Munde, die sie selbst wahrscheinlich längst vergaßen; es war im Schatten einer Ruine gerade vor einem Jahre, daß Sie mich in Betreff des Naturgesetzes verspotteten, nach welchem die Weibchen dem Stärksten ihrer Bewerber zu folgen pflegen. Sie hielten damals noch den langen, ungeschickten Menschen mit dem schrecklichen Namen für den Stärkeren, ich aber sagte Ihnen, daß heutzutage nicht mehr die physische, sondern die geistige Kraft entscheide und Sie sehen, daß ich recht behalten, darin aber liegt auch die beste Gewähr für das Glück unserer Ehe, denn geistige Ueberlegenheit erzeugt Achtung, Achtung aber verwandelt sich in Liebe, und so bin ich denn fest überzeugt, daß wir zwei“ — der Redner umfaßte zum Beweise dieser Ueberzeugung Doras schlanken Leib — „binnen wenigen Wochen ein so zärtliches Paar —“

Eine heftige Bewegung, durch welche Herr von Kopistinski in die Tiefen seines Fauteuils zurückgeschleudert wurde, beendete dessen Sermon; auf drei Schritte Distanz aber wendete sich Dora wieder ihrem

Bräutigam zu, indem sie mit verschränkten Armen und blitzenden Augen das Wort ergriff:

„Noch bin ich nicht verpflichtet, derlei Vertraulichkeiten zu dulden, Herr von Kopistinski; was aber unser zukünftiges Eheglück anbelangt, so sage ich Ihnen nur, daß, wenn ich den Hochzeitstag überhaupt erlebe, was noch keineswegs so ausgemacht ist, wie Sie anzunehmen scheinen, sollen Sie es am meisten zu bereuen haben, denn so wahr ich Dora Siebenfeld heiße, ich will mein Bestes thun, um Ihnen die Qualen heimzuzahlen, die ich bisher durch Sie erduldet!"

Dora hatte mit diesen Worten wenigstens einen Theil ihres Zornes vom Herzen geredet, doch war sie so reizend in ihrer drohenden Haltung, daß sie das gerade Gegentheil ihrer Absicht erreichte und ihrem Feinde statt Furcht nur noch heftigeres Verlangen einflößte. Herr von Kopistinski, von heißer Bewunderung hingerissen, war im Begriffe, seinen Gefühlen Ausdruck zu verleihen, als Frau von Siebenfeld eintrat, vorsichtig, tellerklappernd, und in der elegischen Stimmung, von welcher die kluge Frau als barmherzige Schwester des brummigen Kriegers und Zimmerherrn stets durchdrungen war.

„Ei, Kinder", sagte sie, die Situation in ihrer Weise auffassend, „es scheint hier recht lebhaft herzugehen!"

„Gewiß, Mama, wir langweilen uns nicht", erwiderte Herr von Kopistinski lachend, „Fräulein Dora brachte mir soeben die Ueberzeugung bei, daß ich einer der glücklichsten Ehemänner der bewohnten Erde vorstellen werde."

„Gott sei Dank, daß wenigstens eine meiner Töchter so vernünftig ist, um einzusehen, daß man sich von Hirngespinnsten nicht satt essen kann", bemerkte Frau von Siebenfeld höchlichst erfreut.

Dora, seit dem Tage, als das mütterliche Machtwort ihr Verbleiben im Hause gegen Annas, wie gegen ihren eigenen Wunsch entschieden hatte, genöthigt, ihre Stellung durch Mäßigung und scheinbare Unterwerfung erträglich zu machen, war heute so gereizt, daß sie das mütterliche Lob eben zurückweisen wollte, als der gellende Ton der Thürglocke eine neue Unterbrechung herbeiführte.

„Ein Besuch, um diese Stunde?" fragte Frau von Siebenfeld, ihrer Ueberraschung lauten Ausdruck gebend, während Herr von Kopistinski die Stirne runzelte, Dora aber fast freudig auf die nahenden Schritte horchte; mochte es wer immer sein, dem armen Mädchen war in seiner peinlichen Situation jede Ablenkung willkommen. Als aber die Thür geöffnet wurde und gerade jene Personen über die Schwelle traten, welche Dora unter allen Menschen am innigsten liebte und deren Erscheinen aber in solchem Momente geradezu einem Wunder glich, da hielt sie kein Bedenken mehr zurück; mit einem Schrei des Entzückens flog sie an den Hals der geliebten, so lange und schmerzlich entbehrten Schwester.

Doktor Hartnagel machte unterdessen Frau von Siebenfeld eine seiner gefährlichsten Verbeugungen, welche von dieser aus dem einfachsten Grunde ignorirt blieb, weil das Erstaunen nicht nur die Glieder, sondern die sonst so gelenke Zunge gelähmt hatte.

So war denn Herr von Kopistinski allein ruhig geblieben, obschon er im ersten Augenblicke schon erkannt hatte, daß das Erscheinen

Digitized by Google

dieser beiden Personen zu solcher Stunde und in diesem Hause nur eine feindselige Bedeutung für ihn haben konnte; im Gefühle seiner geistigen Ueberlegenheit schien ihm dieser Gedanke jedoch nur jene angenehme Aufregung zu verschaffen, welche den gewiegten Spieler an den Hazardtisch fesselt. Seine zu Pergament vertrockneten Züge zu einem diabolischen Grinsen verziehend, wandte er sich, ohne die behagliche Stellung zu ändern, an Doktor Hartnagel mit den Worten:

„Ah sieh da, Herr Doktor, habe ich doch endlich das Vergnügen, Sie in diesem Hause zu begrüßen, glaubte in der That darauf verzichten zu müssen!"

„Das letztere dürfte Ihnen kaum schwer geworden sein", bemerkte Doktor Hartnagel trocken, während Dora sich beeilte, die Versäumniß der noch immer überraschungsstarren Hausfrau gut zu machen, indem sie den späten Gästen Plätze anwies und den ihren an der Schwester Seite wählte. „Gleichwohl komme ich nicht nur im Interesse der Familie dieses Hauses", fuhr Doktor Hartnagel, nachdem er Platz genommen, mit einem verbindlichen Blicke auf die Damen fort, sondern speziell auch in Ihrem Interesse, wie ich zu beweisen hoffe, vorausgesetzt, daß die Herrin dieses Hauses es gestattet.

Durch die vorsichtige Ausdrucksweise des Juristen getäuscht, fand Frau von Siebenfeld endlich die Kraft, eine Art Zustimmung zu nicken, in der sichern Erwartung, das Doktor Hartnagel sein unqualifizirbares Eindringen in Gesellschaft ihrer abtrünnigen Tochter mindestens durch die Ankündigung einer Millionenerbschaft für Herrn von Kopistinski rechtfertigen werde.

Der letztere ließ sich zwar keinen Augenblick beirren, doch fand er die Sache viel zu belustigend, um deren Fortgang irgendwie zu hindern.

„Aus den Tagesblättern dürfte allen Anwesenden bekannt geworden sein", begann Doktor Hartnagel im geschäftsmäßigen Tone, „daß werthvolle Pläne und Kartenwerke aus dem Kriegsarchive eines benachbarten Staates entwendet und die Thäter, Bedienstete im Archive, wegen Hochverrath zu zwanzigjähriger Kerkerhaft verurtheilt wurden."

Der Redner hielt inne, um erst noch einen forschenden Blick auf Herrn von Kopistinski zu werfen, welcher durch die Einführung eines so weit abliegenden Themas allerdings überrascht, aber durchaus nicht erschreckt schien, und wieder fortzufahren:

„Dagegen gelang es bis heute nicht, die weit gefährlicheren Emissäre der Regierung, die eigentlichen Urheber und Vermittler zu eruiren, da bei den Verurtheilten zwar Briefe vorgefunden wurden, welche ihrem Inhalte nach nur von jenen Emissären herrühren konnten, diese Dokumente jedoch infolge der fingirten Unterschriften keinen anderen faktischen Anhalt für die Ausmittelung der Person gaben als die Schriftzüge, das heißt also einen Anhalt, der nur durch einen außerordentlich günstigen Zufall zu einer Entdeckung führen konnte. Ein solcher Zufall hat sich gleichwohl thatsächlich ereignet, indem einer der Emissäre sich selbst in meine Wohnung bemühte, um dort seine Karte abzugeben, allerdings ohne an die Möglichkeit zu denken, daß die unter dem lithographirten Namen eigenhändig beigefügte Adresse zum Verräther werden würde."

Digitized by Google

Wären nicht ohnedies aller Blicke auf Herrn von Kopistinski gerichtet gewesen, der polnische Fluch, der jetzt seinen Lippen entfuhr, hätte ihn sicher zum Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit gemacht; er fühlte dies im selben Augenblicke und beherrschte sich, obschon der Angstschweiß auf seiner Stirne stand.

„Wenn die Geschichte wahr ist, und ich habe persönlich nicht die geringste Ursache daran zu zweifeln", sagte er seine bequeme Stellung wieder annehmend, „so haben Sie ohne Zweifel schon die telegraphische Anzeige erstattet, da man einen so gefährlichen Verbrecher nicht schnell genug unter Schloß und Riegel bringen kann."

„Sehr richtig", versetzte Doktor Hartnagel, die Unverfrorenheit seines Gegners unwillkürlich bewundernd, „dennoch unterließ ich die Anzeige aus Rücksicht für andere mir unendlich theuere Personen, und werde sie noch weitere vierundzwanzig Stunden unterlassen, vorausgesetzt, daß der Schuldige eine Bedingung erfüllt."

„Ah, es giebt also eine Bedingung", sagte Herr von Kopistinski tief aufathmend, während im Gegensatze alle übrigen Anwesenden den Athem an sich hielten, um kein Wort der merkwürdigen Unterredung zu verlieren, „mein Gott, Herr Doktor, machen Sie keine Umstände, Sie sind ja in der angenehmen Lage, ihren Wünschen unwiderstehlichen Nachdruck zu verleihen, und ich wüßte wahrhaftig nicht, was der Narr nicht thäte, um der Schlinge zu entgehen, die er sich selbst um den Hals gelegt."

Doktor Hartnagel zog das Billet der unglücklichen Näherin aus seiner Tasche und sagte, es Herrn von Kopistinski überreichend:

„In diesem Falle wollen Sie bekennen, daß dieser letzte Aufschrei einer Verlassenen lediglich ein Produkt Ihrer phantasievollen Feder ist, zu dem einzigen Zwecke ersonnen, mich in den Augen dieser Damen als gewissenlosen Führer zu brandmarken."

Herr von Kopistinski konnte ein ironisches Lächeln nicht unterdrücken, während er erwiderte:

„Ich gebe diese Erklärung um so bereitwilliger, als meine Phantasie in diesem Falle aller Wahrscheinlichkeit Hohn sprach — haben Sie noch einen Wunsch?"

„Daß Sie dieses Haus wie diese Stadt sofort verlassen, um beide nie wieder zu betreten, bedarf kaum einer ausdrücklichen Erwähnung —"

„O, gewiß, das versteht sich von selbst, ich aber habe dagegen Ihr Wort für eine vierundzwanzigstündige Frist?"

„Das haben Sie."

„Ich danke Ihnen."

Herr von Kopistinski hatte sich während der letzten Hin- und Widerreden erhoben und der Thüre genähert. Hier blieb er stehen und sagte mit den giftigsten Blicken seiner grünen Augen, wie mit vor Wuth zitternder Stimme:

„Ich räume den Platz, da ich in diesem Augenblick der Schwächere bin, doch triumphiren Sie nicht vorzeitig, Herr Doktor, seien Sie überzeugt, daß Sie alle diese Stunde bitter bereuen und theuer bezahlen werden, ja glauben Sie weder an Glück noch an Frieden, denn

Digitized by Google

noch fand keiner das eine oder das andere, der es wagte, die Lebensbahn Stanislaus Kopistinskis feindlich zu durchkreuzen."

Damit verschwand der polnische Edelmann, während sich nun auf des Doktors Lippen ein ironisches Lächeln über den etwas theatralischen Abgang desselben zeigte.

„Mein Gott, wie können wir Ihnen je danken, daß Sie uns von diesem Ungeheuer befreiten!" rief Dora des treuen Freundes Rechte mit Thränen in den schönen Augen drückend.

„Es genügt vollkommen, wenn Du Dein Dankgefühl in der einfachen Zahl ausdrückst, nahm jetzt Frau von Siebenfeld das Wort, drückte das Sacktuch an die Augen und fügte stöhnend hinzu: „denn ich verdanke dieser unzeitigen Enthüllung nichts als meinen Ruin!"

„Mama!" rief Dora entsetzt, während Anna sich, keines Wortes mächtig, abwandte.

„Ei, oder meintest auch Du, daß Annas Verdienst mit dem Marterholz für einen anständigen Haushalt ausreichte? Du lieber Himmel, warum mußte gerade ich mit so einfältigen Kindern gestraft sein!"

Doktor Hartnagel war durch Frau von Siebenfelds Bekenntniß am wenigsten überrascht; als Justizbeamter war er mit den Praktiken gewisser „edler Rathgeber" gegenüber „distinguirten Wittwen" längst vertraut und fragte daher ruhig:

„Sie haben Herrn von Kopistinski Wechsel ausgestellt?"

„Natürlich habe ich das, wovon hätten wir uns satt —"

„Er wird dieselben verkaufen, oder durch eine dritte Person einklagen lassen", fuhr ersterer fort.

„Natürlich wird er das, und dann bin ich durch Ihre Schuld —"

„Wie hoch beläuft sich der Gesammtbetrag der Wechselschuld?" fragte der junge Mann die Dame nochmals unterbrechend.

Frau von Siebenfeld nannte eine Ziffer, welche merkwürdigerweise fast genau mit jener übereinstimmte, welche unter dem letzten Abschlußstriche im Sparkassenbuch des Doktors verzeichnet stand.

Der „Geizhals" zögerte einen Augenblick, doch nur einen Augenblick, dann sagte er:

„Gut, die Wechsel werden eingelöst werden, das ist meine Sache."

„O, Mama, das kannst, das darfst Du nicht annehmen!" rief Dora, während Anna schweigend die Zähne in die Lippen preßte.

„Du wirst mir hoffentlich nicht vorschreiben, was ich zu thun oder zu lassen habe", versetzte Frau von Siebenfeld die Augen trocknend, „auch ist die Wechselschuld Nebensache, aber ich frage den Herrn Doktor, was dann? Das Leben ist kostspielig und —"

„Wenn Sie mir gestatten, als Sohn für Sie zu sorgen", fiel Doktor Hartnagel ein.

„O, Mama, wir alle werden Dich mit treuer Kindesliebe —"

„Genug", nahm jetzt Frau von Siebenfeld sich erhebend das Wort. „Ich habe meinen Entschluß gefaßt; Ihren Antrag bezüglich der Wechselschuld, Herr Doktor, nehme ich an, was aber die treue Kindesliebe anbelangt, so ist noch kein vernünftiger Mensch davon satt geworden, daher ich mit Vergnügen darauf verzichte, um für mich selbst

Digitized by Google

und in jener Weise zu sorgen, welche meiner Stellung, wie meinen Ansprüchen an das Leben entspricht."

Damit rauschte die lebenskluge Dame aus dem Salon, kaum fühlend, daß sie soeben das heiligste Band, das die Natur zwischen Menschen geschaffen, zerrissen habe, ein Band, welches sie selbst allerdings stets nur als drückende Fessel betrachtet.

Aus diesem Grunde vermochten aber auch die beiden Schwestern die Sache nicht tragisch zu nehmen; Dora zumal war eben jetzt zu glücklich, um die nie gekannte mütterliche Zärtlichkeit zu vermissen.

Zum ersten Mal in ihrem Leben frei, benutzte sie den köstlichen Moment nur, sich dem Manne ihres Herzens ganz zu eigen zu geben und Doktor Hartnagel bedurfte seiner ganzen moralischen Kraft, um der reizenden Versuchung zu widerstehen und das geliebte Mädchen nicht beim Wort zu nehmen; doch er widerstand, eingedenk des Elendes seiner Mutter wie seiner verkümmerten Jugend und sagte der Geliebten schweren Herzens, daß er augenblicklich nicht in der Lage sei, ein solides Hauswesen zu gründen, daß sie daher auf bessere Zeiten warten müsse, wie so viele andere arme Leute.

Dora aber lachte lustig auf, sprang wie ein freigelassenes Füllen im Zimmer umher, um schließlich in den Armen des Verlobten Rast zu halten, dessen weitere Klagen abwechselnd hinwegküssend und hinwegplaudernd, eine Art Tröstung, welche dem jungen Doktor außerordentlich wohl gefiel.

„O, sprich nicht von Armuth!" rief das heitere Kind in solcher Weise, nachdem Anna an das offene Fenster getreten war, um in schmerzlichen Gedanken versunken, zum Sternenhimmel aufzublicken.

„Verschwender Du, der in einem Athemzuge ein Vermögen verschenkt; nein wir sind reich, sehr reich, was aber das Warten betrifft, so kann dies nur zu Deinem Vortheil ausschlagen, denn glaube mir nur, ich muß noch sehr lange warten, bis ich eines so guten, so weisen, so edlen Gatten —"

Weiter kam die Schwätzerin nicht, da der Doktor nichts weiter hören wollte und nun seinerseits den kleinen Plaudermund kurzweg mit Küssen siegelte, eine Beschäftigung, womit die armen reichen Leutchen lange nicht zu Ende gekommen wären, hätte nicht Tellergeklapper und bald darauf die grollende Donnerstimme des alten Obersten eine Störung verursacht.

„Bomben und Granaten, Sie wollen also endlich meine Frau werden?" hörte man deutlich durch die Wand schallen, worauf nach einer Pause, welche offenbar durch die leiser gegebene Antwort der Dame ausgefüllt wurde, wie triumphirende Trompetenstöße die Worte ertönten: „Abgemacht! — Kreuzbataillon — Hand darauf! — Umarmen, Küssen! — So ists recht, Bomben und Granaten! Ein Mordweibchen das!" Dann folgte wie vorher als Ouverture lebhaftes Tellergeklapper zum Schlusse der kurzen militärischen Verlobungsfeier, welche der klugen Pflegerin des Veteranen endlich jene Versorgung brachte, welche ihrer Stellung wie ihren Ansprüchen an das Leben entsprach.

Digitized by Google

VIII.

Zwei Jahre nach den erzählten Ereignissen entstieg dem letzten in den Bahnhof von Nizza rollenden Nachtzug ein hochgewachsener Herr in schlicht grauem Reiseanzug, welchen der Platzkommissär an der eigenthümlichen Aussprache des Französischen, wie an dem Verlangen nach einem billigen Gasthofe, sofort als Deutschen erkannte. Nach einer kurzen Fahrt saß der Reisende, seinem Wunsche gemäß, in einem höchst einfach ausgestatteten Zimmerchen eines der billigsten unter den theuern Hotels in Nizza, wo er sich nach einem mißtrauischen Blick auf das erschrecklich kurze Bett in die Lektüre eines Briefes vertiefte, welcher die Spuren oftmaligen Entfaltens und Schließens deutlich an sich trug.

Der Inhalt desselben lautete aber wie folgt:

„Mein armer, theurer Freund! Endlich darf ich Dir wieder schreiben, endlich ist die böse Prüfungszeit vorüber! O wenn Du wüßtest, wie sehr Deine Klagen und Vorwürfe ob meiner Grausamkeit mir ins Herz schnitten, und welch' kindische Freude ich dennoch über jeden dieser verzweifelten post restante Briefe hatte, welche mir so viel Süßes sagten! Ja, mein Freund, die Briefe sind ein Schatz für mich, von dem mich erst der Tod trennen soll, Dir aber will ich zum Lohne haarklein und hübsch der Ordnung nach erzählen, warum und wohin Deine Dora so geheimnißvoll verschwand, daß weder das Auge der Liebe, noch jenes der Polizeibehörde, deren Hilfe Du in Deinem gerechten Schmerze in Anspruch nahmst, ihre Spur zu entdecken vermochte. In meinem letzten Schreiben — es sind volle sechs Monate seither verflossen — benachrichtigte ich Dich von einem Besuche der armen Mama, und wie sehr dieselbe bereut, die „standesgemäße Versorgung" an der Seite des Obersten gewählt zu haben. Der Mann entpuppte sich bald als ein hartherziger Harpagon, der sich jeden für die Haushaltung verausgabten Kreuzer vorrechnen läßt, Ausgaben für Toilette und dergleichen aber vollkommen überflüssig findet, dazu ohne Unterlaß mit Bomben und Granaten umherwirft und steter Pflege bedürftig, Mama keinen Augenblick von sich lassen will. O, Kalimach (ärgere Dich nicht, der Name gefällt mir jeden Tag besser), Ihr Männer seid doch schrecklich, und könnt zur furchtbaren Zuchtruthe werden! Mama war uns wenig gewogen, auch bleibt mir die dumme Gans, die ich bekam, sowie der Chaudeau', den ich nicht bekam, ewig unvergeßlich, aber dennoch bedauere ich die arme Frau von ganzem Herzen.

So, darüber verlor ich nun schon den Faden meiner Erzählung, ja, also ich wollte sagen, daß ich Dir zwar die Noth Mamas, nicht aber unsere eigene mittheilte und zwar deshalb nicht, weil es Anna ausdrücklich verboten hatte. Arme Schwester! Wie tapfer sie gegen das Schicksal kämpfte, wie stolz sie litt und entbehrte, o, Kalimach, sie ist ein herrliches Mädchen, und ich begreife wahrhaftig nicht, wie Du mich daneben nur überhaupt beachten konntest. Nun, ich will deshalb nicht behaupten, daß Du einen schlechten Geschmack hattest, aber um fortzufahren, denke Dir nur, Anna verlor eine Stunde nach der anderen, während ich gar keine bekam. Heute weiß ich, daß dieselben Einflüsse dabei thätig waren, welche Dich in so abscheulichen Verdacht brachten,

Digitized by Google

damals aber glaubte ich allen Ernstes an ein Fatum, demzufolge wir zum Hungertode bestimmt waren — Du lachst, weil ich trotzdem lebe, lache immerhin, es war aber ein schrecklicher Tag, als wir keinen Heller in der Tasche und als Lebensmittel Vorrath drei Stück Kartoffeln, eine Rübe und eine Handvoll Salz besaßen!

Zum Glück bewährte sich auch bei uns das alte Wort von der Hilfe in der Noth, denn noch an demselben Tage wurden wir beide aller Sorge entrückt. Allerdings mußten wir uns trennen, denn Anna reiste als Gesellschafterin einer reichen Dame nach Frankreich, ich aber wurde — erschrecke nicht — entführt, aber beides ist besser, als Hungers sterben und so ergaben wir uns willig darein. Wer mein Entführer war, fragst Du? O, runzle nicht die Stirne, es war kein anderer, als unser lieber, alter Hausarzt, Doktor Wegle, welcher als Himmelsbote in unserem Kämmerlein erschien, während Anna zu der Dame ging, welche durch die Zeitung eine Reisebegleiterin suchte. Er that sehr geheimnißvoll, der alte Herr, und fragte mich nur, ob ich Lust und Muth hätte, das Amt einer barmherzigen Schwester bei einem alten Manne zu übernehmen, der gelähmt in seinem Bette liege, und in Trübsinn verfallen, einer heitern freundlichen Pflegerin bedürfe.

Eine Stunde später — ich hatte kaum Zeit von Anna Abschied zu nehmen, welche mittlerweile zurückgekehrt war, fuhren wir, Doktor Wegle und ich, davon, um nach dreiviertel Stunden vor einer eleganten Villa in reizenden Anlagen abzusteigen. Erst jetzt vor der Thür des Krankenzimmers nannte mir der Schelm von Doktor seinen Patienten, und fast wäre ich in Ohnmacht gefallen, als ich den Namen des wunderlichen Mannes hörte, dem Du nicht nur den schönen Namen Kalimach, sondern eine reiche Braut zu verdanken hattest, welch' letztere Du Undankbarer allerdings nicht so willig hinnahmst, wie den ersteren. Was nun folgte, das zu schildern, dazu wäre der Raum eines Buches kaum ausreichend; nichts also von dem dreißigtägigen Krieg mit der alten Liese, welche mir zu Ehren alle Suppen versalzte, und alle Braten verbrannte, nichts von dem heroischen Kampfe mit den Affen und Papageien, welche meine liebevolle Annäherung mit Kratzen und Beißen erwiderten, nichts, endlich von den Wunderlichkeiten des alten Herrn selbst, der mir alle möglichen Geduldproben auferlegte, um sich zu überzeugen, daß Kalimach der Jüngere im Ehestande nicht eben so unglücklich werden, als Kalimach der Aeltere es gewesen. So, da plauderte ich nun aus, was ich schließlich als das Beste aufbewahren wollte; so wisse denn, daß jene Nichte, womit Dich der Onkel Kalimach vor zwei Jahren so böse machte, gar nicht existirte, sondern von dem merkwürdigsten aller Menschenfeinde nur zur Erprobung Deiner Tugend und Standhaftigkeit erfunden wurde, daß ich, nachdem mein Lebenswandel zwei Jahre hindurch beobachtet worden war, endlich zu gleicher Prüfung zugelassen wurde, wobei das sechsmonatliche Stillschweigen von meiner Seite die Hauptrolle spielte, das mich derselbe grimme Menschenfeind aber nunmehr gerichtlich adoptirte und zwar mit der schmeichelhaften Motivirung:

„Da ich ihm nicht nur die zänkische Liese, sondern auch die Gesellschaft sämmtlicher Affen und Papageien vollkommen ersetze ꝛc." — O,

Digitized by

Kalimach, wie soll ich Dir den Jubel meines Herzens auch nur annähernd mittheilen! Ach, die Flecken an dieser Stelle verrathen Thränen, obschon ich den ganzen Tag über lachen möchte vor Glück und Freude! Und jetzt noch eins. Onkel Kalimach bestimmte, daß unsere Hochzeit binnen drei Wochen stattfinden sollte, und was mich betrifft, so unterwerfe ich mich demüthigst diesem oheimlichen Ukas, vorausgesetzt, daß meine theure Anna mich zum Traualtar geleitet, denn ohne diese, meine zweite Mutter, werde ich niemals den Muth zu einem so gefährlichen Schritte finden.

Bist Du nun einverstanden, mein künftiger Herr und Gebieter, und in der Zwischenzeit nicht etwa der Bräutigam einer andern, oder gar schon Gatte und Familienvater geworden — Onkel Menschenfeind hält für alle diese Eventualitäten einen Zeitraum von sechs Monaten für vollkommen ausreichend — so thue Geld in Deine Tasche und reise nach Nizza, um Anna heimzuholen, welche sich mit derselben Dame dort befindet. Vielleicht findest Du es seltsam, daß ich Dich damit belästige, da ja auch heutzutage eine junge Dame allein reisen kann, doch frage mich nicht um Gründe, ich ahne ja nur ein sehr trauriges Geheimniß, und eben deshalb mußt Du, der allzeit Weise, nach Nizza.

Soll ich Dir zum Schlusse noch sagen, wie sehr ich Dich liebe? Ach, Du armer Dulder verdienst es, allein verzeihe, die Welt hat nicht genügend Tinte und Papier zum Ausdruck dessen, was ich fühle; reise also glücklich, mein Freund, und bringe das Glück bald auch Deiner treuen Dora."

Wer je ein ähnliches Schreiben erhalten, wird es unserem jungen Doktor sicher nicht verübeln, daß er dasselbe nicht nur inniger und feuriger an die Lippen drückte, als es für dessen Leserlichkeit gut war, sondern auch im Bette trotz aller Prokrustesqualen nicht von sich ließ, ja es noch am Herzen trug, als er wie gerädert, aber dennoch glücklich aufstand.

Er hatte geträumt, von ihr geträumt und nachdem er durch eine halbe Stunde unter Kleidern und Wäsche stets das Unrechte hervorgesucht, oder das Richtige in unrichtiger Folge angezogen hatte, murmelte er seelenvergnügt vor sich hin:

„Wahrhaftig, das Mädchen macht mich noch verrückt! Ein Glück, daß ich jetzt keine Akten zu erledigen habe, es gäbe eine heillose Verwirrung.

Endlich angekleidet, irrte er stundenlang am Meeresstrande umher, keineswegs entzückt über die Naturreize dieses schönen Erdenfleckes, sondern höchst ärgerlich, dieselben allein bewundern zu sollen, um schließlich zur Besuchsstunde in das Hotel zu eilen, wo nach der Auskunft des Wirthes die deutschen Damen wohnten.

Er traf Anna ernst, fast trübe gestimmt, auch trotz der freudigen Ueberraschung über ein so unerwartetes Wiedersehen, etwas verlegen, namentlich als er den Inhalt seiner Mission erwähnte, und obschon sie versprach, sich mit ihrer Dame zu besprechen, und in wenigen Tagen reisefertig zu sein, erkannte Doktor Hartnagel doch, daß es mit dem traurigen Geheimniß Doras seine Richtigkeit haben müsse.

Gegen Abend holte er Anna, wie verabredet, zu einem gemein-

schaftlichen Spaziergange, bei welchem letztere als Ortskundige die Führung übernahm.

Es war ein herrlicher Herbstabend, daher die Anlagen mit Promenirenden überfüllt; Anna aber hielt sich von den plaudernden und lachenden Menschengruppen möglichst ferne, und bald verloren sich die beiden in den abgelegensten Regionen des wundervollen Naturparkes, wo die lauschigsten versteckteſten Plätzchen mit Punkten abwechselten, welche eine entzückende Aussicht auf das weite Meer gewährten, dessen spiegelglatte Fläche im zauberischen Farbenspiel der Abendbeleuchtung schimmerte.

Die beiden Lustwandelnden schritten nach dem üblichen Austausch der alltäglichen Phrasen schweigsam durch die tiefe Stille des abgelegenen Ortes, als Anna beim Klange einer männlichen Stimme, deren Eigner hinter dichtem Lorbeer- und Oleandergebüsch verborgen war, plötzlich wie gebannt stehen blieb.

„Du siehst, daß auch die Luft von Nizza mir nicht aufzuhelfen vermag", sagte die von häufigem Hüsteln unterbrochene Stimme.

„Deine ersten Briefe sprachen von Wunderwirkungen", entgegnete eine zweite Stimme, bei deren schrillem Klange Anna bebend die Hand auf das Herz drückte.

„Hm, ja, es schien anfangs so."

„Bis zu dem Lungenleiden noch ein akutes Herzweh kam, nicht so?"

„Was meinst Du damit?"

„O, spiele nicht den Unwissenden; hätte Dich nicht der sentimentale Ton in Deinem letzten Schreiben verrathen, Deine Seufzer würden einen Blinden über Deinen Herzenszustand belehren. Die deutsche Minerva hat es Dir also doch angethan und es war höchste Zeit, daß ich kam, um das Netz zu zerreißen, in das Dich die intriguante Person eingesponnen, welche ihre Sprödigkeit schon bitter genug —"

„Wenn Du von Fräulein von Siebenfeld sprichst, so ersuche ich Dich vor allem, einen andern Ton anzuschlagen."

„O, o, so weit ist es schon gekommen? Teufel, mir scheint, Du hättest nicht übel Lust, Dir einen zweiten Korb zu holen — he, he!"

Das Lachen klang so widerlich, daß es nicht nur Anna, sondern auch den unsichtbaren Hörer empörte.

„Meine jetzige Krüppelhaftigkeit scheint Dir viel Spaß zu machen", sagte dieser scharf, „doch triumphire nicht zu früh, die ersehnte Erbschaft könnte Dir dennoch entgehen."

„Was soll das heißen?" rief es wüthend entgegen."

„Das soll heißen, daß ich den Schurken kenne, der das Reinste und Heiligste in meinem Herzen in den Koth seiner Gemeinheit hinabzieht, der mein ganzes Leben vergiftet, um sich durch meinen Tod zu bereichern", lautete die strenge Antwort.

„Hah, mir das? Weißt Du auch, daß dies Wort sehr geeignet ist, Deinen Lebenslauf zu kürzen?" keuchte es heiser zurück. Einen Moment herrschte Stille, dann sagte die hüstelnde Stimme ruhig:

„Geh, Du hast es längst verwirkt, einem ehrlichen Manne mit der Waffe gegenüber zu stehen, gehe und nimm zum Abschied meine herzlichste Verachtung."

Digitized by

„Gerettet! Gerettet!“ rief Anna leise, um im nächsten Augenblick von ihres Begleiters Seite hinweg dem Dickicht zuzueilen, aus welchem die Stimmen erschallten.

Langsam folgte Doktor Hartnagel, um nach wenigen Schritten Anna in den Armen eines jungen, bleichen Mannes zu sehen, der, auf einer Rasenbank sitzend, sichtlich tief bewegt auf das schöne Mädchen herabsah, das an seiner Brust lag, aus dessen Schluchzen nur die Worte herausklangen:

„Gerettet! Dein für immer!“

„Gerettet? Vielleicht“, sagte der Kranke leise und innig, „aber nur durch Dich, meine Anna, denn siehst Du, als ich jeden Halt im Leben verloren, da war es die Erinnerung, der Glaube an Deine Liebe, welche mich aufrecht erhielt, auch verhinderte, gleich einem verzweifelten Spieler das werthlos gewordene Leben von sich zu werfen!“ Der Doktor wandte sich zur Seite, um nach der Person zu spähen, deren Stimme er bei der ersten Silbe als jene seines ehemaligen Nebenbuhlers erkannt, gleichzeitig krachte ein Schuß aus dem nächsten Busch, worauf ein zischendes „dies zur Abrechnung“ aus dem Gebüsche und Annas Schreckensruf: „Mein Gott, der Elende hat ihn gemordet!“ folgten und Doktor Hartnagel nach vergeblichem Bemühen, sich aufrecht zu erhalten, blutüberströmt zusammensank.

„Zum Henker, sie kommen noch immer nicht“, sagte der alte Hartnagel an einem sonnigen Herbstmorgen desselben Jahres, indem er von einem Rollstuhle aus nach der Straße blickte.

„Geduld, Onkel, bergauf fahren die Lohnkutscher nicht gerne rasch“, erwiderte Dora, an einem Pantoffel stickend, welcher vermöge seiner Goldarabesken für den Fuß des Großmoguls berechnet schien.

„Das heißt, sie wollten schon, können aber mit ihren Mähren nicht“, fügte der alte Herr lachend hinzu, „aber was sagst Du zu der Natur dieses Menschen, meines Neffen Kalimach, wird angeschossen, daß er im Feuer zusammenfällt und setzt sich acht Tage später ins Coupé, um eine so weite Reise zu unternehmen, he?“

„Ach, wenn ihm diese Reise nur nicht schadet“, seufzte Dora.

„Pah, er ist ein Hartnagel und die vertrugen von jeher einen Puff; freilich sein Vater starb früh, der arme Mann, aber das machte der Kummer, denn siehst Du, Kind, wir Hartnagels vertragen alles eher als Kummer; na, hoffentlich wirst Du dem Kalimach keinen Kummer machen, he?“

„Ich kann Dir dies nicht bestimmt versprechen, Onkel, da ich hörte, daß Männer bei allzu sorglosem Leben sehr leicht übermüthig werden und dann zu allerlei losen —“ Dora unterbrach sich plötzlich, um den goldenen Pantoffel beiseite zu werfen und flüchtig, wie eine Gazelle von der Terrasse der Villa hinab in den Park, und hier auf den besten Aussichtspunkt zu eilen, wo sie athemlos anhielt, und das Sacktuch im leichten Morgenwinde flattern ließ.

„Na, endlich kommen die Sapperloter“, brummte der alte Herr, indem er vergnüglich nach dem Wagen blickte, der jetzt am Parkthore hielt.

Digitized by Google

Eine Dame sprang zuerst leichtfüßig aus dem Gefährte, um einem bildschönen, aber bleichen jungen Mann beim Aussteigen behilflich zu sein, dem ein zweiter, eben so bleicher, aber etwas struppig aussehender Herr folgte. Des letzteren scharfes Auge erspähte das Tuch zuerst, dann aber mußte er sich fast überwältigt von seinen Gefühlen auf den Reisegefährten stützen, denn vor ihm lag sein Bild — sein Traum, sein so lang ersehntes Glück, mit der einzigen Veränderung, daß hier an die Stelle des Backfisches auf dem Bilde im gemalten Parke, eine herrlich erblühte Jungfrau getreten war!

Herbst.

Ist dies der Baum, der uns beschützt
Mit seinem kühlen lausch'gen Schatten,
Wann wir uns aus der lauten Welt
Zum stillen Park geflüchtet hatten?
Wie wölbte stolz sein grünes Dach
Sich über unserm Glück, dem süßen ....
Heut' rauscht sein frischer Blätterschmuck
Verdorrt, vergilbt zu meinen Füßen.

Und dort am Boden rings verstreut
Die welken Blumen all'; als Spende
Legt' ich sie einst im Strauß vereint
In schöne weiße Frauenhände.
O, zürnet nicht der kleinen Hand,
Ihr Rosen bunt, ihr duft'gen Nelken,
Die euch so grausam dann zerpflückt
Und unbeachtet ließ verwelken.

Ja, welke Blumen, dürres Laub ...
Verzicht und schmerzliches Entsagen
Ist alles, alles was mir blieb
Aus jenen gold'nen Sommertagen.
Und nur zuweilen irrt ihr Bild,
Ihr liebes Bild durch meine Träume,
Wie dort ein letzter Sonnenstrahl
Noch einmal grüßt die kahlen Bäume.

Gg. Schaumberg.

Digitized by Google

Maria Stuarts letztes Gebet.

Uebersetzt von C. Spielmann.

O Domine Deus,
Speravi in te,
O care mi Jesus,
Nunc libera me!
In dura catena,
In misera pena,
Desidero te!
Languendo, gemendo,
Et genuflectendo,
Adoro, imploro,
Ut liberes me!

Nach einer Ueberlieferung, deren erste Quelle nicht festzustellen ist, hat die schöne Königin dies Gebet, ein herrliches poetisches Kleinod in den letzten Stunden, bevor sie das Haupt auf den Block legte, gedichtet.

Mein Versuch einer Uebersetzung ins Deutsche lautet:

Herr-Gott, All-Erbarmer,
Ich hoffte auf Dich!
Mein Jesus, Herzwarmer,
Erlöse Du mich!
In Fesseln gekettet,
Auf Elend gebettet:
Ersehn' ich nur Dich!
Leidtragend, verzagend,
Kniefällig Dir klagend:
Ich lechze und ächze:
Errette Du mich!

Digitized by Google

Das Edelthongut.

Ein Gedenkblatt zum zweihundertjährigen Geburtstage Böttchers.

Von Dr. Heinrich Boehnke-Reich.

Das Porzellan ist die Freude und der Stolz mancher Hausfrau, die es in einem eigenes zu diesem Zwecke angeschafften Zierschranke aufbewahrt; es ist das Entzücken einer Kategorie von Sammelfexen, die in bric-à-brac Kapitalien anlegen; es dient nicht nur zu Gegenständen des Gebrauchs, zu Nippes, Puppentöpfen, sondern auch zu Luxusartikeln, die in ihrer Kostbarkeit Königen würdige Geschenke bilden; ich erinnere nur an die entzückenden Vasen, Urnen, Blumenflaschen aus Meißner-, Sèvres- und Worcester-Porzellan auf der Londoner Ausstellung 1862. Es war zu Anfang unseres Jahrhunderts nur den Wohlhabenden erschwinglich, denn z. B. der „redliche Tamm",

Organist, Schulmeister zugleich und ehrsamer Küster,

besaß nach dem von Voß aufgezählten Inventar „zween Theetöpf von Zinn und irdene Tassen", wahrscheinlich Fayence. Da aber wir alle uns jetzt des Edelthonguts erfreuen, so bitte ich, mich auf einer kleinen Porzellanreise durch die Geschichte und Fabrikation dieses Materials freundlich zu begleiten.

Die Töpferei oder Keramik ist die älteste Kunst der Welt. Schon vor Jahrtausenden verstanden es die alten Aegypter, als Kulturvolk älter als die Chinesen, aus gebranntem Thon glasirte Waaren herzustellen und auch mit Farben zu bemalen und zu emailliren. In chinesischen Geschichtswerken wird das Porzellan zuerst unter der Dynastie der Hang (185 vor bis 87 nach Christi Geburt) erwähnt. Der erste Porzellanofen stand zu Chang-Nan in der Provinz King-Si, jetzt soll man in China Ortschaften haben, welche, wie das Dorf Küitchin, mehrere Tausend Porzellanöfen in Betrieb haben. Chinesisches Porzellan gelangte im Jahre 1518 durch die Portugiesen nach Europa. Die Benennung stammt von den Portugiesen her und ist von der Porzellanschnecke entlehnt, an deren Schale der eigenthümliche Lüstre des Porzellans erinnert. Diese Schnecke aber heißt bei den Portugiesen ihrer Gestalt wegen porcella (Schweinchen), es hat also das Porzellan von der Schnecke seinen Namen, nicht umgekehrt. Die erste

Digitized by Google

Nachahmung fand es etwa um 1695 in Frankreich durch das Fritte- oder weiche Porzellan, die Erfindung des echten, harten Porzellans gelang dem Deutschen Böttcher, 1705 des rothen, 1709 des weißen Porzellans.

Als im Jahre 1706 die Schweden in Sachsen einfielen, rettete der König von Polen und Kurfürst von Sachsen August II., der Starke (1694—1733) seine Hausschätze auf den Königstein, und zu diesen zählte er auf den Erfinder und späteren Begründer der ersten und berühmten Porzellanfabrik zu Meißen Böttcher, der mit seinen drei besten Arbeitern ebenfalls auf die für uneinnehmbar geltende Felsenveste geschafft wurde. Dieses geschah so geheimnißvoll unter Kavallerieeskorte, daß selbst der Festungskommandant nichts weiter von diesen Gefangenen erfuhr, als es sei ein „Herr mit drei Dienern". Es geschah dies aus Besorgniß, die Schweden möchten die eben erst entdeckte Kunst in der Person ihrers Erfinders entführen.

Johann Friedrich Böttcher (Böttger auch Böttiger, geb. zu Schleiz am 4. Februar 1685, die Angabe 1682 erscheint nach neuesten Forschungen irrthümlich; gest. zu Meißen am 13. März 1719) lernte in Berlin bei dem Apotheker Zorn die Apothekerkunst und beschäftigte sich mit Alchimie oder Goldmacherei. Da er etliche wundersame Experimente angestellt hatte, so war seine Kunst am Brandenburgischen Hofe ruchbar geworden, und er sollte auf Befehl Friedrichs I. von Preußen (1688—1713, als erster König von Preußen seit 1701) als nutzbarer Goldmacher festgehalten werden. Das behagte Böttcher nicht und er entfloh nach Sachsen. Als der Brandenburger Hof seine Auslieferung verlangte, dünkte es dem sächsischen Hofe, daß er des Goldes selber sehr benöthigt sei, und daß er sich einen Alchimisten nicht dürfe entgehen lassen. Böttcher wurde in ehrenvoller Gefangenschaft nach Dresden geführt und mußte zunächst im Gartenhause des Fürsten von Fürstenberg unter großer Geheimthuerei und Vorsicht seine alchemistischen Künste probiren. Nach drei Jahren suchte er seinem Beschützer, den er immer hinzuhalten gewußt hatte, zu entfliehen, wurde jedoch in Ems eingeholt, zurückgebracht und von neuem ernstlich zum Goldmachen angehalten. Der Graf von Tschirnhausen, der sich damals für feinere Töpferei interessirte, bestimmte indessen den König, Böttcher in dieser Richtung arbeiten zu lassen. Es wurden ihm daher im Jahre 1705 verschiedene Thonerden verabfolgt mit dem Auftrage, daraus in verschiedenen Mischungen Gefäße brennen zu lassen. Dabei fand Böttcher durch Zufall eine ganz neue Porzellanmasse, die den Dresdener Hof in Entzücken versetzte. Der Erfinder wurde mit Geschenken überhäuft, jedoch nicht freigelassen, weil man jetzt nach diesem Beweise seines Genies erst recht auf seine Goldmacherkunst rechnete.

Während des Lustlagers in Zeithayn in der Mühlberger Gegend im Juni 1730, dessen vornehmster Gast König Friedrich Wilhelm I. von Preußen (1713—1740) war, wurde am 26. Juni von Porzellan gespeist, damals eine so große Seltenheit, daß alle fremden Gäste es gar nicht genug bewundern konnten. Friedrich Wilhelm I. soll dabei geäußert haben: „Der heillose Apothekersbursch' hätte auch wohl in meinem Berlin bleiben können, das braune Zeug ist besser, als ich mir's imaginiret."

Digitized by Google

Das erste deutsche Porzellan war roth oder braunroth, wenn auch der Thon, aus dem es dargestellt war, glasig geschmolzen und den Glanz und Klang des echten Porzellans besaß. Böttcher wußte sehr gut, daß die weiße Farbe eine Haupteigenschaft der chinesischen Waare sei, und ein zweiter glücklicher Zufall ließ ihn auch dieses entdecken. Eines Tages fand er seine Perrücke ungewöhnlich schwer und erfuhr von seinem Diener, er habe eine neue Art Haarpuder benutzt. Dieser Puder, der Kaolin von Aue bei Schneeberg, war das zur Herstellung des weißen Porzellans noch fehlende Material, und diese 1709 gemachte Entdeckung war von viel größerem Werthe als alles vorherige Suchen nach dem „Stein der Weisen". Schon in demselben Jahre wurde die Leipziger Messe mit glasirtem und unglasirtem Porzellan beschickt, im Jahre 1710 wurde die jetzt in altem Glanze wieder restaurirte Albrechtsburg in Meißen zu einer Porzellanfabrik eingerichtet, 1711 eine besondere Werkstatt für das immer noch seltene weiße Porzellan gegründet. Nach dem Tode des Grafen Tschirnhausen übernahm Böttcher die Aufsicht und Leitung der Porzellanfabrik und wurde schließlich Administrator derselben. Er ließ sich jedoch 1716 und 1717 mit Berlin in eine Korrespondenz betreffs Mittheilung seiner Erfindung für Geld ein, dies wurde 1719 entdeckt, Böttcher gefänglich eingezogen und verurtheilt, doch entzog ihn sein Tod am 13. März 1719 der Bestrafung. Doch blieb das Geheimniß nicht gewahrt, denn es entstanden Porzellanfabriken zu Wien 1718, Berlin 1750, Nymphenburg bei München 1758, ferner zu Gotha, Ilmenau, Elgersburg, Plaue, Rudolstadt; in neuerer Zeit zu Althaldensleben, Weißenfels und anderen Orten. 1770 begann die Porzellanfabrikation in Sèvres, in England die Bereitung des harten Porzellans um 1850 in Minton. Bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts waren die Porzellanfabriken Dependenzien der Hofhaltungen, bis 1850 Stanislas Julien die Privatmanufaktur anbahnte, welche an vielen Orten die Mutterfabriken an Vielseitigkeit und Billigkeit der Produkte überflügelt hat; in neuester Zeit macht sich in ihr ebenfalls das Prinzip der Arbeitstheilung geltend, was zu stetig fortschreitender Vollkommenheit der Fabrikate führen muß.

Der Unterschied zwischen hartem und weichem Porzellan ist folgender: Der Grundbestandtheil des ersteren ist reiner Kaolin, ein durch Zersetzung des Feldspaths entstehender weißer Thon. Dieser ist selbst bei den höchsten Temperaturen unschmelzbar und würde deshalb den Anforderungen der Porzellanfabrikation nicht entsprechen, wäre nicht durch einen kleinen Gehalt von Feldspath die Verglasung befördert; diese Mischung bietet das Pegmatit genannte Mineral. Die Chinesen nennen sehr bezeichnend den Kaolin die Knochen, den Feldspath das Fleisch des Porzellans. Weiches Porzellan besteht in der Hauptsache aus Kaolin, sogenanntem Cornwallis-Stein (ein nur aus Quarz und Feldspath bestehenden, von Glimmer freier Granit) und Knochenasche. Letztere kann, während Kaolin mit Cornwallis-Stein zusammen bei einer gewissen Hitze schmelzen, nicht zum Schmelzen gebracht werden, sondern giebt eine halb durchsichtige Emaille, welche, innigst durch die ganze Masse vertheilt, derselben je nach dem Verhältnisse ihrer Menge die Klarheit giebt. Weiches Porzellan ist also

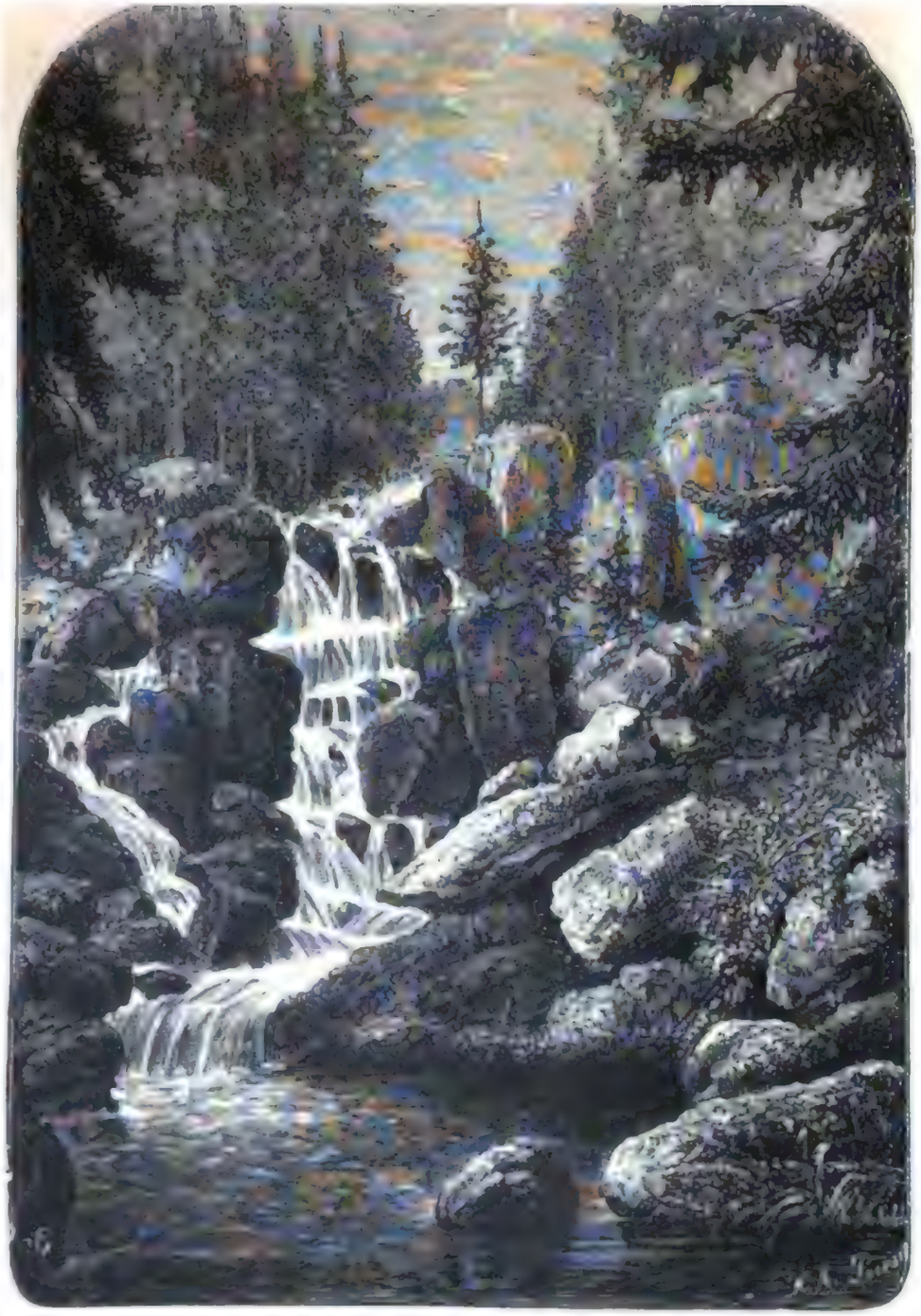
Digitized by Google

hartes Porzellan mit einem Gehalte von phosphorsaurem Kalk, aus den Knochen stammend. Bei der verhältnißmäßig geringen Menge Thon und bei der großen Menge verglaster Substanz kann das weiche Porzellan jähe Temperaturänderungen nicht aushalten; sehr klare, transparente Porzellangeräthe kann man folglich dem Feuer nicht aussetzen. Die Trübheit des Porzellans rührt lediglich von dem Thone her, der ihm größere Feuerbeständigkeit verleiht. Die Glasur des Hartporzellans besteht aus nicht ganz zersetztem Pegmatit, die des Weichporzellans ist etwas ganz anderes: sie ist eine vorher im Reverberirofen geschmolzene, dann fein gepulverte und endlich dem Porzellan aufgeschmolzene Art Glas.

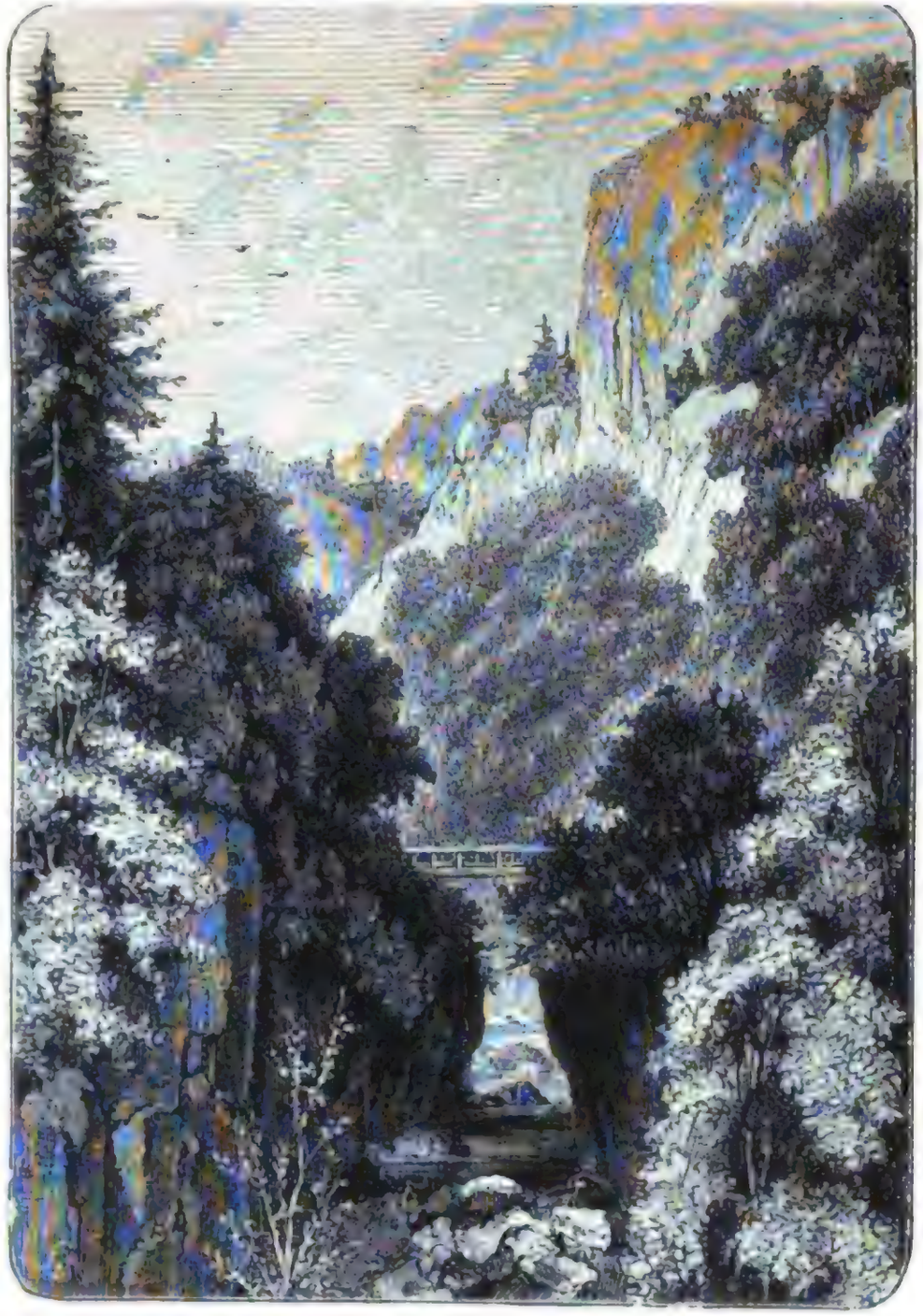
In dieser Art wird das Weichporzellan jetzt hergestellt, ihm ging länger als ein Jahrhundert ein ganz anders fabrizirtes Weichporzellan voran. Die vielen Versuche im 16. Jahrhundert, das chinesische Porzellan nachzubilden, scheiterten an dem Mangel an Kenntniß der chemischen Analyse und der Mineralogie. Manche glaubten, es sei ein sehr hartes Glas, und experimentirten in dieser Richtung, natürlich ohne Erfolg. Vierzehn Jahre vor Erfindung des harten Porzellans durch Böttcher gelang in St. Cloud die Darstellung des weichen oder Fritte-Porzellans (porcelain tendre), den ersten Schritt, diesem ein härteres zur Seite zu stellen, geschah in England 1768, als Cookworthy den Kaolin und den Cornwallis-Stein in die Fabrikation einführte und sich von den Versuchen auf dem Glaswege der wahren Ceramik zuwandte. Den zweiten und entscheidenden Schritt für die englische Fabrikation that 1800 Spode, als er die Knochenasche hinzumischte, worauf das englische Fritte-Porzellan eine entschiedene, genau bestimmbare Handelswaare wurde und noch heute schöne Produkte liefert.

Das Hartporzellan zeichnet sich durch feine, harte, durchschimmernde Struktur aus und wird durch chemische Agentien nur schwer angegriffen. Siedendes Wasser und Säuren haben gar keine oder nur geringe Wirkung darauf, Alkalien wirken weniger als auf Glas. Dieses Porzellan verträgt schnelle Temperaturwechsel, ohne zu zerspringen, wodurch es sich zu chemischen Geräthschaften so vorzüglich eignet. Der eine Bestandtheil, Feldspath, ist ein bekanntes Mineral, das bisweilen ineinander geschobene, tafelförmige Zwillingskrystalle zeigt, meistens aber in weißen, gelblichweißen und rothen amorphen Massen vorkommt. Der andere Bestandtheil, Kaolin, ursprünglich in den Kaoling-Bergen in China gefunden, kommt auch in anderen Ländern vor. In Europa findet man den besten Porzellanthon zu St. Yrieux bei Limoges, der zur Fabrikation des berühmten Sèvres-Porzellans dient, ferner in Aue bei Schneeberg, St. Stephan in Cornwallis, Seilitz bei Meißen, Sornzig bei Mügeln, Rasephas bei Altenburg, bei Halle, in manchen Gegenden Amerikas, kurz überall wo Granit, Syenit, Gneis, Porphyr und derartige Feldspathgesteine vorkommen, als deren Verwitterungsprodukt Kaolin zurückbleibt. Gewöhnlicher Thon besteht aus einer Mischung von Kaolin mit kohlensaurem Kalk, kohlensaurer Magnesia, Eisenoxyd, Kieselsäure und organischer Substanz. Stark erhitzt schmilzt Feldspath, wegen seines Gehaltes an alkalischen Kieselsäureverbindungen, zu einem farblosen Glase; Thon hingegen backt nur zu-

Digitized by Google



Steinerne Rinne im Harz.



Teufelsbrücke im Harz.

Digitized by Google

Digitized by Google

sammen und bildet eine harte, aber poröse Masse. Aus diesem Grunde und weil er mit Wasser plastisch wird, findet Thon seine Anwendung in der Töpferei. Bei der Porzellanmanufaktur mischt man den unschmelzbaren Kaolin mit einem Schmelzmittel, einer schmelzbaren Kieselsäureverbindung. Diese dringt beim Schmelzen in die Poren des erhitzten Thons und bewirkt eine harte, gleichartige, durchschimmernde Masse. Das gewöhnlich angewandte Schmelzmittel ist Feldspath, bisweilen ist es aber auch Quarz, Kalkerde, Gips. Das Mengenverhältniß dieser Materialien richtet sich nach der Art des Kaolins, dessen Qualität je nach seinem Fundorte verschieden ist.

Die nach bestimmten Verhältnissen zu mengenden Materialien werden unter Wasserzusatz in eigens dazu konstruirten Mahlwerken in einen gleichmäßigen dicken Rahm verwandelt, was oft mehrere Tage in Anspruch nimmt und für die Fabrikation von größter Wichtigkeit ist. Die milchige Flüssigkeit wird durch feine Siebe getrieben und gelangt nun in das Schlickerhaus, wo in großen Gefäßen durch Maschinerie das Mischen geschieht, wobei an den Rührarmen befestigte Magnete alle etwaigen metallischen Eisentheilchen herausziehen. Dann passirt der gemischte Porzellanbrei abermals eine Reihe Siebe und kommt in hydraulische Beutelpressen, wo das Wasser ausgepreßt wird, bis die Masse einen steifen Brei bildet, der auf diese Weise gründlich durchgearbeitet in Kellern einer Art freiwilliger Gährung oder Rottung überlassen wird, welche mindestens ein Jahr, in China, wie angegeben wird, sogar 40 bis 50 Jahre unterhalten wird, wodurch der Thon sich mehr aufschließt und an Bildsamkeit gewinnt. Die Masse erleidet dabei eine eigenthümliche, noch nicht genau untersuchte Veränderung. Sie schwärzt sich nämlich, indem die darin enthaltenen Spuren organischer Substanzen in Fäulniß übergehen, vielleicht auch, indem bei der chemischen Umwandlung Schwefeleisen im Spiele ist, denn dieses Breigemenge stößt oft einen deutlichen Geruch nach Schwefelwasserstoff aus. An der Luft wird das Gemenge allmählich wieder weiß.

Die nochmals durchgearbeitete Masse ist nun für die Fabrikation reif und findet in dreierlei Arten Verwendung: Drehen, Pressen und Gießen; zu den beiden ersten im Breizustande, zu der letzteren als Flüssigkeit oder Schlicker.

Runde Hohlgegenstände, wie Tassen, Vasen, werden auf der Töpferscheibe geformt. Dieser Apparat ist einer der ältesten in der ganzen Kulturgeschichte. In den fast 4000 Jahre alten Gräbern zu Theben in Aegypten fanden sich Malereien, welche die Töpferei und auch die Töpferscheibe darstellen; in Sirach (Kap. 39, V. 32—34) lesen wir:

Also ein Töpfer, der muß bei seiner Arbeit sein, und die Scheibe mit seinen Füßen umtreiben, und muß immer mit Sorgen sein Werk machen, und hat sein gewisses Tagewerk.

Er muß mit seinen Armen aus dem Thon sein Gefäß formiren und muß sich zu seinen Füßen müde bücken.

Er muß denken, wie er es fein glasure, und früh und spät den Ofen fegen.

Zu Homers Zeiten gab es auf Samos Töpfereien, welche eine solche Berühmtheit besaßen, daß der blinde Sänger sie durch ein Gedicht (Epigramm XV.) verherrlichte, welches so klingt, als beziehe es sich

Digitized by Google

auf eine Töpferei der Neuzeit, so übereinstimmend sind die Manipulationen geschildert. Wir kennen sogar die Namen einiger berühmter griechischer Töpfer des Alterthums, wie Dibutades von Sikyon, von dem man nicht weiß, wann er lebte; Koröbus von Athen um 1500 vor Chr. Geb.; Talos, Sohn des Perdix und Neffe des Dädalus; Therikles von Corinth, nach welchem eine Art Vasen den Namen erhielt u. a.

Die Thätigkeit des Thondrehers ist dieselbe, wie sie es vor Jahrtausenden war, nur in der Art der Triebkraft hat die Technik Aenderungen herbeigeführt; sie geschieht durch Hand, Fuß, Treibriemen und in großen Fabriken durch Dampf. Die so geformten Gegenstände werden dann feiner ausgearbeitet und sind nun zum Brennen bereit. Teller und flache Schüsseln werden flach gepreßt und zwar durch Handarbeit auf einer Scheibe. Suppenterrinen und dergleichen Dinge werden in Formen hohl gepreßt; für Ornamente wird die rahmartige, dickflüssige Porzellanmasse in Formen gegossen, was einen höchst umständlichen, die größte Aufmerksamkeit erfordernden Prozeß erfordert, da es stückweise in einer ganzen Reihe von Formen geschehen muß.

Die feinen Porzellangewebe an Meißner Figürchen werden dadurch hergestellt, daß man ein Stückchen Spitzengrund in dünne Porzellanmasse taucht und den Püppchen anfügt. Diese hängt sich an die Fäden, ohne die Löcher zu verstopfen; beim Brennen verschwinden die Gewebefäden und die Porzellanmasse behält die Form der Spitze.

Eine der größten Schwierigkeiten in der Porzellanfabrikation bildet das Schwinden oder Einschrumpfen der geformten Gegenstände. Diese Veränderung variirt je nach dem angewandten Material, dem Mengenverhältnisse der Bestandtheile, der Methode der Handhabung. Haben die Fabrikanten den Grad der Einschrumpfung für eine bestimmte Mischung einmal ermittelt, so achten sie sorgfältig darauf, genau dieselben Mengenverhältnisse immer wieder zu mischen. Irdene Waare zieht sich nicht so stark zusammen wie porzellanene, gepreßte Stücke nicht so stark, wie gegossene. Die Former kennen fast immer den Grad des Schwindens, wenden deshalb größere Formen an und machen den Gegenstand größer, als er im fertigen Zustande später erscheint.

Dieses Einschrumpfen hat zwei Ursachen: erstens Wasserverlust, der in einer sehr plastischen Masse eine Kontraktion bis zu 15 Prozent verursachen kann; ist zweitens der Gegenstand aus leichter schmelzenden Substanzen geformt, so entsteht bei beginnendem Schmelzen eine engere Lagerung der Bestandtheile, die oft 10 bis 15 Prozent beträgt, so daß man die Kontraktion des fertigen Gegenstandes bisweilen auf 25 Prozent des Originalmodells veranschlagen kann.

Die geformte, noch nicht gebrannte Waare muß mit größter Sorgsamkeit gehandhabt werden. Sie wird nach dem Brennhause zum Biskuit- oder Vorglühofen gebracht, wo Hunderte von Brennkapseln aller Formen und Größen vorhanden sind; diese sind sehr stark, feuerbeständig, und in ihnen wird das Porzellan gebrannt. Gewöhnliche braune Waare bedarf bei verhältnißmäßig schwacher Hitze keines Schutzes, da der Rauch des Feuers ihr nicht schaden kann, aber für

Digitized by Google

Porzellan und weißes Geschirr sind die Kapseln unbedingt nothwendig. Flache runde Kapseln sind für die Teller; jeder Porzellanteller erfordert seine besondere Kapsel und sein besonderes Lager in ihr, dieses besteht aus sehr sorgfältig fein gemahlenem Kiesel, denn der Teller nimmt genau die Gestalt an, welche sein Bett im Kieselpulver hat. Tassen und Schalen werden mehrere zusammen in ovale Kapseln auf Porzellanringe gestellt, so daß sie gerade stehen. Diese Ringe müssen mit Kieselpulver bedeckt werden, damit sie beim Brennen nicht an die Brennwaare anbacken. Die gefüllten Kapseln werden in möglichstem Gleichgewichte in den Ofen aufeinander gestellt, denn bei Weißglut des Ofens (bei gegen 1600°) könnte bei gestörtem Gleichgewicht eine Kapselsäule einfallen und möglicherweise die ganze Beschickung gefährden. Als Bettung für die Waare dient geglühter Kiesel, der als fast reine Kieselsäure nicht schmilzt, also dem Porzellan nicht anhaften kann.

Die Gestalt der Porzellanöfen scheint in allen Zeiten dieselbe geblieben zu sein, die eines Kegels oder Bienenkorbes. Sie haben gewöhnlich 4 Meter innern Raum, sind aus feuerfesten Ziegeln oder Chamottesteinen gebaut und mit eisernen Reifen umgeben, um zu große Ausdehnung durch die im Innern vorhandene Hitze zu verhüten. Gewöhnlich sind rings um den Ofen acht Feuerstellen, von welchen Züge in verschiedenen Richtungen direkt in den Ofen gehen. Ein Porzellanofen erfordert etwa 40 Stunden Feuer. Dies ist die einzige Arbeit in der Porzellanfabrikation, welche Nachtarbeit beansprucht, und es ist wegen der großen Glut eine der Gesundheit der Arbeiter schädliche Aufgabe. Nachdem der nöthige Hitzegrad erreicht ist, läßt man den Ofen langsam erkalten, was etwa 48 Stunden dauert. Um die Glut zu prüfen, werden durch im Ofen befindliche Oeffnungen, die zur Abhaltung der kalten Luft sorgfältig mit Ziegeln versetzt werden, Probeobjekte eingeschoben, aus deren Kontraktion und zunehmender Klarheit die geübten Arbeiter den Fortgang des Brennens beurtheilen.

Das so gebrannte Porzellan heißt jetzt Biskuit, ist transparent und vollständig glasig. Nachdem der Kieselstaub abgewischt, wird jedes Stück genau geprüft und ist nun für das Glasiren fertig. Im Glasirraume stehen in großen Kübeln die je nach Art der Waare verschiedenen Glasuren, ebenfalls zu dünnem Schlicker mit Wasser verriebene Substanzen, wie Quarz, Kaolin, Kalk, Porzellanscherben, Borax in bestimmten Verhältnissen gemischt. Die Gegenstände werden in die Glasurmasse getaucht, schnell rund gewendet, so daß in geübter Hand jedes Stück überall und gleichmäßig mit Glasur überzogen ist. Im Trockenofen läßt man diese trocknen, entfernt dann in einem besondern Raume die überflüssige oder ergänzt noch fehlende Glasur und bringt die Waare nun in den Glühofen, in dessen Nähe die peinlichste Sauberkeit herrscht, weil Staubtheilchen sich in die Glasur setzen und den Werth des Gegenstandes nach dem Fertigbrennen sehr vermindern würden. Der Glühofen ist ebenso eingerichtet wie der Biskuitofen, er erfordert 16 Stunden Feuer, während dessen wie vorher Proben angestellt werden. Seine Hitze ist etwa halb so stark wie die des Vorglühofens; in etwa 36 Stunden ist er hinlänglich erkaltet, so daß die Waare herausgenommen werden kann, die dann in das Magazin

Digitized by

geschafft wird, wo sie nochmals geprüft und aufbewahrt wird, bis sie in die Hand der Porzellanmaler und Vergolder gelangt.

Zur Porzellanmalerei dienen nur Metalloxyde und mineralische Substanzen, die mit Spieköl aufgetragen werden, aber mehr Körper haben können als die Glasfarben, da bei ihnen nicht wie bei diesen Durchsichtigkeit Bedingung ist. Kupfer giebt grün und schwarz, Kobalt blau, Gold purpur, Eisen roth ꝛc. Damit die Farbe in Fluß kommt und sich mit der Glasur verbindet, muß die Waare abermals gebrannt werden, sorgfältiger ausgeführte Gemälde müssen noch mehrmals in die Glühhitze und können nur nach und nach gefertigt werden, gerade die zartesten Partien, wie Fleischtöne u. dgl. erfordern die meisten Brände. Zur Porzellanmalerei gehört gründliche Anleitung und viel Uebung, wenn möglich schon von etwa dem 14. Jahre an, denn im späteren Leben läßt sich die nöthige Geschicklichkeit im Zeichnen und Handhabung der Farben nur schwer aneignen. Es ist interessant, Porzellanmaler bei der Arbeit zu beobachten, mit welcher Sorgfalt sie jeden Strich, jedes Detail ausführen. Dennoch erscheint dem Laien die Arbeit nicht viel versprechend, denn die Farben erscheinen matt, die Zeichnung lückenhaft. Die Schönheiten treten erst hervor, wenn die ersten Umrisse eingebrannt sind, wenn nach abermaligem Brennen Stil und Farben hervortreten.

Das Vergolden geschieht in einem andern Atelier als das Malen. Alle zierlicheren und feineren Muster in Gold werden mit freier Hand ausgeführt, für vollkommene Kreise und Linien rings um runde Stücke, wie Teller, Ober- und Untertassen, ist eine einfache mechanische Vorrichtung vorhanden. Das zu diesem Zwecke dienende Gold ist das beste, das sich beschaffen läßt, und gelangt in die Fabriken in Gestalt brauner Körner, die fast wie gemahlener Kaffee aussehen. Es wird mit ein wenig Flußmittel gemischt, damit es an der Waare haftet, und man setzt beim Verreiben eine kleine Menge Quecksilber zu, das sich beim Erhitzen natürlich verflüchtigt. Das Mahlen nimmt etwa 50 Stunden in Anspruch, wonach es eher wie Druckerschwärze, denn wie kostbares Edelmetall aussieht; erst nachdem es durch den Emaillirofen passirt erscheint es als Gold.

Da fast jede Dekorationsarbeit auf Porzellan auf der glasirten Fläche ausgeführt wird, so sind besondere Oefen für Einschmelzen der Farben und des Goldes vorhanden, damit dieselben sich innig mit der Glasur verbinden, je nachdem dies in geeigneter Weise geschieht, zeigen sich Malerei und Vergoldung hell, klar und schön. Es sind Muffelöfen wie sie die Goldschmiede benutzen, aber viel größer. Sie werden nach dem Reverberir-Prinzip geheizt, die je nach Größe des Ofens zahlreicheren Feuerstellen sind an der Seite desselben, während die Flammenzüge rings um den Ofen gehen. Beim Einsetzen der Waare ist große Vorsicht nöthig, da Staub oder Fingertupfen auf Malerei oder Vergoldung nach dem Brennen das Stück unansehnlich und ein weiteres Brennen, also auch weitere Gefährdung, verursachen. Der Emaillirofen erfordert etwa 6 Stunden Feuer und eine verhältnißmäßig geringere Hitze. Nach dem Herausnehmen wird die Waare sorgfältig untersucht, ob sie in einem oder dem anderen Atelier noch einer Nachbesserung bedarf, und wird, falls gut befunden, in den Po-

Digitized by Google

lirraum gebracht, wo meistens Frauen beschäftigt werden. Das Gold erscheint nun in einer matten Orangefarbe, erst nach dem Poliren mit Blutstein oder Achat zeigt es seinen Goldglanz. Brillanter, aber nicht so haltbar ist eine andere Vergoldung, bei welcher das Gold gleich glänzend aus dem Feuer kommt. Das Verfahren war lange Zeit Geheimniß der Meißner Fabrik, deshalb heißt diese Vergoldung auch „Meißner Vergoldung“. Sie wird erzielt durch Einbrennen einer Lösung von Schwefelgold oder Knallgold und Schwefelbalsam. Zum Eingraviren von Mustern auf das Gold dienen Werkzeuge mit einer feinen Achatspitze, mit welcher nur die zu polirenden Stellen geritzt werden, so daß sich das blanke Gold im Relief von dem matten abhebt.

Nachdem das Porzellan den Polirraum verlassen, ist es bereit, seinen Weg durch das Leben anzutreten, in sorgsamen Händen als Erbstück von Generation zu Generation zu wandern oder in unachtsamen Händen als Scherben dem Ritter überantwortet zu werden, als geflickter Krüppel dahinzusiechen und in den Tiefen der Müllgrube zu versinken. Das ist das Loos des Schönen auf der Erde!

Digitized by

Physiognomische Briefe.

I.

Sie haben Ihr Interesse, verehrte Freundin, der Physiognomik zugewandt, es erscheint Ihnen, wie Sie schreiben, bei Ihrem Mangel an Menschenkenntniß, welcher Ihnen schon so viele Enttäuschungen bereitet, wünschenswerth sich in dies interessante Studium zu vertiefen und erbitten sich meinen Beistand dazu. Ich komme dieser Bitte um so lieber nach, als ich mich selbst lebhaft für diesen Gegenstand interessire und beginne mit der Symbolik der Stirn, welche Lavater als das sicherste, unverkennbarste Monument, als die Residenz und die Grenze des Geistes bezeichnet. Die Stirn ist daher von jeher die Tafel gewesen, auf welcher Physiognomen die ersten Leseversuche machten. Zuerst erlaube ich mir Sie darauf aufmerksam zu machen, daß alles, was den Stand der Intelligenz betrifft, soweit es sich durch den Bau der Stirn verräth, dem Knochenbau des Vorderhauptes, alles hingegen, was dort von Gemüthsbewegung erscheint, den Hautbedeckungen desselben angehört. Stirnen erwachsener Personen, ohne besondere Schwellung, leer und rund oder gar nach oben in der Modellirung ihrer Oberfläche schmäler zulaufend, sind immer ein ungünstiges Zeichen für den Geist. Vortheilhafter kann es genannt werden, wenn beim Erwachsenen das eigenthümliche der runden Kindesstirn bleibt, denn dies hängt meistens mit einer gewissen Kindlichkeit im ganzen Wesen entschieden zusammen. Dagegen geben Köpfe von Mördern, rohe, dumpfe Naturen, denen es ein leichtes ist, das Grausamste zu begehen, sprechende Beispiele für die nicht kindliche, sondern nur leere, gleichgiltig runde Form der Stirn. Keineswegs jedoch kommt diese Form nur bei Verbrechern vor, sondern man begegnet auch ebenderselben oft genug im Leben, an gemeineren aber sonst unschuldigen Individualitäten, d. h. solchen, die ganz brauchbare Glieder menschlicher Gesellschaft sind, so lange nämlich ein gütiges Geschick sie vor gefährlichen Versuchungen bewahrt. Die nach oben schmal ausgearbeitete Stirn war bei dem bekannten Parteigänger Schill zu finden, dem man die Eigenschaften eines tüch-

Digitized by Google

tigen, sein Vaterland liebenden Soldaten nicht absprechen kann, den aber niemand als mit größeren Geistesgaben ausgestattet gelten lassen wird.

Die längst der Mittellinie der Stirn entwickelten einzelnen Schwellungen steigern bei einem überhaupt gut entwickelten vorderen Schädelwirbel entschieden den Ausdruck gegenständlicher Kraft der Intelligenz. Gall bemerkte, daß bei vielen geistig scharfsichtigen Menschen die Wölbung der mittleren Stirnlinie, besonders in ihrer untern, den Sehorganen nahe liegenden Gegend, auffallend sich darstellte und gab deshalb dieser Erhöhung den Namen des Organs des Festhaltens der Sach-Vorstellungen (mémoire des choses) und der unmittelbar darüberliegenden den des Organs der komparativen Intelligenz (Sagacité comparative) und thatsächlich findet man bei scharf auffassenden und erwägenden Persönlichkeiten diese Gegend gewöhnlich stärker gewölbt. Ich möchte hierbei noch der allmählichen Entwickelung dieses Konturs beim Kinde gedenken, welche durch eine bald schwächere, bald stärkere Wölbung, aber ohne alle besonderen Modulationen, welche sich hier, wie am ganzen Kopfe, stets erst später herausbilden, ausgezeichnet ist. Betrachtet man nun diese einfache Wölbung als durchaus charakteristische leibliche Bildung einer Individualität, deren geistiges Wesen eben noch ganz das Eigenthümliche der Kindesseele hat und sich durch Weichheit, Zutrauen, Liebesbedürfniß und Güte auszeichnet, so wird man gewiß nicht irren, wenn man da, wo diese Schwellung des obern Theils der Stirn gegen die Gemüthsregion hier ansteigend bei einem Erwachsenen vorkommt, entschieden darauf schließt, daß eben deshalb, weil hier die Hülle des Seelenorgans einen so auffallend kindlichen Typus behalten habe, auch der Seele selbst etwas von diesem kindlichen Charakter geblieben sei. Im allgemeinen kann ein solcher Schluß schon durch den Unterschied der beiden Geschlechter gerechtfertigt werden, da die echt weibliche Stirn größtentheils etwas von diesem kindlichen Charakter behält, dadurch aber von dem männlichen Typus der Stirn, bei welcher alle Schwellungen mehr entwickelt sind, sehr bestimmt abweicht.

Es ist merkwürdig, daß diese Charakteristik sich auch vollkommen auf die Thiere übertragen läßt. Man vergleiche das gutartige, spielende Naturell junger Hunde und Affen mit noch sehr stark gewölbtem Vorderkopf mit dem gewöhnlich mehr bösartigen Charakter alter Thiere dieser Art, wo die Stirn sehr abgeplattet ist, und die Uebereinstimmung mit den gedachten menschlichen Verhältnissen wird unverkennbar bleiben.

Was die seitlichen Schwellungen der Stirn betrifft, so müssen sie als den Ausdruck des Analytischen überhaupt verstärkend betrachtet werden, das heißt ihn verstärkend sowohl in unbewußter Entwickelung der organischen Bildung, als in der bewußten Region des diese Bildung bestimmenden seelischen Prinzips, welches hier mehr für Erfassung des Gegensatzes im Sein und Begriff sich eignet. Wo daher auf einer überhaupt mehr breiten Stirn diejenigen Schwellungen, welche die Mitte einer jeden Stirnhälfte einnehmen (Tubera frontalia, Stirnhöcker, nach dem anatomischen Ausdrucke), besonders sich hervorheben, da wird sich dadurch die Anlage zu einem scharf zu unterscheidenden trennenden Verstande allemal entschieden aussprechen und zwar

Digitized by Google

deshalb sich aussprechen, weil die Gegensatzbildung schon in dem Unbewußten sich geltend gemacht hatte. Betrachtet man Reihen von ausgezeichneten Stirnen, so finden die dargelegten Sätze auf das merkwürdigste sich bestätigt. Im allgemeinen darf man sagen, daß diese Modellirung am männlichen Schädel meistens weit entschiedener sich hervorhebt als am weiblichen. Unter den erstern ist nach Carus einer der interessantesten von Imanuel Kant, welcher die Ausarbeitung der beiden seitlichen Erhöhungen in der Stirnfläche besonders deutlich darbietet. Aehnliches, aber mit höherer Stirn und verhältnißmäßig weit größerem Antlitz, findet sich, nach demselben Physiognomen, bei Franklin, ferner, aber mit doch sehr abweichender Kopfbildung, bei Talleyrand und abermals, unter übrigens sehr verschiedenen Verhältnissen, bei Oberhofprediger von Ammon. Sehr sprechend in dieser Beziehung ist ferner auch die Vergleichung der Stirnen unseres großen deutschen Dichterpaares Goethes und Schillers; denn wenn beim ersteren die Stirn durchaus mehr in der gegenständlichen Richtung vordrängenden Geistes, in der Mittellinie hervorgehoben und sanft in der Mitte erhaben modellirt ist, so erscheint sie bei letzterem durchaus mehr nach den Seiten auseinander gedrängt und mit zweifachen deutlich erhobenen Wölbungen versehen. Merkwürdig ist ebenso die Stirn Voltaires, welche fast übermäßig und nach oben immer größer werdend über das kleine magere Antlitz heraufgebaut erscheint und dabei wieder ein sehr deutliches Doppelpaar von Schwellungen auf ihrer mehr breiten als vorgewölbten Stirn trägt. Diese vier Stirnbildungen von Kant, Goethe, Schiller und Voltaire sind für die Richtigkeit der mitgetheilten Betrachtungen außerordentlich sprechend. An allen Spiegelungen, welche Gemüthsbewegungen wiedergeben, nimmt, wie am Anfang bemerkt, die Stirnhaut den thätigsten Antheil, sie wird anders erscheinen, wenn der Schlaf sich dem Auge naht oder das Erwachen erfolgt; anders, wenn Freude oder Trauer, Liebe oder Haß sich im Blick des Auges verkündet, und so zeigt sich denn die Plastik des Stirnknochens, welcher die Anlage zur Intelligenz repräsentirt, zu der darübergelegten beweglichen Stirnhaut, welche die Regungen des Gemüthslebens abbildet, ungefähr in demselben Verhältniß wie Zeichnung zur Farbe. Indem jedoch nachgewiesen wird, daß die äußere Umhüllung der Stirn ihre Signatur nur von mehr oder weniger schnell vorübergehenden Zuständen erhält, ist zugleich klar, daß insofern eigentlich das Gebiet dessen, was wir Pathognomik nennen, entschieden mehr, als das der eigentlichen Physiognomik, berührt wird. Auch diese vorübergehende Bewegungen lassen nämlich, wie sich von selbst versteht, stets irgend ein bleibendes Zeichen zurück und dieses deutet nun abermals auf die vorübergegangene Bewegung des Lebens. Schon die älteren Physiognomen haben daher über diese äußere Zeichensprache der Stirn manche Beobachtung und Erkenntniß uns überliefert. So erwähnt schon Porta vielfach die Linien und Furchen der Stirnhaut; zuerst spricht er über die frons caperata (gerunzelte Stirn), ein Ausdruck, den die Römer mit seltsamer Rohheit von den gleichsam mit Runzeln bedeckten Hörnern der Ziegen (caprae) hergeleitet hatten und von welcher er sagt: „qui talem habuerint, cogitabundos judica“, es sei die Stirn des Denkers. Dann spricht er von den in der Mitte zusammengezogenen

Digitized by Google

Falten, welche den Zornigen bezeichnen; von der glatten Stirn, welche dem Sorglosen zu eigen ist. Lavater erklärt gerade, parallele, nicht zu tiefe oder parallel gebrochene Stirnfalten für Zeichen von geradem Sinn und Verstand, verworrene, stark gegrabene, gegeneinander streitende Falten dagegen als Zeichen der Rohheit und Verworrenheit des Charakters; Stirnen, deren obere Hälfte mit merklichen, besonders cirkelbogigen Falten durchfurcht, deren untere Hälfte aber flach und faltenlos ist, seien Zeichen von Dummheit und Beschränktheit.

Um nicht eine ähnliche der eben geschilderten Erscheinungen, z. B. die krause Stirn, welche Ungeduld bedeutet, bei Ihnen, verehrte Freundin, hervorzurufen, will ich Ihnen es nur selbst überlassen, aus den aus der Beobachtung geschöpften Erfahrungssätzen sich den physiologischen Schlüssel zu schaffen und gehe nun zu dem ausgezeichnet symbolischen Gebilde der Augenbrauen über. Die Bedeutung derselben beruht darauf, daß sie die Grenzlinie, welche dadurch hergestellt wird, daß hier an dem obern Rande des Antlitzes jene Behaarung, welche noch in den, dem Menschen am nächsten stehenden Säugethieren das ganze Gesicht bedeckte, allein übrig geblieben ist. Wird daher die Augenbraue sehr dick und stark, breitet ihre Behaarung sich wieder mehr aus, so muß sie an sich schon auf rohere, mehr thierische Natur deuten, während nothwendig die feingezogene stets eine höhere und feine Individualität andeutet. Jemehr daher die Augenbraue sich hebt, desto mehr dehnt sich symbolisch die Gemüths- und Sinnesregion in die des Geistes aus; jemehr sie sich senkt, umsomehr ist das Entgegengesetzte der Fall. Selbst die verschiedenen Seiten derselben haben verschiedene Bedeutung, namentlich die nach innen gekehrte Endigung deutet durch ihr Erheben den Schmerz ebenso bestimmt an, als das Erheben am äußeren Ende, bei Senkung nach innen, die heitere Stimmung begleitet. Natürlich muß nun, da die Augenbraue vorübergehend alle diese Richtungen annehmen kann, einiges davon, das am meisten Geübte, zuletzt bleibend werden und damit wird dann auch die Bedeutung derselben bleibend sein und man wird bei heitern, offenen Charakteren mit vorherrschendem Gemüth den ruhig offenen höheren Bogen der Augenbrauen vorherrschend finden; bei tiefen Denkern (an Newtons Todtenmaske tritt dieser Zug besonders hervor) mehr herabgesenkte und geradlinige Augenbrauen. Bei sehr melancholischen wird man die Innenendung derselben und bei sehr unruhigen, die Stimmung wechselnden und zu heftigen Ausbrüchen des Affekts geneigten Personen eine nicht geradlinige, sondern mit mehreren Biegungen verlaufende Augenbraue bemerken. Sie werden mir gewiß zustimmen, meine Gnädige, daß in diesem kleinen Gebilde eine sehr tiefe und mannigfaltige Symbolik liegt, die das höchste Interesse, das größte Nachdenken hervorruft. In der Hoffnung diesen Zweck bei Ihnen erreicht zu haben, verabschiede ich mich für heut von Ihnen, um auf Ihren Wunsch demnächst wieder zu erscheinen und meine Unterhaltung über Physiognomik mit Ihnen fortzusetzen.

E. Redenhall.

Digitized by Google

Brunhilde.

Von Johannes Bohne.

Heinrich von Strandberg hatte sich genug in der Welt herumgetrieben; alles das Hasten nach neuen Eindrücken, die das Herz unfähig machen sollten, die alten Erinnerungen zu bewahren, hatten doch nicht die dumpfe Sehnsucht seiner Seele betäuben können. Er war wieder da, unerwartet, unvermuthet, wie er gegangen, war er plötzlich wieder aufgetaucht. — Und der alte Schwarm der stets bereiten Freunde und Bekannten zog wieder an in hellen Schaaren. Das lustige Leben mußte jetzt wieder losgehen — wie vordem — und das war sehr lustig gewesen, und der „tolle Heinz“ war von allen der wildeste — jetzt war er wieder da — da muß man nicht im Hintertreffen bleiben. So kamen sie denn an, die Nachbarn aus der Umgebung und die Gäste aus der nahen Stadt, den „lieben, weitgereisten Freund“ zu besuchen und seine Erlebnisse zu erfahren. — Also die Neugier gestanden sie wenigstens ein.

Das alte Schloß, das so lange träumend in den dunklen Weiher geblickt, von niemandem gestört aus seiner Ruhe, wurde wieder laut, die hallenden Gänge belebten sich, alte Gesichter tauchten auf von denen, die früher in diesen Räumen die Tage zugebracht. Man betrat die Gemächer mit einer gewissen Scheu, als ob man das Walten irgend eines Spukes fürchtete — sie hatten so lange leer und todt dagestanden — o, sie sollten schon wieder lebendig werden.

Das dauerte aber nicht lange, man zog wieder ab, entmuthigt und enttäuscht; die liebevolle Freundlichkeit, mit der man den Ankömmling wieder umarmt und an das treue Herz gedrückt, war einer ärgerlichen Mißstimmung gewichen. So sagte der dicke Gutsbesitzer, der seiner nicht weniger beleibten Ehehälfte auf dem Schloßhofe in den Wagen geholfen, unterwegs, während sie durch die Felder dahinfuhren:

„Unerhört — der Mensch ist ja wie umgewandelt — wie der uns empfing — als ob's pure Gnade von ihm wäre — der soll mich

Digitized by Google

nicht wieder zu sehen kriegen." — Und sie antwortete darauf: „Wer hätte das gedacht — und unsere vier Töchter — die älteste paßte so schön zu ihm — das arme Kind — ein so schönes Besitzthum."

Zwei Offiziere, die wieder zu ihrer Garnison zurückritten, sprachen ebenfalls von dem Zurückgekehrten:

„Weißt Du," sagte der eine, „der Mensch hatte heute etwas unheimliches für mich — schade um ihn — war sonst ein lustiger Kumpan — denke noch an die Vergnügungen, die brillanten Jagden, famosen Feste."

„Ja, er kam mir vor wie ausgestorben — er hat gewiß die dumme Geschichte noch nicht vergessen — er kam mir vor in seiner Schweigsamkeit und mit seiner finsteren Miene wie so ein warnendes Omen — hätte sich doch die Geschichte längst aus dem Kopfe schlagen sollen."

„Richtig, ich habe etwas davon munkeln hören — was war's denn eigentlich mit ihm und der schönen Komtesse da drüben?"

Er wies mit der Hand nach einer Besitzung, die in blauen Nebel gehüllt vom Berge aus in das sonnige Land schaute.

„Ach so! — nun, so recht bin ich auch nie daraus klug geworden, was eigentlich los war zwischen den beiden — Du weißt — sie war ein wildes Frauenzimmer, capriciös wie keine, und er war ein toller Bursche — wenn die beiden aufeinanderplatzten, konnte es gerade keine Harmonie geben — eine famose Wette spielt dabei auch eine große Rolle — eine moderne Brunhildenscene — er traf weiter wie sie oder er war der Stärkere."

„Ach ja, jetzt erinnere ich mich — ich habe sie während seiner Abwesenheit öfter gesehen — Donnerwetter — ein bildhübsches Weib — er hatte überhaupt sonst Glück bei den Weibern — he, he — die Geschichte sah ihm so recht ähnlich."

Dann gaben sie den Pferden die Sporen und waren hinter einer Biegung des Weges in den Wald hinein verschwunden.

Der Schwarm hatte sich verlaufen, schnell, wie vorauszusehen — Heinrich war wieder allein. Die Neuheit, sich wieder in dem alten, traulichen Daheim zu befinden, war noch wohlthuend für ihn. Es giebt sich vielleicht jeder gern wieder einmal auf kurze Zeit in alte Verhältnisse zurück, wenn sie ihm auch früher drückend erschienen, nur um des Reizes willen, den eben die Erinnerung leiht; findet man, daß alles geblieben, wie es war, als ob nie die Zeit mit ihrem modelnden Fittich darüber gestreift, und fühlt man, daß man so anders, ganz anders geworden, dann beschleicht uns eine Wehmuth, das Bewußtsein des Pilgerthums.

Er stand am Fenster und schaute hinab über den Schloßhof, fort in die lachenden Felder des Hügellandes und die mit Wald bestandenen Berge. Er war groß, an seinem männlichen Gesichte waren vielleicht nur die Augen schön, um die strahlenförmig bereits einige Falten zitterten. Die straffe Haltung des Kinnes verrieth Energie, ja Trotz. Die Stirn trat schroff hervor, das Haar war dicht und voll; im schlanken Bau der ganzen Gestalt drückte sich männliche Kraft aus.

Heinrich hatte viel erlebt, sich mit dem Leben nach allen Seiten hin herumgeschlagen. Sein wilder Trotz, der früher in seiner Brust gepocht, hatte sich dank der Erfahrungen in ernste Energie umgesetzt.

Digitized by

Er hatte die Menschen kennen gelernt aus allen Ständen, in allen Lagen, sein Blick hatte sich für ihre Schwächen geschärft, ohne daß er das verzeihende Moment dafür gefunden hatte — er war auf dem Wege ein Menschenfeind zu werden, sah allen, denen er die Hand gab, mißtrauisch ins Gesicht. — Dann hatte es ihn wieder gepackt, ihn an diesen Ort gezogen und so war er denn wieder hier. Er wollte versuchen, wie er sagte, den sorgenden Wirth zu spielen, sich seines Besitzes selbst annehmen, die Jahre der Manneskraft noch ausnutzen als Entgelt für die hastig ausgegebenen der früheren Zeit. Er hoffte darin Befriedigung zu finden, seine Felder zu bebauen, unter seinen Arbeitern ein Arbeiter zu sein, vom tollen Schwarm und dem brausenden Flug der Außenwelt verschont, fern von der großen Heerstraße sich einzunisten. Er betrog sich selbst, behaglich würde es ihm wohl nie werden, dazu fehlte ihm zu viel. In sich und für sich. Ein Verlangen, das er nicht gestillt, hatte ihn fortgetrieben, ein Gefühl, sonderbar gemischt aus leidenschaftlicher Liebe, Haß, Bewunderung und Erkenntniß eigener Nichtigkeit. Er war eine jener Naturen, die immer wieder auf denselben Punkt losstreben, wenn sie auch schon die Erfahrung gemacht, daß ihre Kraft bis dahin nicht ausreicht oder die Schranken und Hemmnisse zu groß sind.

Er hatte die besten Vorsätze; er wollte sein Gut selbst verwalten. Er ging gleich am folgenden Tage ans Werk. Am Morgen ließ er den Verwalter zu sich kommen. Ein junger Mann von angenehmem Aeußeren trat zu ihm ein. Er fragte ihn nach verschiedenen Einzelheiten der Wirthschaft, nach dem Stand der Ernte, des Viehes, nach nothwendigen Verbesserungen der Gebäude und Geräthe. Zum Schluß sagte er:

„Ich bitte, mich jetzt immer genau von allem zu unterrichten; ich werde jetzt länger hier bleiben und auch selbst in die Verwaltung eingreifen — ich rechne dabei auf Ihre Unterstützung."

Dann musterte er die Höfe und Stallungen, ging durch den Park am Weiher entlang, an dessen anderem Ufer sich der langgestreckte Bau des alten Schlosses hinzog. Er fand die Stätten wieder, wo er als Knabe herumgetummelt, als heranwachsender Jüngling geträumt; alle seine Lieblingsplätze suchte er wieder auf. Es war alles so geblieben, wie er es verlassen. Nur an den Menschen war die Zeit nicht spurlos vorübergegangen, der alte treue Isidor, sein „Schloßwart", hatte schneeweißes Haar bekommen, seine muntere Dirne, die blonde Liese, war groß und hübsch geworden, die den Herrn mit scheuem Blicke maß, als habe sie Furcht vor ihm.

Am Nachmittag ließ er seinen Hengst satteln und ritt auf den bekannten Wegen durch seine Felder. Bei seinen Arbeitern hielt er an und ließ sich mit dem die Aufsicht führenden Verwalter, der auf ihn zugekommen, in ein landwirthschaftliches Gespräch ein. Dann ritt er weiter. Unwillkürlich schlug er den Weg ein, der zu dem Schloß da drüben führte, wo Sie gehaust. Ob sie noch lebte, noch dieses Leben führte, wie früher? — Da wühlte er wieder in seinen Erinnerungen.

Der Weg stieg etwas an, oben verlor er sich in den Wald. Das Rauschen der Wipfel klang leise herüber, vereinzelte Bäume standen

Digitized by Google

am Wege, die hellen Sonnenflecke spielten im grünen Rasen am Rain. Der Hengst wieherte und warf den Kopf zurück. Wie Heinrich eben scharf um die Ecke des Waldes biegen wollte, rollte ein Wagen hervor. Eine Dame und ein Herr saßen darin. Sie hatte sich wohlig in die Kissen zurückgelegt, der Sonnenschirm schützte das schöne Haupt vor den Sonnenstrahlen, die in den braunen Haaren spielen wollten. Heinrich ritt vorbei und grüßte, wie es die gesellschaftliche Sitte erheischte. Der Herr erwiderte den Gruß des Vorüberreitenden mit spöttelndem Lächeln, Heinrich bemerkte es kaum, er blickte nur die Dame an. Sie neigte flüchtig das Haupt, ein stolzer, abwehrender Blick blitzte unter den langen Wimpern auf ihn zu — der Wagen rollte vorüber.

„Das war also die erste Begegnung," murmelte der Reiter und gab dem Hengste die Sporen. Sie flogen unter dichten Zweigen dahin durch den Wald.

Als Heinrich am Abend heimgekehrt, war der Hengst zum Umfallen matt und stand, nachdem sein Herr abgestiegen, vor der Rampe des Schlosses zitternd und schweißtriefend da. Der alte Kastellan, der diensteifrig aus dem kleinen Häuschen getreten war, klopfte dem Thiere auf den Nacken und ließ es in den Stall führen. Dann stieg er selbst hinauf, seinem Herrn nach. Er fand ihn in seinem Zimmer stehen, wieder am Fenster und hinausstarren. Drüben ging die Sonne unter — die purpurrothe Scheibe wollte gerade erlöschen, noch einige Funken blitzen herüber hinter dem Berge, der sich dort erhob und auf seiner Höhe ein Schloß trug — Heinrich mochte wohl dem Sonnenuntergang zuschauen.

„Wieder das alte Spiel — soll das wieder beginnen?" fragte sich der alte Mann, indem er einen forschenden Blick auf seinen Gebieter warf. Da drehte er sich um und bemerkte ihn. Er fragte nach seinem Begehr.

„Gnädiger Herr — der Herr Baron von Grunau war hier — Sie waren just fortgeritten — er hat diese Karte hinterlassen."

„Gieb her!"

„Und dann, gnädiger Herr" — stammelte der Alte.

„Nun?"

„Ich habe noch eine Bitte — verzeihen Sie dem alten Diener, der Sie einst auf dem Arme getragen, schon in Ihres Vaters selig Dienste. —"

„Gut, gut — was hast Du denn also auf dem Herzen?" Heinrichs Auge verlor den finsteren Ausdruck und ruhte mit einer gewissen Freundlichkeit auf den verlegenen Mienen des Alten.

„Ich wollte ergebenst bitten — sich etwas zu schonen — der arme Roland hielt sich kaum noch auf den Beinen — sonst wird man des Lebens hier — wieder überdrüssig und geht davon — und das hat dem gnädigen Herrn nicht wohlgethan."

„Alter Freund, Du bist doch derselbe geblieben — laß gut sein, es wird sich schon geben — alte, treue Seele, wir wollen's versuchen, miteinander fertig zu werden. Beruhige Dich nur — laß Dich von Deinem hübschen Kinde trösten — das Mädel hat sich ja ganz stattlich herausgemacht — sag', hat sie schon einen Freier?"

Der Alte drehte krampfhaft die Mütze in der Hand und stammelte:

Digitized by Google

„Da ist der Herr Verwalter."

„Nun, wir wollen sehen, was sich machen läßt — meinetwegen begieb Dich Deiner Sorgen — es wird schon wieder gehen — so, nun laß mich allein, bitte!"

Isidor ging und entfernte sich nicht ohne noch einen mißtrauisch forschenden Blick auf den Herrn zu werfen. Als Heinrich allein war, las er Rudolfs von Grunau Schreiben. Es war der einzige Gutsnachbar, der mit ihm einst innerlich harmonirte und den er vielleicht einen Freund hätte nennen können. Er schrieb ihm kurz:

„Mein lieber Heinz!

Hast Du schon wieder keine Ruhe gehabt in Deinem Heim? Doch ich begreife den Grund, daß Du Dich entferntest. Es war etwas zu viel für Dich. Ich bitte Dich, mich morgen aufzusuchen. Wir haben uns vieles, vieles mitzutheilen.

In alter Freundschaft

Dein Rudolf v. G."

Rudolf war auch der einzige, nach dessen Gesellschaft er verlangt hätte. Er nahm sich vor, dessen Wunsch zu erfüllen.

Am Abend war Heinrich bis in die Nacht in die Wirthschaftslisten, die der Verwalter hatte herüberbringen müssen, vertieft. Seine Bücherschränke, aus denen er sonst seine geistige Nahrung entnommen, ließ er unberührt. Der alte Isidor, der noch einiges für ihn besorgt hatte, sagte, als er wieder in sein trauliches Stübchen trat, wo Liese, seine Tochter, und der junge Verwalter bereits am Tische saßen und bei seinem Eintreten erschreckt die rothen Köpfe hochstreckten, mit verstohlenem Lächeln: „Kinder, ich glaube, es wird wieder mit unserem Herrn!" — Dann wischte er an den Augen herum — er hatte jedenfalls zu viel Schnupftabak genommen, meinte er.

Der folgende Tag fand Heinrich auf Grunau. Rudolf war ihm eine Strecke entgegengeritten und hatte ihn mit echter Herzlichkeit begrüßt. Das machte auf ihn einen guten Eindruck.

„Sag 'mal, alter Junge," sagte Rudolf, als sie beide beisammensaßen, „was hat Dich denn wieder hergeführt von Deiner Weltwanderung in diesen stillen Erdenwinkel — hast doch wohl satt das ewige Herumschweifen und von fremden Tischen essen, wo der eigene stets für Dich gedeckt stand?"

„Nun, Rudolf, die alte Wahrheit — echter Reiz liegt eben nur im Wechsel — ein jeder Mensch soll einmal ein bischen Ahasver spielen, dann wird er schon Genuß an der Ruhe finden — manche kennen es sonst kaum."

„Mich soll's wundern, ob Du es aushalten wirst — ich glaube, das steckt Dir im Blute — ein stetes Vorwärtsdrängen, nicht Genüge haben am Errungenen — ich sitze hier ganz behaglich auf meinem Nest; — doch — um auf einen delikaten Punkt zu kommen — hast Du die Komtesse schon besucht?"

„Rudolf — ich? Nein — das ist vorbei!"

„Sie war wie toll nach Deiner Abreise, so hat mir wenigstens ihr Vetter erzählt — der Junge steckt immer noch in ihren Schlingen, trotzdem sie ihn gerade nicht ermuthigend behandelt — sie ist mir

Digitized by Google

immer räthselhaft vorgekommen — ihr Betragen nach Deiner Abreise — dann, als Du fort warst. — Sage 'mal, Freund, liebst Du sie?"

„Rudolf!"

„Ich glaube fast, ihr Herz hat für Dich geglüht — immer, auch jetzt noch."

„Nein, das weiß ich besser — ja, das Weib hat es mir angethan — einmal zum höchsten begeisternd, zur wildesten Leidenschaft entflammend — dann wieder kühl und stolz bis ins innerste Herz hinein — doch ich habe ihr damals weh gethan, das mußte ihr stolzes Herz erzürnen."

„Ja, was war das eigentlich für eine Geschichte? Du weißt — ich hatte mich damals von Deinen tollen Genossen zurückgezogen, es war mir etwas zu arg geworden — ich war also nicht dabei, habe nur einige dunkle Andeutungen gehört."

„Nun, das rein Aeußere ist bekannt genug gewesen. Also höre. Wie Du wissen wirst, war ich damals — vor vier Jahren — ein wilder Bursche. Nichts schien mir schwer genug, nichts hoch genug, es als Zielpunkt meiner Kräfte und Wünsche zu nehmen — da tauchte das sonderbare Weib auf, hier in unserer Gegend, man erzählte Wunderdinge von ihr — sie sollte eine reine Walküre sein, unbezwinglich, unnahbar, auf schwarzem Hengst durch die Wälder jagen, mit Waffen kämpfen, wie ein Mann, und was der Tollheiten und Albernheiten mehr waren. Ich habe es nie geglaubt.

Eines Tages saßen wir wieder an vollen Tischen. — Meine Kumpane kamen wieder auf meine sonderbare Nachbarin zu sprechen, die da einsam auf ihrem Schlosse hauste, und hänselte einen aus ihrer Mitte — ich glaube ihr Vetter Kurt war es — damit, daß es ihm nicht gelungen, die harte Veste zu nehmen, trotz seiner aufgewandten Liebenswürdigkeit. Mehr erfuhr ich nicht. Ich war an dem Abend sehr aufgeregt wie selten — kurz — ich springe auf den Stuhl und rufe ihnen zu: „Ich werde sie Dir bändigen, diese Brunhild — nehmt ihr diese Wette an?" Sie jauchzten mir zu. So kam's.

Am folgenden Tage wußte ich kaum noch davon. Sie erinnerten mich daran. Ich ritt hinüber. Ich that, als ob ich der Gutsherrin dort meinen Besuch als Nachbar machen wollte. Als wenn's gestern geschehen, so stehen mir die Dinge alle noch in der Erinnerung. Ich wurde abgewiesen, sie wäre nicht daheim. Das machte mich schon ärgerlich. Am folgenden Tage war ich wieder da, sie nahm meinen Besuch an. Sie wohnte herrlich, ihr Besitzthum ist vielleicht das schönste unserer ganzen Gegend, Du kennst es ja, das alte Schloß, mit dem mächtigen Park voller Riesenbäume, der Blick weit hinein ins Land bis zu den Bergen hinüber.

Sie war im Park, als ich sie zum ersten Male sah. Ein Götterweib, groß, schlank, breit in den Hüften, breit in den vollen, weichen Schultern. Ihr spielten die Sonnenstrahlen in den dunkelbraunen Haaren, einzelne goldene Fäden spinnend. Und diese Augen — das war wilde Glut, Kraft, Leidenschaft — der Mund — süße, hinsterbende Ergebung — ich kann sie Dir nicht schildern, da geh' zu den Poeten, die können's vielleicht.

Sie bat mich um Entschuldigung, daß sie mich hier empfange und

Digitized by Google

nicht in ihrem Salon. Das könnte mir nur recht sein, war meine Antwort.

„Gut," sagte sie, „dann wollen wir uns unsere eigenen gesellschaftlichen Gesetze machen." — Sie wußte mich sodann in ein interessantes Gespräch zu ziehen, ich mußte ihren Geist bewundern. Ich stand anfangs da vor ihr, wie einer, der nichts, gar nichts hat, während sie mit reichen Händen austheilen konnte. Da kam mir schon ein Ekel an vor meinem wilden Leben.

Als ich nach Hause kam, wollte man wissen, wie weit meine Wette gediehen. Ich gab karge Antworten. „Hoho, sie hat schon wieder einen bezwungen, einen gefangen!" rief man mir zu. Ich ließ die Spötter spotten. — Ich kam öfter zu ihr herüber. Da begann's. — Ich hatte sonst leichtes Spiel gehabt, hier wurde es mir schwer. Ich wurde in Bann genommen, mein Stolz bäumte sich dagegen, meine Liebe riß mich wieder hin — ich liebte dies Weib leidenschaftlich. Ich weiß nicht genau, ob sie mit mir gespielt hat, bald zog sie mich unwiderstehlich an mit dem Blick dieser Feueraugen, bald stieß sie mich zurück, wo mein Herz ihr gerade am wärmsten entgegenschlug. — In ihr lebte ein leidenschaftlicher Protest gegen die Gesellschaft, der moderne Mensch hätte mit seinem modernen, langweiligen Gesellschaftskleid, das er angelegt, alle echte Leidenschaft abgelegt — das sei hohle Unnatur. Wir begegneten uns darin. Sie hatte niemanden auf der Welt, wie ich, wir waren beide schon lange verwaist. — Es waren schöne Tage, trotzdem ich mich ihr, ihr allein gern unterwarf. — Da stichelten die „Freunde" wieder. So geschah es denn.

Eines Tages war sie wunderbarerweise wie umgewandelt, sie kam mir entgegen, ihr Stolz war geschwunden, eine gewisse Schwermuth hatte sich ihrer bemächtigt. Und doch brannten mir die dunklen Augen tief in die Seele. Wir ritten aus. Im Walde machten wir Rast. Wir stiegen ab, ich half ihr vom Pferde. Sie setzte sich auf einen großen, moosbewachsenen Stein. Ich stand vor ihr. Wie's eigentlich kam, weiß ich nicht mehr — ich war vor ihr ins Knie gesunken — sie zog mich zu sich auf, ihr warmer Athem streifte mich, ich preßte sie fest in meine Arme, unsere Lippen brannten aufeinander — die dunklen Augen leuchteten mir selig entgegen — da raunt mir eine tolle Stimme in meinem Innern etwas zu aus der Erinnerung und ich, Narr des Schicksals — rief in meiner Trunkenheit:

„Du stolzes Weib — endlich hab' ich Dich bezwungen!" — Da riß sie sich los und schleuderte mich mit Macht zurück. Wie eine Rachegöttin stand sie da. „Gehen Sie, Herr, gehen Sie zu den Buben — und erzählen Sie's ihnen! — Also doch!" — Eine Thräne funkelte ihr in den Augen, sie biß sich auf die Lippen — ich wollte auf sie zustürzen — ihr drohender, eisiger Blick warf mich zurück. — Bald stand ich allein da — ich Narr. — Und das sollte sie nicht verletzen, bis in das innerste Herz treffen!

Drauf war das erste, was ich that: ich bat meine Freunde, mich allein zu lassen. Sie zogen ab. Ich machte den Versuch, sie in ihrem Schlosse anzutreffen. — Ich schrieb ihr verzweifelte Briefe — sie kamen uneröffnet wieder zurück — sie verreiste. — Da merkte ich denn

Digitized by Google

erst, wie sehr ich sie liebte — ob sie's gethan aus voller Seele — ich weiß nicht — vielleicht."

Er schwieg und starrte in den blauen Duft der Cigarre. Rudolf riß ihn aus seinem Brüten.

„Ja, Heinrich, sie liebte Dich, sie — wußte alles — Deine Wette Deine tollen Worte, ihr Vetter, zu Tode eifersüchtig auf Dich — hatte' es ihr verrathen. — Das ist's, was ich Dir sagen wollte."

Heinrich sprang auf. „O, ich Narr, ich Narr! — Ja, dann habe ich mein Geschick verdient — ich glaubte — auch sie wollte mit mir spielen, und doch war es nur die Kenntniß dessen, was ich mir in einer wilden Laune vorgenommen, was ihr zu ihrem räthselhaften Betragen Anlaß gab. O, jetzt verstehe ich erst, was ich verscherzt, was ich verloren für immer! Rudolf, hilf mir oder ich gehe wieder durch, fort — fort von hier — ich rasender, verblendeter Narr!"

Rudolf suchte ihn zu beruhigen, vielleicht dächte sie jetzt anders, hätte sich ihr gerechter Zorn gelegt.

„Nein, nein," wehrte er ab, „sie ist eine stolze Frauenseele — ich an ihrer Stelle würde einen Menschen wie mich aus meiner Nähe jagen — mir ekelt vor mir selber, o, hätte ich das ahnen können — nein, ich reise morgen wieder, sie soll mich nicht treffen — ich bin ihr gestern schon begegnet, ihr Blick war kalt wie Eis. Laß sein, es ist gut so."

„Glaubst Du nicht, daß auch sie dabei furchtbar gelitten, sie hat Dich wirklich geliebt, liebt Dich noch. Willst Du Gründe hören? — Gut, noch heute ist sie frei, sie hat ihr wildes Leben sofort nach Deiner Abreise eingestellt, ist eine Frau unter Frauen. Sie lebt einsam und verschlossen. Der Skandal mußte sie doppelt empören, als er ruchbar wurde; die Nachbarn haben sie mit dem Spottnamen „Brunhilde" beehrt — sie hätte diesen Ort längst verlassen, nichts könnte sie hier fesseln, wenn sie nicht auf Dich gewartet hätte — natürlich, ihr Stolz bäumte sich hoch, damals, gerade einer Natur wie der ihrigen mußte Dein Betragen die schmerzlichste Wunde schlagen."

„Ach, laß mich nicht länger in dem alten Kram wühlen, laß mir meinen Roland satteln."

„Heinrich! — versprich mir wenigstens, noch einige Tage."

„Ich verspreche nichts — bitte, laß mich — ich habe nothwendige Geschäfte."

„Na, dann gehe, Du alter Trotzkopf, ich traue Dir auch allein zu, daß Du weißt, was Du hier einzig zu thun hast — mir liegt ja nur Dein Glück am Herzen."

Roland stand gesattelt am Thore und scharrte ungeduldig am Boden. Ein schwacher Donner klang herüber, schon machte sich der Wind in den Wipfeln der Bäume bemerkbar. Heinrich sprang auf und reichte dem Freunde die Hand.

„Du, höre," sagte jener, „da steigen mir drohende Wolken auf, bleib lieber hier, bis es vorüber."

„Ich werde mich doch vor einem Tropfen Wasser nicht fürchten, Du scherzest wohl, Rudolf!"

„Noch einmal, Du weißt, was Deine Pflicht ist, ihr und Dir ge-

Digitized by Google

genüber, Du wirst den starren Sinn beugen — ich kenne Dich, mein alter Junge! Leb wohl!"

„Leb wohl!"

Rudolf grüßte noch einmal, dann verschwand er den Blicken des Reiters.

Dunkle Wolken standen am Himmel, Heinrich wählte den kürzeren Weg durch den Wald. — Es wurde finsterer, der Abend nahte, die Donner kamen näher, schon zuckten Blitze durch die Aeste, schon brauste der Sturm in den Zweigen. Er achtete nicht darauf, ihm war es recht so, das war die beste Begleitung zu der Stimmung, die in seinem Innern wühlte. Er ritt ruhig weiter. Da, ein greller Blitzschlag ließ sein Pferd erbeben. Roland wurde immer ängstlicher, er wollte nicht weiter. Heinrich stieg ab und zog das Pferd an den Zügeln nach. — Jetzt öffnete der Himmel seinen Schoß, Blitze zuckten nieder, der Regen goß in Strömen herab.

„Immer nur zu!" murmelte Heinrich, der Sturm wühlte in seinen Haaren. Er merkte, daß er vom Wege abgekommen. Er bahnte sich mühsam durch das Gestrüpp, Roland konnte ihm kaum folgen. So zog er wieder eine Weile durch den Wald, grelle Blitze zeigten ihm den Weg. Endlich lichtete sich der Wald, die Baumreihen wurden dünner. Er trat auf eine freie Stelle, rechts ging es bergab. Sein Roland sträubte sich ängstlich schnaubend hinabzusteigen. Da schlug er den Weg am Rande entlang links ein.

Kurz darauf schimmerte Licht durch die Zweige, er mußte trachten unter Dach und Fach zu kommen; dort eine menschliche Wohnung. Roland schnob mit den Nüstern und wieherte laut. Hundegekläff antwortete. Dann tauchte ein großes Gebäude auf, scharf zeichneten sich seine düsteren Massen vom offenen Himmel ab, wenn die Blitze herabfuhren. Da durchzuckte Heinrich eine plötzliche Wahrnehmung — hier die Löwen am Thore mit offenen Rachen, der bemooste Brunnen mit der wasserspeienden Sphinx, dort die mächtige, uralte Eiche, zu ihren Füßen die lauschige Bank, dahinter das Försterhaus bis oben von Epheu grün umsponnen — das war das Schloß Hildas, der „stolzen Brunhild".

„Da hast Du mich recht geführt, mein Roland!" sagte er und klopfte dem Pferde auf den schlanken Nacken, das dann den Kopf ihm auf die Schulter legte.

Er stand am Portal. Sollte er Einlaß begehren — im Forsthause war alles todt — nur dort drüben brannten Lichter — in ihren Zimmern und unten. Er zog die Glocke, sie gab einen schrillen Ton, vom Sturme rasch verweht, ein wüthendes Hundegebell ließ sich vernehmen. — Schlürfende Schritte nahten, die Gitterthür öffnete sich, kaum konnte Heinrich die Frage nach seinem Begehr vernehmen, so brauste es in den Zweigen der Bäume. Er antwortete, er hätte sich im Unwetter verirrt, bäte um ein Unterkommen für ein paar Stunden. Der Diener musterte ihn — die ganze Haltung des Ankömmlings, sein edles Pferd mußte ihm wohl imponiren; er ließ sie ein und bat Heinrich, einige Augenblicke zu warten, er wollte es der Herrin melden. — So stand denn Heinrich unter dem Vorbau des Schlosses, vor dem Thor Hildas, Einlaß begehrend.

Digitized by Google

„Sonderbare Führung — gut, ich nehme die Weisung an — ich muß Gewißheit haben, sonst treibt's mich wieder fort — und wenn sie mich abweisen läßt? Ich hatte bisher stets das Geschick, den rechten Augenblick zu verpassen — sollte es wieder sein — so werde ich rasend — wie die Wolken jagen vom Sturm gehetzt, wie der tolle Bursche die Fichten packt, wie sie sich beugen, die stolzen Gesellen — wie mein Sinn sich beugt im Sturm der Leidenschaft — ja, ich werde mich beugen, Hulda — Brunhild — Du warst doch die stärkere."

Der Diener kam wieder. Seine Herrin sei erfreut, das Gastrecht zu üben, er möge ihr folgen. Er übergab das Pferd einem zweiten, der mit ihm gekommen. Dann schritt er voran die Treppen hoch. Heinrich kannte diese Räume; jeder Platz, jedes Bild muthete ihn an, wie ein alter Bekannter, den man plötzlich wiedersieht. Das waren Zeugen einer glücklichen Zeit für ihn — er hatte sie verscherzt. — Der Diener öffnete eine Thür, er möchte hier etwas ausruhen, vielleicht brauchte der Herr seine Dienste. — Später ließ ihn die Herrin zu sich bitten.

Sie standen sich beide gegenüber — die Thür hinter ihm schloß sich wieder. Es war in ihrem traulichen Gemach. Sie stand am Tisch, hatte mit der einen Hand den Sessel gepackt, die andere streckte sie wie abwehrend aus. O, wie war sie schön geworden; in den Augen loderte wilder Zorn, die ganze Haltung drückte beleidigte Majestät aus; die weißen Zähne nagten an der Unterlippe. Das lange, braune Haar floß ihr auf die Schultern. Sie stand hochaufgerichtet da, die Ampel goß hellen Glanz auf die herrliche Gestalt.

Er wäre auf sie zugestürzt, ihre Haltung bannte ihn an der Thür. Ein Moment — dann näherte er sich ihr.

„Gnädige Komtesse, verzeihen Sie — ich war gezwungen."

„Ah, Sie haben sich also zwingen lassen, mein Herr!" — Er verstand den eisigen Hohn. — „Offen gestanden, ich wußte nicht, daß Sie es waren, der mein Gastrecht in Anspruch nehmen wollte. — Daß Sie es wagen würden, noch einmal in meinen Kreis zu treten — daß Sie ihr herrliches Werk noch krönen würden. — Sie haben Muth, mein Herr, sicherlich — und Kraft und Stolz — vor allem echten Mannesstolz!"

„Reden Sie nicht so, Hilda — heute war es freilich Zufall — ich habe ihn gern ergriffen — ja, ich wäre sonst aus eigenem Antrieb noch einmal zu Ihnen gekommen — ich habe noch vieles gut zu machen, an mir — an Ihnen."

„Brechen wir die Unterredung ab — sie ist mir peinlich — ich kann Sie als unfreiwillige Wirthin weder ersuchen mich zu verlassen, noch selbst gehen — aber Sie wenigstens bitten, mich mit den Ergüssen Ihres Gefühls zu verschonen — das ist vorbei — das war Verblendung — die erste in meinem Leben und die letzte."

„Nein, Hilda, es war keine Verblendung, es war Wahrheit, lautere, echte Wahrheit — ich liebte Dich, wahr und wahrhaftig." — Er wollte sich ihr wieder hastig nähern. Sie wehrte ihm ab.

„Soll die alte Komödie wieder beginnen — glauben Sie, die Rollen seien wieder so schön vertheilt wie damals? — Sie machen mir die Gastfreundschaft sehr schwer, Herr von Strandberg!"

Digitized by

„Hilda! Sehen Sie, was ich geworden bin — ich will mich zwingen, ruhig zu sein — was die Erkenntniß meines Unrechtes aus mir gemacht. Ja, ich habe Sie beleidigt — ich verstand Ihren Stolz, zu spät, zu spät — ich bin einsam geworden, was konnte mir der Schwarm bieten? Ich suchte meinen Schmerz zu betäuben. Wenn sich auch mein Herz zusammenkrampfte, vielleicht war es heilsam für meinen Geist, es hat vielleicht das geweckt, was in mir schlummerte, meine Thatkraft, den Sinn für die Allgemeinheit und Bewußtsein meiner Pflicht ihr gegenüber. — Doch das waren ja nur Surrogate für die einzige Befriedigung, nach der mein Herz dürstete — ich will's zugestehen — eine Betäubungsmethode, eine Begeisterung, in die ich mich hineinlog — um zu vergessen, daß ich mein Lebensglück selbst zertrümmert hatte."

„Ein starker Mann sein und so klagen!"

„O, dann haben Sie nie gefühlt, wie der stärkste auch am stärksten der Leidenschaft ausgesetzt ist — nur die hohen Wipfel werden vom Sturm geschüttelt — doch lassen wir das — Sie könnten es aber doch verstehen — ich glaubte damals — auch Sie hätten mit mir gespielt — und so kam's — ich will die Wahrheit sagen, bevor ich wieder gehe, und dann für alle Zeit."

„Ich, gespielt! Wenn Sie wüßten, wie mir oft zu Muthe gewesen, da mich mein Herz zu Ihnen zog — damals, damals — und mein Verstand mir sagte: du bist nur der Spielball seiner Launen, das Objekt einer elenden — Wette. — Mein Vetter Kurt hatte mir alles entdeckt — er war dabei, wie Sie auf mich, wie auf einen elenden Klepper — einen Preis setzten. Das hat mich wieder von Ihnen getrieben, mich vor Ihnen mein Herz verleugnen lassen — es war kein Spiel — nein — echte, warme Natur. Dann glaubte ich wieder, Sie hätten eine leidenschaftliche Zuneigung zu mir gefaßt, kämen mir entgegen — ich gab mich einst hin, deckte mein Innerstes auf — und da kam dieser Hohn, da endlich zogen Sie erst die Maske ab. — Sie hatten gewonnen, o, wäre ich da ein Mann gewesen."

„Ja, ich hatte gewonnen, aber es hat mich viel gekostet, ich habe unendlich dabei verloren. — Hilda! Wir haben beide geirrt — ich gab die Schuld — vergiß — verzeih!"

Sie wehrte mit der Hand ab.

„Herr von Strandberg — es ist genug der Possen — lassen Sie mich." Ihre großen Augen loderten in düsterer Glut. Sie wandte sich weg.

„Du hast gar kein Recht, Du stolzes Weib, mich von Dir zu treiben wieder hinaus in die Welt, wo es mir ohne Dich zu öd und zu eng wird — Du hast kein Recht, Dich und mich — ja, gesteh' es, Du fühlst es, mir sagt es Dein Auge, Dein zuckender Mund — einem leeren Leben preiszugeben. Hilda! Du liebst mich, wie ich Dich — ich bekenne Dir offen mein Unrecht — es war ja nur eine wilde Freude, Dich in meinen Armen zu sehen, aber nur aus Liebe zu Dir, Dir endlich den Mund küssen zu können — vergifte Dir nicht Dein Leben — sei mein! Gieb nach, bezwing Dich vor dem stärkeren — dem geliebten Mann!" — Er nahm sie an der Hand. Sie riß sich los. Eine mächtige Erregung zitterte ihr durch den schlanken Leib.

Digitized by Google

Er sprach weiter, wie in trunkener Begeisterung: „Wehre Dich nicht — ich führe meine Waffen gut, dagegen schirmt Dich keine Brünne, keine Wehr — Hilda! sei mein! — laß ab, es hilft Dir nicht!“

Sie wandte sich wieder um, eine süße Angst schaute ihr plötzlich aus den Augen. Doch noch hob sie den Arm abwehrend hoch. Da wandte er sich.

„Gut, so gehe ich wieder — Du wirst mich nie mehr sehen — ich thue Dir den Willen. — Leb wohl, für immer!“

Er stand an der Thür, noch einmal blickte er zurück. Sie rief ihm zu sich:

„Heinrich, Heinrich, hier, ich ergebe mich — Du hast gesiegt!“

Er stürzte zu ihr hin und riß sie in seine Arme.

„So halte ich Dich, Du Stolze — durch diesen Kuß weihe ich Dich zu — meiner Herrin!“

Sie begrub ihr flammendes Gesicht an seiner Brust.

„Hilda, hast Du mir vergeben?“

„Alles, alles, Heinrich.“

Die dunklen Augen sahen zu ihm ernst empor. Ein glückliches Lächeln legte sich um die stolzen Lippen.

Digitized by Google

Karl von Braunschweig und die Nemesis.

Eine episodische Figur eines Revolutionsdramas schritt in unserem Jahrhundert über die Weltbühne, spielte aber seine Rolle unwürdig und ging theils durch eigene Schuld, theils durch das Verhängniß noch unwürdiger unter. Es war ein Mann, der Großes hätte leisten können; allein die Erziehung hatte ihn verpfuscht und ihm eine verfehlte Existenz bereitet. Er ging unter an Größenwahn, den er sich selbst bereitete und in Unehre. Karl war der erstgeborne Sohn des heldenmüthigen, bei Waterloo gefallenen Herzogs Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Oels und dessen Gemalin Marie Elisabeth, Tochter des Erbprinzen Ludwig von Baden, und geboren den 30. Oktober 1804. Der andere Sprößling der älteren Linie des Hauses der Welfen ist der kürzlich verstorbene Herzog Wilhelm, geboren den 25. April 1806, des vorigen Bruder.

Der junge Karl wuchs ebenso wie sein Bruder ohne Eltern und ohne Erziehung auf. Der Vater war im Jahre 1815 gestorben, die Mutter schon 1808. Mutterlos wurde er in der Welt umhergeworfen, nach Schweden zu seiner Tante, der Königin, nach Karlsruhe zu seiner Großmutter, wieder nach Schweden und nach England zu seiner Tante, der Königin Karoline.

Der Vater Karls hatte in seinem Testamente bestimmt, daß einst König Georg IV., dessen Vormund, und der Graf Münster sein Erzieher und Vertrauensmann werden sollte.

Derselbe gab dem Prinzen Karl den Kammerherrn von Linsingen, einen seiner hannöverschen Verwandten, zum Oberhofmeister, der ihn aber nicht zum Guten führte. Als Lehrer des Prinzen fungirten der englische Geistliche Thomas Prince und nach diesem der Mathematiker Eigner. Der letztere begleitete ihn auch 1819 nach Lausanne, wo er sich für die französische Mode vorbereiten sollte.

In Lausanne aber entwickelten sich in dem sechzehnjährigen Prinzen die beunruhigenden Neigungen, wie man es schonend genannt hat, ein

Digitized by Google

Hang zu lüderlicher Gesellschaft und zu zügellosen Ausschweifungen. An die Erwerbung von Kenntnissen wurde nicht gedacht. Das Verhältniß des Prinzen zu seinem Oberhofmeister wurde immer gespannter, da dieser ihn öffentlich zurechtwies, höhnisch verlachte und zu sklavischem Gehorsam anhielt. Selbst in der Auswahl der Speisen hatte der Prinz keine Freiheit, ein Brödchen mit Fleisch zu essen, ward ihm z. B. anbefohlen und dergleichen lächerliche Kleinigkeiten mehr. War dann Karl nicht bei Appetit, so wurde ihm auch dieser ankommandirt. Es kam auch vor, daß der künftige Souverän Stubenarrest erhielt — bei Wasser und Brod. Da sehnte er wohl seinen achtzehnten Geburtstag herbei, der solchen Kränkungen und Chikanen ein Ende machen sollte.

Mittlerweile starb seine Tante, die Königin Karoline, unter heftigen Schmerzen, nachdem sie am Abend vorher noch im Drury-Lane-Theater gesessen hatte. Das Gerücht sprach von einer Vergiftung durch des Königs Hand.

Von nun an lag dem Prinzen nichts mehr im Sinn, als die Großjährigkeitsfrage. Was sein Herz quälte, das berichtete er alles getreulich seiner Großmutter in Karlsruhe, und diese gab ihm den geeignetsten Rath, sich direkt an seinen königlichen Vormund zu wenden und ihm seine traurige Lage vorzustellen.

Anfangs wollte sich Georg IV. auf nichts einlassen, vielmehr ließ er seinem Mündel durch den braunschweigischen Minister von Alvensleben anzeigen, daß er erst mit einundzwanzig Jahren mündig werden sollte. Als aber Herzog Karl einen geharnischten Brief an ihn richtete und kühn protestirte, gab der König nach, und befreite ihn wenigstens von der Herrschaft des Oberhofmeisters.

Im August 1822 ging der Prinz unter Führung des Obersten Dörnberg nach Wien, wo ihn Metternich freundlich aufnahm, der sich für ihn beim König verwendete, so daß ihm die Volljährigkeit nach einem Jahre zugesichert ward.

Herzog Karl wurde am 23. Oktober im Jahre 1823 wirklich für volljährig erklärt und hielt als Regent seinen Einzug in der Stadt Braunschweig. Das Volk jubelte ihm zu.

Er war von mittlerer Größe und schlank, mit sehr weichen Gesichtsformen und abfallenden Schultern versehen, und äußerst sorgfältig in seiner Kleidung und Frisur. Er war ein schöner Mann mit hellblauen Augen, hervorstehender Nase und kleinem Munde. Das Haar trug er stark aufgebauscht, stark parfürmirt und nach der damaligen französischen Mode. Stets zur Unruhe geneigt, hatten seine Bewegungen etwas hastiges und excentrisches. Dabei kamen ihm seine hohen Stiefelabsätze sehr zu statten, die seiner Größe einige Centimeter zusetzten und seinen zierlichen Fuß mehr zur Anschauung brachten. Außer der Ruhe fehlte ihm auch die äußerliche Würde. Die militärische stramme Haltung ging ihm ab, trotzdem ihn die Braunschweiger Jägeruniform gut kleidete.

Karl hielt sich in seiner souveränen Eitelkeit für ein Genie, für einen großen Regenten, dem Braunschweig zu klein war, für einen Staatsmann à la Metternich. In diesem Gefühle verachtete er sein Volk und sein Land und suchte sich an Vergnügen zu entschädigen,

Digitized by Google

die ihm leichtsinnige Frauen und fahrende Stutzer bereiteten. So hatte er die Sängerin Betty Dermer zu seiner Maitresse en titre erhoben. Die gutmüthige Wienerin ward nun auch der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit bei dem Hoftheaterpersonale, und das machte den Herzog eifersüchtig auf sie. Er erklärte ihr seinen Unwillen, und sie versprach ihm, mit allem einverstanden zu sein. „Was?" sagte er, „wie können Sie wagen Ihr Einverständniß zu erklären? Nicht, wie Sie wollen, nein, nur weil und wie ich will — ich, der Souverän des braunschweigischen Landes."

Im Jahre 1824 reiste er aus Vergnügungssucht nach Italien, ging später nach Hamburg, wo er durch seine Unsittlichkeit Anstoß erregte, und 1825 nach England, wo er ein Mädchen entführen ließ, das ihn nach Braunschweig begleitete und mit ihm in einem intimen Verhältnisse lebte, bis er sie als Mutter eines Kindes hartherzig verstieß.

Nach seiner Rückkehr aus England im Frühjahr 1826 wurde der Geheimrath Schmidt-Phiseldek, das Hauptorgan der vormundschaftlichen Regierung, mit welchem er höchst unzufrieden war, auf sein Ansuchen entlassen. Um sich gegen die Nachstellungen des erzürnten Herzogs zu sichern, entfloh Schmidt mit seiner Familie in einem Miethswagen nach dem benachbarten Hannover, wo ihn der Vize-König Herzog von Cambridge, mit offenen Armen empfing und zum Geheimen Rath beförderte.

Der Herzog aber schickte ihm einen lächerlichen Steckbrief nach und ließ gegen ihn eine Untersuchung wegen Hoch- und Landesverrathes einleiten. Auch das Wappen des Verräthers wurde auf Allerhöchsten Befehl auf dem Markte zu Braunschweig öffentlich verbrannt. Die Leute lachten natürlich darüber.

Nun entspann sich der Streit zwischen den feindlichen Brüdern von Hannover und Braunschweig — und seinen getreuen Landständen.

Am 10. Mai 1827 erließ er die landesherrliche Verordnung, kontrasignirt von dem Geheimrath von Schleinitz, daß alle in der Zeit von 1815 bis 1821 gefaßten Regierungsbeschlüsse und Verordnungen, soweit sie sich auf sein Regentschafts- und Eigenthumsrecht bezögen ohne alle rechtliche Verbindlichkeit seien.

Diese Verordnung hatte zur Folge, daß zwischen Hannover und Braunschweig viele Schriftstücke ausgewechselt wurden, Broschüren und Pamphlete erschienen, welche den Haß auf beiden Seiten schürten.

Während dieser Streitigkeiten hatte der junge Herzog im Juni 1827 seinen Gönner, den Fürsten Metternich, in Wien aufgesucht. Welche Rathschläge derselbe seinem Zögling gegeben, geht zur Genüge daraus hervor, daß der Herzog Karl nach seiner Rückkehr aus Wien nur noch streitsüchtiger und übermüthiger als jemals ward. Er verdrängte nach und nach sämmtliche Mitglieder des von der vormundschaftlichen Regierung eingesetzten Ministeriums aus ihren Stellen und setzte willige Werkzeuge seines despotischen Sinnes ein.

Nachdem das Maß der Beleidigungen und Beschimpfungen erschöpft war, verklagten die streitenden Theile einander beim Frankfurter Bundestag.

Alle Hilfsquellen des Staates wurden, nachdem des Herzogs

Digitized by Google

verfassungsmäßige Einkünfte erschöpft waren, zur Befriedigung seiner Liebhabereien verwendet. Geld brauchten seine Günstlinge, Geld seine Maitressen. Da war eine geschiedene Gräfin Görtz-Wrisberg, eine geborne von Staff aus Weimar, wo ihr Vater bei Hofe als Landoberjägermeister fungirte, über Hildesheim nach Braunschweig gekommen. Sie war nicht mehr jung und schön, gefiel aber dem Herzog, da sie einen starken Hang zu Liebesabenteuern und einen nicht minder starken zu politischer Intrigue hatte. Sie liebte es besonders, Skandalosa aus Weimars Glanzzeit zu erzählen und namentlich verbreitete sie über die Herzogin Amalia die abenteuerlichsten Geschichten, die man gern anhörte, ohne sie zu glauben.

Rachgierig verfolgte er aber jeden, der sich sein Mißtrauen zugezogen hatte. Eine geheime Polizei ward in Thätigkeit gesetzt, ein sogenanntes schwarzes Buch eingerichtet. Auch mit seinen Günstlingen zerfiel der Herzog gewöhnlich in kurzer Zeit und verfolgte sie dann auf gleiche Weise. Die Begierde, seine Schätze zu mehren, stieg um so höher, als der günstige Erfolg, den sie fand, der einzige Trost bei den Qualen war, die ihm seine übrigen Leidenschaften bereiteten. Auch schien er in ihnen seine letzte Zuflucht für die Zukunft zu sehen.

So standen die Sachen in Braunschweig, als er im Januar 1830 Amüsements halber nach Paris reiste. In Frankfurt beim Bundestag hoffte er, werde Metternich alles in Ordnung bringen.

Mit einer zahlreichen Damengesellschaft fuhr er in seinem Reise- und Schlafwagen, an welchem er raffinirt ersonnene Ein- und Vorrichtungen hatte treffen lassen, munter ab.

In Paris brach alsbald die Juli-Revolution aus. Er eilte nach Brüssel, von hier nach Braunschweig. Der Bundestag hatte bereits die Exekution gegen den Herzog verfügt und Sachsen war aufgefordert, zur Vollziehung desselben zu rüsten.

Es lag etwas wie eine Gewitterschwüle auf der Stadt und dem Lande Braunschweig. Des Herzogs Günstling Bitter, ein ehemaliger Schreiber und nunmehr zum Kanzleidirektor und zum Baron v. Andlau erhoben, hatte sich alle Mühe gegeben, zur Feier der glücklichen Rückkehr des Landesherrn am Abend des 14. August (1830) eine Illumination zu veranstalten; aber es war ihm nicht gelungen.

Der Herzog fuhr fort nach völliger Willkür zu herrschen und das Land zu seiner Bereicherung auszunutzen, wie er sich selbst nicht entblödete, Kostbarkeiten, die zu dem Braunschweigisch-Bevernschen Familien-Fideikommiß gehörten, an sich zu nehmen. Er hatte sich schon für einen Aufenthalt in England vorbereitet; denn er witterte Attentate in Braunschweig.

Es war an einem Dienstag, früh morgens, da versammelten sich zahlreiche Volksklassen vor dem Schlosse. Die Katastrophe rückte immer näher. Schon hinterbrachte man dem Herzog, daß man ihn erschießen werde, wo immer man ihn auch finde.

Jetzt gab Karl Befehl zur Flucht; Sommer, sein in aller Eile ernannter Ordonnanzoffizier, sollte an seiner Seite sein. Beide zogen gleiche Ueberröcke an, und Sommer trug des Herzogs Federhut. Sie stiegen hinter dem Schlosse zu Pferde und ritten davon. Ruhig passirten sie die Allee. Sie kamen bis zum Wall, wo alles ruhig war.

Digitized by Google

Aber am Magnithor hatte sich viel Volk zusammengerottet, weil dort herzogliche Wagen den flüchtigen Herzog aufnehmen sollten. Indeß die Dunkelheit begünstigte ein leichtes Entkommen, und so stieg Karl unangefochten in den ersten Wagen ein, sein Begleiter und ein anderer Offizier in den zweiten, und der herzogliche Kammerdiener in den dritten.

Schon am 11. September kam der Herzog in Rotterdam an und über Antwerpen am 13. in Calais, von wo er per Steamer in See stach und am 15. mit dem neuen König von England, Wilhelm IV., in Brighton zusammentraf. Er fand eine sehr kühle Aufnahme.

Das Volk von Braunschweig hatte kurz nach der Flucht seines Fürsten das Schloß in Brand gesteckt und demolirt, und am Ende fraternisirten die Soldaten mit dem Volke.

Inzwischen war Prinz Wilhelm, der jüngere Bruder des Flüchtlings, von Berlin, wo er in der preußischen Armee diente, in Braunschweig angekommen und hatte unter Zujauchzen des Volkes und Militärs die Regierung übernommen.

Nachdem der Bundestag den Prinzen Wilhelm als Herzog von Braunschweig anerkannt hatte, lehnten die Könige von England und Preußen alle weiteren Unterhandlungen mit Karl ab. Kurze Zeit danach wurde von den Agnaten die Ueberzeugung von der Regierungsunfähigkeit des Herzogs Karl ausgesprochen, und die schwierige Frage über die Successionsfähigkeit der etwaigen Nachkommen des Herzogs durch die Feststellung eines Familienstatuts zwischen dem König von England und dem Herzog Wilhelm von Braunschweig beseitigt, nach welchem kein Prinz des Hauses Braunschweig-Lüneburg ohne Einwilligung des regierenden Fürsten seiner Linie eine rechtmäßige Ehe eingehen kann.

Der Herzog Karl hatte bei dem König Wilhelm IV. in London die erwartete Aufnahme nicht gefunden. Er ging hier mit abenteuerlichen Menschen um, deren er sich hätte schämen müssen. Da war ein Baron Bender von Bienenthal, ein ehemaliger Offizier, den er nach kurzer Bekanntschaft nöthigte, ihm sein Land wieder zu verschaffen.

Früher schon hatte er den Hofrath Fricke, einen seiner braunschweiger Getreuen, nach Frankfurt a. M. entsendet, damit er beim Bundestage seine Angelegenheiten vertrete.

Karl reiste ihm nach, verließ ihn aber wieder und ging nach Gotha. Hier fand sich Bienenthal ein und beide operirten nun mit Proklamationen an das getreue Braunschweigische Volk, was aber ohne Erfolg blieb und dem Herzog nur schadete.

Nun agitirte er gegen seinen Bruder. Die lächerlichsten Anschläge und Unternehmungen wurden gemacht, um Braunschweig wieder zu gewinnen; sie schlugen aber alle fehl.

Als er sah, daß in Deutschland für ihn nichts zu machen war, ging er Mitte Dezember 1830 nach Paris, wo er seine frühere Wohnung im Hotel de Castille wieder bezog und die verschiedensten Proteste erließ, auch an den Bundestag.

Hier vertraute er sich einem Manne an, der früher bei ihm in Ungnade gefallen war. Er hieß Klindworth, war ein Hannoveraner und mit der obengenannten Gräfin Görtz gleichzeitig nach Braun-

Digitized by Google

schweig gekommen. Er hatte ein unstetes Leben geführt und charakterlos den verschiedensten politischen Parteien und Geschäften in höchst problematischer Weise gedient. Mit diesem Menschen verband sich der Herzog wieder und nahm ihn zu sich in seine Wohnung. Klindworth ließ sich das gern gefallen, zumal er wußte, daß der Herzog noch immer über zehn bis zwölf Millionen Thaler verfügte.. Er erging sich in Schmeicheleien und Erregung von Furcht und Hoffnung. Um dem Herzog zu imponiren und zugleich seine Taschen zu füllen, denn er war in ewiger Geldverlegenheit, überredete er ihn, nach Madrid zu gehen, während er in Paris zu Gunsten des Herzogs intervenieren wollte. Karl entschied sich dafür, nachdem der spanische Gesandte ihm angezeigt hatte, daß der König Ferdinand VII. ihn mit allen einem regierenden Herrn gebührenden Ehren in Spanien aufnehmen werde.

Karl wurde in Madrid wie ein Souverän empfangen, sogar mit den obligaten Stiergefechten. Aber die Freude dauerte nicht lange. Er hatte nämlich aus Paris lüderliche Frauenzimmer, darunter die angebliche Schottländerin St. Claire, mitgebracht, die in männlicher Tracht erschienen und durch ihre Sittenlosigkeit Anlaß zu Aergerniß gaben. Karl zog es daher vor, über Bayonne und durch die Schweiz nach Nizza und hierauf wieder nach Paris zurückzukehren, wo er im Juni 1832 eintraf.

Die Konspirationen zur gewaltsamen Besitznahme seiner Staaten begannen aufs neue. Da verbot ihm die Polizei den Aufenthalt in Paris. Er verschleppte die Sache noch eine Zeit lang mit Fristgesuchen, aber am 18. September ließ die Polizei die Thür seines Zimmers erbrechen und zwang ihn einen Wagen zu besteigen, der ihn über die Grenze nach Orbe im Waadtlande brachte. Der Herzog hielt sich darauf längere Zeit in der Schweiz auf.

Im Jahre 1836 ging er nach London. König Wilhelm IV. nahm aber keine Notiz von ihm. Nach dem Ableben des Königs im Jahre 1837 kam in Großbritannien und Irland die Königin Victoria auf den Thron, in Hannover Ernst August von Cumberland. Das Vizekönigthum des Herzogs von Cambridge in Hannover ging damit zu Ende. Derselbe kehrte nach England zurück. Karl fing mit ihm einen Prozeß an, erzielte aber keinen Erfolg.

Um das Jahr 1839 lernte Karl den späteren Kaiser Napoleon (III.) kennen und suchte ihn für seine Sache zu interessiren. Napoleon verband sich als Leidensgefährte mit ihm, und einer wollte den anderen auf den Thron bringen. Aber Louis hatte mehr Verstand als Karl und ein schwaches Gedächtniß für ihn.

Als Napoleon III. auf dem Throne saß, lebte Karl wieder in Paris. Aber er hat nichts für ihn gethan, vielleicht war er mit wichtigeren Dingen beschäftigt, als daß er sich um solche Kleinigkeiten hätte bekümmern können.

In Paris wohnte Karl in den Champs Elysées. Sein Kammerherr war der schon genannte Baron von Andlau, der ihm am treuesten war, ein hübscher Mann von angenehmen Manieren und liebenswürdigem Wesen. Auch der Herzog war damals noch ein hübscher Mann, schlank und mit angenehmem blassen Gesicht. Gewöhnlich trug er zu

Digitized by

Hause einen kurzen Pelzrock und einen Shawl, nachlässig um den Hals gebunden. Er machte bei aller Negligence keinen unvortheilhaften Eindruck, lebte für seine Person einfach, fast geizig, trotz seiner reichen Revenüen. Seines kahlen Kopfes wegen trug er eine Perrücke und zwar jeden Tag eine andere.

Die letzten drei Jahre seines Lebens brachte Herzog Karl in Genf zu, in dem Hotel Beau Rivage. Seine Gestalt verfiel immer mehr, sein Gesicht trug trotz der aufgetragenen Schminke die Spuren eines lastervollen Lebens, nicht nur die Haupthaare, sondern auch die Augenbrauen waren falsch.

Bis zu seinem letzten Athemzuge konnte er die Maitressen nicht entbehren. Eine derselben, die schlimmste, Violetta, war ihm eines Tages davongelaufen. Um ihrer wieder habhaft zu werden, drang er mit einem Haufen Gesindel in ihre Wohnung ein und führte sie in sein Hotel Beau Rivage zurück. Und das geschah fünf Monate vor seinem Tode. Er trug die Unterröcke seiner Violetta und darüber einen türkischen Schlafrock, auf welchem aber seine zahlreichen Sterne und Orden nicht fehlen durften, und zog sich überhaupt nicht mehr ordentlich an.

Nur als im Sommer des Jahres 1873 seine Verwandte die Kaiserin Marie von Rußland, ihm auf ihrer Reise in Italien und Deutschland einen Besuch abstattete, kleidete er sich einmal wieder recht sorgfältig und geschmackvoll. Gleichzeitig besuchte ihn auch der Bruder der Kaiserin, Prinz Alexander von Hessen.

Sein Tod erfolgte am 18. August 1873; der Anblick seiner Leiche soll wahrhaftig schrecklich gewesen sein.

Nach dem Tode des Herzogs fand man unter dessen Papieren ein Testament, datirt Genf, am 5. März 1871, vor, welches von dem Erblasser eigenhändig geschrieben, datirt und unterzeichnet war, und somit zu Recht bestand.

Zur Universalerbin war die Stadt Genf eingesetzt, mit der Verpflichtung, ihm auf einem öffentlichen Platze der Stadt ein Denkmal zu errichten. Dasselbe steht vor dem Hotel Beau Rivage, worin der Herzog sein ruhmloses Dasein endete. Es ist eine Reiterstatue auf einem Sockel, den vier Eckfiguren zieren: Heinrich der Löwe, Ernst der Bekenner, der gemeinschaftliche Stammvater beider Linien, danach der Großvater und endlich der Vater des Herzogs Karl.

Das Testament wurde von verschiedenen Seiten angefochten, von berechtigten und unberechtigten Personen. Madame Violetta erhielt freiwillig von der testamentarischen Erbin, der Stadt Genf, die Summe von 200,000 Francs ausbezahlt, 20,000 bekam der Besitzer des Hotel Beau Rivage als Entschädigung für die Wohnung des Verblichenen.

Der Herzog Wilhelm trat als Kläger gegen die Stadt Genf auf, verglich sich jedoch und begnügte sich mit dem in Deutschland befindlichen Vermögen, welches seit der Abwesenheit des Herzogs Karl kuratorisch verwaltet worden war. Die Stadt Genf aber erbte an 30 Millionen Francs.

Auch eine hinterlassene illegitime Tochter des Herzogs klagte bei den zuständigen Gerichten. Wir theilten schon mit, daß Karl während seines Aufenthaltes in London im Jahre 1825 ein junges Mädchen

Digitized by Google

entführte. Sie war die Tochter des Admirals Cobville, eine Schönheit ersten Ranges und konnte seiner Liebe nicht widerstehen. Im Herzogthum Braunschweig lebten die Liebenden vereinigt, aber bei Hof ist sie niemals erschienen. Am 5. Juli 1826 kam die Lady Cobville in Wendessen bei Wolfenbüttel, ihrem gewöhnlichen Aufenthaltsorte, mit einer Tochter nieder, welche den Namen Marie Elisabeth Wilhelmine und den Titel Gräfin von Colmar erhielt. Die Mutter drängte nunmehr auf Publikation der heimlichen Trauung mit dem Herzog, welche sie behauptete, er aber Zeit seines Lebens in Abrede stellte. Es ist noch nichts gewisses darüber an den Tag gekommen.

Eines Tages war die Mutter mit dem Kinde verschwunden, sie war zu ihren Eltern zurückgekehrt. Der Herzog aber ließ seine Tochter später in Braunschweig erziehen, nahm sie mit nach Paris und verheiratete sie mit dem französischen Grafen de Civry. Als bald danach die Gräfin die katholische Religion annahm, verstieß sie der Herzog, ihr Vater.

Sie führte nun Prozesse mit ihrem Vater und nach dessen Tode mit der Universalerbin, der Stadt Genf. Die Entscheidung in letzter Instanz ist noch nicht erfolgt, in den ersten Instanzen ist die Klägerin abgewiesen worden.

Da trug es sich zu, daß die Gräfin am 1. November 1880 mit Tode abging und das Gericht daher den Prozeß für ruhend erklärte, so lange, bis die Erben der letzteren ihn wieder aufnehmen würden. Das ist bereits geschehen, die sieben Kinder der verstorbenen Gräfin de Civry führen den Prozeß fort. Einer dieser sieben Erben stellte sich beim Begräbniß seines Großvaters als erster Leidtragender ein, wurde aber von der Genfer Behörde abgewiesen, da überhaupt der Herzog von einer Ehe mit Lady Cobville bei Lebzeiten nie etwas habe wissen wollen und die Fassung des Testaments ebenfalls dagegen sei.

Unrühmlich hat Herzog Karl auf dem braunschweigischen Throne gesessen, den sein Vater und Großvater im Kampfe gegen die Fremdherrschaft ruhmvoll vertheidigt hatten, unrühmlich hat er denselben verlassen, unrühmlich hat er in der Verbannung gegen sein Vaterland konspirirt, und unrühmlich ist er aus dem Leben gegangen.

Digitized by Google

Der beste Weg.

Novellette von T. Tschürnau.

„Wo er nur heut bleibt? Gestern ritt er um diese Zeit schon vorüber."

Die junge, reizende Dame, die — nur in Gedanken — dieses Selbstgespräch hielt, saß am Balkonfenster in der Beletage eines eleganten Hauses. Sie hielt eine Stickerei in der Hand, an der pro forma hin und wieder einige Stiche gemacht wurden — nie weniger als drei und nie mehr als sechs. Zuweilen seufzte sie schwer und beugte das zierliche Köpfchen vor, um die belebte Straße besser übersehen zu können.

Umsonst! Kein eleganter Reiter in Uniform war zu erblicken, so weit das Auge reichte.

„Es steht fest, er kommt nicht!"

Fräulein Lili von Redern trocknete eine verrätherische Thräne und warf einen schnellen Blick auf den anderen Insassen des Zimmers, dessen Gesicht übrigens hinter einem Zeitungsblatte verborgen war.

Vielleicht macht er gar dieser neuaufgetauchten Schönheit, dieser Wehlen, Fensterpromenade", setzte Lili ihr Selbstgespräch fort, „diese abscheuliche Wehlen. Sie ist an allem schuld. Ich hasse sie, ja, ich hasse sie. Wie durfte sie sich unterstehen, ihm gestern Abend im Foyer die Hand auf den Arm zu legen und ihm ganz vertraulich etwas ins Ohr zu flüstern! Was mag sie ihm zugeflüstert haben? Sie sollte sich schämen, ja, das sollte sie. Eine verheiratete Frau, die einen jungen Mann in ihre Netze zu ziehen sucht. Abscheulich! Das sollte der Staat gar nicht erlauben. Wozu haben wir die Gesetze? Und er, der Verräther! Vor drei Tagen erst hat er mir während des Kotillons eine Rose aus dem Bouquet entführt und mir beim Souper heimlich die Hand geküßt, während er mein Taschentuch aufhob! Und jetzt läßt er sich von anderen Damen abscheuliche Dinge ins Ohr flüstern! Ach, diese Männer, diese Männer, sie sind alle treulos!"

Lili wurde hier durch den Eintritt des Dieners in ihrem Gedankengange unterbrochen.

„Fräulein von Waldersee", meldete der Mann.

Sie sprang so eilig auf, daß Fingerhut und Scheere polternd zur Erde fielen und eilte der Eintretenden entgegen.

Die Besucherin war eine pikante Brünette, die einen reizenden Gegensatz zu der blonden, rosigen Tochter des Hauses bildete. Lili ließ ihr kaum Zeit, mit dem Hausherrn, dem Staatsrath von Redern, einige Worte der Begrüßung zu wechseln. Mit einem ungeduldigen „Entschuldige, Papa!" unterbrach sie das Gespräch und zog die Freundin mit sich fort in ihr Boudoir, ein entzückendes, mit lichtblauer Seide drapirtes Gemach, das einem Feenpalaste alle Ehre gemacht haben würde.

Digitized by Google

„Wie glücklich Du bist, Lili!“ sagte Irma Waldersee mit einem bewundernden Blick auf die reizende Umgebung.

„Glücklich? Ich?“

Lili seufzte schwer und nahm eine tragische Stellung an, indem sie den Arm auf die Lehne ihres Sessels stützte und die Hand in ihren blonden Haarmassen vergrub.

„Nun, etwa nicht? fragte Irma verwundert. „Ich sollte doch denken, als die einzige Tochter eines reichen Vaters, der Dich vergöttert.

Die ganze Antwort Lilis bestand in einem abermaligen Seufzer. Irma schüttelte indignirt den hübschen dunklen Kopf.

„Du bist undankbar“, schalt sie eifrig. „Wärst Du gleich mir die jüngste von fünf vermögenslosen Schwestern, immer gescholten, gemaßregelt, unterdrückt, dann hättest Du eher Grund zur Klage.“

„O“, seufzte Lili, „ich wünschte, ich besäße gleich Dir eine Mutter und Geschwister. Ich wäre dann nicht so allein. Niemand liebt mich.“

„Und Dein Vater?“

„Den nehme ich natürlich aus.“

„Und ich?“

„Freilich! Du hast mich lieb.“

„Und dieser hübsche, blonde Husarenlieutenant! Dieser Baron Selkendorf?“

Lili war blutroth geworden.

„Sprich mir nicht von ihm“, sagte sie trotzig, „ich hasse ihn.“

„Seit wann?“

„Ich werde kein Wort mehr mit ihm reden.“

„Aber erkläre mir . . .“

„Keinen Schritt mehr mit ihm tanzen . . .“

„Aber er walzt ja vorzüglich!“

„Was kümmert mich das? Mir ist er verhaßt!“

„Weshalb?“

„Ich habe meine Gründe.“

„Die Du mir nicht nennen willst?“

„Wozu? Ich bin fertig mit diesem Herrn von Selkendorf.“

Irma warf einen schlauen Seitenblick auf das erregte Gesicht ihrer Freundin.

„Im Grunde thust Du ganz recht daran, Dich nicht mehr um ihn zu kümmern“, sagte sie leichthin.

„Du meinst also?“

„Daß er ein wenig fade ist.“

„O erlaube!“

„So formgewandt und geschniegelt. Ein rechter Geck!“

„Ich begreife Dich nicht. Er ist der schneidigste Reiteroffizier, den ich je kennen gelernt habe.“

„Aber recht beschränkt. Er hat ein nichtssagendes Gesicht.“

„Baron Selkendorf ist ebenso hübsch als gescheit.“

Fräulein Lili war augenscheinlich sehr pikirt.

Irma lachte. Sie warf den kleinen, langhaarigen Muff, den sie bisher an den Quasten durch die Luft gedreht hatte, auf den Tisch

Digitized by Google

und sah Lili mit Augen an, in denen alle Sprühteufelchen der Schelmerei ihr Wesen trieben.

„Bist Du auch ganz, ganz sicher, daß Du ihn hassest?“ fragte sie neckend.

Fräulein Lili war empört.

„Habe ich Dir je Veranlassung gegeben, an meinem Worte zu zweifeln.

„Nein, niemals. Es war auch nur eine müßige Frage. Passons là dessus. Baron Selkendorf ist in Ungnade gefallen. Abgemacht! Sela! Sein Name sei vergessen, in ew'ge Nacht getaucht. A propos, was wirst Du nächste Woche auf dem Balle bei Buddenbrocks tragen.“

„Rosa-Tüll über Seide“, erwiderte Lili kurz.

Sie war noch immer in sehr verdrießlicher Stimmung.

„Und ich — denke Dir, welches Glück — ich werde eine Toilette im nämlichen Genre haben, aber in lichtem Gelb und Fuchsien im Haar, oder würdest Du Theerosen kleidsamer finden?“

„Du sagtest mir neulich, daß Du Weiß tragen würdest.“

„Das sollte ich auch. Unsere Aelteste behauptet nämlich, daß für eine Siebzehnjährige Weiß das einzig passende ist. Als ob ich nicht viel zu brünett dafür wäre. Ich kenne aber Fannys Absichten. Das Kind — sie beharrt darauf, mich das Kind zu nennen — das Kind soll in den Schatten gestellt werden. Aber ich lasse mich nicht in den Schatten stellen. Ich habe rebellirt und gesiegt. Papa machte heut Morgen seinen gewohnten Spaziergang in den Thiergarten. Ich begleitete ihn. Ich war sehr liebenswürdig. Als wir bei Gerson vorüberkamen, ließ Papa sich ohne allzu große Schwierigkeiten bewegen, mit mir einzutreten. Kurz, ich habe die reizendste Balltoilette erobert, die sich denken läßt. Mama hat ein wenig gezankt, der Ausgabe wegen, Fanny hat gewüthet; schließlich hat man sich dem fait accompli gefügt. Lili, wir werden Furore machen! Du wirst in Rosa wie der leibhaftige Frühling aussehen und ich werde auch nicht übel sein. Doch jetzt muß ich fort. Der Musiklehrer kommt um fünf. Adieu, Liebste.“

Sie umarmte die Freundin, warf noch einen Blick in den Spiegel, gab dem Rembrandthute einen kleinen Ruck nach der rechten, der granatrothen Brustschleife einen solchen nach der linken Seite und eilte davon. Lili gab sich keine Mühe, sie zurückzuhalten.

Sie fand heut zum ersten Male, daß Irma doch sehr leichtsinnig sei und sich in dem vorliegenden schweren Falle weit weniger freundschaftlich benommen habe, als sie selbst es bei ähnlicher Gelegenheit gethan haben würde.

Lilis Stimmung verschlechterte sich täglich. Das ganze Haus hatte darunter zu leiden; vor allem der Staatsrath selbst, der sich den Launen seines verzogenen Töchterchens williger fügte als ihm und ihr gut war.

Den Baron Selkendorf hatte Lili mehrmals wiedergesehen. Noch am Tage von Irmas Besuch war sie in einem Konzert mit ihm zusammengetroffen. Er hatte sie angesprochen und war von ihr mit eisiger Kälte empfangen worden. Er hielt ihrem Unwillen nicht lange stand. Nach wenigen Minuten schon zog er sich zurück und seitdem

Digitized by Google

Bei der Großmama.

Nach dem Originalgemälde von Berthold Woltze.

Digitized by Google

Digitized by Google

wich er ihr aus. Er ritt nicht mehr am Hause des Staatsraths vorüber und als sie ihn im Parke an der Seite jener Frau von Wehlen traf, grüßte er so kühl und förmlich, als habe er nie das leiseste Interesse für sie gefühlt.

Sie war erbittert darüber und unglücklicher, als ihr Stolz es sich gestehen mochte.

So kam der Abend des Balles heran. Strahlend schön betrat sie am Arm ihres Vaters den Ballsaal. Sie fühlte es heraus, daß man sie heut noch reizender fand als gewöhnlich und sie freute sich darüber, denn sie wollte ihre Schönheit als Waffe brauchen gegen den Baron.

Sie konnte natürlich nicht nachgeben, nein, um keinen Preis! Einen Tanz wollte sie ihm allenfalls gewähren; ihre Verzeihung sollte er erst durch tiefste Reue verdienen.

Sie war alsbald umringt von solchen, die einen Tanz begehrten; Baron Selkendorf war nicht unter den Bittstellern. Sie sah ihn in ihrer unmittelbaren Nähe mit anderen plaudern, mit dieser verhaßten Wehlen, mit Irma, die heut bezaubernd war und fortwährend hinter ihrem Fächer Geheimnisse mit ihm zu verhandeln hatte.

Für sie selbst — für die glänzende, gefeierte, vielumworbene Lili Redern — hatte er keinen einzigen Blick.

Wenn die Evolutionen eines Tanzes sie mit ihm zusammenführten, machte er nie Miene, die Hand zu ergreifen, die sie übrigens fest entschlossen war, ihm zu verweigern.

Hier blieb kein Zweifel; es war alles, alles zu Ende.

Eine dumpfe Verzweiflung bemächtigte sich ihrer. Dennoch scherzte, lachte, kokettirte sie. Niemand sollte ahnen, was sie litt; ihr Trotz war noch größer als ihre Verzweiflung.

Der Staatsrath, der zuweilen das Spielzimmer verließ, um nach seiner Tochter zu sehen, fand sie immer übermüthig heiter und von Bewunderern umringt. Frau von Waldersee, die Lili unter ihre mütterlichen Fittiche genommen hatte, war fest überzeugt, daß die Kleine sich köstlich amüsire und die älteren Waldersee'schen Töchter stimmten überein in dem Urtheile, daß Lili in Bezug auf Koketterie selbst das enfant terrible ihrer eigenen Familie weit übertreffe. Irma tauchte wie ein reizender Falter bald da, bald dort im Saale auf. Selkendorf war häufig an ihrer Seite, er tanzte viel mit ihr und Lili bemerkte, daß Frau von Waldersee bedeutsam lächelte, wenn sie den beiden nachsah.

In einer der Pausen zog Irma die Freundin beiseite.

„Du hast Dich getäuscht", flüsterte sie ihr zu. „Er verdient Deinen Haß nicht. Er ist ein prachtvoller Mensch und ich schwärme für ihn. Morgen — ach, Lili, ich habe Dir eine Welt zu sagen. Doch da kommt der Graf Breitenbach-Laband. Er macht mir stark den Hof. Wie gefällt er Dir?"

Wenige Augenblicke später flog Irma an der Seite des Grafen durch den Saal.

Lilis Herz klopfte zum Zerspringen. Sie ahnte, was Irma ihr morgen vertrauen würde.

„War er werth, daß ich ihn liebte?" sagte sie sich. „Heute die,

Digitized by Google

morgen die andere. Welch' ein Charakter. Und Irma, die sich meine Freundin nennt, die um meine Liebe wußte und die so schnell, so ohne alle Skrupel meine Erbschaft antritt. — Welch' eine Welt!"

Ihre erzwungene Heiterkeit verschwand, sie wurde ernst und zerstreut. Sie erklärte, daß sie Kopfweh habe und weigerte sich zu tanzen. Blaß und schweigsam saß sie neben Frau von Waldersee und der übellaunigen Fanny, die nicht engagirt war.

Mitten im Ballsaal kam ihr die Idee, in ein Kloster zu gehen. Dann wieder dachte sie an den Tod. Sie sah sich als Leiche — sehr lieblich, in Blumen gebettet und er stand neben ihr, blaß, verzweifelt, unfähig, wieder gut zu machen, was er an ihr verbrochen hatte. Der Gedanke gewährte ihr eine gewisse wehmüthige Befriedigung.

„Liebe Lili, Frau von Wehlen wünscht Ihnen vorgestellt zu werden", sagte Frau von Waldersee neben ihr. Lili fuhr aus ihrem Sinnen auf. Richtig, da stand die hübsche, junge Frau vor ihr mit dem liebenswürdigsten Lächeln um die frischen Lippen und bot ihr freundschaftlich die Hand.

Welche Dreistigkeit!

Lili fand es für gut, die dargebotene Hand zu ignoriren und das freundliche Entgegenkommen nur durch eine überaus förmliche Verbeugung zu erwidern. Frau von Wehlen hatte Lilis Unart wohl nicht bemerkt.

Sie schien entschlossen, die Eroberung der kleinen Eigensinnigen zu machen. Aber Lili war eben so fest entschlossen, sich nicht erobern zu lassen. Sie blieb so kühl und unnahbar, daß die junge Frau sich wohl oder übel ausschließlich den beiden anderen Damen zuwenden mußte.

Lili beobachtete heimlich die verhaßte Rivalin. Sie mußte sich gestehen, daß diese Frau sehr hübsch sei und sehr liebenswürdig dazu, tausendmal liebenswürdiger als sie selbst.

Sie war unzufrieden mit sich und der ganzen Welt. Nur mit größter Mühe konnte sie die aufsteigenden Thränen zurückdrängen.

Da flatterte wieder einmal Irma an ihre Seite.

„Komm, Lili", sagte sie, „verlassen wir den heißen Saal ein wenig, Du siehst blaß und angegriffen aus. Ein Spaziergang durch die kühleren Nebenräume wird Dir gut thun." Arm in Arm durchschritten die beiden jungen Mädchen die Nebensäle.

Wo sie vorübergingen, sah man den reizenden Gestalten nach und lächelte beifällig.

Irma war für diese allgemeine Bewunderung durchaus nicht unempfindlich, aber Lili achtete nicht darauf. Sie hegte nur den einzigen Wunsch, so bald als möglich aus dem Bereich aller dieser neugierigen Augen zu kommen. Ein großes Palmenhaus schloß die Flucht der Gemächer ab. Es war leer.

Irma zog die Freundin nach einer Gartenbank, auf die Lili niedersank, um dann, ohne jede weitere Einleitung, in ein konvulsivisches Schluchzen auszubrechen.

„Liebste, Beste", flüsterte Irma, „ich bitte Dich, weine nicht so herzbrechend. Du hast keinen Grund dazu. Er liebt Dich —"

Sie kam nicht weiter mit ihren Trostgründen, denn, wie der Wolf

Digitized by Google

in der Fabel stand Baron Selkendorf plötzlich vor den erschrockenen Mädchen.

„Verzeihen Sie", bat er, „ich wollte nicht indiskret sein. Ich stand im Begriff mich zu entfernen. Aber dieses plötzliche Unwohlsein des gnädigen Fräuleins — darf ich meine Dienste anbieten? Vielleicht ein Glas Wasser —"

„Ich eile, es zu holen", rief Irma.

Wie elektrisirt war sie dabei aufgesprungen und im nächsten Augenblick schon hinter der Thür verschwunden.

Lili wollte ihr nacheilen, aber der Baron hielt sie zurück. Er faßte ihre Hand fest in die seine.

„Nein, Lili", bat er, „entfliehen Sie mir nicht. Lassen Sie mich den Augenblick ausnützen, den ein glücklicher Zufall mir gewährt. Reden Sie, Lili, sagen Sie mir, wodurch ich verdient habe, daß Sie mich seit einiger Zeit so hart behandeln, daß Sie es mir durch Ihr Benehmen unmöglich machen, mich Ihnen zu nähern. Meine Schwester hat vergebens versucht, zu meinen Gunsten zu wirken."

„Ihre Schwester?"

„Frau von Wehlen. Sie liebt mich zärtlich und es betrübt sie, mich leiden zu sehen. Sie möchte gern auch Sie in ihr Herz schließen, theuerste Lili, wenn Sie es nur gestatten wollten. Aber nun reden Sie, nennen Sie meine Schuld, damit ich mich vertheidigen kann."

Lili stand stumm mit niedergeschlagenen Augen. Sie wandte sich ab, um seinen Blicken ihr heißes Erröthen zu verbergen. Scham und ein Rest jenes Trotzes, der sein Unrecht nicht eingestehen mag, fesselten die Worte auf ihren Lippen. Er trat näher zu ihr heran.

„Lili", flüsterte er im vibrirenden Tone höchster Zärtlichkeit, „Sie haben geweint, noch ist Ihre Wange von Thränen feucht. Machen Sie mich zum glücklichsten aller Menschen. Sagen Sie mir, daß diese Thränen unserer Entfremdung galten."

Das war ein unglückliches Wort. Lilis Stolz bäumte sich auf gegen das Geständniß, das er verlangte, ihr kaum gebändigter Trotz erwachte in voller Stärke.

„Sie irren", sagte sie herb, „meine Thränen haben mit unserem Zwist nicht das mindeste zu thun. Heftige Migräne äußert sich bei mir oft in dieser Weise."

Er trat sofort zurück.

„Dann bleibt mir nur übrig, wegen meiner Frage um Verzeihung zu bitten", sagte er. „Ich eile, Ihnen einen Diener zu senden mit dem Wasser, das Fräulein von Walderſee vergessen zu haben scheint." Mit einer tiefen Verbeugung wandte er sich zum Gehen.

Sie sah ihm mit starrem Blicke nach. Sie wußte, daß er nicht wiederkehren werde, daß diese Gelegenheit die letzte gewesen war. An der Thür wandte er sich noch einmal um; mit einem Blick voll Schmerz, Zorn und heißer Liebe nahm er Abschied von ihr. Da war sie im Nu an seiner Seite.

„Verzeihen Sie mir", flüsterte sie mit halberstickter Stimme und als er sie jauchzend an sein Herz ziehen wollte, sträubte sie sich in seinen Armen. „Gehen Sie, verlassen Sie mich! Ich bin ein böses,

Digitized by

launenhaftes, unliebenswürdiges Mädchen. Ich bin Ihrer Liebe nicht werth!"

Statt aller Antwort umschlang er die Geliebte mit leidenschaftlicher Bewegung und zog sie tiefer in den Schatten der Palmen.

Als die beiden nach geraumer Weile den Ballsaal wieder betraten, lag auf Lilis reizendem Gesicht rosige Glut und der junge Offizier sah so siegesfroh aus, daß wohl auch Uneingeweihten eine Ahnung der Wahrheit kommen konnte.

Am Arm des Grafen Breitenbach trat Irma Waldersee den beiden entgegen.

„Mein Himmel", rief sie mit gutgespieltem Schreck, „ich habe das Glas Wasser vergessen. Graf Breitenbach, wollen Sie die Güte haben, schleunigst ein Glas Wasser zu besorgen."

Der diensteifrige Kavalier enteilte.

Irma machte den Verlobten eine ceremonieuse Verbeugung.

„Ich gratulire", sagte sie leise.

Wenige Tage später zeigte der Staatsrath von Redern die Verlobung seiner Tochter mit dem Premierlieutenant im Garde-Husaren-Regiment, Baron Selkendorf an. Man beneidete den Bräutigam und bemitleidete ihn zugleich.

„Sie ist reizend", sagte man, „aber im höchsten Grade launenhaft und verzogen. Er wird streng auftreten müssen, wenn er Herr im Hause bleiben will."

Er hat das nie nöthig gehabt.

Seine kleine Frau setzte zwar stets ihren Willen durch, aber nicht durch Eigensinn, sondern durch Liebenswürdigkeit.

Ihrem Schmollen würde er sehr wohl zu widerstehen wissen, ihrer Sanftmuth gewährte er alles.

Das Sprichwort, daß eine Hochzeit eine andere zu Wege bringt, hat sich bei Lilis Vermälungsfeier bewährt.

Graf Breitenbach hat bei dieser Gelegenheit Irmas Schelmenaugen so bezaubernd gefunden, daß er noch am nämlichen Abende um die Erlaubniß nachgesucht hat, die reizende Besitzerin dieser Glutsterne als sein ausschließliches Eigenthum betrachten zu dürfen.

Ein Robinson des Alterthums.

Ed. W. Deutschmann.

Erinnerst Du Dich vielleicht noch, lieber Leser, jener Stunden aus Deiner Kindheit, da Du, Thränen des Mitleids in den Augen, die Schicksale des armen Robinson Crusoe bei Daniel Defoe verfolgtest? Nun wohl, so vernimm mit einem Zehntel Deines damaligen Interesses eine Abenteurergeschichte, welche die Eigenthümlichkeit hat, einige Jahrhunderte älter zu sein, als unsere Zeitrechnung; welche ferner durch mehrere — wissenschaftlich allerdings auffallende — Notizen einer Reihe von Gelehrten Gelegenheit geboten hat, sich erst die Köpfe zu zerbrechen, um dann Bücher zu schreiben; und welche uns vor allem dazu verhelfen soll, den Geschmack kennen zu lernen, in welchem die Robinsone des Alterthums ihre Abenteuer erzählten. Solltest Du, lieber Leser, das Folgende in der uns aus dem Alterthume

Digitized by Google

überlieferten Gestalt zu lesen wünschen, so findest Du die betreffende Stelle im zweiten Buche des Griechen Diodor.

Im Alterthume existirte ein Buch, von unserem Abenteurer, welcher Jambulos hieß, selbst verfaßt; aus demselben hat Diodor seinen Bericht ausgezogen. Jenes Buch ist untergegangen, aber der Auszug, welcher uns erhalten ist, bringt neben dem Annehmbaren schon so viele Ungeheuerlichkeiten, daß wir uns über den Verlust weiterer Ausschmückungen durch die Phantasie des Herrn Jambulos trösten werden.

Unser Held war der Sohn eines Kaufmanns. Bei seines Vaters Lebzeiten ein eifriger Jünger der Wissenschaft, übernahm er nach dessen Tode die Handlung, welche ihn in fremde Länder führte. Auf einer solchen Reise durch Arabien nahmen ihn Räuber gefangen und zwangen ihn und einen Leidensgefährten zum Hirtenleben. Doch nicht lange, so kam ein äthiopischer Volksstamm feindlich ins Land und entführte die beiden mit sich in seine am Meere gelegene afrikanische Heimat.

Bei diesen Aethiopiern, welche Jambulos überhaupt als gottesfürchtige Menschen schildert, herrschte der alte religiöse Gebrauch, daß alle zwanzig Generationen, d. i. immer nach sechshundert Jahren zwei Menschen die Nation entsündigten. Jetzt gerade war die Zeit der Entsündigung gekommen, und Jambulos wurde mit seinem Genossen zu ihrer Vornahme bestimmt.

Zu diesem Zwecke wurde ein kleines, von zwei Menschen lenkbares Fahrzeug, stark genug, um den Stürmen zu trotzen, auf sechs Monate verproviantirt; dann wurden die beiden Fremdlinge eingeschifft und ihnen eine uralte Weisung göttlichen Ursprungs gegeben: sie sollten nach Süden steuern; gehorchten sie, so würden sie auf eine Insel gelangen, auf der sie unter glücklichen Menschen selbst glücklich würden; außerdem würden sie der äthiopischen Nation auf weitere sechs Jahrhunderte einen segensvollen Frieden bewirken; kehrten sie aber verzagend zurück, so würde sie, die Verderber des ganzen Volkes, die furchtbarste Strafe treffen. Nach einer feierlichen Versammlung am Meeresgestade, wo man den Göttern köstliche Opfer darbrachte, wurden die bekränzten Fremdlinge entlassen.

Vier Monate durchschnitten sie ein großes Meer, auf dem sie furchtbare Stürme ausstanden, um endlich an der Küste der glücklichen Insel, welche runde Gestalt und ungefähr 125 Meilen im Umfange hatte, zu landen. Sofort wurden sie von den herbeieilenden Insulanern aufs freundlichste begrüßt und bewirthet.

Nach des Jambulos Beschreibung liegt jene Insel unter dem glücklichsten Himmel, da weder unerträgliche Hitze noch strenge Kälte jemals dort herrschen. Die Güte des Bodens und dieses gesegnete Klima machen die Mühe der Bewohner überflüssig, denn zu jeder Zeit giebt es reife Früchte:

„Birne zeitigt auf Birne; es reifet Apfel auf Apfel,
Traube folgt im Reifen der Traube und Feige der Feige."

Tage und Nächte sind bei ihnen stets gleich; und die Sonne wirft um Mittag, im Scheitel stehend, keinen Schatten. Warme Quellen bieten Bäder, kalte Erquickung dar.

Digitized by

Der Körper der Insulaner war anders gebaut als der der Griechen. Von erstaunlicher Kraft, wunderbarer Symmetrie der Theile, außerordentlicher Schönheit und Glätte der Haut, hatten sie vollständige elastische Knochen und eine Größe von vier Ellen. In der Gesichtsbildung glichen sie sich wie Brüder; ihre Zunge war bis an die Wurzel gespalten, sodaß sie nicht nur die Töne aller Vögel nachahmen, sondern zu gleicher Zeit mit zwei verschiedenen Menschen zwei verschiedene Gespräche führen konnten. So unglaublich das Vorhergehende klingt, so wahrscheinlich ist das Folgende: ihre Ohrenlöcher, ungleich weiter als die unseren, hätten kleine Zäpflein hervorwachsen lassen; denn wer dächte nicht hier an die durchbohrten, ungeheuren Ohrlappen unserer Wilden mit den daran hangenden Zapfen?

Trotzdem ihnen die Natur alles im Ueberflusse bot, war ihre Lebensweise sehr mäßig. Außer Früchten genossen sie das Fleisch von Fischen, Vögeln und Vierfüßlern, und zwar entweder gekocht oder gebraten. „Auf eine besondere Art bereiten sie ihr Brod. Es wächst bei ihnen ein Rohr, welches erbsenähnliche Früchte trägt; diese in heißes Wasser gelegt, quillen auf, werden dann zerrieben, und man erhält aus dem Breie ein angenehm süßes Brod.“ Aus einem anderen Rohre, welches in der Mitte weiße und weiche Flocken hat, gewinnen sie schöne Gewänder, die sie mit zerstoßenen Seemuscheln purpurn färben.

Ihre Verfassung scheint uns in die Utopia eines modernen Kommunisten versetzen zu wollen. In Gemeinden, die höchstens vierhundert Köpfe zählen, hat der Aelteste eine Art Regierungsgewalt. Standesunterschied besteht nicht; es giebt keine Ehe. Alle Weiber sind gemeinsam, die Mütter kennen die eigenen Kinder nicht, da sie beim Säugen von den Ammen verwechselt werden; sämmtliche Insulaner betrachten sich als gemeinschaftliche Väter aller Kinder. Nur der körperlich und geistig Kräftige kann der Gemeinde nützlich sein, daher muß der Gebrechliche Selbstmörder werden, ebenso derjenige, welcher über hundertundfünfzig Jahre lebt, ein Alter, das sehr häufig bei ihnen erreicht wird. Dieser Selbstmord geschieht in der Weise, daß sich der Todeskandidat auf ein gewisses Kraut niederlegt; unvermerkt fällt er in einen sanften Schlaf und stirbt. Ebenso werden schwächliche Kinder dem Tode preisgegeben.

Dieses geschieht auf eine originelle Weise. Jeder Stamm ernährt einen großen Vogel, auf den sie die kleinen Kinder setzen; erhebt sich derselbe mit dem Kinde und wird dieses schwindlig, so wird dasselbe weggeworfen.

Niemand darf bei ihnen müßig sein; die einen treiben Fischfang, Jagd oder andere Gewerbe, andere widmen sich, wenn die umlaufende Reihe sie trifft, den Staatsdiensten. Auch die Wissenschaften sind den Einwohnern nicht unbekannt; sie verstehen sich auf Astrologie; ferner haben sie ein Alphabet von sieben Buchstaben, welche aber achtundzwanzigfache Modifikation zulassen. Ihre Religion war ein Sonnenkultus.

Interessant ist die Art ihrer Todtenbestattung: man legt die Leichen zur Zeit der Ebbe in den Sand, welcher sodann von der Flut über sie zusammengeschwemmt wird.

Digitized by Google

Soweit die Beschreibung, welche Jambulos von der Insel und ihren Bewohnern macht. Viele seiner Notizen sind wichtig; viele aber geradezu unsinnig. Jedenfalls läßt sich nicht, wie es gleichwohl geschehen ist, der Bericht des Jambulos als Grundlage einer historischen Hypothese benutzen.

Auch ist es nicht einzusehen, welchen Zweck der Streit haben kann, ob die Insel des Jambulos Ceylon, wie man gewöhnlich annimmt, oder nach der Vermuthung anderer Sumatra oder eine der Malediven gewesen sei. Wollten doch gar einige in den Insulanern des Griechen eine Kolonie des Urvolks finden.

Doch kehren wir wieder zur Erzählung des Jambulos zurück! Sieben Jahre weilten die beiden Abenteurer auf der Insel, nach deren Verlaufe sie als entartete, an böse Sitten gewöhnte Menschen gezwungen wurden, die Glücklichen zu verlassen. Sie mußten ihr Fahrzeug zurecht machen, Lebensmittel einnehmen und davon fahren.

Nach viermonatlicher Fahrt wurden sie an die Küste Indiens getrieben, wo der Gefährte des Jambulos in den Wogen seinen Untergang fand. Er selbst vermochte sich zu retten und kam zu Leuten, die ihn zum Könige von Palibothra führten, welcher, ein Freund der Griechen und Beschützer der Wissenschaften, ihn gütig aufnahm und bis nach Persien eskortiren ließ. Von dort gelangte Jambulos endlich glücklich nach Griechenland zurück.

Ist das nicht eine Robinsonade, wie man sie schöner kaum ausfindig machen kann? Und der Verfasser kannte seine Leute. Heute muß eine Abenteurergeschichte, um interessant zu sein, eine glücklich oder unglücklich auslaufende Liebschaft enthalten. Jambulos schrieb für Griechen, und ein etwas philosophischer Anstrich mit Anlehnung an Schriften über den idealen Staat von großen Gelehrten machte die Sache für die Hellenen pikant. So wenigstens möchte der Verfasser dieses Aufsatzes vermuthen, wenngleich er ebensowenig wie jeder andere denkende Leser einen thatsächlichen Hintergrund dieser antiken Robinsonade leugnen wird.

Dresdener Brief.

Dresden, Anfang Januar 1885.

Während des Winters rauhe Stürme von den Bergen in unsere Residenz herniederwehen und die Natur noch im tiefsten Winterschlafe rastet, treibt die Kunst hier desto üppigere Blüten. Namentlich zeigt sich auf dem Gebiete der bildenden Kunst ein recht reges Schaffen. So war kürzlich eine Reihe von Bildern ausgestellt, welche die Aula der Fürstenschule zu Meißen schmücken werden. Die Herren Professor Pauwels und Grosse sind deren Schöpfer. Der eine malte eine allegorische Figur der Wissenschaft, die mit ihrer Fackel die Welt erleuchtet. Ferner Plato und Aristoteles im Kreis ihrer Schüler und Ciceros Auftreten gegen Catilina im Tempel des Jupiter Stator, am 8. November des Jahres 63 v. Chr.; der andere schuf Bilder aus der Reformationszeit und wir erblicken Luther und Melanchthon bei der Berathung einer Bibelstelle. Alle diese Gemälde sind mit technischer

Digitized by Google

Meisterschaft durchgeführt. Großes Aufsehen erregte auch die auf der Brühlschen Terrasse ausgestellt gewesene „Venus = Anadyomene“ Schlössers, die aus langjähriger Verschollenheit, nachdem das Kunstwerk bereits vor einem Jahrzehnt allgemeine Bewunderung erregt hatte, wieder ans Tageslicht trat. Das Gemälde ist eine seltene Vereinigung von Seelenadel und Liebreiz und zeigt die „Wellenschaumgeborene“, aus dem Meer emporschwebend, von Meeresgöttern, Tritonen und Nereiden geleitet und von Amoretten umgaukelt, dem entzückten Auge des Beschauers. Auch die Muse des rezitirenden Dramas hält keine Siesta.

Unser, unter der Leitung des Herrn Generalintendanten Grafen von Platen stehendes Hoftheater ist eifrig bemüht, auf musikalischem und dramatischem Gebiet durch Novitäten zu glänzen. Der Richard Wagner=Kultus hat hier seine Heimstätte und „Rheingold“ von Wagner fand hier eine sehr glänzende und mit lebhaftem Beifall aufgenommene Aufführung. Im Schauspiel verdient die erste Tragödie im neuen Jahre, H. Bulthaupts: „Malteser“ besondere Erwähnung. Der Erfolg der Novität war zwar kein durchschlagender, aber der anwesende Dichter konnte doch mit der Aufnahme seines Bühnenwerkes wohl zufrieden sein. Bulthaupt bekundet ein entschiedenes Talent für das Bühnenmäßige und für theatralische Effekte, aber indem sich der Verfasser zu sehr an die „Malteser“ von Schiller angelehnt hat, die durchaus epischer Natur sind — verstand er es nicht, das Interesse an dem Helden, aber auch an seinem Stück bis zu Ende wach zu halten. Die Tragödie wurde bereits in Bremen, der Vaterstadt des Dichters, mit vielem Erfolg aufgeführt. Um eine Probe der poetischen und schwungvollen, zuweilen sehr pathetischen Sprache des Autors zu geben, mögen hier nachstehende Verse — die freilich hier gestrichen wurden — ihren Platz finden:

Doch im letzten Hauche
Wird meine Liebe jubelnd noch bekennen,
Daß der Gewinn der einen süßen Stunde
So herrlich groß, daß er die Schaale mir
Des Lebens flatternd in die Lüfte treibt.
O Du, der mich gelehrt, was lieben heißt,
Wenn von dem Felsen des Verräthers mich
Des Henkers Hand hinausstößt in die See,
Dann werden aus den Wellen, schwanengleich,
Zwei weiße Arme mir entgegenwinken
Der Liebe Urquell selbst entsteigt der Flut
Und küßt mich sanft zu Tode — Deine Lippen,
Dein süßes Antlitz, Du, Du bist es selbst, René.

Am Residenztheater erweist sich die Straußsche Operette: „Die Nacht in Venedig“, welche bekanntlich vor einigen Jahren gelegentlich ihrer ersten Aufführung in Berlin infolge einiger gar zu schwächlicher Couplets R. Genées ein Fiasko erlebte, durch die prächtige Darstellung, die pompöse Ausstattung als ein Kassenmagnet für die Steinersche Direktion. Am 16. Januar beginnt die noch immer namhafteste Operettensängerin der Gegenwart, Frau Marie Geistinger, ein längeres Gastspiel.

Was die literarische Bewegung betrifft, so ist unter den Erzeug=

Digitized by Google

nissen sächsischer Autoren einer Novelle des erlauchten Kenners Dantes, des hochseligen Königs Johann von Sachsen, betitelt: „Die Entehrte", Erwähnung zu thun. Dieselbe ist kürzlich in der „Liebesspende", für die Kinderheilanstalt zu Dresden, mit Beiträgen von Dresdener Schriftstellern und Künstlern erschienen und behandelt das heikle Thema des Duells in durchaus poetischer und vom Hauche echter Humanität durchwehter Weise. Die Tendenz der geistvollen Novelle gipfelt in den Worten, die der General an den Duellverweigerer Schütz richtet: „Retter meiner Tochter und auch mein Retter! Sie haben mich überzeugt, daß es noch eine höhere Ehre giebt, als was die Welt so nennt; noch einen höheren Muth als den, welcher auf der Degenspitze des Duellanten schwebt" . . . Diese — im Verlage von Zahn und Jaensch in Dresden — erschienene „Liebesspende" enthält noch manche andere sehr beachtenswerthe literarische und künstlerische Beiträge von Robert Waldmüller, Adolf Stern, R. Förster, Julius Scholte u. a. Auch die Mitglieder des sächsischen Königshauses haben prächtige Sprüche beigesteuert; und gaben: König Albert von Sachsen: „Erst wägen, dann wagen"; Carola, Königin von Sachsen: „Mit Gott den Anfang, sonst gehts den Krebsgang"; Georg, Herzog zu Sachsen: „Dein Wille geschehe, wie im Himmel also auch auf Erden"; Mathilde, Herzogin zu Sachsen: „Providentiae memor"; Maria Josepha, Herzogin zu Sachsen: „An Gottes Segen ist Alles gelegen"; Friedrich August, Herzog zu Sachsen: „Mit Gott fang an, mit Gott hör' auf, das ist der beste Lebenslauf"; Johann Georg Herzog, zu Sachsen: „Wo Recht, da Pflicht!"; Max, Herzog zu Sachsen: „Vom Kleinen zum Großen".

Ueber das gesellige und gesellschaftliche Leben Dresdens berichte ich Ihnen ein anderes Mal. Dr. Adolph Kohut.

Kleine Bosheiten.

In gesellschaftlichen Apophthegmen von Susanna Gräfin **Z—k.**

Wie die Theologen von unseren Sünden, die Mediziner von unseren Krankheiten, die Juristen von unserm Mißgeschick leben, so lebt die Konversation der Salons von unseren Dummheiten.

Im Salon hört man immer nur, was die böse Welt sagt.

Alte Damen, deren Wiege noch im ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts stand, gleiten in der Unterhaltung sorglos über die eigensinnigen Gesetze der Sprachlehrer hinweg, halten sich mehr an die Sache, als an die Form. Die heutige Generation lacht über diese Matronen, weil bei ihr die Form den Inhalt überwiegt, wie in der Posse.

Alles, was fürchterlich, tragisch, vernichtend ist, sei es auch die größte Todsünde, wird in der Gesellschaft seine Bewundrer, seine Vertheidiger finden. Nur das Lächerliche wird verhöhnt, und — mit Recht.

Wer scharf beobachtet, stößt im Salon oft auf Mann und Weib, die sich so innig hassen, daß sie sich lieben.

Ich habe eine Sympathie für diesen, eine Antipathie gegen jenen. Gründe, die sich angeben lassen, giebt es dafür keine.

Digitized by

Künstlerisch veranlagte Naturen sind in ihrem Auftreten Aristokraten, in ihrer Gesinnung Demokraten. Dort ist es die vollendete Feinheit der Form, die freie, künstlerische Lebensanschauung, hier der Kampf gegen alles Hergebrachte, was auf ihre Individualität seine Reize ausübt.

Zahlreiche Männer der Gesellschaft sehen die Welt nur im goldenen Lichte von Rüdesheim.

Urtheile der Gesellschaft? Pah! Die Meisten in ihr urtheilen mit derjenigen Klarheit und Unbefangenheit, welche die Unkenntniß giebt.

Der Salon behandelt den Nächsten immer jüdisch. Er beschneidet ihn — an seinem Ruf.

Viele in der Gesellschaft leben sehr nüchtern und verständig. Nur ihre Seele ist stets betrunken.

Im Salon werden oft Leute für geizig verschrieen, weil sie ihre Hunde nicht mit Bratwürsten anbinden.

Nippsachen.

Fanny Elßler ist am 27. November 1884 in Wien gestorben, leibhaftig auch gestorben. Todt war sie längst; denn selbst der alte Graubart, der sie kannte, als er jung war und sie die Welt mit dem Ruhme ihrer Kunst erfüllte, fragte wohl verwundert, da er in seiner Zeitung die Notiz ihres körperlichen Hinscheidens las: „Ja, mein Gott! lebte denn die noch immer?" So todt, so absolut todt war sie längst, die einst „Göttliche!" Als ganz junger Bursche sah ich Fanny auf dem Hoftheater einer kleinen Residenz. Nur dem Kunstenthusiasmus und dem feinen Kunstverständniß des Fürsten zu Liebe hatte sie sich zu ein oder zwei Gastrollen herbeigelassen. Sie tanzte an dem Abend, wo ich sie sah, zu der melodiösen Musik Adams die Gisela in dem romantisch-düstern, aber wahrhaft poesivollen Ballet „Die Willys" von St. Georges und Coralli. Im Winter des Jahres 1855 kam ich nach Wien, auf dem Theater in der Josephstadt dort Menschen darzustellen. Ein mitgebrachtes Sümmlein Silberthaler in Guldenzettel umzusetzen, wies mich unser Theatersekretär, Herr von Kuppelwieser, ein in ganz Wien seiner Zeit bekanntes Original, schön durch seine monströse Häßlichkeit, an dem auch Saphir vielfach seinen Witzzahn geschärft, an ein Bankhaus, in dem ein Sohn des Direktors Hoffmann als Commis bedienstet war. Ich stand gerade vor dem Zahltisch, meine Guldenzettel einzustreichen, als aus dem Privatkabinet des Chefs, von diesem aufs höflichste begleitet, eine ältliche, mit einfacher Eleganz gekleidete Dame trat. Ich starrte sie an wie eine Erscheinung. So unanständig auffällig starrte ich sie an, daß die Dame mir voll das Gesicht zuwandte und mich scharf fixirte.

„Gisela!" murmelte ich halb abwesend, „die Willy Gisela!"

„Was sagen Sie, mein Herr, was sagen Sie?" fuhr die Dame fast herrisch mich an.

„Gisela, sagte ich, die Willy Gisela, sagte ich!" gab ich, immer noch halb abwesend, rückwärts das geistige Auge gerichtet, zur Antwort.

„Und wo haben Sie mich gesehen?"

„Auf dem Hoftheater zu St."

„Mein Gott! vor einer Ewigkeit! Und doch haben Sie heute in mir jene Gisela wieder erkannt?! Seltsam! Wunderbar!"

Ein sonniges Lächeln flog über das noch immer schöne Gesicht der Dame, ein Lächeln, das beredter sprach, als tausend Worte. Sie reichte mir die Hand zum Kuß, und mit heißen Lippen berührte ich die schlanken Finger — Fanny Elßlers, der einstigen Goethe-Tänzerin, des einstigen Ideals der Anmuth.

C. Spielmann.

Der brasilianische Maté oder Paraguaythee. Eines der wichtigsten Pflanzenprodukte Südamerikas ist der Maté, der hier dieselbe Stellung einnimmt wie anderswo der chinesische Thee und von dem im Jahresdurchschnitte mindestens vier Millionen Kilogramm konsumirt werden. Er besteht aus Blättern und jungen

Digitized by Google

Sprossen einer oder mehrerer sehr nahe verwandter Ilex-Arten (Stechpalme) Ilex paraguayensis. Dies ist ein Busch oder kleiner Baum mit glatten, eiförmigen, unregelmäßig gezahnten Blättern, mit in den Blattwinkeln stehenden Büscheln kleiner weißer Blüten, denen erbsengroße Beeren folgen.

In den Indianerdörfern von Paraguay bildete während der spanischen Oberherrschaft die Bereitung des Maté oder Yerba (das Kraut) die Hauptindustrie des ganzen Landes. Es geschieht dies in verschiedener Weise: bisweilen werden die größeren Zweige von der Pflanze abgerissen und auf Hürden über ein Holzfeuer gebracht, bis sie hinlänglich trocken sind, worauf sie auf einem harten Boden geschlagen werden. Die Blätter werden dadurch in Pulver verwandelt, das dann für den Gebrauch fertig ist. Neuerdings werden die Blätter in gußeisernen, eingemauerten, großen Pfannen gedörrt, ähnlich wie es bei dem chinesischen Thee geschieht, dann durch Maschinen gepulvert und in Säcken verpackt.

Wie bei dem chinesischen Thee giebt es auch bei Maté verschiedene Sorten. Die beste wird aus den halbgeöffneten Blättern bereitet, die zweite aus Blättern, aus welchen die Mittelrippe und starken Adern entfernt sind, die dritte aus Blattnachwuchs und jungen Zweigen. Das Verpacken geschieht in Säcken aus Häuten oder direkt in die Häute, welche die Gestalt des Thieres behalten. So befindet sich im Kew-Museum ein Paraguaythee enthaltender großer Ameisenfresser. Auch werden ganze Blätter in Papierfolie, nach Art des chinesischen Thees in Päckchen in den Handel gebracht.

Die Gefäße, in welchen der Theeaufguß, der ebenfalls Maté heißt und der Pflanze den Namen gegeben hat, bereitet wird, sind entweder Kürbisse oder aus Thon gearbeitet; erstere sind entweder geschnitzt oder in Silber gefaßt, letztere mehr oder weniger bemalt und glasirt. Ein Ausguß ist nicht nöthig, da das Getränk nicht in Tassen gegossen, sondern durch ein Röhrchen (bombilla) aus dem Gefäße aufgesogen wird; beide Gegenstände sind bisweilen kostbar verziert und kleine Meisterstücke an Arbeit. Die gewöhnlichste Bombilla ist aus Zinn, an einem Ende erweitert und mit kleinen Löchern versehen, eine andere Art aus feinem Geflecht, die besten aus Silber und kunstreich ciselirt.

Maté ist ein angenehmes Getränk, das mit oder ohne Milch und Zucker genossen und ebenso wie chinesischer Thee durch Uebergießen mit siedendem Wasser bereitet wird. Es wird von den zartesten Personen gut vertragen, ist nährend, erfrischend, kühlend und wirkt entzündungswidrig. Kränkliche, an Verdauungsschwäche oder nervenleidende Leute, denen chinesischer Thee nicht gestattet werden darf, können brasilianischen Maté ohne Bedenken genießen. Er besitzt zwar einen balsamischen Geruch, aber einen etwas bittern und adstringirenden Geschmack, doch gewöhnt man sich leicht an diesen und hat dann ein ebenso angenehmes Getränk wie chinesischen Thee. Der Paraguaythee enthält denselben wirksamen Bestandtheil wie Kaffee und chinesischer Thee, das Kaffeïn oder Theïn, aber durch einen dieser Pflanze eigenthümlichen Bestandtheil modifizirt. B.-R.

Paul Heyse's „Getrennte Welten". Paul Heyse versucht in seinem neuen Schauspiele „Getrennte Welten", das Problem der Standesunterschiede zu beleuchten — jene unüberwindlichen Schranken, welche Empfindung, Tradition und Vorurtheil zwischen Aristokratie und Volk, zwischen dem privilegirten Müßiggang und ernster, ehrender Arbeit gezogen haben. Cajetan Bauer, Ingenieur bei einem Kohlenbergwerke, lebt mit seiner Pflegeschwester in einem Gebirgsdorfe. Er hat Ellen vor acht Jahren in London arm und hilflos als das Bettelkind einer sterbenden Säuferin gefunden und, gerührt von der Schönheit und Lieblichkeit des Kindes, Ellen mit sich nach Deutschland genommen, und nun ist sie zur herrlichen Jungfrau herangereift. Aber ängstlich hat Cajetan das Geheimniß gewahrt, um des Mädchens Ruf rein zu halten, und nur den verschwiegenen Amtsregistern hat er den wahren Sachverhalt anvertraut; es ist ein freundliches, liebliches Idyll in dem schmucken, mitten im Gebirge gelegenen Hause. Die erhabenen Schönheiten der Natur haben auf Baronin Léonie v. Hugstetten, eine junge Wittwe, ihre Anziehungskraft in so unwiderstehlichem Maße ausgeübt, daß die schöne und geistvolle Frau sich nicht allein mit dem Sommeraufenthalt in ihrer herrlich am See gelegenen Villa begnügt, sondern beschließt, die Freuden der Großstadt mit den Genüssen, welche die Natur bietet, für immer zu vertauschen. In ihrer Umgebung befinden sich die Generalin von Marosch, eine redselige Frau mit stark ausgeprägtem Dünkel, Léonies Bruder, der lebenslustige Lieutenant Max v. Ravensburg, und Graf Broich, ihr Vetter, ein liebenswürdiger Nichtsthuer, dessen Ziel es ist, Léonie v. Hugstetten zur Gräfin Broich zu machen. Das

Digitized by Google

schmucke einfache Haus des Ingenieurs und die nachbarliche vornehme Villa: das sind die getrennten Welten, in welche uns der feinsinnige Poet einen Blick thun läßt. Léonie besucht die Honoratioren des Dörfchens, die Frau Landräthin, Apothekerin und Rentmeisterin, und findet dann in dem einsam lebenden Geschwisterpaare Cajetan und Ellen einen wohlthuenden, stillfriedlichen Gegensatz zu dem albernen Klatsch der weiblichen Dorfgrößen. Der junge Lieutenant verliebt sich über Hals und Kopf in die anmuthige, sanfte Ellen, aber ohne Gehör zu finden; denn heimlich und verborgen liebt sie ihren Pflegebruder Cajetan, und mit tiefem Schmerze muß sie sehen, daß er zu der glänzenden, geistvollen Léonie hingezogen wird. Auch in Léonie regt sich ein Gefühl für den einfachen Ingenieur, welches im weiteren Verkehre Liebe werden muß. Graf Broich sieht natürlich mit großem Mißbehagen all' die kleinen Rechte, welche seine Cousine dem schönen, wackeren Cajetan einräumt, und eine scharfe Auseinandersetzung der beiden Männer führt zu einer lebhaft bewegten Scene. In einer herrlichen Sommernacht lustwandelt Léonie allein; über den Zaun des Gartens hinüber knüpfte sie mit Cajetan ein Gespräch an, und von dem Wunsche getrieben, die unweit grasenden Rehe zu sehen, nimmt sie des Ingenieurs Begleitung zu einem kurzen Spaziergange an. Ellen hat die beiden fortgehen sehen; sie weiß nun, der heimlich Geliebte ist ihr unwiederbringlich verloren, und im einsamen Garten weint sie laut und klagend ihr Weh aus. Die herrliche Nacht hat auch Max von Broich herausgelockt. Der verliebte junge Offizier belauscht Ellens Selbstgespräch, und kurz entschlossen bietet er dem Mädchen Herz und Hand an. Sie weigert sie ihm. Cajetan, von seinem Spaziergange zurückkehrend, findet Max in Ellens Nähe. Es kommt zu heftigen Auseinandersetzungen. Max erklärt seine redlichen Absichten, seine ehrliche Werbung. Cajetan stößt ihn zurück und nimmt auch des Beleidigten Forderung nicht an. Broich verbittet sich den weiteren Umgang Cajetans mit seiner Cousine. In wenigen Strichen das Ende. Ellen macht einen Versuch sich zu tödten; Cajetans längst verhaltene Liebe, deren er sich selbst erst jetzt voll bewußt wird, da ihm Ellens Verlust gedroht, bricht sich Bahn. Ellen und Cajetan reichen sich die Hände, Léonie wird Gräfin Broich, und Max vergißt die kleine Herzensgeschichte bald in den zweifelhaften Freuden der Großstadt. Versöhnlich gestaltet sich aller Geschick: ihr Gefühls- und Empfindungsleben, Tradition, Anschauungen von Leben, Welt und Glück lassen die verschiedenartigen Charaktere einander wohl achten, aber nicht nähern. Es sind und bleiben „getrennte Welten". —a—

Ingwer-, Orangen- und Citronen-Champagner. Zur Bereitung von 240 Liter bringt man in einen passenden Kessel 232 Liter kaltes Wasser und 79 Kilogramm zerkleinerten Ingwer. Es wird etwa ½ Stunde in leichtem Kochen erhalten und der an die Oberfläche steigende Schaum abgeschöpft. Nun wird die Flüssigkeit in Kühlgefäße abgezogen und wenn sie etwa bis auf Blutwärme (37° C.) abgekühlt, in ein Faß gebracht, in welches vorher folgende Ingredienzien gethan sind: 18 Kilogramm klein zerstückelte Rosinen, 72 Stück Orangen und ebenso viele Citronen, in dünne Scheibchen geschnitten, und 1 Liter Hefe. Nachdem die Gährung aufgehört hat, werden 6 Liter Normalspiritus und 180 Gramm Hausenblase zugesetzt. Alles wird gut durchgemischt, das Faß fest verspundet, etwa einen Monat liegen gelassen, dann die Flüssigkeit auf ein anderes Faß abgeklärt und auf Flaschen gefüllt. Das Getränk ist nun fertig.

Wenn man es vorzieht, den Ingwer fortzulassen, so nimmt man statt 6 Dutzend Orangen ihrer 18. Dann ist das Getränk Orangen-Champagner. Vermehrt man die Menge der Citronen um das Dreifache, so wird „Citronen-Champagner" erhalten.

—n—

Das Tätowiren. Der berühmte Reisende Dumont d'Urville, der namentlich die neuseeländischen Sitten genau beobachtete, berichtet über das Tätowiren folgendes: „Als ich einen Morgenspaziergang machte, sah ich dem Tätowirkünstler Tawi zu, welcher einen Häuptling unter den Händen hatte und dessen Oberschenkel bearbeitete. Das Werkzeug, dessen er sich bei der mühsamen Operation bediente, war der Flügelknochen einer Taube oder eines wilden Huhns, etwa 8 Millimeter dick und in der Art an eine etwa 10 Centimeter lange Handhabe befestigt, daß er mit derselben einen spitzen Winkel bildete. Mit diesem Meißel zog Tawi auf dem Schenkel des unbeweglich Daliegenden allerlei gerade und gewundene Linien, indem er mit einem etwa ⅓ Meter langen Holze oben darauf klopfte. Das eine Ende dieses Holzes war abgeplattet, um mit dieser Art Löffel sogleich das bei jedem Schnitt und Schlag hervordringende Blut zu entfernen. Die Spitze des Meißels wurde zuweilen in ein nebenstehendes Gefäß getaucht, welches den mit Wasser gemischten Saft eines

Digitized by Google

Baumes enthielt, der den Linien eine unvergänglich schwarze Farbe verleiht. Diese Operation ist so schmerzhaft, daß sie nicht auf einmal am ganzen Körper vollzogen werden kann, so daß oft Jahre vergehen, bevor ein neuseeländischer Häuptling standesgemäß ausstaffirt ist. Die Operation selbst heißt Mori." Auch wir opfern einem Götzen; er heißt — Mode!

Wie Spargel gekocht werden muß. Zur Bereitung dieser schmackhaften und gesunden Speise wird selten die richtige Methode befolgt. Stärkerer Spargel, namentlich der „Riesen-Spargel", muß in genau gleich lange Stücke geschnitten und in einer tiefen Pfanne, mit den Köpfen nach oben stehend, gesotten werden. Etwa 5 Centimeter hoch müssen die Köpfe außerhalb des Wassers sein, der Dampf genügt, sie gar zu machen und sie sind der zarteste Theil des Spargels, während der härtere Theil weich und saftig gemacht wird durch das direkte Kochen im Wasser. Das orthodoxe Kochbuch bestimmt im Durchschnitte 20 Minuten für Sieden horizontal liegenden Spargels, wobei die Stengel nur halb, die Köpfe zu stark gekocht, und Wohlgeschmack und Konsistenz vermindert werden. Nach obiger Methode sind 30—40 Minuten erforderlich, aber ein volles Drittel der Stengel wird mehr genießbar, während die Köpfe durch den Dampf allein gesotten werden.

Ein Speisezettel aus dem Jahre 1431 befand sich im Rathsarchiv der Stadt Zwickau, die Gerichte eines Festessens aufzählend, welches zu Ehren eines hochfürstlichen Gastes veranstaltet wurde. Derselbe lautet in buchstäblich treuer Kopie: 1) Eyne Eyersoppe mit Saffran, Pfefferkörner und Honig darein. 2) Eyn Hyrsen-Gemüze. 3) Eyn Eßzen Schavsleisch mit Cypollen daröber. 4) Eyn gebradten Hun mit Zzwetschken. 5) Stockfisch mit Oel und Roßzynen. 6) Bleyer in Oel gebachen. 7) Gesotten Aal mit Pfeffer. 8) Gerehster Pückling mit Senf. 9) Seefische sawer gesotten. 10) Eyn Parmmen gebachen. 11) Kleine Vögel in Schmaltz gepregelt mit Rettich. 12) Eyne Schwynzkeile mit Korken. 13) Eyn gebradten Gantz mit rothen Ruben. 14) Gesaltzen Hecht mit Peterlin. 15) Ein Sallath mit Eyern. 16.) Eyn Gallardten mit Mandiln besetzt. — Originell ist der Schlußsatz dieser alten Magenchronik: Und daz allis hat gekost: Acht Gülden 15 Groschen 9 Pfennige.

Siegellack. Nach den zuverlässigsten Angaben scheint die von den Aegyptern zum Siegeln benutzte Siegelerde die erste derartig benutzte Substanz gewesen zu sein. Plinius bestreitet zwar, daß die Aegypter Siegel anwandten, aber Herodot und andere behaupten das Gegentheil. Die ägyptischen Priester banden an die Hörner zum Opfern geeigneter Rinder ein Stück Papier, auf welches sie etwas Siegelerde strichen und ihr Siegel eindrückten. Die byzantinischen Kaiser scheinen eine besondere Art Erde oder Thon zu diesem Zwecke benutzt zu haben. Der erste Siegellack war wahrscheinlich gelb, dann folgte der weiße, dann im Laufe der Zeit der rothe. Harzhaltigen Siegellack, wie wir ihn jetzt gebrauchen, soll, nach Angabe von Leboeuf, der Franzose Rousseau im Jahre 1640 erfunden haben. Er stellte ihn mit Gummilack (Schellack) dar und hat diese Kenntniß wahrscheinlich aus Indien gewonnen. Ludwig XIII. (1610—1643) interessirte sich für die neue Erfindung, so daß in Paris viel Siegellack gekauft wurde und Rousseau eine gute Einnahme hatte. Aber schon hundert Jahre früher kannte man in Deutschland diese Substanz, und Nürnberg war schon im Jahre 1563 Sitz der deutschen Siegellackfabrikation. Ein im Jahre 1579 gedrucktes Werk des Augsburgers Samuel Zimmermann enthält eine Vorschrift für rothen und grünen Siegellack, spanisches Wachs genannt, mit Harzzusatz.

Sonderbare Strafe. Als zu Paris das schon 1630 begonnene, erst 1656 vollendete Gedicht „Pucelle" von Jean Chapelain (geb. am 4. Dezember 1595, gest. am 22. Februar 1674) erschienen war, entsprach dasselbe den Erwartungen nicht, fand vielfach nur Spott und sank trotz sechs Auflagen in 15 Monaten in Vergessenheit. Es versammelten sich zu der Zeit die geistreichsten Höflinge nebst Dichtern, wie Boileau, Racine, Lafontaine u. a., bei einem berühmten Speisewirth in einem besondern Zimmer, wo ein Exemplar der „Pucelle" stets auf dem Tische lag. Machte einer der Gäste einen Fehler gegen die Sprache oder sagte etwas thörichtes, so mußte er zur Strafe eine gewisse Anzahl Verse aus der „Pucelle" lesen; hatte er sich sehr vergangen, so waren es bisweilen gar zwanzig Verse; aber das Verbrechen mußte ganz ungeheuer sein, wenn er zu einer ganzen Seite verurtheilt wurde.

Simon Dachs, des Dichters des bekannten, in Liederkränzen vielgesungenen, Liedes „Aennchen von Tharau", poetische Schriften wurden nach seinem Tode von seiner Wittwe herausgegeben unter dem verwunderlichen Titel „Churbrandenburgische Rose, Adler, Löwe und Scepter, poetisch besungen." —w.

Digitized by Google

Eine draſtiſche Antwort Luthers. Einer jener wunderlichen Theologen, wie ſie zu Luthers Zeit nicht ſelten waren, fragte dieſen einſt: „womit ſich wohl Gott vor der Schöpfung beſchäftigt habe?“ „Er ſchnitt Ruthen“, antwortete Martin, „um die dummen Leute damit zu peitſchen, die ſolche ungeſalzene Fragen auf die Bahn bringen.“ —w.

Swift, der bekannte engliſche Satiriker, auch bei uns einſt viel genannt als Verfaſſer des grotesk-komiſchen Romans „Gullivers Reiſen“, hielt als Dechant von St. Patrik einſt eine Predigt in Gegenwart vieler Parlamentsmitglieder. Er ſprach über die menſchliche Eitelkeit und unterſchied vier Arten derſelben. „Die Menſchen“, ſagte er, „ſind ſtolz erſtens auf Geburt und Rang, zweitens Glücksgüter, drittens Schönheit und Geſtalt und viertens Geiſt und Verſtand.“ Nach Erklärung der erſten drei Eitelkeiten, fuhr er fort: „Da in dieſer chriſtlichen Verſammlung niemand iſt, der ſich auf die Vorzüge ſeines Geiſtes und Verſtandes etwas einbilden könnte, ſo wäre eine Unterſuchung des vierten Punktes eine müſſige Arbeit. Ich ſchließe deshalb hiermit meine Predigt.“ —w.

Die erſte Profeſſur der Muſik kreirte die Univerſität Krakau zu Anfang des 16. Jahrhunderts. Ihr Inhaber war Sebaſtian von Felſtin. Mit dem Tode deſſelben ging auch die neugeſchaffene Profeſſur wieder ein, und erſchien erſt wieder zu Ende des vorigen Jahrhunderts in Göttingen, wo ſie Johann Nikolaus Forkel, Verfaſſer einer „Allgemeinen Geſchichte der Muſik“ und „Sebaſtian Bachs Leben“ bekleidete. —w.

Der erſte Rezenſent. Als ſolcher darf unſtreitig der gelehrte und feinſinnige Photius, im 9. Jahrhundert Patriarch von Konſtantinopel, gelten. Sein Werk „Myriobiblon“, auch „Bibliotheka“ genannt, eine Sammlung von Auszügen aus faſt dreihundert griechiſchen Schriftſtellern, iſt das erſte Muſter einer kritiſchen Büchergeſchichte. —w.

Ein Bonmot Gounods. Der berühmte Komponiſt Gounod hörte eines Tages im Hofe ſeines Hauſes einen Drehorgelmann eine ſeiner Melodien in ohrzerreißender Weiſe „aborgeln.“ „Ach“, ſeufzte Gounod, „welch' ein ſchwerer Fluch iſt doch auf uns Muſiker gefallen, wir gelangen zur Popularität erſt — durch die Verleumdung.“

Salon-Büchertiſch.

Gefährliche Verbindungen. Zeit-Roman von E. von Schwarz-Norberg. Leipzig, Bergmann, 1885. 2 Bände. Der neue Roman der überaus reich talentirten, über eine wunderbar ſcharfe Beobachtungsgabe verfügenden Verfaſſerin, ſpielt gleich ſeinem Vorgänger, dem „Frauenliebling“, in der jüngſten Gegenwart. Mitten aus dem Tagesleben, wie es auf offenem Markte ſich abrollte, iſt ſeine Fabel, die nackt iſt, wie die Wahrheit, gegriffen. Lebendige Menſchen, die wir alle perſönlich kennen, haben zu den mit photographiſcher Treue gezeichneten Figuren Modell geſtanden; ein kecker, kühner Finger hat die Auspinſelung in geſättigter Farbengebung beſorgt. Greifbar plaſtiſch treten ſie auf uns zu, die Repräſentanten der Geburtsariſtokratie, wie ſie das moderne Leben, das Heute, gewandelt hat; wir kennen die Grafen Rügenwalde ſo genau, wie wir den Gründer Warburg kennen. Wir wiſſen, wer der Freiherr von Arnau iſt, brauchen ſtatt Dr. Waldmann nur einen andern Namen zu ſetzen, um den kleinen großen Parlamentarier, den Gideon der Rednerbühne, vor uns zu ſehen. Scharf heben ſich die Charaktere voneinander ſowohl ab, als auch von dem, meiſt nur matt erhellten Hintergrund, der das Podium, auf dem ſie ſpielen, die neue Weltſtadt Berlin, begrenzt; ſpannend von der erſten bis zur letzten Seite, iſt der Roman aufgebaut, logiſch entwickelt ſich Kapitel aus Kapitel, mit Meiſterhand ſind die packenden Situationen, die aufregenden Scenen, die herzerwärmenden Diverſionen arrangirt, wahrhaft dramatiſches Blut pulſirt darin. Wie mit magiſchen Banden wird der Leſer gefeſſelt. Kein Licht indeß ohne Schatten. Auch den „Gefährlichen Verbindungen“ mangelt der Schatten keineswegs. Aber nur das empfindliche reizbare Auge des Kritikers nimmt ihn wahr, der Leſer dagegen, deſſen Blick unbefangen auf den buntfarbigen Bildern ruht, die der Roman bietet, wird nur das Licht gewahren. Ein Verdikt, wie es die Kritik über das Werk E. von Schwarz-Norbergs weder gerechter, noch lobender abgeben kann.

E. Spielmann.

Digitized by Google

Darja. Roman von Robert Waldmüller. (Leipzig, H. W. Grunow.) In diesem Roman werden zwei Kunststücke fertig gebracht; ein psychologisches und ein ästhetisches. Psychologisch gewagt, möchten wir es nennen, wenn in einer noch dazu breit angelegten Erzählung die Heldin dadurch eine Heldin ist, daß sie in männlicher Verkleidung auftritt; und der ästhetische Eindruck gewinnt, oder leidet durch den Umstand, daß die handelnden Personen fremde auf einem fremden Boden sind. Glücklicherweise hat die schriftstellerische Kraft Waldmüllers jenen künstlerischen Bürstenstrich, welcher die Unbilden von Land und Leuten, soweit dieselben nicht zur nothwendigen Charakterisirung gehören, wie von selbst ausglättet und so liest sich auch dieser jüngste Roman von ihm spannend und angenehm; damit soll durchaus nicht gesagt sein, daß unserm Ohre viele neue Töne erklingen. Im Gegentheil! Die Burschenherrlichkeit, wie sie der Dichter hier zum Aufputz eines deutschen Mannes verwendet, ist etwas sehr Abgesungenes — dieses Frische und Fröhliche riecht nach Politik und Tendenz. Merkwürdig erscheint es, daß hier in einem besondern Anhange eine Reihe von historischen Frauenzimmern vorgeführt wird, welche unter schwierigeren oder leichteren Verhältnissen eine ähnliche Männerrolle wie die Darja durchgeführt haben. Die Frage, ob eine derartige dichterische Figur ein bloßes Phantasiegebilde bleibe, hängt doch im Ernst nicht von jenen Beglaubigungen ab; die Gestaltungskraft ihres Verfassers ist hier der „Samiel hilf!". Das Schlimme ist nur, daß bei Abnormitäten unsere Ueberzeugung allein nichts hilft, wir haben dabei auch noch etwas ästhetisches zu überwinden und es giebt Naturen, denen ein Mädchen als Mann auf einem Berge von Poesie erscheinen könnte; unter dem Zwange, daß diese Erscheinung eine bleibende ist, wird sie ihnen nie behaglich werden. Das Behagliche aber ist das Wichtige in jedem Genusse, nicht das Behagliche an sich, sondern als Modifikation. Vom sanftesten Verglühen, bis zum wildesten Rausch — diese Behaglichkeit kann keine unserer Freuden entbehren — es ist die Gesundheit der Krankheit, mit welcher die Bösewichter Shakespeares einst charakterisirt wurden. Da es sich Waldmüller hier durchaus unbequem machen wollte, so fühlen wir sogar den Boden unter unsern Füßen schwanken. Man könnte es so nennen, da sich die Handlung auf der Reise abspielt und Deutschland und Norwegen in Italien doch immer etwas allzubewegliches darstellt. Auch diese Frage verdient ein längeres Kapitel, wenn nicht der Autor als weitgereister Mann die schönen Eigenthümlichkeiten anderer Länder tiefer in sich aufgenommen hätte und hier zum Ausdruck brächte. Ueberhaupt ist viel poetische Feinfühligkeit in dem Ganzen verwebt und macht die Lektüre selbst demjenigen, der sich bei vielen gutausposaunten Büchern frägt, weshalb dieselben eigentlich geschrieben wurden, fesselnd und anziehend.

S. v. Halle.

In: **„Ein Rosenstrauß"**, (Leipzig, im Selbstverlag), hat Anny Wothe unter dem oft gebrauchten Symbol der Rose und zwar in all ihren Farben und Formen als Moos-, Thee-, Purpur-, Alpen- und Seerose, als wilde, weiße und gebrochene Rose — Frauengestalten in verschiedenen Lebensschicksalen geschildert und zwar in anmuthigen Skizzen, die keinen Anspruch auf psychologische Vertiefung machen können, aber gewiß manches junge Mädchenherz für sich gewinnen. Ist auch der Ton dieser Rosengeschichtchen etwas süßlich und gefühlsselig, so findet sich doch in dem elegant ausgestatteten Büchlein nichts, was dasselbe irgendwie ungeeignet als Geschenk für junge Mädchen erscheinen läßt.

Dasselbe läßt sich von einem andern kleinen Werk derselben Verfasserin sagen, das sich nach Chamissos Vorgang „Frauenliebe und -leben" nennt. (Leipzig, Reinhold Werther.) Anny Wothe sagt darin manches Wahre und Warme über das Glück und Leid der Liebe, der Ehe und Ehelosigkeit. Geschmückt sind beide Werke mit zahlreichen poetischen Citaten unserer liebsten und zartesten Dichter.

Unser Bildertisch.

Die kleine Mama. (Mit Illustration.) Die kleine Mama auf unserm Bilde wohnt Irgendwo und heißt Irgendwie, und alle großen Mamas von kleinen Mädchen kennen sie sehr gut. Sie ist überall da zu finden, wo ein rechtes, echtes, kleines Mädchen sich ihrem Lieblingsspielzeug, der Puppe selig hingiebt. In dem Spielzeug der Puppe ist der Weiblichkeit schon im Kindesalter die Gelegenheit geboten, mit ganzer Seele „Mama" zu spielen und sich spielend unbewußt zu dem

Digitized by Google

schönen mütterlichen Beruf vorzubereiten. Eine Puppe muß jedes kleine Mädchen haben und wenn es auch im Nothfalle des Vaters Stiefelknecht mit einem Tuch umwickeln und auf den Armen mit zärtlichen Geberden tragen sollte, als hätte sie die schönste Puppe mit freundlichen himmelblauen Augen und zierlichem Lockenkopf. Fürwahr, welch tiefer Sinn liegt doch im kindlichen Spiel!

Rauchs Grabdenkmal der Königin Louise.

(Mit Illustration.)

Du schläfst so sanft — die stillen Züge hauchen
Noch Deines Lebens schöne Träume wieder;
Der Schlummer nur senkt seine Flügel nieder,
Und heil'ger Friede schließt die klaren Augen.

So schlumm're fort, bis Deines Volkes Brüder,
Wenn Flammenzeichen von den Bergen rauchen,
Mit Gott versöhnt die rost'gen Schwerter brauchen,
Das Leben opfernd für die höchsten Güter.

Tief führt der Herr durch Nacht und durch Verderben;
So sollen wir im Kampf das Heil erwerben,
Daß unsere Enkel freie Männer sterben.

Kommt dann der Tag der Freiheit und der Rache:
Dann ruft Dein Volk; dann, deutsche Frau! erwache,
Ein guter Engel für die gute Sache! Theodor Körner.

Zwei Bilder aus dem Harz: Die Steinerne Rinne und die Teufelsbrücke zieren unsern Salonbildertisch und jeder, der unser norddeutsches Waldgebirge, welches des Schönen, Erhabenen und Herzerquickenden so viel bietet, zur schönen Sommerszeit durchwandert hat, wird sich gewiß freuen, zwei der schönsten romantischsten Punkte jener Berge in getreuen Abbildungen hier wiederzufinden.

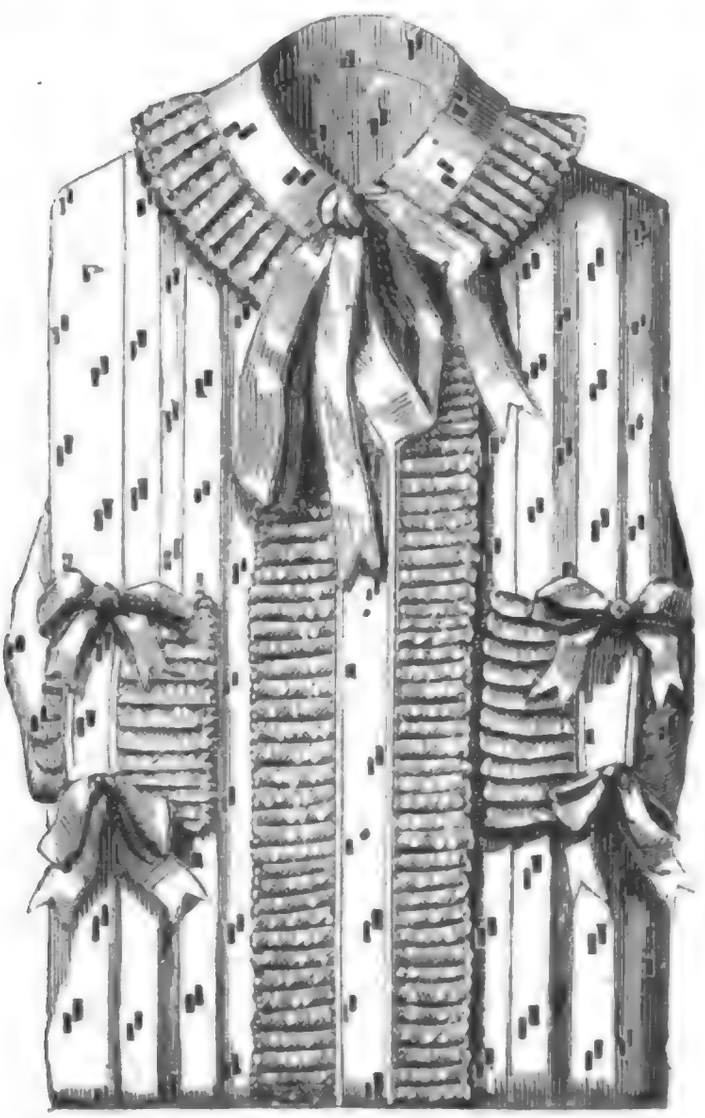
Bei der Großmama. (Mit Illustration.) Kätchen macht der Großmama täglich einen Besuch auf dem traulichen Stübchen der alten Frau, und daß daselbst für das Kätchen immer etwas hübsches bereit liegt, ist selbstverständlich. Entweder ist es ein Apfel, oder ein süßes Gebäck, zuweilen auch ein Bild, in gewissen Fällen aber auch eine kleine Moralpredigt. Heute ist Kätchen so glücklich, beides zu empfangen: eine freundliche Ermahnung und einen Leckerbissen. Beides nimmt sie in gewohnter Weise hin, aber den Leckerbissen spart sie sich bis zuletzt auf, denn auch sie denkt: Ende gut, alles gut!

Digitized by Google

Neueſte Moden.

Nr. 1. Nachthemd.

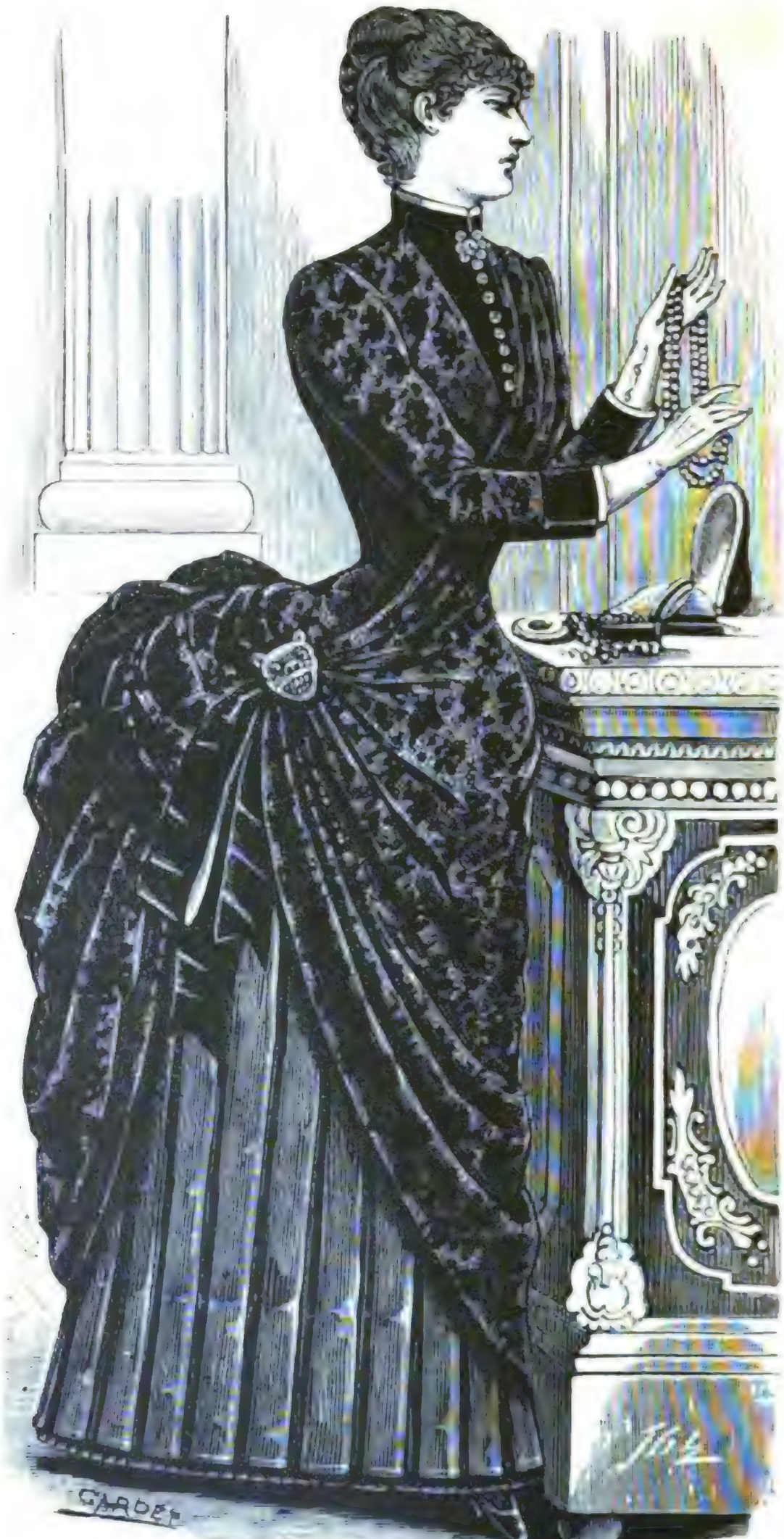
Dieſes Nachthemd iſt von crèmefarbigem Foulard und kleinen rubinrothen



Nr. 1. Nachthemd.

Deſſins. Am Kragen, den Aermeln, ſowie vorn herunter mit Spitzen-Krauſe beſetzt. Schleifen von crèmefarbigem Atlas am Kragen und den Aermeln.

Digitized by Google



Nr. 2. Toilette zum Diner oder Empfang.

Digitized by Google

Nr. 2. Toilette zum Diner oder Empfang.

Der erste Rock ist von blauer Seide in Plisséfalten gelegt und läßt am untern Rande ein kleines Gefältel von hellblauer Seide sehen. Die Polonaise ist von dunkelblauer Grenadine mit erhabenen Sammetblumen bestickt. Diese Polonaise öffnet sich über einer glatten blauen Sammetweste und drapirt sich nach der Seite, wo sie von einem Hundekopf gehalten wird. Unter der Agraffe fällt eine lose Schleife von dunkel- und hellblauem Sammet herab.

Nr. 3. Unterrock zur Soirée-Toilette.

Nr. 3. Unterrock zur Soirée-Toilette.

Dieser Rock ist von Perkal und einer Falbel von Nansouk. Die Vordertheile sind glatt und mit einer breiten Plisséfalbel besetzt. Durch die hinteren Theile ist ein Band geleitet, welches den Rock zusammenhält. Am Ende der hinteren Falbel befinden sich drei kleine gestickte Falbeln.

Nr. 4. Masken-Anzug à la „Troubadour".

Der gezackte Rock sowie das glatte lange viereckig ausgeschnittene Mieder sind von granatrothem Sammet. Unter diesem Rock befindet sich ein anderes von gestick-

Digitized by Google

Nr. 4. Masken-Anzug à la „Troubadour“.

Nr. 5. Masken-Anzug à la „Fanfare“.

Digitized by Google

tem weißem Taffet. Ueber den Sammetrock fällt eine Tunika von mattrosa Taffet, ist nach den Hüften zu erhaben und fällt als Schärpe in zwei Enden, welche mit breiter offener Seidenfranse besetzt sind, herab. Die Taille ist mit Brandenbourgs, welche sich nach der Seite ziehen, besetzt. Eine Guimpe von rosa Seiden-Gaze schließt mit einer dicken Krause am Hals. Die Aermel, welche zwei Puffen bilden, sind ebenfalls von rosa Seiden-Gaze. Die Spangen an diesen von granatrothem Sammet. Seidene Strümpfe von matt rosa Farbe und weiße Schuhe.

Nr. 5. Masken-Anzug à la „Fanfare".

Der Rock ist von weißem Ottoman mit einem Streifen von mattblauem Atlas

Nr. 6. Schuh-Muster.

besetzt. Die Tunika ist heraufgenommen und mit einem dunkelblauen Sammetstreifen besetzt. Jäckchen und Weste von blauem Taffet. Cravatte von crèmefarbenen Spitzen. Die Weste ist mit einem Aufschlag von dunkelblauem Sammet besetzt und mit goldenen Knöpfen verziert. Der übrige Ausputz, sowie der Kragen sind von hellblauem Atlas. Polizei-Mütze von weißem Ottoman mit goldener Eichel und blauem Sammet verziert.

Nr. 6 u. 7. Schuh-Muster.

Dieses in natürlicher Größe dargestellte Muster besteht aus maronenfarbenem Tuch mit Application von Cretonne, welche mit einigen Stichen in der Mitte festgeheftet wird und an den Rändern ebenfalls. Die Motive kann man auch in blaugrün nehmen. Die Stickerei ist in Fischgräten- und Knötchen-Stich in verschiedenen Nuancen goldgelber Seide ausgeführt.

Digitized by Google

Nr. 8. Gehäkelte Decke mit gesticktem Zwischensatz.

Dieses hübsche Muster besteht aus zweierlei Streifen und einer Spitze an den Rändern. Man nimmt hierzu grobe graue Leinwand-Streifen in der Breite von 6 cm., welche nach Angabe des Musters mit farbigem Zeichen-Garn oder auch offener bunter Seide bestickt werden. Die gehäkelten Zwischensätze sowie die Kante sind von grauem Hanfzwirn in der Stärke des Leinengewebes.

Die Arbeit beginnt mit einem Anschlag von 20 Maschen, man übergeht nun die 2 ersten Maschen und macht ein halbes Stäbchen, 1 Picot, 5 halbe Stäbchen 1 Picot, 2 halbe Stäbchen, 7 Maschen in die Luft, sticht von hinten in die dritte halbe Masche gleich nach dem Picot, macht eine halbe Stäbchenmasche. In die

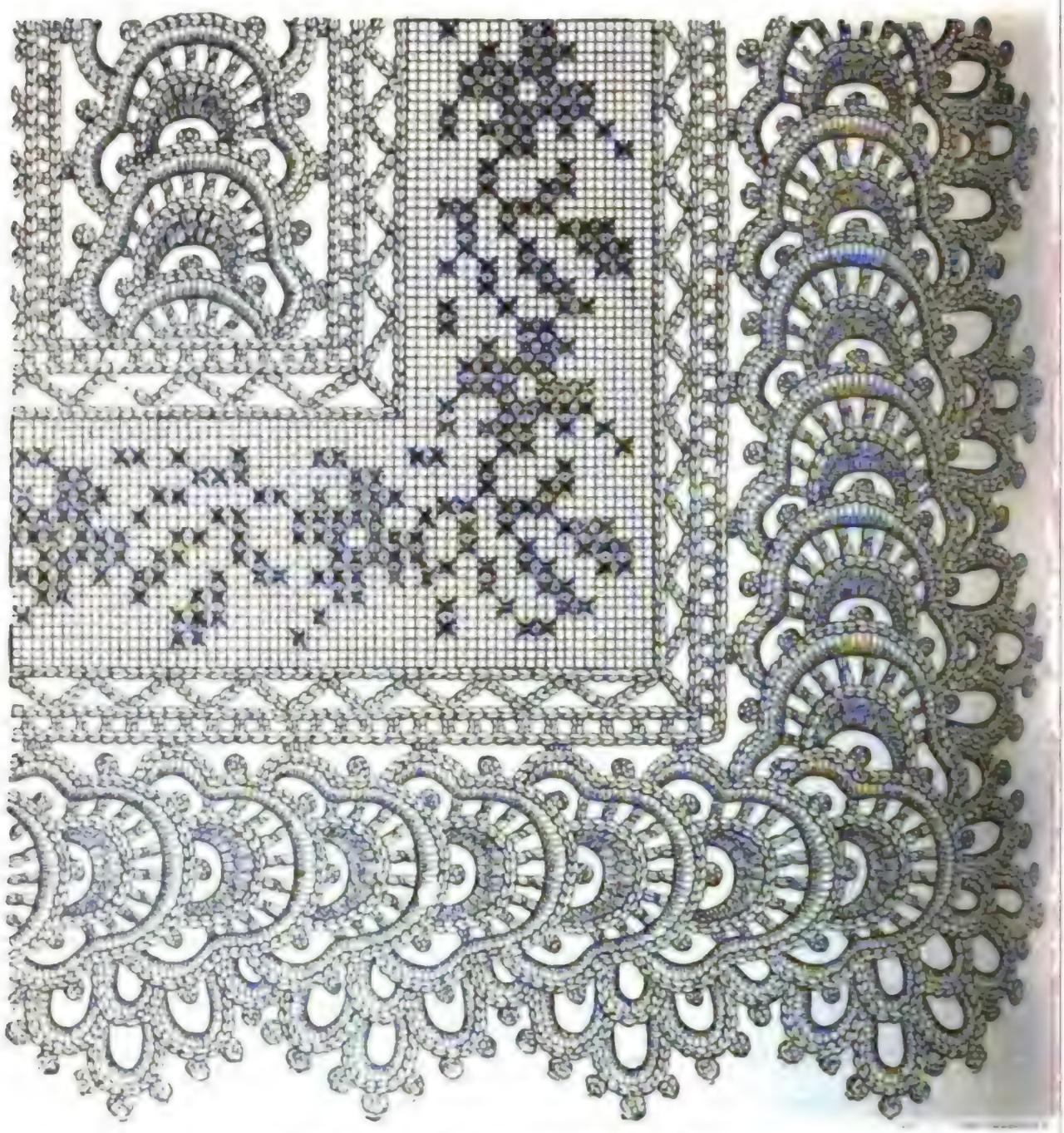
Nr. 7. Schuh-Muster.

Luftmaschen 10 Stäbchenmaschen, 1 halbes Stäbchen. In den Anschlag 2 halbe Stäbchenmaschen, 1 Picot, 2 Maschen, 7 Luftmaschen und nun wendet man die Arbeit um × und macht 10 Doppelstäbchen, zwischen welchen je 2 Maschen eingeschaltet sind, über die vorigen 10 Stäbchenmaschen, 7 Maschen in die Luft, sticht am Rande in die erste Masche des Anschlags, wieder 1 Masche in die Luft und umgewendet, in die erste Masche 3 halbe Stäbchen, 1 Picot, 7 halbe Stäbchenmaschen und in die 3 folgenden 1 Picot zwischen 2 halben Stäbchenmaschen, 3 halbe Stäbchen, sticht in den vorigen Bogen, 1 Picot, 2 halbe Stäbchenmaschen, 1 Stäbchen in die vorige Tour, 7 Luftmaschen und wieder zurückgestochen in die ersten Maschen, 1 Picot in der Mitte, 3 halbe Stäbchenmaschen folgen, 7 Maschen in die Luft, 2 halbe Stäbchenmaschen, 10 Stäbchenmaschen, 2 halbe Stäbchen und wieder zurück, 2 halbe Stäbchen in die Tour der vorigen Maschen, 1 Picot eingeschaltet, 2 Halbstäbchen in die Maschen der vorigen Tour, zurückgestochen in die

Digitized by Google

vorige Tour, 2 halbe Maſchen, 7 Luftmaſchen und die Arbeit umdrehen, um von ✕ wieder ſo zu beginnen

Hat man alle erforderlichen Streifen vorbereitet, ſo werden die gehäkelten Stre-

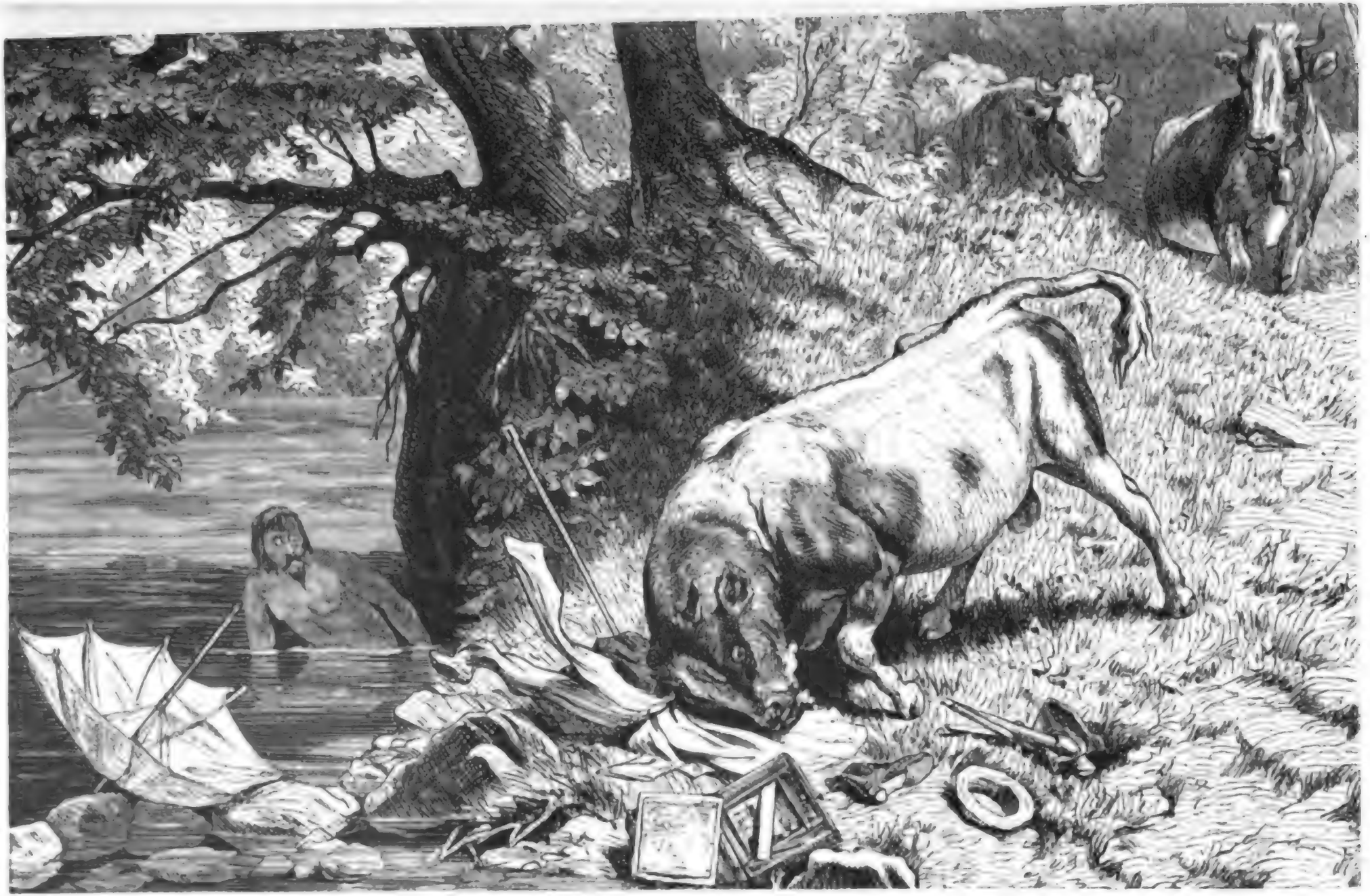


Nr. 8. Gehäkelte Decke mit geſticktem Zwiſchenſatz.

fen, wie auf der Abbildung deutlich dargeſtellt, mit einem à jour-Streifen umhäkelt, ſowie einer mit dem andern durch Luftmaſchen verbunden. Ebenſo iſt die Kante angefügt, welche an dem äußern Rande noch mit kleinen Bogen und Picots umhäkelt iſt.

Redaktion, Verlag und Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig.

Digitized by Google



Malerpech.

Originalzeichnung von F. Loſſow.

Digitized by Google

Digitized by Google

Standbilder.

Von B. v. Huttner. (B. Oulot.)

Und Ihr dort — Ihr sagt kein Wort?"

„Wir hören zu."

Die Interpellation kommt von einer hellerleuchteten Seite der Terrasse — die Antwort von der dunklen Ecke am Geländer.

Im Lichte sitzt die Schloßfrau, in Gesellschaft einer andern Dame und zweier Herren, an einem runden Tisch. Auf letzterem befinden sich nebst der Lampe verschiedene Arbeitskörbe und ein Schachbrett. Die beiden Frauen sticken. Die Hausfrau, trotz ihrer sechzig Jahre, hat ein rundes, rosiges Gesicht, während die um fünfzehn Jahre jüngere Freundin auffallend hager und strenge aussieht. Der eine Herr — Gatte der Strengen — sitzt stumm über das Schachbrett gebeugt, auf welchem ein Problem (Weiß zieht an und setzt mit dem 7. Zuge matt — menschenunmöglich zu lösen) aufgestellt ist. Er ist eine schüchterne und gedrückte Erscheinung. Der andere dagegen — ein Neffe der Hausfrau, momentan auf Besuch im Schlosse — ist eine imposante Erscheinung, mit hoher Denkerstirn unter gelichtetem grauen Haar.

In der dunklen Ecke, in einem amerikanischen Schaukelstuhl zurückgelehnt, den Blick zum sternenflimmernden Himmel erhoben, sitzt Frida, der Schloßherrin neunzehnjährige bildschöne Enkelin; und neben ihr — recht knapp neben ihr, so knapp, daß sein auf der Fautieullehne ruhender Arm ihrem zurückgelegten Köpfchen als Stütze dient — der junge Gutsnachbar Paul von X. — seit gestern Fridas erklärter Bräutigam.

„Wir hören zu", hat er vorhin gesagt. In der That, die Worte, die beim Tische gesprochen werden, dringen deutlich genug zu den Brautleuten herüber, denn sie selber schweigen. Manchmal nur unterbrechen sie diese Stille mit getauschten Flüstertönen, mehr Seufzer als Worte: „Frida! — Paul! — Liebst Du mich? — O . . . mein . . . mein . . ."

Digitized by Google

Und drüben wird ziemlich lebhaft und laut gesprochen. Zumeist führt Herr Theodor — der Vielgereiste und Vielbelesene — das Wort und die freundliche Großmama giebt ihm die Replik. Der Gedrückte bleibt in das hoffnungslose Problem vertieft, nur selten eine in kläglichem Fistelton gesprochene Bemerkung wagend, welche übrigens niemals dem Geist des Gespräches, sondern dem Sinn des letztvernommenen Wortes angepaßt ist. Auch die Strenge wirft nur wenige, stets irgend eine Rüge enthaltende Phrase ein.

„Wo denkst Du hin, Tante", sagte Herr Theodor lachend, „ein paar Neuverlobte um Einmengung in abstrakte Streitfragen anzugehen! Dieselben müssen naturgemäß in einem solchen Zustand wonneathmenden Blödsinns sich befinden, daß von ihnen keine vernünftige Antheilnahme zu verlangen ist, nicht wahr, Paul?

„Wie? Was?"

„Ah, da haben wir's: das höflich interessirt klingende „Wir hören zu", von vorhin war nicht einmal wahr — sondern eine bodenlose Falschheit. Auf alle Tücken muß man gefaßt sein von so verliebten Leuten. Was nicht der Gegenstand ihrer Anbetung ist, das ist der Gegenstand ihrer vollständigen Nichtachtung — dem gegenüber alle Ränke erlaubt erscheinen.

„Im Gegentheil (wie Du siehst, höre ich mitunter wirklich zu), im Gegentheil: seitdem ich so maßlos glücklich bin, erfüllt mich ein Wohlwollen für die ganze Schöpfung — von jenem Fixstern, den man dort oben strahlen sieht — bis herab zum Hofhund, den man da unten bellen hört —"

„Und zwischen dem Sirius und dem Mylord ist auch mir ein Mittelplätzchen eingeräumt? Danke. Nehmen wir unser voriges Gespräch wieder auf, Tante, und kümmern wir uns nicht um jene. Sie wollte ich überführen, Tante, Sie von einem alten Vorurtheil befreit und zu einer liberaleren Ansicht bekehrt sehen."

„Mit sechzig Jahren, mein Lieber —"

„Auch ein Vorurtheil! Als ob es irgend ein Alter gäbe, welches vor Gescheiterwerden schützte! Der Geist, so lange er rege ist — und Sie haben doch nicht die Prätension, schon kindisch zu sein? — dokumentirt sich durch Auffassung und Verarbeitung neuer Ideen, nicht aber durch ewige Rekapitulation der alten. Seine Bewegung ist Flug, nicht Dreschen."

Die melancholisch hohe Stimme des Problemlösers läßt sich vernehmen:

„Dampfdreschmaschinen sind eine gute Erfindung, denn das Stroh ..."

„Das manche Leute im Kopfe haben", unterbricht die Gattin halblaut.

„Wie?"

„Nichts."

„Das Stroh — — jetzt habe ich leider vergessen, was ich sagen wollte."

„Das Unglück ist nicht so groß. Du hast ganz unberufen den Faden von Herrn Theodors Erörterung abgerissen."

„Das ist auch kein großes Unglück, gnädige Frau. Ich war ohnehin in eine Depression — über Flug- und Dreschbewegungen des

Digitized by Google

Geistes — gerathen und von unserem Hauptthema abgekommen — von dem höchst interessanten Thema „Gleichberechtigung der Frau". Oder sagen wir — da ich keine augenblickliche soziale Umwälzung befürworten will — „geistige Gleichstellung der Frau" — eine These, die eigentlich gar keinen Zweifel zulassen sollte, die aber meine verehrte Tante hier — obwohl selbst Frau und noch dazu gescheite Frau — in Abrede stellen will."

„Aber ich bitte Dich, mein Lieber, ich habe so viele dumme — Geschöpfe, um nicht zu sagen Gänse — unter meinen Schwestern kennen gelernt."

„Einzelfälle sind in generellen Fragen schlechte Argumente. Ich könnte ja auch — um beim Geflügel zu bleiben — unter meinen Brüdern genug dindons citiren, deren „Glu—glu—glu" wohl nicht gescheiter klingt, als der geschnatterte Meinungsaustausch Ihrer Gänse."

„Aber Onkel", lacht jetzt Frida herüber. „Deine „abstrakten Streitfragen" begegnen sich ja im Hühnerhof —"

„Still dort — im Taubenschlag! Störe mich nicht in meinem Plaidoyer, welches ohnehin Deine Sache vertritt: die Gleichstellung der Frau."

„Wirst Du mir Gleichstellung einräumen, Paul?" fragte Frida leise.

„Nie—mals", antwortet Paul in entrüstetem Tone.

„Wie? . . ."

„Gleichstellung Dir? Meiner Königin, meiner Göttin? Dich auf mein Niveau, herab von Deinem Piedestal — Deinem Wolkenthron? Niemals."

„Es ist im Grunde merkwürdig, Theodor", sagte die alte Dame, „daß Du — ein Mann — es bist, der einer Frau gegenüber die gegnerische Sache vertheidigt."

„Das ist nichts merkwürdiges. In der Befreiungsfrage haben auch viele Sklavenbesitzer zur Abolitionspartei gehört, während viele Sklaven selber für die Beibehaltung ihrer Ketten stimmten. Und „gegnerisch" nennen Sie die Sache der Frau? Glauben Sie denn, daß ich einen Antagonismus zwischen den Geschlechtern annehme oder gar auf dem kläglichen Standpunkt des konkurrenzfürchtenden Privilegiumsinhabers stehe? Die Menschheit ist ein Ganzes und indem ich ihre beiden Hälften auf gleiche Höhe gebracht zu sehen wünsche, vertrete ich — in meiner Eigenschaft als Mensch — die eigene, und durchaus nicht die gegnerische Sache. Was mich beseelt, ist auch esprit de corps — nur ist die Korporation, die ich gekräftigt wissen wollte, keine Kaste, kein Geschlecht, sondern die ganze civilisirte Gesellschaft. Dieselbe hat so große Aufgaben zu erfüllen, so titanische Kämpfe auszufechten, wenn sie sich aus der Unwissenheit, aus der Barbarei, aus dem Routinenschlamm zur Klarheit, zum Frieden und zur ungehemmten Fortschrittsfreude emporarbeiten will, daß es wahrlich der Verwerthung sämmtlicher in ihr enthaltener Kräfte bedarf . . ."

„Das ist alles recht schön — aber was helfen fromme Wünsche gegen die Thatsache? — und eine solche ist es doch; daß es unter den Frauen — einige wenige Ausnahmen abgerechnet — keine Genies giebt."

Digitized by Google

„Es ist vollkommen richtig, daß nur Thatsachen beweisen, daß neben diesen alle Worte nur leerer Schwall sind — — aber sind denn die Ausnahmen, die Sie zugeben, nicht etwa auch Thatsachen? Daß Ausnahmen die Regel bestärken, ist ein auf menschlich ersonnene Regeln, nicht aber auf das Naturwalten anzuwendendes Sprichwort — denn letzteres besteht nicht, wie jene, auf schwankenden Konventionen, sondern auf starrem Gesetz. Wäre von Natur aus das Genie ein Attribut des männlichen Geschlechtes — so stände in La Châtre nicht George Sands Marmorbild . . ."

„George Sand?" sagte verächtlich die Dame mit dem strengen Gesicht, „eine mir durchaus antipathische Autorin. Ich habe nur weniges von ihr gelesen, dieses wenige hat mir aber sehr mißfallen. Ihre Romane haben weder den blühenden Stil noch die interessanten Männergestalten, noch die reine Moralität —"

„Welche den sogenannten deutschen Frauenroman auszeichnen, zugestanden. Aber die Verfasserin war einfach das, was meine Tante ihrem Geschlechte absprechen will — ein Genie. Daß sie es war, beweist die Thatsache; denn wenn auf Beschluß des Staates und mittels nationaler Sammlungen ein Standbild errichtet wird, so bürgt diese Huldigung für den Einfluß, den der Geist der Gefeierten auf die ganze Nation geübt — und welch' anderen Geistern als jenen, die wir „Genie" zu nennen pflegen, ist solche Gewalt verliehen?"

„Ich bezweifle", entgegnete die Hausfrau lächelnd, „daß alle steinernen Herren, die auf öffentlichen Plätzen bewegungslos stehen, sitzen oder reiten, Stift, Papierrolle oder Säbel schwingend, lauter große Genies vorstellen."

„Das bezweifle ich auch, beste Tante. Die Denkmalwuth tritt oft epidemisch auf und hat viel unbedeutendes mit sich gerissen — doch blieb bisher das schwache Geschlecht davor bewahrt."

„Es giebt doch allenthalben weibliche Statuen genug."

„Ja — allegorische — mit Mauerkronen geschmückte Austrias und Germanias oder wagehaltende Justizias und dergleichen; auch Maria Theresia und die Jungfrau von Orleans haben ihre Statuen. Aber einer Frau, die weder Regentin, noch Heilige — die bloß eine Herrin der Feder war — ein Monument zu weihen, dies blieb unserer Zeit vorbehalten, unserer, in der das Prinzip, welches ich nun vertrete, in das öffentliche Bewußtsein zu dringen beginnt. Die kräftigsten Argumente für meine These sind wohl in John Stuart Mills Schrift „The subjection of women" zu finden. Dieser selbe Denker ist es auch, der ein Frauendenkmal errichtet hat, das an Linienschönheit und imposanter Würde alle Bilder von Erz und Stein übertrifft . . . haben Sie Stuart Mills Memoiren gelesen? Ich habe dieselben hier in der Schloßbibliothek gefunden und mir einen Auszug daraus gemacht."

„Ich habe das Werk nur durchblättert — ich bin des Englischen nicht kundig genug — —"

„Dann erlauben Sie, daß ich Ihnen die betreffende Stelle, die ich, flüchtig ins Deutsche übersetzt, in mein Notizbuch eingetragen habe, jetzt vorlese. Es ist das Porträt, welches der berühmte Autor von dem Geist und dem Charakter seiner verstorbenen Gattin entworfen

Digitized by Google

hat. Ein solches Zeugniß ist Beweis genug, daß es Frauen giebt, deren Verstand die höchsten Höhen erreicht."

„Was die höchsten Höhen anbelangt", sagt der Schachspieler in seiner traurigen Fistelstimme, so ist mir bekannt, daß im Himalaya mehrere Gipfel —"

„Doch lange nicht so hoch sind, wie Dein Tenor", unterbricht die Gattin.

„Also laß Dein papiernes Denkmal betrachten", wendet sich die Hausfrau an Theodor. „Es ist immer interessant zu hören, wie ein Mann von seiner Frau spricht."

„Wie wirst Du wohl einst von mir sprechen?" fragte Frida ihren Bräutigam. Dieser aber hat dem Gespräch nicht gelauscht. Den Blick in die aufgeschlagenen Augen der Geliebten getaucht, die Hand um das kühle zarte Händchen — das seit gestern ihm für Lebenszeit geschenkte Händchen — fest geschlossen — ist er der Welt entrückt gewesen. Frida muß ihre Frage wiederholen.

„Wie ich von Dir sprechen werde? Am liebsten gar nicht — denn Worte giebt es ja doch keine, um zu sagen, was ich für Dich fühle, Du mein —"

„Was thust Du?"

„Laß mich diese seidenen Haare küssen . . . und diese Augenlider und diese . . ."

In der dunkeln Ecke wird es wieder stumm, während unter dem Lampenschein Theodor zu lesen begonnen hat:

„Zu dieser Zeit meiner geistigen Entwickelung war es, daß ich die Freundschaft schloß, welche die Ehre und das Glück meines Lebens und zugleich der Ursprung alles dessen war, was ich bisher zur Verbesserung der menschlichen Gesellschaft geleistet habe, oder noch zu leisten hoffe. Es war im Jahre 1830, daß ich einer Frau vorgestellt worden, welche nach einer zwanzigjährigen Freundschaft eingewilligt hat, meine Gattin zu werden. Ich zählte damals fünfundzwanzig, sie dreiundzwanzig Jahre. Nach dieser Vorstellung vergingen mehrere Jahre, ehe sich ein vollständiges Vertrauen zwischen uns einstellte, aber ich fühlte sogleich, daß Miß Taylor das bewunderungswürdigste Wesen war, das ich je gekannt. Freilich war sie damals noch nicht die überlegene Frau, die sie später geworden — auch könnte niemand in dem jugendlichen Alter zu solcher Höhe gelangt sein. Sie vielleicht weniger noch als andere; denn sie war eigens dazu beanlagt, stete Fortschritte zu machen, da ihr Geist so beschaffen war, daß er nichts erfassen und empfinden konnte, ohne dem Ideal der Weisheit näher zu rücken. Als ich sie zum ersten Male sah, hatte sich ihre reiche und starke Natur erst dem ganghabenden Weiblichkeitstypus gemäß entwickelt. Für ihre Freunde war sie eine schöne, geistvolle Frau, von tiefem Gefühl, durchdringendem Verstande, von sinnigem und poetischem Gemüth. Sehr jung an einen rechtlichen und vortrefflichen Mann verheiratet, der freisinnige Ansichten und eine gute Erziehung besaß; der aber in Dingen des Geistes und der Kunst nicht mit dem Geschmack begabt war, der ihn auf das Niveau seiner Frau gehoben hätte, hat sie doch einen sichern und zärtlichen Freund an ihm gefun-

Digitized by Google

den, und ihm aufrichtige Achtung und treue Neigung während seines Lebens, sowie innige Trauer nach seinem Tode geweiht.

Durch die soziale Unkapazität, die auf den Frauen lastet, von den Aemtern ausgeschlossen, welche ihrer hohen Fähigkeiten würdig gewesen wären, widmete sie ihr Leben der Meditation und erheiterte dasselbe durch den Umgang mit einem kleinen, gleichgesinnten Freundeskreis. Ich hatte das Glück, in dem letzteren Aufnahme zu finden und ich wurde schnell gewahr, daß Mrs. Taylor alle Eigenschaften vereint besaß, die ich bisher bei anderen Personen nur vereinzelt angetroffen hatte. Ueber jeden Aberglauben erhaben — denjenigen nicht ausgenommen, welcher der Weltordnung eine vermeintliche Vollkommenheit zuschreibt, protestirte sie energisch gegen die zahlreichen Mißbräuche, die im gegenwärtigen Stand der Gesellschaft noch herrschen. Uebrigens entsprang diese Gedankenfreiheit und diese Protesterhebung nicht so sehr der Logik eines strengen Verstandes, als vielmehr der Wärme ihres tiefen Gefühls. Ihr ganzer intellektueller Charakter, ihr Temperament und ihre Organisation bewogen mich, sie — so wie sie damals war — mit dem Dichter Shelley zu vergleichen. Aber was die Tragweite des Verstandes und die Tiefe der Gedanken betrifft, so war Shelley — auf dem Punkt, wo ein frühzeitiger Tod seine Entwickelung abgeschnitten — nur ein Kind im Vergleich zu dem, was sie schließlich geworden. In den höchsten Regionen philosophischer Spekulation, so wie in den kleinsten Angelegenheiten des alltäglichen Lebens, war ihr Geist ein immer gleich vollkommenes Instrument; derselbe drang bis zum Herzen, bis zum Mark einer jeden Frage; die Hauptidee, das Prinzip entging ihr nie. Diese Präzision und Schnelligkeit in der Auffassung, verbunden mit ausnehmenden Gaben des Gemüths und der Phantasie, hätten sie zu einer vollendeten Künstlerin qualifizirt. Ihre glühende und liebreiche Seele, ihre kräftige Beredsamkeit hätten einen großen Redner aus ihr machen können. Schließlich, wenn den Frauen die politische Carrière offen stände, so hätte der Scharfsinn, den sie im praktischen Leben bewährte, ihr einen eminenten Rang unter den Führern der Menschheit gesichert. Und diese geistigen Gaben standen im Dienste des edelsten und bestequilibrirten moralischen Charakters, dem ich je begegnet bin.

Es wäre nicht möglich gewesen, von der geistigen Berührung mit einem solchen Wesen nicht wohlthätigen Nutzen zu ziehen. Dieser Umgang hat mir vielmehr Vortheile gebracht, als ich deren zu bieten vermochte. Ich käme zu keinem Ende, wenn ich alles sagen sollte, was ich ihm verdanke.

Im Jahre 1851 habe ich mich mit der Frau verheiratet, deren unvergleichliches Verdienst — durch die mir erwiesene Freundschaft — am meisten zu meinem Glücke und zu meiner geistigen Entwickelung beigetragen hat. So glühend ich zu jeder Zeit unseres Verkehrs gewünscht hätte, mit der Freundin durch engere Bande verbunden zu sein, so hatte ich niemals darauf gezählt; und beide hätten wir lieber auf dieses Privileg verzichtet, als es dem frühzeitigen Tode eines von mir geschätzten und von ihr herzlich geliebten Mannes zu danken. Dieses Ereigniß trat dennoch im Jahre 1849 ein. Nichts hinderte mich

Digitized by Google

aus diesem Unglücksfall mein größtes Glück erstehen zu machen, und der schon lange bestehenden Gemeinschaft unserer Ideen und literarischen Arbeiten nun auch die Vereinigung unserer Existenzen folgen zu lassen. Sieben ein halb Jahr habe ich diese Seligkeit genossen — sieben ein halb Jahr nur! Ich wüßte keinen Ausdruck zu finden, der — wenn auch im ungeschwächtesten Maße — sagen könnte, was jener Verlust mir war und was er mir noch ist. Aber da ich weiß, daß sie es gewünscht hätte, so versäume ich nichts, um meinen Lebensrest bestmöglichst zu benutzen und in den Intentionen ihrer Gesinnung fortzuarbeiten — mit der verminderten Kraft, die ich noch aus ihren Ideen und aus dem Einfluß ihres Andenkens schöpfen kann.

Wenn zwischen zwei Menschen eine so vollständige Gedankengemeinschaft besteht; wenn alle Gegenstände, die Herz und Geist fesseln können, täglich von ihnen besprochen und bis auf den Grund erforscht werden; wenn sie, von den gleichen Prinzipien ausgehend, auf dem gemeinsam befolgten Weg zu gleichen Schlüssen gelangen, so ist es eigentlich von wenig Belang, welcher von beiden die Feder führt. Derjenige, der weniger Theil an der Komposition genommen, hat vielleicht einen größern Antheil an den Gedanken; von diesem Standpunkt aus kann man sagen, daß alles, was ich veröffentlicht habe, ebenso das Werk meiner Frau, als das meine heißen kann. Der Antheil, den sie daran hatte, wuchs von Jahr zu Jahr. Doch giebt es Fälle, wo dasjenige, was ihr angehört, sich erkennen läßt. Neben dem allgemeinen Einfluß, den sie auf meinen Geist geübt, ist sie es, von der die wichtigsten Ideen und Züge unserer gemeinschaftlichen Werke stammen, diejenigen Ideen nämlich, welche die fruchtbarsten Resultate nach sich gezogen und am meisten Beifall errungen haben. Das Buch „Die Freiheit" war dasjenige, welches am buchstäblichsten unsere gemeinschaftliche Arbeit war. Keine Phrase darin, die wir nicht mehreremale miteinander durchgesehen hätten. Seine letzte Durchsicht sollte das Werk im Winter 1858—1859 erhalten, den wir in Südeuropa zuzubringen gedachten. Diese Hoffnung — wie alle andern — wurde durch das grausamste und unerwarteste Unglück vernichtet: durch den Tod meiner Frau. Sie starb in Avignon, wo wir auf der Durchreise nach Montpellier uns befanden und wo sie an einer Lungenentzündung erkrankte, der sie in wenigen Tagen erlag.

Seit diesem Augenblick habe ich die Erleichterung, die meine Lage zuläßt, darin zu finden getrachtet, daß ich mein Leben derart eintheilte, meine Frau noch in meiner Nähe zu fühlen. Ich kaufte mir — ihrer Begräbnißstätte so nahe als möglich — ein kleines Landhaus und an diesem Orte ist es, daß ich mit ihrer Tochter — der Gefährtin meines Schmerzes und jetzt mein einziger Trost — den größten Theil des Jahres zubringe. Die Ziele meines Lebens sind einzig jene, die auch die ihren waren; meine Arbeiten, meine Beschäftigungen solche, an denen sie theilgenommen und denen sie ihre Sympathie geschenkt . . . Ihr Andenken ist mir eine Religion und ihre Zustimmung die Norm, die Summa aller Tugend, nach der ich mich bestrebe, mein Leben zu regeln."

„Nun?" fragt Theodor, das Notizbuch wieder zuklappend, „sagen solche Worte nicht zehnmal mehr, als gemeißelter Marmor sagen kann?"

Digitized by

„Es ließe sich einwenden, daß der Marmor sagt, was eine ganze Nation von dem Original gedacht, während diese Worte doch nur Zeugniß von dem Urtheil eines einzigen ablegen — aber ich stimme Dir vollkommen bei: es ist das ein hohes Ehrendenkmal, welches dieser Gatte seiner verlorenen Lebens- und Arbeitsgefährtin errichtet hat — ein herrliches Mausoleum."

„Und zugleich ein Beleg meiner Theorie. Denn wenn auch nur eine solche Frau gelebt hat —"

Du magst recht haben . . . Deine beiden Statuen: George Sand in La Châtre und Frau Stuart Mill in ihres Wittwers Buche, haben mich beinahe überführt. Es ist doch etwas schönes um Denkmäler. Was meinst Du, Paul, würde es Dich freuen, wenn Deiner Frida einst eine Statue erhoben würde?"

Die Brautleute sitzen jetzt auch an dem erleuchteten Tisch. Vorhin ist Frida plötzlich von ihrem Fauteuil aufgesprungen, um sich neben die Großmutter zu setzen — es hatte sie etwas erschreckt . . . vermuthlich ein vorbeihuschender Nachtvogel . . .

„Meiner Frida? Eine Statue — wozu? . . . erwidert Paul und in träumerischem Tone fährt er fort: „Wozu? — damit ihr Ruhm vor allen Menschen und für alle Zeiten erglänze? Ach, alle Menschen: das ist ja einfach der fremde Haufen . . . Wer darunter das Original, oder dessen Werke nicht selber geliebt, dessen Herz wird auch vor dem Bild nicht höher schlagen. Und für alle Zeiten? Ach, wie schnell verrinnen doch die Epochen, die wir in menschlichen Dingen mit dem anmaßenden Worte „immer" versehen. — — Ein paar Jahrhunderte, und die Statue von La Châtre liegt zertrümmert im Staube — ein paar Jahrtausende: dann sind die Trümmer selbst als Staub verweht. Dem Denkmal, das im Buche steht, droht auch eine sichere Verwitterung: nämlich die Vergessenheit. Nein — nein, im Laufe der Ewigkeit gilt die Zeit, durch welche Denkmäler dauern können, auch nicht mehr, als die Dauer des Augenblicks. Der Ruhm, d. h. die erweckte Bewunderung und Begeisterung, hat eben so wirklich bestanden, ob er nun ein Jahrtausend, oder eine Stunde gewährt hat, ob er von allen Nationen oder nur von einem Herzen gespendet worden . . . So hat Frida auch schon ihren Ruhm geerntet — und dessen Denkmal, weder aus Stein noch Schrift, sondern aus Glut und Glück gebildet, es ist — meine Liebe."

Digitized by Google

Marie Geistinger.

Ein Künstlerbild von Dr. Adolph Kohut.

Man hat den deutschen Operettensängerinnen oft den Vorwurf gemacht, daß sie die französische Grazie, den französischen Chic und jenes französische „Etwas", welches der Pariser mit „je ne sais quoi" bezeichnet, sehr oft vermissen lassen. Eine gewisse Schwerfälligkeit, eine gewisse Pedanterie hafte ihren Leistungen an, und sie vermögen deshalb auf das Gemüth des Zuschauers nicht jene fascinirende Wirkung auszuüben, wie einst jene berühmten Divas der Operette à la Hortense Schneider, die durch ihr Spiel alle Welt entzückt und daneben viele Millionen zusammenscharrt. Ich will nicht genauer untersuchen, ob dieser Vorwurf begründet ist, zumal die feschen Wiener Operettensängerinnen in den letzten Jahrzehnten in Bezug auf Temperament, Pikanterie und graziöses Spiel oft nichts zu wünschen übrig ließen. Was Marie Geistinger betrifft, so muß es gesagt werden, daß sie seit ihrem ersten künstlerischen Auftreten bis auf den heutigen Tag als Königin der deutschen Operettensängerinnen sich erwiesen und daß sie in ihrem Wesen alle jene glänzenden Eigenschaften, welche die angebeteten Göttinnen der leichtgeschürzten Muse in Paris auszeichneten, vereinigte; hierzu gesellte sich noch neben den hervorragendsten natürlichen Anlagen ein so ernstes und beharrliches Studium aller Geheimnisse der Kunst, wie es bei den Priesterinnen der Operette im allgemeinen selten der Fall ist. Der Ausdruck „ein denkender Künstler" hat oft einen recht fatalen Beigeschmack, da man damit manchmal den Fleiß und das Streben des betreffenden Künstlers, die mit seinem Genie nicht gleichen Schritt halten, anzudeuten pflegt. Wenn ich also auf Marie Geistinger sage, daß sie eine denkende Künstlerin ist, so meine ich hier damit nur, daß sie trotz ihrer außerordentlichen Gaben, welche Mutter Natur in verschwenderischer Fülle ihr dargeboten, nie aufgehört hat, durch fortgesetzte Schulung, durch die sorgfältigste und minutiöseste Beobachtung der Gesetze der Menschendarstellung, sowie Befolgung der Winke einer

Digitized by Google

unparteiischen Kritik sich immer mehr zu vervollkommnen und ihr unvergleichliches Talent auf eine solche Weise ausreifen zu lassen.

Marie Geistinger ist überdies eine Künstlerin mit einem Januskopf, das heißt eine schauspielerische Doppelnatur, welche sowohl in der heiteren wie in der tragischen Maske sich gleich außerordentlich bewährt hat und die gestern als Königin der Operette durch den lustigen und prickelnden Vortrag eines Couplets und heute als Tragödin durch die leidenschaftliche Darstellung einer heroischen Rolle Bewunderung hervorruft. Marie Geistinger ist aus dem Operettenfach zur Tragödie und von dieser wieder zurück ins Reich der kurzgeschürzten Muse nicht deshalb übergegangen, weil sie, wie dies bei so vielen Künstlern und Künstlerinnen der Fall ist, über ihren eigentlichen Beruf im Dunklen tappen, sondern weil ihre Begabung von Anfang an eine doppelseitige gewesen ist. Wenn Karl Helmerding, der unerreichte Komiker, als „unglücklicher Liebhaber" seine Laufbahn begann, und Marie Seebach in den ersten Jahren ihrer Bühnenthätigkeit die Hosenrollen frequentirte, so waren diese Versuche nur Uebergangsstadien; bei Marie Geistinger aber vereinigte sich Offenbachsches Bacchantenthum mit dem Ernst und der Würde des Tragischen! Zwei Seelen wohnten in ihrer Brust, zwei Künstlerschaften erfüllten ihre Seele. Aber wie das französische Sprichwort lautet: „On revient toujours à ses premiers amours", die Operrette hatte für die Künstlerin, selbst nachdem sie alle Süßigkeiten des Erfolgs als gottbegnadete Tragödin genossen, doch mehr Anziehungskraft, als das Heroinenhafte.

Gegenwärtig ist Marie Geistinger wieder die Prima donna assoluta der deutschen Operette und wie in ihrer Glanzperiode vor zwei Jahrzehnten, als sie die Offenbachiaden in Deutschland creirte, so feiert sie noch jetzt in zahlreichen Städten als Operettensängerin glänzende Triumphe und bezeugt dadurch, daß der Sturm der Jahre an dieser Priesterin der Kunst fast spurlos vorübergegangen ist. Eine so interessante, eigenartige und vielseitige Künstlerin verdient es wohl, daß wir uns eingehender mit ihr beschäftigen und von ihrem Leben und ihren Schöpfungen einiges unsern geschätzten Lesern berichten.

Marie Geistinger ist ein echtes Theaterkind. In ihren Adern rollt von väterlicher wie mütterlicher Seite Theaterblut. Die Eltern waren russische Hofschauspieler, Angehörige des kaiserlich deutschen Theaters in Petersburg, die als Pensionäre desselben sich nach Graz in Steiermark, der Stadt der Pensionäre, zurückgezogen hatten. In Graz wurde Marie Geistinger geboren. Sie hat schon frühzeitig den Ernst des Lebens kennen gelernt. Die Eltern starben, als sie erst vierzehn Jahre alt war, und das mit Glücksgütern wenig gesegnete Mädchen sah sich nun auf sich selber angewiesen. Da sie bereits durch die Eltern in die Geheimnisse der Schauspielkunst eingeweiht war, lag es nahe, daß sie sich der Bühne widmete. Das Backfischchen spielte selbstverständlich Backfisch- und jugendlich naive Rollen, wobei es ihr sehr zustatten kam, daß sie, weil sie schon frühzeitig Musikunterricht genossen, kleine Gesangspartien zuertheilt bekam. So war doch wenigstens für des Lebens Nothdurft gesorgt und die junge Künstlerin lernte in der harten Schule des Lebens die Nothwendigkeit kennen, den Erfolg nur durch angestrengten Fleiß und beharrliche Aus-

Digitized by Google

dauer erringen zu können. Ihr erstes namhafteres Engagement war am Josefstädter Theater zu Wien und sie lenkte die Aufmerksamkeit weiter Kreise dadurch auf sich, daß sie in der Nachahmung der damals Furore machenden berückenden spanischen Tänzerin Pepita de Oliva wahrhaft virtuosenhaftes leistete und als Madrilena und El Ole durch die Kühnheit der Gesten und die Plastik der Formen Sensation erregte. Dieses Talent zur Travestie und Parodie, verbunden mit ihrer schönen Stimme und ihrer musikalischen Begabung, wies ihr das Fach der Soubrette als ihre eigentliche Domäne an. Als Vaudevillesoubrette nahm sie ein Engagement am Berliner Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater an, wo sie durch ihre Jugendfrische, ihr neckisches Spiel, die Verve ihrer Darstellung die Habitués entzückte und zwei Jahre hindurch, der Zeit ihrer Thätigkeit des allgemeinsten Beifalls sich zu erfreuen hatte. Von Berlin ging die Künstlerin an das Thaliatheater in Hamburg und von hier auf drei Jahre an das Stadttheater in Riga unter der Direktion des Herrn von Witte; hier spielte Marie Geistinger nicht ausschließlich Operettenpartien, sondern gab auch in Lust- und Schauspielen zahlreiche Proben von ihrem eminenten Talent für das Fach des Jugendlich-Naiven und Sentimentalen.

Ihre erste und eigentliche Glanzepoche begann in Wien. Direktor Strampfer, der Leiter des Theaters an der Wien, lernte die Künstlerin gelegentlich ihres Gastspiels, welches sie nach ihrem Engagement in Riga im Viktoriatheater zu Berlin in der Rolle der Loreley von Hermann Hersch absolvirte, kennen und er engagirte sie unter glänzenden Bedingungen für seine Operette. Als geniale „Offenbachantin", das heißt als die ausgezeichnetste Vertreterin der Offenbachschen Operettenfiguren, stand sie in Oesterreich unerreicht da; sie creirte in Wien die schöne Helena und erntete einen ganz außerordentlichen Triumph, aber ebenso hatte sie die Hauptpartien in den Operetten von Strauß, Suppé und anderen inne. Sie machte Schule nicht nur in Oesterreich, sondern in ganz Deutschland, denn ihre Auffassung der weiblichen dominirenden Rollen in den Operetten war eine so hinreißende, ihre Anmuth und Grazie eine so bestrickende und ihre ganze Darstellung eine so charakteristische, daß ihre Leistungen für alle ihre Kolleginnen und Rivalinnen typisch und mustergiltig wurden.

Nach dem Krach des Strampferschen Unternehmens übernahm sie mit Maximilian Steiner selbst die Direktion des Theaters an der Wien, wobei sie aber nicht aufhörte, ihr großes schauspielerisches Talent fast allabendlich zu entfalten, und sie bildete in der That die beste Zugkraft ihres eigenen Theaters. Dabei hatte sie noch hinlängliche Zeit, in der Nähe und Ferne zu gastiren und überall neue Lorbeeren einzuheimsen. Als Herzogin von Gerolstein, als Madame Herzog entzückte sie namentlich durch ihre außerordentliche schauspielerische Darstellungskunst, und als im Jahre 1874 die Künstlerin erkrankte, trauerte man in allen kunstliebenden Kreisen Wiens und ihre Wiedergenesung wurde als großes Ereigniß, als eine Haupt- und Staatsaktion gefeiert. Bei ihrem ersten Wiederauftreten am 12. Januar 1875 nach ihrer Genesung durchbrauste minutenlang anhaltender, stürmischer Beifall das Haus und ein Blumenregen ergoß sich, der an Zeiten des heißesten Theaterenthusiasmus erinnerte. Johann Strauß — es wurde

Digitized by Google

die Fledermaus gegeben — überreichte nach Schluß des ersten Aktes der Künstlerin auf offener Scene ein prachtvolles Bouquet aus exotischen Blumen. Sie dankte unzähligemal, lachte und weinte abwechselnd und war ihrer Gefühle kaum mächtig. Die Dichter Wiens besangen Marie Geistinger in ihrer Krankheit in namhaften Blättern und wohl ist selten eine Fürstin so allgemein betrauert worden, als sie erkrankt war, und wohl selten ist eine so innig bei ihrer Wiedergenesung begrüßt worden, wie diese Fürstin der Schauspielkunst. Mag aus einem Gedichte von A. Buchner aus jener Zeit hier eine Strophe mitgetheilt werden:

O breite segnend Deine Vaterhände
Aus über sie und ihrer Leiden Zahl!
O nimm hinweg Gefahr und Krankheit, ende
Nach Deinem Rathschluß ihrer Schmerzen Qual!
Erhebe sie zu neuen Freuden, reiche
Den Quell des Lebens ihr in Deiner Gunst,
Daß nicht zu früh vergeh', zu früh erbleiche
Der schönste Stern am Himmel deutscher Kunst;
Gieb sie dem Leben, gieb der Kunst sie wieder,
Und ewig sing' ich Dank- und Jubellieder.

Die Wirkung, welche sie seit ihrer künstlerischen Laufbahn bis auf den heutigen Tag erzielt hat, liegt hauptsächlich in folgendem: Sie sieht ewig jung und frisch aus und ihre Bühnentugenden werden immer mehr statt weniger. Was vor zehn Jahren ein Wiener Blatt von ihr behauptete, gilt noch heute: Bewunderungswürdiger Geschmack in der Wahl ihrer Toiletten, freudige Liebenswürdigkeit, die auf das kleinste achtet, eine Decenz, die jedes Stäubchen sorgsam verwischt, machen die schöne Frau zu einer Art Bühnensirene, deren Zauber sich niemand entzieht, es wäre denn, daß er außer dem Wachs im Ohr auch noch eine Binde vor den Augen trüge. Ihre Schaffungsgabe, welche sie im Creiren der Rollen bekundete und noch bekundet, geht gepaart mit tief durchdachtem Studium, wodurch sie immer ein Ganzes liefert. Da giebt es nichts episodenhaftes, nichts abgerissenes, nichts halbes; jede ihrer Gestalten ist ganz und charakteristisch. In der schönen Helena schuf sie das mythologische verführerische Weib, fein, nicht undecent und doch höchst reizend; in der schönen Galathea bot sie uns ein plastisches Gebilde: Das Beleben und die Erwärmung des starren kalten Marmors, das freudige Jubeln der zum wirklichen Leben erwachten Statue — ist ein Meisterwerk der Schauspielkunst. So ist sie eine Spezialität, welche sich schwer ersetzen, nur höchstens nachahmen läßt: Mag sie als Großherzogin von Gerolstein, als steierische Bäuerin, als Frau Schusterin, oder gar als — Iphigenie auftreten, überall zeigt sich die Gestaltungsgabe der Künstlerin in geradezu verblüffender Weise; die gesunde Komik ist ihr ebenso eigen wie die warmen Gefühlstöne und die ganze Skala der Leidenschaften. Gesangliche Virtuosität, graziöse, der „Offenbachantin" par excellence eigenthümliche Nüancirung, Frivolitäten der Decenz, Decenz in der Frivolität, pikant prickelnde Originaleffekte in der Auffassung und wundervolle Toiletten — so wußte sie unser Jahrhundert in die Schranken fordern. E. Bürde, ein trefflicher Kunstkritiker, sagt mit

Digitized by Google

Recht von ihr, daß sie in der Charakteristik eine Schauspielerin ist, die darin kaum ihresgleichen hat. Die Konsequenz, mit der sie ihre Rollen durchführt, findet man selbst bei hervorragenden Charakterspielern nur in seltenen Fällen; noch seltener aber die ihr eigene Feinheit, die die ausgeprägte Charakteristik jener stets mit der Schönheit verbindet. So vortrefflich auch alle Einzelheiten in den Rollen ausgeführt werden, so müssen die Leistungen dieser Künstlerin doch vorzugsweise in ihrem Zusammenhange, in ihrer harmonischen Einheit beurtheilt werden. Im Besitze der brillantesten Technik, bemerkt man fast nie das Bestreben, einzelne Momente, die sogenannten Knalleffekte in die Wirkung der Rolle zu stellen.

Man kann sich daher denken, welches Aufsehen es in der ganzen Kunstwelt erregte, als die Königin der Operettensängerinnen im Mai 1875 urplötzlich dem Direktor Steiner erklärte, daß sie der Operette Valet sagen und sich von nun an der Tragödie zuwenden wolle. Alles Zureden half nichts, Marie Geistinger wurde in der That klassische Tragödin, Heroine des romantischen Dramas, Heldin französischer Effekt- und Ehebruchstücke, sowie die Vertreterin der weiblichen Rollen der Tendenzstücke im Genre Anzengruber und anderer Volksdichter. Der Scharfblick Heinrich Laubes hatte schon frühzeitig ihr großes dramatisches Talent erkannt, und die Künstlerin veranlaßt, den Soccus mit dem Kothurn zu vertauschen. Am 31. Januar 1876 verließ sie die Stätte ihrer sechsjährigen Triumphe am Theater an der Wien, um sich ihrem neuen künstlerischen Wirkungskreise zuzuwenden. Beim Schlusse ihrer Abschliedsvorstellung richtete sie an das begeisterte Publikum eine Ansprache, worin sie unter anderem sagte: „Die Geltung, die mein Name in der deutschen Kunstwelt hat, Ihnen verdanke ich sie, dem liebenswürdigen Publikum dieses Theaters, an das ich für die Zeit meines Lebens durch die Bande der Dankbarkeit gebunden bleiben werde . . . Zagend gehe ich dem Wagniß entgegen, dem ich mich unterzogen. Aber eines hält meinen Muth aufrecht, das ist: die feste Zuversicht, mit der ich auf Ihre Gerechtigkeit, auf Ihr Wohlwollen baue. Sie werden meine Schritte auf neuer Bahn mit Wohlwollen begleiten, Sie werden nicht von der ihren Weg Beginnenden sogleich das künstlerisch Reife erwarten — und darum werden sie die Strebende ermuthigen und eine künstlerische Thätigkeit unterstützen, die mit ernstem Fleiß und hingebungsvollem Eifer an neue, bisher ungewohnte Aufgaben, die schwierigsten für den darstellenden Künstler, herantritt. Möchte es mir gelingen, mein Ziel zu erreichen, und von Ihnen zur Künstlerin erzogen zu werden, mit jener Nachsicht, welche das Wiener Publikum immer ausgezeichnet hat. Mit diesem Wunsche lassen Sie mich scheiden. Voll Wehmuth sage ich Ihnen Lebewohl, voll Hoffnung füge ich hinzu: Auf Wiedersehen."

Nachdem sie ihr Doppelverhältniß zu dem Theater an der Wien gelöst hatte, gastirte sie noch einige Zeit hindurch in ihren besten Operettenrollen in Berlin, Dresden, Breslau, Hamburg und anderen Städten und erregte ebenso wie in Wien überall Furore. Der verstorbene Humorist Adolf Glaßbrenner widmete ihr gelegentlich ihres Gastspieles am Friedrich Wilhelmstädtischen Theater zu Berlin folgende Strophen:

Digitized by

Du haſt Diamanten und alles,
Was „Weiber"- und „Männer-Begehr",
Und ſo oft Du ſpielſt, gewinnſt Du;
Marie, was willſt Du noch mehr?

Man preiſt Deinen Witz und Dein Singen,
Wirft Roſen um Dich her,
Und Du kriegſt jeden Abend die Hälfte,
Geiſtinger, was willſt Du noch mehr?

Alsbald aber wurde die Diva der Offenbachiade die Heroine des Wiener Stadttheaters unter Laubes Leitung. Sie trat dort als Cameliendame, als Medea in dem Grillparzerſchen Stück, als Königin Eliſabeth in Eſſex und anderen hochtragiſchen Rollen auf, und auch dieſes ihr neue Debüt war von glänzendſtem Erfolg begleitet. Anfangs tadelte man gewiſſe Schwankungen und Ungleichheiten der Ausführung, auch machte man darauf aufmerkſam, daß Frau Geiſtinger keine vulkaniſche Natur ſei, indem ſie die wildglühende Leidenſchaft nicht packend genug zum Ausdruck bringen könnte, aber von Rolle zu Rolle wuchs ihre Bedeutung und auch ihre Anerkennung ſeitens der Kritik. Man fing an, zwiſchen ihr und den „erbgeſeſſenen" Tragödinnen der Burg und des Stadttheaters gefährliche Vergleiche zu ziehen, welche nicht immer zu Gunſten der letzteren ausfielen. Und das Echo ihres Wiener Beifalls tönte auch in Hamburg, Dresden, Breslau und all den Städten wieder, wo ſie als Tragödin gaſtirte. Für Laubes Stadttheater erwies ſie ſich als ein Kaſſenmagnet erſten Ranges. Ihr reiches Naturell bethätigte ſich aber nicht nur allein in den hochdramatiſchen Rollen, ſondern auch in jenen Volksſtücken mit öſterreichiſcher Mundart, in denen ſie ihre Geſtaltungskraft und die ganze Skala der Leidenſchaften, von dem heitern Ausdruck der Schalkhaftigkeit bis zur dramatiſch bewegten Handlung zum Ausdruck bringen konnte.

Ihr eigentliches großes dramatiſches Talent entfaltete ſich aber erſt in Leipzig, wo ſie am dortigen Stadttheater ein dreijähriges feſtes Engagement im Jahre 1877 annahm und am 15. Auguſt des genannten Jahres in der Rolle der Herzogin von Marlborough auftrat. Alsbald wurde ſie der Liebling des Publikums, indem ſie als Adrienne Lecouvreur, als Eliſabeth in Eſſex, als Herzogin in Glas Waſſer, als Königin in Shakeſpeares Königsdramen, als Iphigenie in Goethes gleichnamigem Drama, als Meſſalina in Arria und Meſſalina, als Donna Diana in dem gleichnamigen Schauſpiel, als Gräfin Autreval in Scribes Damenkrieg ꝛc. durch den beſtrickenden Reiz ihrer Erſcheinung, die Kraft und Genialität in der Durchführung ihrer Rollen und das Faſcinirende ihrer Darſtellung allgemeine Anerkennung ſich errang. Es zeigte ſich, daß die Geiſtinger die Töne der Empfindung und die Sprache des Herzens mit ebenſolcher Meiſterſchaft beherrſchte, wie einſt als Operettenſängerin ihre Geſangspartien. Auch im recitirenden Drama muß die Sprache der Künſtlerinnen voll Wohllaut und Geſchmeidigkeit ſein, ſo daß ſie jeder Empfindung wahren und ſchönen Ausdruck zu geben vermag. In dieſer Beziehung konnten nur eben wenige Schauſpielerinnen mit Marie Geiſtinger rivaliſiren.

Im Jahre 1877 vermälte ſie ſich mit dem Schauſpieler Auguſt Müller-Kormann und nannte ſich ſeitdem Frau Geiſtinger-Kormann.

Digitized by Google

Diese Ehe war aber nur von kurzer Dauer, denn schon nach wenigen Jahren löste die Künstlerin freiwillig ein Band, welches ihr immer lästiger wurde, nachdem sie sich überzeugt hatte, daß sie in jener Verbindung nicht das erhoffte Glück finden konnte. In Leipzig unter der Direktion Försters creirte sie auch die namhaftesten weiblichen Rollen in den hervorragenden Novitäten. So spielte sie z. B. die Hexe in Arthur Fitgers bekanntem gleichnamigen Drama, am 25. Oktober 1879. Bei dieser Veranlassung überreichte ihr der Lessingverein zu Leipzig ein Gedicht, welches folgendermaßen lautet:

An Marie Geistinger.

Wer ist es, der in proteusschnellem Wandel
Noch gestern Herrin war des Schottenthrones
Und heute schon am Arm des Alpensohnes
Tirol durchstreifen geht, „das schöne Land'l?"

Wer zeichnet uns Helenas Liebeshandel,
Den Witz der Favart und das Leid der Krones,
Die Tragik mächtig und des muntern Tones,
Die beste Phaedra und das beste Nand'l?

Wer pflegt den langen Zug von zwei zu zweien
Vors Schauspielhaus zu zaubern schon um Sechse?
Wer spendet, gabenreich wie güt'ge Feien,

Sogar den Reim auf „ex" dem Versfexe?
Wer ist gewandt in solchen Hexereien?
Marie Geistinger, sie, „unf're Hexe".

Nach Beendigung ihres Leipziger Engagements zog es auch sie, wie so viele Virtuosen und Virtuosinnen, nach dem Eldorado des Dollars und der Lorbeeren, nach Amerika. Unter Leitung des Direktors Gustav Amberg unternahm sie eine zwei Jahre lang dauernde Gastspieltournee durch die namhaftesten Städte Amerikas und in der neuen Welt erntete sie fast noch mehr Ruhm, Ehre und Lorbeeren wie in der alten Welt. Marie Geistinger sagte mir: „Ich habe in meiner Künstlerlaufbahn manch' schönen Abend auf den Brettern erlebt, aber glänzenderer, sichtbarerer und hörbarerer Beifallsbezeugungen als ich sie in Amerika erhalten habe, kann ich mich nicht entsinnen." In den Vereinigten Staaten spielte sie sowohl im Schauspiel wie im Lustspiel, der Posse und Operette. Die sonst so rücksichtslose Newyorker Presse lobte fast einstimmig ihre herrlichen Kunstgebilde. Sie erkannte an, daß wohl noch nie eine Künstlerin für die deutsch-amerikanische Bühne mit solch unerschütterlicher Berufstreue und mit solcher Hingebung gewirkt habe, wie Marie Geistinger. Am 3. Mai 1884 war ihr letztes Auftreten in Newyork. Alles in allem war sie 826 Mal in 26 Städten der Union in 44 verschiedenen Rollen aufgetreten, und da ihr im Durchschnitt jedes Auftreten nahezu 200 Dollars eingetragen hat, kann man sich denken, welch' ansehnlichen Reichthum sich die Künstlerin im Lande des Dollars verschafft hat. An dem schon genannten Abschiedsabend hielt sie an das Newyorker Publikum eine längere Ansprache, worin sie u. a. sagte: „Kaum weiß ich Worte zu finden, um den Empfindungen Ausdruck zu geben, welche mich in diesem Augenblick beherrschen und bewegen. Die Auszeichnungen und die Ehren, mit denen Sie mich heute wie so oft überhäuft haben, erfüllen mich mit Stolz

Digitized by

und hoher Freude, einer Freude, die nur getrübt wird durch den für mich so schmerzlichen Gedanken, daß ich hier jetzt stehe, um Ihnen ein Adieu für immer zuzurufen. Für immer nehme ich Abschied von einem Lande, welches ich vom Osten bis zum fernsten Westen, vom Norden bis zum Süden durchreist habe und welches neben seinen gewaltigen Naturschönheiten Menschen birgt, die wahr, aufrichtig und natürlich, mit empfänglichem Herzen mich so wohlwollend anmutheten, mir Freunde wurden und mich eine Heimat in der Fremde finden ließen. Nur noch kurze Zeit will ich mich meiner Kunst widmen, um mich dann ins Privatleben zurückzuziehen. Und wenn es mir geglückt ist, mir bis zum Ende meiner Tage eine sorgenlose Existenz zu erringen, so verdanke ich dieses Glück zum allergrößten Theil meinen amerikanischen Erfolgen, zu denen Sie mir alle so bereitwillig verholfen, durch das hohe Interesse, mit dem Sie mein Auftreten vom Anfang bis zum Ende verfolgt haben."

Seit ihrer Rückkehr aus Amerika hat sich die Künstlerin wieder ausschließlich der Operette zugewendet, um in derselben aufs neue die alten Triumphe in Deutschland und Oesterreich zu ernten. Man ersieht hieraus, daß die Kunst ewig jung bleibt und daß dem Genie die Zeit nichts anhaben kann.

Digitized by Google

Lebenslauf.

Ich kann das Leben nicht verklagen,
Es ist so schlimm nicht, wie man's macht! —
Ich hab' in meiner Kindheit Tagen
An Mutterbrust gespielt, gelacht.
Schon da empfing ich manche Gabe,
Zog eines von den heitern Loosen,
Und sieh, aus meiner Kindheit Grabe
Da sproßten Lilien und Rosen! —

Die wanden sich um meine Jugend
Und schmückten Schule mir und Spiel,
Wenn auch aus finstrer Wolke lugend,
Blitzgleich schon Schmerz mich überfiel!
Und manchen Freund, den ich noch habe,
Gewann ich in der Schulschlacht Tosen,
Und auch aus meiner Jugend Grabe
Entsproßten Lilien und Rosen.

Die wanden sich um meine Reisen
In Fernen, weit vom Vaterland,
Und wollten mir die Wege weisen,
Wo ich die erste Liebe fand.
O erster Kuß, o Liebeslabe!
Wie lagen wir auf Waldesmoosen!
Lang ging ich, lang, am Wanderstabe,
Geneckt, geliebt, zurückgestoßen!

Betrüger ward' ich, und betrogen,
Und ach, betrügen war so hold!
Zu leicht befunden, wenn gewogen,
Verschwendrisch doch an Lieb und Gold! —
Dann letzte Tollheit! — Unglücksrabe,
Mich will Erinnerung noch erbosen,
Hör' ich Dein Kräh'n — doch aus dem Grabe
Sah Lilien ich blüh'n und Rosen!

Digitized by Google

Sie wanden ſich um neues Leben,
Vom Ehrgeiz wunderſam erfüllt:
Das Höchſte ſchien mir anzuſtreben,
Und ach, das Hohe war verhüllt!
Dann warf ich auch des Dichters Habe
Dem Abgrund zu, dem bodenloſen:
Doch auch aus dieſer Hoffnung Grabe
Erſproßten Lilien mir und Roſen.

Das beſte Weib halt' ich im Arme,
Es küßt mich ſüß das ſchönſte Kind,
Es gleichen einem Schwalbenſchwarme
Die Liebchen, die entflogen ſind.
So fließe hin denn, Lebensgabe,
In ſtät'rem Lauf nach wildem Toſen
Und bring' ich einſt Dich auch zu Grabe,
Hoff' ich noch Lilien und Roſen!

Alfred Friedmann.

Digitized by

Die Poesie der Sinnsprüche und Devisen.

Bei allen Völkern, in allen Zeiten treten uns Sprichwörter und Sinnreden entgegen, die als Resultate der eigentlichen Volksvernunft und Volksmoral mit der jedesmaligen Entwickelungsstufe eines Volkes in innigstem Zusammenhange stehen, seine praktische Lebensweisheit in gleicher Weise offenbaren, wie seine sittliche und religiöse Erkenntniß. An ihrer Entstehung hat die Volkspoesie ebenso großen Antheil als die Reflexion; gleich dem echten Volksliede ist das Sprichwort, „Die Weisheit auf der Gasse", auf keinen Urheber, auf kein festbestimmtes Datum zurückzuführen, es entsprießt aus unsichtbarem Keime, wächst und geht unmerklich in jedermanns Gebrauch über. Neben dem eigentlichen Sprichwort her geht dann noch eine andere Form der Spruchpoesie, die der Devisen und Motto. Diese allerdings läßt sich auf bestimmte Zeitepochen zurückführen. Um vorab bei diesen Benennungen, dem Sprachgebrauche, etwas näher zu verweilen, so wird der Ausdruck „Devise" — von dem altfranzösischen deviser, unterreden, abgeleitet — nur da angewendet, wo die Worte in Verbindung mit einem Bilde vorkommen, wogegen man den Spruch ohne Bild als „Motto" — vom mittellatainischen muttire, laut werden — bezeichnet, dem Bilde ohne Wort oder Text dann die Bezeichnung: „Emblem" vorbehält. Dem wirklichen Sprichworte vielfach verwandt, bildet das Motto doch wieder eine nach Gegenstand, Art und Zweck verschiedene Gattung der Sinnsprüche. Bereits in der alten Welt treten uns einzelne Fälle des Gebrauchs der Devisen entgegen. Die Schilde der sieben Helden vor Theben, wie sie uns Aeschylus beschreibt, enthalten Bilder und Schrift; Kapaneus z. B. hatte auf seinem Schilde einen nakten, Feuer tragenden Mann mit goldener Inschrift, die besagte: „Ich werde die Stadt verbrennen." Der Völkerfürst Agamemnon führte, wie wir aus der Iliade wissen, einen Löwenkopf im Schilde mit der Inschrift: „Das ist der Schrecken der Menschen." Des großen Redners Demosthenes Schild trug die

Digitized by Google

Inschrift: „Mit glücklichem Erfolge.“ Von fast sämmtlichen römischen und griechischen Klassikern sind uns Sentenzen überliefert, die sie mit Vorliebe in ihren Dichtungen, Reden, Briefen u. s. w. verwandten. So war Ovid und Catull der Spruch gemeinschaftlich: „Perfer et obdura“ (Trage und dulde), den sich auch Horaz aneignete, mit der Version: „Persta atque obdura.“ Properz sagte: „In magnis voluisse sat est“ (In großen Dingen genügt schon der vorhandene Wille); Seneca: „Docendo discimus“; Juvenal, das ihm so vielfach nachgesprochene: „Vitam impendere vero“; (Sein Leben der Wahrheit opfern). Von den römischen Kaisern sind vielfache Wahlsprüche überliefert; der des Augustus war: „festina lente“ (Eile mit Weile). Auch Vaspasian führte diesen Spruch und als Sinnbild dazu, einen Anker mit einem Delphin umwunden. Außerdem wird ihm der schöne Spruch zugeschrieben: „Von dem Fürsten soll niemand trauernd hinweggehen.“ Bei den weströmischen Kaisern war die Annahme eines Wahlspruches, wenn sie zur Regierung gelangten, schon stehende Regel geworden und die weströmisch-deutschen Kaiser folgten ihnen in dieser Sitte streng nach. Die Kirche und die christliche Symbolik kam ihnen dabei zu Hilfe. War die Kirche es doch gewesen, welche dieselbe förmlich geheiligt hatte. Nach der Legende der Kirchenväter Origines und Athanasius führte schon der Erzengel Michael, als er mit Satanas um den Leichnam Moses stritt, auf dem Schilde seinen eigenen Namen mit dem Worte: „Quis ut Deus“ (Wer ist wie Gott) und setzte Satanas den hochmüthigen Spruch entgegen: „Ascendam“ (Ich werde höher steigen). Der Fisch mit seiner bekannten Erläuterung durch den Namen Christi, das Alpha und Omega neben dem Kreuzeszeichen oder dem Monogramm Christi, der Hase in seiner griechischen Benennung als Anspielung auf den Logos, der Hahn als Sinnbild der Wachsamkeit sind als wirkliche Devisen, Symbola heroica, zu betrachten. Das Christusbild selbst wurde vielfach als Emblem verwandt, noch mehr das der heiligen Jungfrau, letztere insbesondere auf Ordenszeichen. Die geistlichen Orden, sich durch äußere Abzeichen, durch Kleidung und besondere Symbole der geistlichen Würde unterscheidend, brachten eben die Devisen weiter in Aufnahme. Aus ihnen entwickelten sich zu den Zeiten der Kreuzzüge die weltlichen Ritterorden: des heiligen Grabes, des heiligen Lazarus, der Johanniter, der Tempelherrn, die dann ebenfalls in ihren einzelnen Zweigen oder Zungen besondere Wahlsprüche und Devisen annahmen. Mit diesen Orden entstanden die Wappen, anfangs ganz willkürlich und harmlos, dann aber im dreizehnten Jahrhundert, nach bestimmten, allgemein anerkannten Regeln, gebildet. Mit ihnen kamen die Wappensprüche auf. Ursprünglich waren sie etwas rein nebensächliches, das Turnierwesen aber bildete sie als etwas wesentliches aus. Denn auf keinem Turnier durfte die Schilddevise fehlen, welche der italienische Graf Thesoro darum „die Philosophie des Edelmannes, die Sprache der Helden“ nennt, im Gegensatz zu „der Weisheit auf der Gasse“, dem von der Volkspoesie geschaffenen Sprichworte. Mit und neben den Turnieren und durch dieselben entstanden die Schlacht- und Feldrufe: „Cry de guerre, cry d'armes.“ Sie bezweckten eben die Ermunterung der zu einem Wappen, zu einer Mazzonnei gehörigen Streiter

Digitized by Google

im Massenturniere, melée, und dann im engsten Kampfe selbst. Das „Dieux el volt“ der Kreuzfahrer, das „Nostre dame Bourgogne“ der Herzoge von Burgund, „Nostre dame Biern“ der Grafen von Foy, das „San Jago“ der Könige von Spanien, das „Ha Saint George“ der englischen Könige, waren solche Schlachtrufe, wie im deutschen Mittelalter das bekannte „Hie Welf, Hie Weiblingen“ in der Schlacht bei Heinsberg, und in neuester Zeit: „Hell' auf, Tirol.“ Zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts bildete sich die Konstruktion und Erfindung der Devisen zu einer förmlichen Wissenschaft der Symbolographie aus. Die erste Anregung dazu gaben die Italiener. A. Alciati schrieb 1522 zu Mailand ein bezügliches Werk „Emblemata“, welches als der Hauptcodex dieser Theorie sogar noch heute in Ehren steht, und hundert Jahre nach seinem Erscheinen in Thuilius und Avrellus zu Pavia eifrige Kommentatoren fand. Dann folgte der sehr kompetente Paul Jovius mit seinen: „Ragionamenti sopra i motti e disegni d'arme e d'amore“, dann, 1603, die „Iconologia“ von C. Ripa, die mit dem 60 Jahre später dazu erschienenen Kommentar von Orlandi in die meisten europäischen Sprachen übersetzt wurde, deutsch 1669 zu Frankfurt a. M. Zu Ausgang des sechzehnten und Anfang des siebzehnten Jahrhunderts mehrte sich die Literatur in allen romanisch-germanischen Ländern, am meisten in Italien, wo Bargagli, Faeggio, Torgunto und Hektor Tassi, Ehiocco, P. Aresius und vor vielen anderen noch Scipio Ammirati und der schon genannte Thesauro die Hauptautoritäten sind; in Frankreich: Le Vasseur, Fr. d'Amboise, Menestrier und Waroquier de Combles (Traité des devises heraldiques, Paris 1783); in Deutschland: A. Junius (Emblemata, 1561), Typotius (Symbola divina et humana), Mannich (Sacra emblemata, Nürnberg 1624), Jacob Masenius, Kurfürst Karl von der Pfalz unter dem Namen Philoteus (Symbola christiana, Frankfurt a. M. 1677), Zinkgreff, Ihering, J. Boschius und viele andere; in England: Goffry, Whitney, R. Farlay, Ayré (Emblemata armatoriä, London 1683); selbst Holland: F. Schoonhovius (Emblemata, Leiden 1626), Boxhornius (Emblemata poetica, Amsterdam 1651), Cats (Sinn- en Minne-Beelden, Antwerpen 1626), Spimeker: Leersame Sinnebeelden. Außer der geschichtlichen Darstellung, der Sammlung aller möglichen Sentenzen, der Sinnsprüche zu den Sinnbildern, den Wappen und anderen geeigneten Gegenständen, befaßten sich diese Autoren damit, Regeln für diejenigen Eigenschaften darzustellen, welche eine gute Devise in sich vereinigen soll, um Anleitung zur eigenen Erfindung zu geben. Als Hauptbegriff stellte man den auf, daß die Devise ihren Gegenstand durch einen anderen ausdrücken soll, mit welchem er Aehnlichkeit hat. Bild und Wort werden dabei als Körper und Seele genommen, müssen möglichst eng miteinander verwachsen sein. Wie die Wahl des Bildes, des Emblems, so folgt auch die des beigegebenen Wortes, des Lemma bestimmten Regeln. Erste und unerläßliche war, daß das Lemma sich eben so bestimmt auf das Sinnbild, als auf den Inhaber der Devise beziehe, auf ersteres unmittelbar und natürlich, auf letzteren in metaphorischer Weise. Die Person wird redend gedacht, oder auch eine andere spricht sich mittels des Wortes der Devise über deren Träger

Digitized by Google

aus. So wurde das Motto Königs Eduard von Portugal: „Loco et tempore“ (Nach Zeit und Ort) nicht für korrekt befunden, weil es nicht bloß zu der gewählten Figur einer Schlange, sondern auch zu jeder anderen gepaßt haben würde. Der Name der Figur selbst soll im Lemma nicht vorkommen. In der Devise, welche die Colonna nach ihrer Vertreibung durch die Guelfen annahmen, Schilfrohr im bewegten Wasser mit dem Lemma: „Flectimur, non frangimur undis“, durch die Flut gebeugt, nicht gebrochen, war daher das letzte Wort nicht angebracht. Ebenso wenig sollte der Sinnspruch aber auch nur wieder ganz dasselbe aussagen, was schon im Bilde selbst zu erkennen war, oder umgekehrt den ganzen Sinn der Devise allein in sich schließen. Eines soll das andere erläutern, ergänzen und zum Verständniß bringen. Deshalb fand die Devise des Marschall Odet Lautrec († 1528) ein Ofen, aus welchem Rauch aufsteigt, mit dem Lemma: „Dove e gran fuoco e gran fumo“ (Wo großes Feuer, da großer Rauch), keine Billigung, weil Wort und Bild genau dasselbe sagen. Vollen Beifall erhielt dagegen die Devise Louis von Bourbon, Grafen von Soissons (gefallen bei Sedan 6. Juli 1641): eine gespannte Pistole, mit dem Lemma „Si tangar“ (wenn ich berührt werde), wegen der innigen Beziehung des Wortes und Bildes. Gänzlich verworfen wurde jene Verbindung, die man jetzt Rebus nennt, wie das „M qui T M“ (aime qui t'aime) der bretagnischen Familie, „de Kergos“ oder das „Chacun a son tour“ der Guysen, welches durch ein A ausgedrückt war, das in einem großen O eingeschlossen. Sinnreiche Spiele zwischen Wort und Bild waren dagegen gestattet und sehr beliebt, wie der Eiche (robur, rovere, roure) der „Du Roure“ mit dem Lemma: „Ex vetustate robur“ (Stark durch Alter), das Glöckchen der Grandson mit dem Lemma: „A petite cloche grand son“, der Halbmond der Crescimbene mit: „Cresce in bene“ (Wachse im Guten), die Boußole der Constant mit: „Agitée mais constante.“

Diese Sitte, die Namen durch ein Wortspiel oder Gleichklang in dem Motto auszudrücken, kam vorzugsweise bei dem englischen Adel auf. So führt die Familie Vernon die Devise: „Ver non semper viret“, mit der doppelsinnigen Deutung: „Der Frühling blüht nicht immer“, oder: „Vernon blüht immer.“ Die Nevil sagten: „Ne vile velis“ (Nichts Gemeines); die Fane: „Ne vile fano“ (Weg vom Tempel mit Gemeinem); die Carendisch: „Carendo tutus“ (Allzeit mit Hut); die Temple: „Templa quam dilecta“ (Wie lieb Dein Heiligthum); die Fairfan: „Fare, fac“ (Wort und That); die Onslow: „Festina lente“ (langsam voran), im englischen: „On slow“; die Perceval: „Per se valens“ (Stark durch sich). Selbstredend fanden sich unter den anderen Nationen auch Beispiele. Die französischen Pierreponts erklärten ihren Namen: „Pie repone te“ (Im Glauben ruhen); die Dixie: „Quod dixi, dixi“ (Gesagt, gesagt); die Maynard: „Manus justa nardus“ (Gerechte Hand ist Wohlgeruch); die belgischen Ligne: „Semper stat linea recta“ (Immer auf gerader Linie — auf geradem Wege). Die italienischen Ferrari definiren: „Ferrea raro rident“ (Eisen lacht nicht); die Trivalcio führen einen Kopf mit drei Gesichtern (tre volte) und dem Motto: „Mens unica.“ Die deutschen Grafen

Digitized by Google

Spee sagen: „Spes durat avorum“ (Wie die Ahnen hofften); die polnischen Radzywill: „Bog nam radyi“ (Gott räth).

Der Sinn einer Devise im allgemeinen soll sich auf die Gegenwart und Zukunft beziehen, niemals auf die Vergangenheit. Er soll ein Unternehmen, eine vorgesetzte edle That, ein kühnes Wagniß, eine edle Leidenschaft uns deuten, niemals einen faktischen Hergang. Der Körper der Devise darf nichts Unästhetisches, Burleskes darstellen, selbst bösartige Thiere schlossen die Rigoristen aus, unerachtet sie in den Wappen so vielfach vorkommen. Deshalb tadelte man die Devise Papst Gregor XIII. (Buoncompagno), ein Drache mit der aus Virgils Aeneide genommenen Inschrift: „Delubra ad summa“ (Zum Gipfel des Tempels). Allerdings war der Vergleich seiner Erhebung auf den päpstlichen Stuhl mit jenen Schlangen, die zum trojanischen Tempel emporstiegen, nachdem sie den wachhabenden Priester erwürgt hatten, nicht passend und zutreffend. Später wurde für diesen Papst, den Verbesserer des Kalenders, ein treffenderes Lemma zu dem Drachen angewendet: „Γρεγορει“ (Ich wache), ein Wortspiel zugleich mit seinem Papstnamen. Auch Gegenstände des gewöhnlichen Verkehrs, Hausgeräthe, Handwerkszeug u. s. w. ließ man nur ungern zu. Das Mehlsieb, crusca, der (sprachreinigenden) Akademia della Crusca in Florenz mit dem Lemma: „Il pui bel fior ne coglie“ (So bleibt das Feinste) fand keine Billigung. Das Sinnbild soll ferner einen wirklichen Gegenstand, nicht bloß einen verkörperten Begriff darstellen. Man verwarf gänzlich die Erfindung des spanischen Staatsmannes Diego Saavedra († 1648), die Vereinigung der Gerechtigkeit und Gnade durch eine Zusammensetzung aus einem halben Adler und halben Strauß mit dem Worte zu symbolisiren: „Præsidia majestatis“ (Die Stützen der Majestät). Phantastische Gestalten und Wappenthiere, denen Sage und Tradition bestimmte Eigenschaften gegeben hatten, waren dagegen nicht ausgeschlossen, finden sich sogar häufig vor. Dagegen verwarf man es wieder, die wirkliche Thiergestalt durch unnatürliche Zuthaten gestört zu sehen und deshalb erfuhr die geflügelte Schildkröte des Fürsten Felix von Salerno Tadel, obschon ihr Lemma: „Amor addit“ (die Liebe steigert) deutlich genug den Sinn dieses phantastischen Zusatzes ausdrückt. An dem geflügelten Hirsche des Connetable von Bourbon tadelte man nicht bloß denselben Fehler, sondern auch das Unpassende des Spruches: „Fugam intendimus alis“, d. h. wir unternehmen die beflügelte Flucht, was auf die Verbannung hindeuten sollte. (Franz I. hatte wegen des Uebergangs des Connetable zu Carl V. diese und die Konfiskation des Herzogthums Burgund verfügt.) Je mehr Bewegung im Bilde herrschte, desto mehr pries man die Erfindung. Der Adler, der unter Blitzen fliegt, der Löwe, der einen Tiger bezwingt, die Sonne, die Gewitterwolken durchbricht, sind ansprechender, als diese Körper im Gegenstand der Ruhe. Das Bild aber muß vollkommen verständlich sein, sowohl dem Gegenstande als den Haupteigenschaften nach, worauf sich die Devise bezieht. Der schöne Spruch, mit welchem Maria Stuart den Tod ihres Gemals, des Königs Franz II., beklagt: „Dulce meum terra tegit“ (Meine Süßigkeit deckt die Erde), befriedigte deshalb nicht, weil der Körper, eine Süß-

Digitized by Google

holzstaude, deren Wurzel gemeint war, so schwer erkennbar. Ein gleicher Vorwurf traf die sonst sinnreiche Devise des Grafen Essex, des bekannten Günstlings der Königin Elisabeth: ein roher Diamant mit dem Lemma: „Dum formas minuis“ (Abschleifen verkleinert). Die Gestalt des Menschen durfte absolut nicht vorkommen. Die wachsende nakte Jungfrau unserer deutschen Herren von Sahle, der wilde Mann der Herren von Dachroeden, noch obendrein mit einem aus dem Helme aufsteigenden Mohr, der armlose Jüngling der Herren von Uffeln z. B. würden die Probe vor den Heraldikern des Mittelalters, den italienischen Rigoristen zumal, nicht bestanden haben. Der zugrunde liegende Gedanke eben ist der, daß die Devise ihren Gegenstand nicht ganz unmittelbar, sondern stets sinnbildlich durch Steigerung seiner Eigenschaften ausdrücken soll. Nur mythologische Figuren wurden zugelassen, da bei ihnen die menschliche Gestalt doch nur als Träger der charakteristischen Attribute erscheint. Hinsichtlich einzelner Körperglieder ließ man das Kopfbild und die Hand zu; letztere als Theil des aus einem Gewölk hervortretenden Arms, als Andeutung der Allmacht Gottes (Ps. 144, 7 und Jesaias 59, 1). Solchergestalt ließ der „tolle“ Christian von Braunschweig, als er in der Schlacht von Fleury wider Consalvo von Cordova einen Arm verloren hatte, Gedenkthaler darauf schlagen: die Hand hält den Degen mit der Umschrift: „Altera restat“ (Die andere bleibt mir). Für das Wort, die Seele, gab es nicht minder feste und bestimmte Regeln, als für das Bild. Die Rigoristen verlangten, daß das Lemma nur in der ersten und der dritten Person spreche, nie in der zweiten. Daher tadelte man die Devise des Generals Nicolo Orsini († 1510), ein Stachel-Halsband mit den Worten: „Saucias et defendis“ (Du verwundest und schützest). Man erachtete eine Devise um so vollkommener, je mehr sie von den Eigenschaften in sich vereinigte, die man nicht gerade fordern, aber wünschen kann: Reim, Alliteration, Gleichklang der einzelnen Worte, Gleichzahl der Silben in dem Vorder- und Nachsatze und schlagende Antithesen beider. Ob man die Landessprache oder die lateinische vorziehen solle, auch darüber ward viel gestritten. Weil eben keine neuere Sprache es gestattet, in wenig Worten so viel auszudrücken, als die hierin so geschickte des alten Rom, so hat diese denn auch in allen Staaten und zwar bis auf unsere Tage hinab den Vorzug behauptet. Als ein vollkommenes Muster aller dieser hervorgehobenen Eigenschaften wird eine schöne Devise auf den Tod eines vielversprechenden königlichen Kindes angegeben, ein Blitz in einer Wolke mit den Worten: „Morior dum orior“ (Ich vergehe, indem ich erstehe): Ebenso die Morgenröthe mit dem Lemma: „Vix conspecta!“ — Wie die Erfindung der Devisen, so unterlag auch die Konstruktion der Wahlsprüche, des Motto bestimmten Regeln. Als solche wurden vielfach die im Munde des Volkes umgehenden Sprichwörter beliebt, mehr aber noch Stellen der klassischen Dichter und, im früheren Mittelalter und vorzugsweise im Reformationszeitalter, aus der heiligen Schrift. Von dem eigentlichen Sprichwort aber bleibt das Motto immerhin dadurch verschieden, daß letzteres nicht Gemeingut des Volkes geworden ist; das Motto muß etwas Selbstständiges enthalten, darf nicht mit der bloßen Anführung

Digitized by Google

eines aus seinem sonstigen Zusammenhange gezogenen Textes verwechselt werden. Nur wenn dem Worte des Dichters ein unabhängiger eigenthümlicher Sinn beigelegt worden ist, wird sein Vers zum Motto. Eine scharfe Grenzlinie zwischen dem weiten Gebiete der Sentenz und dem engen des Motto zu ziehen, ist allerdings nicht wohl möglich. Das Motto, sagt Herr von Radowitz in seiner Abhandlung, „Die Devisen und Mottos des späteren Mittelalters*), der wir diese Auseinandersetzung zum größeren Theile entlehnt haben, hat gewissermaßen einen Besitzer, das Sprichwort wie die Sentenz gehören jedermann. Wie die Orden und Turniere, die Wappen und Devisen, so förderten die Universitäten die Sitte, ein Motto zu wählen und zwar durch die Stammbücher. Im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert verbreitete sich der zuerst auf den italienischen Universitäten, in Bologna namentlich, aufgekommene Brauch, daß die Berufsgenossen und sonstige Studienfreunde ihre Wappen malen ließen und selbst malten, dann Sprüche, theils in der lateinischen oder auch der Landessprache darunter setzten und selbstredend ihre Namen oder eine Namensschiffre mit Datum hinzufügten. In der Zeit des dreißigjährigen Krieges finden wir kaum eine distinguirte Persönlichkeit, die sich nicht einen Wahlspruch, ein Motto gewählt hätte. Nachdem sich solchergestalt die Symbolographie zu einer förmlichen Wissenschaft ausgebildet hatte, fand sie auch auf alle nur irgendwie eine Inschrift zulassende Gegenstände Anwendung. Vorzugsweise auf architektonische und plastische Denkmale, Mausoleen, Bibliotheken, auf Münzen, häusliche Geräthschaften, wie kostbare Möbel, Teppiche, geschliffene Gläser, ganz besonders auf Wappen aller Art und Fahnen, auf Petschafte, Ringe und andere Schmucksachen; sogar die Livréen der Dienerschaften wurden an manchen Höfen, wie z. B. dem des Kurfürsten Johann des Beständigen von Sachsen, mit dem Wahlspruche ihres Herrn ausgezeichnet.

Aus dem reichen Garten der in solcher Weise in den mannigfachsten Formen aufblühenden Spruchpoesie sei es uns gestattet, unter der gelehrten Welt eine Blumenlese zu halten. Luther, obschon er die deutsche Sprache hochhielt und sie mit Glück und Verständniß ausbildete, führte gleichwohl, der Sitte seiner Zeit nachgebend, einen lateinischen Wahlspruch: „Vivit“ (Er lebt). Sein größter Gegner, Dr. Eck, dagegen sprach echt deutsch: „Ich acht' nit schelten.“ Calvins Devise lautete wieder lateinisch: „Prompte et sincere“ (Rasch bereit und aufrichtig). Kardinal Sadolet, in der Sache Gegner, persönlich aber Freund Melanchthons, hatte zum Wahlspruch: „Disce mori“ (Lerne sterben). Kardinal Zibo, der gelehrte Staatssekretär Innocenz VIII. meinte: „Le aulté passe tout“ (Treue über alles). Johann Wessel, der Philologenwelt als Magister contradictionis bekannt, hatte sich das Motto erkoren: „Sobrie nobis, juste fratribus, pie Deo“ (Nüchtern gegen uns, gerecht gegen den Nächsten, kindlich gegen Gott). Sein Zeit- und Gesinnungsgenosse Dr. Stölzlin sagte einfach: „Mein' Begierd' steht über alles.“ „Aut—Aut“ (Entweder — Oder) lautete der charakteristische Wahlspruch von Hektor Gottfried

*) Stuttgart und Tübingen, Cotta'scher Verlag 1850.

Digitized by Google

Masius, der sich 1687 als Professor an der Universität zu Kopenhagen durch seine Vertheidigung des göttlichen Rechts der Könige einen Namen machte. „Ich denk' mein Theil", sagte dagegen wieder selbstbewußt Pfarrer Weißlinger, einer der heftigsten Gegner Luthers. Albrechts von Haller Wahlspruch lautete: „Ad simplicitatem redire" (Zur Einfachheit zurückkehren); der des Grafen Zinzendorf, Stifters der Herrnhuter Gemeinde: „Gott gebaut, gut gebaut."

Erasmus von Rotterdam wählte zu seinem Symbol den römischen Grenzgott Terminus mit dem Lemma: „Cedo nulli" (Ich weiche niemand). Baco von Verulam schreibt man den bedeutsamen Spruch zu: „Knowledge is power" (Wissenschaft ist Macht). René Descartes nahm den ovidischen Spruch an: „Qui bene latuit, bene vixit" (Wer im Verborgenen gelebt hat, hat gut gelebt); Blaise Pascal sagte: „Scio, cui credidi" (Ich weiß, wem ich mich vertraut habe). Benedikt Spinoza begnügte sich mit einem bloßen Symbol: dem Dorn, spina, den er als Anspielung auf seinen Namen im Siegel führte. Der ungemeine Scharfsinn, der seine Schriften auszeichnet, rechtfertigt das Motto. Von Hugo Grotius ist der Spruch bekannt: „Hora ruit" (Die Stunde verfliegt); von dem Satyriker Joh. Fischart die Sentenz: „Juris peritus est regula acquitatis" (Ein Rechtsgelehrter ist die Norm der Billigkeit). Wilhelm Leyser, der bekannte Pandektist, pflegte zu sagen: „Ut vincas disce pati, ut vivas, disce mori" (Lerne dulden, um zu siegen, sterben, um zu leben); Hermann Conring, als Publizist und Arzt gleich ausgezeichnet, führte das schlichte deutsche Motto: Redlich währt lang. Cujacius, der gelehrteste von allen meinte: „Non quam diu, sed quam bene" (Nicht wie lange, sondern wie gut). Conrad Peutingers des bekannten Philologen und Staatsmannes Wahlspruch lautete bescheiden: „Je höher Gab', je mehr herab." Linné, der große Botaniker, hatte, was auch vielfach vorkam, von den italienischen Rigoristen jedoch nicht gebilligt wurde, einen sprachlich gemischten Wahlspruch: „Vive innocue, numen adest" (Lebe unsträflich, Gott ist nahe.) Tycho de Brahe erkor sich die Devise: „Esse potius, quam haberi" (Besser Sein, als Schein), die er auf den seinen Gegnern zum Trotz geprägten silbernen Denkmünzen anbringen ließ. Sein Zeitgenosse Hieronymus Cardanus, der Erfinder der nach ihm benannten Regeln, führte das Motto: „Præterit figura mundi" (Die Welt vergeht); F. W. Herschel das sehr bezeichnende: „Exploratis coelis" (Nach durchforschtem Himmel). Als Unikum in der Sprache steht das hebräische Motto des gelehrten, portugiesischen, jüdischen Arztes B. Cardomo da: „Emek habbacha" O Thal der Thränen. (Vergl. Die Poesie der Sinnsprüche und Devisen von W. Wichmann, Düsseldorf bei J. Voß, 1882.) Auch die deutschen Frauen haben unserer Spruchpoesie volle Ehre gemacht und sie, insbesondere was den Ausdruck der christlichen Gesinnung, der Ergebenheit, Treue und Aufrichtigkeit anbetrifft, mit schönen Blüten bereichert. Namentlich die Fürstinnen aus dem sächsischen und brandenburgischen Hause. „Allein Gott meine Hoffnung", sagte Anna Maria von Sachsen-Weimar; „Gott wend' mein Elend", Dorothea Maria von Sachsen-Weimar († 1617). Dorothea Sophia von Weimar († 1647) predigte (nicht ganz korrekt): „Ich habe überwunden";

Digitized by Google

Magdalena Sybille von Altenburg: „Gottes Wort, mein Hort"; Dorothea, Herzogin zu Sachsen: „Der Seligmacher hilft zur Seligkeit." In dem brandenburgischen Hause war der Spruch traditionell: „Alles nach Gottes Willen", den zuerst Kurfürst Johann Georg († 1598) einführte und den vier seiner Kinder adoptirten. Er wurde in Buchstabenform ausgedrückt: A. N. G. W., der im frühen Mittelalter herrschenden Sitte gemäß, vor seinem engeren Namen den Anfangsbuchstaben einer Bibelstelle oder den Namen eines Heiligen zu setzen, den man sich besonders empfehlen wollte. (So zeichnete z. B. Christoph Columbus vor seinem Namen beständig: S.
S. A. S.
X. M. Y. Letztere sind die Anfangsbuchstaben von Christus, Maria, Josephus und die über ihnen stehenden die Schlußbuchstaben dieser Namen. Das oberste S. bedeutet wieder Sanktus und wurde noch hinzugesetzt, um die mystische Siebenzahl voll zu machen.) Solchergestalt führten jenen Spruch Maria, die Gemalin des Markgrafen Christian zu Bayreuth († 1649), Elisabeth Sophie, die Gemalin des Fürsten Radzywill († 1629) und andere. Die Markgräfin Erdmuthe, vermält an Herzog Barnim XII. von Pommern († 1618), sprach: „Herr, führe mich zu seligem Sterben: H. F. M. Z. S. S.", die Markgräfin Magdalena, vermält an den Landgrafen Ludwig von Hessen: „Herr, regiere mich durch Deinen heiligen Geist: H. R. M. D. D. H. G." Elisabeth, die erste Gemalin des Markgrafen Georg Friedrich von Bayreuth, Tochter des Markgrafen Johann von Küstrin, wählte zuerst den vielfach später noch angewandten Spruch: „Meine Zeit in Unruhe, mein Hoffen in Gott." Anna Sophia, die Tochter des Kurfürsten Johann Siegismund, nachmals an den Herzog Ulrich von Braunschweig vermält, hatte mehrere Wahlsprüche: „Gottes Gut, mein höchstes Gut" (Mon coeur en haut), „Mein Herz himmelwärts" und den lateinischen: „Cor sapientis quærit doctrinam." Ihre Schwester Katharina, die Gemalin Bethlem Gabors von Siebenbürgen, sprach: „Gottes Furcht, meine höchste Burg." Louise Charlotte, die Tochter des großen Kurfürsten, an den Herzog von Curland verheiratet, wandte in Stammbüchern zumeist folgenden Vers an:

„Murmurer en malheur et perdre patience, c'est trop mal a propos,
Vouloir ce, que Dieu veut, c'est la science, qui nous met en repos."

(Verzagt im Unglück, Muth verloren, heißt neues Unglück auserkoren,
Gottes Willen ernstlich thu', und Du gewinnst den Weg zur Rub'.)

Die fromme Königin Louise sprach: „In Gott ist meine Zuversicht"; Königin Elisabeth: „In Deinem Lichte sehen wir das Licht!" Der Kaiserin und Königin Augusta rein biblischer Wahlspruch lautet: „Seit fröhlich in Hoffnung, geduldig in Trübsal, haltet fest am Gebet." (Römer XII., 12). (Vergleiche die Wahlsprüche und Mottos der Hohenzollern, Münster bei Aschendorf, 1884.)

„Was bitter und trüb', trägt alles die Lieb'" war das Motto der Herzogin Sophie von Liegnitz; „Mit rechten Dingen" das der Herzogin Anna von Württemberg; „Scheue keine Gefahr" das der Gräfin Margaretha von Stollberg. „Eher anderen als sich selbst" führte die

Digitized by

Fürstin Kunigunde Juliane von Anhalt zum Wahlspruch; „Allezeit wach“ Anna Sidonia Brömser. Als Muster einer guten Hausfrau muß Gräfin Anna von Kaeferstein gelten: „Mit vielem hält man Haus, mit wenigem kommt man aus.“

Wie jedwedes edle Gefühl und in höchster Potenz, das der Weltverachtung und Trauer in dem Motto und der Devise seinen Ausdruck gefunden hat, so auch das Extreme, die Satyre, der Witz und Humor. So z. B. wurde ein kleinstaatlicher Fürst mit seiner Hofhaltung parodirt durch den Mond unter den Namen, mit dem Lemma: „Propior non major“; ein charakterloser Hofmann durch einen Ballon und das Wort: „Alles Wind“; ein intriguirender Staatsmann durch ein Kameel, das mit dem Fuße eine Quelle trübt, mit der Devise: „Le trouble me plait“ (Ich liebe das Trübe); der gestürzte Günstling mit dem Seidenwurm, der aus dem Cocon kriecht, mit dem Worte: „Et feci, et fregi“ (Ich schuf ihn und zerstörte ihn); der ungetreue Freund mit einem Blutegel und dem Lemma: „Et dum satiatur ad hæret“ (Anhänglich, bis er satt ist); der ungerechte Richter mit einer Thür und der Aufschrift: „Son porta a chi porta“ (Offen für den, der bringt). Kaiser Carl V. stolzes, zu den Säulen des Herkules gewähltes Motto: „Plus ultra“ (Mehr, weiter), erfuhr, als er 1552 die Belagerung von Metz aufheben mußte, eine Verspottung durch die Devise eines an diese Säulen festgebundenen Adlers mit dem Lemma: „Non ultra metas“ (Nicht über die Grenzen hinaus), das zugleich das Wortspiel enthielt: „Nicht über Metz hinaus“. Ludwig XIV. führte als Symbol bekanntlich den Adler mit dem gleichfalls sehr stolzen Motto: „Nec pluribus impar.“ Nach der Einnahme von Casale durch die Oesterreicher und ihre Alliirten verspotteten die Holländer ihn durch eine Medaille, die einen von vier Hunden gehaltenen Eber zeigte, mit der Unterschrift: „Pluribus impar“ (Mehreren nicht gewachsen). Die Holländer zeigten sich überhaupt groß in solcher Art der Kriegsführung. Auch den Untergang der Armada Philipp II. verspotteten sie durch eine Medaille, welche die untergehende Flotte an einem Felsenschloß zeigte, mit der Deutung: „Allidor, non lædor“; (Ich stoße an, aber verletze nicht). Eine andere Spottmünze stellte den Papst mit Bischöfen und Kardinälen, den Kaiser und den König von Spanien dar, wie sie mit Binden über den Augen und Ohren im Rathe versammelt sitzen. Die Ueberschrift citirt den Vers von Lucrez: „O cæcas hominum mentes, o pectora cæca“ (O ihr blinden Geister und Herzen der Menschen); die Umschrift dann den Spruch aus der Apostelgeschichte: „Durum est, contra stimulos calcitrare“ (Es kommt hart an, wider den Stachel zu lecken). Der Revers zeigt wieder eine im Untergang befindliche Flotte mit der Ueberschrift: „Veni, Vidi, Vici“ und die Umschrift: „Tu Deus magnus magna facis, Tu solus Deus.“ Fast ein jedes erhebliche Ereigniß in der Geschichte Hollands ist durch eine Denkmünze mit bezeichnendem Motto ausgezeichnet. Nach der Befreiung der Niederlande, 1609, erschien eine Gedächtnißmünze, welche im Avers einen auf einer durchlöcherten Trommel schlafenden, seiner Rüstung entkleideten Soldaten darstellt, mit der Rundschrift: „Quiesco“ (Ich ruhe); auf dem Revers dann einen vor seinem Pulte eingeschlafenen Kaufmann, dem Merkur, bei den Ohren zupfend, ihn

zuflüstert: „Plus vigila“ (Sei mehr wachsam). Als 1617 der Streit zwischen den religiösen Sekten der Gomaristen und Remonstranten so heftig entbrannte, daß der Federkrieg zu einem Waffenkampf auszuarten drohte, mahnte man zur Eintracht mit einer Medaille, die einen mit zwei Ochsen pflügenden Landmann darstellte, dem der gute Rath ertheilt wird: „Aequo trahite jugo“; dann zwei auf dem Meere schwimmende Töpfe mit der ebenso gut angebrachten Wahrheit: „Frangimur, si collidimur“ (Wir zerbrechen, gerathen wir aneinander). Und so könnten wir noch sehr viele geschichtliche Beispiele anführen. Das interessanteste und die damalige Zeit am meisten charakterisirende ist wohl das sogenannte Münzgefecht, welches Herzog Heinrich Julius von Braunschweig († 1613) mit seinen aufrührerischen Lehnsvasallen, den Saldern, Stockheim, Steinberg und Asseburg, die mit ihm beim Reichs-Hofrath in Wien im Prozeß lagen, führte. Zuerst ließ er auf sie den „Rebellenthaler“ schlagen, auf deren Avers man den Herzog als wilden Mann mit einer Fackel in der Hand und seiner Leib-Devise: „Pro patria consumor“ (Ich reibe mich auf fürs Vaterland) abgebildet sieht; auf dem Revers wird die Rotte Korah von der Erde verschlungen. Dann folgte der „Lügenthaler“, auf dem der liegende braunschweigische Löwe einen Steinbock — das Wappen der Steinberg — in den Vorderpranken hält; hinter ihm wächst eine Rose, — das Wappen der Saldern — auf dürrem Stock, — Wappen der Stockheim; — die Legende lautet: „Hüte Dich der That, der Lüge wird wohl Rath.“ Darauf erschien der „Wahrheitsthaler“, worauf die Göttin der Wahrheit die Lüge und Verleumdung unter die Füße tritt; zuletzt der „Wespen- und Muckenthaler“ mit dem von der Sonne bestrahlten und von einem Adler gekrönten Löwen Braunschweigs, welcher ein Wespennest ausnimmt, aus dem zehn Wespen, — das war die Zahl der widerspenstigen Vasallen — herausfahren. 1599 kam ein Vergleich zustande und nun ward der „Eintrachtsthaler“ ausgemünzt, auf welchem der Löwe mit einem Bären ein Bündel Pfeile hält, mit der Legende: „Unita durant“ (Einigkeit erhält.) Um die Versöhnung ganz vollständig zu machen und sie nach allen Seiten hin zu befestigen, ließ der Herzog zum Schluß noch den „Patriotenthaler“ schlagen, der als Emblem den sich die Brust aufreißenden, mit dem Blute seine Jungen speisenden Pelikan zeigt, mit dem Lemma wieder: „P. p. c.“ = „Pro patria consumor.“ (Vergleiche Wichmann a. a. O. pag. 219 sqq. 314 sqq.)

Mit dem Verlaufen und Zerrinnen der mittelalterlichen Romantik und dem davon abhängigen Entwickelungsgange der poetischen Literatur gerieth diese Poesie in Niedergang. Im ganzen achtzehnten und in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts hat sie nur spärliche Blüten getrieben, mit dem in neuerer Zeit wieder erwachten Bestreben, den korporativen Geist des Mittelalters, da, wo er noch Lebenskräfte hat und entwickeln kann, zur Geltung zu bringen, hat auch die Spruchpoesie neue Anerkennung und neues Leben gewonnen. Nicht nur, daß durch Sammelwerke, wie das von uns schon besprochene von Dielitz, mancher verborgene und vergessene Schatz wieder gehoben wird, sondern auch, daß bei Stiftung von Orden, Genossenschaften, Verleihung von Diplomen, Annahme von Wahrzeichen

Digitized by

u. s. w. zu dem altehrwürdigen Brauche der Voreltern zurückgekehrt wird: ein immerhin sehr erfreuliches Zeichen bei dem so allgewaltig um sich fressenden Materialismus der Zeit. W. de Porta.

Auf dem Meere.

Fährt ein Schiff auf grüner Welle
Nach dem fernen, fremden Land,
Trägt zwei Menschen aus der Heimat.
In das neue Vaterland.

Und der eine blickt mit Lächeln
In die blaue Himmelshöh;
Und der and're siehet weinend
In die weite, wilde See!

Schweigend zieh'n sie miteinander
Lächelnd, weinend durch das Meer —
Um dieselbe schöne Sonne
Irren ihre Seelen her!

Denn der eine mit dem Lächeln
Sucht es, seines Lebens Glück;
Und der and're mit der Thräne
Läßt es hinter sich zurück! Julius Hoefft.

Digitized by Google

Meran.

Der Schneesturm war vorübergebraust; Himmelsblau und Sonnenschein legten wieder über das Rebenland jenen Farbenzauber, wie ihn der Wiesen Grün, des welkenden Laubes Schiller, Firn und Fels der Mauerkronen, jeden Herbst in Südtirol entfalten. In weitem Bogen zog das Dampfroß an dem Ufer der Etsch zur Passerstadt, ließ Bild auf Bild der Landschaft und Staffage in das Sehfeld treten: hier belebten Hirten und Heerden die Au, dort rollten Ackerwägen durch die Flur, mähten Schnitter das Schilf der sumpfigen Niederung und in dem Weiher eines Wiesengrundes ergötzten sich Knaben und Mädchen — mit aufgerafftem Beinkleid und hochgeschürztem Rock — an fröhlichem Tanz. Neidlos dürfen Bozen und Meran der Schönheit ihrer paradiesischen Gefilde sich erfreuen, die dem Alpenzauber Duft und Farbenglanz italischer Gebreiten vereinen. Ist die mittelalterliche Blüte beider Städte verblichen, so bewahren die Bürger hier wie dort mit den Erinnerungen an die alte Größe stolzes Selbstgefühl und Meran hebt sich aus der Verödung rasch zu ungeahnter, stetig wachsender Bedeutsamkeit. Nach wie vor ist das Häusergewirr der inneren Stadt zwischen Passer und Küchelberg auf engem Raum zusammengedrängt und doch gewinnt die Architektur mit dem Pflanzenkleide der Gärten und Wandelsteige immer schönere Züge, als wolle sie den Ruhmesglanz von König Heinrichs Regiment durch monumentale Pracht verewigen.

Die Vollendung der Bahn bezeichnet einen neuen Abschnitt der Entwickelung. Wer die Ansicht, welche Friedrich Pecht vor etwa fünfundzwanzig Jahren für die „Illustrirte Zeitung" von Meran entwarf, mit dem Grundriß der Passerstadt von 1884 vergleicht, der wird zwar das Naturbild, beide Kirchen und die meisten Straßen unverändert finden, aber auch die Wandlung erkennen, welche dem Kurort ein Gepräge der Anmuth und Lieblichkeit gegeben hat, wie es keine zweite Stadt des Alpenlandes aufzuweisen vermag. Prachtvolle Bauten an der Bahnhofstraße, die von dem Habsburger Hof den stolzeren Namen

Digitized by Google

trägt, reizende Villen und die stilvoll angelegte protestantische Kirche lassen ahnen, welchen vornehmen Anstrich der neue Stadttheil binnen wenigen Jahren gewinnen wird, wenn die breiten, grünumlaubten Straßen den Zugang zu lauschigen Häusern bilden, welche nicht soli- der Ausgestaltung, nicht der Sauberkeit und gefälliger Zier entbehren. Ebenso erfreulich sind die Verschönerungen der alten Stadt am Renn- weg, in der Laubengasse, in Steinach und vor allem in den Häuser- zeilen, welche von der Villa Neuhaus bis zum steinernen Steg, die Promenade längs der Passer begrenzen. Das Ultnerthor ist abge- brochen, die Laubengasse mit der Landstraße verbunden, hier ein Hin- tergebäude der schöneren Villa gewichen, dort ein Bürgerhaus zur be- haglichen Fremdenwohnung eingerichtet und die Post am Sandplatz, wie das Hotel zum Grafen von Meran durch An- und Ausbau in ein Winterheim verwandelt, das auch den Forderungen des verwöhnten Gastes Befriedigung verheißt.

Den Einblick in das thätige Leben, in Handel und Wandel der Bevölkerung erschließt ein Spaziergang durch die Bogenhallen der Post- und Laubengasse, in denen sich die Werkstatt an das Waaren- lager reiht, offene Thüren das Getriebe der Arbeit enthüllen, hier kost- bare Wollen- und Seidenstoffe, Hüte, Hauben, Spitzen, Bänder und hundertfache Modeartikel, deren reizender Flitter das Auge der Frauen blendet, dort Erzeugnisse der Kunst und Industrie die Schaulust wecken, während einfache Geräthe, Stoffe oder Waaren für den Haus- gebrauch, Gerüste, Tische, Pfeilersockel, Bänke und das Bodenpflaster unter den Arkaden bedecken. Sehenswerther als die dämmerigen Räume der Schenken, deren geheimnißvolles Dunkel die Gestalten schweigsamer Zecher verhüllt, däuchte mir der Hof des Fürstenhauses und der Durchblick auf die Rebengehänge des Küchelberges, oder das Garten- idyll in Café Paris, wenn des Mondes Silberlicht, wenn Ampelschein und Sternenschimmer die Gesichter stiller Träumer verklärt.

Sind die Lange- und Passeyrergasse in Steinach eine Stätte bür- gerlicher Anspruchslosigkeit geblieben, so entrollen die Kuranlagen an dem Ufer der Passer von dem Fortschritt der Bestrebungen zur Ver- schönerung des Orts ein überaus freundliches Bild. Hier sind die Wohngebäude ausnahmslos dem Sonnenlicht geöffnet, fast jedes Stock- werk mit einem Söller versehen, dessen Galerie und Glasgetäfel die Zier der Außenseite erhöhen, die Innenräume den Bedürfnissen der Kranken in zweckentsprechender Weise angepaßt. Blumenduft dringt aus den Gärten, von den Wipfeln der Bäume klingt Vogelgesang durch Thüren und Fenster, deren Rahmen eine Fernsicht auf des Gantkogels trotzige Stirn — bald mit, bald ohne Nebelkappe — und die verblauenden Berge im Süden von Bozen eröffnen; hier bildet das Kurhaus mit seinen Sälen für geselliges Vergnügen, geistigen Genuß und Leibespflege, mit sonniger Terrasse und dem Pavillon der Musi- ker den Sammelplatz der Gäste, die von Nord und Süd, von Ost und West, aus Rußland und Amerika, in der Residenz des Burg- grafenamts zusammentreffen, den Korso an der Passer zu kreuzen. Wenn die Novembersonne milde Wärme über die Wandelbahn ver- breitet und heitere Klänge der Musik den Rhythmus des Ganges be- zeichnen, dann geben schöne Frauen in prächtiger Robe, die einen mit

Digitized by Google

Der kleine Befehlshaber.

Digitized by Google

Digitized by Google

dem Rosenhauch der Jugend auf den Wangen, die anderen mit umschatteten Augen, dem beweglichen Bilde strahlenden Glanz. Es fehlen nicht Glieder der hohen Aristokratie, nicht Träger der Wissenschaft und Kunst neben Genossen der bürgerlichen Stände . . und wenn die dunkelbärtigen Kaftanträger aus Lodz auf der Bühne erscheinen, so verstärken sie in ihrer sauberen Tracht das malerische Element der Gruppe, die an dem schönen Schein des Daseins sich erfreut. So mannigfach die Zier und Form der Kopfbedeckung, die bald als Rund- und Spitzhut, bald als Kappe, Turban und Barett mit Blumen oder wallender Feder den Scheitel deckt, so verschieden Schnitt und Ausdruck der Gesichter, in deren Zügen sich die Stammeseigenthümlichkeiten, Geistesadel und die Stimmung des Gemüthes, aber auch der Grad des Wohlbefindens malen. Wo inneres Leid den Blick des Auges trübt, den Frohsinn dämpft und die Schwingen der Phantasie zur Erde niederzieht, da giebt Ergebung in das Walten des Geschicks der Seele Frieden, da mildert Hoffnung auf Genesung selbst des Schmerzes Herbigkeit.

Als Kurort vereint Meran durch seine geschützte Lage in der Mitte hochaufragender Gebirge die Vorzüge südlichen Klimas und reiner, erfrischender Alpenluft. Zwar ist unter 46° 40′ n. Br. kein ewiger Frühling zu erwarten; allein der freie Zugang des Sonnenlichtes, die Ruhe der Luft, die Heiterkeit des Winterhimmels, die Wiederstrahlung der Sonnenwärme von der Felsenwand des Küchelberges, dessen Kamm die Macht des Windes bricht, verleihen der Witterung einen milden, beständigen Charakter, der auf das organische Leben den günstigsten Einfluß übt. Schön ist der Herbst, wenn die Halden im Schimmer des farbigen Laubes prangen, heiteres Sonnenlicht um purpurfarbene Trauben spielt, Lied und Jauchzer bei der Lese edler Früchte erschallen; schön ist der Lenz, wenn überall verheißungsvolle Knospen dem Boden entsprießen, bunte Blumen die Teppiche durchwirken und der Vöglein Lied den Liebesfrühling kündet, dessen Zauber auch das Menschenherz umfängt; aber jene sonnenhellen Wintertage, deren stählende Luft den Leib und die Seele erfrischt, wirken nicht minder erhebend auf des Kranken Gemüth. Bleiben die Berge von dem Silberschleier der Alpenfee verhüllt, dann wenden sich Sinn und Gedanken von der Welt des Schönen auf das innere Sein: in der Betrachtung vergangener Zeiten schwindet die Trauer, in dem Hinblick auf künftige Tage wächst die Zuversicht. Wie empfindlich Flockenwirbel, Nebelregen und der dunstige Brodem des Scirocco, oder die Schattenkühle der Morgen- und Abendstunden dann und wann die wunde Lunge berühren: Jahr für Jahr erfahren doch Kranke in mannigfachen Leiden der Athmungsorgane, geschwächte, mit schweren Uebeln behaftete Naturen die heilsamen Wirkungen der belebenden Alpenluft, in der besonders Kinder wunderbar erblühen. Das Verhalten der Kranken wird durch den Beirath gediegener Aerzte geregelt; Tafeltrauben, Molke, Kumys, Milch und Kräutersaft, Inhalationen und Bäder verstärken die Heilkraft der Natur.

Zur Unterhaltung dient das Spiel der Kurkapelle, die mit verstärkten Kräften durch Symphoniekonzerte den Kunstverständigen Genuß bereitet und dem täglichen Vortrag sorgsam ausgewählter Stücke

reizvolle Mannigfaltigkeit verleiht. Regelmäßige Vorstellungen einer Theatertruppe wechseln mit Vergnügungsabenden, an denen bald Gesellschaftsspiele und lebende Bilder, bald ein humoristischer Scherz oder Lied und Sang die Phantasie erregen, dann und wann ein Tanz die Lebensfreudigkeit der jugendlichen Damen und den Frohsinn ihrer Verehrer erhöht oder fahrende Künstler jung und alt durch die Virtuosität ihrer Leistungen überraschen. Zu Weihnachten wird das Podium der Bühne in einen Blumengarten umgewandelt, der, von hundertfachem Kerzenschimmer des Christbaums bestrahlt, mit dem Farbenglanz des Südens den Erinnerungen an die Sitte in der nordischen Heimat poetischen Zauber verwebt. Sylvester, Fasching und des Wonnemondes Beginn sind festlichem Jubel geweiht. Im letzten Winter bot der Jahrmarkt, dessen Getriebe ein erfindungsreicher Bürger in dem Kursaal sich entfalten ließ, durch die Fülle bunter Bilder und die Schönheit der Frauengestalten in glänzenden, zum Theil phantastischen Kostümen ein sinnverwirrendes Schauspiel dar. Mit dem Bürgermeisteramt, zunächst der Thür, war das Gefängniß für sozialistische Ruhestörer verbunden, neben Kleefelds Menagerie ließ ein Beduinenhäuptling seine Krieger in Waffenspielen sich üben, dem Wachsfigurenkabinet war ein Panorama von der Schlacht bei Serajewo aufgestellt: Zigeuner, Musikanten, Würfelspieler, Vogelfänger, Bärenführer, Zwerge, Turner und ein öffentlicher Schreiber warben um die Gunst der Marktbesucher und die Wunder der elektrischen, wie der Kochkunstausstellung spiegelten den Fortschritt und den Geist der neuen Zeit in strahlendem Licht, das die berühmte Budenherrlichkeit von Plundersweilern in den Schatten treten ließ.

Während in dem Lesekasino mehr als siebzig deutsche, englische, französische und russische, vielfach illustrirte Blätter zur Vertiefung in das Staats- und Völkerleben, in das Reich der Dichtung und die Prosa des Tages Gelegenheit geben, bleibt der Kurvorstand mit Umsicht auf Erweiterung der literarischen Schätze nach den Bedürfnissen der Gäste bedacht und sucht von Zeit zu Zeit durch den wissenschaftlichen Vortrag eines fremden oder heimischen Gelehrten die ernsten Elemente der Gesellschaft mit den Idealen des geistigen Lebens zu erfüllen. Das farbenreiche Bild, welches Dr. Schröter von dem Streben, der Gesinnung und dem Liedeszauber Walthers von der Vogelweide entwarf und durch sinnige Proben erläuterte, rief in dem auserlesenen Damenkreise eine feierliche Stimmung hervor, wie sie der Formenschönheit und dem fesselnden Inhalt des Gemäldes in würdiger Weise entsprach. Aus der mittelalterlichen Poesie erhob sich die Heldengestalt des Wanderdichters in ihrer geistigen Größe und sittlichen Tiefe, in ihrem Freimuth, ihrer Frömmigkeit und Liebenswürdigkeit so lichtvoll auf dem politischen Hintergrunde, als ob der Bannerträger edler Sänger, ein Führer der Gegenwart gewesen wäre . . und die Wandlungen seines Harfenspiels von dem lieblichen Minneliede:

„Under der linden an der Haide, da unser beider Bette was . ."

zu den ernsten Sprüchen, in denen die ethischen Anschauungen Walthers krystallenen Ausdruck gewannen, gaben der Lyrik des Minnesängers höhere Bedeutsamkeit. Ward auch des Vogelweiderhofes im

Digitized by Google

Ried von Laien mit keiner Silbe gedacht und die Beziehung des Poeten zu seiner tirolischen Heimat nur durch den Hinweis auf die — längst verschwundene — Vogelweide bei Sterzing angedeutet, so fanden dafür die Schilderungen seiner geistigen Kämpfe und Siege, die Zeichnung des Charakters und die Würdigung des dichterischen Werthes größere Rundung, lichtvolleres Kolorit und weckten mit dem schlichten Nachruf Hugo Trimbergs:

„Herr Walther von der Vogelweide,
swer des vergaez, der tæt mir leide;"

elegischen Wiederhall.

Indem die geistig frischen Bürger von Meran das Streben nach Erhebung von dem Druck der Arbeit zu poetischer Stimmung theilen, erwächst den Fremden aus Gedenktagen, Schützenfesten und anderen Vergnügungen der heimischen Bewohner manche Augenweide, mancher Kunstgenuß. Zur Schießstandweihe 1883 kündeten flatternde Wimpel in allen Straßen die freudige Betheiligung der Bürgerschaft wie ihrer Gäste an dem Schmuck der Passerstadt. Ein Maienmorgen, wie ihn die Minnesänger gepriesen, zog in rosigem Schimmer über das Sarner Joch herauf und brachte den Alpensöhnen, die von allen Bergen niederstiegen, des Himmels erfreuenden Gruß, indeß das Dampfroß den Heerbann vom Inn, die Streiter des Etsch- und Eisackthales zum Sammelplatze trug. Auf dem Hofe der Fürstenburg erschien das Volk in Waffen, wie es von der Werkstatt und dem Pfluge, aus dem Einödhofe und der Köhlerhütte in Zeiten der Gefahr dem Ruf der Glocken und den Feuerzeichen folgt, der Gegenwart ein Schaustück des Befreiungskampfes aufzurollen. Vergilbte, zerrissene, von Staub und Rauch geschwärzte Kleider, verwetterte Hüte, grobe Strümpfe, derbe Schuhe, kennzeichneten den äußern Anstrich der Gestalten, von denen jede das Gepräge des Lagerlebens trug; Feuerschloßgewehre, Reiterpistolen, Spieße, Sensen, denen hier und da noch eine Sichel angeschmiedet war, Lanzen mit und ohne Widerhaken, Eisengabeln, Hellebarden, Morgensterne, Flegel, Beile, Schwerter, Messer, Keulen mahnten an das Trauerspiel der Schlacht . . und die Träger dieser Instrumente aus der Rumpelkammer ließen in dem ernsten Mienenspiel und der umflorten Fahne des glorreichen Helden die Bedeutung des letzten Aufgebotes ahnen, dem donnernde Rufe der Begeisterung das Schlachtwort gaben. „Lumpengesindel von Berg und Thal, doch treue Söhne des Tirolerlandes!" charakterisirte der Führer von St. Walburg die Getreuen, welche mit zwei historischen Kanonen und dem Rüstzeuge des Krieges Hofers Heer zu friedlichem Turnier erstehen ließen.

Unter den Veteranen stand Joseph Gögele aus Leonhard, der 1809 als flinker Bube Hofers Adjutant gewesen war, mit seinen Kameraden von 85 und 83 Jahren jugendfrisch, in straffer Haltung, zu dem Marsche bereit. Ausdrucksvolle, trotzige, von Selbstvertrauen erfüllte Köpfe, glatte und gefurchte, selten grob geschnittene Gesichter: der lustige Kohlenbrenner, der berußte Schmied im Lederschurz, der Schlosser mit verrostetem Geräth, flotte Landsknechtgesellen, die Kürbisflasche mit Wein, den Ranzen, Rucksack und die Ledertasche mit Brod und

Digitized by Google

Speck gefüllt, Fahnenträger, Bursche mit der Hahnenfeder auf dem Spitzhut und die bildschöne Marketenderin belebten mit eigenartigen Zügen die tapfere Kriegerschaar. Das holde Kind — Vernauner Lise geheißen — verlieh dem plastischen, figurenreichen Bilde den Duft der Feld- und Alpenpoesie. Wie sie an der Seite eines prächtigen Burschen in schwarzer Strahlenhaube, violettem Seidenmieder und weißer Schürze über braunem Wollenrock, mit halbentblößten Armen auf dem Wäglein saß, das einen Banzen Wein zur Labe für die Helden barg, schien sie kaum den Zauber ihrer Anmuth und den Liebreiz ihres Angesichts zu ahnen.

Schwegler und Trommler schritten musizirend dem Heere durch die Residenz und das Weinland von Obermais voran; begeisterungsvolle Rufe grüßten den Führer Domper, dessen mächtige Gestalt auf feurigem Roß, mit dem gebräunten, von dunklem Vollbart bekränzten, von grünem Hut beschatteten Gesicht, mit buschigen Brauen über blitzenden Augen, Zug für Zug dem Sandwirth glich; brausender Jubel begleitete die Krieger, von dem Knäblein, dessen Finger kaum den Schaft des Spießes umspannten, bis zum reckenhaften Träger eines ungefügen Feuerschloßgewehrs; Kanoniere, Fahnenschwinger und der Marketenderin seltsames Gespann, der Tambourmajor mit Silberschärpe und wallendem Federbusch, Hochlandssöhne in der Landestracht, Scheibenzeiger in buntgemusterter Hülle, das lustige Barett auf krausgelocktem Haar, zwanzig Träger der Beste und das stolze Reitergeschwader von Meran fanden ebenso rauschenden Beifall der Bevölkerung.

Als dann der Zug in langer Doppelreihe vor dem Amtsgebäude auf dem Rennweg Stellung nahm, da leuchteten die gelbe Lodenjacke, der blaue Rock, das rothe Wams, der grüne Kittel, die braune Uniform, die weißen Aermel im Sonnenschein, da schimmerten duftige Sträuße — Liebesgrüße unbekannter Hände — an den Hüten jugendlicher Schützen, in den Fingern der Vernauner Maid, die unbewußt alle Herzen des Volkes gefangen nahm .. und als die Musika verklang, da hieß ein Bürger von Meran die Schützen in schwungvoller Rede willkommen, deren Hoch auf Kaiser und Reich tausendstimmigen Wiederhall fand. Des Volkes Freudenrufe übertönten fast die Klänge der Kaiserhymne mit dem letzten Zuge nach dem Schützenheim. An der Habsburgerstraße hatten Heimische und Fremde Terrassen, Baugerüste, Mauerkronen, Dachvorsprünge, jedes freie, jedes erhöhte Plätzchen besetzt, die farbenstrahlende Staffage ihren Sinnen einzuprägen, da ließ Defregger zum zweitenmal des Landsturms Kämpen seinem Blick vorüberziehen und in der durchgeistigten Miene die Wirkung ihrer kriegerischen Erscheinung auf die Phantasie des Künstlers lesen, dem der Festzug bedeutungsvolle Typen für die Waffenschmiede verhieß.

In dem schönen, mit Defreggers Hoferbildern von der Hand des Malers Rabensteiner gezierten Saal nahm die Frauenwelt an dem Nachspiel des Festes theil; unermüdet kreisten die Paare im Ring und sahen staunend eine achtundsiebzigjährige Bäuerin im Schuhplattertanz den jugendlichen Mädchen sich gesellen; beharrlich hielten kecke Lanzenknechte im Garten den aufgepflanzten Batterien Stand und als sie

Digitized by Google

zögernd — knapp vor Morgengrauen — den Rückzug begannen, war der Sieg unentschieden geblieben.

„Bist ein schön's Diendl, bist ein fein's Diendl,
aber mein Schatz bist Du nit — —;"

sang trotzig ein Bursche, der wankenden Schrittes am Arm seiner Begleiterin durch den Bogen der Klostergasse auf den Brunnenplatz trat;

„Wenn i mal stirb, ja stirb,
soll'n mi sechs Jungfern trag'n
und dabei Zither schlag'n — —",

verhallte in den Arkaden die Elegie eines träumerischen Junggesellen, dem die Bestattungsfeier des Minnesängers Heinrich Frauenlob wohl als beneidenswerther Abschluß des Erdendaseins erscheinen mochte .. und so verbreitete die Poesie auch über diese Nachtgestalten ihren verklärenden Schein.

Hatte die Enthüllung der Hoferbüste am 26. Oktober vorigen Jahres vor dem stattlichen Hotel zum Grafen von Meran durch den Rückblick der Redner auf das Trauerspiel von 1809 und den Untergang des nationalen Helden einen feierlich ernsten Charakter, so bot doch der Festzug mit prächtigem Viergespann und schönen Wappenträgerinnen, mit Veteranengreisen und Kaiserjägerreservisten in der Landestracht, inmitten der freudig erregten Menge ein ebenso sehenswerthes, dramatisch belebtes Schauspiel dar.

Allerdings trägt das thätige Leben der Bürgerschaft ein schlichteres Gepräge, das jedoch immer wieder farbigen Schimmer erhält, wenn die Bevölkerung im Sonntagskleide an den Prozessionen Antheil nimmt und die Landbewohner auf dem Pfarrplatz sich zusammenfinden oder der Festzug eines Gewerks mit laubbekränzten Truhen und Symbolen des Handwerks an die Lustbarkeiten unter König Heinrich mahnt. Wie die Alpensöhne den Kultus mit seinen Feiertagen und Marienfesten lieben, so bewahren sie den Glauben an die Gnadenmittel der Kirche, an die Weihe der Religion und weiden an dem Glanz des Gottesdienstes mit Befriedigung den Blick; allein der kirchlich fromme Sinn stört nicht die Neigung zu weltlichem Vergnügen, zu berauschendem Genuß. Beda Weber hat mit feiner Feder Sein und Schein des Volkes gezeichnet und die Schönheit der Gestalten, wie den sittlichen Gehalt der gutgearteten Naturen, die ihm als Erben der kriegeschen Gothen erschienen, wirkungsvoll hervorgehoben. In der That ist ihre Tüchtigkeit zur Arbeit, die Befähigung, des Wissens Elemente auch in lückenhaftem Unterrichte zu erfassen, ihre Liebe für die Kunst und zu den heimatlichen Bergen ein Gemeingut des Stammes, der das Burggrafenamt bewohnt; doch nicht immer offenbaren die plastischen Formen den Adel des Geistes und die Lauterkeit des Sinns, und wenn die Phantasie das Heiligthum der Kirche gern mit grünen Blättern der Legendendichtung schmückt, so bleibt das Leben vielfach in dem Bann der alten Satzung und das Auge wird in dem engen Kreise des praktischen Berufes für das Licht der Ideen getrübt.

Nur die hübsche Tracht der Landbewohner scheint allmählich zu verschwinden, so daß die Feststaffage von Meran an Reiz der Mannigfaltigkeit und Farbenpracht verliert. Wer früher die jugendlichen Ge-

Digitized by Google

stalten vom Berge, mit der Pfeife im Munde, in kurzer Lederhose, dem gestickten Gürtel und dem grünen Hosenträger, die Spielhahnfeder oder eine Blume auf dem Spitzhut, beisammensah, der konnte in dem knappen Kleide leicht das Ebenmaß der Glieder und die Spannkraft der Muskulatur erkennen. Im Gegensatze zu den schwatzenden, beweglichen Romanen standen die Bursche schweigsam, wie aus Erz gegossen und ihr feines, rosig angehauchtes Gesicht mit krausen Ringellocken und den glänzend braunen, selten blauen, buschig beschatteten Augen spiegelten die trefflichen Charaktereigenschaften des germanischen Stammes. Wenn aber die braune, scharlachroth besetzte Wollenjacke, Lederschuhe, weiße Strümpfe und das locker geschürzte Seidentuch auf dem umgebogenen Kragen, die Wohlgestalt der Männer vortheilhaft zur Geltung bringen, so verdunkelt der schwere, faltenreiche Rock die Anmuth der Frauengestalten, von deren Antlitz früh die Lieblichkeit der Jugendblüte und der Schönheit bestrickender Zauber entweicht.

Aus der Geschichte des Kurorts hebt sich das Bild eines Mannes, dessen Scharfblick, That- und Willenskraft Meran vor allem die Umgestaltung zu der weltberühmten Naturheilstätte verdankt, in leuchtenden Zügen hervor. Eingeweihte wissen, was Dr. Pircher für die Nutzbarmachung der klimatischen Vorzüge, für die Hebung des Fremdenverkehrs, für die Verbesserung der Krankenwohnungen zu einer Zeit gethan, als ihm noch niemand in der Sorge für das Allgemeine helfend an die Seite trat. Daß die schlichte Landstadt, in deren Listen 1860 nur 760 Fremde verzeichnet standen, sich binnen fünfundzwanzig Jahren in ungeahnter Weise entfaltet und im Verein mit Mais den letzten Winter mehr als 7500 Gästen ein freundliches Obdach geboten hat; daß die Herbstsaison von 1884 mit 1268 Parteien und 2221 Personen die höchste bisher erreichte Frequenz beträchtlich überschritt und der Besuch von fürstlichen Wintergästen eine neue Steigerung des Fremdenzuflusses mit Sicherheit erwarten läßt: Dieser Fortschritt der Entwickelung ist aus dem unbeirrten Streben jenes Menschenfreundes hervorgegangen, den jetzt das allgemeine Vertrauen an die Spitze der Stadtverwaltung berufen hat. In gleicher Richtung verfolgt v. Pernwerth im Verein mit den Genossen seiner Wirksamkeit die vorgezeichnete Bahn. Während ehedem fast jede Neuerung auf Hindernisse stieß, verbindet jetzt alle Parteien das freudige Ringen nach erhöhtem Wohl der Gäste in der erblühenden Stadt. Durch die Organisirung des Ball- und Krokettspiels auf günstig belegenem Platz, hat Dr. von Messing sich um die innige Verbindung der Gesellschaft und Betheiligung der jugendlichen Elemente an gymnastischen Uebungen ein Verdienst erworben; durch den Gilfsteig hat Dr. Prünster die Romantik der Passerstadt dem Auge erschlossen und das Eisengitter des reizenden Pfades ist ein Zeugniß für die Opferwilligkeit des Kurvorstehers, dessen Hingabe und Begeisterung für die gute Sache auch widerstrebende Kräfte zur Förderung der gemeinsamen Anlagen lockt. Deutsche Art und Sinnesweise der Bevölkerung, besonders jenes Mitgefühl, daß in gewissenhafter, nicht durch Eigennutz bestimmter Pflege, in der zarten Rücksicht auf das Wohl und Weh des Kranken Bethätigung findet, läßt den Fremdling in Meran die Trennung von der Heimat bald vergessen.

Digitized by Google

Ob hin und wieder Rücksichtslosigkeiten, wie sie vor kurzem ein Tourist bei Raffl erfahren mußte, noch den Glanz des Sittenbildes trüben: die ausnahmsweise Härte einer Hausbesitzerin mindert nicht den Vollwerth jener Gesinnung, welche mehr und mehr alle Herzen der Bürger durchdringt und zur Uebung christlicher Liebe bewegt.

Den Aufschwung von Meran illustriren am treuesten die Buch- und Kunsthandlungen mit ihren Schätzen an literarischen Werken und Bildern, Kunst- und Industrieerzeugnissen, die das einsichtsvolle Streben der Leiter auf Hebung des wissenschaftlichen Sinns und Läuterung des Schönheitsgefühls bekunden, während die Leihbibliotheken in fünf verschiedenen Sprachen ausgewählte Stoffe für angenehme Zerstreuung und belehrende Unterhaltung der Leser bieten. Neben den städtischen Bürgerschulen, dem Obergymnasium und der protestantischen, mit dem Recht der Oeffentlichkeit ausgestatteten Schule besteht in der Villa Lauretta eine wissenschaftliche, von Dr. Limann aus Berlin begründete, vortrefflich organisirte Lehranstalt für höhere Studien; tüchtige Lehrer und Lehrerinnen vermitteln außerdem die Unterweisung in modernen Sprachen, in Musik und Malerei.

Als Pfleger der bildenden Kunst vertreten Waßler und Wasmann die Gegensätze freier Weltauffassung und des Nazarenerthums. Wenn man den Bogen der Klostergasse durchschreitet und in dem tiefzurückgeschobenen Hause die Wohnung des Malers betritt, so wird man auf dem Söller durch ein Landschaftsbild von Lieblichkeit und ernster Größe überrascht. An der Staffelei gestaltet der greise Meister, der in seiner Jugend aus dem Norden nach Italien gepilgert und auf der Heimfahrt von Rom an dem Ufer der Passer zurückgeblieben war, seit mehr als dreißig Jahren mit wachsender Liebe die hehren Gebilde christlicher Kunst. — „Ich halte an der Kirche mit unerschütterlicher Treue fest", bemerkte Wasmann mit seelenvollem Blick auf das Porträt des Bischofs Tschiderer, „und kann in ihrem Dienst die Ideale meiner Phantasie verwirklichen. So tüchtige Kräfte Tirol besitzt, so wenig Gesinnung durchdringen die meisten Kunstgenossen, die der kirchlichen Richtung durch den großen Führer in München mehr und mehr entfremdet werden. Sind Defreggers Schöpfungen von nationalem Geist durchdrungen, der seinen Ruhm und seine Erfolge erhöht, so bleibt ihm doch die Weihe der hehren Kunst versagt. Sein Joseph in der Kirche zu Dölsach ist ein geistig durchgebildeter, im Denken geübter Kopf, Maria eine feine Jungfrau, deren Bildniß allen Forderungen der Gegenwart nach schönem Schein und geistiger Freiheit entspricht, aber es sind keine Heiligen, wie sie in dem frommen Sinne des Volkes, wie sie in den Ueberlieferungen der Legende leben."

Wo das Passeyrerthor im Osten den Durchblick auf die Zenoburg eröffnet, hart an der Mauer, die dem Zinnenthurm am Küchelberge einst Verstärkung gab, da hat der Schnitzer nach bewegten Lehr- und Wanderjahren im Deutschen Reiche sein bescheidenes Haus erbaut, um mit der vollen Kraft des Mannes und dem offenen Auge für das Leben und die Gestaltungen der Kunst, die Ideen der Schönheit und Wahrheit in mannigfachen Werken zu verkörpern, welche bald profanen Zwecken, bald dem Schmuck der Heiligthümer dienen und den Fleiß wie das Geschick des Bildners bezeugen. Die Statuen der Heiligen

Digitized by Google

St. Urban, St. Vigilius und Benedikt für die Kirche in Untermais entbehren weder idealer Züge noch scharfer Charakteristik .. und wenn das Häuschen zwischen grünem Weingelände einer Klosterzelle gleicht, so hat das Weltkind in der engen Werkstatt sich den freien Blick für die vielseitige Gestaltung des Lebens bewahrt.

Die historische Entwickelung der Stadt hat Cölestin Stampfer in seiner Urgeschichte und der Chronik von Meran auf Grund erneuter Forschung übersichtlich nachgewiesen; die Alterthümer haben durch J. Vetter aus Karlsruhe, Dr. v. Lorent und Dr. Schönherr aus Innsbruck verdiente Würdigung erfahren: lose Skizzen behandeln das Leben und Weben des Volkes im Burggrafenamt, wie es Chronisten abgespiegelt, wie es Augenzeugen geschaut und dichterisch gestaltet haben. Aus der Frühzeit von Meran, das Meinhard II. (1258—95) zur Residenz der Landesfürsten erhob, tritt die Gestalt des Königs Heinrich von Böhmen und die Erscheinung seiner Tochter Margaretha in den Vordergrund. Prunk und Pracht des Fürsten, der den Glanz der verlorenen Königskrone in der Zenoburg erstrahlen ließ und die Abenteuer der Gräfin in ihrer Doppelehe mit Johann von Mähren und Ludwig von Brandenburg leben in der Sage und Erinnerung des Volkes fort; doch bedeutsamer ist die Regierung Sigmunds des Münzreichen für Meran geblieben, das dem Kunstsinn des Regenten ein kostbares Denkmal der Gothik verdankt. Wenn in dem verfallenen Mauerringe der Zenoburg die wundersamen Skulpturen der romanischen Kapelle und der öde Thurm mit runden Fensterbögen kaum noch an den Königshof gemahnen, so strahlt das wiederhergestellte, von außen mit grünem Laube, innen mit verblaßten Bildern geschmückte Fürstenhaus in alter Herrlichkeit.

Zwei getäfelte Zimmer von mäßiger Größe, jedes mit lichtvollem Erker hatten zur Wohnung des prachtliebenden Fürsten Sigmund und seiner hochgebildeten Gemalin, wie für den ritterlichen Kaiser Max und die Familie Ferdinands I. genügt, dem die Aerzte des Innsbrucker Hofes 1564 „das ausgezeichnet Ort" Meran für die Dauer einer Epidemie zum Aufenthalt empfahlen. Wie die Restaurirung der Architektur, ist die Wiederherstellung der Innenräume nach dem Plan des Wiener Dombaumeisters Schmidt vollendet und die Ausstattung der Gemächer nach den alten Inventarverzeichnissen in Angriff genommen worden, so daß die Burg schon jetzt ein sehenswerthes Abbild von dem Haushalt der Regenten im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert entrollt. Wenn in dem Sonnenlicht, das durch die Butzenscheiben dringt, die Einfachheit des Holzgetäfels überrascht, dessen sammtartig brauner Ton den Rost von vier Jahrhunderten trägt, so entfaltet der verblichene Erkerschmuck um so größere Formenmannigfaltigkeit, die nicht des Farbenreizes, nicht der Weihe des Alterthums entbehrt.

Es lohnt der Mühe, die Reste dieser, von gewandter Hand auf graugrünem Grunde entworfenen Skizzen näher zu betrachten, um die Vorzüge der Umrißzeichnung und den Reichthum der Gestalten zu erfassen, welche sich in meisterhafter Raumausfüllung zu kleineren und größeren Gruppen vereinigen, deren Bedeutung vielfach dunkel bleibt. Schon der Burhurt über dem westlichen Erkerfenster läßt aus einer Doppelreihe von Lanzenrittern, die mit voller Wucht der stürmenden

Digitized by Google

Rosse aufeinander treffen, nur im Licht der Morgensonne das Gewirr der Helme und Speere unterscheiden, ohne zu enthüllen, ob die Scene ein historisches Schauspiel oder eine freie Schöpfung des Künstlers zur Anschauung bringe. Unbestimmter ist der Sinn des großen Gemäldes an der fensterlosen Nordwand des Erkers geblieben, das in dem obern Abschnitt Tubalkain am Ambos mit dem Eisenhammer, gegenüber den königlichen Sänger, dessen Harfe Jehovas Lob verkündet, im Vordergrunde „ein frawen zart, wie es sind die kinder von hoher art", als Hauptfigur einer Doppelscene von zweifelhaftem Inhalt zeigt. Die würdevolle Persönlichkeit und das mildverklärte Angesicht des Patriarchen, der in wallendem Aermelkleide, die Krone auf dem Scheitel, spitzschnabelige Lederstiefel an den Füßen, in vornehmer Ruhe auf dem Sessel sitzt, bilden zu der ernsten Miene und dem straffen Gürtelrock des Schmiedekünstlers, dessen vorgebeugte Gestalt und gehobene Rechte die Spannung aller Kräfte bei der Arbeit offenbart, entschiedene Gegensätze und ihre Figuren bleiben, wie das Nebenbild des Hasen mit einer Schnecke auf dem Rücken, ohne erkennbaren Zusammenhang mit der unteren Komposition.

So lange das Kelleramt für die Wohnung des Königs Heinrich von Böhmen, die Kapelle als Schauplatz der Vermälung seiner Tochter Margaretha mit dem Markgrafen Ludwig von Brandenburg galt, hatte die Beziehung des Erkerbildes auf diese Fürstin einige Berechtigung; allein seitdem der Archivar Dr. Schönherr die Residenz des Herzogs Sigmund als einen völlig neuen Bau erwiesen und den Ueberlieferungen eines Bozener Chronisten entnommen hat, daß Ludwig der Bayer zwar am 10. Februar 1342 in Meran eingetroffen, Handschlag und Beischlaf seines Sohnes mit „Frawen Margareta künig Heinrichs von Beham Tochter" jedoch auf Schloß Tirol geschehen sei und der Herrscher die Belehnung des neuvermälten Paares mit Kärnten und Tirol in der Meraner Behausung des Bischofs von Trient vollzogen habe, ist der beliebten Deutung des Bildes die historische Grundlage entrückt . . und der Zweifel, ob das Minneleben der gefeierten Fürstin in der Burg Verewigung gefunden, mahnt die alte Lesart nur mit Vorbehalt zu wiederholen.

Vor einem jugendlichen Ritter, dem sie vergebens einen Blumenstrauß als Zeichen ihrer Neigung angeboten, steht eine Frau in reicher Tracht mit abgewendetem Gesicht, in dem ein Anflug von Verlegenheit sich malt. Wellig gerieselte, aufgelöste Haare, hochgewölbte Brauen und der feingeschnittene Mund erhöhen die Schönheit ihrer Züge, doch in kühler Ruhe starrt der Geliebte oder Gatte zur Seite, ohne die plastischen Formen, ohne die reizende Gabe der Blumenspenderin zu beachten oder die Hände aus dem Gürtel und der Sendelbinde zu lösen. Zu den Füßen des Gebieters hockt ein Hündchen, das die Vorderpfote, wie zu leiser Bitte hebt; daneben bläst ein Zwerg aus Leibeskräften auf dem Dudelsack und läßt die Schellen seiner Narrenkappe klingen. Schweigend nehmen ein ältlicher Mann in ehrerbietiger Haltung und eine Maid von hübschen Zügen mit zurückgewandtem Kopfe und gesenkten Augen an dem Vorgange theil; doch unbekümmert um das Mitgefühl der Zeugen, wie um das Gebahren eines zwerghaften Knaben, der in die Falten ihres Kleides greift und

Digitized

mit der Linken einen Apfel emporzustrecken sich müht, schließt die Gebieterin in leichter Scham die Lider, betroffen von der unerwarteten Enttäuschung ihres Liebesglücks.

Ohne Scheidung durch einen Fries ist dieser Scene eine zweite Episode angereiht, in der dieselbe Frauengestalt mit einem Vogel oder einer Blume in der vorgestreckten Hand, sich im Profil nach einem Manne wendet, der mit beflügelten Schritten ihr entgegenkommt. Ein hochgegürtetes Kleid verhüllt die weichen Körperformen, die linke Hand ist an den Leib gelegt, der Kopf jedoch — wie die Figur des Ritters — in einer Weise zerstört, daß mit den Zügen auch das Mienenspiel des Paares verborgen bleibt. Lassen die schelmischen Gesichter der Knaben, welche auf dem Gitter hocken, einen heiteren Ausgang des Schauspiels vermuthen, so ist doch die Deutung des Bildes auf die Beziehungen der Fürstin Margaretha zu ihren beiden Gatten, wie auf den Inhalt einer mittelalterlichen Dichtung, ohne Beglaubigung oder Begründung geblieben.

Die Farbengebung ist den Tristanbildern in dem Schlosse Rungelstein verwandt: hier wie dort begrenzen schwarze Umrißlinien die Gestalten auf mattgrünem Untergrunde, leichte Schatten vertiefen, aufgesetzte Lichter erhöhen die Faltenbrüche und modelliren die Glieder; aber die Technik verräth eine gewandtere Hand und die Darstellung nicht geringeres Naturgefühl des Malers, der dem Schöpfer jenes Bilderkreises an Kraft der Ausgestaltung überlegen war, obwohl ihm noch der volle Zauber des Lichtes, das die Fernen der Landschaft durchdringt und verbindet, das Geheimniß der Luftperspektive verschlossen blieb.

In dem Kaiserzimmer lockt des Lichtes matter Schein, der um die braunen Wände und den grünen Erker spielt, das Auge zur Betrachtung der verblaßten Bilderzier; schweigend versucht der Beschauer das Gefüge der meisterhaft geschnitzten Balkendecke und der Wandumrahmung, das Relief der Wappenschilder, die Linien der Thürbeschläge, den Schmuck des Ofens und die Figuren der Erkermalerei zu erfassen, deren Umriß fast unentwirrbar mit dem verdunkelten Hintergrunde verrinnt. Das Bogenfeld der westlichen Mauer dient zur Verherrlichung des Fürstenpaares, dem die Burg ihre Begründung und die künstlerische Ausgestaltung verdankt. Hier steht der Erzherzog in jugendlicher Schönheit, das Lockenhaar von dem Barett mit Reiherfedern bedeckt, die Linke auf den Bindenschild gestützt, zur Seite der Fürstin Eleonora, deren faltenreiches, goldumsäumtes Kleid das Ebenmaß ihrer schlanken Figur nicht verhüllt. Die rechte Hand der schottischen Prinzessin ruht auf dem Wappen ihres königlichen Hauses, der linke Arm umschließt des Gatten reichgeschmückten Helm und diesen Liebesdienst vergilt der Herrscher von Tirol in ebenso galanter Weise, indem er, einem Pagen gleich, die Schleppe ihres Kleides hält und so in Gegenwart der Hofbeamten die liebevollen Beziehungen zu seiner Gemalin bezeugt. Gestalten der Geschichte und Sage beleben das Holzgetäfel, Ornamente säumen die Fenster und das Kreuzgewölbe ist mit Fresken bedeckt, deren schwer erkennbare Ueberreste das Jagdvergnügen Sigmunds illustriren. Stengel- und Blattgezweige, hier bogenförmig ausgebreitet, dort in blumenartige Gebilde aufgelöst, umschließen

Digitized by Google

Thiergestalten oder -Köpfe: den Hasen im Lager und auf der Flucht, Wolf und Fuchs, Dachs und Bär, jeder in naturgetreuen Formen und von anmuthiger Beweglichkeit. Das Reh und die Gemse in stürmischem Lauf, der Aar im Horst bei der erhaschten Beute, die Reiherbeize und der Aufruf zur Jagd durch die Hornsignale schlanker Waidgesellen, erscheinen in Ranken und Blätter verflochten, deren hundertfach verschlungenes Gewebe einem Walde in dem Frühlingsschmuck der grünen Blätterkrone gleicht.

Altersgraue Folianten auf dem Tisch verewigen denkwürdige Ereignisse aus der Geschichte von Tirol und die literarische Thätigkeit der „Fraw Leonore, Königin von Schottenland, ietz Herzogin zu Oesterreich", welche den französischen Ritterroman „Pontus und Sidonia", wohl auf der Bank desselben Erkers, in das Deutsche übertrug. Bei dem Anblick dieser Alterthümer erfahren sinnige Gemüther fort und fort den Einfluß jenes Geistes, der in dem Leben und der Kunst des Mittelalters waltete und werden sich der Unterschiede von der Gegenwart bewußt, die der Meraner Residenz ein glänzenderes, sicher nicht bedeutungsloses Relief verleiht.

Fehlt dem Grundriß der Passerstadt zu ausgedehnten Gärten Raum, so entfaltet das Tafelland von Maja um so breitere Gelände für das Pflanzenleben und für Prachtgebäude, welche hier in rascher Folge erstehen und dem Kurort eine ebenso großartige als malerische Ergänzung geben, deren Eigenheiten eine zweite Umschau in der Blütezeit des Frühlings offenbaren mag. Noch einen Gang durch die Arkaden zum Abschied von dem Arbeitsheim der Bürgerschaft, und von dem lauschigen Garten, in dessen verborgenen Nischen das Treiben der Händler und Handarbeiterinnen unter den offenen Bögen verklingt; noch einen Blick auf die Wandelgestalten der Winter- und Sommerpromenade, der Kurhausterrasse und des Steiges zu dem Felsenlabyrinth der Zenoburg, auf blühende Rosen und flammende Blätter des wilden Weins, deren Ranken hier den Söller, dort das Fenster umstricken — bevor im Fluge auf der Bahn nach Bozen die Herrlichkeit der Passerstadt dem Auge entweicht.

Digitized by Google

Verdammniß.

Mit Flammenschrift, die wildverzehrend brennt,
Und deren Glut kein mild Erstarren kennt;
Die keine Zeit entfärbt, die nie erlischt,
Die selbst mein Tod nicht bleichet noch verwischt —
Bleibt es auf ewig mir ins Herz gesenkt,
Dem Feuer gleich in der Verdammniß Nacht:
So lang' Du lebtest, hab' ich Dich gekränkt,
Und meine Schuld hat Dir den Tod gebracht.

Ich wage keinen Ruf an Deinen Geist,
Kein Fleh'n entringt sich meinem blassen Mund . . .
Zum Sterben müd' und elend und verwaist
Zieh' ich durchs weite, leere Erdenrund,
Stürm' ich nur fort, nur immer fort und fort,
Und finde keine Ruh' und keinen Port:
Denn blutig peitscht, wie Gottesgeißelschwung,
Mich fürder stets die Schmerzerinnerung.

Wohl feuchtet manchmal sich mein düst'rer Blick
Und eine Thräne steigt dann mit herauf;
Doch Thränen, Seufzer dränge ich zurück,
Und über Gräber weiter geht der Lauf.
Ob über mir die Sonne sengend loht,
Ob fromm und klar ein Sterngebilde flammt:
Ich seh' nur Dich — ich seh' Dich jung und todt,
Und mich in alle Ewigkeit verdammt.

Leo Hanin.

Digitized by Google

Türkisches Frauenleben und Freiheitsbestreben.*)

Es giebt, von der Geburt des Mädchens angefangen, bis zum Tode der Matrone keinen wichtigen Moment, in welchem sich die Türkin nicht von der Europäerin in Sitten, Gebräuchen und jeder andern Beziehung unterscheiden würde. Beginnen wir denn unsere Mittheilungen bei der Geburt des Kindes. Auf der Erde liegend, je nach ihrem Range auf Matratzen oder Strohbetten gebettet, wird die Wöchnerin durch Assistenz irgend eines alten Weibes entbunden, denn diplomirte Hebammen giebt es nicht und Aerzte werden selbst zu den gefährlichsten geburtshilflichen Fällen nicht gerufen. Unglaublich, aber wahr ist es, daß jede Wöchnerin schon am dritten oder vierten Tage ein Dampfbad nimmt, und es ist wahrhaftig ein Räthsel der Natur, daß die meisten diese Prozedur glücklich überstehen. Das Kind wird gleich nach dem Bade vom Halse bis zu den Füßen in ein handbreites Band gewickelt und behält diese geschmacklose Toilette einige Monate, nur breitet man, wenn es auf die Gasse getragen wird, eine Decke darüber. Ammen werden selbst in den vornehmsten Häusern nicht gehalten, und das Kind bekommt die Muttermilch wenigstens zwei Jahre, in den meisten Fällen aber vier bis fünf Jahre hindurch; ja, ich kannte mehrere Frauen, die sechsjährige Kinder noch an der Brust hatten.

*) Viele Herren von der Feder haben über dieses Thema geschrieben. Aber natürlich hat keiner von ihnen je die Schwelle eines Harems überschritten, weil ganz einfach kein fremder Mann einen Harem betreten darf. Die Berichte beruhen daher nicht auf eigener Anschauung. Die Verfasserin der vorliegenden Skizze hat infolge der Stellung, die sie einnahm, viele Jahre hindurch in den verschiedenen Provinzen der europäischen Türkei gelebt und viel mit muselmännischen Frauen aller Stände verkehrt. Man wird bemerken, daß sie sich auf Geschehenes und Erlebtes beschränkt. Pikantere, amüsantere Aufsätze mögen über das Thema geschrieben worden sein, so wahrheitsgetreu war keiner wie der unserer Gewährsmännin.

Die Redaktion.

Digitized by Google

Da die Frauen im Laufe dieser Jahre gewöhnlich noch ein oder zwei Kinder haben, so geschieht es sehr häufig, daß eine solche Frau zwei oder drei Kinder gleichzeitig stillt. Bei der Vielweiberei der Türken und der notorischen Fruchtbarkeit der Weiber, die gewöhnlich schon im dreizehnten Jahre heiraten, sollte man an eine rapide Steigerung der Bevölkerung glauben, während es doch erwiesen, daß dieselbe stetig abnimmt; woher kommt dies nun? Woher kommt es, daß ein Türke selten mehr als drei, höchstens vier Kinder hat, während doch seine Frau oder Frauen und seine „Odaliken" (gleichbedeutend mit „Odalisken"), deren Kinder dieselben Rechte genießen wie die Kinder der rechtmäßigen Frau, deren dutzendweise gebären? Es kann dies nur in der irrationellen Pflege und Nahrung, sowie in dem Umstande seine Begründung finden, daß in den seltensten Fällen ärztliche Hilfe in Anspruch genommen wird; auch mag das Nichtimpfen der Kinder sehr viel zur Dezimirung derselben beitragen, denn es ist konstatirt, daß die Blattern jährlich eine ungeheure Anzahl dieser armen kleinen Opfer fordern.

Die Feinde des Impfzwanges würden gewiß bekehrt, sähen sie die vielen Blatternarbigen und kennten sie die Zahl, der dieser gräßlichen Seuche zum Opfer Fallenden. Dem bekannten Fatalismus der Türken ist es zuzuschreiben, daß der Arzt nur in den seltensten Fällen gerufen wird, und wenn dies auch geschieht, so ist sein Wirken sehr beschränkt, denn da er bei den Frauen keine innere Untersuchung vornehmen darf, so kann er auch keine sichere Diagnose stellen und überdies in Ermangelung ordentlicher Apotheken kein regelmäßiges Heilverfahren einschlagen. Ein Beispiel für viele: Im Jahre 1871 waren wir in Schumla, dort wurde mein Mann zur zweiten Frau Abdul Kerim Paschas, des damaligen Generalissimus, ins Konsilium gerufen; entsetzt wiesen die ordinirenden türkischen Aerzte sowie die Umgebung den Vorschlag einer inneren Untersuchung zurück, und als hierauf mein Mann, nach äußeren Symptomen urtheilend, den Besuch eines Kurortes anrieth, wurde auch dieses abgelehnt, mit dem Bedeuten, daß eine echte Türkin nie ohne ihren Mann ins Ausland gehe, am allerwenigsten in ein Bad.

Nach dieser kurzen Abschweifung wollen wir wieder zu den Kindern zurückkehren. In dem Alter, in welchem bei uns die Schulpflicht beginnt und ein europäisches kleines Mädchen seine Jugendjahre zwischen Lernen und Spielen unter seinesgleichen verlebt, muß so ein armes kleines türkisches Ding, ohne geistige oder physische Beschäftigung, ohne Spiel, ohne Gesellschaft von seinesgleichen, hinvegetiren; seine einzige Zerstreuung ist, in Gesellschaft seiner Mutter Besuche zu machen, oder wenn seine Mutter Besuche empfängt, schon im zartesten Alter Cigaretten zu rauchen, schwarzen Kaffee zu trinken und „Tatli" (Zuckerobst) oder „Rahatlukum" (wörtlich „Ruhebissen") zu essen. Man denke sich, welchen Einfluß es auf ein zartes kindliches Gemüth haben muß, die obscönen Gespräche ungebildeter Frauen anzuhören und deren bis zum Ekel ungenirte Stellungen und Bewegungen zu sehen; denn da diese Frauen nie in Gesellschaft von Männern kommen, so haben sie auch nicht die Zurückhaltung in Sprache und Manieren, die jeder — auch der ungebildetsten — Europäerin zur zweiten Natur

Digitized by Google

geworden. Welche Erziehung eine auf solche Weise erzogene Mutter ihrer Tochter geben kann, läßt sich denken. Mädchenschulen für Türkinnen giebt es nirgends und nur in den vornehmsten Häusern Konstantinopels werden in der letzten Zeit europäische Gouvernanten gehalten, während in der Provinz unter tausend Türkinnen nicht eine ist, die lesen kann.

Abdul Kerim Pascha, der bereits erwähnte, einstige Generalissimus der türkischen Armee, hatte eine elfjährige Tochter, Ruchia, die er von allen seinen Kindern am meisten liebte; er, der jahrelang in Wien und Paris lebte und deutsch und französisch sprach, hätte nun gern dieser Lieblingstochter eine etwas bessere Erziehung gegeben; er ließ zu diesem Behufe eine deutsche Gouvernante kommen, die für ein enormes Gehalt dem Fräulein Ruchia europäische Manieren und Elementar-Gegenstände beibringen sollte; diese aber, die bis dahin gewöhnt war, mit ihrer Dienerschaft und ihren Sklavinnen nach eigener Lust und Laune zu verfahren, wollte die Autorität der Gouvernante nicht anerkennen und sagte mit Lessing: „Kein Mensch muß müssen" (nämlich lernen); sie quälte die arme Gouvernante furchtbar, doch ließ es sich diese in Anbetracht des großen Gehaltes gefallen; als aber Fräulein Ruchia ihr eines Morgens ins Gesicht spie, bäumte sich ihr Stolz und sie ließ Gehalt und Schülerin, sowie das schöne Palais Sr. Excellenz im Stich. Sie begab sich von Schumla nach Varna, wo sie eine Mädchenschule für Christinnen gründete; wie ich aber später hörte; hat sie auch mit diesem Plane nicht reussirt; denn die Lernbegierde ist auch bei den Nichtmuhammedanerinnen der Türkei in einem sehr niedrigen Grade vorhanden.

Bevor wir auf die Kapitel „Ehe und Heiraten" übergehen, will ich noch einiges über die Trachten und deren Abweichungen voneinander in den verschiedenen Provinzen mittheilen. Die äußere Bekleidung der Frauen ist beinahe überall gleich, wenigstens in den beiden vom Koran vorgeschriebenen Kleidungsstücken, dem „Jeschmak" und der „Feredsche"; ersterer ist der aus zwei Stücken weißen Mulls bestehende Schleier, wovon der eine Theil, wie ein Tuch über den Kopf geworfen, die Stirne bedeckt, während der andere Theil, Kinn, Mund und Wange bedeckend, auf die Brust herabfällt; die Jungen und Schönen, besonders in Konstantinopel, verstehen es, den Jeschmak ganz kokett zu arrangiren. Der Feredsche ist der lange, weite, sackartige Mantel, der die ganze Gestalt verhüllen muß; dieses unschöne Kleidungsstück können weder Farbe, noch Stoff, noch Trägerin in ein geschmackvolles verwandeln und die graziöseste Gestalt sieht ganz abscheulich plump darin aus. Trotz der die ganze Gestalt verdeckende Feredsche, trotz der Stabilität der Moden, treibt doch die Türkin einen großen Luxus und ihr größtes Glück ist, recht viel Gold und Edelsteine und bunte, prachtvolle Kleider zu besitzen. Der Sitte gemäß machte ich an den Beiramfesten die obligate Visite bei den Frauen des Paschas und hochgestellter Offiziere. Ich traf dort sehr viele Besucherinnen und war völlig geblendet von dem Glanze der Goldbrokatkleider, des Goldes und der vielen Edelsteine, die sie um den Hals, an den Armen, am Gürtel und auf dem Fez hatten; ja sogar Schuhe und Strümpfe, Hemd und Taschentuch sind häufig mit Gold gestickt. Bei Visiten

Digitized by Google

legen die Damen die verhüllenden Gewänder ab und erscheinen dann meistens in bunten, weiten Hosen („Schalwar"), einem langen Rocke von demselben Stoffe („Anteria"), einem herzförmig ausgeschnittenen Jäckchen und einem kleinen Fez, der jugendlichen Gesichtern ein sehr neckisches Aussehen verleiht. Die Fußbekleidung ist nach dem Alter, dem Range und dem Orte sehr verschieden; die älteren Frauen, besonders in der Provinz, tragen Stiefel von weichem gelben Leder, die jüngeren gold- und buntgestickte Pantoffel, sehr viele seit neuerer Zeit auch schon feine französische Chaussure. Dies ist mit wenigen Abweichungen die Straßentoilette der Frauen; nicht so verhält es sich mit den Mädchen, denn während in den meisten Provinzen dieselben schon in ihrem zehnten Jahre Jeschmak und Feredsche umnehmen müssen, wenn sie auf der Gasse gehen, ist es anderswo, z. B. in Bosnien und der Herzegowina Sitte, daß die Mädchen bis zu ihrer Hochzeit unverschleiert und unverhüllt gehen dürfen. Daraus folgt nun, daß die heiratslustigen Männer in diesen Provinzen sich ihre „Zukünftigen" ansehen können, während sie in den übrigen die Katze — pardon, das Weib — im Sack kaufen müssen.

Es ist Thatsache, daß der Mann seine Frau erst nach der Hochzeit zu Gesichte bekommt und sich auf die Schilderungen der Heiratsvermittlerinnen, meistens alte Wittwen, verlassen muß. Wenn sich nun der Mann nach der Hochzeit zu sehr getäuscht sieht, so schickt er die Frau ihrem Papa zurück, denn Ehen können sehr leicht gelöst werden und Scheidungen sind alltägliche Dinge. Es wird gleich bei der Verlobung eine bestimmte Summe festgesetzt, die der Mann als Pönale zu erlegen hat, wenn er sich von der Frau scheidet. Die Scheidung geschieht sehr einfach, ohne Aufsehen, ohne Ceremonie und ohne daß Staats- oder Religionsgesetz sich hineinmengen. Ueberhaupt sind auch die Eheschließungen sehr einfach, wahre Civilehen, denn obgleich gewöhnlich der Imam dabei funktionirt, so ist noch nicht dies das Wesentliche, sondern der Kontrakt, in welchem sich der Mann verpflichtet, seine Frau zu ernähren und ihr, im Falle er sie verstößt, eine gewisse Summe zu bezahlen. Dies ist die bindendste Bestimmung; alles übrige ist Nebensache und geschieht, je nach dem Stande der Betreffenden, entweder sehr einfach ohne Sang und Klang oder bei den Reichen und Vornehmen mit großem Pompe, und dauern die Festlichkeiten einer solchen Hochzeit mehrere Tage, während welcher Zeit die Männer im Hause des Bräutigams, die Frauen im Hause der Braut bewirthet werden.

Jede Türkin, die nicht den allerniedrigsten Ständen angehört, ist träg und arbeitsscheu. Wenn sie mich mit einer häuslichen oder Handarbeit beschäftigt fanden, konnten sie ihre Verwunderung darüber nicht zurückhalten und fragten mich, ob denn mein Mann ein solcher Tyrann sei, daß er mich zur Arbeit zwinge; sie wollten nicht glauben, daß ich aus eignem freien Willen arbeite. Sie verbringen die meiste Zeit damit, Besuche zu machen und zu empfangen, die gewöhnlich einen halben Tag oder auch länger dauern, während welcher Zeit sie unzählige Tassen schwarzen Kaffees und noch mehr Cigaretten vertilgen und in den Zwischenräumen eine Art Harz kauen, von welchem sie, ihrer Angabe nach, schöne Zähne bekommen. Sie sind überhaupt sehr eitel, wenden

Digitized by Google

jedoch sonderbare Mittel zu ihrer „Verschönerung" an; sie färben sich die Fingerspitzen und die innere Handfläche gelb, die Lippen roth und die Stelle unter den Augen weiß, um den Glanz der Augen mehr hervorzuheben; das Sonderbarste aber ist, daß sie sich die Augenbrauen gänzlich ausrupfen und sich an deren Stelle ohne Rücksicht auf die Farbe der Haare, einen schwarzen Strich mit einer dicken klebrigen Masse aufpinseln. Die Operation des Herausrupfens ist sehr schmerzlich und geschieht auf folgende Weise: Man bestreicht ein Stück Leinwand mit einer Art Heftpflaster, klebt es auf die Augenbrauen, wo es über Nacht liegen bleibt und sich fest an die Haare heftet, so daß man dieselben mit ausreißt, wenn man das Pflaster entfernt. Viele, denen diese Operation zu schmerzlich ist, rasiren sich die Brauen, was aber, um den Nachwuchs zu verhüten, viel öfter geschehen muß.

Auch ist es Sitte, den kleinen Mädchen, so lange sie noch unverschleiert gehen, das Haar roth zu färben. Da die Religion den Männern sowohl als den Frauen das sehr häufige Baden gebietet, so ist, abgesehen von den vielen öffentlichen Dampfbädern, auch beinahe in jedem Hause ein Dampfbad angebracht. Hiernach zu urtheilen, sollte man die Türkinnen für sehr reinlichkeitsliebend halten; sie sind dies aber in ihrer Häuslichkeit durchaus nicht; trotz der großen Anzahl der Dienerschaft männlichen und weiblichen Geschlechts herrscht oft die größte Unordnung in ihren Häusern, denn sie sind viel zu indolent, um auch nur ihrer Dienerschaft mit gehöriger Energie Befehle ertheilen zu können. Diese dient in den meisten Fällen mehr dazu, den Glanz des Hauses zu erhöhen, als zur Arbeit, denn es gehört zum bon ton, eine große Anzahl von Dienern und Sklaven zu halten und in einem vornehmen Hause giebt es Pfeifenstopfer, Cigarrettenmacher, Kaffeekocher und außer einer Menge sonstiger Schmarotzer auch einige, die nur dazu da sind, dem Herrn nachzulaufen, wenn er ausreitet. Uebrigens werden sowohl Sklaven als Diener sehr gut behandelt; obgleich man einerseits große Devotion und unterthänige Manieren von ihnen verlangt, so wird ihnen doch andererseits eine gewisse Familiarität gestattet.

Wenn der Herr des Hauses Gäste hat, darf die Frau nicht bei Tische erscheinen und speist mit den Kindern und der weiblichen Dienerschaft im „Haremlik" (das heißt in dem für die Frauen bestimmten Theile des Hauses), hingegen darf der Mann den Haremlik nicht betreten, wenn die vor der Thür stehenden Schuhe ihm die Anwesenheit von weiblichen Gästen bekunden. Die Sitte, die Schuhe vor der Thür stehen zu lassen, findet darin ihre Begründung, daß in jedem türkischen Hause Teppiche, und oft sehr kostspielige, zu finden sind; um nun diese nicht zu beschmutzen, läßt jeder Besucher die Ueberschuhe oder in Ermangelung solcher die Schuhe draußen. Die Teppiche, sowie der ringsum an den Wänden befindliche Divan sind in den meisten Fällen das einzige Ameublement einer türkischen Wohnung und nur in sehr vornehmen Häusern findet man schon Kasten, Sessel und Tische, jedoch sind diese mehr zur Schau als zur Benutzung da. Man schläft en famille auf der Erde, auf durcheinander geworfenen, mit Baumwolle gefüllten Polstern, man sitzt auf niedrigen Divans, man

Digitized by Google

hat statt der Kasten Wandschränke, ja man speist sogar auf der Erde sitzend, an einem ganz niedrigen runden Tische.

Wozu also Möbel? Als wir einmal in ein vornehmes Haus geladen waren, wo man uns zu Ehren auf Sesseln um einen europäischen Tisch herum saß, beklagten sich alle Mitanwesenden über die Unbequemlichkeit dieser Situation und der Herr des Hauses knüpfte an die zweite Einladung die Bemerkung, daß wir uns bequemen müßten, nach ihrer Sitte ganz niedrig zu sitzen. Sie sind ferner nicht nur in der Art der Speisen, sondern auch in der Art des Speisens von uns verschieden, denn sie essen alle aus einer Schüssel und bedienen sich weder eines Messers noch einer Gabel, sondern essen mit den Fingern der rechten Hand; der Hausherr, respektive die Hausfrau, greift zuerst in die Schüssel und ladet dann die übrigen mit einem „Bujurun" („Beliebet") ein, diesem Beispiele zu folgen. Diese Speisen sind meistens sehr süß und mit Oel bereitet und bestehen größtentheils aus Hammelfleisch und Reis in den verschiedensten Variationen. Höchst komisch benehmen sich die Leute, wenn sie in die unangenehme Lage kommen, mit Messer und Gabel speisen zu müssen und ich konnte mich oft nur mit Mühe des Lachens enthalten, wenn ich die vergeblichen Anstrengungen sah, die sie machten, mit diesen ungewohnten Instrumenten umzugehen; besonders lebhaft erinnere ich mich eines Abends, an dem wir nebst mehreren anderen auch einen direkt aus dem Innern Asiens angekommenen Offizier geladen hatten; der Arme wartete immer mit dem Essen, bis er sah, wie es die andern anstellten und machte vergebliche Anstrengungen, mit Messer und Gabel so zu verfahren, wie er es von den übrigen sah; ich hatte Mitleid mit dem so Geplagten, denn ich erinnerte mich dabei des Umstandes, wie jämmerlich mir zu Muthe war, als ich zum ersten Male bei einer türkischen Dame zum Speisen geladen war und, auf der Erde sitzend, mit den Fingern die ungewohnten Speisen genießen sollte. Es war dies in Schumla bei der Frau eines Oberstabsarztes, wo außer dieser noch einige Damen anwesend waren; nun, ich mag wohl diesen eben so komisch vorgekommen sein, wie mir jener Offizier.

Bei aller Verachtung gegen Andersgläubige lieben es die Türkinnen, mit Europäerinnen zu verkehren und sich über deren Lebensweise belehren zu lassen, denn obgleich sie selbst das anerkannt Gute nie annehmen oder nur ein Jota von ihren eigenen Gebräuchen aufgeben, zeigen sie doch das lebhafteste Interesse, zu erfahren, wie eine „frenk kary" (Europäerin) ißt, trinkt, sich kleidet und welchen Standpunkt sie den Männern vis-à-vis einnimmt. Dies letztere interessirt sie besonders. Da sie selbst nicht die geringste Achtung vonseiten ihrer Männer genießen, so können sie gar nicht begreifen, daß eine Frau von ihrem Manne Achtung verlangt und genießt. In Konstantinopel und in den größeren Städten, in welchen Konsulate sind, ist es der Türkin nichts auffallendes mehr, Herren und Damen Arm in Arm gehen zu sehen, oder deren gegenseitiges Benehmen zu beobachten, aber in den Provinzstädten wird man anfangs wie ein Wunderthier angestaunt und mit den naivsten, manchmal auch unverschämtesten Fragen belästigt.

Die Nichtachtung der Türken gegen die Frauen geht soweit, daß

Digitized by Google

diese nicht nur von jeder öffentlichen Versammlung ausgeschlossen sind, sondern sogar die „Dschamie“ (Moschee) nur bei außerordentlichen Gelegenheiten besuchen dürfen. Um meine eingangs aufgestellte Behauptung, daß die Türkin von Geburt bis zum Tode sich von der Europäerin unterscheidet, zu bekräftigen, sei noch bemerkt, daß dieser Unterschied sogar noch nach dem Tode fortbesteht, denn ungekannt und ungenannt, wie sie im Leben war, bleibt die Türkin auch nach ihrem Tode. Nie wird auf ihrem Leichensteine ihr Name angegeben; eine Blume oder ein sonstiges eingravirtes Zeichen macht ihr Grab ihren Verwandten erkennbar, die dasselbe denn auch der allgemeinen Lieblingssitte gemäß sehr oft besuchen, es mit Blumen bepflanzen und in Ermangelung öffentlicher Gärten und Zusammenkunftsorte sich oft stundenlang dort ganz gemüthlich unterhalten.

Bekanntlich kann es „nicht immer so bleiben hier unter dem wechselnden Mond“ und „nichts dauert ewig“. Auch die Türkinnen scheinen nicht ewig Automatinnen bleiben und Verstecken spielen zu wollen: auch sie haben bereits ihre „Frauen-Emanzipations“-Bestrebungen!

„Träum' ich? Ist mein Auge trüber?
Nebelt's mir ums Angesicht?“

wird die Leserin mit Schiller fragen. „Wie? Derlei in der Türkei? Unmöglich!“ Nicht doch, Verehrteste; Sie werden sofort sehen, daß unter der Sonne nichts unmöglich ist. Der Begründer des Islam war offenbar ein weltkluger, scharfsichtiger Mann. Es entging seinem beobachtenden Blick nicht, daß die Orientalinnen zwar prachtvolle Augen und — wofern sie sich diese nicht abrupfen — schöne Augenbrauen haben, daß aber ihr Mund nichts weniger als klassisch geformt ist. Er erkannte die Nothwendigkeit, diesen Fehler der Weiber zu verbergen, und so kam der „Jeschmak“ auf, der schwere Schleier, der die funkelnden Augen sehen läßt, den großen Mund jedoch unsichtbar macht. Nur wissen wir nicht, ob seit Muhammeds Zeiten der Mund der Moslemitinnen kleiner und schöner geworden oder ob der Jeschmack gar so unbequem ist — kurz, seit einigen Jahren hat sich beim schwachen Geschlechte im ottomanischen Reiche, namentlich in Konstantinopel, die Tendenz geltend gemacht, eine viel leichtere als die vom Koran vorgeschriebene Gesichtsbedeckung zu tragen. Man begünstigt den „Tschaschaf“, einen schmalen europäischen Schleier aus Tüll oder Musselin, der die Züge in ihrer Gesammtheit erkennen läßt. Hochgeborene Damen aus uralten Familien sind selbst so weit gegangen „fränkische“ Hüte und Stiefelchen zu tragen, ferner ausländische Fächer, von Ungläubigen erzeugte Parasols und sogar Roben, die den Spaziergängerinnen der Pariser Boulevards Ehre machen würden. Die Frauenwelt hat sich zu einem stillschweigenden Protest, zu einer Art Empörung gegen die Gebote des Heiligen von Mekka aufgerafft und fast schien es, als sollten die Haremsbewohnerinnen einen leichten Sieg über die alten Satzungen des Islam erringen. Betagte Ulemas, jugendliche Softas und gelehrte Doktoren schüttelten gleichmäßig die Köpfe, aber die Wogen des Fortschritts rollten weiter und bis vor kurzem stand die Wahrscheinlichkeit, daß die türkischen Schönen sich

Digitized by Google

allgemein nach dem Vorbild ihrer Giaurschwestern kleiden würden, in naher Aussicht. Alledem ist plötzlich ein Ende gemacht worden — wenigstens ein vorläufiges — denn der Scheik-ul-Islam hat durch den Mund des Sultans seine Stimme gegen die irreligiösen Neuerungen in Sachen der Kleiderordnung erhoben.

Wenn die Verordnung des Padischah auf Gehorsam stößt, so wird es mit der Tschaschaf-Herrlichkeit alsbald vorbei sein. Infolge einer Bitte des geistlichen Oberhauptes aller Muhammedaner hat der Kalif seine Staatswürdenträger zu Rathe gezogen und das Ergebniß war eine Verfügung, wonach jede Dame, die in Zukunft einen europäischen Schleier trägt — nur in unbelebten Gassen ist derselbe gestattet — „angezeigt" werden soll. Welche Folgen das Anzeigen haben wird, ob die Damen gezüchtigt oder bloß ermahnt, ob sie in einen Sack gesteckt und ins Wasser geworfen oder nur ihrer Juwelen beraubt oder zu Stubenarrest verurtheilt werden, wissen wir nicht. Die „Anzeige" soll auch erfolgen, wenn eine Frauensperson es wagt, auf den frequentesten Plätzen der Hauptstadt umherzufahren oder zu promeniren. Sie darf nicht im Bazar spazieren gehen und sich in den Kaufläden nicht niedersetzen. Man bedenke: nicht in den Kaufläden sitzen zu dürfen! Welcher Schreck! Aber das ist noch nicht alles, das grausame Edikt geht viel weiter. Es ist den Muselmanninnen fernerhin verboten, öffentlich Gruppen zu bilden; stehen einige von ihnen beisammen, so hat die Polizei sie zum Auseinandergehen aufzufordern. Das heißt so viel, als ihnen ihre Zeitung wegnehmen. Sie lesen keine gedruckten Blätter, aus dem einfachen Grunde, weil sie nicht lesen gelernt haben. Ihre täglichen Stelldicheins im Bazar waren daher ihre wichtigste Neuigkeitsquelle. Dort versammelten sie sich, um alles Schmeichelhafte zu sagen, was sich von abwesenden Freundinnen sagen läßt; natürlich waren sie, gleich den abendländischen Thee- und Kaffeeschwestern, jedem Skandal abhold und lehnten es ab, von ihren Bekannten Schlechtes zu sprechen oder zu glauben. Und all' dies soll nun aufhören?! Die Schrecklichkeit der dadurch geschaffenen Lage wird erhöht durch das weitere Verbot bei schwerer Strafe, mit fremden Männern zu sprechen, sei es mündlich, oder in der Augensprache oder durch andere Zeichen. Manches moslemitische Fräulein, das begonnen hat, junge Europäer kennen zu lernen und die Allüren der Occidentalinnen anzunehmen, wird von dieser grausamen Verordnung mit tiefer Wehmuth erfüllt werden!

Wir können uns leicht vorstellen, daß die türkischen Schönen, namentlich die verheirateten Stambulerinnen, ob der staatlichen Unterdrückung ihrer Neuerungsgelüste ein gewaltiges Geschrei erheben werden. Mutter Natur hat der osmanischen Frau eine scharfe Zunge verliehen und — man weiß es ja: wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch den nöthigen Verstand dazu — sie verstehen es, davon einen haarsträubenden Gebrauch zu machen. Die armen Paschas, Beys und Effendis werden, wenn sie sich nach Sonnenuntergang in ihre Harems zurückziehen, keine ruhige Stunde haben. Wohl oder übel werden sie Vorlesungen über dichte und durchsichtige Schleier, über das Niedersetzen in Kaufläden, über das Zusammenkommen und Schwatzen im Bazar anhören müssen — Auslassungen, gegen welche die Gardinen-

Digitized by Google

predigten der sanftmüthigen Madame Kaudel sich wahrscheinlich wie liebenswürdige Scherze ausnehmen würden. In den Kaffeehäusern werden melancholische Männer bis spät in die Nacht hinein um ihre Tschibuks und Nargilehs herumsitzen, aus Furcht, sich zu Hause den geifernden Protesten der unzufriedenen Weiber auszusetzen; und schließlich wird das Murren zu laut werden, um unbeachtet bleiben zu können. Warum nicht? Viele Türkinnen haben nun einmal den Gedanken gefaßt, daß es überflüssig ist, das Gesicht zu verbergen, dünne gelbe Pantoffel zu tragen, den Leib in formlose Mengen Musselins und farbiger Seide zu hüllen und beim Ausgehen den Kopf zu senken und einen riesigen Regenschirm aufzuspannen, um ja nicht gesehen zu werden. Sie haben sich die Ansicht in den Kopf gesetzt, daß sie größerer Freiheit bedürfen, daß sie in höherem Maße als bisher wie vernünftige Menschen behandelt werden sollten. Und über kurz oder lang — wahrscheinlich das erstere — werden sie ihren Willen durchsetzen, mögen auch alle Sultane und Scheik-ul-Islams dagegen sein. Wir glauben, daß das neue Dekret zu jenen Gesetzen gehört, die nur gemacht sind, um übertreten zu werden; die Polizei wird beide Augen zudrücken und alles bleibt beim Alten oder vielmehr Neuen. Sollten wir uns aber täuschen, so dürften die großherrlichen Verbote dennoch ziemlich kurzlebig sein. Dieselben sollen nur einmal einer Schwester des Monarchen oder einer Favoritin eines Militärbefehlshabers oder einer energischen Insassin des Harems eines mächtigen Pascha im Wege stehen und sie werden bald beseitigt oder ignorirt sein.

Die Rathgeber des weltlichen Oberhauptes der Muhammedaner vergessen oder übersehen, daß die Einsamkeit oder Zurückgezogenheit, deren Erhaltung, ja Vermehrung sie anstreben, gerade die stärkste Waffe der Weiber ist, denn sie läßt ihnen recht viel Zeit, Haremeinflüsse zur Geltung zu bringen. Ein in der Durchführung der in Rede stehenden Verfügungen allzu eifriger Polizeiminister würde schwerlich auf seinem Posten bleiben. Es ist eine unwiderlegliche Thatsache, daß die Frauen-Emanzipationsbewegung in Konstantinopel bereits zu sehr um sich gegriffen hat — und bekanntlich pflegt die Provinz fast überall zu tanzen, wie die Hauptstädte pfeifen — um sich je wieder gänzlich unterdrücken zu lassen. Zum Glück sind nicht alle maßgebenden Türken gegen die von den Frauen gewünschten Reformen eingenommen. Mehr als ein Pascha wird bei seiner Anschauung, daß die Befreiung des weiblichen Geschlechtes zu den Grundbedingungen des Reichswohles gehört, nicht bloß von der Furcht bestimmt, es mit seinen Weibern zu verderben, sondern auch noch von aufrichtiger Ueberzeugung. Diese Reformlustigen versteigen sich nicht so weit, die Damen zu Doktoren machen zu wollen oder sie zum Abhalten von gelehrten Vorträgen zu ermuntern oder für sie das politische Stimmrecht zu verlangen — da sie weder lesen noch schreiben können, wären sie zu alledem ohnehin außerstande; — aber sie erkennen ihnen das Recht zu, sich nach Belieben in den Straßen und auf den öffentlichen Plätzen zu bewegen, sich nach Gutdünken zu kleiden und mit Freundinnen und Freunden zu plaudern. Wir glauben daher, wie gesagt, annehmen zu dürfen, daß das neue Dekret, falls es nicht so-

Digitized by Google

fort im Sande verläuft, die türkiſche Welt nicht lange beunruhigen werde. Eines Tages werden einige Staatsbeamten verſetzt werden, und dann wird man alsbald wieder den Tſchaſchaf zu ſehen bekommen, weibliche Gruppen werden ſich öffentlich bilden, die Kaufleute im Bazar werden den ſich niederſetzenden Damen Kaffee anbieten und — — die Emanzipationsdurſtigen werden in ihrem Glück ſchwimmen. Vielleicht erleben es unſere Enkel ſogar, daß die Emanzipation ſich aufs Leſen- und Schreibenlernen der Türkinnen erſtreckt!

Ludmilla.

Palingeneſie.

Abend iſt es und ich ſuche
Spuren ferner Seligkeit,
Und ich finde hier im Buche
Noch ein Denkmal ſchön'rer Zeit.
Biſt allein zurückgeblieben,
Veilchen, aus der Schweſtern Zahl;
Auf der Stirne ſteht geſchrieben
Dir ein leuchtend Feuermal.
Nur mein Auge kann es ſehen,
Und es zieht wie Liebesluſt
Und es haucht wie Frühlingswehen
Durch die müde, kranke Bruſt.
Kleines Veilchen, was erweckſt Du
Dieſen Sturm, der längſt geruht?
Kleines Veilches, was bedeckſt Du
Doch für peinlich ſtille Glut!
Tauſend ſanft verrauſchte Küſſe,
Tauſend Seufzer rufſt Du wach,
Und ich hör' die fernen Grüße —
Manches heiße — bange „Ach".
Welkes Veilchen, Du erneuerſt
Deines Lenzes Poeſie,
Süße Blume und Du feierſt
Deine Palingeneſie!

Hermance Potier.

Im letzten Semester.

Humoreske von Otto Krüger.

I.

Studiosus Krafft und der angehende Heldentenor Waldow wohnten nebeneinander in zwei möblirten Zimmern bei einer und derselben Wirthin, zu der sie bei Beginn des Sommersemesters fast gleichzeitig zugezogen waren. Sie kannten sich nicht und hatten einander in der kurzen Zeit, seit sie Stubennachbarn waren, weder persönlich noch namentlich kennen gelernt.

Studiosus Krafft war mit allen Kräften seiner Seele bei der juristischen Examenarbeit, zu deren Bewältigung ihm gerade diese Wohnung als die geeignetste, weil denkbar ruhigste, von der Frau Wirthin angepriesen worden war.

Und in der That verlautete in den ersten Tagen nichts von zartem Kindergeschrei noch gewerbsmäßig betriebenem Klavierspiel, den Hauptfeinden einer mit der Einleitung über „die Pflichten eines ordentlichen Hausvaters" ringenden Kandidatenseele. So hieß nämlich sein Thema aus dem römischen Recht. — Da hatte einige Tage darauf die Frau Wirthin den Tenor in ihre denkbar ungenirteste Wohnung aufgenommen, weil nämlich der Herr nebenan wenig zu Hause sei, wie sie mit Gemüthsruhe dem neuen Miether versicherte, als er rücksichtsvoll fragte, ob er auch ohne zu stören seine Koloraturen mit voller Brust üben und ein Instrument in das Zimmer bringen dürfe, denn er gedenke sich jetzt mit Macht auf seine musikalischen Uebungen zu werfen.

Frau Schultze sagte zu allem ja, wies den Platz für das noch an demselben Tage erscheinende Pianino an, welches unglücklicherweise dos-à-dos mit dem Schreibtisch des stud. Krafft an der dünnen Zwischenwand seinen Platz erhielt, und fragte sich im stillen, wer von den beiden wohl zuerst bei der unfehlbar herannahenden Katastrophe ausziehen werde. Noth kennt kein Gebot, war ihre Devise.

Am andern Morgen um Punkt acht Uhr setzte der Tenor mit seinem hohen G ein, schmetterte eine chromatische Tonleiter von zwei Oktaven Länge herunter, lief dann mit schwindelerregender Geläufig-

Digitized by Google

keit die Töne bis zum hohen C wieder hinauf und schloß forte fortissimo mit einem Accord auf dem Klavier, daß die Scheiben klirrten.

Im Nebenzimmer hörte man einen Stuhl umfallen, heftiges Zuschlagen einer Thür, dann war alles still.

Nach einer Weile saß Waldow bereits weltentrückt an seinem Instrument und war gerade unter eigner Begleitung bei der dritten Strophe von „Früh morgens, wenn die Hähne kräh'n" angelangt, da krachte nebenan eine Thür ins Schloß, daß Waldow fast aus der Contenance kam; er dachte: „Gottlob, mein Nachbar geht früh weg!" und nun war den ganzen Tag über von dorther kein Laut mehr zu vernehmen. Waldow übte, bis die Sonne sank.

Abends ist in einer der beliebtesten Studentenkneipen eine stattliche Corona junger Leute um einen mächtigen Kneiptisch versammelt. Zwei fidele Gesellschaften, die sich theilweise gegenseitig kennen, sind hier zusammengetroffen. Zu der einen gehört Krafft, zu der andern Waldow. Sie kommen nebeneinander zu sitzen, stellen sich vor, und im Laufe des Gesprächs wird auch die Wohnungsfrage wie gewöhnlich am Anfang des Semesters berührt.

„Ja, hören Sie, wie's mir ergangen ist!" erzählte Krafft. „Ich hatte nach langem Suchen eine Bude gefunden, still und abgeschieden vom Lärm des Lebens, in der ich mich ungestört in die Tiefen meines Themas zu versenken gedachte. In den ersten Tagen herrschte die Stille des Friedhofs! Schon hatte ich in großen Zügen den Plan zu einer Abhandlung im Schädel, welche epochemachend mit ihren alle bisherigen Ansichten umstürzenden Sentenzen wirken sollte, schon sah ich in weiter, weiter Fern' einen Docentenstuhl und mich altes, verbummeltes Huhn darauf sitzen, als neuer, starker Held in der Wissenschaft; eine glückliche Stunde inspirirte mich zu einer Einleitung, so schwungvoll, so gedankentief und zugleich formgerecht in Stil und Satzbau, daß ich athemlos die Sätze aufs Papier warf, als sollt' das ganze Werk in einem Guß fertig werden! — da — hol' mich der Teufel! — erhob sich nebenan ein Spektakel, daß mir die Feder aus der Hand und ich fast vom Stuhle fiel. Eine nichtswürdig quiekende Stimme hub einen dämlichen cantus an zu singen, quälte sich in den höchsten Tönen herum und verunglückte jämmerlich in einer tieferen Lage. Schon grimmig grollend des gräulichen Gegröhls graulte mich dann gründlich — entschuldigen sie gütigst die Alliteration, sie illustrirt am besten meine Gemüthsstimmung! — graulte mich, sage ich, gründlich ein Klavierspiel aus meiner stillen Klause heraus, gegen welches die Fingerübungen meiner kleinen zehnjährigen Schwester zu Hause mir jetzt als Ohrenschmaus erscheinen. Als mein verstörter Gehörsinn gar auch noch Geigentöne zu verspüren wähnte, flüchtete ich vor weiteren Instrumenten und überließ den Schauplatz meiner stillen Geistesthaten der zudringlichsten aller neun Musen. Die Wirthin meinte auf meine sehr energischen Vorstellungen: „Det bisken Musikemachen" des sonst sehr ruhigen Studenten neben mir könne doch nicht stören. Nun, die Frau hat sich noch nie Gedanken über die Pflichten einer sorgsamen Hausmutter gemacht, obgleich sie dazu mindestens eben so viel Veranlassung hätte, wie ich zu meinen Meditationen über einen achtsamen Hausvater! Also einen musikwüthigen Kollegen hatte mir ein gütiges

Digitized by Google

Geschick zum voisin beschceert! — Ich wandte mich und floh. Hier sitz' ich nun, schnaube Rache und sinne, wie ich dem jungen Fant neben mir seine leichtfertige Beschäftigung ebenso verekeln, wie er mir meine Einleitung zur „diligentia boni patris familias", so nennt sich nämlich im Urtext eins der schwierigsten Themata, die je gegeben worden sind.

Wissen Sie als Sachverständiger, Herr Waldow, mir vielleicht einen Wink zu geben, wie ich jenem seine musikalische Thätigkeit so recht von Herzen verleide? Jedes Mittel soll mir recht sein, und müßt' ich mir eine Pauke auf die Bude schaffen lassen und den Kerl mit Militärmusik zum Tempel hinaustrommeln!"

Und im Nu griff stud. Krafft nach seinem Schoppen und als er ihn niedersetzte, da war er leer.

„Das ist allerdings eine böse Geschichte!" meinte Waldow. „Ich kann mir denken, wie störend in Ihrer Lage eine solche Nachbarschaft wirken muß. Kann doch im allgemeinen weder Mensch noch Thier einen übenden Musikus auf die Dauer neben sich vertragen. Meine arme dicke Minka hat d'ran glauben müssen! Sie konnte die Chopinschen Etuden nicht hören und heulte immer fürchterlich! Als ich die Etuden glücklich in den Fingern hatte, war Minka todt. Ich glaube, sie ist am Nervenschlag gestorben. Meinen Mitmenschen gegenüber befleißige ich mich deshalb der peinlichsten Rücksicht und miethe immer nur so, daß ich niemanden mit meinen Uebungen belästige. Gegenwärtig wohnt nur ein junger Kaufmann neben mir, der den ganzen Tag nicht zu Hause ist, wie die Wirthin mir ausdrücklich versicherte. Ich begreife eine Rücksichtslosigkeit gar nicht, wie sie Ihnen gegenüber geübt wird! Man muß doch annehmen, daß der Mann gehört hat, in welcher Weise Sie beschäftigt sind. Da hätte er sich ja leicht mit Ihnen irgendwie einigen können. Dieser rücksichtslose Mensch verdient wirklich eine derbe Lektion! Aber wie fängt man es an? . . . Sagten Sie nicht, er singe auch?"

„Singen?" erwiderte Krafft, „ach, er giebt Töne von sich wie eine Katze, der man den Schwanz in die Thür geklemmt hat! — Wenn er noch irgend einen vernünftigen cantus losließe, aber dies ewige aaaa-oooo-oooo-aaaa, das bringt mich zur Verzweiflung!"

„Hm, es muß sich doch irgend ein Mittel finden lassen," sagte Waldow nachdenklich. „Lassen Sie mich einmal nachsinnen, wie wir ihm . . ."

„Hurrah! ich hab's, ich hab's!" unterbrach ihn plötzlich Krafft mit Stentorstimme. „Zerbrechen Sie sich nicht weiter den Kopf, lieber Herr Waldow! Habe eben eine famose Idee, auf die Sie mich gebracht haben! Ich fühle mich Ihnen wirklich zu Danke verpflichtet! Wir treffen uns hier wohl noch öfter! Guten Abend, Herr Waldow, guten Abend, meine Herren, guten Abend!"

Damit sprang Krafft auf, bezahlte und stürmte davon, ohne auf die verwunderten Fragen und Versuche seiner Freunde, ihn zurückzuhalten, zu achten. Er eilte spornstreichs zum Onkel Kommerzienrath, wo er zu dieser Zeit noch irgend einen dienenden Hausgeist wachend zu treffen hoffte.

Waldows Erzählung von seiner dicken Minka hatte ihn an Onkels alten New-Foundländer Pluto erinnert, der eine wundervolle Stimme aber kein Verständniß für die Musik besaß, wie Cousine Hedwig ihm

Digitized by Google

öfter versichert hatte, deren herrlichem Gesang nebst Spiel selbst Krafft gern lauschte, obgleich er sonst unmusikalisch war wie ein Eskimo und besonders der klassischen Musik weit aus dem Wege ging. Pluto mußte er haben, heute noch, der allein konnte helfen! Wenn Pluto bei Hedwigs Spiel heulte, was für Töne würde er zu Tage bringen bei dem Geklimper! . . Und mit Riesenschritten eilte er dahin durch die Nacht.

Am andern Morgen fiel die Wirthin, als sie den Kaffee brachte, fast um vor Schreck über das grimmige Thier, das über Nacht seinen Einzug gehalten hatte.

Krafft rauchte sich gemächlich seine Cigarre an, nahm die Zeitung, streichelte ab und zu den neuen Einwohner, der sich träge zu seinen Füßen gelagert hatte, und wartete stillvergnügt der Dinge, die da kommen sollten.

Schlag acht Uhr begann nebenan Waldow mit seiner chromatischen Tonleiter. Mit einem Ruck war Pluto auf und mitten im Zimmer. Den Hals weit vorgestreckt, die Ohren gespitzt, mit gesträubtem Haar, so stand er da, ein Bild der gespanntesten Aufmerksamkeit! Jetzt quollen die Töne immer voller und mächtiger durch alle Fugen der Thüre, welche die Zimmer verband und nur auf beiden Seiten durch Schränke verdeckt war; ein kräftiger Tenor mischte sich mit rauschenden Klavieraccorden, sausend jagten die Tonleitern und Koloraturen durcheinander, der Herr Nachbar war heut mit Begeisterung bei der Sache; da war sich auch Pluto über die Natur des ihn beängstigenden Geräuschs klar geworden. Alsobald setzte er sich in Positur, stemmte beide Vorderbeine steif vor sich hin auf den Fußboden, erhob das mächtige Haupt gen Himmel, verdrehte die Augen und — gar rührend und schön klangen eben die Worte aus dem Liede herüber: „Nur jeder leise nach seiner Weise" — da setzte Pluto ein, und ein infernalisches Geheul erschütterte die Lüfte.

Nebenan brach man plötzlich ab; Pluto war noch nicht ganz fertig und brachte sein Solo ruhig zu Ende. Dann war alles still. Stud. Krafft hatte mit höchstem Interesse auf Plutos Gebahren und seine Vokalleistung geachtet. Jetzt machte er ein sehr zufriedenes Gesicht und machte sich fertig zum Ausgehen. Nach einer Weile ließen sich wieder ein paar Töne aus dem Nebenzimmer vernehmen, aber nur ganz schüchtern. Jetzt war Pluto jedoch schon orientirt und er ließ seine Stimme ertönen, wie der Löwe in der Wüste. Krafft tanzte einen Freuden-Fandango mit ihm in der Stube herum und verließ äußerst vergnügt seine Bude, befahl jedoch Pluto mit diabolischem Lächeln darin zurückzubleiben. Dieser machte es sich sofort auf dem Sopha bequem, schloß erst ein Auge zu und dann das andere und gedachte ein Schläfchen zur Beruhigung seiner aufgeregten Nerven zu thun. Aber so gut sollte er es nicht haben! Sein Konkurrent überfiel ihn plötzlich mit einem wuchtigen Kriegsmarsch neuester Komposition, so wild und gewaltig gespielt, daß Pluto alle Gedanken an Schlaf aufgab und in einem einzigen, langgezogenen Geheul aller Qual seiner mißhandelten Nerven Luft machte. Aber je lauter er heulte, desto kräftiger wurde das Spiel, desto heller schmetterten die Fanfaren der Schlachtenmusik, desto grauenvoller wurde der Lärm. Waldow schien

Digitized by Google

Pluto einfach matt spielen zu wollen. Und vielleicht wäre es ihm geglückt, denn dieser war schon heiser und mußte öfters absetzen, da erscholl Klopfen von unten und oben und nebenan an den Zimmerdecken und Wänden, im ganzen Hause begann sichs zu regen, Thüren wurden auf- und zugeschlagen, der Wirth des Hauses kam heraufgestürzt zu Frau Schultze und schickte sie hinein zu Herrn Waldow, mit Entrüstung sofortiges Abbrechen dieses unerhörten musikalischen Wettkampfes heischend. Frau Schultze, die eigentlich nicht recht wußte, ob sie lachen oder weinen sollte, that wie ihr geheißen, konnte aber nur mit Mühe den in wildem Grimm auf der Klaviatur thätigen jungen Mann bewegen, aufzuhören, „da das ganze Haus schon in Aufregung wegen des Lärms sei und der Wirth ihr mit Kündigung gedroht habe."

„Wem gehört diese heulende Bestie da nebenan?" wurde sie angeschnaubt.

„Es ist ein furchtbar großer Hund, Herr Waldow", antwortete die Wirthin, „den sich Ihr Herr Nachbar angeschafft hat!"

„Nun, so danke ich für eine solche Nachbarschaft und kündige Ihnen hiermit, denn ich kann mich allein zu meinem Spiel begleiten! Ich ziehe aus!"

„Ist nicht mehr nöthig, Herr Waldow, der Herr nebenan wohnt nur noch bis zum Ersten bei mir, wie er mir gestern früh gesagt hat."

„So! Und bis zum Ersten soll ich tagtäglich gewärtig sein, alle Morgen dies höllische Accompagnement zu hören? Vergiften Sie das Vieh! und ich werde mir sofort den Herrn langen, der mir offenbar aus reiner Chikane . . ."

„Er ist schon ausgegangen!" fiel Frau Schultze ängstlich ein.

„Nun, wir werden uns schon noch sprechen!"

Damit nahm Waldow seinen Hut und stürzte davon. Nun hatte Pluto nur noch ein lebhaftes Pantomimenspiel mit der jetzt sehr erzürnten Frau Wirthin zu bestehen, in welchem er jedoch mit Hilfe seines nachdrücklichen Knurrens Sieger blieb, und Pluto behauptete fortan das Schlachtfeld. Die beiden friedlichen Nachbarn schliefen nur noch in ihrer Wohnung. Pluto bekam allerlei gute Dinge auf Krafft's Veranlassung von der Wirthin zu essen und zu trinken und heulte sofort den Tenor, wenn dieser es einmal wieder mit ein paar leisen Tönen versuchen wollte, zum Hause hinaus. Sein Körper rundete sich anmuthig, er wurde dick und fett und freute sich seines Lebens.

II.

An einem der folgenden Nachmittage war Krafft friedlich zu Hause geblieben. Es war den Abend vorher scharf gezecht worden, die Nachwehen davon, ein „gelinder Brummschädel", wie Krafft sich ausdrückte, waren noch nicht ganz gewichen. Physischer und moralischer Katzenjammer wirkten zusammen, ihm seine Lage im trübsten Licht erblicken zu lassen. Vor allem aber war da ein Brief vom Herrn Papa, der ihn heute Morgen aus des Bummelns süßer Gewohnheit, welcher er sich seit dem Einzug des musizirenden Nachbarn mit Wollust wieder hingegeben, in sehr unangenehmer Weise erweckt hatte. Kurt Krafft philosophirte:

Digitized by Google

„Was würde der Alte sagen, wenn er wüßte, wie sträflich Du die kargen sechs Wochen, die Dir zur Fertigstellung Deiner Arbeit zugemessen sind, zu verschleudern beginnst? Würde er, der strenge, gewissenhafte Beamte, der allerdings Zeit und Geld genug zum Austoben bewilligt hatte, aber nun auch prompte Absolvirung der ersten juristischen Prüfung verlangte, würde er mildernde Umstände bewilligen oder gar Freisprechung eintreten lassen, ob des Sohnes bedrängter Situation in dieser verwünschten, vom Musikteufel besessenen Wohnung? Wer konnte es wissen? — O, wie unangenehm war es unter diesen Umständen einen Juristen zum Vater zu haben, der die Examenverhältnisse ebensogut kannte, wie sein Sohn! Wie beneidenswerth waren die Kommilitonen, denen ein gütiges Geschick einen Gutsbesitzer, Offizier oder Kaufmann zum Vater beschеert hatte, welche mehr Mitleid hatten mit ihrer Söhne Examennoth und sich darum nicht kümmerten, wie und wann diese die einzelnen Stadien derselben überkamen. Die Glücklichen konnten ruhig eine Arbeit verfallen sehen, ein paar Wochen lang zur Abwechselung flott bummeln und sich dann eine neue geben lassen. Aber er, mit dem achtsamsten aller Haus- und Familienväter fern im Osten in der kleinen Kreisstadt, er durfte das nicht wagen. Ach, es war eine scheußliche Lage!“

So grollte stud. Krafft mit sich, seinem Vater und seinem Schicksal, und Schatten lagerten sich auf der sonst so heiteren Stirn und düstrer ward's mit jedem Zug aus der langen Tabakspfeife, die heute mächtiger denn ein Ringofen dampfte, so daß Pluto, der den Teppich zierte, aus dem Nieſen gar nicht herauskam.

Was beginnen? Ein Entschluß mußte gefaßt werden. Die Komödie mit dem Pluto und der heimliche Grenzkrieg mit dem unbekannten Nachbar mußte ein Ende nehmen. Es hieß wieder arbeiten. Er mußte sofort ausziehen, eine andere Wohnung suchen. Ja, das war die einzige Rettung! Mit seinem verhaßten Nebenmenschen wollte er keinen Augenblick länger Wand an Wand wohnen. Zum Ersten hatte er ja doch ausziehen wollen, wie er der Wirthin schon mitgetheilt; was kümmerten ihn die wenigen Mark, die er verlor! Und dann sollte es wieder mit Ernst an die Arbeit gehen, dann würde noch alles gut werden! Schlafrock und Pfeife flogen in die Ecke und Krafft war nach fünf Minuten draußen auf der Straße, auf der Suche nach einer Wohnung.

Spähend richteten sich seine Blicke nach allen Seiten, die endlosen Häuserreihen entlang, nach den üblichen, möblirte Zimmer anzeigenden Aushängezetteln. So hatte er schon mehrere Straßen der Großstadt durchwandert, war manche Treppe gestiegen, ohne etwas passendes gefunden zu haben, die Hitze begann ihn ernstlich zu belästigen, der Durst regte sich, da fühlte er sich plötzlich leise an der Schulter berührt und im Umwenden sah er ein schelmisch niedergeschlagenes Augenpaar dicht neben sich, das sich jetzt etwas spöttisch wie immer, aber berückender denn je, unter einem rothseiden gefütterten Sonnenschirm hervor auf ihn richtete.

Es war Cousine Hedwig. Blitzschnell hatte Krafft den Hut gezogen und sich auch schon als galanter Vetter des zierlichen Päckchens bemächtigt, das die junge Dame ihm lächelnd zum Tragen überließ.

Digitized by Google

„Aufmerksam, wie immer, Herr Vetter", neckte sie ihn, aber etwas unvorsichtig! „Es sind die schwersten Rhapsodien von Liszt, eingehüllt in unschuldig weißes Papier, die Sie sich da aufgebürdet haben. Wenn Sie bei Ihrer bekannten Schwäche nur nicht zusammenbrechen unter der Last dieser . . ."

„Gnädigste Cousine", fiel Kurt mit tiefernster Miene ein, „wenn mich nicht mit dem friedlichen Sinne des Lammes erfüllt die freundliche Gunst des Schicksals, welche mich in der dunkelsten Stunde meines traurigen Kandidatenlebens zusammenführt mit des schönen Geschlechts holdseligster Vertreterin, so würde ich mich bitter rächen ob dieser kleinen Malice und Ihnen eine Geschichte erzählen, aus der Sie ersehen könnten, daß ich nicht grundlos mich mit Muse Kalliope, Euterpe & Cie. auf so gespannten Fuß gestellt habe, daß vielmehr ahnungsvolles Bangen mich Ihre geliebte Kunst fliehen hieß, ein tiefinnerstes Vorgefühl der dämonischen Macht, mit der sie noch einmal Verderben bringend in mein Leben eingreifen sollte! Ein herzliches Mitgefühl würden Sie für den armen Kurt empfinden, das wehrlose Opfer eines teuflischen Musenkomplotts; sich ewig Vorwürfe machen, daß Sie ihn so oft ob der unverschuldeten Beschaffenheit seiner Trommelfelle mit scharfem Spott verfolgten und reuigen Herzens mit mir zu Lanczek dort an der Ecke gehen, damit wir unter einer versöhnenden Schale Eis, die uns beiden bei der afrikanischen Hitze noth thut, das Kriegsbeil einmal wieder begraben bis — auf weiteres. So aber, da ich, wie gesagt, versöhnlich gestimmt bin und sanftmüthigen Sinnes voll, so will ich auf die feurigen Kohlen verzichten, die ich auf Ihr Haupt sammeln könnte und auch auf die Schale Eis, die uns, wie gesagt, bei der afrikanische Hitze sehr gut thun würde und Ihnen lieber nicht erzählen, was mich seit einer Woche zwingt, meine Bu . . meine Wohnung zu meiden und thatenlos herumzuflaniren in den Straßen der Großstadt, ein Pflastertreter wie andere mehr — o, es ist betrübend, wirklich betrübend!" und er versuchte ein sehr betrübtes Gesicht zu machen. Er hielt inne und suchte gespannt nach dem Eindruck seiner Worte in den Zügen der jungen Dame, die mit leicht gerunzelten Brauen, offenbar mit sich kämpfend, jedoch mit stetig sich verkleinernden Schritten, je näher sie der beliebtesten und elegantesten aller Konditoreien kamen, neben ihm herging, und sehr unschlüssig schien, was sie thun und sagen sollte.

Jetzt traf ihn ein schneller mißtrauischer Seitenblick aus den großen Augen und sie entgegnete zögernd:

„Wenn ich nur nicht so triftige Gründe hätte, hinter Ihrer gewundenen Rede dunklem Sinn wieder einen Ihrer bekannten Geniestreiche zu vermuthen, verehrter Vetter."

„Ooo, aber ich bitte!" schaltete Kurt mit der Miene der gekränkten Unschuld ein.

„So sollten Sie sich mit Ihrer heimtückischen Spekulation auf weibliche Neugier für diesmal sehr getäuscht sehen."

„O, aber ich bitte doch sehr!" bemerkte wieder Kurt.

„Aber Sie wissen, wie lieb ich gerade Ihren guten Papa habe und wie lebhaft ich seit meinem letzten Besuch bei Ihren Eltern deren Herzenswunsch theile, einen gewissen jungen Herrn endlich, endlich dem

Digitized by Google

wüsten Studentenleben entzogen zu sehen, ja, ja, Herr Kandidat, lassen Sie sich einmal von Ihrer Cousine ein wenig die Leviten lesen! Ich will Ihnen übrigens zur Vermeidung von Mißverständnissen gleich eröffnen, daß mein plötzlich so großes Interesse an Ihrer werthen Person sich völlig deckt mit meinem Interesse an Ihrem Examen. Ich weiß, Sie acceptiren diese verwandtschaftliche Offenheit mit Dank."

Kurt lüftete zum Zeichen seines völligen Verständnisses dankend den Hut, begann sich aber leise den Schnurrbart zu drehen, während sie fortfuhr:

„Allerdings, Sie sind ein Erzschalk! Sie haben mich gutmüthiges Mädchen schon so oft, wenn Sie Ihre Märtyrermiene, wie eben jetzt aufsetzten, hinters Licht geführt, daß ich .... Nun, meinetwegen! Rächen Sie sich, lieber Cousin, und erzählen Sie mir die gruselige Geschichte, bei der Sie jedenfalls nicht der ausschließlich leidende Theil waren, wie ich fürchte, denn von dieser Seite habe ich bisher noch keine Gelegenheit gehabt, Sie schätzen zu lernen; ich bin nicht neugierig, aber ich muß doch wissen, was Ihnen denn 'mal wieder wunderbares passirt ist. Also bitte, Cousin, fangen Sie an, aber beeilen Sie sich möglichst; ich habe nicht mehr viel Zeit übrig und will Sie noch in einer pressanten Angelegenheit um Ihre Unterstützung bitten, derentwegen allein ich mir vorhin erlaubte, Ihre Aufmerksamkeit auf mich zu ziehen . . ."

„Gar zu gütig!" murrte Kurte leise, das flotte Schnurrbärtchen zwirbelnd: „Also Sie wollen von meiner zarten Rücksichtnahme durchaus keinen Gebrauch machen? Sie wollen, Sie befehlen, daß ich erzähle? Nun denn . . . Aber bei dem Wagengerassel und im Staub der Straße kann ich unmöglich .... Doch da sind wir ja glücklich bei Lanczek angelangt! Ich kenne sehr genau Ihr Lieblingsplätzchen an jenem Eckfenster, verehrte Cousine; man übersieht so prächtig die Damentoiletten und Offiziersuniformen, wofür die jungen Mädchen ein so scharfes Auge haben sollen, ich meine natürlich nur die ersteren! Ich wage noch einmal die versöhnende Schaale Eis in Vorschlag zu bringen."

„Nein, monsieur, Sie sind zu boshaft heut, ich thue Ihnen nicht den Gefallen!"

„Eh bien! So gehen wir weiter und widmen uns Ihrer pressanten Angelegenheit."

Aber Cousine Hedwig blieb stehen, offenbar in großer Verlegenheit, ob hier ja oder nein sagen gut war. Kurt weidete sich an der reizenden Unentschlossenheit des jungen Mädchens.

„Vetter!"

„Sie befehlen?"

„Sie sollen artig sein und den Bitten einer Dame und Anverwandten nicht einen so halsstarrigen Widerstand entgegensetzen! Ich finde übrigens, Sie nutzen die, wie Sie wissen, sehr entfernte Verwandtschaft, welche uns verbindet, doch ein wenig zu schonungslos aus."

„O, diese Verwandtschaft!" klagte Kurt, den schweren Vorwurf gewandt überhörend, „ich wollt' sie wäre noch viel entfernter, obgleich man schon ziemlich hoch an unserm beiderseitigen Stammbaum hinaufklettern muß, um sie überhaupt in der düstern Urahnenregion entdecken

Digitized by Google

zu können. Sie allein ist's, welche Ihnen eine gerechte Würdigung eines wahren Werths unmöglich macht. Verwandte beurtheilen sich stets schief, aber mit welchem Maß ein neunzehnjähriges Bäschen einen zweiundzwanzigjährigen, hoffnungsvollen, jungen Mann und baldigen Staatsbeamten nur deshalb mißt, weil er ihr Vetter zu heißen das — Geschick hat, dafür, glaube ich, giebt es gar keine mathematische Bezeichnung mehr; man könnte höchstens sagen: im Verhältniß wie eine ältere Schwester ihren minder alten Bruder, wenn sie beide noch jung sind! Schon hundertmal habe ich gewünscht, auf mein vielbeneidetes, klangvolles Prädikat: „Lieber Vetter, cher cousin", verzichten zu können. Aber die geschichtliche Thatsache läßt sich doch einmal nicht hinwegeskamotiren, daß vor grauen Jahren einmal einer derer von Krafft — sie schrieben sich schon damals mit einem ff und sogar einem kleinen v vorne, was aber wahrscheinlich im Laufe der Zeit als überflüssig abgestoßen wurde — daß, sage ich, einmal ein Vorfahr von mir — „todter Agnat" würden die Römer in diesem Falle sagen — unsere gemeinschaftliche Urgroßmutter zu seiner Hausehre erkor, wovon sie und er, ich meine der gemeinschaftliche Urgroßvater eitel Freud' und wunniglich Glück gehabt haben sollen, während ihr gemeinschaftliches, unglückseliges Urenkelkind, Kurt Krafft, cand. jur., davon aus Gründen gar nicht sehr erbaut ist. Aber ich beneide den Urahn, Cousine, denn sie soll bildschön gewesen sein, unsere gemeinschaftliche Urgroßmutter, sie hieß ja auch Hedwig; finde es übrigens gar zu nett, von hübschen Ahnfrauen abzustammen, habe mir immer mit innigem Vergnügen davon erzählen lassen. Jung gewesen müssen sie doch einmal sein, wenn's auch lange her ist, ich denke sie mir immer in Ihrem Alter, liebes Bäschen. Wirklich ein ganz reizender Gedanke . . . Hm!

Doch ich erlaube mir ganz gehorsamst zu bemerken, daß wir die Passage zu hemmen beginnen. Der Verkehr ist hier etwas lebhaft. Es rennt das Volk, es walzt vorbei, wie wenn . . ."

„Nun, in Gottesnamen! So führen Sie mich hinein, Sie unglückliches Urenkelkind, damit ich nicht noch zum Schluß Ihre poetischen Improvisationen frei nach Schiller mit anzuhören genöthigt bin", fiel die junge Dame jetzt entschlossen ein, sie hatte nur mit halbem Ohr auf Kurts genealogischen Exkurs gehört. „Auf eine Untersuchung Ihres wahren Werths und eine Beantwortung Ihrer langathmigen Klagen will ich mich heut nicht einlassen. Ich bewillige Ihnen eine Viertelstunde Frist zur Erzählung Ihrer gruselichen Geschichte von der dämonischen Macht der Musik. En avant!"

„Donnerwetter!" knurrte Kurt in plötzlicher Erinnerung an sein Studium vor sich hin, „Einlassung, Klagebeantwortung, Fristbewilligung! — das klingt ja wie ein Paragraph aus der Civilprozeßordnung! Reinster Stil der neuesten Justizgesetze, Reichs-C.-P.-O. §§ 234, 244 ff! — Man merkt, daß der Onkel seit anderthalb Jahren Handelsrichter ist. Ich wollt', ich wär' Justizminister und schaffte die Examina ab. Dann könnt' aus der Welt noch 'was werden, und wir studirten lieber noch ein paar Semesterchen länger . . ."

Damit betreten sie Lanczeks fashionables Café. — Ein lauschiges Plätzchen am Fenster! Man übersieht den Kreuzungspunkt der beiden

Digitized by Google

lebhaftesten und großartigsten Straßen der Großstadt — wenn man will — ohne gesehen zu werden. Dichte Portièren wehren allzu scharfen Blicken von draußen. Alle Typen des weltstädtischen Lebens tauchen aus dem Gewühl auf, zu Fuß, zu Pferde, zu Wagen. Ein Observationsposten für Feuilletonisten!

Auf zierlichen Rohrstühlen haben sich Kurt und die junge Dame an einem runden Marmortischchen einander gegenüber niedergelassen.

Ersterer weiß die amüsantesten und neuesten Geschichten von bekannten Größen der Kunst, des Sports und der übrigen Welt zu erzählen, wie sie der Zufall gerade vorbeiführt; übt Kritik an allem, was in den Bereich seines scharfen Blickes geräth, schießt die übermüthigsten Blicke im vollen Bewußtsein seiner beneidenswerthen Situation auf die umsitzenden Offiziere und Elegants und versenkt sich, während er sein schönes vis-à-vis aufs beste unterhält, rettungslos in die Herz und Sinn bestrickenden Reize desselben.

Wunderbar schön hebt sich das im Halbdunkel der Portière dunkel-goldig schimmernde Haar von der weißen Stirn ab, unter der die mächtigen Augen wie sprühendes Feuer aus märchenhafter Tiefe hervorblitzen, jetzt wieder in weicherem Glanze sich verschleiernd, jetzt erlöschend in keuschem Sehnen, stets wechselnd, stets anders in Farbe und Ausdruck, aber immer berauschend und Männerherzen in ihren Tiefen bewegend. Mehr noch fesseln Kurts bewundernde Blicke die schwellenden rothen Lippen, wenn sie sich in leisem anmuthigen Lachen von den zierlichen Zähnen heben oder in fröhlichem Geplauder bewegen.

Sie war heute in so reizender Stimmung, die Cousine Hedwig, hatte die selbstbewußte Salondame draußen gelassen und gab sich so harmlos und echt mädchenhaft, während sie innig vergnügt über das kleine Abenteuer ihr Eis schlürfte, daß Kurt, der sie von dieser Seite noch kaum kennen gelernt hatte, immer tiefer in anbetende Anschauung gerieth.

Jetzt schob sie das Tischchen etwas von sich, lehnte mit anmuthiger Bewegung den schlanken Leib zurück, setzte kokett ein Füßchen auf das andere und verlangte, da genug geschwatzt sei, den schuldigen Rapport von ihrem Kavalier.

Kurt kam der Aufforderung nicht gleich nach. Sein schönheitsempfängliches Auge glitt an den schwellenden Formen des blühenden Mädchenleibes hinab bis zu den kleinen Stiefelchen, wo das knapp anschließende Kleid ihn Konturen ahnen ließ, die es für seine Ruhe wünschenswerth erscheinen ließen, den Blick schleunigst wieder hinweg zu wenden. Aber er konnte sein Auge nicht losreißen von der klassischen Vollendung der junonischen Gestalt. Immer feuriger brannten seine Blicke, stürmisch jagte das zwanzigjährige Blut durch die Adern, ein übermächtiges Sehnen ergriff ihn plötzlich, nur einmal diesen stolzen Leib in seinen Armen zu fühlen, einmal diesen kleinen rothen Mund zu küssen, einen Augenblick lang die höchste Seligkeit des Menschendaseins zu genießen und dann zu verzichten, zu verzichten auf immer! Hedwig war drei Jahre jünger als er, aber mit ihren neunzehn Jahren viel zu alt für ihn, oder sie glaubte es wenigstens zu sein,

Digitized by Google

Ein muſikaliſcher Genuß.

Digitized by Google

Digitized by Google

das wußte er. Sie schätzte ihn nur als stets munteren Gesellschafter, flotten Tänzer und talentvollen Vergnügungsrath, das wußte er leider auch. Von einem lebhafteren Interesse, von einer wärmeren Empfindung für ihn hatte er noch nie etwas bemerkt, obgleich er sich sonst gar kein unebener Bursche zu sein dünkte; wenigstens hatte sie ihn in den zwei Jahren ihrer Bekanntschaft — vorher hatten sie sich nie gesehen, seine Eltern wohnten fern im Osten des deutschen Reichs — wenn sie sich in Gesellschaften oder im Hause ihres Vaters trafen, stets wie einen jüngeren Bruder behandelt und sich einen etwas überlegnen Ton angemaßt, gegen den er sich allerdings nach Kräften mit allerhand kleinen Bosheiten gewehrt hatte; aber es waren ihm eigentlich auch noch nie so begehrliche Gedanken wie heute gekommen. Flüchtige Erwärmungen für die schöne Cousine hatten sein sehr leichter Sinn und ein thatenreiches Corpsleben, wie er es hinter sich hatte, bald wieder verwunden; Hedwigs Vater erdrückte ihn nicht gerade mit Beweisen verwandtschaftlicher Zuneigung ob seiner etwas leichtsinnigen Lebensführung, zog ihn nicht oft zur Familie und so war seine Seelenruhe bisher in keine ernstliche Gefahr gekommen. Und nun! — Aber es war ja Thorheit, sich mit Zukunftsgedanken in dieser Richtung zu beschäftigen, Luftschlösser zu bauen ohne Aussicht auf Fundament und auch nur eine einzige Balkenlage. Er konnte sich doch nicht mit zweiundzwanzig Jahren als simpler Rechtskandidat verloben. Und doch! Und doch!

Eine abermalige Aufforderung, jetzt endlich die versprochene Geschichte zu erzählen, unterbrach ihn in diesen sich blitzschnell folgenden Erwägungen. Der Gegenstand so verwegener Gedanken schien mit weiblichem Scharfblick die Natur derselben errathen zu haben. Die junge Dame hatte sich aus ihrer lässigen Haltung emporgerafft, die kleinen Füße verbargen sich ängstlich unter dem Saum der Robe vor weiterer Bewunderung, und ein scheuer Blick aus den großen Augen streifte den plötzlich so seltsam dreinschauenden Gefährten.

Dieser hatte Mühe mit seinem kühn gewordenen Gedankengang wieder in das gehörige Fahrwasser einzulenken und verabschiedete mit leisem Seufzer die lockenden Phantasiegebilde. Er bemächtigte sich des Fächers seiner Cousine, spielte zerstreut mit der hübschen Quaste und begann endlich die Mär von seinem häuslichen Unglück zu beichten. Als er an die kurzweilige Geschichte von Pluto kam, fand er seinen alten Humor wieder und wußte in so drolliger Weise dessen ergötzliches Verhalten darzustellen, daß auch seine schöne Zuhörerin ihre Unbefangenheit zurückgewann und herzlich über Kurts kuriosen Einfall und das alte, unverbesserliche Thier lachte.

Mit leisem Wohlgefallen ruhte dabei ihr Blick auf den kecken Zügen des flotten Studios, auf seiner kräftigen, durch die sorgfältige Kleidung vortheilhaft gehobene Gestalt und sie gestand sich gern ein, daß sie ihn eigentlich recht gut leiden mochte, den guten Kurt, und er's imgrunde auch verdiente trotz seines etwas leichten Sinnes und seiner mehrfachen, schlimm abgelaufenen Versuche, die Grenzen der akademischen Freiheit zu ergründen, was bei ihm am Ende alles als fehlgeleitete Bethätigung überschüssiger Lebenskraft entschuldigt werden konnte.

Digitized by

Wenn er nur nicht wieder so merkwürdige Augen machte, wie vorhin!

Dennoch nahm sie eine sehr strenge Miene an, als er wieder von der „dämonischen Macht" der Musik zu sprechen begann, aber zugeben mußte, daß er bereits einen bedenklichen Theil der Frist unbenutzt hatte verstreichen lassen, welche ihm für die Anfertigung seiner Examenarbeit bemessen war.

„Und was nun?" fragte sie ernst, da er etwas gedrückt schwieg.

„Sie trafen mich heute auf der Suche nach einer neuen Wohnung. Ich ziehe aus."

„Und wenn Sie es wieder so unglücklich treffen, was leicht möglich?"

„So verflüchtige ich mich in höhere Sphären, ziehe hinauf auf den höchsten Thurm dieser guten Stadt, miethe mich beim Glöckner ein und schmiede dort oben 250 Fuß hoch über dem Meeresspiegel und all' dem menschlichen Jammer bei Sternenschein und Mondesglanz diesen Nagel zu meinem Sarg zu Ende, diese unglückselige „**diligentia diligentis patris familias**", so sagen nämlich die Römer, es klingt schon so examinös. Liebliches Geläute soll mich nicht stören, wird mich weihevoll stimmen, was bisweilen vonnöthen; will doch sehen, ob ich nicht endlich da oben Ruhe haben werde, für mich und meinen ordentlichen Haus- und Familienvater!"

„Wollen Sie es nicht noch einmal ernstlich hier auf Erden versuchen, lieber Vetter, ehe Sie mit Krähen und Dohlen zusammenziehen? Vielleicht ist eine gütliche Verständigung mit Ihrem häuslichen Störenfried möglich, vielleicht . . ."

„Mädchenhafte Auffassung, verehrte Cousine, entschuldigen Sie, aber wirklich mädchenhaft! Einer muß weichen, er oder ich. Ich trinke nicht länger denselben Kaffee mit dem Eindringling."

„Haben Sie ihn denn überhaupt schon gesehen oder gesprochen? Vielleicht ist's gar kein übler Mensch, mit dem sich reden läßt."

„Hatte noch keine Gelegenheit. Es trifft sich so selten, daß man seinen nächsten Nachbar zu sehen bekommt. Ganze Semester lang wohnt man in unseren Großstädten oft dicht über- und nebeneinander, ohne auch nur eine Nasenspitze vom nächsten Hausgenossen zu sehen. Kann mir übrigens gar nicht denken, daß ein junger Mann, der Klavier spielt und noch dazu singt, ein netter Mensch sein sollte, ich . . ."

„Still! Lästern Sie nicht! Kennen Sie auch seinen Namen nicht?"

„**Pas du tout!** Bin gar nicht neugierig!"

Die junge Dame neigte nachdenklich das Haupt und stützte ihr Kinn auf die kleine Hand, so daß der zurückfallende Aermel Kurt nothwendig zu liebevoller Bewunderung des schönen Armes verlocken mußte.

Plötzlich neigte sie sich ganz nahe zu ihm herüber, so nahe, daß er ihren warmen Athem zu spüren wähnte, sah ihm tief und mit einem so unbeschreiblich lieblichen, unwiderstehlich bittenden Ausdruck in die Augen, daß Kurt in seinem Innersten plötzlich die Empfindung hatte, als ginge eben erst die Sonne in ihrer ganzen Pracht auf und überglänze alles, was vorher farblos, mit purpurnem Schimmer, und wunderbar weich und innig klang es aus dem rosigen Munde:

Digitized by Google

„Lieber Kurt!“

„Alle Wetter!“ dachte dieser, aber er dachte nichts weiter, er sah und fühlte nur noch, daß eine kleine, zaghafte Hand verstohlen die seine faßte und die rothen Lippen da kaum eine Spanne weit von den seinen in den schmeichelnden Lauten einer weichen Frauenstimme wieder seinen Namen nannten, er hörte es kaum, daß er warm und dringend gebeten wurde, doch nur dies eine Mal von seinem Leichtsinn zu lassen und die unglückselige Arbeit zu vollenden, trotz alledem, damit er doch endlich seinen alten Eltern eine rechte Herzensfreude bereite, die das wirklich von ihrem einzigen Sohn verlangen könnten. Wie würde sich besonders sein Vater freuen, der ihr öfter mit kummervoller Miene gesagt habe: „Er traue dem Kurt nicht, der noch in letzter Zeit so viel übermüthige Streiche vollführt und rein gar nichts zum Examen gearbeitet habe, obgleich er sich doch endlich ausgetobt haben müsse; er fürchte, daß die Sache nicht glatt gehen werde und anderes mehr.“ Auch um ihretwillen, seiner Cousine willen, die es wirklich immer gut mit ihm gemeint, wenn es auch manchmal anders geschienen habe, möchte er sich doch einmal herzhaft zusammennehmen. Er ahne gar nicht, wie herzlich sie wünsche, dem lieben, alten Onkel jeden Kummer erspart zu sehen.

Kurt hörte das alles wie im Traum; er fühlte nur die liebe Hand in der seinen und daß es auf Gottes weiter Welt doch nichts Schöneres geben könne, als sich von dem hübschesten Mädchen der Stadt so bitten zu lassen, so herzlich bitten zu lassen, um eine Lappalie, denn mehr war es wirklich nicht, daß es aber doch noch etwas schöneres sein müsse, wirklich einmal diese vollen, prangenden Lippen zu küssen, ach, nur ein einziges Mal, um seiner Seelen Seligkeit! Und während leidenschaftliches Verlangen seine Brust durchwühlte und seine Sinne zu verzehrender Glut entfachte, blitzte ein übermüthiger Gedanke in ihm auf, ein Gedanke, keck und verwegen, aber von berauschendem Reiz.

Ein mehr als feuriger Druck, so daß die gefangene Hand sich ängstlich zu befreien strebte — eine leidenschaftliche Bewegung — und mit flammendem Blicke preßte er hervor:

„Ich will, Cousine, ich will, ich verspreche es, ich thue es, so wahr Sie das schönste Weib sind, das ich je —“

Das war zu viel! Erschrocken hatte sich die junge Dame erhoben und blickte sich um. Es war glücklicherweise niemand mehr in nächster Nähe. Dann griff sie nach Fächer und Noten und sagte mit erkünstelter Ruhe an den Handschuhen knöpfend:

„Ich werde mich doch sehr hüten, Herr Vetter, mich wieder Ihrer Führung anzuvertrauen. Sie sind jetzt bisweilen so sonderbar. Ich denke, wir gehen.“

Kurt machte einen Augenblick lang ein etwas verblüfftes Gesicht, war aber keineswegs gebessert. Die hochgehenden Wogen seiner Empfindung wollten sich nicht so schnell glätten. Er suchte sich mit allzugroßer Lebhaftigkeit zu vertheidigen, verdarb aber die Sache nur noch mehr. Die junge Dame schwieg verletzt. Von seiner vermessenen Idee von vorhin hatte Kurt keinen Muth mehr zu sprechen.

Nun waren sie wieder draußen auf der Straße. Verrauscht war

Digitized by Google

die schöne Stunde am lauschigen Eckfenster, schneller verrauscht als die unangenehmen Stunden, deren Kurt in letzter Zeit so viele erlebt hatte. Er verstummte allmählich und schlich gedrückt neben seiner Cousine her. Das konnte aber das mitleidige Mädchenherz doch nicht auf die Dauer mit ansehen.

„Haben Sie nicht jemanden unter Ihren Bekannten?“ fragte sie plötzlich möglichst gleichgiltig um das peinliche Schweigen zu brechen, „den Sie mir zu Papas Geburtstagsfeier am Sonntag als Accompagnateur für einige Lieder empfehlen könnten, mit welchen ich Papa überraschen will. Sie wissen, er ist ein so großer Musikfreund. Mein treuer Partner, Lieutenant von Pahlen, ist verhindert und ich sinne vergeblich, wie ich Ersatz beschaffen soll. Es sind einige recht hohe Töne von der Männerstimme zu „nehmen“, wie von Pahlen sagt. Ein Durchschnittsbariton würde nicht ausreichen und leider stehen mir nur solche im Kreise unserer Herren zu Gebote. Es ist dies meine pressante Angelegenheit, in der ich Sie wegen Ihres großen Bekanntenkreises interpelliren wollte. Vielleicht haben Sie zufällig . . .“

„Ich bin glücklich, Ihnen dienen zu können“, fiel der Gefragte eifrig ein. Er dachte sogleich an Waldow. „Ich hatte vor kurzem Gelegenheit“, fuhr er fort, „einen sehr netten Menschen in der Kneipe kennen zu lernen, einen gewissen Herrn Waldow, welcher sich für die Oper ausbildet. Ist wirklich ein ganz reizender Mensch und aus sehr guter Familie. Der Mutter zu Liebe, einer früher hochberühmten Sängerin und weil er auch selbst Stimme, Figur und leidliche Neigung dazu hat, soll er sich für die Bühne entschieden haben, obgleich er sein vieles Geld meinem Geschmack nach ebensogut als Offizier verwerthen könnte, wohin sein innerstes Wünschen zielt. Ein bildhübscher und flotter Kerl ist er, das muß man ihm lassen. Corpsbruder von mir, Schulfreunde von ihm haben mir erzählt, was ich weiß. Habe einige Abende mit ihm zusammen gekneipt, gefällt mir sehr gut; ist übrigens derjenige, welcher mich auf die Idee mit Pluto brachte. Ich klagte ihm mein Leid. Wenn Sie wünschen, so spreche ich noch heute Abend mit ihm, da ich ihn sicher zu treffen gedenke. Zweifellos nimmt er die höchsten Töne, soll ganz famos trillern. Geben Sie mir also plein pouvoir, die Sache einzuleiten? Mein Ruf als Regisseur ist ja nicht von gestern. Eine einmalige Probe dürfte bei Künstlern ausreichen. Aber wann und wo soll sie stattfinden, damit der Onkel nichts merkt?“

„Sie thun ja, als hätten Sie den Herrn schon mit Leib und Seele für uns gewonnen“, lächelte das junge Mädchen, etwas versöhnt durch Kurts Feuereifer. „Doch ich bin mit allem einverstanden und vergebe Ihnen als Retter aus der Noth die Hälfte all' Ihrer Sünden gegen mich, die andere Hälfte spare ich mir bis Sonntag Abend auf, wenn alles gut gegangen ist. Dann will ich Sie ganz entlasten. Nur bezüglich der Probe möchte ich noch den Wunsch äußern, daß sie am dritten Ort stattfände. Die geplante Ueberraschung wird sonst in Frage gestellt. Vielleicht überreden Sie den Herrn Waldow auch, da Sie Ihres Erfolges so sicher zu sein scheinen, mich morgen Nachmittag um fünf Uhr in meiner Singstunde bei Professor Haller aufzusuchen. Das wäre das Einfachste. In allem übrigen verlasse ich mich auf Sie.

Digitized by Google

Uebermorgen Abend bringen Sie uns also Ihren Freund. Ich werde die Eltern darauf vorbereiten, daß Sie einen kunstliebenden und kunstverständigen Freund mitbringen, das genügt. Nun aber merci, monsieur! Wir sind angelangt. Adieu, cousin! Auf Wiedersehen übermorgen Abend! Bin doch neugierig, ob sich der Herr wirklich so ohne weiteres zu dem bewußten Liebesdienst pressen lassen wird, wie Sie hoffen."

„Nun so müßte er doch kein Künstlerblut in den Adern haben und feuerfest sein wie eine imprägnirte Theatercoulisse, wenn er nicht in Flammen geriethe bei der Aussicht, mit meiner Cousine Hedwig Tarowitz, von der auch er schon vernommen, ein Duetto singen zu dürfen!" rief Kurt mit Pathos und zog den Hut. Leicht erröthend und lächelnd verschwand das junge Mädchen mit anmuthigem Neigen des Hauptes im Portal des väterlichen Hauses.

Kurt holte tief Athem, starrte einen Augenblick nach der Stelle, wo die graziöse Gestalt eben noch gestanden, stieß einige unzusammenhängende Worte hervor und stürmte davon, glühendes Verlangen und einen festen Entschluß im Herzen.

III.

In dem mit gediegenem Geschmack ausgestatteten Musiksalon des Kommerzienrath Tarowitzschen Hauses waren eben die letzten Töne eines Duetts verklungen, mit welchem Hedwig und ihr neuer Partner den Hausherrn und seine Gäste überrascht hatten.

Alles hatte athemlos den drei kleinen, wunderbar schönen Liedern gelauscht, die vor kurzem die Gunst des musikliebenden Publikums im Sturm erobert hatten. Auch Hedwigs Vater hatte sie bereits in einem Konzert gehört und war hingerissen gewesen von den schlichten ergreifenden Weisen. Er hatte schon öfter den Wunsch ausgesprochen, sie auch von der Tochter zu Hause gesungen zu hören. Nun war er aufs freudigste überrascht und mit ihm die glänzende Gesellschaft, welche für Hedwigs prachtvolle, allgemein bewunderte Stimme schwärmte. Alles wogte lebhaft erregt durcheinander und drängte sich an den Hausherrn und die „Künstler" gratulirend, dankend, schmeichelnd. Es knisterten die Roben auf den schweren Teppichen, leise klirrten die Sporen der Offiziere.

Am Flügel stand der alte Herr, ein sonniges Lächeln in den strengen Zügen, mit der Linken die Tochter, die Freude und der Stolz seiner Augen, umfassend und die Rechte einem stattlich gewachsenen, jungen Mann bietend, der bis dahin fremd und unbeachtet mit seiner vorzüglichen Gesangsleistung das allgemeine Interesse erregt hatte. Es war Waldow, welcher in herzlichen Worten seinen Dank für die freundliche Mitwirkung erhielt.

Da flogen Hedwigs strahlende Augen plötzlich suchend durch den Raum.

In einer Fensternische, halb verborgen von der Portière, lehnte Kurt in tadelloser Gesellschaftstoilette, den Claque unterm Arm und den Ausdruck inniger Zufriedenheit mit sich selbst wie immer in den

Digitized by Google

kecken Mienen. Er schien sich rufen lassen zu wollen. Mit den Augen winkte sie ihn heran. Im Moment stand er vor ihr, schlug die Hacken zusammen und neigte tief das lockige, sorgsam frisirte Haupt.

„Hier, lieber Papa, unser bewährter Regisseur!“ präsentirte ihn Hedwig. „Ohne seine Bemühungen wäre unsere heutige Soirée vielleicht gar nicht zustande gekommen. Er ist aber auch sichtbar durchdrungen von dem Bewußtsein seines „wahren Werths“.“ Sie erzählte dem Vater, wie Kurt ihr aus der Verlegenheit geholfen. Freundlich klopfte dieser dem jungen Mann auf die Schulter.

„Meinen Dank, Herr Studiosus!“

„Kandidat!“ monirte Kurt.

„Nun, oder Herr Kandidat! Habe Ihre großen Talente in dieser Richtung nie in Zweifel gestellt“ bemerkte er neckend. Er war weich und nachsichtig heute gestimmt.

„Und bin ich nun wieder in Gnaden aufgenommen? Gewähren Sie mir volle Absolution?“ fragte Kurt leise die schöne Cousine.

„Von Herzen gern!“ klang es freundlich zurück. „Aber, aber . . . wenn's nur das letzte Mal wäre, daß ich Ihnen Ablaß ertheilen muß!“

Doch Kurt fühlte sich so erleichtert und gehoben infolge seiner neuerlichen Accreditirung bei Hedwig, daß der Teufel des Leichtsinns nur um so schneller wieder Macht über seine lockere Seele gewann.

Nachdem er es mit einigen blonden und brünetten Schönheiten, mit denen er sich sonst eingehend und liebevoll beschäftigt hatte, im Handumdrehen völlig verdorben hatte, denn er hatte jetzt nur noch Augen für Hedwig, zog er sich mit einigen Offizieren und Waldow wieder in seine Fensternische zurück und begann eben nach einem sachkundigen Vortrag über Onkels Gelbgesiegelten seine belustigt lauschenden Zuhörer auf den reizenden Durchblick nach dem anstoßenden Speisesaal, mit seinen lieblich lockenden, im Strahl der Lustres verführerisch blinkenden Schätzen aufmerksam zu machen; da ging es auch schon zur Tafel, und die Herren eilten davon, ihre Damen aufzusuchen.

Waldow führte seine schöne Partnerin. Kurt war ein hübsches, junges Mädchen zur Tischnachbarin beschieden, vor kurzem erst ballfähig geworden, aber voll, fesch und glühend vor Lebenslust. Er hatte jedoch nur mit Befriedigung bemerkt, daß Hedwig ihren Platz ihm gerade gegenüber hatte. Dagegen war die hübsche Paula überglücklich, den lieben lustigen Kurt, mit dem sie sich schon sehr lange gut kannte, neben sich zu haben, obgleich er immer so that, als wenn er sie noch nicht recht für voll ansehe.

Jetzt saß man endlich, war vergnügt, daß man ganz unter sich war, denn an diesem Ende der Tafel war nur Jugend beiderlei Geschlechts placirt, Militär und Civil in bunter Reihe mit hübschen und nicht hübschen Mädchen, und wartete allerlei guter Dinge, die da kommen sollten.

Kurt war der erste, welcher der im Anfang immer etwas feierlichen Stimmung ein Ende machte, indem er mit väterlich sorglicher Miene der hübschen Paula die Serviette über die runden Kniee zu breiten Anstalten machte, welch' keckes Wagniß bei der allgemein be-

Digitized by Google

kannten, guten Kameradschaft der beiden ungemein belustigend wirkte, Kurt aber doch für die ganze Dauer der Tafel nach rechts hin völlig unmöglich machte.

Doch das traf sich sehr gut, fand er; desto ungestörter konnte er mit Hedwig und Waldow plaudern.

Bald wirkte der Wein und die Stimmung belebte sich. Hedwigs Wangen rötheten sich leise, wie Kurt mit Entzücken bemerkte, und die dunklen Augen strahlten in tieferem Glanz, wenn sie sich in eifrigem Gespräch zu ihrem Herrn wandte. Sie war außergewöhnlich heiter und angeregt heute. Waldow war aber auch ein junger Mann, den selbst ein verwöhntes Mädchenauge beachtenswerth finden mußte, und die Annahme lag nahe, daß Hedwig, die eine tüchtige Künstlerin, aber in erster Linie ein junges empfängliches Weib war, nicht allein des klangvollen Organs wegen auf seine lebhafte Unterhaltung so aufmerksam lauschte. Waldow war ein prächtiges Bild frischer, kräftiger Männlichkeit, dabei bildhübsch, mit offenen freien Zügen und von vollendeter Tournüre. Hoch und stattlich gewachsen, überragte er Kurt und die meisten der Herren, und manch' verstohlener Blick aus schönen Augen streifte mit Interesse die vornehme Erscheinung des jungen Mannes, der im Verein mit Kurt bald eine lebendige, allgemeine Unterhaltung in Fluß gebracht hatte. Letzterer war in brillanter Laune wie immer, wenn ihm des Lebens höchster Reiz aus Weibesschönheit und Anmuth und dem geheimnißvollen Gefunkel goldigen Weines entgegenwinkte.

Er sprudelte über von tollen Einfällen, warf kecke Worte und Blicke nach allen Seiten, erheiterte die Gesellschaft, widmete sich aber zugleich mit Hingabe den materiellen Genüssen und versicherte sich dabei im stillen, daß er ein ganz verfl . . . Kerl sei. Daß von dort drüben her über die Tafel ihm ein Paar rother Lippen entgegenlächelte, die so wundervoll „lieber Kurt" sagen konnten, steigerte seine rosenfarbene Stimmung bis zur absoluten Seligkeit.

Was kümmerte ihn in dieser Stunde die Zukunft mit ihrer Examennoth und Pein, die Vergangenheit mit ihren Aergernissen und Widerwärtigkeiten! Das Heute wollte er genießen bis zum Grunde, süßes Feuer saugen aus dem alten Wein, Götterlust schlürfen tief ins freudebebende Herz hinein mit jedem Blick in die bethörend schönen Augen dort drüben, in wirbelndem Tanz das stolze Weib an seine Brust pressen und selig versinken ein letztes Mal im brausenden Schwall überschäumender Jugendlust.

Mochte der kommende Tag ihn ins eiserne Joch zwingen zu wochenlanger Arbeit im düsteren Gebiet altrömischen Rechts! Das Heute gehörte noch ihm, und er wollte es nutzen, nutzen, wie es wohl kaum jemals eine Kandidatenseele auf diesem Erdenrunde ersonnen hatte, noch ersinnen würde; einen Pakt wollte er schließen mit dem schönsten Mädchen der Residenz, wie ihn wohl kein Kodex der Welt enthalten mochte, von einem Interesse für ihn, das weit hinausging über jede Schätzung in schnödem Geld und doch nur mündlich zu schließen und mündlich zu erfüllen, ein Wunderding von einem Vertrage! Was ihm neulich aufgeblitzt in kühnem Gedankenflug, heut' wollt' er's zur Sprache bringen, der spröden Brunhild liebenswürdige

Digitized

Schwäche für seinen „häuslichen Sorgenvater", wie sie das Unglücksthema immer nannte, sich zu Nutzen machen und einen Preis ausbedingen, der ihn zu den höchsten Leistungen anfeuern und zugleich entschädigen sollte für all' die Müh' und Arbeit. Ein halbes Examen für einen Kuß! Wie ein Stern in dunkler Nacht sollte ihm dieser Gedanken voranleuchten, ihn erheben und stärken, wenn er ermattete in dem nun folgenden schweren Ringen mit sich und seinem „diligens pater familias". Wie die Ritter in schönerer Zeit um ein Knieband von ihrer Dame, so wollte er streben und kämpfen um schöneren Preis und mit Pferde-, nein, mit Dampfkraft wollte er arbeiten!

Ein Mittel war gefunden, ein famoses, ihm so recht zusagendes Mittel, welches ihm hinweghelfen sollte über all' die Last und Qual der nächsten Wochen und zugleich zur Erfüllung seiner sehnlichsten Wünsche führte. Zwei Fliegen geschlagen mit einer Klappe! O, Kurt, Du bist ein Schlaukopf! Und er trank aus Paulas Glas auf sein eigenes Wohl. Nur einmal war ihm der Gedanke gekommen, ob denn Hedwig auch darauf eingehen werde, aber schnell verwarf er jeden Zweifel in seiner zuversichtlichen Stimmung.

Eben war unter stürmischem Beifall das Wohl des Hausherrn als Geburtstagskind ausgebracht worden. Alles eilte, mit ihm anzustoßen, Kurt war nicht der letzte. Als er glücklich sein volles Glas über verfängliche Schleppen hinweg an tückischen Ellenbogen und reizenden Schultern vorbei durch die herandrängende Menge gerettet hatte und in strammer Haltung vor dem Onkel stand, rief der freudig erregte, alte Herr, sein Glas hell mit dem Kurts zusammenklingen lassend:

„Na, alter Junge, mein Steinberger Kabinet hat wohl Dein Zünglein noch gelenkiger gemacht, als es schon von Natur ist? Höre Dich ja fortwährend da unten krähen; mundet Dir wohl das Weinchen, heh?"

„Aeußerst süffig, liebes altes Haus!" hätte Kurt fast gesagt vor Freude über die vertrauliche Art des Onkels, aber er beschränkte sich darauf, auch seinerseits den Duzkomment zu acceptiren und entgegnete mit gewohntem Geschick im Ausnutzen jeder Chance: „Famoses Gewächs, lieber Onkel, werde mir morgen zum Frühstück erlauben, ganz gehorsamst anzufragen, ob er Dir ebensogut bekommen ist, wie mir bis jetzt stets."

„Schelm!" lachte der alte Herr und wandte sich zu Paula, die eben herantrat.

Kurt freute sich über seinen Erfolg beim Onkel und machte einen Versuch, Paula wieder zu versöhnen, indem er bat, sie zu ihrem Platz zurückführen zu dürfen, aber Gletscherluft wehte ihm von dort entgegen und er fiel glänzend ab. Da traf er auf Hedwig. Sie nahm willig seinen Arm und sagte, während sie langsam ihren Plätzen wieder zuschritten:

„Ich stehe noch in Ihrer Schuld. Ich bin Ihnen aufrichtig dankbar für die neue Acquisition; Sie wissen, wen und was ich meine. Stimme und Technik ist brillant. Aber sollte er wirklich zur Bühne übergehen wollen? Es ist das doch immer ein sehr gewagter Schritt; nöthig hat er's ja nicht, wie Sie sagten."

Sie sprach das in möglichst gleichgiltigem Tone und spielte nach-

lässig mit dem Armband. Doch Kurt wußte, daß man neugierig war, sehr neugierig und begierig, näheres über seinen interessanten Freund zu erfahren. Er drückte lächelnd den runden Arm, der in dem seinen ruhte, einen Augenblick lang fester als nöthig an sich und fragte dann ebenso ruhig, ob er mit der Bitte um die erste Quadrille zu spät komme, was eifrig verneint wurde, da erst nach dem Souper engagirt werden dürfe. Sie verstanden einander und trennten sich.

Allgemach erreichte die Stimmung ihren Höhepunkt. Blitzende Augen und glühende Wangen zeugten von der gesteigerten Lebensglut, die mit dem feurigen Rebenblut durch die Adern rollte. Kühner blickte der junge Marssohn auf des Obersten holdes Töchterlein, freundlicher lächelte manch' herbe Maid und selbst der ebenso gelehrte als schüchterne junge Privatdocent Dr. X. erlebte es, daß sein keusches Auge mit unverhohlenem Wohlgefallen auf der reizvollen Büste der jungen, blonden Wittwe neben ihm ruhte, der er vorher kaum in die neckischen Augen zu blicken gewagt hatte.

Nun war auch die Stunde für den alten Justizrath, den langjährigen Freund des Hauses, gekommen. Verslein auf Verslein hatte sich gutwillig eingefunden und fügsam eins an das andere gereiht, während er in den Gesprächspausen mit nachdenklicher Miene die Muster des Tafeltuches studirte. Jetzt war das Epos endlich fertig, aber es war auch die höchste Zeit, es an den Mann zu bringen, sonst kam ihm der Major drüben, der alte L'hombre-Genosse zuvor, welcher schon seit fünf Minuten mit schmerzhaft verzogenem, finsterem Gesicht auf einen und denselben Fleck stierte und nun auch bald loszulegen drohte. Das aber durfte nicht sein, denn der alte Herr hatte boshafte Freude daran, dem grimmigen Kriegsmann seine „kapitalsten Einfälle", wie jener sagte, vorwegzunehmen. Entschlossen klingelte er mit dem Messer an seinem Glase; der Major fuhr zusammen, als wenn eine Bombe auf dem Teller geplatzt wäre und schoß einen seiner finstersten Rekrutenblicke herüber. Mit feinem Lächeln in den scharfen Zügen erhob sich der alte Jurist und hielt bei gespanntester, allseitiger Aufmerksamkeit eine seiner berühmten Reimreden. In den drolligsten „Knüppelversen" dahinstolpernd, dann wieder in graziösen Reimen von klassischer Glätte, stets amüsant, keinen Moment stockend, tummelte sich seine kecke Stegreifmuse, den entzückt lauschenden Zuhörer ein geist- und farbensprühendes Bild des Lebensganges des Kommerzienraths in knappen Umrissen vorführend von der Wiege bis zum heutigen Ehrentage. Rauschender Jubel feierte am Schluß den Dichter mit seinem Helden. Aber schon klangs wie eherner Kommandoton durch das dumpf brausende Stimmengewirr und ruckweise in gewaltigen Bruchstücken wie Bataillonssalven kam der Toast des alten, schneidigen Majors über die verstummende Gesellschaft, und die Stimme, die 1870 im Schlachtengewitter kaum dem Gebrüll der Geschütze gewichen war, füllte den Saal mit ihres majestätischen Basses Grundgewalt.

„Ex est!" brummte Kurt. „Jetzt rede, wer's wagt. Die Kanonen haben gesprochen. Vivat fidelitas!" Und er stieß mit dem Fähnrich links und dem Lieutenant rechts auf das Wohl der Armee an.

Ueber den Knackmandeln nippte Hedwig an ihrem Glase, sah dabei Kurt bedeutungsvoll an und sagte leise:

„Auf ein gutes Examen!“

Dann fragte sie mit ernster Miene, wie es denn mit der Wohnung und der Arbeit stehe.

„Habe mich fast schon definitiv für ein stilles, friedliches Asyl mit Himmelbett und Blumen vor den Fenstern, Krautstraße 33, 2 Treppen links, entschieden,“ antwortete Kurt. „Es liegt da freilich wieder ein noch unbesetztes Zimmer neben dem meinigen, was in mir anfangs sehr begründete Besorgnisse erregte, aber ich habe einen Bund mit den Wirthsleuten gemacht, daß sie, wenn ich bei Ihnen miethe, dieses Nachbarzimmer nicht ohne meine Genehmigung vergeben dürfen. Ich examinire die Reflektanten vorher scharf nach Beruf, Neigungen, Nebenbeschäftigungen, Angewohnheiten ꝛc. Habe mir schon einen ganzen Fragebogen zu dem Zweck ausgedacht, ganz in dem vorsichtigen, gründlichen und ungemein leicht verständlichen Stil unserer statistischen Berufs-Enquête-Kommissionen.

Erste Frage: Sind Sie fähig und beabsichtigen Sie auf irgend welchem natürlichen oder künstlichen Wege, sei es mit oder ohne Zuhilfenahme von dazu geeigneten, technischen Hilfsmitteln, Schallwellen zum Vergnügen der Einwohner von derartiger Stärke und Nachhaltigkeit dauernd hervorzubringen, daß man Sie mit Fug als einen „Musikus“ klassifiziren könnte? Wie, wo, wann und wie oft am Tage gedenken Sie sich einer derartigen Thätigkeit hinzugeben?

Zweite Frage: Sind Sie fähig . . .

„Wie? Also Sie geben wirklich Ihr bisheriges Quartier wegen der bewußten, störenden Nachbarschaft auf?“ unterbrach hier Waldow, der sehr interessirt zugehört hatte, die weitere Fortsetzung des Fragebogens.

„Gewiß! Morgen Nachmittag um 5 Uhr sitz' ich schon mit meinen Folianten auf dem Möbelwagen, ohne den ich sie wohl nicht von der Stelle bekommen werde“, meinte Kurt. „Es sind lauter schwere, alte Herren in dauerhaftem Schweinsleder noch vom Urahn her. Mit einer zweispännigen Fuhre gedenke ich sie aber doch zu zwingen.“

„Ich ziehe auch zum Ersten um“, sagte Waldow.

„Wie? Sie auch? Warum denn?“ fragte Kurt. „Haben Sie etwa in der Nacht mit Ihrem jungen Kaufmann nebenan, der am Tage nie zu Hause ist, Krach bekommen? So 'was kommt bisweilen vor, kenne das.“

„Hm — meine Nachbarschaft sagt mir ebenfalls nicht zu“, wich Waldow aus. Er war ein klein wenig verlegen.

„Meine Herren, gestatten Sie einen Vorschlag!“ klang plötzlich Hedwigs Stimme.

„Er ist acceptirt.“

„Sehr gütig, aber ich halte Sie beim Wort. Sie haben bisher beide unter demselben Uebel gelitten. Sie sichern sich auf die einfachste Weise gegen künftige ähnliche Unannehmlichkeiten, wenn Sie Ihre Quartiere nebeneinanderlegen. Herr Waldow bezieht jenes Nebenzimmer in ihrer neuen Wohnung, lieber Vetter, und jeder der Herren hat fortan die denkbar angenehmste Nachbarschaft, ohne irgend welche Störung mehr befürchten zu müssen. Hoffentlich vertragen Sie beide sich auf die Dauer. Was meinen Sie dazu, Herr Waldow?“ und sie

Digitized by Google

sah ihn mit einem Zustimmung heischenden, fast bittenden Blick von der Seite an, dem, wie Kurt im stillen meinte, höchstens eine ägyptische Mumie von etzlichen tausend Semestern erfolgreich widerstehen konnte. Laut rief er:

„Himmel, welche Idee! Nun kann ich ja meinen Fragebogen kassiren. Einverstanden, Waldow?"

Dieser war, wie sich zeigte, durchaus keine Mumie und sagte, erfaßt von dem fröhlichen Uebermuth Hedwigs und schon längst im Banne gewisser Augen, ohne sich zu besinnen, zu.

„Abgemacht", schloß Kurt, „die alten Germanen hatten bei Tisch ihre besten Einfälle. Jung Deutschland bewahrt diese Erbtugend noch heute. Herr Nachbar, ich stelle Ihnen meinen Möbelwagen zur Verfügung, wenn Sie gleich mir an Eidesstatt versichern, daß die kleine Rede, welche uns soeben Fräulein Hedwig gehalten hat, das Gescheiteste war, was wir heut Abend gehört haben. Es lebe unsere hochverehrte Gönnerin! Gesegnete Mahlzeit!"

Die Tafel wurde in der That eben aufgehoben, und Waldow hatte nur noch Zeit, Kurt zuzurufen, daß er ebenfalls gleich am andern Tage seine Sachen schicken werde, aber selbst ganz früh auf einige Tage verreisen müsse, da klangen schon lockende Töne aus dem Tanzsaal herüber, gedämpfte Läufer, kurze Triller, zwischendurch ein paar vielversprechende Geigenstriche im verführerischsten Walzertakt und nun flog jeder Puls nur noch im feurigsten Zwei- und Dreivierteltakt dem Tanze entgegen.

Mit voller Macht ertönten plötzlich die elektrisirenden Klänge eines schneidigen Militärmarsches, die Herren rissen sich zusammen, die Damen berührten kaum noch den Boden und selbst Kurts Eisblöckchen, Paula, fing an aufzuthauen. Unter rauschender Musik betrat man das spiegelglatte Parkett des großen Saales; die Polonaise, dieser reizende Uebergang vom Souper und der Konversation zum eigentlichen Ball entfaltete sich in frohem Geplauder und munteren Scherzen, ein fescher Walzer schloß sich daran, und dahin flogen die Paare in hoch aufwogender Tanzeslust. Kurt hatte den Arm fest um Paula gelegt und die reizende Gestalt mehr hebend als führend mit frischer Jugendkraft kühn und sicher durch den Saal gewirbelt. „Nicht so fest!" hauchte sie mit wallendem Busen zu ihm hinauf. Beim Tanzen vergaß sie eben alles. Aber er hörte nicht. Er sah nur Hedwigs herrliche Erscheinung in ruhig graziösen Bewegungen von hinreißender Anmuth am Arme Waldows vorüberschweben. Das war ein Paar und das hieß tanzen! Er, hoch und stattlich, mit vollendeter Sicherheit seine Dame führend, sie, den höchsten Liebreiz des Weibes in den bezaubernden Bewegungen ihrer schlanken, prachtvoll entwickelten Gestalt entfaltend, und beide wie getragen vom bestrickenden Rhythmus des Straußschen Walzers.

Kurt hörte auf zu tanzen. Wie ein Stich durchfuhr ihn plötzlich der Gedanke, daß dieser Waldow eigentlich für ein empfängliches Mädchenauge nicht ungefährlich, daß er der stattlichste und glänzendste Kavalier heut Abend war. Ob das wohl Hedwig auch schon gefunden hatte? Er mußte immer wieder hinsehen. Die konnten ja gar

Digitized

nicht genug bekommen. Jetzt endlich! Hochaufathmend sank Hedwig in einen Sessel und schlug einem jungen Offizier die Bitte um eine Extratour ab. Oho! Ob er wohl auch einen Korb bekommen würde? Und auch Kurt bekam sein Körbchen: „Bin zu erschöpft, einen Augenblick, lieber Vetter!“ Und der Vetter nahm die linke Hälfte seines Schnurrbarts zwischen die Zähne und schlug sich langsam seitwärts in ein Nebenzimmer, wo er am Büffet ein Glas Sekt hinunterstürzte. Was war das? Er, Kurt, abgewiesen? Himmel! Da sollte doch gleich . . . Er stürzte zurück in den Saal. Richtig, da plauderten die beiden immer noch ganz vergnügt, und jetzt, jetzt war die liebe Cousine wohl wieder zu Kräften gekommen, denn Waldow legte wieder den Arm um ihre Taille und weg waren sie.

„Wirklich recht nett!“ brummte Kurt, und verschwand noch langsamer als vorhin mit anhaltendem Kopfschütteln im Nebenzimmer. Diesmal dauerte es schon länger, bis er wieder zum Vorschein kam und er holte nun stracks die blonde Wittwe mitten aus der Tiefe eines gelehrten Colloquiums mit ihrem Privatdocenten heraus. Lächelnd überließ sich die junge Frau seinem rüstigen Arm und der Gelehrte zog sich in seine Ideen zurück. Dann kam Paula an die Reihe, bei der Kurt bereits wieder europäische Wärmegrade spürte, und die übrigen jungen Damen. Dazwischen wurde ein stiller Abstecher in das bewußte Nebenzimmer gemacht und so kam es, daß Kurt infolge der Wirkungen, welche Musik, Tanz, das bewußte Nebenzimmer und die wechselnden Frauen- und Mädchenschönheiten an seiner Brust auf ihn ausübten, bald in einen etwas erregten Zustand hineingerieth.

Das bemerkte Hedwig. Es wurde gerade eine Damenpolka getanzt. Zuerst forderte sie den jungen Offizier auf, dem sie vorhin einen Korb gegeben. Dann kam sie zu Kurt. Der hatte wieder die linke Hälfte seines Schnurrbarts zwischen den Zähnen und vollführte eine sehr, sehr förmliche Verbeugung. Als er nun aber das erste Mal heut Abend die geliebte Gestalt an seiner Brust fühlte, einen Augenblick lang zufällig ihre sammtweiche Wange die seine berührte, eine stumme Abbitte leistender Blick verstohlen den seinen suchte, ach, da wars ihm doch, als sollte er vergehen vor jauchzender Lust und zugleich verzehrender Sehnsucht und mit inbrünstiger Leidenschaft zog er während des Tanzens das geliebte Mädchen fest und fester in seine Arme und zum ersten Mal in seinem Leben dachte er: „Jetzt sterben!“ O, über den Sekt und die Liebe!

In lauschiger Nische unter Palmen und anderen tropischen Pflanzen fächelte er ihr Kühlung zu. Den suchenden Ausdruck in ihren Augen bemerkte er nicht. Er dachte schon nicht mehr an Waldow. Er hatte das Herz voll von leidenschaftlicher Zärtlichkeit für die schöne Cousine. Ein schneidendes Weh durchzuckte ihn, wenn er dachte, daß er sie heute zum letzten Mal für lange, lange Zeit sehen müsse. O, er hätte mit plötzlich aufsteigendem Ingrimm sein schwaches Herz in diesem Augenblick fast verwünschen mögen, daß es sich gerade jetzt am Ende der sorglosen Studentenzeit in so gefährliche Fesseln schlagen ließ, jetzt, wo er Kopf und Herz frei haben mußte für die unerbittlich strengen Anforderungen des Lebens. Aber daran konnte ja nur der ganz exceptionelle, ungesunde Seelenzustand Schuld sein, in

Digitized by Google

den diese teuflische Examenerfindung auch den vernünftigsten Menschen versetzen mußte, dies schleichende unmerklich am Mark zehrende Examenfieber! Aber nein, das war es nicht allein, die Hauptschuld trug jener verrückte Musikant, der ihn mitten in der besten Arbeit gestört, ihn aus seiner stillen Klause verscheucht hatte! — Sonst hätte er Hedwig damals nicht getroffen, wäre vielleicht gar nicht der Einladung zu Onkels Geburtstag gefolgt, und alles wäre anders gekommen. O, er hätte ihn vergiften mögen, den Nachbarn mit dem hohen Tenor und der chromatischen Tonleiter! Und doch! Um die Welt hätte er diese wenigen Augenblicke voll unbeschreiblich süßen Reizes an der Seite Hedwigs nicht missen mögen. Wie sündhaft schön schmeichelten und kosten die Geigen in zärtlich innigen Herzenstönen, zitternd in mühsam verhaltener Lust, jetzt hell aufjauchzend aus dunkler Accorde Tiefe und zum Himmel stürmend in allgewaltigen Klängen unbändigen Jubels, dann wieder sanft und sanfter abwärts wogend, fast verstummend in leisem Geflüster piano-pianissimo! Wie deutlich vernahm Kurt aus der Saiten Geraun das uralte „carpe diem!“ Und er wollte noch säumen, den Augenblick zu nützen, wollte verschmachten im brennenden Durst nach dem duftigen Thau dieser Lippen, die es ihm vor allem angethan hatten, verderben in qualvoller Sehnsucht nach einem Kuß? Heraus denn mit dem verwegenen Wort, mochte auch kommen, was wollte! Der Kühne gewinnt! Was sie wohl sagen würde, wie ihn anblicken mit den dunklen, tiefen Augen? Und wenn sie gar im verletztem Stolz erröthete? Gewiß würde sie erröthen nach scheuer Mädchenart, und gerade das gab ihrer stolzen Schönheit den lieblichsten, herzbezwingenden Reiz! Und Kurt begann:

„Ich sehe Sie heut' zum letzten Mal für lange Zeit, mindestens vier Wochen, theure Cousine.“

„O, diese Ewigkeit, theuerster Vetter! Wie werde ich die ohne Sie überleben?“ lächelte die junge Dame, die ihn wieder völlig versöhnt wußte. Der Trennungsschmerz hat Sie wohl zuletzt so stumm gemacht?“

„Sie spotten noch“, entgegnete er. „Sie können es ja auch. Sie wandeln weiter im rosigen Licht, aber ich, ich scheide heute aus für lange Zeit aus der Menschen froheren Gemeinschaft, um hinabzusteigen mitten in herrlichster Sommerzeit in die öden, kalten Tiefen halbverschütteter, altrömischer Rechtssysteme, wohinein weder Mond noch Sonne scheint. Wenn Sie ahnten, was das für ein lebenslustiges Studentenherz bedeutet, das sich jahrelang im buntesten, tollsten Wirbel des Lebens allein wohl gefühlt hat! Wenn Sie wüßten, wie wüthend es sich gegen diese eiserne Nothwendigkeit aufbäumt! Ich bin kein Gelehrter und werde es nie sein. Verhaßt ist mir das Stillsitzen, Sinnen und Grübeln über todten Büchern. Und was thut's? Ich werde drum hoffentlich doch noch ein tüchtiger Richter, wenn ich die Examina überstehe, ein Mann der Praxis, der ebenso nothwendig ist wie der Gelehrte, der ebensoviel Verstand braucht zu blitzschneller, richtiger Beurtheilung der Rechtsverhältnisse im alltäglichen Leben, wo oft der gesunde Menschenverstand den Ausschlag giebt, als der Gelehrte bei seiner ruhigen gemächlichen Arbeit, zu der er Zeit hat. Nein, tagein tagaus Studiren in verstaubten Folianten, das verträgt

Digitized by Google

meine Natur nicht, dagegen sträubt sich mein ganzes Wesen. Und nun soll ich vier Wochen lang am Schreibtisch kleben? denn ich werde sonst nicht fertig.

Soll die Freunde sehen abends kneipen gehen,
Soll die Wolken sehen nach dem Süden ziehen,
Soll zu Hause sitzen, Freud' und Freunde fliehen,
Soll beiseite stehen und nicht mit dahin?!

Sie hören, welche Verse mir der Schmerz auspreßt. Ich sehe ja ein, es geht nicht anders. Aber ich kenne mich und meine menschliche Schwachheit sehr gut, ich fürchte, ich setze es nicht durch, ich fürchte, ich fürchte . . ."

Tief seufzend brach er ab und schaute auf, um in den ausdrucksvollen Zügen des Mädchens zu lesen, ob er Bresche geschossen mit dem ersten Angriff. Es schien so. Er begegnete einem mit warmer Theilnahme auf ihn gerichteten Blick.

„Ich verstehe Sie, lieber Vetter", sagte sie in herzlichem Ton, „ich verstehe Sie und weiß Ihren Schmerz zu würdigen. Aber bedenken Sie, welche Freude Ihre Eltern haben werden, wenn Sie ihnen schreiben, daß die Arbeit richtig abgeliefert, also die Hälfte des Examens schon überwunden ist. Heute früh erhielt ich einen Brief von Ihrem lieben Papa, einen großen, langen Brief, spaßig und voll lustiger Einfälle, wie der alte Herr immer an mich schreibt, aber ich las zwischen den Zeilen die Sorge um den Herrn Sohn heraus, der nichts von sich hören läßt. Ich soll nach seinem Jungen sehen, soll ihn vor mich citiren und fragen, ob er auch hübsch solide und fleißig ist, soll forschen, wie es mit ihm steht, ihm nöthigenfalls auch ein bischen ins Gewissen reden, soll dem Onkel alles schreiben und . . ."

„Na, das ist aber stark, nun stellt mich der Alte gar unter Weiberkuratel," knurrte Kurt vor sich hin.

„Was brummen Sie da? Aber so seien Sie doch nicht so entsetzlich muthlos, Sie lieber, alter Vetter und machen Sie nicht ein solches Leichenbittergesicht!" wandte sie sich mit plötzlich ausbrechender Lebhaftigkeit und einem reizenden Anflug von Aerger und Ungeduld an den unerklärlich schweigsam und mürrisch Dasitzenden: „Sie stellen sich die Sache doch auch gar zu schlimm vor. Courage, monsieur! Es wird alles gut werden! Gleich morgen schreibe ich an den Onkel: „Der Kurt hat mir mit Hand und Mund versprochen, daß er sich jetzt ernstlich mit seinem Vater familias oder wie das abscheuliche Thema heißt, benehmen und die Arbeit pünktlich abgeben will. Und was der Kurt ernstlich verspricht, das hält er im Guten wie im Bösen, das wissen wir." Wie wird sich der Onkel freuen! Doch halt, erst müssen Sie mir auch die Hand darauf geben, Kurt. Schnell! Hier auf dem Rücken habe ich sie. Wir können uns doch nicht vor aller Augen die Hände schütteln. Aber so machen Sie doch! Sie sind ja heut' ganz erschrecklich schwerfällig. Sehen Sie, Paula sucht Sie schon. Sie wird bald kommen und mir meinen Ritter von der traurigen Gestalt entführen. Ich glaube, sie ist ein klein wenig eifersüchtig auf mich. Ich muß auch noch Herrn Waldow auffordern, er tanzt vorzüglich."

„Schon wieder dieser verd . . . Waldow!" brummte Kurt grimmig.

Digitized by Google

„Na, unsere Freundschaft wird wohl nicht lange dauern, wenn das so fortgeht."

„Aber jetzt bitte ich ernstlich um Ihre Hand, Vetter", drängte die junge Dame, „hören Sie denn nicht? Zum sichern Zeichen Ihrer Einwilligung und Ihres festen Entschlusses! Denn das Reden scheinen Sie verlernt zu haben. Sie können ja thun, als wenn Sie nach der Lehne meines Stuhles griffen. Mein Gott! Was ist der flotte Kurt ängstlich, wenn er seiner Cousine einmal in deren eigenem Hause verstohlen die Hand drücken soll. Es sieht's ja niemand! So geben Sie doch!" Und in reizender Hast rückte die schöne Verführerin noch dichter an Kurt heran.

Der aber saß da wie eine Bildsäule. Wohl sah er die kleine, feinbehandschuhte Rechte verstohlen und ungeduldig nach der seinen verlangen. Wie gern hätte er sie mit Inbrunst an seine Lippen gedrückt! Aber noch bezwang er sich und entgegnete bedächtig:

„Sie verlangen viel. Ich soll Ihnen ein schwerwiegendes, schwer zu erfüllendes Versprechen geben ohne Gegenleistung von Ihrer Seite? Umsonst ist der Tod! Was ist mein Lohn, schöne Cousine, wenn ich wirklich leiste, was ich versprechen soll? Was gewähren Sie mir, Hedwig, wenn ich mein Versprechen halte?"

„Ich?" fragte sie in leichter Verwirrung, „was kann ich, was soll ich Ihnen denn . . ." und in mädchenhafter Scheu, trotz ihres starken Selbstbewußtseins vor der ihr plötzlich aus Kurts Blicken heiß entgegenflammenden Leidenschaft erschreckend, zog sie die noch immer ausgestreckte Hand zurück und wiederholte mechanisch:

„Was kann ich Ihnen . . . ?"

„Was Sie mir geben können, Hedwig, fragen Sie? Hören Sie mich! Nur noch zwei Minuten hören Sie mich an!" Und jetzt brachen alle Schranken mühsamer Beherrschung, die Kurt so lange aufrecht erhalten hatte, und athemlos, in abgerissenen, zusammenhangslosen Sätzen kam es von seinen bebenden Lippen: „Ich will es Ihnen sagen, Hedwig, wenn Sie nicht schon ahnen, wonach jede Fiber in mir schreit, seit wir neulich bei Lanczek die schönste Stunde meines Lebens zusammen weilten. Nein! Sie können es nicht ahnen, das tolle, abenteuerliche Verlangen, das mich zu verzehren droht. Hedwig! Wenn ich gesunden soll von dem Fieber, das mich gepackt hat . . . Sehen Sie, ich muß etwas haben, was mich die langen, schweren Wochen hindurch aufrecht erhält, mich immer wieder zu neuen Anstrengungen anfeuert, wenn das geringe Quantum meiner Ausdauer verbraucht ist. Ein hohes Ziel, ein in nicht allzuweiter Ferne winkendes Ziel muß ich haben, an dem ich mit ganzer Kraft der Seele hänge, oder aber . . . Hedwig! Die unverhoffte, warme Theilnahme, die Sie jetzt plötzlich an mir nahmen, Ihre herzliche Freundlichkeit, die Sie mir neulich bezeigten — ach, Sie haben mich früher nie verwöhnt — Ihre hinreißende Schönheit haben mein allzu rasches Blut in Flammen gesetzt! Nein! Fürchten Sie keine banale Liebeserklärung; ich weiß, daß ich Ihnen nicht gerade unangenehm, aber im allgemeinen ziemlich gleichgiltig bin; ich bin kein Thor, der um Gegenliebe wirbt, wo nichts zu hoffen ist. Aber was kann ich dafür, daß ein freundlicher Blick von Ihnen mich mit trunkener Seligkeit erfüllt, der Klang Ihrer Stimme

Digitized by

mich im Innersten erbeben läßt, Ihre Nähe wie jetzt mich zu dem wahnwitzigen Wunsch bethört, der mich Tag und Nacht verfolgt, Sie einmal, nur einmal in meinen Armen zu halten, in einem einzigen Kuß all' die glühende Sehnsucht, die mich noch toll macht, büßen zu dürfen! Wenn ich ein solches Glück hoffen darf, wenn ich hoffen darf, von den Lippen des schönsten Weibes den herrlichsten Lohn zu empfangen, dann soll mir das Arbeiten eine Lust sein, dann will ich alles thun, was Sie von mir verlangen, dann verspreche ich hier mit Hand und Mund, zu leisten, was nur ein Kandidat zu leisten vermag. Vergeben Sie mir! Es ist ja kein Fremder, der zu Ihnen spricht. Ein solcher dürfte das nie wagen. Und nehmen Sie die Sache nicht so tragisch! Nehmen Sie es als das letzte Aufflackern, als den Schwanengesang, nein, als Schlußcouplet deutscher Studentenromantik, die in dem wirren Kopf Ihres armen Vetters ein letztes Mal spukt, ehe er still ins Philisterium hinübersteigt. Wenn die Jugend, wenn Studenten und junge Mädchen nicht noch ein leises Verständniß für diese harmlose Kinderkrankheit unseres neunzehnten Jahrhunderts haben, wer soll denn die nothwendigen Dummheiten in unserer gebildeten Welt begehen! Im dritten Jahrtausend werden ja die Studenten die schwärmerischen Gefühle und Wünsche unserer Epoche nur noch als historisches Kuriosum in ihren Kollegheften verzeichnet, aber nicht mehr im Herzen mit sich herumtragen, wenn das mit der Blasirtheit so fortgeht. Lassen Sie es also gelten als letzte spätromantische Dummheit Ihres gefühlvollen Kurt. Er hat ja schon so viele andere auf dem Gewissen, daß ihm zu thun nur diese übrig bleibt. Und damit gedenkt er abzuschließen. Eigentlich ist die Idee auch gar nicht so übel. Bedenken Sie, Hedwig, ein Kandidat, der nicht arbeitet um staatlicher Anstellung, guten Vorkommens, Erreichung weltlichen Urtheils willen, sondern nur um . . . Wenn das mein Papa oder die Prüfungskommission einmal erfahren, lachen sie sich über diese selbstständige Auffassung von der Bedeutung einer ersten juristischen Prüfung wieder jung. Nachher will ich ja auch so vernünftig werden wie ein corpus juris. Zürnen Sie mir, Hedwig?"

Sie war bleich geworden. Verletztes Gefühl und tiefe Empörung über so kecke Zumuthung hatte sie aufspringen und den tollen Studenten mit eisiger Unnahbarkeit zurückweisen wollen. Und doch war sie geblieben. Die Sprache der Leidenschaft, die zum ersten Mal an ihr Ohr drang, hatte sie ergriffen. Sie hätte ja kein Weib sein müssen, wenn sie nicht trotz aller Sophistereien Kurts die Tiefe der Leidenschaft geahnt hätte, die ihn selbst unbewußt ergriffen hatte. Wenn ein anderer so zu ihr gesprochen hätte?! Gesprochen? Hatte sie aus dem leisen Beben einer klangvollen Stimme, aus dem Blitzen von einem Paar feuriger, schwarzer Augen nicht schon ähnliches dunkel herausgefühlt, aber immer noch ängstlich abgewehrt? War sie noch dieselbe wie früher, seit ein Bild männlicher Kraft und Schönheit im Verein mit den bestechendsten Eigenschaften sich urplötzlich und sieghaft all' ihres Denkens bemächtigt hatte? Hatte sie nicht schon öfter die beseeligende Ahnung eines nahen, überschwenglichen Glückes empfunden? Nur auf die Bühne sollte er nicht! Das würde Papa nie zugeben. Aber was konnte sich nicht alles in vier Wochen ereignen! Wenn sie

Digitized by Google

auch einmal leichtsinnig sein dürfte und auf die kühne Idee des übermüthigen Studenten einginge, um sich desselben zu vergewissern, ihm aber zugleich eine Falle stellte, damit er gründlich seine Sünden büßte? Wie recht geschehe es dem argen Kurt, wenn er ein empfindliches Fiasko erlebte! Und mit plötzlichem Entschluß wandte sie sich dem in ängstlicher Erwartung Dasitzenden zu und sagte:

„Ihres Papas wegen will ich Ihnen verzeihen und die Sache leicht nehmen. Hier meine Hand! Ich verspreche . . ." sie erröthete lebhaft, „aber mit einem selbstverständlichen Vorbehalt: wenn ich mich inzwischen verlobe, so gilt die Abmachung nicht."

„Tausend Dank, göttliche Cousine!" jubelte Kurt. „Die Ehen werden ja im Himmel geschlossen, die Verlobungen gewiß im siebenten; so schnell arbeitet die hohe Ehekommission da oben nicht!"

Sprach's, warf geschickt wie aus Ungeschicklichkeit den Fächer zu Boden, bückte sich danach, berührte dabei im Fluge eine kleine Hand, die sich ihm schleunigst entzog und wirbelte in der nächsten Minute mit Paula, die ihn endlich gefunden, im Saale umher. Er war mit ihr und aller Welt versöhnt. Die Damen fanden, daß er nie besser getanzt, noch liebenswürdiger unterhalten habe als heute.

Der Ball ging zu Ende. Der Kotillon war wundervoll und reizend wie immer bei Kommerzienraths, sagten die jungen Mädchen. Man trank den Kaffee, verabschiedete sich, die Equipagen fuhren vor, die Herren brannten noch eine frische Cigarre an, die Damen hüllten sich ein und schmiegten sich schon halb träumend in die Wagenecken, die Pferde bäumten, die Kutscher schimpften, fort gings, und ein schönes Fest war vorüber.

Kurt war als Verwandter einer der letzten, die das Haus verließen. Als er an der hohen Gartenmauer entlangschritt, über welche die süß duftenden Linden ihre Zweige regungslos herabhängen ließen, schaute er zum Monde empor, der vom wolkenlosen Nachthimmel mit silbernem Glanz auf die schweigenden Paläste ringsum herabschien, sich in den hohen, dunklen Fenstern spiegelte und seine Strahlen auf den glitzernden Fluten des nahen Flusses tanzen ließ. Betäubender Lindenduft wehte aus allen Gärten herüber. Nur der Strom rauschte leise in der stillen Sommernacht. Sonst regte sich nichts. Es war eine Stunde von unnennbar heimlichem Zauber. Auch der Wächter saß träumend auf dem Rande eines Springbrunnens und fuhr nur einmal empor, als eine Equipage auf Gummirädern vorbeigesaust kam. Schnell wie sie gekommen, war sie verschwunden. Ein Paar blendender Schultern hatte Kurt im Mondlicht aufleuchten, zwei weiße Arme sich um ein bärtiges Männerhaupt schlingen gesehen; wohl ein junges Ehepaar, das auch von einem Feste heimkehrte, dann war alles wieder still, der Wächter träumte weiter und Kurt starrte wieder hinauf in das liebe Gestirn der Nacht, den trauten Genossen längstverklungener, froher Zeiten, die aber alle wie Schatten verblichen vor dem vollen Glück dieser Stunde. War es denn Wirklichkeit, was er heut' erlebt? Er irrte noch lange in den schönen stillen Straßen des gartenreichen, vornehmen Viertels umher und zauberte sich immer wieder die geliebte Gestalt mit all' ihrer prangenden Mädchenschönheit vor Augen. Einmal dachte er auch an Paula, wie sie so hübsch beim

Digitized by Google

Tanzen ausgesehen hatte. Dann ging er schlafen und träumte, daß die kritischen vier Wochen bereits vorüber, Hedwig aber schon eine verheiratete Frau mit erwachsenen Töchtern war, deren älteste Paula hieß, aber ganz Waldows Züge trug und auch dessen langen, schwarzen Schnurrbart hatte, weshalb er sich von ihr nicht küssen lassen wollte, obgleich er sie heiraten sollte und noch vieles andere tolle, verworrene Zeug.

IV.

Ein paar Tage nachher sitzen die ehemaligen feindlichen Nachbarn ahnungslos und in Frieden wieder zusammen in ihrem neuen Quartier. Es ist eine höchst komfortable Wohnung. Besonders Waldow hat sich sehr behaglich und wohlhabend eingerichtet.

In seinem Zimmer am Schreibtisch sitzt Kurt; er hat die fleißige Feder ruhen lassen und schaut sinnend und sehnsüchtig durch die weit offenen Fenster, vor denen Mückenschwärme auf- und niederspielen, hinaus in den stillen, warmen Sommernachmittag. Die Sonne neigt sich bereits dem Untergang zu, schräg fallen ihre Strahlen auf den großen Rasenplatz vor dem Hause, auf dem die Kinder nach der Woche Last und Hitze im Vorgefühl des morgenden, freien Sonntags sich tummeln. Ihr Singen und Jubeln dringt zu dem müden Arbeiter herauf, der morgen nicht frei hat. Ihm ist jetzt jeder Tag Werkeltag.

Am Tische hantirt geschäftig der andere, rückt zwei Sessel heran, bringt Cigarren, die Wirthin trägt ihm Gläser und Flaschen auf einem Brette herein, leise beginnt's unter seinen Händen zu klingen und zu klirren. Er hat eine Sendung uralten Chateau d'Yquem von Hause erhalten. Die soll heut' d'ran glauben. Der erste Korken knallt. Das ist mehr als Musik für Kurts Ohr. Er regt sich wieder.

„So, nun rücken Sie heran, Sie armer Papierwurm!" schallts jetzt frisch und fröhlich beim Knallen eines zweiten Pfropfens. Lassen Sie einmal die alten Glossatores und Postglossatores in Ruhe und spülen Sie den klassischen Staub, der hier überall in der Luft herumwirbelt, mit einem kräftigen Schluck hinunter! Sie müssen sich doch auch 'mal eine Erholung gönnen. Das hübscheste Mädchen soll leben! Prosit!"

Kurt ließ sich nicht lange bitten. Der Wein war gut.

„An wen dachten Sie eben", fragte er, sich behaglich mit einer vorzüglichen Regalia in seinen Sessel zurücklehnend, „an ein Ideal oder weibliches Fleisch und Blut?"

„An eine Verkörperung des ersteren in letzterem", lautete die Antwort.

„Was Sie sagen! So gehen Sie wohl gar schon auf Freiersfüßen?"

„Alt genug wäre ich dazu. Bin Ihnen ja schon ziemlich voraus an Jahren. Alles verliebt und verlobt sich. Soll ich ewig Junggeselle bleiben?"

„Brrr, heiraten, schrecklicher Gedanke!" meinte Kurt. „Will Ihnen mal ein paar hübsche Gesichter in meinem Album zeigen, Ideale sind's freilich nicht."

Digitized by Google

Er holte sein Photographienalbum und sie sahen es gemeinschaftlich durch, kritisirten, lachten, stritten, plauderten, wie man es beim gemüthlichen Durchblättern eines Familienalbums thut. Dann brachte Kurt aus einem Geheimfach seines Schreibtisches ein großes Bild, den Onkel Kommerzienrath mit den Seinen in ganzer Figur darstellend.

„Ah", machte Waldow, und begann sofort mit großem Aufwand von Kunstverständniß über die vortreffliche Gruppirung, die sprechende Aehnlichkeit und die brillante Ausführung der Aufnahme zu sprechen. Kurt schwieg, versunken in Anschauung.

„Wird wohl bald vergeben sein, Ihre schöne Cousine?" fragte dann plötzlich möglichst gleichgiltig der enthusiastische Bewunderer der ausgezeichneten Arbeit.

„Wer weiß? Sie ist sehr wählerisch. Es soll durchaus ein Offizier sein. Sie schwärmt fürs Militär, der Onkel auch."

„So?" machte Waldow etwas gedehnt. „Allerdings, die jungen Damen haben meist ein faible dafür; ist ja auch begreiflich." Dann zeigte auch er die Bilder seiner Verwandten und Freunde.

„Kurt stutzte förmlich, als er Waldow als Reserveoffizier photographirt erblickte. Der Mensch mußte in Uniform ganz prachtvoll aussehen! Er sprach das offen aus und meinte scherzend, daß er das Bild einmal seiner Cousine zeigen wolle.

Jenem stieg die helle Röthe in die Stirn; er klappte schnell das Album zu und trug es weg, stolperte dabei über ein heimtückisch unter einem Sessel hervorlugendes, dickes, schweinsledernes corpus juris mit messingenen Beschlägen und mächtigen Schlössern.

„Natürlich, meine unglückseligen Pandekten!" lachte Kurt. „Sie sind heute schon der dritte, der darüber stolpert, zuerst die Wirthin, dann ich und nun Sie, doch niemand hebt sie auf. Aber wahrhaftig, meine halbe Bibliothek liegt wieder auf der Erde. Da muß doch 'mal energisch Ordnung gemacht werden."

„Pandekten?" fragte Waldow, offenbar froh auf ein anderes Thema übergehen zu können. „Sie sprechen so oft von Pandekten. Ich habe eine dunkle Ahnung vom Gymnasium her, daß es eine Kodifikation von Gesetzen ist, aber Sie könnten mir 'mal das Genauere auseinandersetzen, was eigentlich darin steht. Bitte, geben Sie mir zu meiner Belehrung eine regelrechte, juristische Definition der Pandekten!"

Kurt legte sich mit vieler Wichtigkeit zurück, zog die Augenbrauen hoch und die Stirne kraus, wie ein Examinand in kritischen Momenten, suchte sich nach dem unvorhergesehenen Ueberfall auf römischem Rechtsgebiet erst etwas zu sammeln, indem er sinnend seine ausgezeichnet gelungenen Rauchringel verfolgte, räusperte sich dann, hustete, räusperte sich wieder und begann:

„Pandekten ist . . . Pandekten sind . . . Ja, Pandekten sind also . . . Na, wissen Sie, das ist aber auch gerade eine ganz verdammt schwere Frage, die Sie mir da vorlegen. Wenn Sie mich examiniren wollen, müssen Sie vorsichtiger fragen. Die regelrechte Definition, wie sie im Examen verlangt wird, ist nämlich mindestens einen halben Meter lang und hat allerlei verfängliche Stellen. Kunst-

Digitized by

gerecht definiren ist überhaupt kein Spaß, kann ich Ihnen bloß sagen, aber ich will doch . . ."

„Quälen Sie sich nicht unnützerweise", unterbrach ihn lächelnd Waldow. „Vom Kaiser Justinian sind sie, nicht wahr? Das weiß ich noch, und seine Frau Gemalin hieß Theodora, stimmt das?"

„Seine Frau?" rief Kurt mit Eifer und kampfbereit, als wenn es gälte, eine historische Kontroverse von Wichtigkeit auszufechten. „Gemalin? Das erlaube ich mir doch sehr zu bezweifeln. Kirchlich angetraut waren sie sich gewiß nicht, aber vielleicht hat die römische Civilehe . . . Na, ich will Ihnen 'was sagen, wir wollen die ganze Sache lieber ruhen lassen. Sonst kommen Sie mir womöglich mit Fragen über die römische und heutige Ehe — Sie sind ja, wie es scheint, Ehekandidat — und das ist für mich ein sehr ekliges Thema. Heiliger Bonifacius! Was muß ich noch alles lernen! Sagen Sie mal, haben Sie nicht auch ein paar Semester in Heidelberg studirt? Mich däucht, Sie sprachen mal davon."

Waldow bejahte, ließ sich aber nicht ablenken und wollte wissen, bis zu welchem Jahre Kinder der Einwilligung ihrer Eltern zum Heiraten bedürften, und was für Folgen die Versagung dieser Einwilligung habe. Kurt gab Auskunft. Dann sprachen sie von anderen Dingen, tauschten frohe und trübe Erlebnisse vergangener Tage miteinander aus und vertieften sich endlich in wehmüthige Erinnerungen an die schöne Heidelberger Zeit.

Inzwischen war es immer dunkler im Gemach geworden. Die Sonne war hinunter, der Kinderlärm draußen verstummt, der Mond stieg am Himmel empor und füllte den Raum mit seinem fahlen Schein. Unmerklich rückten die Strahlen an der Wand und auf dem Fußboden vor, über wüst umherliegende Bücher und umgestürzte Flaschen hinweg. Die Unterhaltung der beiden war immer einsilbiger geworden und hatte zuletzt ganz aufgehört. Waldow trat an sein Instrument und sang mit Inbrunst das Schumannsche Lied mit dem Text von Heinrich Heine:

Ich will meine Seele tauchen
In den Kelch der Liebe hinein.
Die Liebe soll klingend hauchen
Ein Lied von der Liebsten mein.
Das Lied soll schauern und beben
Wie der Kuß von ihrem Mund
Den sie mir einst gegeben.
In wunderbar süßer Stund'.

Dann folgte ein frisches Burschenlied. Kurt hatte das sorgenschwere Haupt in die Hand gestützt und hörte traumverloren zu. Die Klänge riefen ihm längst verrauschte Stunden aus der ersten, frohen Studentenzeit in die Erinnerung zurück, aus den Ferienreisen tief hinein ins sagenumwobene Gebirge mit seinen stillen, schattigen Wäldern und den sonnigen, windumbrausten Höhen. Er stand wieder bei aufgehendem Vollmond auf altersgrauer Mauerzinne hoch auf des Gebirges Scheitel, den gefüllten Pokal in der Hand, ein Vierteljahr Ferien vor sich, ein paar lieber, lustiger Corpsbrüder neben und einen ganzen Sack Geld hinter sich und schaute hinab auf die schweigenden Wälder ringsum, die tannendüstren Schluchten und die im silbernen Himmelslicht geister-

Digitized by Google

haft weiß hervortretenden, zerklüfteten Felsenmassen, blickte hinauf zum sternenflimmernden, unergründlichen Firmament, und die uralte, deutsche unbestimmte und doch so übermächtige Sehnsucht nach irgend einem überschwenglichem Glück zog wieder wie damals durchs übervolle Herz. Ein tiefer Seufzer hob seine Brust. Die Zeiten waren vorbei. Er fühlte es, die schönste Epoche des Lebens war abgeschlossen. Es hieß Abschied nehmen von des Lebens Mai! Genug des Schönen mochte die Zukunft noch bieten, aber nie wieder so sorglose, so freie und ungebunden, nur den Augenblick fühlende Lust wie damals.

Waldows Lied war zu Ende. Beide schwiegen. Durch die tiefe Stille des lauen Sommerabends wehten aus einem der in der Nähe liegenden Gärten die Strophen eines Studentenliedes herüber. Die silbernen Strahlen des Mondes rückten immer weiter vor, fielen hell auf die blanken Schläger an der Wand und die bunte Mütze darüber und spielten in den mit magischem Schein aus dem Dunkel aufleuchtenden halbgeleerten Flaschen und Gläsern auf dem Tisch und dem Boden.

„Alt Heidelberg, Du Feine . . .“ summte Waldow leise vor sich hin. „Ich glaube, wir schwärmen wie ein paar junge Mädchen“, sagte er dann, trat ans Fenster und schlug die Vorhänge weit zurück. Die Sterne blinkten hernieder.

„Ich halt's nicht länger aus hier in der dumpfen Luft. Kommen Sie mit Kurt?“

Schweigend verließen beide die Wohnung.

V.

Kurt entwickelte eine wunderbare Ausdauer. Er arbeitete Tag und Nacht. Waldow störte ihn nicht. Es war, als wenn der keine Ruhe mehr zu Hause hatte. Er verkehrte jetzt viel bei Kurts Verwandten und brachte oft Grüße von Hedwig, mit der er fleißig musizirte. Seine Stimmübungen hatte er ganz aufgegeben und sprach oft davon, daß er sich nicht entschließen könne, zur Bühne überzugehen, welche Aussicht ihm nie viel Freude bereitet habe, nur des ungebundenen Lebens halber, das er bisher habe führen können und weil es zu Hause so sehr gewünscht werde, habe er seine persönlichen Neigungen und Wünsche, die ganz wo anders hinzielten, zurückgedrängt. Aber jetzt wolle er nicht länger säumen, damit hervorzutreten, wenn es auch einen harten Kampf kosten sollte. Und in der That, die Korrespondenz, die sich zwischen ihm und seiner Mutter entwickelte, war von einem Umfang und von einer Lebhaftigkeit, die Zeugniß von der Schwierigkeit des Falles ablegte. Mit jedem Briefe, den er erhielt, wurde er aufgeregter. Er unterhielt sich viel mit sich selbst, und es fehlte nicht an sehr energischen Stellen in den Monologen, die er jetzt öfter bei verschlossenen Thüren in seinem Zimmer hielt. Dann zeigte er sich wieder in ganz ungewohnt weicher, wehmüthiger Stimmung, die ebenso plötzlich in die übermüthigste Lustigkeit umschlug. Jeder andere wäre aufmerksam geworden, nur Kurt kümmerte sich nicht um die Schmerzen seines Hausgenossen. Er hatte vollauf mit sich zu thun und konnte sehr ungemüthlich werden, wenn Waldow

Digitized by Google

alle Augenblicke kam und das bewußte große Bild sehen wollte, um sich die Adresse des Photographen zum zehnten Mal aufzuschreiben, den er seiner vorzüglichen Arbeit wegen in Nahrung setzen wolle.

Eines Tages kam Waldow wie der Sturmwind in Kurts Zimmer gesegelt, hob diesen ohne ein Wort zu sagen sammt seinem Stuhl hoch in die Lüfte, drehte sich dreimal mit ihm wie ein Kreisel in der Stube herum, gab ihm einen mächtigen Schmatz auf beide Backen, warf ihn dann in eine Sophaecke, daß es krachte und stürzte, stolperte, haspelte wie ein Besessener über die kleine Hindernißbahn, die Kurt wieder auf dem Fußboden mit seiner Examenbibliothek angelegt hatte, davon. Die andere Hälfte der Bibliothek kollerte von Sesseln, Sopha und Schränken herab, wild hinter ihm drein.

„Na, die Hitze!" sagte Kurt bloß, als er wieder Boden unter sich fühlte, „ich schnappe nächstens auch über, wenn ich bei dieser Temperatur meine Kopfnerven noch lange in so unerhörter Weise anstrengen muß. — Oder er hat sich irgendwo verlobt, der Unglücksmensch!"

Acht Tage darauf, eines schönen Nachmittags, bald nach Tische war's geschehen. Kurt lehnte ganz schwach in seinem Sessel. Er hatte eben den letzten Satz ins Reine geschrieben.

„Wenn meine Gesundheit nur nicht gelitten hat!" lispelte er nur noch ganz leise vor sich hin; dann schlief er ein. Müde sank des Märtyrers Haupt auf die tief und gleichmäßig athmende Brust herab.

Nach einer halben Stunde weckte ihn die Wirthin, welche einen soeben vom Postboten für Herrn Waldow abgegebenen Brief hereinbrachte. Auf dem Couvert sei irrthümlich die frühere Wohnung des Herrn Waldow angegeben, meinte sie, deshalb habe sich der Brief durch den Umweg schon etwas verspätet. Ob der Herr vielleicht dem andern Herrn, der immer erst so spät nach Hause komme, den Brief mitnehmen wolle? Kurt steckte den Brief ohne weiteres ein, mit dem Bemerken, daß er Herrn Waldow bei seinem Onkel zu treffen hoffe. Dann ging er speisen. Er war die letzten Tage nicht außer dem Hause gewesen und hatte sich kaum Zeit zum Genießen einiger frugaler Bissen gelassen, um nur rechtzeitig fertig zu werden. Er speiste lang und er speiste gut und trank in vollen Zügen von der theuren Marke, die er sich heut zur Feier des Tages hatte geben lassen. Brauchte er doch nicht wie sonst zu befürchten, daß er nachher am Schreibtisch einschliefe, wenn des Guten zu viel geschähe. Nachher nahm er mit Behagen ein Bad, ließ sich frisiren und ging zunächst zu Lanczek, wo er einst mit Hedwig zusammengesessen.

Er war wieder Mensch mit anderen Menschen. Wie anders sah die Welt aus, wie freute er sich wieder des bunten, fröhlichen Gewühls auf den breiten, eben frisch gesprengten Straßen! Wie sommerlich heiter blaute der Himmel über den großen, freien Plätzen mit ihren im saftigsten Grün prangenden, buschigen Gartenanlagen! Lustig klingelten die Pferdebahnwagen die Straßen hinab, prächtige Equipagen brausten hinterdrein, von feurigen Thieren gezogen. Fröhlich schwatzten und drängten die Menschen auf den Trottoirs in hellen Schaaren den beliebtesten Konzertgärten und anderen Vergnügungsetablissements ihrer abendlichen Erholung entgegen. Es war ein anregendes Bild sommerlichen Großstadtlebens.

Digitized by Google

Auch die Mädchen sehen heut so hübsch und freundlich in ihren hellen Sommertoiletten aus. Kurt kaufte sich sofort eine prachtvoll duftende Rose und steckte sie ins Knopfloch. Neue Lebenslust pulsirte in seinen Adern, wohlige Zufriedenheit mit sich und aller Welt durchdrang ihn nach glücklich vollendetem, schweren Werk.

Im Café angelangt, setzte er sich an denselben Tisch, den er damals mit Hedwig eingenommen hatte. Gemächlich sah er bei einer Tasse Mélange und einer guten Cigarre dem Treiben der Menschen auf der Straße zu. Die Erinnerung an jenes köstliche tête-à-tête mit der schönen Cousine kam mit Macht über ihn. Vier lange, schwere, arbeitsvolle Wochen hatte er ihren Anblick, ihre Nähe entbehren müssen. Jetzt wollte er sich schadlos halten für all' die Qual und Mühe der letzten Zeit. Er malte es sich so schön aus, wie er die Gelegenheit nutzen werde, sich seinen Dank zu holen. In ihrem schattig kühlen Musiksalon, wenn sie sang und er neben ihr am Flügel lehnend auf Kommando die Noten umwenden würde, wie er es früher oft im Scherz ungeschickt genug gethan, dann, wenn sie geendet, würde er die reizende Gestalt in seine Arme ziehen, ihr leises Sträuben mit einem einzigen Wort besiegend, und sich satt küssen an den vollen, rothen Lippen, die sie ihm erröthend, aber gehorsam reichen würde. Und dann wollte er heim ins Vaterhaus, Vergessen suchen in eifriger Vorbereitung fürs mündliche Examen und ein neues Leben anfangen.

Aber heute! — Er sprang auf, eine mächtige Sehnsucht erfaßte ihn plötzlich und trieb ihn davon. Er zahlte und ging.

Als er im Hause des Onkels den alten Diener nach den Herrschaften fragte, hieß es: Das gnädige Fräulein sei mit Herrn Waldow allein im Garten.

„Nanu?" fragte Kurt erstaunt, aber der Mann lächelte nur verschmitzt. Er eilte in den abendlich stillen Garten. Regungslos standen die hohen Bäume, einförmig rauschten und plätscherten die Springbrunnen; der gelbe, sorgfältig geharkte Kies knirschte leise unter den Füßen. Es war niemand zu sehen. Auch der große Pavillon am Ende des Gartens war leer. Doch sie mußten noch vor kurzem hier gesessen haben. Hedwigs Sonnenschirm und Handschuhe lagen auf dem Tisch, daneben einige Bücher und Papier nebst Schreibzeug. Kurt griff nach einem der zierlichen, kleinen Handschuhe und drückte ihn schnell und verstohlen an seine Lippen. Dabei war ihm ein beschriebenes, loses Blatt in die Hand gekommen, welches sich, als er genauer hinsah, als Entwurf einer Verlobungsanzeige entpuppte:

Die Verlobung ihrer einzigen Tochter Hedwig mit dem Sekonde-Lieutenant im xten Regiment, Herrn Waldow, beehren sich hiermit ergebenst anzuzeigen Kommerzienrath Tarowitz und Frau.

„Himmelkreuzbombenmillionenschockdonnerwetter!" fluchte Kurt plötzlich, daß die Vögel in den Zweigen unruhig wurden und ängstlich hin- und herzuflattern begannen. „Da soll doch gleich . . ."

Nein, das war ja aber gar nicht möglich!

Er las noch einmal. Es waren die unverkennbaren Schriftzüge Hedwigs. Waldow hatte ein Paar sich schnäbelnder Tauben kunstvoll darüber gezeichnet und sein „Facit" mit Frakturschrift darunter ge-

Digitized by

schrieben. Man hatte also schon die Verlobungsanzeige gemeinschaftlich entworfen. Jeder Gedanke an einen Scherz war ausgeschlossen.

Mit einem abgrundtiefen Seufzer sank Kurt in einen Stuhl und begrub sein Gesicht in den Händen. Also so sollte dieser Tag enden! Darum hatte er sich in den letzten acht Tagen so übermenschlich gequält und abgehetzt, um jetzt zu erfahren, daß alle seine Anstrengungen umsonst waren?!

Wenn Hedwig ihm das wenigstens schon vor einer Woche angezeigt hätte — damals war ja die Verlobung offenbar zustande gekommen — mit Wollust hätte er die Arbeit verfallen lassen, um doch auch seine Rache zu haben. Nun hatte sie ihn überlistet. O, die Weiber, die Weiber!

Da knirschte es draußen auf dem Sand, und Waldow stand auf der Schwelle.

„Kurt, Sie hier?“ rief er überrascht. „Ah, Sie haben schon gelesen, Sie wissen, Sie wollen uns gratuliren? Kurt, Mann des römischen Rechts! Ich bin der Glücklichste aller Sterblichen. Aber so schneiden Sie doch nicht ein so gräuliches Gesicht, altes Haus, sondern lassen Sie ein paar unpassende Worte vom Stapel, wie sie ein zukünftiger Rechtsredner von Ihren Talenten nur so aus dem Aermel schütteln muß. Oder maulen Sie, weil Ihnen erst jetzt Kunde von dem Himmelswunder wird? Hedwig wollte nicht, daß Sie früher . . .“

„Bedaure, die Befremdung über eine so unnütze Heimlichthuerei mir gegenüber so schnell nicht verwinden zu können, daß ich Ihnen mit einem Sprüchlein aufwarten könnte“, unterbrach Kurt sehr befremdet den glückstrahlenden Bräutigam. „Die Dienstboten wissen schon die große Neuigkeit, die Sache scheint schon längst fix und fertig zu sein und mir theilt man nichts davon mit! Ich kam überhaupt nur, um mich zu verabschieden, wozu mir aber jetzt alle Lust vergangen ist; habe heut meine Arbeit abgeliefert und reise noch in kommender Nacht nach Hause.“

„Gehen Sie mir mit Ihrer plötzlichen Abreise!“ rief Waldow. „Was wird denn meine Braut sagen, wenn sie hört, daß . . .“

„Ihre Braut?“ grollte Kurt, der das Wort nicht hören konnte. Er beherrschte nur mühsam den Grimm über das Scheitern seiner schönsten Hoffnungen.

„Und Hedwigs Eltern?“ fuhr Waldow hartnäckig fort, „sie werden . . .“

„Ach was, lassen Sie mich mit Ihren Interjektionen in Ruhe oder ich werde ungemüthlich“, fiel ihm Kurt bissig ins Wort. „Sie können allen vorerzählen, was Sie wollen; ich werde mich schriftlich entschuldigen; und nun lassen Sie mich gehen. Hier habe ich einen Brief, der heute für Sie abgegeben worden ist, da nehmen Sie, nehmen Sie . . .“ er konnte den Brief aus mehreren anderen, die er in der Hand hielt, in seiner zornigen Erregung nicht gleich herausfinden, „hier haben Sie ihn und nun — hol' Sie der Böse“, wollte er seinem Grimm Luft machen — da verstummte er plötzlich. Sein Blick war auf die durchstrichene frühere Adresse des Couverts gefallen. Ein Ruck durchfuhr ihn, als habe er einen elektrischen Schlag erhalten.

Digitized by Google

„Wie? Was? Was lese ich hier?“ fragte er dann mit heiserer Stimme, den Brief in der Hand näher an Waldow herantretend, „sagen Sie 'mal, monsieur, wo haben Sie früher gewohnt, ehe Sie mit mir in die Krautstraße zogen, etwa Ritterstraße Nr. 1, 2 Treppen links bei Frau Schultze?“

Waldow nahm das Schreiben und sagte ruhig:

„Allerdings! Was ficht Sie an?“

Jetzt schmetterte Kurt Hut und Stock auf den Tisch, daß es krachte, trat mit geballten Fäusten dicht vor den andern hin und zischte durch die zusammengebissenen Zähne:

„Teufel! So sind Sie also der verrückte Musikant, der mich mit seinem entsetzlichen Geklimper und seinen rücksichtslosen Stimmübungen aus meinem vorigen Logis verscheuchte, obgleich er wissen mußte, daß ich zum Examen arbeitete, mich mitten in der besten Arbeit störte, mich zwang ein neues Quartier zu suchen, um nur wieder Ruhe für mein Studium zu haben! Und Sie habe ich bei meinen Verwandten eingeführt, Sie haben sich das zunutze gemacht, Sie haben zum Dank das herrlichste Mädchen mit ihrem verdammten Singsang und Ihrer glatten Visage bethört! — o, es ist ja eine brillante Partie — haben mich um all' mein . . . Herr des Himmels, das ist ja gleich zum Todtschießen! — Und der Mensch wagt es . . .“

„Herr!“ donnerte jetzt Waldow, der den eigentlichen, innersten Grund von des andern maßloser Erregung nicht ahnte, mit blitzenden Augen: „Wenn Sie noch ein Wort sagen, so vergesse ich die Rücksichten, die ich auf den Verwandten meiner Braut zu nehmen habe und . . .“

„Nun, und?“ fragte Kurt schneidend.

Die beiden kräftigen, jungen Männer standen sich einen Augenblick lang kampfbereit gegenüber und maßen einander mit den Blicken.

„Wie, Sie wagen mich herauszufordern?“ brach nun auch Waldow los, dem Kurts verletzende Insinuationen und die Entdeckung, daß dieser es war, welcher ihm damals den abscheulichen Streich mit dem lungenkräftigen Vierfüßler gespielt hatte, die Galle ins Blut trieb, „Sie? Der Sie mich im ganzen Hause lächerlich machten, mich nöthigten, meine Uebungen aufzugeben und meine Wohnung zu meiden, weil der verd . . . Köter jedes Anschlagen auch nur eines Tones unmöglich machte . . .“

„Sie haben mich ja selbst auf den famosen Gedanken gebracht“, lachte Kurt grimmig.

„Sie lachen auch noch“, fuhr Waldow auf, „über den infamen Streich, den Sie mir gespielt haben? Sie . . . “

„Wenn!“ schrie jetzt Kurt, dem Schmerz und Wuth über die Zerstörung seiner schönsten Träume durch den Verhaßtesten aller Nebenbuhler fast die Besinnung raubte, „wenn Sie mir nicht augenblicklich Ihren Kartellträger bezeichnen, so nenne ich Sie einen . . .“

„Aber Kurt, Waldow! Was habt Ihr?“ klang da eine leise, zitternde Stimme und die hohe Gestalt Hedwigs erschien in der Thür. Sie ahnte zum Theil was vorging, aber nicht alles. Mit fliegenden Worten erklärte ihr Waldow die wunderbare Entdeckung, die hier

Digitized by Google

soeben gemacht worden war. Sie hätte fast lachen mögen über das tolle Spiel des Zufalls. Aber die Situation war zu ernst. Sie erschrak vor der wilden Raufluft, die aus Kurts Blicken glühte, vor der drohenden Haltung des Geliebten. Hier war schnelles Handeln vonnöthen, wenn ein Unglück verhütet werden sollte. Nur keine Herausforderung zwischen den beiden ihr so lieben Menschen! Soeben riefen gar noch die Eltern ihren Namen vom Eingang des Gartens her. Wenn die nur nicht dazu kämen!

Rasch trat sie zwischen die Gegner und schob und schmeichelte den heftig widerstrebenden Verlobten mit unwiderstehlicher, lieblicher Hast über die Schwelle hinaus.

„Geh", flüsterte sie, „um Gotteswillen geh, den Eltern entgegen, sie treten schon in den Garten. Nur keine Scene! So geh' doch! Nur ich kann ihn versöhnen, ich allein . . ."

Dann kam sie zurück und nun wußte Kurt nicht wie ihm geschah — ein paar weiche Arme schlangen sich um seinen Hals, ein paar warme Lippen suchten die seinen . . .

„Lieber Kurt", hauchte sie unter schnellen, eifrigen Küssen, um ihn nicht zum Wort kommen zu lassen, „sei gut, laß die bösen, blutigen Gedanken! Versöhnt Euch! Wir sind ja so glücklich. Er ist ein so prächtiger Mensch und ich liebe ihn unaussprechlich. Jetzt komm' zu den Eltern!" Sie nahm ihn bei der Hand und wollte ihn mit sich ziehen. Aber er machte sich los, riß noch einmal das bebende Mädchen in seine Arme, preßte seine brennenden Lippen ihr auf Mund und Wange und war dann mit einem Sprunge durch den entgegengesetzten Ausgang des Pavillons hinter dichtem Gebüsch verschwunden.

Die Eltern merkten nichts; sie lächelten nur über die glühenden Wangen des jungen Paares.

Drei Monate später machte Kurt ein brillantes Examen. Am meisten freute sich entschieden seine treue Freundin Paula. Am Sonntag darauf wurde Hedwigs und Waldows Verlobung offiziell gefeiert.

Auch der alte strenge Gerichtsrath mit dem martialischen, schneeweißen Schnurrbart war aus dem fernen Osten gekommen.

„Hast's brav gemacht, mein Mädchen!" Damit nahm er in einer gemüthlichen Plauderstunde die erröthende Braut in seine Arme und küßte sie herzhaft auf die frischen Lippen: „Ich glaube, Du hast entscheidend auf den Jungen eingewirkt. Er hat öfter Andeutungen in dieser Richtung gemacht."

„Ach, Onkel, wenn Du wüßtest!" wehrte sie verlegen ab.

„Na, was giebt's? Immer heraus mit der Sprache, Kind!"

„Ach, er hat mir manchmal viel . . . viel zu schaffen gemacht. Aber es war sein letztes Studenten-Semester. Hoffentlich wird er jetzt ruhiger und gesetzter."

„Das ist er schon", sagte der alte Herr. „Als er damals nach Hause kam, schien er mir sogar ein bischen kopfhängerisch geworden. Ich glaube, der Junge hat Gedichte gemacht."

Im Nebenzimmer saßen Waldow und der angehende Staatsbeamte und suchten fleißig die besten Sorten des kommerzienräthlichen

Digitized by Google

Weinkellers zu ergründen. Waldow war bereits aktiver Offizier und in Uniform. Er hatte plötzlich eine so entschiedene Neigung zum Militärstand in sich verspürt, daß die anfangs heftig widerstrebende Frau Mutter doch klein beigeben mußte.

Sie hatten sich längst völlig ausgesprochen und versöhnt, die beiden ehemaligen Feinde auf Leben und Tod. Sie schimpften weidlich auf Frau Schultze, ihre erste Wirthin, die eigentlich an allem Unheil schuld war; Waldow stellte ihr dann aber sofort im nächsten Moment wieder eine Ehrenerklärung aus, weil aus all' dem Unheil so viel überschwengliches Glück für ihn hervorgegangen war, wobei Kurt allerdings regelmäßig ein etwas mißvergnügtes Gesicht zu schneiden immer noch nicht unterlassen konnte. Herzlich lachen mußten aber beide, wenn sie darauf zu sprechen kamen, wie Hedwigs munterer Einfall an jenem Festabend sie ahnungslos wieder als friedliche Hausgenossen in der Krautstraße zusammenführte, die sich in der Ritterstraße in bitterem Hasse flohen.

Ob Hedwig nicht schon damals ihre geheimen Absichten hatte, als sie in scheinbar alleiniger Fürsorge für Kurts Examenarbeit jenen überaus praktischen Vorschlag machte? Vielleicht wäre sonst manches anders geworden. Wer konnte wissen, was in so einem unschuldig ausschauenden Mädchenköpfchen alles ausgeheckt wurde!

„Hätten uns übrigens auch die Kosten und Unbequemlichkeiten des Umzugs mitsammt Ihrem Möbelwagen sparen und ruhig bleiben können, wo wir waren", brummte Waldow. „Wenn nur einer von uns den naheliegenden Gedanken gehabt hätte, nach des andern Wohnung zu fragen! So 'was kann aber auch nur in einer Großstadt passiren, wo man sich jahrelang am dritten Ort trifft und sonst einer sich nicht um den andern kümmert, nicht weiß, von wannen er kommt und wohin er geht. — Aber wart' Plutochen, mein Freundchen", und er nahm das riesige Thier, das sich vertrauensvoll und zuthunlich unter seinen Stuhl gelagert hatte, bei den Ohren, „dir werd' ich deine Aufführung gedenken. Du hast ja ein gräuliches Organ!"

Von dem mündlichen Vertrag zwischen Kurt und Hedwig und seiner prompten Erfüllung damals im Pavillon hat Waldow erst nach einigen Jahren erfahren, als Kurt sich mit der überglücklichen Paula verlobte. Sie hat ihn also doch gekriegt!

Eines schönen Tages zog Paula ihrem Bräutigam in einem unbewachten Moment ein mit Versen beschriebenes Blatt aus dem Geheimfach seines Taschenbuchs:

Mädchen, wenn Du nahe mir stehst,
Wenn Deine leise weiche Stimme
Tief ins zitternde Herz mir bebt,
Wenn Deine kleine, liebe Hand
Leis sich auf die Schulter mir legt,
Mädchen, dann möcht' ich umfassen Dich,
Zu Tode Dich küssen, Dich und mich!

Mädchen, wenn Du von mir gehst,
Wenn mit heimlich liebendem Blick
Scheu dem andern nach Du spähst,

Digitized by

Mädchen, dann faßt's wie Wahnſinn mich,
Mädchen, dann möcht' ich zermalmen den Wicht,
Dein junges Leben! — Du liebſt mich nicht!

las ſie mit erſtaunter Miene.

„Na, auf mich haſt Du das doch ganz gewiß nicht gedichtet!“ meinte ſie unſicher.

„Ungereimtes Zeug aus meinem letzten Semeſter“, ſagte Kurt ſinnend und nahm ihr ſchnell das Blatt weg.

Sie hatte ſo ihre eignen Gedanken, ſchwieg aber klüglich.

Digitized by Google

Die Schwindelrolle.

Eine harmlose Geschichte von Johannes Bohne.

Meine Cousine heißt Klara. Ein ganz reizendes Mädchen, voll guter Laune, wenn man ihr nicht gar zu sehr mitspielt, stets aufgelegt zu Scherzen wie ein neckischer Apriltag. O, wenn Sie einmal in ihre lachenden Augen geschaut, die stets von süßer Schelmerei strahlen, Sie würden sich für einen Tag in sie verlieben, oder nur für einen Augenblick, oder nur für die Zeit, wo sie mit dem Lockenköpfchen um Sie herumspukt, denn bedeutend ist sie gar nicht: klein, niedlich, mit Grübchen in den frischen Wangen, aber keine große Dame, die mit Ihnen gelehrt philosophirt, Goethe paraphrasirt und Wagner in die Hölle herabschleudert und dann recta via in den Himmel erhebt. Für mich, muß ich gestehen, ist so eine gelehrte Dame furchtbar, mein Verehrtester, ich müßte lachen über die Mienen und Gesten, mit denen uns all' die großen Gedanken vorgetragen werden, wenn nicht diese Attituden, die erhabene Haltung des Kopfes z. B., das tiefernste Auge, die in Begeisterung glühenden Wangen und der holde Mund, aus dem die Weisheit hervorfließt wie aus einem goldenen Buche, die ganze Schönheit meiner Partnerin hervortreten ließen und mich fesselten. Natürlich, davon weiß die Dame nichts, eine solche tiefe Natur kennt weder irdischen Spiegel, noch weltlichen Toilettentisch, höchstens einen feinen Handschuhmacher, denn die kleinen Händchen stecken in tadellosen, dreifachgeknöpften weißen Handschuhen, daß meine Phantasie, nach der Hülle zu urtheilen, auf einen ganz reizenden Inhalt schließen möchte. Nein, angeborener Respekt gegen das ewig Weibliche verbietet mir schon, derlei böse Andeutungen in so angenehmer Gesellschaft laut werden zu lassen, aber vergleiche ich meine Cousine, das lebendige, natürliche, reizende Geschöpf mit den anderen großen Damen, so rebellirt meine Einsicht gegen diesen Respekt. Anderen Leuten scheint es auch so gegangen zu sein. Wenigstens — doch wir werden sehen. —

Kennen Sie die Schwindelrolle, wissen Sie von den Mysterien dieses Apparats, von einem weiblichen Kopf ersonnen, der vielleicht bei unsrer Damenwelt für eine der größten Errungenschaften des weiblichen Genius gilt? Ich will etwas indiskret sein; meine Cousine hat es mir verrathen und mir als Kommentar dazu mit lachendem Munde und glücklichen Augen eine Geschichte erzählt.

Ich darf sie wiedererzählen, — doch, bitte, treten Sie da gleich einmal an das Fenster und blicken Sie auf die Straße, wo sich das tausendgestaltige Leben umhertummelt. Es hat geregnet, aber eben jetzt ist der Himmel wieder klar geworden und alle Furcht vor Regen verschwunden. Sehen Sie dort einige junge Damen über den Mittelsteig trippeln, vorsichtig steigen sie von Stein zu Stein, ein klein wenig nur den Regenmantel, der die Form des schlanken Leibes klar und

Digitized by Google

fest zeichnet, emporhebend, daß die kleinen Füße sichtbar werden. Nicht wahr, die Damen haben alle eingekauft? — Ja, ganz wunderbar, alle tragen sie ein Packet in der Hand mit anmuthiger Haltung des Armes, das macht sich wunderschön! — Es wäre auch gar zu häßlich, wenn die schlanken Arme herabhängen müßten. Sehen Sie, wie die eine ihre Rolle graziös über die Augen hält, um darunter hervor oben nach dem einsamen Stern am wolkenlosen Himmel oder auch nach uns am Fenster zu schauen. Sie haben großen Scharfblick, sie merken sofort ein fremdes Gestirn an ihrem Himmel! Und dort die andere! Sie zögert und scheint mit der schärferen Schürzung des haltenden Papiers ihres Hortes beschäftigt, das hindert sie aber nicht, nach den beiden schneidigen Lieutenants zu lugen, die gerade vorbeischlendern und schon eine Weile hinter ihr hergekommen waren. Und die dritte! Sie ist drüben angelangt, ein junger schlanker Herr geht hinter ihr. Himmel, das Packet fällt! Sie blickt sich zuerst bestürzt um und macht dann einen kleinen Versuch, es wieder aufzuheben. Aber der galante Herr hat sich natürlich gebückt, es aufgehoben und reicht es ihr mit gewinnendem Lächeln. Schüchtern, mit verschämten Blicken stammelt die kleine Unschuldige einige Worte des Dankes und neigt graziös das Haupt. Er zieht höflich den Hut und der Haken sitzt. — Jetzt verstehen Sie doch, mein Lieber, das Wesen der Schwindelrolle, dieser Staffage für eine schöne Landschaft?

Sie Ketzer fangen also auch schon an, zu vermuthen? Ich sage Ihnen, diese Schwindelrolle hat ihre bösen, bösen Folgen hinterlassen, ihr Wesen auch auf andere Dinge übertragen, das ganze weibliche Geschlecht beeinflußt! Hütet euch, ihr Männer! — Doch zu meiner Geschichte!

Klara machte ihren ersten Ball mit. Wie niedlich ihr zarter Kopf aus dem weißen Spitzenkleid herausschaute mit den dunkeln Locken, wie lebensfreudig die Augen strahlten, so lustig, und doch wieder schüchtern sich hinter den langen Wimpern zurückzogen, wenn sie auf ein Männerauge trafen. Der ersehnte Augenblick war gekommen, den sie so lange herbeigeträumt, den sie mit den lieblichsten Bildern in ihrer kindlich reichen Phantasie gefüllt. Da war ja alles! Da rauschte die Musik und zog die kleine Seele in den magnetischen Zauber ihres sprudelnden Rhythmus. Wie kokett sangen die Geigen, wie stolz und selbstbewußt brummte der Baß. Und wie das wogte und sich dahinschlang in den wiegenden Paaren. Da ergoß der blendende Lustre seinen zauberischen Schein auf die Gestalten, sie leise verklärend. Alles war ja da, was der Mädchensinn sich ausgedacht. Da stand plötzlich eine schwarze Gestalt vor ihr, sie blickte erschreckt empor und sah einen Herrn sich feierlich verneigen, indem er mit angenehmer Stimme sprach: „Gnädiges Fräulein, darf ich um den nächsten Walzer bitten?“ Sie stammelte ein leises Ja. Die Musik hörte auf, die Paare zerstreuten sich. Klara zog sich in das Nebenzimmer zurück, wo die Tante, ihre Begleiterin, saß und bereits gähnte. Wie abscheulich, dachte Klara, und setzte sich leise, um ja nicht die feinen Spitzen und Bändchen zu zerknittern, auf die Stuhlecke nieder. Von ihrem Platz aus schaute sie in den Saal, wo verschiedene Pärchen plaudernd und sich neckend promenirten, auch der Herr war

Digitized by Google

darunter. Jetzt intonirte die Musik die Weise eines bekannten Walzers. Er schaute sich im Saale um, sein Blick drang auch in das Nebenzimmer. Wahrhaftig, er kam, er kam auf die kleine Beobachterin zu. Klara schlug die Augen nieder. Er stand vor ihr.

„Erlauben Sie, mein gnädiges Fräulein", klang es ihr ins Ohr, „Ihr Versprechen einzulösen? — Mein Name ist Eugen Winter." — Klara erhob sich. Wie ein elektrischer Schlag fuhr es ihr durch den zarten Körper, als er seinen Arm um die feine Taille legte, noch nie hatte eine Männerhand, außer der ihres Vaters, sie berührt. Sie erschrak anfangs heftig, doch bald faßte sie sich, als er mit ihr dahinflog. Sie tanzte ja so gern, so leidenschaftlich gern und heute war ihr erster Ball.

Vielleicht gewöhne ich mich daran, dachte sie bei sich, und gab sich ganz der Freude am Tanze hin. Es berührte sie sogar schmerzlich, als der Walzer plötzlich jäh abbrach. Der Herr bat um die Erlaubniß, sie zu ihrem Platze führen zu dürfen. Klara blickte in das Nebenzimmer, wo die Tante saß. „Ich glaube, die Tante ist eingenickt, sagte sie sich, als sie sah, wie die alte Dame so unheimlich still auf ihrem Stuhle saß, den Kopf etwas geneigt haltend. Klara kannte diese Stellung. Das ist doch schrecklich, mich so, so allein — was sollte der Herr dazu sagen? — „O, könnten wir nicht lieber gleich im Saale hier bleiben?" fuhr sie laut fort, „wir wären ja dann näher" —

„Sehr verbunden", entgegnete er, „wollen Sie, bitte, hier Platz nehmen", auf zwei Stühle an der Wand deutend.

Sie nickte mit dem Haupte und ging voran auf den Platz zu. Er setzte sich zu ihr, ein hübscher Mensch mit einem blonden Schnurrbart und tiefen braunen Augen. Gott, was sollte sie wohl sagen? Er muß doch anfangen, ihr pochte das Herz, endlich öffnete er den Mund, — ob der wohl schon geküßt hat? — und redete seine Dame an:

„Mein gnädiges Fräulein, treiben Sie Musik?"

Die Frage dünkt ihr sonderbar, sie kommt und will tanzen und plaudern, und soll über ihre langweiligen Fingerübungen sprechen, die ihr die Tante täglich verordnet.

„Ja", sagte sie kleinlaut. Er fragte weiter:

„Ziehen Sie Mozart oder Beethoven vor, die Klassiker oder Romantiker, Schumann oder Schubert, lieben Sie Liszt's Rhapsodien oder den Hypernaturalisten Berlioz?"

Das wird furchtbar, dachte Klara und sagte:

„Das verstehe ich nicht; mir ist alles egal — wer es auch ist, der eine schöne Melodie erdacht, der mich rührt oder erfreut, den liebe ich" —

Der junge Mann fragte wieder weiter, etwas weniger feierlich; — es ist doch aber unausstehlich dieses Inquiriren, statt lustig zu plaudern und der kleinen Zunge freien Lauf zu verstatten.

„Lesen Sie Romane?"

„O ja, ich lese fleißig immer die „Gartenlaube" und blättere öfters in Papa's Journalen herum; aber viele Geschichten sind so abscheulich langweilig, da wird immer so gelehrt gesprochen, so steif — ich glaube, so sprechen die Menschen überhaupt gar nicht — alle reden da so

Digitized by

verständig und bedeutend, daß ich nicht viel davon verstehe — wenn ich einmal lese, so nehme ich ein Buch, das mich amüsirt — finde ich auf den ersten Seiten nichts vernünftiges, so lege ich's weg" —

„Jetzt erlauben Sie noch eine Frage; kennen Sie die naturalistische Schule in Frankreich, ihre Bedeutung und ihre Schäden?"

„Diese Schule kenne ich nicht" —

„Auch die nicht — Gott sei Dank!" rief er freudig aus und athmete auf; „verzeihen Sie meine inquisitorischen Fragen, meine Unbescheidenheit, jetzt wollen wir nach Herzenslust plaudern."

Klara lachte hell auf über den komischen Seufzer, der aus der Brust des Herrn drang, trotz des strafenden Blickes aus dem grauen Auge der steifen Nachbarin und lieh ihr Ohr den munteren Erzählungen und Geschichten, den kleinen Scherzen und Schmeicheleien, in denen er sich jetzt reichlich erging. Er war doch sehr unterhaltend. Auch sie gab sich jeder Laune und jedem Einfall des muthwilligen Kopfes hin. Sie vergnügte sich köstlich an diesem Abend. — Natürlich bat der Herr um die Erlaubniß bei der gestrengen Tante, die wieder ganz erwacht war, die Dame nach Hause geleiten zu dürfen. Sie erlaubte es zögernd. Als sie die Treppen herunterstiegen, gesellte sich noch eine andere ältere Dame, eine Freundin der Tante aus der Nachbarschaft, zu ihnen. Gott sei Dank, sagte Klara zu sich, als die beiden Damen, in ein wichtiges Gespräch vertieft, hinter ihnen herschritten und sie mit Herrn Winter voranging. Sie setzten ihr lustiges Hin- und Herüber fort, aber er schien etwas ernster geworden zu sein, er ging zwar noch auf ihre Scherze ein, doch nicht mehr in der munteren Weise wie früher. Sie machte ihn darauf aufmerksam.

„Aber Herr Referendar Winter, Sie sind ja so still und feierlich geworden!"

„Mein Fräulein, geht es Ihnen nicht auch oft so, daß Sie aus der frohesten Laune in eine etwas düstere Stimmung versetzt werden?"

„Ja, da haben Sie recht, aber ich habe dann meistens doch Grund dazu, dann kommt mir irgend etwas dummes in den Sinn, der Gedanke an etwas trauriges — aber ich schlage es mir schnell wieder heraus" —

„Geht das immer?"

„Manchmal nicht, sehen Sie, das hängt ganz von den Umständen ab."

„Ja, bei mir hängt's auch ganz von den Umständen ab", sagte er wieder heiterer.

„Also, sehen Sie! Haben Sie denn aber etwas trauriges erlebt, woran Sie soeben dachten, oder steht Ihnen etwas bevor?"

„Das hängt eben ganz von den Umständen ab, — darf ich offen sein, ganz offen und wollen Sie nichts übelnehmen?"

Das ist ja eine ganz eigenthümliche Art, seinen Kummer mitzutheilen, vorher erst um Entschuldigung zu bitten, dachte Klara und doch war es ihr gar nicht unlieb. O, sie ahnte etwas, trotz ihrer siebzehn Jahre! Aber sie verstellte sich und fragte erstaunt:

„Aber, bitte, wie kann ich das übelnehmen?"

„Fräulein, ich — ich möchte Ihnen etwas sagen, darf ich?" —

Die Tante kam näher, die andere Dame war soeben in ihrem

Digitized by Google

Wilhelm Busch.

Digitized by Google

Digitized by Google

Hause verschwunden. Es ist doch fatal, gerade jetzt, dachte Klara, die Tante hat mir heute schon viel Kummer bereitet — und entgegnete auf seine Frage ein leises Ja.

„Ich würde glücklich sein, mit Ihnen noch einmal zusammenzutreffen; darf ich mir erlauben, am Sonntag meine Aufwartung bei Ihrem Herrn Vater zu machen?"

Weiter nichts, dachte Klara und sagte:

„O, bitte, das wird ihm sehr angenehm sein." Dem armen Menschen mußt du zu Hilfe kommen, denn er ist doch sehr nett und ich — sie erschrak und zog vorläufig diese letzte Konsequenz noch nicht — das kann doch unmöglich so schnell gehen, nach allem, was ich gehört habe, doch — die Tante war sehr nahe. Er nahm einen neuen Anlauf.

„Mein Fräulein", flüsterte er, „ich habe Sie lieb gewonnen —"

Die Tante war heran. Sie hatte noch nichts gehört, denn er hatte sehr leise gesprochen. Er verabschiedete sich und reichte der Tante die Hand. Als ihm Klara ihre Hand zum Abschied bot, sagte sie ganz leise, während die Tante an dem Glockenzug zog:

„Ich Sie auch, aber nur ein klein wenig", und verschwand hastig hinter der geöffneten Thür.

Er stand da und schaute auf die geschlossene Pforte, dann ging er sinnend seiner Wohnung zu. Wir wollen seine Gedanken etwas belauschen. — „Ich glaube, ich bin furchtbar verliebt, — ein reizendes Mädchen — diese Natürlichkeit, diese ungezwungene Anmuth muß bezaubern — da ist kein Schein, keine Verstellung, kein Prangenwollen mit leeren Namen, wie bei unserer heutigen Damenwelt — sie muß fesseln und erobern — ohne zu derlei Mitteln zu greifen wie ihr anderen, ihr geputzten, mit Schmuck und gelehrtem Kram überladenen Geschöpfe — sie braucht nicht zu schwindeln mit den tausend Kniffen und Künsten ihres Geschlechtes — nein, sie kann nicht schwindeln —" u. s. w. Ob er wohl recht hatte? In solche Gedanken versunken kam er nach Hause. —

Nous verrons!

Klara konnte nicht schlafen; ihr summte noch die Melodie der Musik im Ohre. Die Hände unter den Kopf gelegt, lag sie träumend da und überdachte alles, was sie erlebt, was der hübsche Referendar, „der sie lieb hat", ihr während des Tanzes und unterwegs gesagt. Er war etwas neugierig, reflektirte sie, aber das bin ich auch, also passen wir desto besser zusammen. Was ihm wohl eigentlich an mir gefällt? Ach, das ist gleich, er gefällt mir auch und ich weiß auch nicht genau, weswegen denn eigentlich. — Noch einmal ertönten die rauschenden Weisen, noch einmal empfand sie die Freude des Tanzes. Im Mittelpunkt stand natürlich ihr Tänzer. Er wird doch am Sonntag kommen? Wie ihn wohl Papa empfangen wird? Es wäre vielleicht besser, Papa wäre gar nicht zugegen, die Tante aber erst recht nicht. — Wenn er doch um 3 Uhr käme, dann ist Papa schon im Klub. Dieser Wunsch ist doch keine Sünde. — Ueber diese Gedanken schlief sie ein, und noch im Traume umgaukelten sie die glänzenden Bilder des ersten Balles. —

Nachmittags ging Klara mit der gestrengen Tante aus, die sich

Digitized by Google

mühsam von der nächtigen gestrigen Strapaze erholt und ihren Opfermuth pries. Welcher Zufall! Der Herr Referendar begegnete ihnen und grüßte respektvoll.

„Ein sehr netter Mensch!“ sagte die Tante zu Klara, die die Augen niedergeschlagen hat, sie weiß nicht ganz genau, weswegen, und deren Wangen purpurroth brennen. Dann lächelt sie schelmisch vor sich hin und wagt es, dem Herrn beim Vorübergehen in das Auge zu blicken. Er scheint ihr freudig zuzunicken, oder schien es ihr nur so, da sie die „ganz nahen Umstände“ kannte?

Am andern und an den folgenden Tagen ging Klara natürlich wiederum zufällig aus und zwar auch um dieselbe Zeit. Da wollte es der Zufall auch immer wieder, daß sie dem Herrn Referendar Winter begegnete. — So kam der Sonnabend heran; morgen wird er seinen Besuch machen.

„O, wenn er doch nur käme in der Zeit, wo der Papa — und die Tante natürlich auch — nicht da ist!“ seufzte sie. „Wenn wir allein sind, können wir doch viel besser plaudern“, so lautete der logische Grund für diesen Wunsch. Zwar sind die Frauen meist weit entfernt von aller Logik, aber in dieser Hinsicht sind sie Evakinder von jesuitischem Scharfsinn, wenn es heißt, harmlose Deutungen für ihre Wünsche und Handlungen zu finden! Manche betrügen die Männer gern; ob sie es alle thun, weiß ich nicht genau, aber das ist sicher, in der Kunst, sich selbst zu betrügen, finden sie einen prickelnden Reiz und entwickeln dabei eine virtuosenhafte Fertigkeit. — Er war doch sonst so erfinderisch, der kleine Kopf, und heute fiel ihr nicht ein Plänchen ein. „Könnte ich ihn vielleicht nicht wissen lassen, daß ich morgen von 3 Uhr ab allein bin, daß dann die Tante zu ihrem exklusiven feierlichen Thee geht, wo die alten Damen schwatzen und trinken und hinter dem Rücken übereinander herfallen, und daß der Papa dann im Klub ist? — Ach, wie der junge Mann mich so liebevoll auf der Straße immer ansah! Und hübsch ist er auch! — Das entscheidet — und ich? Natürlich — die Gedanken arbeiten — endlich! Das geht, herrlich — Ich hab's, ich hab's“, jubelt sie. Was mag sie wohl ersonnen haben? Ach, es ist ganz harmlos und keine Sünde, nein, auch keine Schwindelei — nein, nur so ein ganz, ganz kleiner — Betrug. Wir werden sehen. Sie setzt sich an den Schreibtisch und schreibt einen Brief. An ihre Freundin, also das ist ganz unverfänglich. Wir wollen ihr über die Schultern sehen. Wie hastig die kleine Hand das rothe Papier mit den mädchenhaften, etwas unbeholfenen Schriftzügen bedeckt. Der Brief lautet:

Geliebte Freundin!

Du schriebst mir, Du wolltest am Sonntag nicht kommen, weil Du bereits zu einem kleinen Feste geladen wärst; das freut mich zwar Deinetwillen, aber meinetwillen bin ich darüber betrübt, denn ich bin dann den ganzen Sonntag von 3 Uhr ab mutterseelen allein. Die Tante geht in ihr langweiliges Kränzchen und Papa ist ja überhaupt am Sonntag nur bis halb 3 Uhr zu Hause. Also muß ich allein den Nachmittag zubringen. Ach, das wird schrecklich und furchtbar langweilig werden! Aber ich fordere Entschädigung, Du wirst zur

Digitized by Google

Strafe den ganzen Montag bei mir bleiben. Also komm' am Montag und erzähle mir, daß Du Dich natürlich wieder köstlich amüsirt hast.

Lebe wohl, mit Kuß und Gruß

Deine treue Freundin Klara.

Diesen Brief kniff sie säuberlich und steckte ihn in ein Couvert — zu versiegeln brauchte sie ihn nicht. — Nicht wahr, dieser Inhalt ist ganz unschuldig.

Zu der gewöhnlichen Zeit ging Klara aus, mit einem niedlichen Packet unter dem Arm, von weißem Papier umhüllt. Der Herr Referendar kommt gerade seines Weges und grüßt. Sie geht dankend weiter und merkt in ihrer Verwirrung gar nicht, wie sich aus dem großen Packet ein kleines Päckchen loslöst und zur Erde fällt. Der Referendar sieht sich noch einmal zufällig um, bemerkt das verlorene Päckchen, eilt hinzu und hebt es auf. Sie ist schon zu weit fort, er kann nicht mehr hinterher gehen und im Grunde war es ihm auch angenehm, ihr es morgen zurückgeben zu können. Er eilt mit seiner Beute nach Hause. Es ist ein kleines Päckchen von rother Seide umschlungen. „Das werde ich ihr morgen überreichen, sie wird sehr erfreut sein und" — er denkt den Gedanken nicht aus.

Der Sonntag kommt, Mittag geht vorüber, Papa ist bereits fortgegangen, auch die Tante geht und sagt beim Abschied: „Klara, er wird heute doch nicht mehr kommen, ich muß jetzt gehen." Und Klara sagt: „Ich glaube es auch kaum, Tantchen"; aber ein lustiges Leuchten aus den Augen spricht diesem Glauben Hohn.

Jetzt ist sie allein. Sie hat nirgends Ruhe. Bald sitzt ihr der niedliche Kragen nicht recht, bald die kleine duftige Schleife zu schief. Bald entdeckt sie Staub auf dem Flügel oder einen Flecken auf den glänzenden Spiegelscheiben. Sie versucht zu lesen, die Gedanken flattern lustig davon, ohne sich mit dem Inhalt des Buches zu befassen. Endlich, endlich schlägt es 3 Uhr. Klara springt auf und mustert die kleine schlanke Gestalt noch einmal in dem Spiegel. Eine geraume Zeit vergeht, über ihre frohe erwartungsvolle Miene schleicht ein dunkler Schatten trüber Enttäuschung. So sitzt sie im Sessel, spielt mit den Fingern hastig an den Troddeln, die kleine Stirn hat sich in ungewohnte Falten gelegt. „Alles umsonst", sagte sie ärgerlich vor sich hin und wirft trotzig den Kopf zurück. Da klingelt es. Nanette kommt herein und meldet: Es wäre ein Herr draußen, der nach dem Herrn Rath verlangte; ob Fräulein ihn empfangen wollte —

„Führ' ihn herein", sagt Klara, etwas enttäuscht durch den „Herrn Rath." Nanette verschwindet. Es klopft, die Thür öffnet sich und herein tritt Herr Referendar Winter, ein Rosensträußchen in der Hand. Die Thür schließt sich wieder, sie sind allein.

Nanette draußen wundert sich des Todes, was der Herr dort drinnen bei der jungen Herrin so lange zu bestellen habe, und noch mehr, als er endlich fortgegangen war, über das ausgelassene Wesen des Fräuleins, das heute doch gar nicht so lustig wie immer gewesen war. Die letzten Worte hatte sie gehört, ohne daß sie direkt hatte lauschen wollen. Das Fräulein sagte:

„Herr Referendar, bitte, kommen Sie nächsten Sonntag wieder

und theilen Sie meinem Papa die wichtige Sache mit, ich hoffe, er wird Ihrem Vorhaben kein Hinderniß in den Weg legen."

Dann hatte sie fröhlich gelacht und sehr leise gesprochen; das hatte Nanette nicht verstanden und namentlich der letzte Ton war ihr fast unverständlich geblieben, es klang fast wie ein — Kuß. Sie konnte sich aber auch getäuscht haben, trotzdem sie darin nicht unerfahren war. —

Nachdem der Herr fort war, rief sie die Klingel in Klaras Zimmer. Beim Eintritt rief ihr Klara zu:

„Nanette, sage mir schnell einmal einen Wunsch, den Du hast, dessen Erfüllung Dir am meisten Freude machen würde!"

„Aber Fräulein!" entgegnete Nanette und zupfte an den Schürzenbändern.

„Schnell, schnell, ich will, wenn es möglich, alles glücklich wissen! Keine Umstände!"

„Dann bitte ich, mich heute ausgehen zu lassen, zu —" sie zögerte.

„Zu wem", fragte Klara ungeduldig.

„Zu — meinem — Schatz, ich habe ihn seit voriger Woche nicht gesehen."

„O, das ist furchtbar, gräßlich, Todespein; geh', schnell, hurtig — Nanette hat einen Schatz — geh', ich verstehe das auch — Hurrah, Nanette hat einen Schatz!"

Klara rief's und drängte die Zofe zur Thür hinaus. Nanette ging und schüttelte den Kopf, sie verstand allgemach den Zusammenhang, doch auf die neugierige Frage der dicken Köchin unten nach dem Grunde zu dem ungewöhnlichen plötzlichen Urlaub antwortete sie nur mit einem geheimnißvollen, verständnißinnigen Kopfnicken. — —

Nach ein paar Wochen waren Klara und der Herr Referendar öffentlich verlobt. Am Tage ihrer Verlobung gingen sie beide nach der festlichen Mahlzeit im Garten Arm in Arm. Klara fragte:

„Sagen Sie einmal, Sie großer Herr, wie ist's denn eigentlich möglich gewesen, daß Sie sich in das kleine, unscheinbare Ding, wie ich bin, verliebt haben und nicht in eine große Dame?"

„Weil Du, Schatz, so natürlich bist; ich sage das nicht, um Dir zu schmeicheln —"

„Danke für das Lob! Das sind die anderen auch, frage sie nur und sprich mit ihnen!" —

„Nun, weil Du z. B. nicht prunkst mit stolzen, leeren Namen, nicht sprichst über Dinge, die Du nicht verstehst, die Dir aber eine Glorie verleihen sollten, die Dir fehlt, kurz, weil Du nichts weißt von den Ränken und Kniffen Deines Geschlechtes, weil —"

„Halt, halt, halt! Ich will Dir etwas sagen, werde mir aber nicht böse. Auch ich bin eine meines Geschlechtes. — So wisse, der Brief an die Freundin war nicht an die Freundin, er war für Dich geschrieben, das Couvert war offen, auch ihr seid neugierig — bitte, wißbegierig — kurz, auch ich habe geschwindelt, aber nur ein klein wenig" —

„Wie, er entfiel Dir doch zufällig?" —

„Ja, meine Hand arbeitete dem Zufall in die Hände" —

Digitized by Google

„Also auch Du, mein Kind", rief er in komischem Schmerz. „O, Du Schelm, warte, das werde ich der Tante erzählen." —

„Für diesen Rebellenmuth muß ich Dich strafen!"

„Neigen Sie sich herab aus Ihrer Höhe!" Sie schlang den Arm um ihn und — Nanette konnte den Ton — —

O Mädchenweisheit, du bist groß in deinen Mitteln und Wegen, o Eva, deine Erbschaft ist glänzend angetreten. Ja, ja, das ewig Weibliche zieht uns hinan!

Meine Cousine wird mir diese Indiskretion verzeihen, sie ist längst glückliche Frau und ich glaube, an die Stelle der Schwindelrolle ist eine ebenso unscheinbare, aber vielleicht noch gefährlichere Waffe getreten.

Seid auf der Hut, Ihr, die Ihr ihre Gefährlichkeit noch nicht erprobt!

Dresdener Brief.

Wir stecken mitten im Karneval. Jene geräuschvollen Feste, wie sie einst unter August dem Starken an der Tagesordnung waren und aus allen Herren Ländern Gäste und Fremde herbeilockten, sind zwar vorüber, aber der Subskriptionsball, die zahlreichen Maskenbälle und das ganze Faschingsleben tragen noch immer ein südliches Gepräge und erinnern — wenn auch nur cum grano salis — an die ausgelassenen und glutvollen Karnevalsfestlichkeiten in Nizza und Venedig. Die prachtvollen und eleganten Damentoiletten auf dem Subskriptionsball und dem Ball hoher Staatsbeamten zeugen von dem exquisiten Geschmack unserer besseren Hälfte und dem allenthalben zutage tretenden Bestreben, von der Pariser Mode sich so viel als möglich zu emanzipiren. Die Fröhlichkeit und Heiterkeit, die auf diesen Bällen herrscht, hat nichts gezwungenes an sich und sticht sehr vortheilhaft von dem karnevalistischen Thun und Treiben ab, das in Berlin bei Kroll, im Wintergarten oder in der Philharmonie herrscht. In der Reichshauptstadt herrscht zwar an vielen Orten das Narrenthum, aber der echte karnevalistische Humor, die italienische und französische Faschingslaune läßt sich, trotz aller Bemühungen, nicht einbürgern. Nichts als Ulk und zuweilen Cynismus und Frivolität statt harmloser Fröhlichkeit und Lustigkeit . . . Natürlich werden in dieser Zeit, die man nicht ernst zu nehmen pflegt, hier wie anderswo einige karnevalistische Eulenspiegeleien geleistet, die allgemeines Amüsement hervorrufen. So hat die Entdeckung eines sächsischen Parlamentariers in der Presse und im Publikum große Heiterkeit hervorgerufen. Der sonst tüchtige und ehrenwerthe Herr machte nämlich im Parlament allerlei japanesische Mittheilungen. Die Japanesen sollen nämlich ihre Trauer dadurch bethätigen, daß sie buntes sächsisches Papier in Streifen schneiden, die sie zusammenkleben und vom Trauerhause bis zur Begräbnißkapelle ausstreuen. Daß das Weiß im Orient als das Symbol der Trauer gelten soll, erscheint denn doch zu japanesisch! Wie gesagt, man darf jetzt nicht alles so genau nehmen; der sächsische Humor treibt eben seine Blüten! So hat kürzlich im kaufmännischen Verein ein Kostümfest stattgefunden, in welchem vom „Humoristenland" feier-

Digitized by Google

lich Besitz ergriffen wurde. An alle Nationen der Erde, sogar an Neger, Eskimos, Kanadier ꝛc. waren Einladungen ergangen; die allgemeinen Rundtänze fanden auf einer eigens dazu parkettirten Eisscholle statt, jedoch mußte dabei den außerdem umherschwimmenden Eisbergen sorglich aus dem Wege gegangen werden, da für das Nichtanfrieren an dieselben nicht garantirt werden konnte. Das Tragen eiserner Gegenstände war wegen der Nähe des Nordpols nur unter größter Vorsicht statthaft, dagegen war das Mitbringen von Gold und Silber unschädlich und wenn geprägt, sogar beliebt . . .

Dieser fröhlichen Stimmung tragen auch unsere Theater Rechnung. So viel Lustspiele und Possen, wie in der letzten Zeit, sind hier schon lange nicht gegeben worden. Am königlichen Hoftheater ging Rudolf Kneisels Lustspiel: „Wo ist die Frau?“ und am Residenztheater die „Kindsfrau“ von Zell — mit Frau Marie Geistinger in der Titelrolle in Scene. Namentlich das letztere Stück leistet an Pikanterie und Urwüchsigkeit das Menschenmögliche. Es ist spezifisch wienerisch und sollte auch ursprünglich zuerst als Scenerie in Wien zur Aufführung kommen. Die Posse gehört durchaus in das Gebiet der realistischen Schule; nirgends ist drin eine Spur feinerer, geschweige denn idealerer Lebens- und Weltanschauung. Die Kinderstube mit all' ihren Freuden und Leiden wird uns gar zu naturgetreu vorgeführt, und Kinderlieder werden gesungen mit dem famosen Refrain: „Schlaf Kindchen schlaf, Dein Vater ist ein Schaf.“ Für Köche und Bonnen ist das Stück wie geschaffen — ob für Herrschaften kann man füglich bezweifeln. Reizend ist nur das Spiel der Geistinger, die durch ihr liebenswürdiges Spiel und ihren Gesang über manche Bedenklichkeiten dem Zuschauer hinweghilft.

Uebrigens ist auch das Genre ernster Novitäten gepflegt worden. Am Hoftheater ging ein interessantes Schauspiel in vier Akten von Rudolf Genée: „Die Klausnerin“ über die Bühne. Der Dichter führt uns in diesem Stücke in das frühe Mittelalter zurück; auf dem Konflikt zwischen Liebe und rein menschlichem Fühlen auf der einen und den religiösen und kirchlichen Anschauungen auf der anderen Seite ist das Drama fundamental. Leider sind die Fragen, welche das Mittelalter so sehr beschäftigten, für die Gegenwart nicht brennend genug und so kam es, daß das poetische Werk nicht jene nachhaltige Wirkung ausübte, welche der Dichter sich davon versprach. Sehr anzuerkennen ist die edle Diktion und die lebendige und humoristische Sittenschilderung. Wenn Genée es verstanden hätte, eine spannendere Handlung — und sei sie auch aus dem zehnten Jahrhundert — zu ersinnen, so hätte seine Dichtung auf größere Lebensfähigkeit Anwartschaft.

Auf musikalischem Gebiete ist das Ereigniß des Tages: die Aufführung der Verdischen Oper: „Don Carlos“, die bereits im Jahre 1867 in der großen Oper in Paris in Scene ging, bisher aber in Deutschland zum ersten Male in Dresden gegeben wurde. Die Verfasser des Textbuches Méry und Camille du Locle, haben den Stoff zu ihrer Dichtung dem Schillerschen Trauerspiel: „Don Carlos“ entnommen, wahrscheinlich auf Veranlassung Verdis, der für Schiller große Verehrung hegt. Das Libretto ist mit großem Geschick und

Digitized by Google

vieler Bühnenkenntniß gearbeitet und die Musik machte auf das Publikum einen ähnlichen Eindruck wie „Aida“. — An den schönen gesanglichen Melodien und dem dramatischen Feuer, welches die Musik durchglüht, sowie an den großartigen Ensembles werden sich nach dem Vorgange Dresdens, nun bald auch andere Theater erfreuen. Auch die Ausstattung und der scenische Prunk trugen zu dem großen Erfolge dieser alten und doch so jungen Novität bei.

Wie dieser musikalische „Don Carlos“, so hat auch der Schillersche gelegentlich seiner kürzlich stattgehabten hundertsten Aufführung noch ein ausverkauftes Haus erzielt — ein Beweis, wie die klassischen Stücke des Dichterheros noch immer zugkräftig wirken, besonders wenn sie — wie hier — mustergiltig dargestellt werden. Allerdings haben die ermäßigten Preise hauptsächlich zu diesem Erfolg beigetragen — und so würde es sich oft empfehlen, bei klassischen Stücken Preisermäßigungen herbeizuführen; nicht nur dem Publikum, sondern auch den Theaterdirektoren wäre damit sehr gedient.

Ich kann diesen Brief nicht schließen, ohne von einer Trauerkunde zu berichten, die auch in weiteren Kreisen schmerzlich berühren wird. Zu Loschwitz starb kürzlich der Dichter Gustav Moritz Heydrich, Verfasser der Tragödien: „Tiberius Gracchus“ und „Leonore von Portugal“, sowie der romantischen Posse: „Prinz Lieschen“. Seine anhaltende Kränklichkeit hinderte ihn an der vollen Entfaltung seines bedeutenden dichterischen Talents. Er gab auch Otto Ludwigs Shakespeare-Studien und dessen Nachlaß heraus. Friede seiner Asche!

Dresden, 1. Februar 1885.

Dr. Adolph Kohut.

Kleine Bosheiten.

In gesellschaftlichen Apophthegmen von Susanna Gräfin S—k.

Viele Männer haben oft ein ausgesprochenes Tendre für Frauen, die bereits die Reize des reiferen Alters zieren. Man wundert sich darüber, weil man übersieht, daß diese Männer so klug sind, nur den Lehren der Erfahrung zu folgen.

Die unbeirrbare Sicherheit des Daseinsgefühls, die schon mancher Backfisch im kurzen Kleid besitzt, imponirt den Männern immer.

Madame George Sand? Wer, wie sie, sagen konnte: „Hélas! c'est un triste métier que celui d'être femme!“ hat nie das Weib begriffen.

Wenn alle Menschen ohne Leidenschaften wären, würde die bürgerliche Gesellschaft eine ganz andere sein, als sie ist. Keinenfalls indeß eine, in der man wünschen möchte, zu leben.

Frauen, die den zärtlichen Empfindungen der Seele die zärtlichen Beweise der Liebe vorziehen, beweisen dadurch ihre Welt- und Lebensklugheit.

Die Einsamkeit ist zu Zeiten ein hoher Lebensgenuß. Freilich, um ihn zu schätzen zu wissen, muß man geistiger Feinschmecker sein.

In der Gesellschaft sich die Suprematie erwerben — das ganze Geheimniß besteht darin, zu geben und nichts wieder zu empfangen.

Digitized by Google

Die mediciäische Venus, träte sie heute im modischen Putz in den Salon, nur sehr wenige Männer würden in ihr das Ideal der Schönheit erkennen.

In der Gesellschaft muß man es verstehen, der bösesten Sache einen guten Anstrich zu geben, zumal in ihr alles legitim ist, was die Sitte mit ihrem weiten Mantel deckt.

Die Mehrzahl der Kinder der Liebe, wo die Väter den distinguirten Ständen angehören, besitzt eine angeborene Anmuth, auch wenn die Mutter ein Bauernmädchen war. Blut ist nun einmal ein ganz besonderer Saft!

Auch im Salon machen wohl Kleider Leute, niemals aber — Männer.

Männer, die aus der Treulosigkeit eine Virtuosität machen, alle Frauen werden ausnahmslos auf diese gerade es absehen, weil jede hofft, über alle Verlassenen zu triumphiren.

Wenn das Geheimniß der Sympathie und Antipathie erklärbar wäre, würde man auch das Geheimniß ergründen können, weshalb die schwärmerisch-glutvollsten Mädchenseelen meist den herzenskältesten Männern zum Opfer fallen.

Nobel denken ist schwer, wenn das ganze Denken nur auf das eine gerichtet werden muß: wovon leben?

Aus Mitleid soll leicht Liebe entstehen können? Unsinn! Mitleid kann niemals Liebe erzeugen!

Nippsachen.

Strahlende Diamanten. Die Wissenschaft erfreut sich eines bedeutenden Fortschrittes: in der Diamantenkunde den Beweis geliefert zu haben, daß der Diamant die Fähigkeit besitze, im Dunkeln zu leuchten. Auf Erfahrungsgründe gestützt, steht zwar diese Behauptung schon lange aufrecht, doch lieferten kleine Steine ungenügende Resultate, und die großen, wie der Kohinoor, der Regent, Großmogul, konnten aus natürlichen Gründen nicht zum Gegenstande wissenschaftlicher Experimente gemacht werden. Gelegentlich der jüngsten Ausstellung der Kronjuwelen in Paris hat nun ein Privatmann einen 92karätigen Diamanten im Werthe von 300,000 Francs behufs wissenschaftlicher Nachforschungen einem Fachmanne geliehen. Der eine Stunde lang den direkten Sonnenstrahlen ausgesetzte Diamant strahlte im absolut finsteren Raume durch zwanzig Minuten ein solches Licht aus, daß ein in die Nähe gebrachtes Blatt Papier vollkommen sichtbar wurde. Es ist also kein leerer Wahn, wenn man sagt, daß Diamanten, im Gegensatze zu falschen Steinen, nächtlich wirklich „blitzen".

Ein päpstliches Bonmot. Ein vornehmer Engländer, der Voltaire in Ferney besuchte, theilte diesem im Gespräch mit, daß er nach Rom gehe, und sicher sei, dort auch bei dem Papst Clemens XIV. Audienz zu finden. „Bitten Sie Seine Heiligkeit für mich um die Augen und Ohren des Groß-Inquisitors!" sagte Voltaire spottend. Mit seiner ganzen brittischen Ernsthaftigkeit brachte der Lord in der ihm gewährten Audienz den Auftrag Voltaires an. „Sagen Sie Herrn von Voltaire in meinem Namen", erwiderte mit feinem Lächeln der geistvolle Ganganelli, „ich sei gern bereit, seine Bitte zu erfüllen, aber ein Großinquisitor habe weder Augen noch Ohren." —w.

Mit Aluminium platirtes Eisen ist äußerst schmuck. Das Verfahren nach Gehring (Landshut) ist nicht theuer. Er wendet einen Bunsen'schen Brenner mit Gebläse oder Muffel an und platirt so das gewöhnliche Eisen mit einem silberweißen Ueberzuge von Aluminium, das ja jetzt ziemlich billig hergestellt wird. Er produzirt auch einen Goldlüster oder andere Farben, selbst Emailleplatirung, die alle dem Aluminium sehr fest anhaften sollen. Aluminium oxydirt sich nicht wie Zinn unter gewöhnlichen Umständen, hält die Hitze gewöhnlichen Feuers aus und ist dabei glänzender als Zinn.

Digitized by Google

Ein neues Stück von Dumas. Im Théâtre Français wird gegenwärtig „Denise", das neue Lustspiel von Alexander Dumas, einstudirt, über dessen Inhalt folgendes verlautet: Denise ist die häuslich erzogene Tochter eines Militärintendanten, die sich von einem ungeliebten Manne hat verführen lassen. Sie gesteht ihren Fehltritt ein, als ein anderer, dem sie ihr Herz schenkt, um ihre Hand anhält, und der Zorn des Vaters, die Betrübniß der Mutter sind unbeschreiblich. Der Alte umkrallt den Hals des Verführers, während die Mutter eine Genugthuung anstrebt, die ihrer Tochter die Ehre wiedergeben soll, ein Ziel, das sie nach vielen Mühen erreicht. Schon sind die Zeugen versammelt, um den Ehekontrakt zu unterzeichnen. Da tritt ein Freund auf, ein Geistesverwandter des Doktors, der in der „Etrangère" die Theorie von den „Vibrions" entwickelt, und spricht so klug, als hätte er alle Vorreden Dumas' in einem Zuge gelesen. Er überzeugt die Eltern, daß sie unrecht haben, ihre Tochter einem Manne zu geben, welcher zu der Verbindung gezwungen werden mußte und sie unglücklich machen wird; er überzeugt ferner den Bräutigam, daß er ein Unrecht beginge, wenn er seinen Kindern gerade diese Mutter gäbe, und dem Verehrer des Mädchens, daß nach der erlangten Genugthuung niemand ihn mehr tadeln darf, wenn er Denise heiratet. Jedermann ist zufrieden, und Alexander Dumas hat die Welt durch eine neue Wahrheit à la Palisse bereichert. Die Rolle des Goldmunds, der sie verkündet, spielt Coquelin, Fräulein Bartet diejenige der Denise, die des Verführers Baillet eine der jüngsten Kräfte des Hauses; Fräulein Pierson stellt seine Mutter vor, welche sich um so sittenstrenger geberdet, als ihrer eigenen Aufführung jede Sittenstrenge fremd war. Ueber die Vertheilung der anderen Rollen herrscht noch einige Ungewißheit.

Der berühmte englische Maler Turner (geb. am 23. August 1775, gest. am 19. Dezember 1851), war einst im Landhause eines Freundes in Knockholt, der drei Kinder hatte, zum Besuche. Er hatte ein Aquarellbild mitgebracht, dessen Hintergrund schon sorgfältig ausgemalt war, dessen Vordergrund jedoch noch fehlte. Als Turner eines Morgens das Bild etwas fördern wollte, nahm er diese drei Kinder in der Weise als Mitarbeiter, daß er in drei Schälchen rothe, blaue und gelbe Wasserfarbe anrieb, jedem Kinde eine Farbe gab und sie hieß, mit den Fingern hineinfahren und nach Belieben auf das noch nicht bemalte Papier tippen. Mit größtem Vergnügen gingen die Kleinen auf diesen Plan ein. Der Maler sah eine Weile zu, kommandirte dann „Halt!" und vermalte die planlosen Farbentupfen zu einer wirkungsvollen Landschaft. — Bei einer andern Gelegenheit amüsirte er sich beim Nachtische damit, verschiedenfarbige Zuckererbsen auf einem Teller zu arrangiren. Als er darin durch eine Frage gestört wurde, sagte er: „Da! jetzt haben Sie mich um fünfzig Guineen gebracht!"

Margarin-Chokolade. Daß leider Verfälschungen von mannigfaltigster Art geübt werden, ist bekannt und erwiesen, aber die Verfälscher pflegen ihr Handwerk im geheimen zu betreiben und sich dessen nicht zu rühmen. Doch mit erstaunlicher Naivität deklarirt ein Zuckerbäcker in Boston seine Praktiken, die in nichts anderem bestehen, als statt der natürlichen Kakaobutter zur Bereitung von Chokolade das Kunstprodukt Oleomargarin anzuwenden, das ja neuerdings zur umfänglichen Fabrikation von Butter und auch des Käses dient. Der Biedermann deklarirt in dem betreffenden Patent Nr. 289,100 der Vereinigten Staaten folgendes:

„Seit nahezu zehn Jahren beschäftige ich mich mit Darstellung einer der Kakaobutter ähnlichen Substanz, welche ich „Oxylin" nenne, ein von mir selbst erfundenes und geschaffenes Wort, das nur allein von mir angewandt werden darf und meine Handelsmarke ist. Das von mir bereitete Oxylin ist den Konditoren bestens bekannt und dient zur Herstellung von Chokoladewaaren. Die bröckelige Natur des Kakaopulvers macht es nöthig, bei der Chokoladefabrikation andere Substanzen, bestimmte Fette anzuwenden, welche den Geschmack der Chokolade nicht verschlechtern, und zu diesem Zweck dient das Oxylin. Es giebt den Waaren ein reichhaltigeres Aussehen.

Anfangs benutzte ich zur Darstellung von Oxylin Nierenfett und eine Mischung von Oleomargarin-Stearin, fand jedoch, daß ein Zusatz von vegetabilischem Stearin zu einem oder beiden der genannten Stoffe ein brauchbareres Produkt giebt. Ich stelle aus frischem Thierfett durch feines Zerkleinern und Schmelzen auf dem Wasserbade das flüssige Oleomargarinmaterial dar und mische ein Drittel davon mit einem Drittel besten Oleomargarin-Stearin und einem Drittel Stearin aus Pflanzenölen und Pflanzenfetten, wie dieselben im Handel vorkommen. Jedoch wechseln je nach der Jahreszeit diese Verhältnisse."

Digitized by Google

Dieses Verfahren für Chokoladenfabrikation ist patentirt worden, und es blüht eine schöne Zukunft: nachdem die Herrn Eltern Margarinbutter und Margarinkäse als Dessert genossen, erhält das Baby ein Margarinleckerle — au! *

Das Bronziren oder Bruniren des Kupfers war früher in Deutschland das Geheimniß nur weniger Kupferschmiede, wohl nur eines in Königsberg (Timm) und eines in Jena (Pfing). In vorzüglicher Weise wird diese Verschönerung der Kupfergeräthe nach folgender Methode erhalten: in 100 Theilen Essigsäure von mäßiger Konzentration (oder in 200 Theile starkem Essig) löst man 30 Theile kohlensaures (Hirschhornsalz) oder salzsaures Ammoniak (Salmiak) und je 10 Theile Kochsalz, Cremortartari und essigsaures Kupferoxyd und setzt ein wenig Wasser hinzu. Ist eine innige Mischung aller Ingredienzien erlangt, so bestreicht man den Kupfergegenstand damit und läßt ihn bei gewöhnlicher Temperatur 24—48 Stunden trocknen. Nach Ablauf dieser Zeit ist der Gegenstand mit Grünspan in den verschiedensten Farbennuancen überkleidet. Dann wird das Ganze, namentlich die Reliefstellen, mit einem gewachsten Pinsel abgerieben und, wenn nöthig, die Hochreliefs mit Blutstein oder Chromgelb oder einer andern geeigneten Farbe hervorgehoben. Leichte Berührungen mit Ammoniakgeist geben den grünen Stellen eine blaue Farbe, und kohlensaures Ammoniak vertieft die Farben der damit behandelten Theile.

Im Handel kommen verschiedene Bronzirfirnisse unter dem Namen „Wasserbronze", vor, die mit einem Pinsel aufgetragen werden. Spon giebt in den „Workshop Receipts" folgende Methode zum Kupferbronziren an: 2 Theile Grünspan und 1 Theil Salmiak werden in Essig gelöst, zum Sieden erhitzt, abgeschäumt und so lange mit Wasser verdünnt, bis kein weißer Niederschlag mehr entsteht. Inzwischen werden die zu bronzirenden Gegenstände gut von anhaftendem Fett gereinigt, in eine passende Pfanne gelegt, die obige siedende Lösung darüber geschüttet und kräftig kochen gelassen. Es entsteht dadurch eine schöne röthlich-braune Färbung, doch müssen die Gegenstände oft geprüft und aus dem Bade herausgenommen werden, sobald sie die gewünschte Farbennuance haben. Dann werden sie wiederholt abgewaschen und getrocknet. Die Lösung darf nicht zu stark sein, weil sonst die Bronze beim Reiben abgeht oder unter der Einwirkung der Luft grün wird. *

Walter Scott erhielt von einer ehrwürdigen alten Schottin, Mrs. Murray Keith, in mündlicher Ueberlieferung viele der Legenden und Anekdoten, die er dann in seine Geisteswerke verflocht. Eines Tages nahm sie dafür das Autorrecht für sich in Anspruch, das Scott schlankweg bestritt. „Meinen Sie", sprach die Dame, „daß ich in anderer Leute Kohl meine Grütze nicht erkenne?" *

„La Société de Vienne", das Pendant des berüchtigten Pamphlets „la Société de Berlin", ist nun auch in Paris erschienen. Die Skizze ist natürlich ebenfalls in der „Nouvelle Revue" der Madame Adam zuerst gedruckt worden. Der Verfasser zeichnet als Comte Paul Vasili und bekennt sich zugleich als Autor des Buches „La Société de Berlin". „Man hat oft gesagt", erklärt der unbekannte Autor, „daß ich gegen die Berliner Gesellschaft boshaft gewesen sei; ich werde es nicht gegen die Wiener Gesellschaft sein." In seiner Eigenschaft als alter Diplomat habe er das Recht, ein wenig unmodern zu sein; er theile daher auch nicht das neueste Genre, Berlin zu loben, und habe stets Oesterreich mehr als Deutschland goutirt. So schwer es sei, sich mit Berlin zu befreunden, so leicht sei es, Wien zu lieben. Die helle Heiterkeit der Stadt, die blaue Donau — „sie ist blau in Wien", schaltet der Autor ernsthaft ein — führt uns orientalische Lüfte heran. Nur die modernen Gebäude und Monumente findet der Verfasser schwer, deutsch, wogegen die steinerne Spitzenarbeit des Stephansthurmes ihn entzückt. Nachdem er die herrlichen Umgebungen unserer Stadt poetisch gepriesen, spricht der Verfasser von unseren Frauen, die er schön und reizend findet; die Damen der hohen Gesellschaft erscheinen ihm besonders elegant. Nur daß die Wienerin auf die feine Taille, die Wespentaille, so hohen Werth legt, ist ihm unbegreiflich; es sei denn, daß sie sich dadurch von den Orientalinnen unterscheiden wollen. Das Urtheil der Männer erscheint ihm etwas verworren, besonders wenn von der Politik die Rede sei, was wohl mit den komplizirten Verhältnissen des Reiches zusammenhänge — mehr noch, wollen wir hinzufügen, weil der Fremde das Reich der Unwahrscheinlichkeiten nicht so rasch begreift. Von der kaiserlichen Familie entwirft der Verfasser Bilder, die im ganzen sympathisch genannt werden können. Der „Graf" schildert das Verhältniß des Kaisers zu verschiedenen politischen Parteien und rühmt u. a. die Arbeitslust und Thatkraft des Monarchen, welcher schon von fünf Uhr morgens an Aktenstücke unterzeichne und sein

Digitized by Google

Frühstück oft in der Eile an seinem Schreibtische verzehre. Der Grazie Geschmeidigkeit und Eleganz der Kaiserin spendet der Verfasser hohes Lob; niemand möchte ihr die Großmama glauben. „Die Kaiserin besitzt die für eine Frau, welche einen Thron theilt, seltene Tugend, sich niemals in die Politik zu mischen; eine Eigenschaft, die in einem konstitutionellen Staate doppelt kostbar erscheint." Schließlich giebt der Verfasser das Detail, daß die Kaiserin der Homöopathie huldige, wovon ihre allöopatischen Aerzte wahrscheinlich noch nichts wissen dürften. Sehr schmeichelhaft äußert sich die Schrift auch über das Kronprinzenpaar. Vom Kronprinzen Rudolf sagt die Skizze: „Sehr unterrichtet, sucht er mit Vorliebe die Gesellschaft von Schriftstellern und Gelehrten und hat eine große Freude, sie um sich zu schaaren, sie anzuziehen und zu fesseln; er bezaubert sie mehr durch seinen Geist als durch seine Herablassung; er hat den edlen Ehrgeiz, von Gelehrten und Künstlern mehr den Mann von Geist und Talent als den Prinzen loben und hochhalten zu lassen. Er steht mit der öffentlichen Meinung auf bestem Fuße, weil er sie eben als Mann, der sie nach ihrem richtigen Werthe würdigt, in Ehren hält. Er liebt die Presse und zählt unter seinen Freunden mehrere einfache Journalisten." — „Die Prinzessin Stephanie ist fröhlich und plaudert gerne und geistreich, sie ist frisch an Leib und Seele; in ihr ist die bezaubernde Jugend verkörpert, und so weiß sie alle Herzen zu gewinnen. Ich habe sie als Kind in Brüssel gekannt; als ich sie in Wien wiedersah, erinnerte sie sich sofort meiner und sagte, um zwischen uns jede frostige Etikette zu verbannen, lächelnd zu mir: „Mein lieber Graf, Sie werden für meine Kinder ebenso liebenswürdig sein, als Sie es für mich waren." Die Erzherzogin verehrt die Kinder, und zahllose Züge geben Zeugniß von dem Interesse, das sie selbst an jenen nimmt, die sie in der Straße begegnet. Die kaiserliche Prinzessin ist eine gute Musikerin. Diese Eigenschaft theilt sie mit dem Hause Oesterreich, das diese Kunst stets gepflegt hat."

Salon-Büchertisch.

„Gedichte" von Martin Greif. Dritte, durchgesehene und stark vermehrte Auflage. 1883. Stuttgart, Cotta. Zu den eigenthümlichsten Vertretern der Lyrik in Deutschland gehört der Dichter Martin Greif, der sich auch nicht ohne Glück als Dramatiker versucht hat und selbst auf der Bühne des Wiener Burgtheaters eines seiner Stücke (Prinz Eugen) hat aufführen sehen. Er ist vielleicht der Einzige unter seinen Zeitgenossen, welcher die großen Traditionen der Meister in seiner Kunst festhält und fortpflegt. Durch seinen Anschluß ans Volkslied in der schlichten, lakonischen Sprache, in der Einfachheit der metrischen Formen, in der Wahl der Motive, die er balladenmäßig darstellt, schließt sich Greif jener Kunstrichtung in der Lyrik an, welche von Goethe über Uhland führt und in dem erst vor nicht ganz zehn Jahren gestorbenen Eduard Mörike ihren letzten großen Vertreter fand. Aber Greif hat auch seine deutlich erkennbare Physiognomie. Es nimmt keiner seiner Zeitgenossen den Beruf und die Aufgabe der lyrischen Kunst — einer irdisch so undankbaren Kunst — so ernst und heilig, wie er. Das Bild eines nach allen Seiten hin sich entfaltenden menschlichen Lebens, mit der ganzen Fülle der Gefühle, den abwechselungsreichen Stimmungen eines solchen, soll die zum Bande vereinigte Gesammtheit seiner Lieder liefern. Die Muse mahnt ihn, da sie an ihn den Ruf zur Kunst ergehen läßt:

„Singe, hebe Deines Lebens
Tiefgeschöpftes Bild hervor.
Mal die ernsteren Gesichte,
Die Du sahst in mancher Noth,
Blicke auch zurück ins lichte,
In Dein Jugendmorgenroth.
Deute wachsend in Erfahrung
Männlich frühen Grames Spur,
Aller Zweifel reiche Nahrung
Löse Dein Empfinden nur!"

Auch in dieser, rein dem stimmungsvollen Augenblick gewidmeten Kunst der Lyrik steht dem Dichter ein gewisses Ideal von der Menschheit vor Augen, dessen Bild sich in seinen Liedern abspiegeln soll; seine Wurzel hat es natürlich im individuellen Leben des Dichters selbst, aber es beherrscht doch alle seine Aeußerungen. Es hält ihn davon zurück, allzu individuell, allzu persönlich zu werden; es ist vor allem der letzte

Digitized by Google

Grund jener wichtigsten Eigenschaft seiner Lyrik: ihrer Objektivität, ihrer Gegenständlichkeit, ihres stets nach außen, auf die Welt gerichteten Sinnes. — Das Leben nun, das sich in diesen Gedichten entfaltet und ausspricht, ist von einem ganz eigenthümlichem, tiefem Reize. Nirgends ein Ton wilder losbrechender Leidenschaft, eher ist alles stillverhalten, gedämpft. Der Ausdruck bildlich, symbolisch, zuweilen sogar dunkel. Und dabei: eine männliche Energie in der Gesinnung, eine antike Schlichtheit in den Maximen, eine Größe im sittlichen Urtheil, die vertrauensvoll aufschauen läßt. Und bei all' dieser Stärke wieder: ein Gefühlsleben von einer überaus feinen Zartheit und Innigkeit, einer leichten Erregbarkeit und hohen Gefaßtheit, einer tiefen Schwermuth bis zur Melancholie, daß selbst der überaus gedämpfte Ton des Sprechers Ergriffenheit bis zur Erschütterung des Lesers nicht vermeiden kann. Es ist ein einsamer Mensch, in dem die Poesie als mächtiges Element seines Lebens innewohnt und wahrlich nicht immer zu seiner Ruhe:

Belladonna, Belladonna
Wob das Schicksal mir ums Haupt,
Von dem trügerischen Kranze
Ward mir früh mein Glück geraubt.

So ganz verschieden er sich auch zur Muse stellen mag: in diesen Zeilen spricht auch er es aus, was Byron vom Dichter sagt: daß er den Kainsstempel auf seiner Stirn trage. Greif ist zu empfindsam, zu reizbar im Gefühle, um viel unter Menschen leben zu können und sucht daher mit Vorliebe die Einsamkeit auf; aber er ist doch gleichzeitig eine zu menschlich liebebedürftige Natur, um nicht diese Einsamkeit auch zuweilen qualvoll zu empfinden. Er liebt die Menschen. Er fühlt aber die großen Mächte, welche das Leben beherrschen, lebhafter und ist tiefer von ihnen ergriffen, als die anderen. Den Kopf hoch erhoben, trägt er den Blick weit hinaus über die engen Grenzen der Gegenwart; er hat ihn in die unveränderliche Ewigkeit gerichtet: Die unergründlich gesetzmäßige Natur. Am liebsten denk ich mir Greif so als blinden Seher, wie die Alten den Dichter sich dachten: sein Auge streift hinweg über die Köpfe des lauschenden Volkes, weit in die Ferne verloren; seiner selbst vergessen, ganz erfüllt vom Bilde, das ihm vorschwebt, spricht er in kurzen Tönen oder in hymnisch dahinströmenden Versen aus, was er schaut, wenn einmal der Geist über ihn kommt. Aber nicht Stolz, sondern tiefste Demuth ist dann in ihm. Sein weites Gesicht macht ihn nicht kühner, als die anderen, sondern läßt ihn vielmehr um so tiefer, gebeugter die Abhängigkeit des Menschen vom Unendlichen fühlen. Ja, man könnte mit einigem Rechte sagen, daß das religiöse Fühlen den Grundton von Greifs Seele bildet. Damit erklärt sich sein enthusiastischer Kultus der Natur. In ihr findet er jene Ruhe, nach der sich sein vom Zwiespalt und Streit der Welt beängstigtes Gemüth so sehr sehnt. Vor der Natur ist er wunschlos und erfüllt vom unschuldsvollen Genuß, der mit Erkenntniß und Andacht verbunden ist. Sie ist ihm nicht bloß Sinnbild menschlichen Lebens, sondern an sich, in ihrer unendlichen Mannigfaltigkeit des Erscheinens Gegenstand der Liebe. Sie ist erhaben über die Vergänglichkeit: „Schön bist Du so, wie Du es warst seit zahllosen Tagen. Wann längst ich zerfallen, preist Dich ein anderer." — Es steckt ein tiefer, hoffnungsloser Pessimismus in ihm, der bald zur Resignation abgeklärt, bald in kurzen erschütternden Lauten sich Ausdruck verschafft. Er sieht keinen Zweck des Lebens ein und doktrinäre metaphysische Ideale existiren nicht für ihn, den ganz an die konkrete Anschauung gebundenen Sinnenmenschen. Aber die christliche Lehre der Erlösung ist ihm um so tröstlicher und verehrungswürdiger. — Dies beiläufig dürfte eine Andeutung seiner Gemüthsart geben. Aber erschöpft ist damit der Inhalt seiner Lyrik noch keineswegs. Denn er läßt sich auch von der lebhaften Theilnahme am Leben seiner Nation und Zeit zu dichterischer Produktion veranlassen, so daß wir das Bild eines in Kunst- und Weltgeschichte, in Literatur und Leben wohlbewanderten Mannes erhalten, der sich auch gar nicht scheut, seine Meinung zu sagen, selbst wenn sie von der des Tages abweicht. — Aber seine eigentliche Kunst ist das reine Lied, die Hymne, das die Stimmung des Augenblicks fixirende Naturbild, wenn er nicht zu weit im bloß Malerischen geht und dadurch zum eigenen Schaden die Grenzen seiner ans bloße Wort gebundenen Kunst überschreitet. In den Balladen, um die er sich durch zahlreiche Versuche sehr bemüht, ist er selten so glücklich, wie in einzelnen wenigen wirklich gelungenen Stücken. Das kleine, genrehafte, rein zuständliche Bild gelingt ihm am besten. — Wenn Greif auch nichts weiter veröffentlicht hätte, als die ersten siebzig Seiten seines fast siebenmal so starken Buches: so wären sie allein schon imstande, ihn in die erste Reihe der deutschen Lyriker zu stellen.

Dr. Moritz Necker.

Digitized by Google

„Von Lenz zu Herbst" von Günter Walling. Ungewöhnlich in Bezug auf Inhalt wie auf Formschönheit vieler, ja der meisten Stücke erweisen sich die Dichtungen von Günter Walling: „Von Lenz zu Herbst". (Leipzig. W. Friedrich.) Sie sind der Spiegel einer hohen, feingestimmten Seele, welche Herzens- und Geisteseindrücke gleich individuell aufzufassen und meisterhaft wiederzugeben weiß. Als bezeichnende Probe rein lyrischer gemüthvoller Liederdichtung mögen die schönen Strophen gelten: „Sowie der Zephyr leise, — Wenn es vorher gewittert — Ueber die Blumenbeete — Mit irrem Fluge zittert, — Umschweben meine Lieder — Mit schwankem Flügelschlage — Dich wieder, immer wieder — An jedem neuen Tage!" — — Gedankenschwerer und durchdrungen von dem eigentlichen Impulse unseres Dichters, seiner hohen Liebe zu der sich in Kunst und Natur offenbarenden Schönheit sind die formvollendeten Sonette: „Einem jungen Künstler", sowie alle in den Cyklen: „Kunst" und „Aus Italien" zusammengefaßten Nummern, welche letztere wohl in den „Rosen Paestums" ihren Höhepunkt erreichen, während erstere in den wiederholten Angriffen auf Rückert den zahlreichen Liebhabern „Freimunds" mindestens etwas befremdend erscheinen müssen. Ganz eigenartig, offenbar aus eigener Anschauung, genialer Auffassung und gründlicher Kenntniß vergangener Kulturepochen entsprossen, ist der Inhalt der Abtheilung: „Aus der Maurenzeit." In den fremdartigen Zauber jener längstversunkenen, wunderbaren Tage fühlen wir uns durch Gedichte wie: „Auf, auf zu den Alpujarren" und „Ommejahs Tod" sofort hineinversetzt. Bei aller Anerkennung für das Hohe und Gewaltige dieser Schöpfungen möchten wir doch den Preis der Sammlung — insofern er nicht von vornherein dem in Wien preisgekrönten Stimmungsgedicht: „In der Dämmerstunde" gebührt — den leicht graziösen, an Versmaß so entzückend gewandten Freskobildern: „Menuett" und „Das Fräulein von Lavallière" zuerkennen. Die Freude über diese zwei Stücke allein läßt es dem Dichter reichlich verzeihen, daß er den Werth seiner Leistungen hier und da überschätzte und Gedichte wie z. B.: „An eine Kokette", „Fragen", „An Frau . . .", „Plapperschlange" mit in die schöne Sammlung aufgenommen hat.

„Die Rosenzauberin" von August Silberstein. Berlin und Leipzig. Verlag von Wilhelm Friedrich, königl. Hofbuchhandlung. Ein Stück mittelalterlicher Romantik, wie es lieblicher und ästhetisch schöner nicht gedacht werden kann, hat sich hier der beliebte und gefeierte österreichische Dichter August Silberstein zum Vorwurf einer in wechselnden, kunstvoll geschlungenen Rhythmen dahinwogenden erzählenden Dichtung gewählt. Wie die Heldin derselben Rosen erblühen läßt aus dürrem Samen im engen Kämmerlein, hat der Dichter aus dem, der Zeit düstersten Aberglaubens entnommenen Stoff, frisches, klingendes, blühendes Leben sprießen lassen, durchrankt von den Rosen eines zarten innigen Liebesidylls. Die Fabel der „Rosenzauberin" ist in Kürze folgende: Ein hochgeborener Ritter kommt als Knappe verkleidet Brautschau zu halten bei einer schönen verwittweten Burgfrau, deren trotziger Hochmuth ihn zurückschreckt, und als er, ohne von ihr zu Imbiß und Rast geladen, die ungastliche Burg verlassen will, lädt ihn der Thorwart in seine eigene Behausung zum Verweilen ein und hier spinnt zwischen dem Gast und dem holdseligen Töchterlein des Alten die Liebe ihre goldenen Fäden. Die Herrin vernimmt in ihrem einsamen Burggemach Harfenspiel und Gesang des fremden Reitersmannes, belauscht die beiden, wird entsetzt ihres Irrthums gewahr und von wüthender Eifersucht gepackt. Als die Tochter des Burgwarts dem Scheidenden den Helm reicht, streift sie ein Kränzlein davon ab, dessen welken Blumen Samenkörner entfallen, die sie im treuen Gedanken an den fernen Geliebten in ihrem Stübchen zum Grünen und Blühen bringt. Die armen Rosen, welche während des harten Winters unter der Pflege des holden Kindes sich erschlossen haben, müssen der Rache der Schloßherrin zur Handhabe dienen, um das Kind ihres Untergebenen der Zauberei anzuklagen. Sie wird als Hexe zum Flammentode verurtheilt, doch natürlich errettet der Geliebte „den Schatz im goldenen Haar" von dem furchtbaren Tode. Das Wie mit seinem sinnigen Verknotungen möge ein jeder selbst in A. Silbersteins herzbestrickenden Versen nachlesen. Auf einzelnes besonders Schöne des Inhalts hinzuweisen, ist schwierig, da es des Schönen gar zu viel darin giebt. Leicht hat sich der Dichter die Arbeit nicht gemacht, denn die wechselnden Rhythmen sind oft von schwierigem, hier aber mit spielend anmuthiger Leichtigkeit gehandhabten Formen. Es scheint aber über dem Garten der deutschen Dichtkunst ein lichtes, lebensfrohes Morgenroth emporzusteigen, der Lerchenflügelschlag neuen Erwachens scheint sich über der Schwüle

Digitized by Google

der Schenken und Fahrenden und dem trüben Nachtschattenduft der Pessimistenlyrik aufzuschwingen. Auch A. Silbersteins „Rosenzauberin" stimmt in das Lerchenlied holder Lebensfreudigkeit aufjauchzend ein, ein rosiger Schein jungen Morgenroths färbt seine Schwingen. — Wer A. Silbersteins sinnige Poetennatur aus seinen „Dorfschwalben", „Alpenrose von Ischl", „Mein Herz in Liedern" und andern früheren Gaben noch nicht kennen sollte, wird ihn sicher aus dieser einen Dichtung von Herzen lieben lernen; solche, die ihn längst kennen, werden in der „lieblichen Rosenzauberin" ein glückliches Vorwärts auf der Poetenlaufbahn August Silbersteins erblicken. S.

„Das Lied von der Nähmaschine". Als Beweis, wie der zarteste Poetenidealismus sich mit dem modernsten Realismus unserer geschäftigen Großstädte wohl verträgt, mag „Das Lied von der Nähmaschine" gelten. (Aus dem Ungarischen des Josef Kiß, übersetzt von Ladislav Neugebauer. Leipzig. Otto Wigand.) Er erzählt in fließenden Versen, die auch in der Uebersetzung meisterhaft wiedergegeben sind, die Geschichte eines selbstlosen, treuen Frauenherzens, das voll rührender Entsagung für andere schlägt und lebt und selbst die heimlich genährte Hoffnung auf ein eigenes Lebensglück tapfer und unter Thränen lächelnd d'ran giebt. Die Fabel des kleinen Werkes ist bei aller Lieblichkeit zu schlicht, um sie dem Leser vorher zu verrathen. Wir wünschten, daß recht viele sich die Lösung des Räthsels, was wohl die Nähmaschine mit dem Opfersinn eines holden, guten Mädchens zu thun habe, aus dem netten, fein und reich ausgestatteten und illustrirten Bändchen selbst holen möchten.

„Im Pußtenlande". Ein gutes Buch über Land und Leute in Ungarn ist dem deutschen Leser stets eine willkommene Gabe, zumal wenn sie ihm von einem Autor geboten wird, der wie Hugo Klein mit all' den eigenthümlichen Sitten und Gebräuchen der Magyaren wohlvertraut ist und der es liebt in das volle Menschenleben zu greifen. Seine soeben bei Richard Eckstein Nachfolger (Carl Hammer) in Berlin erschienenen Novellen „Im Pußtenlande" (Preis 2 Mark) bieten sehr viel des Originellen in schöner, klarer und doch mit poetischem Schwung geschriebener Prosa. In der „Kußstunde" schildert Hugo Klein einen der noch in wenigen Ortschaften erhaltenen Kußgebräuche des Zalaer Komitates, wo die zu Verlobenden eine Stunde allein gelassen werden und das Mädchen gewöhnlich erst in der letzten Minute sich entschließt den Kuß zu gewähren, der den Anbeter zum Bräutigam erhebt. An diese eigenartige Sitte knüpft Klein eine seiner duftenden Novellen, voll dramatischer Spannung und Verwickelung . . . In der „Rose von Törökö" entwickelt Klein neben schalkhaftem Humor Töne von tiefer Tragik. Das schön geschilderte Fest der „Pfingstkönigin" bildet den ethnographischen Hintergrund der Novelle. Der schönste Bursche des Dorfes Horváth Peti, hat als Pfingstkönig die Königin zu wählen. „Welcher wird er den Brautkuß geben? Keine Lippe sprach es, jedes Auge fragt es." Er nahm Juliska, die dieses Glück am wenigsten gehofft und vom Glück überwältigt in den Armen des Pfingstkönigs stirbt. Eine dritte Novelle „Fünfzig Jahre" führt uns das Familiendrama derer von Keviczky vor, das sich am Ufer der Theiß abspielt, voll tiefer Melancholie und Lebenswahrheit. Die drei nicht speziell erwähnten Novellen reihen sich ihren Schwestern würdig an und dürfte „Im Pußtenlande" von Hugo Klein bald zu den Lieblingen des deutschen Lesepublikums zählen.

„Was die Großmutter erzählt". Bilder und Märchen für die Frauenwelt von Lilly Baronin von Bietinghof. (Dorpat, Riga, Leipzig, Schnakenburgs Druck und Verlag.) Wie zarte, verspätete Schmetterlinge, die versäumt haben, mit den Rosen schlafen zu gehen, muthen diese Märchen den Leser in unserer so wenig romantischen Zeit an. Aber mögen zartbesaitete Gemüther immerhin Muße und Stimmung finden, sie zu lesen, es wird keinen gereuen, der Verfasserin in ihre Zauberwelt gefolgt zu sein. Ganz besonders ansprechend, originell, ohne Anlehnung an berühmte Muster sind u. a. „Die Passionsblume", „Brennende Liebe", „Die todte Stadt", „Das Nordlicht", „Die Seerose" u. a. m. Ein Schleier der Wehmuth breitet sich fast über sämmtliche Bilder, sie bergen dabei unter der schimmernden Märchenhülle einen tüchtigen, ethischen Kern und sind von einer aufrichtigen, durchaus diskreten Frömmigkeit durchhaucht, die auch freieren Gemüthern nicht aufdringlich erscheinen wird. Schade ist es, daß einiges weniger werthvolle mit auf-

Digitized by Google

genommen ist. Ein Abschnitt des Buches „Der Großmutter Bilderbuch" enthält eine recht ansprechende Schilderung der häuslichen Feier der Kirchen- und Familienfeste in den baltischen Provinzen.

Auch **„Kleine Schelme oder glückliche Kinder"**, von Tante Alice, in demselben Verlag erschienen, bringt Bilder häuslichen Lebens unserer deutschen Brüder am baltischen Strande schalkhaft erzählt. Die kleinen, glücklichen Schelme vollführen ihren harmlosen Kinderunfug, weinen und lachen, spielen und freuen sich ihres Lebens mit so viel unschuldiger Grazie, daß man sie am Schluß des kleinen Buches herzlich lieb gewonnen hat. Mütter, Tanten und Kinderfreunde, auch die Kinderwelt selbst, werden an den „Lustigen Geschichten aus dem Familienleben der baltischen Lande" ihre rechte Freude haben.

Unser Bildertisch.

Malerpech.

(Mit Illustration.)

Sommertag ist's! Voll glühenden Brandes
Heute die Sonne herniederstrahlt;
Selbst an der einsamen Stelle des Strandes,
Wo unser fleißiger Landschafter malt.

Niemand lauscht? Kein müßiger Geselle
Rings zu sehen? — Kein Störgeist naht? —
Rasch denn hinein in die kühlende Welle,
Schnell in das wonnige, labende Bad!"

Also erquickt er im Bade die Glieder;
Kühlende Lüfte die Wellen umweh'n.
Doch, wie er aufblickt zum Uferrand wieder —
Schrecken, Entsetzen! Was muß er da seh'n!

In seinem mühsam entworfenen Bildniß
Wühlt eines Büffels zerstörendes Horn!
Unter dem schattigen Baum eine Wildniß
Schuf dieses Ochsen erschrecklicher Zorn!

Starr blickt er hin mit stummem Entsetzen!
Endlich brummt in den Bart er hinein:
„Nun, um ein Kunstwerk roh zu zerfetzen
Braucht man ein Kritiker nicht zu sein!"

Der kleine Befehlshaber.

(Mit Illustration.)

Aufgepaßt, mein Herr Rekrute,
Jetzo geht's ans Exerzieren!
Aufgepaßt, Er kennt die Ruthe,
Also rath' ich zu pariren!
Anderseits winkt ihm der Knochen
Von dem saft'gen Mittagsbraten —
Merk' Er sich, was ich gesprochen,
Und was ich ihm angerathen! —

Aufmerksam mit klugen Blicken
Hat der Karo das vernommen,
Hat er doch trotz mancher Nicken
Stets den Knochen noch bekommen.
Und nun geht's ans Exerzieren,
Männchen machen, Leinespringen,
Bellen, Knurren, Apportiren,
Peitsche suchen und dann bringen!

Wie fühlt Fritzchen sich gehoben
Zu dem strengen Kommandiren,
Und wie stolz, wenn er kann loben,
Was der Karo that vollführen.
Und mit Grazie reicht den Knochen
Er dem Hund dann als Belohnung,
Wie vorher er ihm versprochen, —
Und giebt ihm für heute Schonung.

Gönnt dem Kleinen seine Würde,
Laßt ihn drohen mit der Ruthe, —
Ach, er ahnt nicht, welche Bürde
Einst auch ihn trifft als Rekrute;
Wenn sein Karo längst verendet,
Kommt für ihn das Exerzieren,
Und kein Knochen wird gespendet
Da für trefflichstes Pariren!

Julius Keller.

Digitized by Google

Wilhelm Busch. (Mit Illustration.) Wer kennt sie nicht, die drolligen Bilderpossen „Hans Huckebein, der Unglücksrabe", „Max und Moritz, die bösen Buben", die prächtigen Figuren: „Der heilige Antonius von Padua", „Pater Filucius", „Die Partikularisten", „Die fromme Helene" ꝛc. Jung und alt erfreut sich an den stark karrikirten, aber mit einem brillanten Humor erfundenen und wiedergegebenen Gestalten und Burlesken. Ihren Schöpfer, Wilhelm Busch, Maler und Dichter zugleich, bringen wir heute in einem wohlgelungenen Porträt. Sein Humor ist ein harmloser, gutmüthiger und seine Satire nicht mit so scharfer Würze gepfeffert, wie der mehr kritische norddeutsche Witz, der sich auch mehr an die Tagesgrößen und -Thorheiten hängt. Wilhelm Busch ist einer der Großmeister der „Fliegenden Blätter", der populärste Mitarbeiter an den geradezu klassischen Münchener Bilderbogen, der Chronist von Max' und Moritz' unsterblichen Streichen, der Schilderer der bösen Buben von Korinth, der Zeichner von „Kunterbunt", der „Schnacken und Schnurren", der Homer des unmenschlichen Katzenjammers. Sein „Heiliger Antonius" und „Pater Filucius", seine „Bilder zur Jobsiade", „Die fromme Helene" mit den köstlichen Zeichnungen und den burlesken Versen gehören zu den besten Leistungen deutschen Humors und manche seiner Verse sind geflügelte Worte geworden. Uebrigens hat Wilhelm Busch auch ein ernstes Buch „Kritiken des Herzens" geschrieben, welches manchen schönen stimmungsvollen Vers und manche Lebenswahrheit enthält. Unser Künstler wurde zu Wildenfuhl (Provinz Hannover) am 15. April 1832 geboren. Von seinem 16. bis zu seinem 19. Lebensjahre besuchte er die polytechnische Hochschule zu Hannover, studirte dann im Antikensaale der Düsseldorfer Kunstakademie und besuchte alsdann die Malerschulen und Akademien in Antwerpen und München. Im Jahre 1859 trat er mit den „Fliegenden Blättern" zuerst in Verbindung und alsbald wurde er in ganz Deutschland und im Auslande populär. Seine Bilderpossen sind in vielen Tausenden von Exemplaren verkauft und ins Englische und Französische übersetzt worden. Als leidenschaftlicher Bienenzüchter lebt er seit den letzten Jahren in seinem stillen Heimatsorte.

Ein musikalischer Genuß. (Mit Illustration.) Ein alter blinder Geiger im Hause der Vornehmen! Er spielt den Kindern des Hauses ein Liedchen auf der Geige vor, während seine Enkelin und Führerin, ein blondes, kleines Mädchen, zu seinen Füßen kauert und still den Melodien des Großvaters lauscht. Ein einfacher aber poetisch gedachter Vorgang, der liebenswürdig und anmuthig von dem Maler dargestellt ist.

Digitized by Google

Neueste Moden.

Nr. 1. Hut aus moosgrünem Sammet.

Derselbe ist ganz mit Sammet überzogen und der Schirm in tiefe Röhren-Falten gebrochen. Unter dem Schirm ist eine Garnitur von mattrosa Gänseblümchen an-

Nr. 1. Hut aus moosgrünem Sammet.

gebracht. Ebensolche Blumen, jedoch sehr große, verzieren den Hut obenauf. Eine Draperie von grünem Seiden-Tüll überdeckt dieselben. Binde-Bänder von Sammet.

Digitized by Google

Nr. 2. Bestickte Weste.

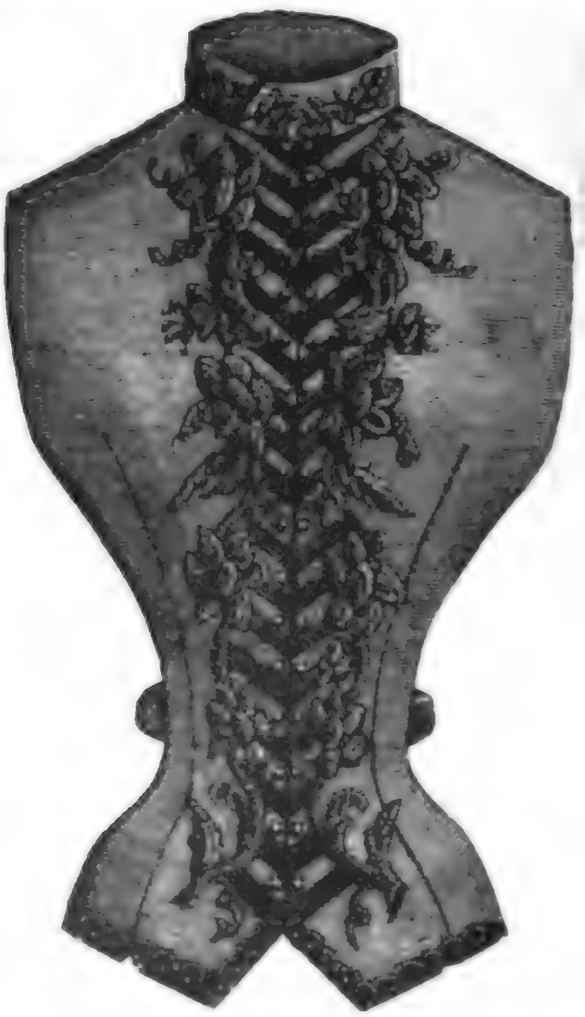
Weste aus glattem, beliebigem Stoff mit einer Stickerei von Perlen, mit Galons besetzt und eingefaßt.

Nr. 3. Aufsatz für alte Damen.

Für alte Damen ist dieses Häubchen sehr elegant und bequem und dabei recht kleidsam. Es ist aus guten weißen Spitzen gefertigt und mit weißer Seide gefüttert. Große dunkelrothe Rosen sind an der Seite angebracht, können aber auch ebenso gut durch farbige Bandschleifen ersetzt werden.

Nr. 4. Diner-Toilette.

Der erste Rock von mattblauem Taffet hat sechs Falbeln. Der zweite Rock ist



Nr. 2. Bestickte Weste.

von hellblauem Sammet-Ottoman, vorn vom untern Rand bis an die Kniee geschlitzt. In der Mitte dieser Schlitze mit dunkelblauen Sammet-Rosetten zusammengefaßt. Die Tunika vorn ist ebenfalls mit dunkelblauen Sammet-Rosetten zusammengehalten. Die knapp anliegende Columbinen-Taille von Sammet-Ottoman hat verkürzte Aermel und ist sowohl an der Taille unten herum, sowie am Halsausschnitt und an den Aermeln mit Rüschen von dunkelblauem Sammet-Band besetzt. Am Hals und den Aermeln gekrauste Spitzen.

Nr. 5. Anzug für Abend-Toilette.

Der erste ganz glatte und enge Rock ist von rubinrothem Sammet, crèmfarbig und rubinroth bestickt. Das in Falten gezogene Vordertheil, die Aermel und die Tunika sind von crèmfarbigem Taffet mit rubinrothem Sammet broschirt. Die Tunika ist in gleichmäßige Falten auf den unteren Rock vertheilt und ist vorn, soweit die Stickerei des ersten Rockes reicht, verkürzt. Die Aermel sind faltig, sowie

Digitized by Google

das Vordertheil, welches durch einen spitzen, ebenfalls gestickten Gürtel von rothem Sammet zusammengehalten wird und sich unter diesem, eine Puffe bildend, zurückschlägt. Madrilenen-Weste ohne Aermel von besticktem rubinrothem Sammet.

Nr. 6. Kleid für junge Mädchen.

Der Rock des Kleides ist von crèmfarbigem Taffet und ist der ganzen Länge nach mit granatrothem Sammetband in gleichmäßigen Entfernungen besetzt, von welchen unten die Schlupfen auf Doppel-Falten von crèmfarbigem Taffet fallen. Tunika von Taffet, ebenso die Taille Diese ist mit Falten-Lagen besetzt, welche sich oben kreuzen. Die verkürzten Aermel haben oben Puffen, wo sie mit einer Spange von granatrothem Sammetband gehalten werden. Gürtel in zwei Farben, crèm-

Nr. 3. Aufsatz für alte Damen.

farbiges Taffet- und granatrothes Sammetband, welches an der rechten Seite in langen Schleifen herabfällt. Das Unterhemdchen von weißer Gaze ist in Falten gezogen. Halskrause und Manschetten von Gaze sind mit granatrother Seide bestickt. Crèmfarbene Seiden-Strümpfe mit granatrother Seide durchnäht.

Nr. 7. Anzug für Mädchen von 8 bis 10 Jahren.

Das Kleid ist von dunkelblauem Thibet. Der Latz, die Bretellen, Aufschläge und Kragen sind mit bretagnischer Stickerei in gold, blau und roth verziert. Mit einer ebensolchen Stickerei ist die breite lose Schärpe von blauem und rothem Seidenband, sowie der Rock versehen. Die lose Taille ist an den Hüften zusammengezogen, der Rock in tiefe Falten gelegt und unten mit einem kleinen Plissé versehen. Der Hut ist mit Thibet überzogen und mit einem Tuff von blau-, roth- und goldfarbigem Seidenband besetzt.

Digitized by Google

Nr. 4. Diner-Toilette. Nr. 5. Anzug für Abend-Toilette. Nr. 6. Kleid für junge Mädchen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Nr. 8 u. 9. Morgen-Anzug fürs Haus. (Vorder- und Rückansicht.)

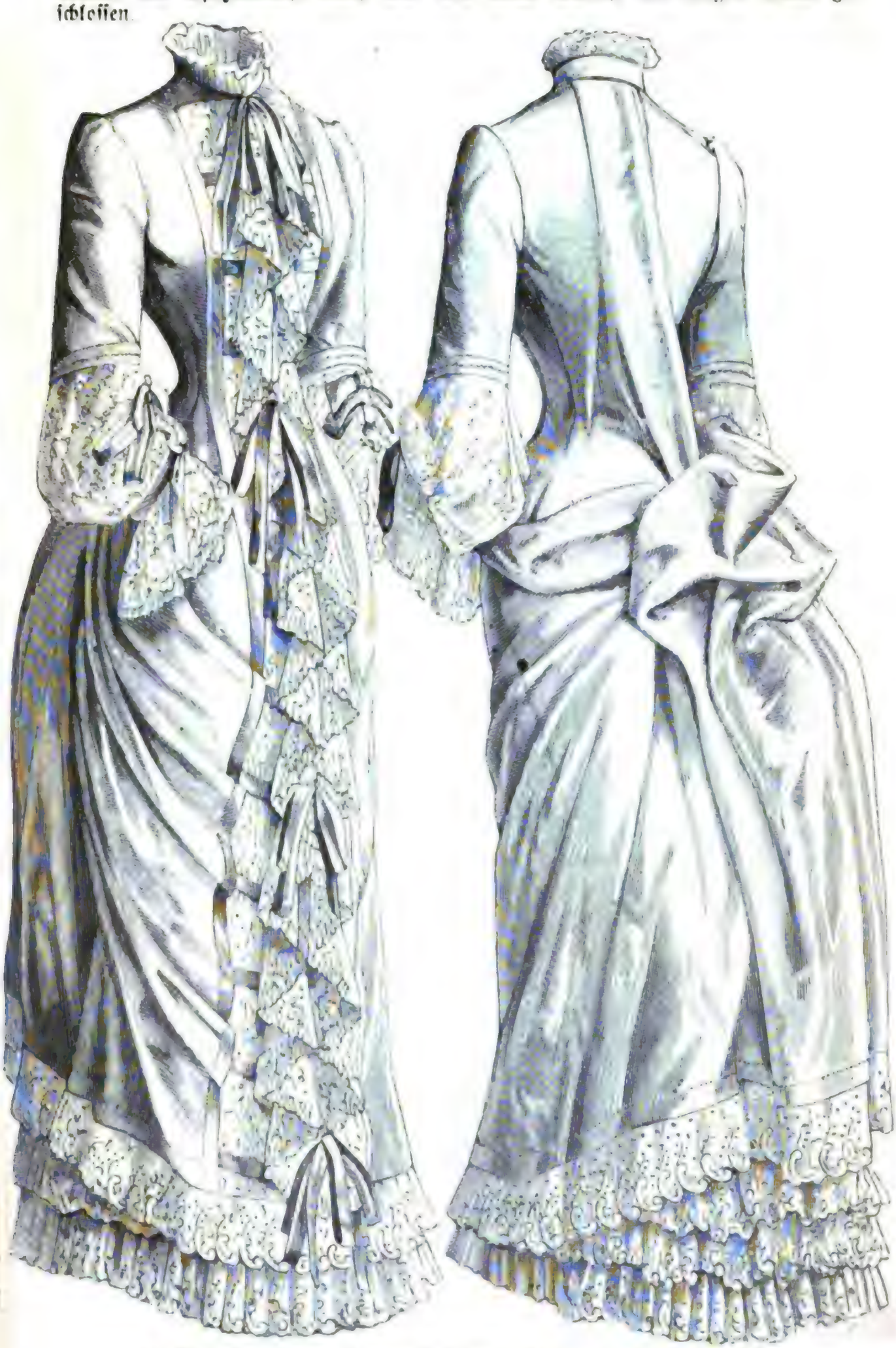
Von mattrosa Surah. Der erste Rock ist ein falscher mit mehreren Falbeln. Die Tunika von Surah ist an die vorn glatt anliegende Taille geschnitten und von oben bis unten mit Spitzen-Krausen, welche durch Atlas-Bandschleifen gehalten

Nr. 7. Anzug für Mädchen von 8 bis 10 Jahren.

werden, besetzt. An beiden Seiten der Spitzen-Krause gehen aufgenähte Bänder in der Länge herab, sowie auch in gleichmäßigen Zwischenräumen quer durch. Der Rücken ist ebenfalls im Ganzen geschnitten und, an den Schultern anliegend, im Rücken mit einer Watteau-Falte versehen, welche sich in dem zusammengefaßten Puff verliert. Die verkürzten Aermel sind durch einen breiten Spitzenvolant ver-

Digitized by Google

längert, welcher durch Atlasband-Schleifen zusammengehalten wird. Stehkragen von Surah mit Spitzenkrause durch eine rosa Atlas-Schleife mit langen Enden geschlossen.

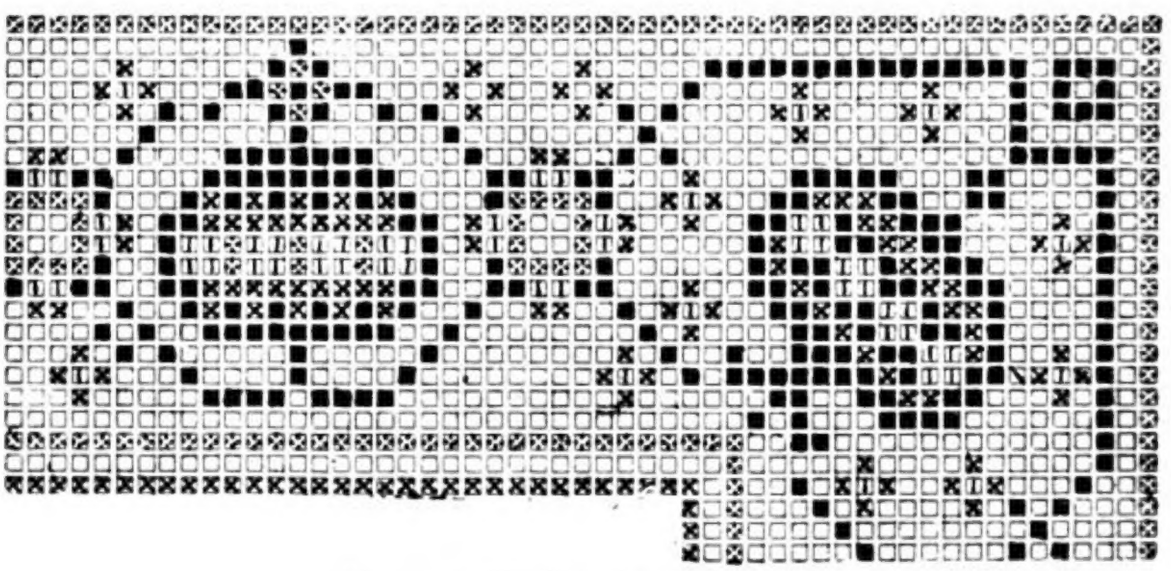


Nr. 8 u. 9. Morgen-Anzug fürs Haus. (Vorder- und Rückansicht.)

Nr. 10. Herren-Mütze mit Applikation.

Diese Mütze ist aus maronenfarbigem Sammet gefertigt und mit einem Futter von marineblauer Seide versehen. Die Figuren auf derselben sind von marineblauem Plüsch mit Krausgespinnst in Stahl umzogen und mit Seidenfaden aufgenäht. Die kleinen Figuren dazwischen sind mit kupferfarbiger Filoselleseide ausgeführt. Eine lange Quaste von maronenfarbiger Seide, sowie an den Rändern der Mütze eine ebensolche Schnure vervollständigen diese.

Nr. 10. Herren-Mütze mit Applikation.



Nr. 11. Tapisserie-Kante zu Decken ꝛc.

Nr. 11. Tapisserie-Kante zu Decken ꝛc.

Auf Sammet oder granatrothem Plüsch mit schwarz-, roth-, blau-, gelb- und braungoldiger Wolle ausgeführt. Man führt diese Stickerei auf Canevas, welcher dem Stoff aufgeheftet wird, in gewöhnlichem Kreuzstich aus. Nach vollbrachter Arbeit entfernt man die Canevas-Fäden, indem man diese behutsam einzeln herauszieht.

Redaktion, Verlag und Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 06355 4607

Digitized by Google

Digitized by Google